Allgemeine
Deutsche Biographie.

Dreiundvierzigster Band.

☞ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 43. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Dreiundvierzigster Band.

Wilhelm d. Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg — **Wölfelin.**

Auf Veranlassung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1898.

Wilhelm der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, war von den vier Söhnen Herzog Ernst's des Bekenners der jüngste und am 4. Juli 1535 geboren; seine Mutter, Sophie, war die Tochter Herzog Heinrich's von Mecklenburg († am 8. Juni 1541). Den Beinamen des Jüngeren erhielt er zum Unterschiede von seinem Vetter Wilhelm aus der Braunschweiger Linie, dem Bruder des bekannten Herzogs Heinrich d. J. Als der Vater am 11. Januar 1546 starb, war keiner der Söhne volljährig, und es mußte daher eine Vormundschaft eintreten. Der Vater hatte bestimmt, daß diese die Stände übernehmen sollten; aber bei der schwierigen Finanzlage, in der sich das Fürstenthum Lüneburg befand, zeigten diese sich dazu nicht geneigt. Ebensowenig Ernst's Brüder, an die man sich wandte, die Herzöge Otto von Harburg und Franz von Gifhorn. Der Kaiser ernannte daher den Erzbischof Adolf von Köln und dessen Bruder, Graf Otto IV. von Schauenburg, zu Regenten, die beide katholisch waren und deren Wahl daher mit etwas Mißtrauen im Lande aufgenommen wurde. Doch erwies sich dieses bald als unberechtigt, da sie sich aller Eingriffe in die erst kürzlich neugeordneten kirchlichen Angelegenheiten des Landes enthielten und die ganze Verwaltung einer Regierungscommission überließen, die in Celle ihren Sitz hatte und aus dem Statthalter Thomas Grote, dem Großvogte Jürgen von der Wense, dem Kanzler Balthasar Klammer und dem Dr. J. Möller bestand. In allen wichtigeren Angelegenheiten waren diese an die Zustimmung der Stände gebunden und mußten sie die Meinung der Regenten einholen. Die wichtigste Aufgabe, die ihnen oblag, war die Tilgung der Landesschuld. Diese zu mindern, beschloß man, die fürstliche Hofhaltung in Celle aufzuheben und die fürstlichen Kinder bei Verwandten und befreundeten Höfen erziehen zu lassen. Diese Maßregel scheint nur zum Theil ausgeführt worden zu sein. Bei W. trat sie in Kraft. Er kam, nachdem er daheim von Franz Megales, einem Schüler von J. Camerarius, unterrichtet war, mit einem Hofmeister Moritz Hoßmann 1548 an den Hof seines Großvaters, Heinrich's des Friedfertigen von Mecklenburg, wo er drei Jahre verweilte. Dann ging er zu weiterer Ausbildung nach Wittenberg, wo er übrigens auf der Universität nicht immatriculirt worden zu sein scheint, und darauf an verschiedene Höfe, den gräflich schaumburgischen, herzoglich mecklenburgischen und insbesondere den kurfürstlich sächsischen, wo er bei dem Kurfürsten August und seiner Gemahlin Anna freund-

liche Aufnahme fand. Wann er nach Hause zurückgekehrt ist, wissen wir nicht genau. Hier war inzwischen sein zweitältester Bruder Friedrich an den Wunden, die er in der Schlacht bei Sievershausen erhalten hatte, am 20. Juli 1553 in Celle gestorben. Dann hatte auf Grund des mit den Ständen unterm 1. April 1555 zu Oldenstadt abgeschlossenen Recesses der älteste Bruder Franz Otto auf sieben Jahre die Regierung des Landes übernommen. Aber lange, bevor diese Zeit verstrichen war, nachdem er dicht vorher im Anfang des Jahres 1559 sich mit Elisabeth Magdalene, einer Tochter Kurfürst Joachim's II. von Brandenburg, vermählt hatte, machte der Tod seinem Leben ein plötzliches Ende; er starb am 29. April 1559 in Celle an den Blattern. Am 12. Juni desselben Jahres hielten nun die beiden noch übrig gebliebenen Brüder, Heinrich und W., mit den Ständen in Celle eine Berathung, an der sich Graf Otto von Schauenburg, seit kurzem der Schwager der Brüder, und Bevollmächtigte der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg betheiligten. Hier wurde nun eine gemeinsame Regierung der beiden Brüder auf fünf Jahre festgesetzt. Sie sollten, machte man weiter aus, die alten Räthe behalten, in allen bedeutenderen Sachen ihren Rath einholen, bei Meinungsverschiedenheiten unter sich, ja selbst wenn sie zusammen anderer Ansicht wären als Statthalter und Räthe, der Meinung ihrer vier ältesten Räthe sich fügen, ohne ihren Rath auch kein Ehebündniß eingehen. So ist anzunehmen, daß W., der sich am 12. October 1561 mit Dorothea, der jugendlichen Tochter König Christian's III. von Dänemark, verheirathete, diesen Schritt nur mit Zustimmung seiner Räthe und seines Bruders Heinrich gethan hat, der wol gar das Versprechen gab, um das Land nicht zu sehr zu beschweren, seinerseits unvermählt zu bleiben, wie dasselbe Abkommen in der folgenden Generation unter Wilhelm's Söhnen nachweislich getroffen wurde. Ueberhaupt trat Heinrich sehr zurück hinter dem jüngeren Bruder, der die eigentliche Seele der Regierung war. Auf Wilhelm's Thätigkeit sind daher die meisten der gemeinsamen Regierungshandlungen zurückzuführen. Unter diesen war zunächst von großer Wichtigkeit der Ausgleich, der für die langjährigen Streitigkeiten mit der Stadt Lüneburg gefunden wurde. Ihn vermittelt zu haben, war besonders das Verdienst des Abts von St. Michaelis, Eberhard's von Holle; der Vertrag, nach dem die Stadt einen Theil der fürstlichen Schulden, ein Achtel der Reichssteuern übernahm, zu einer Beisteuer für die fürstliche Hofhaltung, für die Aussteuer von Prinzessinnen u. a. sich verpflichtete, wurde zu Celle am 19. März 1562 abgeschlossen. Am 19. August 1562 fand dann die Huldigung der Stadt Lüneburg statt, und ein Jahr darauf (19. Aug. 1563) bestätigten die Brüder den Ständen ihre Privilegien. Wieder ein Jahr später kam eine Reihe wichtiger Gesetze heraus, die Kirchenordnung, die Hofgerichtsordnung und eine Polizeiordnung („Reformation und Ordnung . . . in etlichen gemeinen Sachen"), die alle drei im J. 1564 in Wittenberg erschienen sind. Hierzu kam später (1576) noch das Corpus doctrinae Wilhelminum, das im wesentlichen mit dem wolfenbüttelschen Corpus doctrinae Julium übereinstimmte. Sonst war die Hauptsorge der Brüder auf die Abtragung der bedeutenden auf dem Lande lastenden Schulden gerichtet, mit der ein guter Anfang gemacht wurde. Auch nach Ablauf der ersten fünf Jahre setzten die Brüder die gemeinsame Regierung mit derselben Eintracht fort, bis der Entschluß Heinrich's, sich gleichfalls zu vermählen, zu völligem Zerwürfniß führte. Er vermählte sich im Jahre 1569 mit Ursula, der Tochter Herzog Franz' I. zu Sachsen-Lauenburg, und forderte nun eine Landestheilung, der sich jedoch W. und die Stände mit gleicher Entschiedenheit widersetzten. Schließlich wurde am 13. September 1569 ein Vergleich erzielt, nach dem Heinrich als Abfindung Schloß, Stadt und Amt Dannenberg, die dortige Propstei und das Kloster Scharnebeck, 4000 Thaler und

eine Jahresrente von 500 Thalern, W. aber das ganze übrige Fürstenthum bekam, dafür jedoch die gesammten Schulden, sowie die Reichs- und Kreissteuern übernehmen mußte. Ferner stellte W. dem Bruder für den Fall der Einlösung der Everstein-Homburgischen Pfandstücke und den Anfall der Grafschaften Hoya und Diepholz gewisse Entschädigungen in Aussicht. Im übrigen behielt sich Heinrich seine Erbrechte bei Erlöschen irgend eines Zweiges des Welfenstammes ausdrücklich vor, und in der That hat einer seiner Söhne, Herzog August, beim Aussterben des mittleren braunschweigischen Hauses (1634) die Regierung des Fürstenthums Wolfenbüttel angetreten und so das neuere Haus Braunschweig begründet. Je größer die Familie Heinrich's wurde, um so mehr gereuten diesen die Zugeständnisse, die er seinem Bruder gemacht hatte. Er forderte aufs neue eine Landestheilung und brachte sein Anliegen bei dem Kaiser vor, der den Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, den Herzog Christoph von Mecklenburg und den Herzog Johann zu Schleswig-Holstein zu Commissaren ernannte. Zwei Mal wurde zu Salzwedel zwischen den Parteien vergeblich verhandelt; erst nach Wilhelm's Tode kam zwischen seinen Söhnen und Heinrich ein Vertrag zu Stande, der letzterem insbesondere auch die Aemter Hitzacker, Lüchow und Warpke überlieferte und von den Ständen zu Uelzen unterm 26. November 1592 genehmigt wurde. Das Haupthinderniß, diese Verhandlungen zum Abschlusse zu bringen, war das schwere Gemüthsleiden gewesen, in das W. seit dem Jahre 1581 gefallen war, und das ihn zu einer selbständigen Führung der Geschäfte unfähig machte. Es wurden ihm sein Schwiegersohn Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg und Herzog Philipp II. von Grubenhagen zu Vormündern bestellt, doch hat die Last der Regierung in der Folge vornehmlich Wilhelm's treffliche Gattin, die Herzogin Dorothea, getragen, der dann allmählich bei dieser Arbeit der älteste Sohn Ernst zur Seite trat. In dieser Zeit erhielt das Gebiet des Fürstenthums Lüneburg eine nicht unbedeutende Erweiterung durch den Anfall der unteren Grafschaft Hoya, die aus den Aemtern Hoya, Nienburg, Liebenau, Alt- und Neu-Bruchhausen bestand und durch den Tod Graf Otto's VIII. in der Nacht vom 25. zum 26. Febr. 1582 erledigt wurde, sowie durch den Zuwachs der Grafschaft Diepholz, die auf Grund einer kaiserlichen Anwartschaftsertheilung vom 10. Juli 1517 nach dem Abscheiden des Grafen Friedrich († am 21. Septbr. 1585) von den Lüneburgern in Besitz genommen wurde. W. hat dann noch bis zum 20. August 1592 gelebt. In lichten Momenten beschäftigte er sich eifrig mit religiösen Dingen. Er besaß einen frommen, glaubensstarken Sinn und hat seinen Wahlspruch: „Gottes Wort mein einiger Trost“ auch im Leben auf das beste bethätigt. Er beschäftigte sich auch in gesunden Tagen gern mit theologischen Fragen und hat sich über sie mit Leuten wie Martin Chemnitz und Polycarp Leiser, die er zu dem Zwecke häufig aus Braunschweig holen ließ, gern unterhalten. Die Glaubenseinheit der lutherischen Kirche suchte er nach Kräften zu fördern und er blieb der Concordienformel auch treu, als sich manche wieder von ihr abwandten. Als sein Vetter, Herzog Julius, trotz seinem protestantischen Glauben irdischer Vortheile willen seinen Söhnen die Tonsur hatte ertheilen lassen, verurtheilte das W. auf das entschiedenste. „Ehe ich wollte“, sagte er, „meine Kinder also lassen scheren und schmieren, wollte ich denenselbigen lieber zum Kirchhof und Grabe folgen“. Emsig sorgte er für die „Liberey an seiner Pfarrkirche zu Celle“, aus der später die Bibliothek des geistlichen Ministeriums daselbst erwuchs. — W. wurde der Begründer des neueren Hauses Lüneburg, des einzigen noch jetzt blühenden Zweiges des Welfenstammes. Seine Gemahlin hat ihm sieben Söhne und acht Töchter geschenkt, die beim Tode des Vaters noch sämmtlich am Leben waren. Die Söhne haben, da kein Hausgesetz und keine letztwillige Verfügung die Thronfolge regelten, diese in seltener

brüderlicher Einigkeit im Interesse ihres Hauses und Landes geordnet. Wilhelm's Wittwe starb auf ihrem Wittwensitze zu Winsen an der Luhe am 6. Januar 1617 und ist neben ihrem Gatten in der Stadtkirche zu Celle beigesetzt.

P. Zimmermann.

Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, der jüngere Sohn Herzog Friedrich Wilhelm's und der Herzogin Marie, gebornen Prinzessin von Baden, wurde in Braunschweig am 25. April 1806 geboren und am 11. Mai auf die Namen August Ludwig Wilhelm Maximilian Friedrich getauft. Der Vater stand damals als Generalmajor in preußischen Diensten zu Prenzlau in Garnison und rückte nicht lange nachher zum Kampfe gegen Napoleon mit aus, der nach dem Siege von Jena und Auerstädt Preußen auf das tiefste demüthigte und das Herzogthum Braunschweig aus der Reihe der selbständigen Staaten strich. Vor dem Anrücken der Franzosen floh die Herzogin Marie mit ihren beiden kleinen Söhnen, Karl und Wilhelm, unter Leitung des Majors Fleischer am 18. October zunächst nach Stralsund auf schwedisches Gebiet, dann über das Meer zu ihrer Schwester, der Königin Friederike, nach Malmö. Erst im Frühjahre 1807 kamen die beiden Gatten wieder zusammen; sie ließen sich anfangs in Ottensen, dann in Dockenhude an der Elbe nieder. Im September siedelten sie nach Bruchsal zu Mariens Mutter, der Markgräfin Amalie von Baden, über. Hier traf Gatten und Söhne der schwerste Schlag, als am 20. April 1808 die Herzogin im Kindbette verstarb. Da der Herzog, der im folgenden Jahre im Bunde mit Oesterreich den Krieg gegen Napoleon begann, die Kinder in Bruchsal nicht sicher glaubte, so ließ er sie zuerst nach Oels, dann nach Kolberg und, als er selbst nach seinem ruhmvollen Zuge durch Norddeutschland Helgoland erreicht hatte, über Schweden nach England bringen, wo sie am 14. October in Greenwich mit dem Vater zusammentrafen und die nächsten Jahre in London verbrachten. Als Herzog Friedrich Wilhelm nach der Schlacht von Leipzig sein Herzogthum in Besitz genommen hatte, folgten ihm seine Söhne erst im folgenden Jahre nach Braunschweig, wo sie am 13. September anlangten. Sogleich darauf brachte der Vater sie zu ihrer Großmutter, der Markgräfin Amalie, nach Karlsruhe, um darauf selbst zum Congresse nach Wien weiter zu reisen. Nur wenige Monate verlebten sie nochmals gemeinsam zu Braunschweig; der Tod Friedrich Wilhelm's bei Quatrebras am 16. Juni 1815 machte die Söhne völlig zu Waisen. Sie standen nun so gut wie einsam in der Welt, ganz ohne nähere Verwandte, die ihnen den Verlust des Vaters und besonders der Mutter auch nur einigermaßen hätten ersetzen können. Ihr Oheim Herzog August war blind und für solch eine Aufgabe ganz ungeeignet; die Wittwe seines ältesten Bruders, Friederike Luise Wilhelmine, geborene Prinzessin von Oranien, wollte, wie man es hoffte, sich nicht dauernd in Braunschweig niederlassen, und ist am 15. October 1819 schon gestorben. Herzog Friedrich Wilhelm hatte in seinem Testamente vom 5. Mai 1813 bestimmt, daß die Söhne ihre letzte Erziehung am Hofe ihrer Großmutter, der Markgräfin Amalie, erhalten sollten, dann aber nachträglich die Sorge für seine Kinder, wie für sein Land dem damaligen Prinzregenten, späteren Könige Georg IV. von England übertragen. Wenn einer, so war dieser, der zunächst wenigstens durch eigene schwere Schuld zu seiner Gemahlin, der Tante der Prinzen, in denkbar schlechtestem Verhältnisse stand, ganz gewiß nicht der richtige Mann, um die Zuneigung und das Vertrauen der jungen Verwandten zu gewinnen und sie auf den rechten Weg zu leiten. Zudem weilte er fern von Deutschland in England. So waren denn die Prinzen vollständig unter die Aufsicht ihrer Erzieher und der leitenden Staatsmänner in Braunschweig gestellt, von denen keiner es verstand, sich bei ihnen Liebe zu erwerben oder in großes Ansehen zu setzen. Nur

der Staatsminister Graf von der Schulenburg-Wolfsburg nöthigte ihnen wirkliche Hochachtung ab, aber leider ist er bereits am 25. December 1818 verschieden. Die Erzieher, die Friedrich W. selbst noch ausgewählt hatte, waren rechtschaffene Leute, aber der schweren Aufgabe, die ihrer harrte, nicht völlig gewachsen. Denn viel war an den jugendlichen Fürstensöhnen bereits versäumt worden. Ihre unruhvolle Kindheit, der oft wiederholte Wechsel des Wohnorts, der Tod der Mutter, der Mangel jedes edlen weiblichen Einflusses, für den zeitweise die Verzärtelung der gutherzigen Großmutter keinen Ersatz bot, die häufige Abwesenheit des Vaters, der bei bestem Willen in seiner leidenschaftlichen, derb zufahrenden Art auch nicht die Gabe besaß, Kindergemüther an sich zu ziehen: alles dieses hatte bis dahin auf die Entwickelung von Geist und Gemüth der Prinzen auf das unvortheilhafteste eingewirkt. Nicht nur ihre Kenntnisse waren sehr gering; was schlimmer war, sie waren, obwol von Natur keineswegs unbegabt, an keine geistige Anstrengung gewöhnt, fahrig und flatterhaft. Dabei machten sich bei Karl von Jugend auf schlechte Charaktereigenschaften bemerkbar, Trotz, Hochmuth, Selbstsucht, Geiz u. a., während Wilhelm, wenn er auch leichter in Zorn aufbrauste, sich weit lenksamer zeigte und vor allem eine große Gutmüthigkeit an den Tag legte. Von England aus hatte sie als Erzieher (seit 1811) ein englischer Kaplan, Thomas Prince, begleitet, der nach dem Tode des Herzogs überspannten Sinnes als eigentlicher Vormund sich aufspielte. Er wurde deshalb, und weil man den Prinzen eine deutsche Erziehung geben wollte, nach England zurückgesandt, wo er schließlich im Irrenhause gestorben ist. Die Erziehung fiel nun dem Pastor Hoffmeister und dem Professor Eigner zu, die den besten Willen besaßen, von denen aber Letzterer durch sein steifes pedantisches Wesen hier nichts weniger als am richtigen Platze war. Unter den Gespielen der Prinzen aus dieser Zeit waren mehrere, wie v. Geyso, Langerfeldt, Zimmermann, die Herzog W. später als Geheimräthe an seine Seite berief. Am 19. April 1820 wurden die beiden Prinzen zusammen confirmirt. Dann gingen sie zu ihrer weiteren Ausbildung nach Lausanne, wo sie bis Mitte des Jahres 1822 verweilten. Sie begleiteten der Kammerherr v. Linsingen als Gouverneur und Eigner als wissenschaftlicher Lehrer. Zu beiden wurde das Verhältniß der fürstlichen Zöglinge — gewiß hauptsächlich durch Karl's Schuld veranlaßt, aber durch das Ungeschick dieser Männer stark befördert — ein immer schlechteres und nahm schließlich kaum noch erträgliche Formen an. Nachdem Lausanne verlassen war, weilten die Prinzen noch zu längerem Besuche bei ihrer Großmutter. Dann schieden sich die Wege der Brüder, die bis dahin kaum eine Stunde von einander getrennt gewesen waren. Karl ging nach Wien, W. unter Leitung des Obersten v. Dörnberg (an dessen Stelle später Major Frhr. v. Münchhausen trat) auf die Universität nach Göttingen, wo er bis zum Herbste 1823 verschiedenen Studien oblag und mit mehreren Braunschweigern ungezwungenen Umgang pflog.

Darauf kehrte er zunächst nach Braunschweig zurück, wo er am 13. Januar 1824 mit seinem Bruder das väterliche Vermögen theilte und in seinen Theil hauptsächlich das damals noch stark verschuldete Fürstenthum Oels erhielt. In den nächsten beiden Jahren hat er sich theils hier, theils auf Reisen aufgehalten. Dann trat er in preußische Militärdienste. Zwar hatte ihn König Georg IV. schon unterm 30. October 1821 zum Rittmeister à la suite im hannoverschen Gardehusarenregimente ernannt; aber das schlechte Verhältniß, in dem die Brüder zu jenem Könige standen und das bei Karl bald nachher zu offenem Bruche führen sollte, veranlaßte ihn wol vorzüglich, sich zum activen Dienste jetzt nach Berlin zu wenden. König Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn unterm 17. Febr. 1826 zum Rittmeister im 2. Gardelandwehr-Cavallerieregimente; am

22. October 1828 wurde er zum Major befördert. Die vier Jahre, die er jetzt als Officier hier in Berlin verlebte, hat er stets selbst als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet. Jung, lebenslustig, frei von Sorgen und drückendem Zwange, reichbegütert genoß er in vollen Zügen die Freuden, die die große Residenzstadt ihm bot; eine stattliche ritterliche Erscheinung von gewinnenden Formen war er in dem Kreise seiner Kameraden, wie in der Gesellschaft des Hofes in gleicher Weise beliebt und ein überall gern gesehener Gesellschafter; besondere Freundschaft verband ihn mit dem damaligen Prinzen Wilhelm und mit der späteren Königin Elisabeth, der Tochter der Schwester seiner Mutter, mit der er bis zu ihrem Tode in eifrigem, vertrautem Briefwechsel blieb. Gern hätte er im jugendlichen Thatendrange den Garnisondienst auch einmal mit dem wirklichen Felddienste vertauscht. Im J. 1828 wünschte er den russischen Feldzug gegen die Türkei mitzumachen, doch konnte er die Erlaubniß dazu nicht erhalten.

Da kam plötzlich aus Braunschweig die Nachricht, daß sein Bruder Karl am 7. September 1830 aus dem Lande gejagt worden sei. Der Kammerherr v. Weltzien hatte sie ihm sofort durch eine Estafette mitgetheilt. Nach Rücksprache mit dem Könige Friedrich Wilhelm III., der ihm erforderlichen Falls Truppen aus Halberstadt oder Magdeburg zur Verfügung stellte, entschloß sich W., auf der Stelle nach Braunschweig zu eilen, wo er schon am Mittag des 10. September eintraf. Er hatte die feste Absicht, hier nur zum Besten seines Bruders zu wirken und nur so lange im Lande zu bleiben, wie die Umstände es dringend erheischten. Er hatte bei dem Streite Karl's mit dem Könige von England und dem Grafen Münster auf der Seite des Bruders gestanden, aber ihm zur Mäßigung gerathen und mit seinem öffentlichen Vorgehen keineswegs sich immer einverstanden erklären können. Eine Ahnung aber von dem Ernste der Lage, eine genaue Kenntniß von dem unwürdigen Treiben des Bruders hatte er nicht gehabt, und daher war er jetzt von allem, was er sah und hörte, auf das unangenehmste überrascht. Der Magistratsdirector Wilh. Bode (A. D. B. III, 2 f.), der bei der allgemeinen Mißachtung, in die das herzogliche Staatsministerium gerathen war, an der Spitze derjenigen Verwaltung stand, die in jenen Tagen so gut wie allein Ansehen und Einfluß sich bewahrt und für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung mit Erfolg gesorgt hatte, setzte dem Herzoge zuerst den allgemeinen Verlauf der Ereignisse und ihre Ursachen eingehend auseinander; er veranlaßte den Herzog, sich noch an demselben Tage in der Stadt zu zeigen, wo er mit Jubel begrüßt wurde, mit tiefem Schmerze und heftigem Zorne gegen die Anstifter des Brandes aber die Trümmer des Schlosses seiner Väter erblickte. Der Herzog sah ein, daß bei der gährenden Mißstimmung im Lande vor der Hand an eine Rückkehr seines Bruders nicht gedacht werden konnte; er fügte sich daher dem allgemeinen Wunsche, die Regierung vorläufig in dessen Namen zu übernehmen und berief sogleich auf Bode's Vorschlag zwei Männer des allgemeinen Vertrauens in das herzogliche Staatsministerium, den Hofrath Wilhelm Frh. v. Schleinitz und den Kammerrath Friedr. Schulz. Herzog Karl stellte dem Bruder in London unterm 21. Sept. 1830 eine Vollmacht aus, die Regierung in seinem Namen in der Eigenschaft eines Generalgouverneurs bis auf weiteres zu führen. Die Ruhe und Ordnung war sogleich wieder hergestellt, ein deutlicher Beweis dafür, daß die ganze Bewegung nur gegen die Person des schlechten Monarchen, keineswegs gegen die Staatseinrichtungen gerichtet war, die man vielmehr mit allem Eifer zu erhalten strebte. So konnte denn auch die Landschaft, die am 27. September zusammentrat, in der vom Landsyndicus Pricelius verfaßten Adresse an den Herzog W. mit Recht erklären, daß „Neuerungssucht und Ideenschwindel nicht den mindesten Antheil an den jüngst erlebten, an sich betrübenden Ereignissen gehabt hätten“; man

bat den Herzog „bei der auf die Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts sich stützenden Unmöglichkeit, daß der Durchl. Herzog Karl die Regierung des Landes fortsetze", daß er sie übernehmen möchte. W. sagte dies in einem Patente vom 28. September „bis auf Weiteres" zu; dabei erwähnte er die ihm von seinem Bruder ertheilte Vollmacht nicht, wol aber die Verhandlungen, die mit diesem angeknüpft wären. Sie wurden von den Königen Wilhelm IV. von England, zu dem sich Herzog Karl begeben hatte, und Friedrich Wilhelm III. von Preußen geführt und hatten den Zweck, den Herzog zu freiwilliger Aufgabe der Regierung zu veranlassen; aber er stellte dafür unmögliche Bedingungen, forderte insbesondere so hohe Geldsummen für sich, wie sie das Land schlechterdings nicht aufzubringen vermochte. Am 9. November reiste Karl plötzlich von England fort; am 16. des Monats widerrief er von Frankfurt aus die Vollmacht, die er seinem Bruder ertheilt hatte; er forderte ihn auf, zu einer Unterredung nach Fulda zu kommen, die W. jedoch ausschlug. Die Regierungen von Hannover und Preußen riethen dem Letzteren dringend auf seinem Platze zu bleiben; nicht nur die Bürgerwehr, sondern auch die Officiere des Feldcorps gelobten feierlich, nur dem Herzoge W. zu gehorchen. Unterm 26. November erklärte dieser, daß er, da sein Bruder außer Stande sei, die Regierung selbst zu führen, sie fortsetzen werde, obwol jene Zustimmung aufgehört hätte, bis sich das Schicksal des Landes endgültig entschieden haben würde. Es folgten wenige Tage darauf die lächerlichen Versuche Karl's, sich vom Harze aus mit Gewalt wieder in den Besitz seines Landes zu setzen. Sie scheiterten kläglich, hatten aber wenigstens den Erfolg, daß Preußen und Hannover jetzt durchsetzten, daß die deutsche Bundesversammlung am 2. December den Herzog W. beauftragte, die Regierung des Landes bis auf weiteres zu führen, während die Agnaten eine definitive Ordnung für die Zukunft bewirken sollten. Der sehnliche Wunsch nach einer solchen wurde im Lande immer stärker, dem Ministerium erschien sie als eine Nothwendigkeit und auch W. empfand auf das schwerste das peinliche seiner Lage, für einen Bruder, der ihn öffentlich auf das gröblichste schmähte, die Regentschaft zu führen. Am 10. März 1831 beantragten daher die Agnaten beim Bunde, er möge sich dahin aussprechen, daß Karl regierungsunfähig, das Herzogthum Braunschweig somit erledigt sei und die Regierung an Herzog W. übergehen müsse. Da sich aber Oesterreich solchem Beginnen mit Entschiedenheit widersetzte, so blieb die Angelegenheit vorläufig noch weiter auf sich beruhen; es kam zu keiner Entscheidung. Allmählich währte dies den Braunschweigern zu lange; sie wollten nun der Sache selbst ein Ende machen und richteten an W. geradezu die Bitte, „ihre Erbhuldigung auf verfassungsmäßigem Wege entgegenzunehmen". Um eine derartige freiwillige Huldigung auf Volksbeschluß zu verhüten, erklärte W. auf Rath von Berlin in einem Patente vom 20. April 1831, daß er, da die Bemühungen um friedliche Beilegung des Zwistes vergeblich gewesen seien, die Regierung des erledigten Herzogthums übernehme; zugleich setzte er auf den 25. April, seinen Geburtstag, die allgemeine Landeshuldigung an, die überall anstandslos geleistet wurde. Aber die Weiterungen, die die Sache beim Bunde fand, hatten ihr Ende noch nicht erreicht. In der Sitzung vom 11. Mai 1831 fand der Antrag der Agnaten zwar noch keine Erledigung, aber die eigenmächtige Thronbesteigung des Herzogs von seiten Oesterreichs und anderer Staaten eine äußerst scharfe Verurtheilung. Erst am 12. Juli 1832 erlangte die Angelegenheit ihren Abschluß; man beschloß, Herzog W. als stimmführendes Mitglied des deutschen Bundes zu betrachten. Schon früher, am 24. October 1831 hatten sich die beiden Linien des welfischen Hauses zu einem Hausgesetze vereinigt, in dem die Rechtmäßigkeit der Ehen ihrer Mitglieder in Zukunft an die Zustimmung des regierenden Herren ihrer Linie geknüpft wurde. Man hoffte

wohl, Karl so von dem Abschlusse einer standesgemäßen Ehe abhalten zu können. Ist er eine solche auch niemals eingegangen, so wurde der Hauptzweck, den man verfolgte, dennoch verfehlt. Auch Herzog W. ist unvermählt geblieben. Nicht aus eigenem Entschlusse, sondern weil die Frage der Erbfolge, ob Karl's oder Wilhelm's Kinder den Thron von Braunschweig einst einnehmen sollten, niemals entschieden worden ist, und die Fürstenfamilien, bei denen sich W. um eine Tochter bewarb, deren Nachkommenschaft einer so ungewissen Zukunft nicht aussetzen wollten. Diese Verhältnisse, keineswegs aber, wie man wohl gemuthmaßt hat, Intriguen des hannoverschen Hofes sind es gewesen, die die Ehelosigkeit Herzog Wilhelm's veranlaßt haben. Gerüchte von Verlobungen des Herzogs tauchten zu verschiedenen Malen auf; so erwartete man 1836, als er nach England gereist war, daheim eine Verbindung mit der Prinzessin Victoria; in demselben Jahre scheint er auf eine württembergische Prinzessin ernsthafte Absichten gehabt zu haben. Wohl besonders um jene Schwierigkeit aus der Welt zu schaffen, fanden auch noch später Verhandlungen mit Karl über einen gütlichen Ausgleich statt; so 1842 durch Metternich's Vermittlung, aber sie hatten keinen Erfolg. Des einzigen Bruders beraubt, ohne Gattin mußte W. durch das Leben gehen. Diese Vereinsamung, eine Folge und eine stete Erinnerung an den revolutionären Ursprung, den seine Regierung doch niemals verläugnen konnte, stärkte und hielt in ihm wach das drückende Gefühl, daß er eine Stelle einnahm, die von Gott und Rechtswegen einem anderen gebührte. Von dem Tage, da ihm gehuldigt wurde, schreibt er, daß es auch für ihn „ein Tag der Freude“ gewesen sei, „welche vollkommen gewesen sein würde, hätte er des betrübenden Gedankens an seinen Bruder sich dabei erwehren können“. Anfangs wider Willen war er durch die Macht der Verhältnisse dahin gedrängt, wo auszuharren das Wohl seines Hauses und seines Landes ihm in gleicher Weise zur Pflicht machte. Geschah dies alles auch auf Drängen der gesetzlichen Vertreter des Landes, mit Zustimmung der Agnaten, schließlich auch der deutschen Bundesfürsten: bei dem starken Rechtsgefühle, das ihn beseelte, mußte doch ein scharfer Stachel in seinem Herzen zurückbleiben, und vieles von dem, was im Ueberschwang der Empfindung das Volk in bester Meinung ihm, dem „Bürgerfürsten“, als Huldigung bot, mußte seinen fürstlichen Stolz auf das empfindlichste verletzen. Aus dieser inneren Unruhe erklärt sich auch der Eifer, mit dem man von Braunschweig aus die Schritte Herzog Karl's im Auslande beobachtete, daheim den von ihm oder für ihn angezettelten hochverrätherischen Conspirationen nachging, die von ganz verschwindender Bedeutung waren. Als Herzog Karl am 18. Aug. 1873 verstarb, soll der Bruder sich wie von einem Alp befreit gefühlt haben. Wegen seines Nachlasses, aus dem der Herzog nur die Gelder und Kunstsachen (Mantuanisches Gefäß), die dem Lande oder dem herzoglichen Hausfideicommiß gehörten, zurückforderte, wurde mit der Stadt Genf, der Testamentserbin, am 6. März 1874 ein beide Seiten befriedigendes Abkommen geschlossen.

Kurz nach der definitiven Uebernahme der Regierung, unterm 14. Mai 1831, erhielt W. den erbetenen Abschied aus der preußischen Armee mit der Erlaubniß, die Generalsuniform zu tragen. Am 6. März 1843 ernannte ihn König Friedrich Wilhelm IV. zum Generalmajor und verlieh ihm das 10. Husarenregiment; am 30. März 1844 erfolgte seine Ernennung zum Generallieutenant, am 27. Juni 1848 die zum General der Cavallerie. Schon früher (8. April 1831) hatte ihn König Wilhelm IV. von England zum hannoverschen Feldmarschall ernannt, und um den Anfang des Jahres 1852 erhielt er das in Nordheim stehende Gardekürassierregiment. Ein paar Jahre darauf (29. Juni 1854) ernannte ihn Kaiser Franz Joseph von Oesterreich zum Oberstinhaber des 7. Kürassier- (später Dragoner-)Regiments.

Hatte das Staatswesen unter der Regierung Herzog Karl's eher Rückschritte als Fortschritte gemacht, so begann für das Land nach der Thronbesteigung Herzog Wilhelm's sogleich eine Reihe der wohlthätigsten Reformen. Zwar war dieser auf eine Herrscherthätigkeit von Haus aus so gut wie gar nicht vorbereitet, aber er besaß von Natur ein gesundes Urtheil, einen scharfen Blick und die glückliche Gabe, die richtigen Männer zu Rathgebern sich auszuwählen. Er schenkte erprobten Beamten volles Vertrauen und ließ ihnen freien Raum, ihre Kräfte zu entfalten. Unverrückbar hat er beständig das Wohl des Landes vor Augen gehabt, nie eigene persönliche Neigungen, Zuflüsterungen von Hofkreisen oder anderer Seite Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gewinnen lassen. Die Hauptgrundsätze seiner Regierung waren Wohlwollen und Gerechtigkeit; das hat man überall auf das dankbarste im Lande empfunden, und nicht ohne Neid blickten die Einwohner vieler deutscher Staaten auf die gute Verwaltung, deren sich das Herzogthum Braunschweig erfreute. So ist es denn auch nur natürlich, daß zwischen Land und Fürsten fort und fort ein gutes Einvernehmen bestand, daß es hier niemals zu ernstlichen Zwisten gekommen ist. Selbst das tolle Jahr 1848 ging ohne jeden persönlichen und staatsrechtlichen Conflict an Braunschweig vorüber. Wohl hatte vor dieser Zeit die Landesregierung die Bundesbeschlüsse ausführen müssen, aber man hatte nie gehässige Demagogenriecherei betrieben, wie sie anderwärts in Blüthe stand. Man hatte stets weise Mäßigung walten lassen, einem besonnenen Fortschritte gehuldigt und kam nun auch den Forderungen der neuen Zeit bereitwilligst entgegen. Und als auf die Stürme der vierziger Jahre in Deutschland die Reaction folgte, da hat man sich in Braunschweig auch lediglich auf die von dem Bunde und den Nachbarstaaten gebieterisch auferlegten Maßnahmen beschränkt. Einen wesentlichen Antheil an diesen schönen Erfolgen hatte vor allem der verdienstvolle Frhr. v. Schleinitz, der vom Jahre 1830 an bis zu seinem Tode (1856) die Seele der Regierung war. Wir können hier in Bezug auf ihn und seine Ministerthätigkeit auf das A. D. B. XXXI, 459 ff. Gesagte verweisen und wollen nur kurz auf das Wichtigste hindeuten: Das neue Staatsgrundgesetz des Herzogthums, die „Neue Landschaftsordnung“ vom 12. Oct. 1832, die, noch heute in Geltung, sich auf das vorzüglichste bewährte, die Regelung des Justizwesens durch Gesetze von mustergültiger Eigenart, die Städte- und Landgemeindeordnung, die den an vielen Orten noch unerhörten Grundsatz der Selbstverwaltung einführte, die Agrargesetzgebung, die den ländlichen Grundbesitz befreite und zu hoher Entwicklung führte und an der besonders auch v. Thielau (vgl. A. D. B. XXXVII, 746 ff.) betheiligt war u. a. Wo es galt, zwischen den verschiedenen Interessen des Landes und des Fürstenhauses zu vermitteln, ließ sich Herzog W. zu einem billigen Vergleiche gern bereit finden. Mit Herzog Karl war eine Einigung über die Kammergüter und Forsten nicht zu erzielen gewesen. Jetzt wurde unterm 12. Oct. 1832 der sogen. Finanznebenvertrag geschlossen, nach welchem Herzog W. eine bestimmte Civilliste bekam, die übrigen Aufkünfte aber für den Staatshaushalt, der dadurch erst eine feste Grundlage erhielt, verwandt wurden. Wie hier, so schwebte ihm auch im J. 1843 das Wohl des Ganzen vor Augen bei den Klagen des feudal gesinnten Adels, der sich durch die neuere Gesetzgebung in seinen Vorrechten beeinträchtigt sah und durch Denkschriften, fremde Mittelspersonen auf den Herzog einzuwirken und v. Schleinitz zu stürzen suchte; er lehnte ihre im Standesinteresse gestellten Anliegen rundweg ab. Für den materiellen Aufschwung des Landes war auch die Förderung, die das Verkehrswesen erfuhr, von wesentlichem Nutzen. Nicht nur gute Landstraßen wurden gebaut; man begann sehr früh auch mit der Anlage von Eisenbahnen. Die Strecke Braunschweig—Wolfenbüttel, die am 1. Dec. 1838 eröffnet und 1841 bis Harzburg fortgesetzt wurde, war die erste Staats-

bahn, die man in Deutschland herstellte. Es geschah dies namentlich auf Betrieb des Finanzdirectors v. Amsberg, nach dessen wohlberechnetem Plane Braunschweig für längere Zeit in den Mittelpunkt des großen Eisenbahnverkehrs gezogen wurde. Der Austritt Braunschweigs aus dem Steuervereine und sein Anschluß an den deutschen Zollverein, der am 23. Dec. 1841 für das Herzogthum mit Ausschluß des Harz- und Weserdistricts, am 1. Jan. 1844 auch für diese erfolgte und in Mißhelligkeiten mit der hannoverschen Regierung seinen ersten Anlaß hatte, brachte bei den verzwickten Grenzverhältnissen des Landes anfangs zwar mannigfache Nachtheile, bis es zu Anfang des Jahres 1854 dem schon erwähnten v. Thielau gelang, auch den Anschluß der übrigen Steuervereinsstaaten an den Zollverein zu vermitteln. Später ist dieser auch für den Fortbestand des Zollvereins und die Ablehnung des Eintritts Oesterreichs mit bestem Erfolge thätig gewesen. Auch auf geistigem Gebiete zeigten sich während der Regierung Herzog Wilhelm's erfreuliche Fortschritte. Eine gute Volksschule sorgte für Verbreitung der Bildung in weitesten Kreisen, gute Gymnasial- und Fachschulen für tüchtige Vorbereitung zu den höheren Berufen. Das Collegium Carolinum wurde zeitgemäß in eine technische Hochschule umgewandelt, reich ausgestattet und 1877 in ein neues würdiges Heim gebracht. Ebenso wurden für das herzogliche Museum in Braunschweig und die Bibliothek in Wolfenbüttel gegen Ende von Wilhelm's Regierung neue stattliche Gebäude errichtet. Auch sonst entstanden in seiner Zeit viele schöne Bauwerke, wie das Residenzschloß von Ottmer (nach dem Brande vom 23. Febr. 1865 wieder hergestellt) und manche herrliche Denkmäler. Große Sorgfalt und bedeutende Kosten wurden auf die Restauration der zahlreichen schönen Kirchenbauten des Landes verwendet. In kirchlicher Beziehung erfreute sich das Land zumal durch des Abts Ernesti Einfluß eines milden versöhnlichen Regiments, das verschiedenen Richtungen mit Erfolg gerecht zu werden verstand. Den Forderungen der neuen Zeit wurde auch durch die Errichtung einer Landessynode Rechnung getragen. So wirkte vieles zusammen, die lange Regierung Herzog Wilhelm's zu einer glücklichen und segensreichen für das Land zu machen.

In der Politik, insbesondere in der deutschen Frage zeigte der Herzog eine gut vaterländische Gesinnung. Auf das wärmste trat er stets für die Rechte Schleswig-Holsteins ein; der Versuch der Zerreißung dieser Lande war nach seiner Erklärung als Kriegsfall anzusehen. Er ließ schon am 22. März 1848 seine Truppen die deutschen Farben anlegen und am 10. April nach Holstein ausmarschiren. „Ich kann nicht hinter dem Ofen sitzen, wenn Noth an den Mann tritt": in dieser Gesinnung erschien er als einziger deutscher Bundesfürst in dem ersten Feldzugsjahre selbst auf dem Kriegsschauplatze. Es wurden damals Stimmen laut, die den Herzog als den berufenen Oberfeldherrn begeistert in Vorschlag brachten. Auch der Forderung, das Militär dem Erzherzog-Reichsverweser huldigen zu lassen, entsprach er am 6. August 1848, allerdings etwas mit Widerstreben; die Form, wie sie gestellt war, hatte ihn verletzt, und manche grobe Tactlosigkeiten, die in jenen Tagen ihm widerfuhren, haben eine bleibende Verstimmung bei ihm zurückgelassen. Die deutschen Einheitsbestrebungen zu fördern, war er mit Freuden bereit. Als einer der ersten Fürsten ließ er bei Berathung der deutschen Reichsverfassung seine Bereitwilligkeit erklären, ein erbliches Oberhaupt an der Spitze des Deutschen Reiches anzuerkennen. Dem Gedanken des preußischen Erbkaiserthums blieb er auch noch nach seinem Scheitern treu. Er trat sogleich dem von Preußen begründeten „Dreikönigsbündnisse", später auch der Union bei und nahm auch im Mai 1850 an dem Fürstencongresse in Berlin theil. Erst nach dem vollständigen Siege Oesterreichs ließ er am 27. Mai 1851 seine Rückkehr zur Bundesverfassung in Frankfurt a. M.

erklären. Auch in militärischer Beziehung war er um jene Zeit mit Preußen in enge Verbindung getreten, er schloß zum heftigsten Aerger des Königs Ernst August von Hannover, zu dem das Verhältniß in der Folge ein sehr schlechtes wurde, am 1. Dec. 1849 mit ihm eine Militärconvention ab, von der er jedoch nach einigen Jahren (1854) schon wieder zurücktrat. Die deutsche Gesinnung des Herzogs bewies auch die Mobilmachung der braunschweigischen Truppen im J. 1859, wo er nicht übel Lust zeigte, im Gegensatze zu der Politik Preußens für Oesterreich gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen. Im August 1863 besuchte der Herzog den Fürstencongreß zu Frankfurt, der, da Preußen ihm fern blieb, ergebnißlos verlief. Am Ende desselben Jahres, als die Frage der Elbherzogthümer wieder eine brennende wurde, erklärte er sich getreu seinem Wahlspruche: „Recht muß Recht bleiben" mit aller Entschiedenheit für die staatsrechtliche Selbständigkeit dieser deutschen Bundesländer. Man weiß, wie sehr die Hoffnungen der deutschen Klein- und Mittelstaaten bald darauf enttäuscht wurden. Klug und selbstlos war die Haltung des Herzogs im J. 1866. Es fehlte, wie bei seiner Freundschaft mit dem habsburgischen Kaiserhause nur natürlich ist, nicht an Anreizungen, ihn zur österreichischen Partei hinüberzuziehen, und es ist wohl glaublich, daß er persönlich nach dieser Richtung sich geneigt habe. Aber das Wohl seines Landes, das fast nach allen Seiten an preußisches Gebiet stieß, forderte unabweislich die entgegengesetzte Politik. In der Bundestagssitzung vom 13. Juni 1866, wo Nassau als stimmführendes Mitglied der 13. Curie (Braunschweig und Nassau) für den österreichischen Antrag stimmte, erklärte sich Braunschweig in einem Separatvotum dagegen. Das Land blieb neutral; erst am 6. Juli schloß der Herzog mit Preußen ein Bündniß; ein kriegerisches Eingreifen der braunschweigischen Truppen wurde durch den schnell abgeschlossenen Frieden unnöthig. Seitdem ist Herzog W. in ehrlichster Weise allen Verpflichtungen nachgekommen, die ihm die norddeutsche Bundes-, später die deutsche Reichsverfassung auferlegten. Als nach der Kriegserklärung König Wilhelm am 1. August 1870 an der Stadt Braunschweig vorbeikam, fuhr der Herzog zu seiner Begrüßung hinaus. Die Adjutanten wollten den König, der schlief, nicht wecken, aber der Herzog trat bei ihm ein und erklärte ihm, er könne sich auf ihn bei allen Gelegenheiten verlassen. Gerührt schloß der König den Herzog in die Arme. Das Verhältniß der beiden Fürsten bewahrte die alte Herzlichkeit bis zum J. 1875; im Jahre vorher war der Kaiser zum letzten Male bei ihm zur Jagd in Blankenburg gewesen. Verursacht wurde bei dem Herzoge die Entfremdung vorzüglich durch die Klagen, die über den Officiermangel des in Elsaß-Lothringen garnisonirenden Infanterieregiments erhoben wurden, und durch das Drängen nach dem Abschlusse einer Militärconvention, die gewiß im Interesse des braunschweigischen Officiercorps lag und für die der Landtag fast einstimmig sich 1871 ausgesprochen hatte, zu der der Herzog sich aber nicht entschließen konnte, obwol ihm der Kaiser in freundlichster Form jede mögliche Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht stellte. Daneben werden manche andere Umstände oft wol ihm selbst unbewußt zu einer allmählichen Veränderung der Stimmung bei dem alternden Herzoge beigetragen haben, der in anderen Verhältnissen aufgewachsen sich in die neue Zeit, die Umwandlung seiner fürstlichen Stellung nicht immer ganz leicht wird haben finden können. Auch das schwere Schicksal des hannoverschen Königshauses mußte einen Schatten in sein Gemüth werfen, wenn er auch die Politik König Georg's oft schwerlich gebilligt und in ganz intimen Beziehungen zu ihm — ihre Charaktere waren dafür auch zu verschieden — wol niemals gestanden hat. Jedenfalls hat er ihm aber im Unglücke treulich Beistand geleistet und ihm sogleich nach seiner Vertreibung 1866 seine Villa in Hietzing bei Wien eingeräumt. Einen sehr vertraulichen Charakter nahm das

Verhältniß des Herzogs zu dem Herzoge Ernst August von Cumberland und dessen Familie an; er war mit dem Herzoge Georg von Cambridge Pathe bei dessen ältestem Sohne, der von ihnen den Namen Georg Wilhelm erhielt. Es war offenbar Wilhelm's lebhafter Wunsch, daß Ernst August ihm dereinst als der rechtmäßige Erbe in der Regierung seines Landes nachfolgen möge, aber er verhehlte sich die Schwierigkeiten nicht, die der sofortigen Verwirklichung dieses Planes unter den obwaltenden politischen Verhältnissen entgegenstanden. Er suchte daher für den Fall seines Todes, um zunächst den ruhigen Fortgang der Regierung zu ermöglichen, eine Regentschaft zu bestellen. Anfangs dachte er daran, einen deutschen Fürsten für diese Aufgabe zu gewinnen, der dann durch einen Statthalter das Land verwalten lassen sollte. Da aber Kaiser Wilhelm die Uebernahme der Garantie für solch einen Gesetzentwurf 1873 ablehnte, so entschloß er sich, hauptsächlich wol auf Veranlassung des Geheimraths Trieps (vgl. A. D. B. XXXVIII, 601 f.), die Frage ganz generell zu ordnen und eine Regentschaft aus den Kräften des eigenen Landes zu bilden. So entstand als ein Zusatz zur Neuen Landschaftsordnung das Regentschaftsgesetz vom 16. Febr. 1879, das bei dem Tode des Herzogs die Möglichkeit bot, ohne äußere Störungen die Staatsverwaltung fortzuführen und die unzweifelhaften Rechte der Dynastie unter Berücksichtigung der realen Verhältnisse für die Zukunft sicher zu stellen. Auch zum Erben seines Vermögens setzte er den Herzog von Cumberland ein; nur seine schlesischen Allodialgüter, allerdings einen sehr beträchtlichen Theil desselben, nahm er aus und vermachte diese seinem Vetter mütterlicherseits, dem Könige Albert von Sachsen, da er, wie die unerquicklichen Vorgänge dicht nach seinem Tode bewiesen, wol nicht ohne Grund befürchten mochte, daß sonst Preußen diese Güter beschlagnahmen würde; die Lehen des Fürstenthums Oels u. s. w. fielen bei seinem Abscheiden an die Krone Preußen zurück. Das Land und namentlich die Stadt Braunschweig, die auf reiche Erbschaft gerechnet hatte, waren in dem Testamente nicht bedacht. Es geschah dies gewiß in der Absicht, das Interesse des Landes und seines angestammten Fürstenhauses mit einander zu verknüpfen und nicht ohne eine gewisse Verstimmung über begehrliche Wünsche, die ihm in nicht immer tactvoller Weise mochten nahe gebracht sein. Hinzu kam, daß er den Wunsch, ein volksthümlicher Fürst zu heißen ebenso wenig besaß wie die Gabe, es zu werden. Er trat ungern in die Oeffentlichkeit und hatte, ein Erbtheil der Mutter, eine mit den Jahren zunehmende Scheu, sich seinem Volke zu zeigen. Ganz besonders in der Stadt Braunschweig, wo er die Erinnerung an den revolutionären Ursprung seiner Herrschaft, an manche Erlebnisse des Jahres 1848 u. a. wol niemals ganz verlor. Viel freier und ungezwungener lebte er in Blankenburg und Sibyllenort, wo er besonders zur Jagdzeit mit Vorliebe sich aufhielt. So stand er in einsamer Ferne seinem Volke innerlich doch etwas fremd gegenüber, obwol dieses ihm in treuer Anhänglichkeit ergeben war und die Segnungen seiner einsichtigen Regierung, die Vornehmheit seiner Gesinnung und seine strenge Unparteilichkeit, die persönliche Wünsche und Abneigungen hinter sachlichen Erwägungen stets zurücktreten ließ, in ihrem vollen Werthe zu schätzen wußte. Die Feier seines 25jährigen und noch mehr seines 50jährigen Regierungsjubiläums (25. April 1856 und 1881) legte von solcher Stimmung beredtes Zeugniß ab. Den Herbst 1884 verbrachte W. wieder in Sibyllenort, als er dort erkrankte. Sein Wunsch, nach Braunschweig gebracht zu werden, konnte nicht mehr erfüllt werden; in der Morgenstunde des 18. October 1884 ist er dort gestorben. In der Nacht des 22. October wurde seine Leiche in Braunschweig eingeholt und am 25. des Monats im alten St. Blasiusdome in der Gruft seiner Väter beigesetzt. Mit ihm erlosch die ältere Linie des Welfenhauses oder das jüngere Haus Braunschweig. Da der

Fall, den das Regentschaftsgesetz vorher sah, wirklich eintrat, der rechtmäßige Thronfolger die Regierung selbst zu übernehmen behindert war, so wurde jenem Gesetze entsprechend die Landesverwaltung ein Jahr lang von dem Regentschaftsrathe geführt und dann von der Landesversammlung als Regent des Herzogthums Prinz Albrecht von Preußen gewählt, der, da jene Behinderung leider noch immer anhält, seinem Versprechen getreu im Geiste Herzog Wilhelm's zur Zeit die Geschicke des Herzogthums leitet. Wie sehr das dankbare Andenken an den Herzog W. und seine langjährige, glückliche Regierung noch fortlebt, hat kürzlich (25. Januar 1896) der einstimmige Beschluß des braunschweigischen Landtags gezeigt, ihm aus Landesmitteln ein würdiges öffentliches Denkmal zu errichten. P. Zimmermann.

Wilhelm IV., König von Großbritannien und Irland und König von Hannover, geboren am 21. August 1765 im Buckinghampalast zu London, † in Schloß Windsor am 20. Juni 1837, war das dritte Kind und der dritte Sohn aus der kinderreichen Ehe König Georg's III. und der Prinzessin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, einer Tante der Königin Luise von Preußen. Da von seinen beiden älteren Brüdern der zweite, Friedrich Herzog von York, während der Regierung des ältesten, Königs Georg IV., am 25. Januar 1827 kinderlos starb, rückte Wilhelm in die Stelle des Thronfolgers ein und succedirte seinem Bruder, als dieser am 26. Juni 1830 ohne Hinterlassung thronfolgefähiger Descendenz starb, in die Regierung über England und Hannover, der letzte der fünf Herrscher, auf denen die seit 1714 bestehende Personalunion zwischen England und Hannover beruhte. Fast genau sieben Jahre hat er regiert. Aus seinem Leben vor der Thronbesteigung gehören in die Allgemeine Deutsche Biographie nur die allgemeinsten Umrisse. Prinz Wilhelm Heinrich, wie er nach seinem Onkel, dem Herzog von Gloucester, zubenannt war, erhielt eine militärische Erziehung; während aber seine Brüder für den Dienst im Heere ausgebildet wurden, wurde er für die Marine bestimmt. 1779 trat er als Midshipman auf dem Flaggenschiff des Admirals Digby ein und hatte in dem Kriege Englands gegen Frankreich und Spanien bald Gelegenheit an ruhmreichen Gefechten theilzunehmen. So 1780 am 16. Januar an dem Kampfe bei Cap St. Vincent, wo Rodney die spanische Flotte unter Don Juan de Langara schlug. Prinz Wilhelm wurde in die Heimath geschickt, um dem Könige die Flagge des spanischen Admirals zu überreichen. 1782 segelte er unter Sir S. Hood nach Jamaica und wurde mit Nelson bekannt, mit dem er im nächsten Jahre in Havanna zusammen war. Im Juni 1783 nach England zurückgekehrt, machte er mit seinem Bruder York eine Reise nach dem Continent, auf der er in Berlin Friedrich dem Großen vorgestellt wurde. 1785 wurde er Lieutenant, 1786 Capitän, hatte seine Station in Westindien und befehligte die Fregatte Pegasus. So viel Rühmens auch von seinem leutseligen Wesen, seinen offenen und ehrlichen Seemannseigenschaften gemacht wird, an einer soldatischen Tugend scheint es ihm doch gefehlt zu haben: der Disciplin. 1787 kehrte er, anstatt nach Jamaica zu gehen, heim, mußte zur Strafe seiner Insubordination in Plymouth bleiben, wo ihn seine edeln Brüder, Wales und York, beide ohne Rücksicht auf des Königs, ihres Vaters Autorität, besuchten, und dann nach Westindien zurückkehren. Das war seine letzte Reise im activen Dienst. Wenn er auch nachher beim Wiederausbruch des Krieges mit Spanien das Amt eines Contreadmirals erhielt, so ist ihm doch kein Commando mehr anvertraut worden. 1789 zum Herzog von Clarence und Earl von Munster ernannt, schloß er sich im Oberhause der Opposition an, die seine Brüder der Regierung ihres Vaters machten. Gleich seinen Brüdern betheiligte er sich eifrig an der Discussion, ohne daß sich seinen Reden mehr als Lebhaftigkeit hätte nachrühmen lassen. Er

trat für die Extravaganzen seines ältesten Bruders ein, dessen Schuldenlast das Parlament wiederholt beschäftigte, bekämpfte die Sklavenemancipation mit seinen in Westindien gesammelten Erfahrungen und nannte ihre Fürsprecher Fanatiker oder Heuchler, und sprach ebenso wie sein Bruder Cumberland gegen die Bill, die die Ehe des wegen Ehebruchs Geschiedenen mit seinem Mitschuldigen verbieten wollte. 1791 soll der Prinz mit einem Fräulein v. Linsingen, das er im Hause ihres Vaters, des Obersten v. Linsingen in Hannover kennen gelernt hatte, eine heimliche Ehe in Pyrmont geschlossen haben, die auf Einspruch von London aus durch gegenseitige Uebereinkunft wieder gelöst wäre. Die Schrift, die im J. 1880 die erste Kunde von diesem Vorgang brachte, enthält aber so viel Romanhaftes und ist in manchen ihrer Angaben mit historischen Thatsachen in Widerstreit, daß ihre Ergebnisse, über die in Bd. XVIII, 723 der A. D. B. berichtet ist, nicht ohne weiteres als zuverlässig aufgenommen werden können, auch wenn sie bloß in einem Buche von unglaublicher Unwissenheit in continentalen Dingen wie Fitzgerald, The life and times of William IV. angegriffen sein sollten. An Liebesaffairen leidet das Jugendleben des Prinzen sonst keinen Mangel. Um 1790 schloß er ein dauerndes Verhältniß mit einer reizenden irischen Schauspielerin, Dora Jordan, das fast zwanzig Jahre bestand. Fünf Söhne und fünf Töchter sind daraus hervorgegangen, die durch Amt oder Heirath hervorragende Stellungen im öffentlichen Dienst und in der englischen Aristokratie erlangten, während die Mutter der Fitzclarence nach Jahren in Frankreich in Dürftigkeit starb, wie es heißt, nicht ohne ihr eigenes Verschulden. Den Kindern bewahrte der Herzog seine volle väterliche Liebe und wurde darin auch nicht behindert, als er 1818 eine standesgemäße Ehe einging. Gleich seinen Brüdern Kent und Cambridge verheirathete er sich erst, als durch den Tod der Prinzessin Charlotte († am 6. Nov. 1817), des einzigen Kindes des Prinzregenten, für dessen jüngere Geschwister die Nachfolge wahrscheinlicher wurde. Die Gemahlin des Herzogs war die Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen, die ältere Schwester des Herzogs Bernhard Erich Freund, der seit 1821 regierte und im September 1866 resignirte. Die Herzogin, 26 Jahre alt, kaum halb so alt wie der Herzog, überlebte ihn um zwölf Jahre († am 2. Dec. 1849). Die Ehe war eine sehr glückliche. Allemal, wenn die Politik des Königs den Zeitungen nicht gefiel, liebte es der englische Hochmuth die Ausländerin, die deutsche Prinzessin der Einmischung in die politischen Verhältnisse anzuklagen. Nach dem Tode des Herzogs von York setzte das Parlament dem nunmehrigen Thronfolger eine Dotation von 30 000 Pfund Jahreseinkünfte aus. In derselben Zeit kehrte der Herzog, der bis dahin der Oeffentlichkeit fern auf seinem Landsitze Bushy Park bei London gelebt hatte, in die politische Welt zurück. Er ließ sich bewegen, in das von Canning im Frühjahr 1827 gebildete Ministerium als erster Lord der Admiralität mit dem Range eines Lord High Admiral einzutreten. Daß er auf das Verhalten des englischen Admirals in der Schlacht bei Navarin (20. Oct. 1827) eingewirkt habe, ist eine unbegründete Sage. Seines Bleibens im Amte war nicht lange. Auch hier stürzte ihn die Unfähigkeit sich unterzuordnen. Der Herzog von Wellington, der nach Canning's Tode zusammen mit Sir Robert Peel die Neubildung eines Ministeriums unternommen hatte, mußte den Herzog von Clarence im August 1828 von seinem Posten entfernen, da er, anstatt wie es sein Patent vorschrieb sich mit den Mitgliedern seines Collegiums zu verständigen, eigenmächtig Befehle erließ und darüber mit Sir George Cockburn an einander gerieth. Wellington rühmte in dem Nachrufe, den er dem Herzoge 1837 im Oberhause hielt, daß er es ihn nie habe entgelten lassen, ihn von seinem liebsten und wegen des Einkommens kaum entbehrlichen Posten eines Großadmirals entfernt zu haben. Der letzte bedeutendere Act parlamen-

tarischer Thätigkeit, der von Clarence zu verzeichnen ist, ist, daß er im Frühjahr 1829 die Vorschläge der Regierung, die die Emancipation der Katholiken bezweckten, im Oberhause, das sich bis dahin der Maßregel standhaft widersetzt hatte, durchbringen half. Im nächsten Sommer wurde der Herzog König, lebhaft begrüßt von der öffentlichen Meinung, die sein Vorgänger durch Leben und Regierung so gründlich zu verscherzen gewußt hatte. Obschon sich der neue König gelegentlich als einen alten Whig bezeichnet hatte, behielt er das Ministerium seines Bruders Wellington-Peel bei, obschon es sich die Tories durch die Katholikenemancipation entfremdet und durch die Weigerung, auf eine Parlamentsreform einzugehen, die Whigs nicht gewonnen hatte. Als aber im August 1830 die Neuwahlen, nicht zum wenigsten unter dem Eindruck der Julirevolution, einen Sieg der Opposition ergaben und ein Antrag auf eine Neuordnung der Civilliste des Königs die Mehrheit erhielt, trat das bisherige Cabinet zurück. Die König berief Lord Grey, das Haupt der Whigs, und führte damit die Partei an das Ruder des Staats zurück, die seit mehr als einem Menschenalter ausgeschlossen gewesen war. Damit zugleich erklärte er sich mit dem Hauptpunkte ihres Programms, die Reform des Unterhauses von Regierungswegen zu betreiben, einverstanden. Grey erwarb sich den Dank des Königs durch eine zweckmäßige und liberale Ordnung der Verhältnisse der Civilliste. Der König überließ auf seine Lebenszeit die erblichen Kronrevenüen dem Staate, und die Civilliste, aller Staatsausgaben entlastet, die sie bisher noch zu bestreiten gehabt, wurde auf 510 000 Pfd. Sterl. festgesetzt. Den Tories, die als Verfechter der königlichen Selbständigkeit gegenüber dem Parlament abgezogen waren, und ihrem Vorwurfe, der König werde durch den Vorschlag der Unterhausmehrheit zu einem stipendiary, zu einem insulated king degradirt, war damit wirksam begegnet. Der Verwirklichung der Parlamentsreform stellten sich große Schwierigkeiten in den Weg; aber der König zeigte sich bereit, die nothwendigen Maßregeln zu ihrer Beseitigung zu ergreifen. Im Sommer 1831 löste er das Unterhaus auf, das sich mit einer wenn auch nur kleinen Mehrheit dem Reformvorschlag der Regierung widersetzt hatte; ließ sich, als im Herbst nach Genehmigung der Bill durch das Unterhaus das Oberhaus sie verwarf, nicht der Reform abwendig machen, und ermächtigte seine Minister zur Einbringung der Bill zum dritten Male. Als dann aber im Oberhause die Regierung bei der entscheidenden Abstimmung wiederum geschlagen wurde, scheute der König davor zurück, zu der Anwendung des letzten Mittels, der Vermehrung der Pairie, zu schreiten, obwol er sich Wochen vorher theoretisch damit einverstanden erklärt hatte. Es zeugt von Consequenz, wenn der König nach dem Rücktritt Grey's die Führer der Tories doch nur mit der Bedingung zur Uebernahme des Ministeriums aufforderte, daß an dem Plane einer Reform des Unterhauses festgehalten würde, und als Wellington die Bildung eines neuen Ministeriums nicht gelang, Grey aufs neue mit der Führung der Geschäfte beauftragte. Das Mittel des Pairsschubes, zu dem der König seine Zustimmung ertheilt hatte, blieb auch diesmal unangewendet, da er es vorzog, durch seinen Privatsecretär, wir würden sagen Cabinetsrath, den allgemein hochgeachteten Oberst Herbert Taylor, der einst schon unter Georg III. in gleicher Eigenschaft fungirt hatte, die dem Hofe persönlich nahe stehenden Lords zur Aufgabe ihres Widerstandes aufzufordern und infolge dessen fast hundert Peers der entscheidenden Abstimmung im Oberhause fernblieben. So konnte am 7. Juni 1832 die Reformbill die Sanction empfangen, aber bezeichnend nicht durch den König selbst, der durch den ganzen Verlauf der zweijährigen Verhandlung, die aufgeregte Volksbewegung, die nebenher gegangen war, zu tief verletzt war, sondern durch eine Commission von sechs Mitgliedern des geheimen

Raths, die er dazu ermächtigt hatte. Damit war das wichtigste Ergebniß der Regierung Wilhelm's IV. erreicht, und es ist kein geringer Ruhm, wenn von der Reformbill gesagt worden ist, daß wol nie in der Geschichte eine politische Reform von einer regierenden Classe mit solchem Maß von Besonnenheit unternommen und ausgeführt worden ist wie diese (Gneist). Auch nach Durchsetzung der Reformbill hat die Regierung noch große Erfolge zu verzeichnen, wie die Aufhebung der Sklaverei, die Städteordnung. Die größten Schwierigkeiten boten die irischen Verhältnisse, die Beseitigung der Nothstände und die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten. Das Ministerium Grey arbeitete zwischen zwei Feuern, den Tories und den Radicalen. Der König, der ihm lange Zeit seine Unterstützung gewährt hatte, wurde besorgt um die protestantische Kirche in Irland. Zeigte sich nun gar Mangel an Uebereinstimmung unter den Mitgliedern des Cabinets, die nur unvollkommen durch die Reconstruction des Whigministeriums durch Lord Melbourne nach dem Rücktritt Grey's geheilt war, so kam des Königs ganze Unzufriedenheit mit den bisherigen Räthen zu Tage, als er im Herbst 1834, ohne daß ein Mißerfolg des Cabinets im Parlament vorangegangen wäre, Melbourne für seine Dienste dankte und die Tories wieder ans Ruder berief. Es war des Königs eigenstes Werk, aber dies Experiment eines conservativen Cabinets hatte ebenso wenig dauernden Erfolg als ein früherer Versuch. Im April 1835 trat Peel zurück, da er in dem neu erwählten Unterhause keine Mehrheit für seine Vorlage in Sachen der irischen Kirche zu gewinnen vermochte. Lord Melbourne, Palmerston kehrten zurück. So wenig der König seine Zuneigung zu Wellington und Abneigung gegen die Liberalen verhehlte, das schwache Whigcabinet, bekämpft von einer mächtigen um Peel, Wellington und Lord Lyndhurst gescharten Toryopposition, behauptete sich bis zum Ende der Regierung König Wilhelm's und ging auf die Nachfolgerin über.

Von continentalen Angelegenheiten nahm den König zuerst und das alsbald nach seiner Thronbesteigung die Ordnung der Regierungsverhältnisse in Braunschweig in Anspruch, wo Herzog Karl durch eine heillose Mißregierung die Bevölkerung zu einem Aufstande getrieben hatte, der mit der Flucht des Herzogs endete. Wohlwollend hatte der König anfangs den vertriebenen Neffen in England aufgenommen, als er aber die böse Natur des entarteten Fürsten erkannt hatte, dem jüngeren Bruder Wilhelm, der die Regierung in Braunschweig übernommen, seinen Schutz zugesagt und, so wenig er auch revolutionären Bewegungen entgegenzukommen gewillt war, in der Einsicht unausweichlicher Nothwendigkeit sich zu der definitiven Regelung verstanden, die auf Anrathen Preußens in dieser überaus schwierigen staatsrechtlichen Angelegenheit getroffen wurde: zu der agnatischen Disposition, die am 10. März 1831 der Bundesversammlung übergeben die absolute Regierungsunfähigkeit des Herzogs Karl constatirte und daraus die Consequenz zog. Zu diesem Acte trat dann noch, um den Schwierigkeiten zu begegnen, die inskünftige aus einer standesgemäßen Heirath des ausgeschlossenen Prinzen erwachsen könnten, ein Familienstatut von 1832 hinzu, das die staatsrechtliche Wirksamkeit der Ehen von Prinzen des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg von der rechtsförmlichen Einwilligung des regierenden Herrn der Linie in die Eheschließung abhängig machte. Hatten die braunschweigischen Angelegenheiten den König nur als Agnaten, als Chef der jüngeren welfischen Linie beschäftigt, so forderten die Verhältnisse seines Stammlandes seine ganze Thätigkeit als Landesherr. So kurz die Regierung K. Wilhelm's währte, sie war für sein Land Hannover nicht minder bedeutsam und ereignißreich als für England. Die Einwirkungen der Julirevolution machten sich auch hier geltend. Weit entfernt sich mit polizei-

lichen Maßregeln und der militärischen Unterdrückung der aufständischen Bewegung, die sich an einigen Orten gezeigt hatte, zu begnügen, forschte die Regierung den tieferen Gründen nach, aus denen die weit im Lande verbreitete Unzufriedenheit entstanden war. Sie beschränkte sich nicht auf die Regierten, auch in den Kreisen der Beamten, der Angestellten, wie man gern sagte, war entschiedener Unwille verbreitet über die exclusive Aristokratie, die im Lande herrschte, wie über die Abhängigkeit von dem allmächtigen Minister in London, dem Grafen Münster, der eine Art oberer Instanz über den Ministern in Hannover bildete. Selbst der Herzog von Cambridge, der jüngste Bruder des Königs, der seit 1816 als Generalgouverneur in Hannover fungirte, war durch diese Ordnung des Verhältnisses zwischen dem Lande und seiner Herrschaft beengt und gehemmt. Die Schäden lagen so deutlich zu Tage, daß der König, als ihn zu Anfang des Jahres 1831 Abordnungen aus Hannover über die Sachlage aufklärten, sich sofort zur Aenderung entschloß. Graf Münster wurde verabschiedet, die deutsche Kanzlei in London, an deren Spitze er gestanden hatte, aufgehoben. Um der Regierung in Hannover mehr Einheit und Kraft zu geben und in wichtigen und besonders in eiligen Fällen auch ohne Abwartung der speciellen königlichen Befehle verfahren zu können, erhielt der Herzog von Cambridge die Stellung eines Vicekönigs und Vorsitzenden des Staatsministeriums, zum Minister bei des Königs Person wurde L. v. Ompteda, seit 1823 Staats- und Cabinetsminister in Hannover, berufen. Den Reformen, welche das durch diese Neuordnung selbständiger gestellte Ministerium vorschlug, hat der König bereitwillig seine Unterstützung geliehen. Mit seiner Zustimmung bezeichnete der Vicekönig bei der Eröffnung der Ständeversammlung es als des Königs festen Willen, daß bei der Besetzung der Staatsämter nicht das Ansehen der Geburt, sondern lediglich persönliche Tüchtigkeit und unbescholtener Charakter entscheiden solle: eine Erklärung, die dem Regierungsnachfolger besonders verhaßt war, so daß er deren Urheber ausfindig zu machen sich besonders angelegen sein ließ (s. A. D. B. XXIX, 184). Der wichtigste unter den Vorschlägen des Ministeriums war die Entwerfung eines Staatsgrundgesetzes und die Herstellung einer einheitlichen Finanzverwaltung an Stelle der hier noch festgehaltenen Duplicität des Finanzwesens, der Trennung von Domanial- und Landescasse. Auch diesem Vorschlage, der einem Antrage der Landstände entsprach, stimmte K. Wilhelm zu, nur mit der Befürwortung, daß die „declaration of rights and imunities“, wie er sie nannte, als Act seines freien Willens, nicht als ihm abgedrungen verstanden würde. Rasch entschlossen hat er in diesem Stadium die Verfassungssache behandelt. Den ständischen Antrag, der ihm durch Bericht vom 22. April vorgelegt war, hat er in einer vertraulichen Antwort an seinen Bruder Cambridge schon am 29. April und in einer officiellen Mittheilung an das Ministerium vom 10. Mai gutgeheißen. Im Sommer 1831 wurde im Schoße des Staatsministeriums unter Zuziehung von Dahlmann ein Verfassungsentwurf aufgestellt, der am 5. October durch den Cabinetsrath Falcke (s. A. D. B. VI, 545) nach London überbracht und auf Grund seiner dem König gehaltenen Vorträge zu Ende des Monats unbeanstandet genehmigt wurde. Als aber das Resultat der abgeschlossenen Verhandlungen über den Entwurf, den erst eine Commission von sieben königlichen und vierzehn ständischen Mitgliedern und dann das Plenum beider Kammern der Ständeversammlung durchberathen hatte, im März 1833 dem Könige vorgelegt wurde, dauerte es bis zum Herbst, bevor er seine Sanction ertheilte. Die Aenderungen, welche der ursprüngliche Entwurf in der Zwischenzeit erfahren hatte, sind nicht bedeutend genug, um diesen Aufschub zu erklären, waren sie doch außerdem unter Zustimmung des Ministeriums erfolgt. Der

Gedanke an Einmischung von außen her ist nicht abzuweisen. Wie es heißt, ließ Metternich durch seinen Gesandten Gegenvorstellungen machen, die an dem Frankfurter Attentat vom Frühjahr 1833 und an den Besorgnissen, die dem Könige die durch die Reformbill hervorgerufene Bewegung im eigenen Lande verursacht hatte, eine Stütze finden mochten. Sicher ließ es aber auch die Adelsopposition in Hannover unter Führung des Freiherrn Georg v. Schele (s. A. D. B. XXX, 752) nicht an Einwirkungen fehlen, zumal sie einen einflußreichen Fürsprecher in der Umgebung des Königs an dem Herzog von Cumberland hatte. Mit ihm, dem voraussichtlichen Nachfolger in Hannover, hatte der König in den Vorbereitungsstadien des Verfassungswerks verhandelt und keinen Widerstand bei ihm gefunden; nur in einigen untergeordneten Punkten hatte er Bedenken geäußert. Zusehends wuchs aber seine Opposition, je mehr die Verhandlung sich ihrem Abschlusse näherte; und es ist seltsam wahrzunehmen, daß der König ihm eine kleine, wenn auch nur trügerische, Handhabe für sein späteres Verhalten dadurch bot, daß er einseitig eine Anzahl kleiner, sachlich nicht wesentlicher, Aenderungen an dem zwischen dem Staatsministerium und dem Landtage festgestellten Verfassungsentwurfe vornehmen ließ, ehe er ihn am 26. September 1833 in Schloß Windsor unter der Contrasignatur von Ompteda sanctionirte. Die maßvolle die Kraft der Regierung wie die Freiheit der Unterthanen verbürgende Verfassung würde die Grundlage für eine gedeihliche politische Entwicklung des Landes, vielleicht auch darüber hinaus ein werthvolles Beispiel abgegeben und dem letzten der englischen Könige, der über Hannover zu regieren berufen war, den dauernden Ruhm eines Begründers verfassungsmäßiger Ordnung in seinem Heimathlande eingetragen haben, wenn er zugleich für die Zukunft zu sorgen gewußt hätte. Dazu hätte es des Ausbaues der Verfassung durch organisatorische Gesetze und der Sicherung gegen die ihr drohende Gefahr bedurft. Nach beiden Seiten hin ist schwer gefehlt. Der König wußte, wie sein Bruder Cumberland zu dem Staatsgrundgesetze stand. Durch eine amtliche Erklärung vom 20. October 1833, die man erst 1889 durch den vierten Theil von Treitschke's Deutscher Geschichte kennen gelernt hat, hatte er deutlich ausgesprochen, er halte sich durch das neue Gesetz noch nicht gebunden. K. Wilhelm, der die Halsstarrigkeit seines Bruders im politischen Leben oft genug erfahren hatte, wußte dem Ministerium keinen günstigeren Erfolg von weiteren Verhandlungen mit ihm zu versprechen, meinte aber in seiner Sorglosigkeit, das Verhalten des Herzogs werde eher Nachtheile für ihn selbst als für das Land zur Folge haben. Sollte damit auf die Schuldenlast, die den Herzog drückte, angespielt sein, so lag doch der ganzen Combination die trügerische Vorstellung zu Grunde, das Land und seine Verfassung würden stärker sein als der Herzog mit seinen Bundesgenossen innerhalb und außerhalb Hannovers. Die Zeit, die das Land unter dem Staatsgrundgesetz verlebte, hat ein Kenner seines Rechts und seiner Geschichte als die vier segensreichen Jahre gepriesen, da eine einheitliche Verwaltung durch ihre Principien der Oeffentlichkeit, Freiheit und Selbständigkeit den glücklichsten Zustand des Landes begründete (Stüve). Ließ auch der Ausbau der Verfassung viele Wünsche unbefriedigt, so ist doch der König bemüht gewesen, ein wichtiges Gesetz unter Dach und Fach zu bringen, bei dem zwar in erster Linie das fürstliche Haus, in zweiter aber auch das Land betheiligt war. Gleichzeitig mit dem Staatsgrundgesetz war die Ausarbeitung eines Hausgesetzes in die Hand genommen, theils um des innern Zusammenhanges willen, theils mit Rücksicht auf die immer mehr in nahe Aussicht rückende Trennung Hannovers von England. Dahlmann, dem die Entwerfung im Sommer 1832 aufgetragen war, überreichte im folgenden Januar sein Werk, das vom Könige aufmerksam geprüft, im September 1833 seine

Genehmigung erhielt, aber erst drei Jahre später, am 19. November 1836, publicirt wurde, da es zuvor noch dem Landtage wegen seines die Apanagen regelnden Bestandtheils und dem Herzog von Braunschweig wegen seiner das Gesammthaus angehenden Bestimmungen vorgelegt werden mußte und an der einen wie an der andern Stelle einzelne Aenderungen erfuhr. Der König war die letzten Jahre seiner Regierung nicht mehr der fröhliche zufriedene Herr, der King sailor, der Seemannskönig, der sich seines Königthums und seiner Popularität freute, wie die deutschen Beobachter anfangs von ihm berichteten. Die politischen Kämpfe hatten ihn ernüchtert und das Steigen und Fallen der Volksgunst kennen gelehrt. Gleichgültiger geworden, ließ er die Dinge gehen, wie es Gott gefiel. Wo er zum Unmuth neigte, griff die Königin Adelheid mildernd ein. Vermöge ihres großen Einflusses hatte sie es bewirkt, daß zwischen ihm und seinem Bruder Cumberland ein wenigstens äußerlich gutes Einvernehmen bestand, wie sie auch Cumberland und den zweitjüngsten Bruder, den Herzog von Sussex, mit einander versöhnt hatte. Wie der König aber von sich selbst in einer Denkschrift sagen durfte, er habe während der ganzen Dauer des Whigministeriums jeden Versuch, direct oder indirect mit den Gegnern in Verbindung zu treten, unterlassen, der seinen Dienern den geringsten Anlaß zu Eifersucht oder Mißtrauen hätte geben können, so rühmte ihm auch der preußische Gesandte, Heinrich v. Bülow, nach, wie er an dem Könige stets einen wirklich theilnehmenden und sicheren Freund, nicht im königlichen, sondern im rein bürgerlichen Sinn gefunden habe. Seit Beginn des Jahres 1837 war König Wilhelm leidend. Schon die Eröffnung des Parlaments hatte er wider seine Gewohnheit nicht mehr selbst vorgenommen. Nachdem er noch einmal, wie er es sich gewünscht, den Jahrestag von Waterloo erlebt hatte, starb er am 20. Juni. Den besten König, den wir uns nur wünschen mochten, haben wir verloren, schrieb Dahlmann am 1. Juli, und seine wenige Monate später verfaßte Schrift: ‚Zur Verständigung' begann mit den Worten: als der gute König Wilhelm gestorben war. Durch die Reden, welche am 22. Juni die Vertreter der Regierung wie die Führer der Parteien im Parlamente dem Verstorbenen widmeten, zieht sich die Trauer um den Heimgang eines Fürsten, der gerade, wohlmeinend, selbstlos seinem Staate und Volke gedient hatte. Da die beiden Töchter des königlichen Paars schon im Kindesalter verstorben waren und der nächstfolgende Sohn K. Georg's III., der Herzog von Kent, seinen Vater nicht überlebt hatte, so folgte in England die Tochter des Herzogs von Kent, die eben volljährig gewordene Prinzessin Victoria; in Hannover, wo Frauen zwar an sich successionsfähig, aber erst nach Aussterben des Mannsstammes folgen konnten, der nächstberechtigte jüngere Bruder, der Herzog Ernst August von Cumberland. In Hannover traf die Kunde von dem Regierungswechsel in die Zurüstungen zu der hundertjährigen Jubelfeier der Universität Göttingen. Zu den Vorbereitungen für das Fest gehörte der im J. 1835 begonnene Bau einer Aula, zu der K. Wilhelm 3000 Pfd. Sterl. geschenkt hatte, und die Errichtung einer Statue des Königs, die die Stadt Göttingen durch den Bildhauer E. v. Bandel in Hannover ausführen und auf dem Platz vor dem neuen Gebäude, dem nach dem König zubenannten Wilhelmsplatze, aufstellen ließ. Als Kunstwerk wenig gelungen, drückt sie doch den Dank des Volkes aus für die Regierung eines Königs, der seinem Lande die Segnung verfassungmäßiger Ordnung bringen wollte. Als während des Universitätsjubiläums am 17. September 1837 vor dem neuen Könige, Ernst August, der von den Fenstern der Aula zusah, die Uebergabe der Statue stattfand, soll er sich, als die Hülle fiel, unwillig abgewandt haben. Die Statue trug am Postamente die von Otfried Müller verfaßte

Inschrift: Pater patriae. „The Patriot King“ hatte ihn Lord Grey genannt. Dem Lobe seines geraden Wesens und seines guten Willens ist es üblich, ein Bedauern über seinen Mangel an politischen Gaben beizufügen. Mögen ihm auch die höchsten Herrschertugenden gefehlt haben, er hat doch zur rechten Zeit die Nothwendigkeit erkannt — ein Ruhm, den er nicht mit vielen Fürsten theilt —, an die bestehenden politischen Einrichtungen die bessernde Hand zu legen. In England und Hannover hat er das bewährt, und hier wie dort ist es gelungen, maßvolle Reformen einzuführen. Was ihm gefehlt hat, war das zuversichtliche Ausharren bei dem einmal als recht und zweckmäßig Erkannten. Die radicalen und demagogischen Elemente, welche der zweijährige Kampf um die Reformbill mit an die Oberfläche getrieben hatte, machten ihn besorgt, ob man nicht die alten und geheiligten Institutionen des Landes in Gefahr gebracht habe, wie er das in einer Denkschrift ausgeführt hat, die von guter politischer Bildung und Ueberlegung und von nobler Gesinnung zeugt, so wenig das auch ihr Veröffentlicher, Ch. F. v. Stockmar, Wort haben will, der dem König nicht günstig gesinnt ist, ebenso wenig als es der König den Coburgern war. Die Besorgniß, in seiner Reform zu weit gegangen zu sein, gab ihm dann auch den Versuch von 1834 ein, den ihm die Engländer nahezu als politisches Verbrechen anrechnen. Triumphirend verzeichnen sie ihn als den letzten Versuch eines englischen Königs, gegen die Mehrheit des Parlaments zu regieren. Und doch war K. Wilhelm dabei von einem Gedanken geleitet, der die Zukunft für sich hatte: der Lossagung von der alten Parteieinseitigkeit und der Nothwendigkeit der Verschmelzung der starren Gegensätze zum Heile des Vaterlandes. Ein Programm, das kein anderer durchführte als der einst von K. Wilhelm IV. berufene Führer jenes Cabinets von 1834, Sir Robert Peel.

Fitzgerald, Life and Times of William IV. 2 voll. 1884. Encyclopaedia Britannica. — Buckingham, Memoirs of the courts and cabinets of William IV. and Victoria. 2 voll. 1861. — Pauli, Geschichte Englands, Thl. 1 und 2 (Leipzig 1864 u. 1867). — Ders., Sir Robert Peel (in den Auff. z. engl. Gesch. Neue Folge, Leipzig 1883); Prinz Albert (in den Auff. z. engl. Gesch. Leipzig 1869). — v. Treitschke, Deutsche Gesch. IV, 104 ff., 157 ff., 657 ff. — Springer, Dahlmann I, 419, 317 ff. — Gneist, Engl. Verfassungsgeschichte (1882), S. 718; Engl. Verwaltungsrecht der Gegenwart (1883) I, 161. — E. v. Stockmar, Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Frhrn. Chr. Fr. v. Stockmar (Braunschweig 1872), S. 273 ff., 319 ff. — Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldt's (Berlin 1893), S. 267, 277, 377, 383. — K. Janicke in der Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen. Jhrg. 1890, S. 226 ff., 1891, S. 235 ff. — Meine Aufsätze über Stüve in den Preuß. Jahrbüchern XXX—XXXII.

F. Frensdorff.

Wilhelm der Freundliche von Habsburg, österreichischer Herzog, geboren 1370, † am 15. Juli 1406. Als Erstgeborener Hz. Leopold's III. (s. A. D. B. XVIII, 392) von Oesterreich aus dessen Ehe mit Viridis, Tochter Bernabò's Visconti, Hz. von Mailand, tritt der 15jährige Prinz schon in Knabenjahren auf die Bildfläche, da er noch bei Lebzeiten K. Ludwig's I. von Ungarn († 1382) zum Verlobten der zweiten Tochter dieses Angiovinen, Hedwig, ausersehen war. Sein Vater wollte auf diesem Wege seiner Linie einen Theil des großen ungarisch-polnischen Ländererbes zuführen, was den gleichen Absichten der Luxemburger entgegenlief, seitdem Sigismund (s. A. D. B. XXXIV, 267), der zweite Sohn K. Karl's IV., Verlobter der älteren Tochter K. Ludwig's I., Maria, geworden war. Es scheint daher, daß Sigismund's Bruder, K. Wenzel, die Absicht hegte, durch Begünstigungen anderer Art Herzog Leopold III. zu be-

stimmen, einem solchen Erbanspruche zu entsagen. Jedenfalls ist es bedeutsam, daß mit Urkunde vom 12. Februar 1380 wol der Zeitpunkt der Heirath Hedwig's mit Wilhelm festgestellt, aber nur eine Mitgiftsumme von 200 000 fl., keineswegs ein Ländergebiet als Brautschatz verbürgt erscheint. Ueberdies kam es 1382, nicht lange vor dem Ableben K. Ludwig's von Ungarn-Polen (11. Sept.), zu dessen endgiltiger Vereinbarung mit den beiderseitigen Reichsständen, wonach die erstgeborene Tochter Maria das ausschließliche Erbrecht auf Ungarn und Polen zuerkannt erhielt, und auf diese Weise die Personalunion Ungarns und Polens weiterhin aufrecht bleiben sollte. Nach dem Tode Ludwig's I. machte sich jedoch bald in Polen das Streben nach ihrer Auflösung geltend, und eine starke Partei arbeitete der Anerkennung Maria's und ihres Verlobten, Sigismund, als Gesammterben Ungarns und Polens, entgegen, wie dies aus den Beschlüssen der Radomsker Ständeversammlung v. E. Nov. 1382 erhellt, worin es heißt, man gelobe den Töchtern Ludwig's Treue, wenn eine derselben mit ihrem Gatten den persönlichen Aufenthalt in Polen zu nehmen sich verpflichten würde. Die ungarische Königswitwe Elisabeth schien aus Abneigung gegen Sigismund der Krönung Hedwig's und ihres Verlobten Wilhelm als Herrscherpaars in Polen geneigt zu sein, wie dies aus einem Schreiben Hz. Leopold III. vom 28. Januar 1383 an die Trevisaner hervorgeht. Bald jedoch zeigte sie sich wieder der Personalunion geneigt und keineswegs den Erwartungen Leopold III. günstig, wie ihr überhaupt beide Verlobten ihrer Töchter wenig zusagen mochten. Als nun die Polen im März 1384, des längeren Zuwartens müde, erklärten, würde Hedwig nicht binnen zwei Monaten in ihrem Reiche erscheinen, so seien sie entschlossen, sich einen König zu wählen, so kam es zur Uebergabe der 15jährigen Prinzessin an die Polen. Die Verlobung mit dem gleichalten Habsburger Wilhelm blieb aufrecht, denn Hz. Leopold III. drängte zur Erneuerung der Zusage vom Jahre 1380, die denn auch 1385, 28. Juli, zu Ofen in aller Form von der Königswitwe und Regentin Elisabeth, ihrer Tochter Maria, den Kirchenfürsten von Gran und Fünfkirchen, Ladislaus Herzog von Oppeln und dem Palatin Niklas Gaca ausgefertigt erscheint, und Leopold III. stellte Tags darauf eine Urkunde aus, welche die Widerlage von 200 000 fl. in Barem oder sonstigen Einkünften verbürgte, sobald das Beilager der Verlobten vollzogen sei. Hedwig's Krönung zur Königin Polens fand zu Krakau am 18. October statt. Bald traf jedoch die Litthauer Botschaft ein, welche Hedwig's Hand für Jagjel (nachmals K. Wladislaus I.) begehrte. Hedwig hielt jedoch anfänglich an ihrer Verlobung mit Wilhelm fest, und als im Winter des Jahres 1385 ihr jugendlicher Verlobter herbeieilte und in das Krakauer Schloß nicht eingelassen, im Franciscanerkloster eine Zufluchtstätte fand, besuchte sie ihn dort wiederholt und scheint auch die Erklärung abgegeben zu haben, daß sie sich mit ihm als „vermält" betrachte. Ihr Sträuben wider den ihr aus Staatsrücksichten aufgedrungenen Freier mußte sie jedoch schließlich aufgeben und Wilhelm aus Krakau nicht ohne Fährlichkeiten entweichen. Am 4. Mai 1386 fand er sich wieder zu Wien ein, daß er jedoch seinem polnischen Abenteuer mehr denn eine vorübergehende Bedeutung zusprach, beweist die Thatsache, daß er, so lange seine erste Verlobte, Hedwig, die Polenkönigin lebte, einer ehelichen Verbindung fern blieb.

1386, 9. Juli, fand sein Vater Leopold III. in der Sempacher Schlacht ein blutiges Ende, und nun stand der 16jährige Erstgeborene vor der Aufgabe, die Länder der habsburgischen Leopoldiner: Steiermark, Kärnten, Oest. Istrien mit Triest, Görz, Tirol, Vorarlberg und Vorderösterreich zugleich im Namen der jüngeren Brüder Leopold IV., Ernst und Friedrich IV. zu verwalten. Wilhelm schloß jedoch am 10. October 1386 mit seinem Vaterbruder Albrecht III.

einen Vertrag, worin er diesen als Regenten der gesammten österreichisch-habsburgischen Länder anerkannte, und der Grundsatz ausgesprochen erscheint, daß man alle weiteren Theilungen vermeiden solle. Wilhelm machte diese Abmachung den Ständen der leopoldinischen Länder durch Rundschreiben vom 14. October bekannt, und Herzog Leopold IV. gab am 8. November seine Zustimmung. Wir sehen somit bis zum Ableben Albrecht's III. den letzteren Regentenhandlungen in den leopoldinischen Ländern ausüben. Dieses Condominat führte zu keinerlei Zerwürfnissen, so lange Albrecht III. lebte. Dieser Einklang zeigt sich auch in der äußeren Politik des Hauses. So schlossen 1393, 1. November, die Herzoge Albrecht III., Wilhelm und Leopold IV. zu Wien ein Bündniß mit Erzbischof Konrad von Mainz auf vier Jahre in Hinsicht ihrer Länder „anhalb des Arlberges", im December des gleichen Jahres ein solches mit Ruprecht dem älteren und jüngeren von der Pfalz. 1394, 20. Mai, einigten sich zu Linz Albrecht III. und Wilhelm mit den Herzogen Johann und Ernst von Baiern auf 10 Jahre angesichts der nachbarlichen Irrungen (in Böhmen).

1395, 29. August, starb Albrecht III. mit Hinterlassung eines 18jährigen Sohnes (Albrecht IV.) und einer letztwilligen Erklärung, die dem Erben und dem Neffen die Vermeidung von Ländertheilungen ans Herz legte, deren Urheber der Bruder, Leopold III., geworden war. Wilhelm hatte sich dem Oheim untergeordnet und glaubte jetzt als der Aelteste zur Gesammtregierung der Länder beider Linien berufen zu sein, wie dies auch den Grundsätzen Rudolf's IV., den Befugnissen des von letzterem so entschieden vertretenen „Seniorates" entsprach. Albrecht IV. stellte sich aber auf den Standpunkt, daß er als einziger Sohn des Begründers der „älteren" Habsburger Linie sein Erbland, Oesterreich o. u. u. d. Enns allein zu regieren berechtigt sei und die Senioratsregierung des Aeltesten der „jüngeren" Habsburger Linie in Oesterreich nicht anzuerkennen brauche. Wir sehen nun, daß dieser Gegensatz in den Anschauungen der Fürsten auch eine Parteiung in den Ländern herbeiführte. So finden wir beispielsweise, daß die Wiener mit den Inneröfterreichern für das Seniorat Wilhelm's sich einsetzten. Es kam jedoch bald, am 22. November 1395, zu dem wichtigen Holenburger Vertrage zwischen den streitenden Fürsten, demzufolge Wilhelm zur „Mitregierung" in Oesterreich herangezogen und Albrecht IV. zu einer solchen in den Ländern Wilhelm's als berechtigt erscheint, und alles was Verwaltung, Herrschaftsgut, Hausschatz betrifft, als ein Gemeinsames anerkannt wird. Während wir jedoch fortan alle Oesterreich betreffenden Urkunden von Wilhelm und Albrecht IV. — in wichtigen Fällen — auch von Leopold IV. ausgestellt finden, übte Albrecht IV. sein formelles Condominat in den Ländern Wilhelm's thatsächlich nicht aus, woraus hervorgeht, daß letzterer wenigstens zum Theil mit seinen Forderungen durchgedrungen war. Bald nach der Holenburger Einigung kam es zur Auseinandersetzung Wilhelm's mit dem nächst älteren Bruder Hz. Leopold IV. Der Vertrag vom 30. März 1396 bestimmte als Antheil Wilhelm's die Länder: Steiermark, Kärnten, Krain, die Marken, Metlik, Istrien (so weit es seit 1375—1382 habsburgisch geworden) mit Triest und Portenau, abgesehen von der Mitregierung in Oesterreich. Dieser Vertrag, der mit 24. April 1398 ablief, wurde dann auf weitere zwei Jahre verlängert. Die Versorgung des nächst älteren Bruders Ernst (des Eisernen) hatte Wilhelm zu übernehmen, und vom 26. September 1402 ab begegnen wir dem Herzoge Ernst als Mitverweser in Steiermark, Kärnten und Krain.

Die Zeiten waren bewegt genug. 1395—96 wurde der unbotmäßige Adelsherr in Kärnten, Friedrich von Auffenstein, geschlagen, gefangen genommen und mußte 1396, 19. März, dem Herzoge Wilhelm und den vier anderen Habsburgern Urphede schwören. Bald darauf trieben die Ereignisse in Böhmen infolge

der Stärke K. Sigismund's von Ungarn und des Markgrafen Jobst von Mähren gegen den schwachen König Wenzel einer neuen Krise entgegen, in welcher Wilhelm und Albrecht IV. als Regenten Oesterreichs Stellung nehmen mußten. Ihr Interesse bestimmte sie, sich (11. September 1396) mit ihrem Nachbar Jobst auf fünf Jahre zu verbinden, während die Abmachungen vom Februar und Juni 1398 hauptsächlich den Schutz des Landes vor den adeligen Freibeutern Mährens im Auge hatten. Als Heinrich von Kunstat auf Jaispitz, genannt der „Zuckerscheidt" oder „dürre Teufel", das österreichische Städtchen Waikartsschlag überrumpelte, bewirkte Hz. W. die Rückeroberung. Ueberdies suchte er im Einvernehmen mit Hz. Albrecht IV. durch das standrechtliche Verfahren, „Greinen" genannt, dem Räuberunwesen zu begegnen. Das Erstehen einer Ketzersecte in Stadt Steier hatte beide Herzoge im Mai 1397 zu harten Maßregeln veranlaßt, zufolge deren über 100 solcher „Sectirer" verbrannt wurden.

Als die Absetzung K. Wenzel's als deutsches Reichsoberhaupt 1399—1400 vor sich ging, finden wir Herzog W. und Albrecht IV. geneigt, den Wünschen der damals scheinbar einträchtigen Luxemburger nachzukommen. Auch sie hatten, und zwar Wilhelm und Leopold, den Frankfurter Fürstentag vom Ende Mai 1400 beschickt, enthielten sich jedoch der Anerkennung der Fürstenbeschlüsse gegen Wenzel und der weiteren Action zu Gunsten Ruprecht's von der Pfalz, abgesehen von einem der ihrigen, Hz. Leopold IV., der sich bald zu einer mißglückten Unternehmung des neuen deutschen Königs gegen Mailand verlocken ließ, mit dessen Gewalthaber Johann Galeazzo Visconti die österreichischen Herzoge Wilhelm, Ernst und Friedrich, ja damals auch Leopold IV., am 4. Mai 1400 zu Pavia ein Bündniß hatten abschließen lassen. So erfahren wir, daß am 14. März 1400 W. und Albrecht einen Besprechungstag mit K. Wenzel vereinbarten, daß 1401 K. Sigismund an die österreichischen Herzoge schreiben ließ, ihm die Päffe nach Italien offen zu halten, und daß K. Wenzel in der gleichen Angelegenheit an Graf Hermann II. von Cilli schrieb. Der Gefangenschaft K. Sigismund's in Ungarn folgte aber bald eine neue Phase der böhmischen Politik des ränkevollen Ungarnkönigs. Bald begegnen wir dem Bruder, König Wenzel, als Gefangenen Sigismund's und seit 9. August 1402 als Häftling der Habsburger in Wien, und die Urkunde Sigismund's vom 16. August d. J. handelt vom Versprechen des verwitweten und kinderlosen Ungarnkönigs an die Herzoge W., Albrecht IV. und Ernst, einen von ihnen für den Fall seines Ablebens ohne Erben zur Nachfolge im Reiche zu ernennen und diese Verfügung von den Ständen Ungarns beschwören zu lassen. Auch wurden bei dieser Gelegenheit die früheren Erbanträge zwischen Habsburg und den ungarischen Anjous bestätigt.

Die Flucht K. Wenzel's, dessen Ueberwachung W. übernommen, aus der Wiener Haft (11. November 1403) erweckte in Sigismund besonders gegen den ältesten der Leopoldiner Mißtrauen und Groll, der darin auch seine Nahrung finden mochte, daß um diese Zeit Hz. W. Unterhandlungen mit dem neapolitanischen Hofe betrieb, bei denen es sich um die Vermählung mit Johanna, einer Tochter Karl's des Kurzen († 1386) und Schwester Ladislaus', des Königs von Neapel und Prätendenten der ungarischen Krone, handelte. Die polnische Königin Hedwig, Wilhelm's Verlobte, war bereits verstorben, und jetzt wollte der 33jährige Herzog seinen häuslichen Herd bestellen. Die beschwichtigende Botschaft der österreichischen Herzoge an K. Sigismund, welche Ernst übernahm, änderte nicht viel an der übeln Gesinnung des Ungarnkönigs gegen die Leopoldiner. Bald aber huben ernste Zerwürfnisse im Kreise der österreichischen Herzoge an, welche einerseits mit dem Holenburger Vertrage, was W. und Albrecht IV. betrifft, anderseits mit Gegensätzen zwischen W. und Ernst auf der einen, Leopold IV. und Friedrich IV. auf der andern Seite zusammenhingen.

Dem sollten nun zwei Compromisse ein Ende machen. Zunächst fällten in der Angelegenheit Wilhelm's und Albrecht's IV. die Herzoge Leopold IV. und Ernst einen Schiedsspruch, während den Ausgleich zwischen den Leopoldinern Albrecht IV. beurkundete (März bis Mai 1404). Noch größer drohten aber die Verwicklungen zu werden, als Hz. Albrecht IV. im Alter von 29 Jahren starb (1404, 14. September) und einen unmündigen Sohn (Albrecht V.) zurückließ. Die österreichische Frage machte allerdings keine neuen Schwierigkeiten. W. hatte bei jenem Ausgleiche mit Albrecht IV. seinen Antheil an der Verwaltung Oesterreichs und die Residenz in Wien, er hatte auch den Kern des ehemaligen Püttner Gebietes: Neustadt, Neunkirchen und Schottwien zuerkannt erhalten und übernahm jetzt ohne jede Einsprache als Aeltester die Vormundschaft über den siebenjährigen Sohn Albrecht's IV., aber Leopold IV., welchem der Schiedspruch des verstorbenen Herzogs vom Mai 1404 Steiermark mit Graz als Sitz und Tirol ausgewirkt hatte, während das vorarlbergische Land auf drei Jahre W. und Leopold IV. gemeinsam innehaben sollten, Kärnten und Krain der erstere sammt den südlichen Gebieten ausschließlich behielt, — stand mit W. schlecht; ihm gesellte sich Friedrich IV. zu, während Ernst mit W. zusammenhielt. So sehen wir bald Leopold IV. mit K. Sigismund im Bunde; Ernst's Vermittelung schlägt fehl, und bald kündigt der Ungarnkönig den Herzogen W. und Ernst den Krieg an unter dem Vorwande, für die Rechte der Witwe Albrecht's IV. und ihres Sohnes einzutreten. Dem drohenden Kriege beugte W. durch die Botschaft nach Preßburg vor.

Gegen das Räubervolk der mährischen Nachbarherrschaft und Westungarns Grenzstörer bewies sich W. thatkräftig und umsichtig. Als die Burgherrn von Böttau Drosendorf überfielen, den Markt besetzten und die Burg belagerten, eilte (1405) Herzog W. herbei und vertrieb die Gewaltthätigen. Ein Böttauer wurde auf der Flucht von den erbitterten Bauern erschlagen, der andere gefangen. Im Winter 1405/1406 zog W. wider die ungarischen Nachbarn und nahm ihrer am Neusiedlersee über 60 gefangen.

Vom 11. Januar 1406 datirt die Urkunde über die Stiftung der adeligen Gesellschaft vom „silbernen Haftel" oder des „Haftelbundes" mit dem Sterne, einer Verbindung österreichischer „Landherrn, Ritter und Knechte" zur Wahrung der Staatsinteressen, wie wir solchen gleichzeitig und besonders typisch in Tirol begegnen. Ueberhaupt bedeutet der Anfang des 15. Jahrhunderts die durch innere Wirren, äußere Gefahr und wachsende Bedürfnisse dem habsburgischen Landesfürstenthum abgerungene verfassungsmäßige Geltung der Prälaten, Grafen, Herren, Ritter, adeligen Knechte und Bürger, oder der Landstände. Hz. Wilhelm starb nach kurzer Ehe ohne Leibeserben. Die Zeitgenossen nennen ihn einen wohlgestalteten, leutseligen Herrn, dem ein junger Löwe so treu ergeben gewesen sei, daß er, nach dem Tode des Herzogs Speise und Trank verschmähend, verendete.

Ebendorfer, Chron. austr. — Pez, scr. II. — Rauch, Scr. rer. austr. III. — Lichnowski. — Birk, G. d. H. H. IV, V. — Kurz, Oe. unter Albrecht III.; Oe. u. Albrecht IV.; Oe. u. Albrecht V. — Palacky, Gesch. Bö. III. — Muchar, Gesch. des Hz. Stm., VII. — Höfler, Ruprecht v. d. Pfalz, gen. Clem. — Lindner, Gesch. d. deutschen Reiches unter K. Wenzel, I, II. — Zeißberg, Der oe. Erbfolgestreit (Oe. Gesch.-Arch., 58. Bd.). — Steinwenter, Btr. z. Gesch. d. Leopoldiner (ebenda 2. Hälfte, Oe. Gesch.-Archiv, 58. Bd.).

F. v. Krones.

Wilhelm, Graf von Henneberg. Die hennebergischen Chronisten Spangenberg und Juncker zählen acht Grafen dieses Namens und Stammes. Von diesen kann der erste, welcher unter Otto III. 996 das hennebergische Kloster Georgenzell gegründet haben soll, was durchaus ungeschichtlich ist, als geschichtliche

Persönlichkeit nicht betrachtet werden. Die gesicherte Genealogie der Henneberger Grafen beginnt erst 1078. Der zweite Graf W. ist der einzige dieses Namens in der Aschaer Linie, welche sich später nach Römhild nannte. Er wird 1394, als die Steinrück vor Haina bei Römhild siegreich fochten, neben seinem Bruder Friedrich genannt mit dem Beisatz „der hintennach in der Heidenschaft blieb" und begegnet dann noch urkundlich 1397. Von den übrigen sechs Grafen dieses Namens, welche alle der Schleusinger Linie angehören, kommen zwei (Wilhelm VI. und Wilhelm VIII.) als nachgeboren und früh verstorben nicht in Betracht und sollten ebenso wie die beiden erstgenannten gar nicht mitgezählt werden. Geschichtliche Bedeutung haben nur nachfolgende vier aufeinander folgende regierende gefürstete Grafen von Henneberg-Schleusingen.

Wilhelm I., gef. Graf von Henneberg 1405—1426, überkam die Regierung mit 21 Jahren. Sein erstes Streben war die Herstellung geordneter Finanzen und Geltendmachung der Gerechtsame seines Hauses. Er wird unter den Schirmherren des Kostnitzer Concils genannt. Auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem starb er unterwegs auf der Insel Cypern am 17. Juli 1426, nach einigen in einem Treffen erschlagen. Seine als hoffärtig verschrieene Gemahlin Anna von Braunschweig, der eine gute Haushaltung nachgerühmt wird, folgte ihm im Tode am 27. October 1426.

Wilhelm II., 1426—1444, stand zunächst mit seinem jüngeren Bruder Heinrich, da er bei des Vaters Tode erst 11 Jahr alt war, bis 1430 unter Vormundschaft Georg's von Henneberg-Römhild. Entgegen dem fehdelustigen Sinn seiner ersten Regierungsjahre suchte er durch Vergleiche und Verträge die innere Ruhe zu sichern und seine sparsame Verwaltung setzte ihn in den Stand pfandweise Stadt und Amt Meiningen vom Bischof von Würzburg zu erhalten, und blieb dieser Besitz erstmalig 60 Jahre bei seinem Hause. Eine seiner Thaten, die Erstürmung des Raubschlosses Haun und die Gefangennahme der Raubritter 1442, hat das Volkslied verherrlicht. Es war eine folgenschwere Handlung, daß er zur Verhütung einer Theilung des Landes seinen jüngeren Bruder den geistlichen Stand ergreifen und auf alle Rechte an das Land verzichten ließ, nur machte der unruhige Charakter dieses Bruders alle Vorsicht zu Schanden. Kaum war Graf W. an den Verletzungen, die ihm ein wilder Eber auf der Jagd am Neujahrstage 1444 beigebracht hatte, eine Woche darauf gestorben, als Graf „Heinrich der Unruhige" der Wittwe seines Bruders, Katharina von Hanau und ihren unmündigen Söhnen Wilhelm, Johann und Berthold, die Erbschaft streitig machte, indem er seinen Verzicht als einen erzwungenen für ungültig erklärte.

Wilhelm III., 1444—1480. Nachdem die gebieterischen Friedensvermittlungen der benachbarten mächtigern Fürsten und die Einräumung des Amtes Kaltennordheim den unruhigen Heinrich etwas fügsamer gemacht hatten, setzte die Vormundschaft es durch, daß der älteste Sohn W. des verunglückten Fürstgrafen schon im zehnten Lebensjahre für majorenn und lehnsfähig erklärt wurde. Den Ritterschlag erhielt der sechzehnjährige in Rom bei der Kaiserkrönung Friedrich's III; daß er sich damals auch vom Papste das Privileg eines tragbaren Altars erwirkte, beweist seine kirchlich fromme Lebensrichtung, die ihn später zum Begründer der Wolfgangscapelle im Hermannsfelder See und der Wallfahrt dorthin machte und 1465 zu Gunsten seines Klosters Veßra eine Christophgesellschaft stiften ließ, endlich 1476 als Pilger ins heilige Land führte. Diese Pilgerschaft ist mehrfach poetisch verherrlicht. Als Regent und Staatsmann trat er in die Fußtapfen seines berühmtesten Vorfahren Berthold's des Weisen, des ersten gefürsteten Grafen, des Rathes mehrerer Kaiser. Mit seiner Opferwilligkeit für kirchliche Stiftungen wußte er als guter Finanzmann, der ein

Verzeichniß seiner Einkünfte stets bei sich führte, und als friedliebender gesuchter Bundesgenosse die Fürsorge für seines Landes Wohlfahrt und für Gebietszuwachs wol zu vereinigen. Es glückte ihm unter anderem die Erwerbung des Amtes Fischberg von Fulda und Römhild und auch der zweiten Hälfte von Ilmenau. Er förderte den Ilmenauer Bergbau, die Entstehung eines Salzwerks in Schmalkalden, sorgte für die Aufnahme der Stadt Themar. Dem Kaiser leistete er viele Dienste und wurde mit neuen Gnadenerweisungen belohnt. Auf der Rückfahrt von einer Kirchfahrt nach Rom, wohin Kurfürst Ernst von Sachsen 1479 seine Begleitung erbeten hatte, erlag Graf W. (der war gar ein weidlicher, starker und gerader Fürst mit Mannsachen, Ringen, Steinschießen und aller Behendigkeit, so ein Mann haben mag) im Dorf Saluren bei Botzen in der Pfingstwoche 1480. An der Kirche von Botzen, in welcher er beerdigt wurde, ist noch sein Grabdenkmal zu sehen, den Leichnam ließ die fürstliche Wittwe Margareta von Braunschweig, in das Erbbegräbniß zu Veßra 1482 überführen.

Wilhelm IV., geboren am 10. Februar 1478, † am 24. Januar 1559. Das Anfangsjahr der Regierungszeit dieses Grafen läßt sich nicht bestimmt angeben, da das Todesjahr seines älteren Bruders Wolfgang, des nach henneb. Hausverfassung regierenden Herrn, nicht genau bekannt ist — es fällt zwischen 1482 und 85. Bis 1495 währte die vormundschaftliche Regierung seiner trefflichen Mutter Margareta, deren kirchliche Richtung sich auf den Sohn übertrug, der im Sinne der Mutter die große Grimmenthaler Wallfahrt seit 1498 in Aufnahme brachte und 1502 ein Barfüßerkloster in seiner Residenz Schleusingen gründete, auch um die sittliche und wissenschaftliche Hebung anderer henneb. Klöster bemüht war. Seine überaus kinderreiche Ehe mit Anastasia von Brandenburg, Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles, deren Schwester Elisabeth seit 1482 mit Hermann von Henneberg-Römhild vermählt war, brachte ihn in nahe Beziehungen zu den Hohenzollern fränkischer Linie, namentlich zu Albrecht von Preußen, aber sie wurde auch Veranlassung einer den bescheidenen Landeseinkünften nicht entsprechenden Hofhaltung. Zunächst verschwand der Pfandschilling des von Würzburg 1494 und 1499 wieder eingelösten Amtes und Stadt Meiningen in der für Henneberg unglücklichen bairischen Fehde 1503 bis 1505 zwischen Ruprecht von der Pfalz und den Herzogen Albrecht und Wolfgang. Graf W., der am pfalzgräflichen Hof erzogen war, stand auf Ruprecht's Seite, zog sich dadurch die Reichsacht zu. Verwüstung der Grafschaft Henneberg durch Hessen, dem die Achtvollstreckung aufgetragen war, und längere, erst 1521 beigelegte Streitigkeiten und Fehden mit diesem Nachbar waren die Folge der unüberlegten Parteinahme. Der Bauernkrieg brachte den Grafen in persönliche Gefahr und in die Unmöglichkeit, dem Würzburger Bischof die vertragsmäßige Hülfe zu leisten. Der Verdacht des Verraths oder zweideutigen Verhaltens ist unbegründet. Die entsetzlichen Verheerungen des Landes, die Verwüstung seiner Schlösser Henneberg, Osterburg, Landsberg, Hutsberg, vieler Burgen und Klöster und die von da datirende Versiegung vieler Finanzquellen bezeugen die Nothlage. Nachdem der Aufstand mit kursächsischer und hessischer Hülfe blutig niedergeschlagen war, begann das innere Reorganisationswerk in Verwaltung und Justiz. Die hennebergische Landesordnung von 1539, ein Werk des Kanzlers Joh. Gemel, eines vorzüglichen Juristen, hat bis heute Ruf und Geltung. Durch seinen Gerechtigkeitssinn, seine Leutseligkeit und persönliche Anspruchslosigkeit erlangte der Graf eine seltene Beliebtheit, bei den Standesgenossen wuchs sein Ansehen von Jahr zu Jahr. Hatte er schon unter Maximilian nach Lösung von der Reichsacht so viel gegolten, daß ihm die Schutzherrschaft Schweinfurts übergeben war, so nicht weniger unter Karl V. wegen seiner weisen Mäßigung

und der Kriegsdienste seiner Söhne, deren einer, Wolfgang, in kaiserlichem Dienst als tapfrer Held gefallen war. Nachdem die finanziellen Bedrängnisse 1540 den Verkauf von Elgersburg an Sachsen und 1542 den folgenschweren Umtausch des reichen Amtes Mainberg bei Schweinfurt gegen Amt und Stadt Meiningen nöthig gemacht hatten, entsagte Graf W. zu Gunsten seines Sohnes Georg Ernst, um dessen Verehelichung mit der protestantischen Prinzessin Elisabeth von Braunschweig und die Einführung der Reformation zu ermöglichen. Wilhelm's Stellung zur Reformation, welcher er öffentlich erst 1548 nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlfeld beitrat, um dann als einer der standhaftesten Bekenner in der interimistischen Zeit sich zu bewähren, unterliegt verschiedener Beurtheilung. Ein fanatischer Anhänger des alten Kirchenthums ist er jedenfalls nicht gewesen, obwol die geschickt ins Werk gesetzte Gefangennahme Luther's zunächst ihm als feindlicher Act zugerechnet wurde. Er trug aufs vorsichtigste den Verhältnissen Rechnung, so lange drei Söhne aus geistlichen Pfründen ihren Unterhalt ziehen mußten, wohnte deshalb auch nicht 1530 dem Reichstag zu Augsburg persönlich bei. Wenn er aber die Augsb. Confession brieflich seinem in Augsburg weilenden Sohn Wolfgang gegenüber am 15. August 1530 „etwas ganz costlich und die helle evangelische Schrift" nennt; wenn er ferner seine Tochter Margarete, eine gewesene Nonne, 1534 verheirathet, nachdem er darüber mit Albrecht von Preußen eingehend und unverhüllt correspondirt hatte (Herrnbreitingen in der heilgen Hirschbrunst am Sonntag des heil. Creutserhebungtag 1533), so ist über seine innere Stellung ein Zweifel nicht möglich. Auch der Rücktritt von der Regierung war ein vielfach bedingter, alle hohen und wichtigen Sachen, namentlich gegenüber dem Kaiser und den Reichsständen, hatten auch ferner in des alten Grafen Namen und mit seinem Rath zu geschehen, und erst 1555 entsagte er diesen Regalien und bat um die Belehnung für seinen Sohn Georg Ernst. Wenn also wie für den Anfang seiner Regierung, so auch für deren factisches Ende bestimmte Jahreszahlen nicht genannt werden können, so ist er doch den Fürsten mit längster Regierungszeit beizuzählen, und es begreift sich die Verehrung, welche ihm als Senior aus den fürstlichen Kreisen bis zu seinem Tode im 81. Lebensjahr entgegengebracht wurde.

Hauptquelle ist Juncker's Ehre der gefürsteten Graffschaft Henneberg. — Diplomatische Geschichte des gräfl. Hauses Henneberg II (von Schultes). — G. Brückner, Neue Beiträge z. Gesch. deutschen Alterthums. 3. Lfg., Meiningen 1867. — W. Germann, D. Joh. Forster, der Henneb. Reformator. Meiningen 1895. W. Germann.

Wilhelm I., Landgraf von Hessen, geboren am 4. Juli 1466. Bei dem Tode seines Vaters, des kriegerischen Landgr. Ludwig II. von Niederhessen, war W. kaum fünf Jahre alt; die Regierung des Landes und die Vormundschaft über ihn und seinen jüngeren Bruder fiel den Erbverträgen gemäß dem Vatersbruder Heinrich III. von Oberhessen zu, der, wie man aus den späteren Klagen ersieht, mehr seine eigenen Interessen als die seiner Mündel wahrnahm. Die Erziehung leitete die Mutter Mechthild, eine Schwester des Grafen Eberhard im Bart von Württemberg, und ihren Einwirkungen darf man es wol zuschreiben, daß der gutartige und milde Fürst sich kirchlichen Interessen sehr geneigt erwies. Als W. nach dem Tode seines Oheims 1483 in den Besitz Niederhessens kam, ließ er seiner Mutter einen Antheil an politischer Wirksamkeit. Da der jüngere Bruder keine Neigung zum geistlichen Stande zeigte und seinen Theil des väterlichen Erbes verlangte, ein Erstgeburtsrecht in Hessen aber noch nicht bestand, sah W. sich genöthigt, ihm erst einige Schlösser und Städte, dann die Hälfte Niederhessens abzutreten. Von seiner Regierungsthätigkeit wissen wir, daß er die damals in den Klöstern sich regenden Reformbestrebungen unter-

stützte und den Städten durch Gewährung wichtiger Rechte seine Gunst bewies. Von seiner persönlichen Beliebtheit zeugt, daß er einen Auflauf in Kassel, den der Uebermuth landgräflicher Hofbeamten verschuldet hatte, beizulegen wußte, indem er sich ohne Geleit unter die erregte Menge begab. Dem Beispiele seines Großvaters Landgr. Ludwig I., seines Mutterbruders und so vieler Fürsten und Edlen folgend unternahm W. im April des Jahres 1491 eine Pilgerfahrt zum heiligen Lande, die einer seiner Begleiter, Dietrich v. Schachten (siehe diesen), beschrieben hat. Von den Mühseligkeiten der äußerlich und innerlich angreifenden Reise suchte er sich auf der Rückreise in Neapel, Rom und namentlich durch längeren Aufenthalt in Venedig zu erholen und wurde allenthalben sehr gefeiert. Erst im Frühjahr 1492 kehrte er in die Heimath zurück. Der junge, kräftige und lebenslustige Fürst, der bis dahin gute Vernunft gezeigt hatte, erlag von jetzt an mehr und mehr einer Geisteskrankheit, deren Ursache die meisten Berichte in seinem Aufenthalte in Venedig suchen. Im Interesse des Landes übergab er schon ein Jahr nach seiner Rückkehr, am 3. Juni 1493, die Regierung dem Bruder gegen eine einmalige Abzahlung und den lebenslänglichen Besitz von Schloß, Stadt und Gericht Spangenberg mit einer jährlichen Rente. Einige Zeit hindurch überließ er sich phantastischen Spielereien in Erfurt und Nürnberg, doch nahm seine Krankheit so zu, daß ihn der Kaiser am 1. Juni 1496 seinem Bruder in Vormundschaft und Verwahrung übergab. Nach dem Tode des jüngeren Bruders 1509, als sich vorübergehend eine leichte Besserung in seinem Befinden zeigte, bemühte sich seine Umgebung, ihm die vormundschaftliche Regierung des Landes zu verschaffen; einige Städte, in Erinnerung an empfangene Wohlthaten, schlossen sich an und W. suchte beim Kaiser persönlich seine Rechte zu vertreten. Es war aber nur ein Aufflackern und er mußte 1513 in die alte Verwahrung zurückkehren. Hier in Spangenberg erlöste ihn am 8. Februar 1515 der Tod von seinen Leiden. Seine Witwe Anna von Braunschweig, die ihm fünf Töchter schenkte, überlebte ihn um fünf Jahre. Er hatte sich mit ihr 1482 verlobt, am 17. Februar 1488 verheirathet und war durch ihren Bruder Herzog Wilhelm von Braunschweig-Calenberg mehrere Mal in auswärtige Händel verwickelt worden, ohne jedoch eine selbständige politische Rolle zu spielen.

Reimer.

Wilhelm II., Landgraf von Hessen, Bruder des vorigen, wurde am 30. März 1468 geboren. Weil das schon durch Vater und Oheim getheilte Land eine nochmalige Theilung nicht zu vertragen schien, sollte W. sich dem geistlichen Stande widmen. Die Mutter leitete die Erziehung bis zum elften Jahre und sandte ihn 1479 an den Hof ihres Bruders, des Grafen Eberhard von Württemberg, einen Hof, der wegen der ausgezeichneten Charaktereigenschaften des Gr. Eberhard zur weiteren Ausbildung des reichbegabten Prinzen besonders geeignet schien. Durch schnelle Auffassungsgabe, durch sein lebendiges, ebenso geistigen Interessen offenes wie ritterlichen Uebungen geneigtes Wesen gewann W. sich hier die besondere Neigung des Gr. Eberhard, der ihn nur ungern fortziehen sah, als die Mutter, deren wiederholte Versuche, W. zur Wahl des geistlichen Standes zu bewegen, gescheitert waren, diesen im J. 1484 von Stuttgart abholte und zum Erzbischof Hermann von Köln brachte, dem Bruder Landgr. Ludwig's II., der geneigt war, ihre Wünsche zu unterstützen. Doch Wilhelm's kühne und thatendurstige Seele ließ sich dafür auch hier nicht gewinnen. Seine Ansprüche auf die Hälfte des Landes, anfangs zurückgewiesen, wurden von ihm in den Jahren 1485—1487 nach und nach durchgesetzt, denn weder Bruder noch Mutter vermochten seinem unausgesetzten Drängen ausdauernden Widerstand entgegenzusetzen. W. scheint sich im Gegensatze zu seinem städtefreundlichen Bruder mehr die besondere Ergebenheit der Ritterschaft er=

worben zu haben, der er durch sein ritterliches Wesen, seinen Thatendrang und seine Freude an Festen zusagte. Die gleichen Eigenschaften führten ihn auch in nähere Verbindung mit König Maximilian, in dessen Umgebung wir W. in den nächsten Jahren vielfach finden. Er war bei der Wahl und der Krönung des Königs im J. 1486 zugegen und wurde von ihm damals zum Hofdiener angenommen. Diese Stellung und eigene kriegerische Neigung veranlaßten, daß er sich 1488 mit fünfhundert Reitern an dem Zuge zur Befreiung Maximilian's aus der Brügger Gefangenschaft betheiligte und 1490 mit tausend Reisigen zu dem Heere des Königs stieß, als dieser seine Ansprüche auf Ungarn zur Geltung bringen wollte. Nachdem dieser Feldzug trotz anfänglicher Erfolge gescheitert war, kehrte W. nach Hessen zurück. Hier verschaffte ihm die Pilgerreise, die sein Bruder Wilhelm I. 1491 antrat, zunächst die Verwaltung des gesammten Niederhessens, dessen Besitz ihm dann 1493 dauernd zufiel, als Wilhelm I. bald nach seiner Rückkehr in geistige Umnachtung sank. W. war eifrig bemüht, durch Einlösung verpfändeter Schlösser, durch Schutzverträge mit umliegenden Städten und Stiftern, durch Bündnisse mit andern Staaten seine und seines Landes Macht und Ansehen zu mehren. Von besonderer Bedeutung war es, daß es ihm gelang, im Vereine mit seinem Vetter Wilhelm III. von Oberhessen die reiche Grafschaft Katzenelnbogen dem Kaiser als ein Gesammtlehen des Hauses Hessen aufzutragen. Es wurde dadurch verhindert, daß dieses erst durch die Mutter Wilhelm's III. an diesen gekommene wichtige Land im Falle seines kinderlosen Todes dem Hause Hessen verloren ging. Auch den Besitz der 1451 infolge Erbvertrags an Hessen gefallenen Grafschaften Ziegenhain und Nidda sicherte W. damals, indem er die agnatischen Ansprüche der Grafen von Hohenlohe durch eine Summe von 9000 fl. abfand. In den Kämpfen um die Reichsreform stand W. auf Seiten des Königs, doch tritt er in den größeren deutschen Angelegenheiten, entsprechend der noch immer geringen Bedeutung seines Landes und mit der Sorge um dieses beschäftigt, zunächst noch wenig hervor. Seine Haltung in den Reichsangelegenheiten, sowie seine Bestrebungen, das Gebiet Niederhessens zu erweitern, wozu auch ein Versuch, das mainzische Eichsfeld und Fritzlar zu erwerben, gehört, brachten ihn in schroffen Gegensatz zu seinem Vetter von Oberhessen, der 1498 mit Kurpfalz und den braunschweigischen Herzögen Heinrich und Erich einen Bund zur Bekriegung Wilhelm's schloß, mit dem Herzog Erich namentlich wegen der Herrschaft Plesse im Streit war. Schon hatten die ersten kriegerischen Zusammenstöße stattgefunden, an denen auf niederhessischer Seite auch eine brandenburg-ansbachische Hülfstruppe theilnahm und die Vermittelung der sächsischen Herzoge war ohne Erfolg geblieben, da gelang es dem Eintreten des Erzbischofs Hermann von Köln, der mit seinem Neffen W. einen Vertheidigungsbund abschloß, den Frieden herbeizuführen. Weitere Zerwürfnisse zwischen beiden Hessen würden kaum ausgeblieben sein, wenn nicht der plötzliche Tod Wilhelm's III. im Februar 1500 dies verhindert hätte. Durch den Anfall Oberhessens trat W. in die Reihe der mächtigsten Reichsfürsten. Noch nie hatte ein hessischer Landgraf eine solche Machtfülle besessen, doch ward ihm und seinem Nachfolger diese Erbschaft zugleich eine Ursache gefährlicher Streitigkeiten. Die Schwestern des verstorbenen Landgrafen, vermählt an den Grafen Johann von Nassau-Dillenburg und den Herzog Johann von Cleve, erhoben Ansprüche nicht nur auf die von der Mutter herrührende Grafschaft Katzenelnbogen, sondern auch auf das eigentliche Oberhessen. Der zuerst bei dem hessischen Austrägalgerichte, dann bei dem Reichskammergerichte anhängig gemachte Streit, den W. gern durch einen Vergleich beigelegt hätte, wie das noch sein Testament von 1506 aussprach, fand erst nach einem halben Jahrhundert sein Ende. — Für die nächste Zeit bestimmend wurde die Verschärfung des schon vor-

handenen Gegensatzes zwischen W. und dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz. Die Irrungen wegen des Witthums der Landgräfin Elisabeth, der Witwe Wilhelm's III., und wegen der Belehnung mit den pfälzischen Lehen der Grafschaft Katzenelnbogen hätten sich beilegen lassen, aber der Hochmuth des Kurfürsten, der den Landgrafen als einen niedriger stehenden behandelte, erbitterte den selbstbewußten, ehrgeizigen Fürsten aufs tiefste, und bald erhielt er Gelegenheit, dem Kurfürsten seine Macht zu beweisen. Im bairischen Erbfolgekriege beauftragte im J. 1504 König Max den Landgrafen neben dem Herzog Ulrich von Württemberg und dem Pfalzgrafen Alexander von Zweibrücken mit Vollziehung der Reichsacht gegen Kurfürst Philipp. Das starke Heer des Landgrafen, verstärkt durch Truppen der verbündeten mittel- und norddeutschen Stände, zog sengend und brennend durch einen großen Theil der Pfalz, aber ohne entscheidende Erfolge zu erringen, wie sie der Größe des Heeres entsprochen hätten; wo sich ernster Widerstand zeigte, wie in Bensheim, in Caub, mußte der persönlich tapfere W. zurückweichen, an eine Belagerung Heidelbergs, wo der Kurfürst stark verschanzt auf eine günstige Wendung harrte, wagte sich niemand heran. Aber W. besetzte eine Anzahl Burgen und Städte und demüthigte die Helfer des Kurfürsten, der, von allen Seiten in gleicher Weise bedrängt, kein Heer mehr besaß, um den Hessen im offenen Felde zu begegnen. Die Entscheidung fiel anderwärts und im Juni 1505 konnte Maximilian zu Köln das Schicksal des Besiegten verkünden. Hessen erhielt durch seinen Spruch außer einigen sonstigen Vortheilen Umstadt mit Otzberg, Homburg vor der Höhe, Bickenbach und andere kleinere Orte. Bleibenden Gewinn gewährten in der Hauptsache nur Homburg v. d. H. und die Hälfte von Umstadt, Besitzungen, die bis dahin die Grafen von Hanau von der Pfalz zu Lehen getragen hatten; die übrigen Erwerbungen wurden nicht lange darnach bei der Aussöhnung mit Kurpfalz zurückgegeben. Aber W. konnte mit dem Erfolge des Feldzuges, mit der Stellung, die er sich errungen, wol zufrieden sein. Mit König Max verband ihn treue Freundschaft, der W. eben damals in seinem Testamente Ausdruck verlieh, und mit seinen Nachbarn und den mächtigeren Reichsfürsten stand er in gutem Verhältnisse, in vertrautem zu den Herzögen von Sachsen, unter denen er namentlich dem Herzog Georg nahe getreten war. Seine Erfolge dankte W. zum großen Theile der Consequenz seiner Handlungsweise, die ein Schwanken ausschloß. Auch im Innern war seine Thätigkeit eine segensreiche; aus seinem Testament von 1506 ersehen wir, daß ihm dreierlei besonders am Herzen lag, die Reform der Klöster, deren Zustände in Hessen wie überall in Deutschland so viele Klagen hervorriefen, gerechte Behandlung der Unterthanen und Verbesserung der Rechtsprechung. Auf ihn geht die Errichtung des hessischen Hofgerichts zurück, die wenigstens den Spruch der oberen Instanz gelehrten Richtern zuwies, statt wie bisher der Regierungskanzlei; auch die Ausarbeitung eines hessischen Landrechtes wurde ins Auge gefaßt. Mit Strenge hielt W. auf Sicherheit der Landstraßen. Da er für seine Unternehmungen Geld nöthig hatte, war er gezwungen, die Hülfe der Landstände in Anspruch zu nehmen, war aber bedacht, die Fälle zu regeln, in denen der Landesherr darnach zu greifen hatte. Ein Theil des Bedarfs wurde durch einen vom Kaiser neubewilligten Landzoll aufgebracht. Besonderen Eifer aber bewies W. bei der Abstellung der Uebelstände in den Klöstern, für die er weder Mühe noch Kosten scheute. Hier wie bei dem ihm zugeschriebenen Plane der Errichtung einer Universität mag er durch das Vorbild des Grafen Eberhard von Württemberg angeeifert worden sein. — Wol durfte der erst 38 Jahre zählende Fürst mit stolzen Erwartungen in die Zukunft sehen, da ergriff ihn die damals das westliche Europa verseuchende französische Krankheit und brach seine Kraft. In schwerem Siechthum, das ihn zur Re-

gierung unfähig machte und ihm das Vertrauen zu seinen bisherigen Rathgebern raubte, verbrachte er die nächsten Jahre. Seine Gemahlin Anna, die in treuer Pflege bei ihm aushielt, gewann dadurch so großen Einfluß, daß er ihr an Stelle der bisher dafür bestimmten Räthe für den Fall seines Todes die vormundschaftliche Regierung übertrug. Ihre und des Landes Hoffnung, daß die im J. 1509 eintretende Besserung der Beginn der Genesung sein werde, wurde getäuscht, W. erlag am 11. Juli 1509 seinen Leiden. W. war zweimal verheirathet; zuerst im October 1497 mit Jolanta, der Schwester des Herzogs René II. von Lothringen, die nach einer glücklichen Ehe bald nach der Geburt eines nur 12 Tage alt gewordenen Sohnes starb. Obwol er durch den Tod (21. Mai 1500) dieser ausgezeichneten Frau, die ein gleichzeitiger Chronist der heiligen Elisabeth ähnlich schätzte, tief ergriffen wurde, verheirathete er sich doch schon nach fünf Monaten wieder mit Anna von Mecklenburg, deren Schwester Sophie kurz zuvor Gemahlin des erbverbündeten Herzogs Johann von Sachsen geworden war. Sie wird als „gar schön und aus der massen säuberlich", aber auch als von männlichem Charakter und sehr ehrgeizig geschildert. Zwei Kinder, Elisabeth, geboren am 4. März 1502, und Philipp, geboren am 13. November 1504, überlebten die Eltern.

Nohe, Hessische Chronik (bei Senckenberg, Selecta V). — Kopp in den hessischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit II, 616 folg. — Winkelmann, Hessische Chronik VI. — Rommel, Hessische Geschichte III. — Ulmann, Maximilian I.

Reimer.

Wilhelm III., Sohn des Landgr. Heinrich's III. von Oberhessen und seiner Frau Anna von Katzenelnbogen, geboren am 8. September 1471, war bei dem Tode des Vaters (13. Januar 1483) noch unmündig, so daß bis zum Jahre 1489 die Regierung durch eine Vormundschaft geführt werden mußte, an deren Spitze der Erzbischof Hermann von Köln und der begabte, aber herrschsüchtige Hofmeister Hans von Dörnberg standen. Von der Art der Erziehung ist nichts überliefert, außer daß Hans von Dörnberg, vielleicht um die Gesundheit des leidenschaftlichen jungen Herrn zu stärken, den vom Vater ererbten Hang zur Jagd gefördert haben soll. Der Chronist Gerstenberg klagt, daß W. Schmeichlern und Ohrenbläsern zugänglich gewesen sei und daß die Stadt Frankenberg infolgedessen schmerzlich empfunden habe, daß sie bei W. nicht dasselbe Wohlwollen wie bei seinem Vater fand. Die Leitung der Regierung lag ganz in der Hand Hansens von Dörnberg, dem also das vielerlei Gute der inneren Verwaltung, wie die Besserung des Klosterlebens und der Erlaß einer lange in Geltung gebliebenen Gerichtsordnung, wird zugerechnet werden müssen; ebenso die äußere Politik: die vermittelnde Thätigkeit bei Händeln der Nachbarn, die mißlungenen Versuche zur Mehrung der Rechte Oberhessens gegenüber Fulda und Hersfeld und die enge Verbindung mit dem damals auf der Höhe seiner Macht stehenden Kurfürsten Philipp von der Pfalz. Wie sich das Verhältniß zu Niederhessen gestaltete, ist unter Wilhelm II. berührt worden. Die reichen Einkünfte des Landes wurden außer zu ansehnlichen Bauten zur Erwerbung Klingenbergs und der halben Herrschaft Eppstein benutzt. Schon früh war eine Vermählung Wilhelm's mit der Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Ansbach beschlossen worden; daß W. sie dann verschmähte, um sich 1496, vermuthlich um des größeren politischen Vortheils willen, mit Elisabeth, der Tochter Philipp's von der Pfalz, zu verloben und dadurch den Brandenburger empfindlich zu kränken, wird ebenso dem Einflusse Dörnberg's zugeschrieben. Die Hochzeit mit der noch nicht 16 Jahre alten Pfalzgräfin fand am 30. September 1498 statt. W. war damals schon kränklich, wahrscheinlich machte sich ein alter Bruchschaden geltend. Aus seinem letzten Lebensjahre wird von mehrfachen Wallfahrten be-

richtet, die W. zur Frankenberger Kirche infolge eines Gelübdes nach Errettung aus Todesgefahr unternommen habe. Die Frankenberger sollten sich seiner damals neu erworbenen Gunst nicht lange erfreuen, denn am 14. Februar 1500 stürzte W. auf der Jagd bei Rauschenberg in übereifriger Verfolgung eines Hirsches vom Pferde und verletzte sich so schwer, daß er nach drei Tagen den Geist aufgab. Er hinterließ keine Nachkommen.

Gerstenberg's Frankenberger Chronik, desselben hessische Chronik und die bei Wilhelm II. genannten Schriftsteller. Reimer.

Wilhelm IV., Landgraf von Hessen. Geboren am 24. Juni 1532 zu Kassel als ältester Sohn Philipp's des Großmüthigen und der Christina, Tochter des Herzogs Georg von Sachsen. Bis zum achten Jahre stand er vorwiegend unter weiblicher Aufsicht, was ihn nach Ansicht des Vaters etwas verweichlichte, weshalb ihn dieser 1540 ausschließlich männlicher Leitung anvertraute. Außer seinen bisherigen Lehrern Justus Winther und Peter Nigidius dem Aelteren erhielt er damals den M. Johannes Buch zum Erzieher und Volprecht von Riedesel zum Hofmeister. Einige Jahre später trat der aus Frankreich zurückkehrende Dr. Nicolaus Rhoding hinzu, während Riedesel später durch Adolf W. von Dörnberg ersetzt wurde. Seine Ausbildung war dem Charakter der Zeit entsprechend, eine theologisch-lateinische, während er die Kenntniß des Griechischen erst später nachholte, auch an die exacten Wissenschaften, in denen er so Großes leisten sollte, trat er erst später heran. Beim Beginn des schmalkaldischen Krieges im Juli 1546 vertraute der Vater den Vierzehnjährigen der Fürsorge der Stadt Straßburg an, er wohnte im Hause des berühmten Arztes Dr. Johann Winther aus Andernach. Hier förderte ihn der Verkehr mit Jakob und Johann Sturm, Martin Bucer und Johann Garnier aus Avignon, der erst sein Lehrer in der französischen Sprache, dann Professor der Theologie in Marburg und sein Hofprediger in Kassel wurde. Als der Krieg am Oberrhein eine bedenkliche Wendung nahm und Wilhelm's persönliche Sicherheit bedroht schien, eilte er auf Wunsch des Vaters nach Hause (April 1547). Hier stellte ihn Philipp, als er nach Halle zog, um sich dem Kaiser zu übergeben, neben seiner Mutter an die Spitze der Regierung, die aus dem Statthalter Rudolf Schenk und den Räthen Wilhelm von Schachten, Simon Bing und Heinrich Lersner bestand. Nachdem Philipp in die Gefangenschaft abgeführt worden war, widersetzte sich die Regierung mit Standhaftigkeit den mannichfachen kaiserlichen Anmuthungen; gegen die Einführung des Augsburger Interim, die sogar der gefangene Landgraf empfahl, gab W. ein entschiedenes Gutachten ab. Am 15. April 1549 verlor er seine Mutter durch den Tod. Die Erledigung des gefangenen Vaters betrieb er mit Feuereifer, war neben seinem Schwager Moritz von Sachsen die Seele des hierauf gerichteten Bündnisses, das selbst die Beihülfe Frankreichs nicht verschmähte, und nahm an der Spitze der hessischen Truppen an dem Feldzuge gegen den Kaiser theil, der zur Erledigung des Vaters und dem Vertrage von Passau führte. Nach Philipp's Rückkehr trat er in die Stellung eines Unterthanen zurück, wurde von diesem jedoch in allen wichtigeren Fragen zugezogen. Er vertrat ihn auf dem Wahltage zu Frankfurt, wo er von Kaiser Ferdinand den Ritterschlag erhielt (1562), bei den Verhandlungen mit den Hugenotten und auf der Conferenz zu Stuttgart mit dem Herzoge Christoph von Württemberg (1565). Bei dieser Gelegenheit erhielt er, nachdem so manches frühere Eheproject sich zerschlagen hatte, das Jawort der Prinzessin Sabine, Tochter des Herzogs Christoph und der Anna Maria von Brandenburg-Ansbach, geboren am 2. Juli 1549. Seinen Bruder Ludwig hatte der alte Landgraf, um den Sohn, der gleich allen seinen Brüdern etwas von der väterlichen Sinnlichkeit geerbt, den Verführungen des Kasseler Hofes zu ent-

ziehen, schon vor einigen Jahren der Aufsicht des Herzogs Christoph anvertraut und Ludwig 1563 Hedwig, die ältere Schwester Sabinens geheirathet. Wilhelm's Hochzeit, die mit großem Prunk begangen wurde, fand am 12. Februar 1566 zu Marburg statt.

Die unglückselige Doppelehe Philipp's des Großmüthigen trübte natürlich das Verhältniß zu seinen Söhnen, besonders als die Söhne der Margarethe heranwuchsen und entgegen dem bei der Vermählung ihrer Mutter eingegangenen Reverse ihren Antheil an den väterlichen Besitzungen forderten. Dem Widerstande, den vorzugsweise W. den Ansprüchen der „Ismaeliten", besonders der beabsichtigten Erhebung derselben zu Reichsgrafen von Nidda entgegensetzte, hatte er es zu danken, wenn der Vater die zu seinen Ungunsten getroffenen Umänderungen seines letzten Willens nicht zurücknahm. Während nach den früheren Bestimmungen W. erst fast alle väterlichen Besitzungen, später wenigstens ganz Ober- und Niederhessen erhalten sollte, theilte das Testament vom 6. April 1562 das Land in vier Theile. W. erhielt Niederhessen mit dem größten Theile der Grafschaft Ziegenhain und der hessischen Hälfte der Herrschaft Schmalkalden mit der Hauptstadt Kassel, Ludwig Oberhessen mit der Grafschaft Nidda, Philipp die Nieder-, Georg die Obergrafschaft Katzenelnbogen. Nach dem Tode des Vaters (31. März 1567) trat die Versuchung an W. heran, mit Zustimmung der Brüder den letzten Willen desselben anzufechten, er widerstand ihr aber. Durch die Ziegenhainer Einigung vom 28. Mai 1568 regelten die Brüder die Theilung der Regierung und den Gang der gemeinsam bleibenden Angelegenheiten. Gemeinsam waren die Landstände, das Samthofgericht zu Marburg, das Samt-Revisions- oder Ober-Appellationsgericht zu Kassel und für kirchliche Dinge die jährlich zusammentretenden Generalsynoden. Die Universität Marburg unterstand Wilhelm's und Ludwig's gemeinsamer Leitung.

Jene unglückselige Ländertheilung, welche seine Macht bedeutend geringer erscheinen ließ, als die des Vaters — er betont es selbst wiederholt, daß er nur ein kleiner, schwacher Fürst sei — verhinderte, daß W. eine gleich hervorragende Rolle spielte wie Philipp, wie sehr die beiderseitigen Tendenzen die gleichen waren. Zu der geringeren Macht gesellte sich freilich auch ein größeres Maß von Vorsicht und Bedächtigkeit. So kam es, daß die Stellung eines Vorkämpfers des Evangeliums von Hessen auf die Nassau-Oranier in den Niederlanden, die Pfälzer in Deutschland überging. Wilhelm's Bedeutung beruht vor allem darin, daß er das Bindeglied darstellte zwischen jenen thatkräftigen Elementen und den theologisirenden lutherischen Fürsten, wie August von Sachsen und Julius von Braunschweig. Das leidliche Vernehmen, welches eine Reihe von Jahren zwischen Friedrich von der Pfalz und August von Sachsen bestand und der Sache des deutschen Protestantismus erhebliche Dienste leistete, war zum guten Theil sein Werk. Wie bei seinem Vater waren die Hauptgesichtspunkte seiner Politik Sicherung und Ausbreitung des Protestantismus, Einigung der verschiedenen Spielarten desselben auf einer Grundlage, welche unbeschadet der Verschiedenheit im einzelnen das gemeinsame festhielt und anerkannte und endlich Zusammenhalten mit den Glaubensgenossen im Ausland.

Für die Ausbreitung des Evangeliums kamen in erster Reihe in Betracht die geistlichen Stifter, namentlich Norddeutschlands. W. hat dazu beigetragen, daß entgegen dem geistlichen Vorbehalt Osnabrück und Bremen der neuen Lehre gewonnen wurden, in Paderborn dagegen vermochte er weder 1568 seinem Bruder Georg, noch 1576 seinem Mündel, dem Grafen Philipp von Waldeck zum Bisthum zu verhelfen. Er war vorurtheilslos genug, wenn es sich um die Gewinnung ganzer Stifter für die evangelische Lehre handelte, zwar von jeder wirklichen Concession an den Moloch des Papismus, aber nicht von der

Unterwerfung unter an und für sich gleichgültige Bräuche und Ceremonien abzurathen, ja dem Candidaten um das Bisthum Osnabrück, dem Grafen Bernhard von Waldeck, gab er 1585 den etwas jesuitischen Rath, er möge sich nur ruhig auf die Fides Romana verpflichten, könne er doch darunter den „Glauben" des Römerbriefes verstehen. Dazu stimmt denn freilich sehr wenig, daß er den Herzog Julius von Braunschweig, der sich für seinen Sohn um das Bisthum Hildesheim bemühte, vor den Ränken des Antichristes warnte, da kein Gedeihen dabei sei, wenn man die Kinder so jung auf die papistischen Stifte stecke (1573). Die protestantischen Fürsten ließen es denn auch ruhig geschehen, daß Bischof Ernst von Freising, ein Sohn des Herzogs Albrecht von Baiern, das norddeutsche Bisthum erlangte. Für das Stift Hersfeld wußte W. die Wahl eines protestantischen Abtes und die Befestigung der hessischen Schutzherrschaft durchzusetzen. Die Bedeutung des Streites um das Erzstift Köln für die protestantische Sache verkannte er zwar nicht völlig, aber er war weit davon entfernt, etwa wie Pfalzgraf Johann Casimir, mit den Waffen hier einzugreifen und rieth in gewohnter Vorsicht auch seinem Bruder Ludwig ab, sich in diesen „Klausenkrieg" einzulassen. Er beschränkte sich auf Vorstellungen und gute Rathschläge, die in diesem Falle wie so oft ohne Erfolg blieben. Zuweilen war er damit glücklicher, wie mit den Vorstellungen, die er gemeinsam mit seinen Brüdern und einigen Pfalzgrafen 1586 beim Kaiser gegen die Bedrohung der damals evangelischen Reichsstadt Aachen durch den Herzog von Jülich erhob. Auch geschah es auf seinen Rath, daß bei dem Tode des Herzogs Wilhelm von Jülich (1592), der einen geisteskranken Nachfolger hinterließ, die evangelischen Erbinteressenten sich am Hofe zu Düsseldorf einfanden, was zwar zunächst der protestantischen Sache keinen nachhaltigen Gewinn brachte, vielleicht aber doch die Besitzergreifung des Landes durch die Spanier verhindert hat.

Gegen die ersten Regungen der Gegenreformation stand W. tapfer auf der Schanze. So unterstützte er Ritterschaft und Bürger zu Fulda gegen die katholischen Tendenzen des Abtes Balthasar von Dernbach, zugleich mit dem Nebengedanken, die Schirmvogtei über die Stadt Fulda für sich zu gewinnen. Es gelang auch die Entfernung des Abtes durchzusetzen, aber daß die Verwaltung des Stiftes in die Hände erst des Bischofs Julius von Würzburg, dann kaiserlicher Commissare kam, brachte der Sache des Evangeliums keinen Gewinn. Ebenso war W. auch ein eifriger Fürsprecher der von dem Mainzer Erzbischof bedrängten Eichsfelder. Ein wesentlicher Erfolg ließ sich aber auf diesem ganzen Gebiete nur dann erreichen, wenn es gelang, die Ferdinandeische Declaration zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, welche den Ständen und Unterthanen geistlicher Fürstenthümer den Uebertritt zur neuen Lehre gestattete. W. that sein möglichstes, um die Fürsten des Reiches zu bewegen von der Aufnahme der Declaration und der Freistellung der Religion in die Wahlcapitulation oder den Reichstagsabschied die Wahl des Königs Rudolf (1575) oder die Bewilligung der Türkensteuer auf dem Reichstage zu Regensburg (1576) abhängig zu machen, aber beide Mal scheiterten diese Bemühungen an der Lauheit des sächsischen Kurfürsten. Die Rolle eines Vermittlers zwischen den verschiedenen Richtungen des Protestantismus zu spielen befähigte W. wie vor ihm seinen Vater die Weite seiner religiösen Anschauungen. Man hat ihn eine im Grunde untheologische Natur genannt, aber wie u. a. das Zeugniß eines Mannes wie Languet beweist, mit Unrecht. Richtig ist nur, daß ihm die Zänkereien der Theologen verhaßt waren und er sie abgestellt wissen wollte. Er wollte Luther nicht zum Abgott machen und war gegen ihn verstimmt wegen der Betheiligung an der Doppelehe seines Vaters. In dogmatischer Beziehung meinte er, daß sich die Parteien näher ständen, als sie glaubten. Nur auf die wirkliche Gegen-

wart des Fleisches und Blutes Christi im Abendmahl komme es an, nicht auf die Art und Weise dieser Gegenwart. Die neu aufgekommene Ubiquitätslehre der Lutheraner war ihm ein Greuel, weil er von ihr eine Verschärfung der Gegensätze befürchtete. Er wollte nicht zwinglisch heißen und war auch kein Calvinist, obwol er zu den Anhängern dieses Bekenntnisses immer ein gutes Verhältniß unterhielt. Am nächsten stand er wol der Anschauung Melanchthon's. Aus theoretischen wie praktischen Gründen befürwortete er die Duldung Andersdenkender, die Juden nicht ausgeschlossen, wol aber die Wiedertäufer. Jeder Versuch, die Protestanten unter Beiseitelassung der trennenden Unterschiede religiös zu einigen, fand seine Unterstützung. Wiederholt bemühte er sich, eine religiöse und militärische Union der deutschen Protestanten zu Stande zu bringen. So unterstützte er Andreae bei seinen ersten Concordienversuchen, bis er zu erkennen glaubte, daß diese nur dem ubiquistischen Lutherthum zur Förderung dienten (1571). Dem großen Concordienwerke desselben Mannes, das in dem Bergischen Buche oder der Concordienformel gipfelte, brachte er hohes Interesse entgegen, aber die Concordienformel selber, die das deutsche Lutherthum von den in- und ausländischen Glaubensgenossen hermetisch absperrte, unterschrieb weder er noch die niederhessische Kirche, während die Oberhessen, die unter dem Einflusse des Marburger Professors Aegidius Hunnius standen, eine andere Stellung einnahmen.

Mit den Vorkämpfern des Protestantismus, Wilhelm von Oranien, dessen Gemahlin Anna von Sachsen seine Nichte war, und seinen Brüdern Ludwig und Johann von Nassau stand W. schon als Prinz in regem Briefwechsel. Den Rath, auf den er immer wieder zurückkam, sie sollten die Niederländer zur Annahme der Augsburger Confession bewegen, damit das Reich sie unterstützen könne und die lutherischen Fürsten mehr Interesse für sie gewännen, konnten sie freilich nicht befolgen. Ob Unterthanen befugt seien, der Religion halben sich ihrer Obrigkeit thätlich zu widersetzen, schien ihm zweifelhaft zu sein, doch erkannte er andererseits an, daß die Niederländer wol guten Grund dazu haben möchten. Bei der Taufe des Prinzen Moritz zu Dillenburg (Jan. 1568), der er beiwohnte, damit es nicht den Anschein habe, als verlasse er seine Freunde, will er dem vertriebenen Oranien dringend vom Kriege abgerathen haben. Doch unterstützte er nach Ausbruch desselben die Aufständischen durch Geld und Gestattung von Werbungen und trat nebst Pfalz bei August von Sachsen lebhaft für Oranien ein. Als aber Ludwig von Nassau bei Jemmingen eine Schlappe erlitten (Juli 1568), tadelte W. die ganze Erhebung gegen einen so guten König in den härtesten Ausdrücken und wollte, bestimmt durch ein abmahnendes Schreiben des Kurfürsten von Sachsen, den Eintritt des Obersten v. Rollshausen in oranische Dienste nicht zugeben, eine Haltung, die von Zweideutigkeit nicht freizusprechen ist. Doch förderte er nach wie vor im geheimen die Sache des Prinzen durch Geld und Fürsprache, und selbst der Bruch desselben mit seiner Gemahlin und seine Heirath mit Charlotte von Bourbon, die den Kurfürsten August dauernd verstimmten, vermochten W. dem Prinzen nur zeitweilig zu entfremden. Johann von Nassau nennt den Landgrafen einmal ein instrumentum Dei und gibt ihm das Zeugniß, daß er Alles thue, um eine Concordie unter den Protestanten herbeizuführen. Wären die Prinzen freilich allen Rathschlägen des weisen Landgrafen gefolgt, so würde die Erhebung wol im Sande verlaufen sein. Als die Staaten Johann von Nassau in ihren Dienst zu ziehen wünschten und dieser sich Wilhelm's Rath erbat (1577), rieth dieser ihm dringend ab, sich in so unsichere Verhältnisse hineinzubegeben, man thäte besser, sich dem neuen Statthalter Don Juan d'Austria zu unterwerfen, als durch ferneren Widerstand neues Blutver-

gießen heraufzubeschwören. Sogar der schrecklich große Komet, der gerade am Himmel stand, mußte dazu herhalten, das Gewicht dieser Warnung zu verstärken. Freilich muß zu Wilhelm's Ehre hinzugefügt werden, daß er zu gleicher Zeit den Gesandten Don Juan's den Rath gab, die Aufständischen durch Gewährung von Glaubensfreiheit zum Frieden zu bewegen. Daß aber die Pfalzgrafen Christoph und Johann Casimir die Aufständischen mit Heeresmacht unterstützten, hat er immer für Thorheit angesehen.

Noch weniger als die Niederländer war W. die Hugenotten mit den Waffen zu unterstützen geneigt. Aussichtsreicher schien ihm der andere Weg, die französische Krone zu größerer Duldung gegenüber ihren evangelischen Unterthanen und zur Unterstützung der aufständischen Niederländer zu veranlassen. Neben den Pfälzern war er derjenige, der am meisten die Annäherung der deutschen Fürsten an Frankreich betrieb und sich mit Eifer an mehreren hierauf gerichteten Gesandtschaften betheiligte. Doch darf man ihn, obwol er wenigstens zeitweilig eine französische Pension bezog, nicht einen Parteigänger Frankreichs nennen. Wenigstens sind die Berichte des französischen Agenten Schomberg aus dem Jahre 1572, daß W. die Wahl des Herzogs von Anjou zum römischen König befördere und den Frieden zwischen Spanien und den Niederlanden im Interesse Frankreichs zu verhindern suche, sehr übertrieben, sie beruhen wol auf Aeußerungen des Landgrafen, die dessen wahrer Gesinnung nicht entsprechen; denn die Frage der Kaiserwahl schien ihm keineswegs brennend und die Beendigung des Krieges wünschte er im Interesse seines Landes, dem dieser in einem Jahre über 100 000 Gulden Schaden gethan hatte. Das von der französischen Krone den deutschen Fürsten angebotene Bündniß suchte er aus Scheu, gegen die Gesetze des Reiches zu verstoßen, zu einer wenig bedeutenden Correspondenz herabzusetzen. Doch trug an der unseligen Wendung der französischen Politik nicht sowol das Zaudern der deutschen Fürsten, als vielmehr die Zweideutigkeit der Königin von England und andere unglückliche Umstände die Schuld. Die Greuel der Bartholomäusnacht, die er vorhergeahnt zu haben behauptete, tadelte der Landgraf gegenüber dem französischen Könige und seinem Bruder, dessen Wahl zum polnischen Könige er beförderte, in nicht mißzuverstehender Weise. Wie gegen ein Bündniß mit den Niederländern und Hugenotten, so hegte W. auch gegen ein solches mit England, im Gegensatze zu seinem Vater allerhand Bedenken. Den von Elisabeth angeregten Tag zu Erfurt im J. 1569 beschickte er zwar, doch hatten seine Gesandten die Instruction, sich nach den Andern zu richten. Wol beklagte er dann die Ergebnißlosigkeit des Tages, meinte aber, er als kleiner Fürst könne daran nichts ändern. Von den Vorschlägen, welche Elisabeth im J. 1577 den deutschen Fürsten unterbreiten ließ, befürwortete er rückhaltlos nur den ersten, welcher sich gegen die Verdammung der Andersdenkenden in der Concordienformel aussprach, den vorgeschlagenen Bund mit England dagegen glaubte er ohne Zustimmung seiner Brüder und anderer Fürsten nicht eingehen zu können. Erst in den letzten Zeiten seines Lebens, als die drohende Stellung der Spanier am Niederrhein und die Lage der französischen Dinge den deutschen Protestanten, Sachsen nicht ausgeschlossen, ein Sichaufraffen aus ihrer bisherigen Lethargie nahe legten, betrieb W. in Gemeinschaft mit Johann Casimir auf das eifrigste ein Bündniß mit Heinrich von Navarra und Elisabeth von England und streckte dem Ersteren zur Werbung von Truppen 100 000 Gulden vor. Infolge verschiedener ungünstiger Umstände kam aber die geplante große Union zu Wilhelm's Lebzeiten nicht mehr zu Stande. Im allgemeinen kann W. von dem Vorwurf, der fast alle deutschen protestantischen Fürsten der damaligen Zeit trifft, der Thatenscheu, nicht ganz freigesprochen werden. Nicht confessionelle Befangenheit war es freilich, was ihm so häufig den Arm lähmte, sondern übergroße Vorsicht.

Mit Schmerzen erkannte er selbst, daß es mit der protestantischen Sache seit 50 Jahren stetig rückwärts gegangen sei. Die Hauptschuld daran, daß dem so war, fällt unzweifelhaft auf Sachsen, aber Philipp der Großmüthige hatte es seiner Zeit doch besser verstanden, die zaudernden Gesinnungsgenossen mit sich fortzureißen, als sein vorsichtiger Sohn, der das Bessere wohl erkannte, aber sich immer für zu schwach hielt es durchzusetzen. Den Muth seiner Jugend, der ihn um der Befreiung des Vaters willen in den Kampf gegen den Kaiser trieb, hat er in späteren Zeiten nicht mehr wiedergefunden.

So geschmälert Wilhelm's territorialer Besitz im Vergleich zu dem seines Vaters war, so vergrößerte sich derselbe doch während seiner Regierungszeit in nicht unbeträchtlicher Weise. 1571 fiel ihm die ganze Herrschaft Plesse, bei Göttingen an der Leine gelegen, als eröffnetes Lehen anheim, 1582 nach Absterben des Grafen Otto von Hoya die Aemter Uchte und Freudenberg, ebenfalls als hessische Lehen, ebenso 1585, nach dem Tode des Grafen Friedrich von Diepholz, Auburg und Wagenfeld, die W. an seinen natürlichen Sohn Philipp Wilhelm von Cornberg gab. Nach dem Tode des Grafen Georg Ernst von Henneberg (27. Dec. 1583) fiel die hennebergische Hälfte der Herrschaft Schmalkalden an W., den Besitzer der hessischen. Bei der Theilung der Hinterlassenschaft seines am 20. Novbr. 1583 kinderlos verstorbenen Bruders Philipp's II. erhielt er die ganze Grafschaft Katzenelnbogen, mit Ausnahme von Braubach und Rhense, wogegen er seinem Bruder Ludwig seine Hälfte der Grafschaft Itter und das Amt Lißberg, seinem Bruder Georg die Aemter Schotten, Stormfels und Homburg v. d. H. überließ. Durch den Vertrag von Merlau (8. September 1583) vertrugen W. und seine Brüder sich mit Mainz über die Einlösung verschiedener mainzischer Pfandschaften. Durch Vergleich mit demselben und der Familie von Linsingen erwarb er 1586 für sich das Amt Jesberg. Am Ende seiner Regierung dehnte sich seine Herrschaft über ein Gebiet von 110 Quadratmeilen aus, welches 160 000 Einwohner zählte.

Als Regent seines Landes nimmt W. unter den Fürsten seiner Zeit einen hervorragenden Rang ein. Mit großer Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit verband er einen scharfen Blick für das Praktische nnd eine glückliche Hand in der Wahl seiner Diener und Beamten. Ordnungen mannichfacher Art, eine Kirchen-, Kanzlei-, Rentkammer- und Feuerlöschordnung regelten die verschiedenen Gebiete des öffentlichen Lebens. Einer weiteren Theilung seiner Lande wurde durch Einführung der Primogenitur (1576) vorgebeugt. Rechtspflege und Rechtssicherheit wurden gefördert. Zu einer Zeit, da ganz Deutschland unter dem Uebel der Münzverfälschung litt, ließ sich W. auf dem Reichstag zu Worms (1582) die Verbesserung des Münzwesens angelegen sein und sorgte für Ausprägung und Umlauf vollwichtigen Geldes in seinem Lande. Die Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit, die in seinem eigenen Haushalt herrschten, und die er nicht müde ward, den Seinigen anzuempfehlen, übertrug er auf den öffentlichen Dienst. Die wirthschaftlich Schwachen unterstützte er in den Zeiten der Noth durch Ausfuhrverbote, Vertheilung von Getreide, den Verkauf billigen Brotes. Die Hülfsquellen seines Landes, Waldungen, Bergwerke, Glashütten wußte er mit Hülfe tüchtiger Fachleute zu entwickeln. Der „ökonomische Staat“, ein auf seinen Befehl 1585 zusammengestelltes statistisches Handbuch, enthält eine genaue Beschreibung des Landes und seiner Einkünfte, eine Steuertafel, ein Verzeichniß der Dörfer, Domänen, Waldungen u. s. w. Unter dem Beirath des Rochus von Lynar vollendete er die von seinem Vater begonnenen Kasseler Festungswerke, betrieb in seiner Hauptstadt neben dem Ausbau des fürstlichen Schlosses die Errichtung neuer Gebäude, wie der Kanzlei, des Marstalles, des Zeughauses und des Elisabeth-Hospitales und erbaute das Schloß zu Rotenburg

und die Wilhelmsburg bei Schmalkalden. Kunst und Kunsthandwerk erfreuten sich seiner verständnißvollen Pflege. Eine Sammlung von Porträts berühmter Männer schmückte den goldenen Saal seines Schlosses. Die erste Ordnung des Hof- und Regierungsarchivs, die Anfänge der Kasseler Landesbibliothek sind ihm zu verdanken.

Neben den materiellen Interessen seines Landes auch die geistigen zu fördern war Niemand mehr geeignet als der Mann, der unter den Gelehrten seiner Zeit eine bedeutende Stellung einnahm. Der Briefwechsel des Landgrafen mit einer Reihe der ausgezeichnetsten Zeitgenossen, einem Beza und Tycho de Brahe, einem Hotoman und Lynar legt Zeugniß ab von der Vielseitigkeit seiner Interessen. An seinen eigenen Briefen erfreut eine kernige, oft derb humoristische Ausdrucksweise, die immer den Nagel auf den Kopf trifft und von gesundem Menschenverstand Kunde gibt. Neben der Theologie, der beherrschenden Disciplin des Zeitalters, sind es vor allem die exacten Wissenschaften, denen seine Neigung gehörte. In der Mathematik war Rumold Mercator, der Sohn des berühmten Gerhard, sein Lehrer. Durch die Bekanntschaft mit dem 1540 erschienenen Astronomicum Caesareum des Peter Apian, das die Planetenbahnen durch bewegliche Scheiben oder Kreise von Pappe wiedergab, wurde sein Hauptinteresse auf die Astronomie gelenkt. Den Kometen von 1558 sah und beobachtete er zuerst. Erst allein, dann in Gemeinschaft mit dem Astronomen Christoph Rothmann bestimmte er auf der von ihm errichteten Sternwarte auf dem Zwehrer Thor zu Kassel im Laufe von 30 Jahren den Ort von 900 Sternen. Neben diesem Sternenverzeichnisse geben eine astronomische Kunstuhr, nach dem Ptolomäischen System eingerichtet, und ein metallener Himmelsglobus, erstere zu Kassel, letzterer zu Marburg befindlich, beide nach Wilhelm's Anweisung von dem kunstfertigen Mathematiker und Mechaniker Jost Byrgi verfertigt, noch heute Zeugniß von diesen Bestrebungen. Von dem astrologischen Aberglauben der Zeit, den an Kometen freilich ausgenommen, hielt sich W. frei, während er nach Aussage seines Vaters in früheren Jahren der Nekromantie gehuldigt haben soll. Der gregorianischen Kalenderreform widersetzte sich W. aus politisch-kirchlichen Gründen und wollte in seinem von den Kurfürsten eingeforderten Gutachten höchstens soviel einräumen, daß man, um den bisher seiner Ansicht nach nicht eben bedeutenden Fehler der alten Berechnungsweise nicht allzusehr anwachsen zu lassen, für das Jahr 1600 und dann alle 132 Jahre je einen Schalttag weglassen dürfe.

Mit seiner Gemahlin Sabine von Württemberg lebte W. in fünfzehnjähriger glücklicher Ehe. Sie war eine durch wohlthätigen Sinn ausgezeichnete Frau, die sich durch Stiftung der freien Hofarznei zu Kassel nicht nur für alle Angehörigen des Hofes und der fürstlichen Gäste, sondern auch für alle Armen und Hülfsbedürftigen der Hauptstadt ein dankbares Andenken gesichert hat. Als sie ihm im 32. Jahre ihres Alters am 17. August 1581 zu Rotenburg durch den Tod entrissen wurde, war er nicht zu bewegen, sich wieder zu verheirathen, auch darin seinem Zeitgenossen, dem Kurfürsten August von Sachsen, sehr unähnlich. Von den 12 Kindern, die sie ihm geboren, überlebten ihn ein Sohn und vier Töchter. Nur die älteste Tochter, Anna Maria, vermählte sich zu Lebzeiten des Vaters mit dem Grafen Ludwig von Nassau-Weilburg. Für die Erziehung seines Nachfolgers Moritz trug W. eifrig Sorge. In den Jahren seines Alters von schweren körperlichen Gebrechen geplagt, schied er am 25. August 1592 aus dem Leben. Dem trefflichen Fürsten und großen Gelehrten gab die Nachwelt den Beinamen des Weisen.

Die älteste Biographie Wilhelm's ist Treutler, Oratio de vita et morte Wilhelmi Hassiae Landgravii. Marburg 1592. Von späteren sind zu

nennen Justi in Strieder's Grundlage einer hessischen Gelehrtengeschichte. Bd. 17, S. 73—81 und in der von ihm herausgegebenen Vorzeit, Jahrg. 1825 und Rommel im 5. Bande seiner Geschichte von Hessen. Von seiner politischen Correspondenz sind viele Stücke veröffentlicht bei Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange-Nassau; Kluckhohn, Briefe Friedrich's des Frommen; von Bezold, Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir; Blok, Correspondentie van en betrefende Lodewigk von Nassau; Keller, Geschichte der Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein; Lossen, Cölnischer Krieg; Ritter, Briefe und Acten I, Einleitung; Wallé, Lynars Briefwechsel mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen. Einzelnes bieten Schmidt-Phiseldeck: Historische Miscellaneen II und die Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte. Seine kirchliche Politik behandelt Heppe in der Geschichte des deutschen Protestantismus und einer Reihe anderer Schriften, und v. Egloffstein, Fürstabt Balthasar von Dernbach und die katholische Restauration im Hochstift Fulda. Stamford bespricht in der Zeitschrift Band 31 seinen Aufenthalt in Straßburg. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen behandelt Duncker, Landgraf Wilhelm IV. und die Gründung der Bibliothek in Cassel; R. Wolf, Geschichte der Astronomie; Keßler, Landgraf Wilhelm IV. als Botaniker (Programm der Realschule zu Cassel, Cassel 1859); v. Drach, Die Globusuhr Wilhelm's IV. Derselbe hat die Förderung von Kunst und Kunsthandwerk durch Wilhelm in einer Reihe kleinerer Aufsätze behandelt.

Walther Ribbeck.

Wilhelm V., Landgraf von Hessen, wurde am 14. Februar 1602 als dritter Sohn des L. Moritz aus seiner Ehe mit Agnes, Gräfin v. Solms-Münzenberg geboren; seine Mutter starb im November desselben Jahres und L. Moritz führte bereits am 22. Mai 1603 Juliane, Gräfin von Nassau heim, die ihrem Gatten in 29jähriger Ehe noch 14 Kinder gebar. Als Sohn des L. Moritz, wol des gelehrtesten Fürsten seiner Zeit, erhielt W. natürlich die ausgezeichnetste Erziehung: er wurde mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Moritz (geboren 1600, † 1612) dem Hofmeister Georg Schwerzel v. Willingshausen übergeben, während der Unterricht, den der Vater selbst leitete, von dem Züricher Joh. Georg Grob ertheilt wurde. Mit den classischen und modernen Sprachen und allen schönen Künsten wurden sie vertraut gemacht, die Hauptsache und Grundlage blieb aber die Ausbildung des religiösen Lebens, wie es die Zeit verlangte. Die Knaben wurden streng in den Lehren Calvin's erzogen. Von den schönen Künsten übte vor allem die Musik auf W. einen großen Einfluß aus.

Im Jahre 1610 wurde W. (1609 sein Bruder Moritz) zum Rector der Marburger Universität erwählt: ein Beweis des engen Verhältnisses des Fürstenhauses mit der Akademie und ein Zeichen der Dankbarkeit letzterer gegen ihren Förderer und Schützer. Nach dem Tode seines Bruders Moritz († 1612) besuchte er die Universitäten von Straßburg, Basel (1615) und Genf, und nach seiner Rückkehr die Ritterschule in Kassel.

Moritz war aber auch bemüht, seine Söhne so früh wie möglich mit den Regierungsgeschäften vertraut zu machen. Seinem ältesten Sohne Otto (geb. 1594, 1604 Coadjutor und 1606 Administrator von Hersfeld) übertrug er mit 16 Jahren bereits die Statthalterschaft im Oberfürstenthum und gab ihm treffliche Räthe zur Seite; befahl ihm aber an, in den zwei ersten Jahren nur nach ihrem Urtheile zu verfahren. Als auch L. Otto plötzlich kinderlos starb (7. August 1617) eröffnete sich unerwartet für W. das Recht der Erbfolge. 1612 zum Coadjutor und 1617 zum Administrator des Stiftes Hersfeld gewählt, hatte er nach der Rückkehr von seinen Reisen hier zuerst Gelegenheit, im Verkehr mit den ihm beigegebenen Räthen sich mit Regierungsgeschäften zu

befassen. Am 21. November 1619 vermählte er sich mit Amalie Elisabeth, der Tochter des Grafen Philipp Ludwig's II. von Hanau und der Katharina Belgica (einer Tochter des großen Oraniers Wilhelm's I.), die glücklichste Wahl, die sein Vater für ihn treffen konnte. Der große Krieg, dessen Stürme bald auch das Hessenland umtoben und durchtoben sollten, führten den jugendlichen Prinzen mitten in das Getriebe der öffentlichen Angelegenheiten hinein. 1620 finden wir ihn an der Spitze des hessischen Landsturmes, und im October wurde er zu den oberrheinischen Kreisständen wegen der Aufstellung eines Kreisheeres geschickt. Viel wichtiger aber waren die Verhandlungen mit den eigenen Landständen, die er von nun an fast regelmäßig im Namen seines Vaters führte, und aus denen er böse Erfahrungen, aber auch heilsame Lehren für die Zukunft schöpfen sollte.

L. Moritz war als Mitglied der protestantischen Union zur Vertheidigung seines Landes entschlossen, fand aber hierzu die Zustimmung seiner Stände nicht; diese — besonders die Ritterschaft — verlangten vielmehr die Annäherung an den Kaiser. Als Spinola zu Lingen (1621) den Rücktritt Hessens von der Union verlangte, unterstützten die Landstände diese Forderung und versuchten durch Verweigerung der militärischen Hülfsmittel ihren Willen durchzusetzen. W. erhielt die undankbare Aufgabe, von nun an diese aussichtslosen Verhandlungen zu führen, die ihm um so schwerer fallen mußten, da auch er die Ansicht der Stände theilweise billigen mußte: denn von den evangelischen Ständen war keine Hülfe zu erwarten, und ein Widerstand gegen den durch die Siege Tilly's immer mächtiger gewordenen Kaiser schien vergeblich, zumal derselbe durch die Klagen Darmstadts gegen Kassel wegen der Marburger Erbschaft den erwünschten Vorwand erhielt, gegen das durch seinen Uebertritt zum Calvinismus verhaßte Hessen-Kassel einzuschreiten.

In dieser Erbschaftsfrage, um die bereits fast seit 20 Jahren gestritten wurde, erfolgte am 1. April 1623 ein Reichshofrathsurtheil, das ganz zu Gunsten des zum Kaiser haltenden L. Ludwig von Darmstadt ausfiel. Es wurde dem L. Moritz nicht nur sein Theil der Erbschaft abgesprochen, sondern ihm sogar die Rückzahlung aller Einkünfte auferlegt: W. bemühte sich persönlich bei Kursachsen, um wenigstens einer übereilten Execution vorzubeugen: das von Tilly erzwungene Einlager in Hersfeld zeigte, wessen man sich zu versehen hatte (Mai).

Als im Herbste (1623) eine neue Einlagerung Tilly's drohte und der Landtag statt der verlangten Abwehrmaßregeln die Abdankung der hessischen Truppen forderte, verließ L. Moritz sein Land, um im Norden persönlich an den Höfen nach Hülfe gegen die Ligisten auszuschauen, und bestellte seinen 21jährigen Sohn zum Statthalter. W. versuchte durch persönliche Rücksprache mit Tilly in Hersfeld Aufschub der Execution zu erlangen, doch dieser hatte bereits ein anderes Mittel gefunden, den Landgrafen in Schach zu halten: er hatte mit der mißvergnügten Ritterschaft Verhandlungen angeknüpft und sie veranlaßt, dem Kaiser ihre Devotion zu bezeugen. So vermochte W. den Gang der Dinge nicht aufzuhalten, und selbst L. Moritz mußte im Februar 1624 das Urtheil des Reichshofraths anerkennen; die Ausführung aber übertrug er der L. Juliane und W. Im Februar 1625 kam es sogar so weit, daß Tilly die hessischen Stände nach Hersfeld berief und von ihnen die Landesfesten und freien Durchzug forderte, und daß die Stände die Annahme dieser Forderung verlangten. Doch dessen weigerte sich W., und auch L. Moritz verwarf den Abschied nach seiner Rückkehr (10. Juni 1625). Zur Execution kam es aber diesmal noch nicht: mit dem Anzuge des Dänenkönigs, auf den L. Moritz alle seine Hoffnungen setzte und dessen Erhebung er mit allen

Mitteln unterstützt hatte, mußte auch Tilly glimpflicher mit Hessen verfahren; nach der Niederlage Christian's aber bei Lutter am Barenberge (August 1626) war auch die Stellung des L. Moritz unhaltbar geworden, und W. fiel die verzweifelte Aufgabe zu, sein Land vor der Auflösung zu bewahren; erschwert wurde sie ihm dadurch, daß sich mit dieser Frage die unerquicklichsten Auseinandersetzungen in der Familie verbanden.

Die L. Juliane hatte es sehr bald verstanden, sich großen Einfluß auf ihren Gatten zu verschaffen, den sie aber mehr zu ihrem persönlichen Vortheile, als zum allgemeinen Wohle des Landes ausnutzte. Zu ihrem Witthum hatte sie sich — meist bei Kindtaufen — eine große Anzahl von Gütern und Renten schenken lassen und strebte danach, ihren Söhnen vor denen der ersten Ehe die Thronfolge zu verschaffen, so daß sich bereits L. Otto über sie beklagen mußte. Da sie dies nicht erreichen konnte, verlangte sie wenigstens eine Theilung des Fürstenthums und Selbständigkeit ihrer Söhne. Während das Testament des L. Moritz von 1620 seinem ältesten Sohne das Fürstenthum mit allen Hoheitsrechten noch ungetheilt zusprach und die Söhne zweiter Ehe mit den Einkünften bestimmter Aemter abfand, ebneten die allmählich immer schärfer werdenden Differenzen zwischen dem Vater und W. auf politischem Gebiete den Einflüsterungen der L. Juliane mehr und mehr den Boden. Während L. Moritz an dem Gedanken der Union festhielt, rieth W. immer dringender zu einer Annäherung an den siegreichen Kaiser und zur Nachgiebigkeit gegen Darmstadt, da von protestantischen Ständen und vom Ausland keine Hülfe mehr zu erwarten war. Die persönliche Zusammenkunft Wilhelm's mit Tilly empfand der L. Moritz als eine Demüthigung, ebenso wollte er nichts von Verhandlungen mit Darmstadt wissen. Gegen die Ansprüche seiner Stiefmutter verfocht W. mit aller Energie die Untheilbarkeit der hessischen Länder und das Recht der Primogenitur: die L. Juliane dagegen forderte Theilung oder Regierungsgemeinschaft. Obwohl L. Moritz mit seiner Gemahlin selbst in Fragen der äußeren Politik (die Landgräfin stimmte hier mit ihrem Stiefsohne überein) wie in Familienangelegenheiten in Zwist gerieth, gab er doch schließlich in den Verhandlungen zwischen ihr und W. (December 1626 bis Januar 1627) den Ausschlag zu ihren Gunsten. W. mußte wider seinen Willen in den Familienvertrag vom 12. Februar 1627 willigen, der die hessische sogenannte Quart gründete (s. u.).

In diese unerquicklichen Familienverhandlungen verflochten sich die anderen über die von Tilly geforderte Abdankung des L. Moritz. Bereits 1621 hatte der L. Moritz selbst den Gedanken der Abdankung erwogen, als er sich von seinen Landständen in so schnöder Weise verlassen fand. Seitdem hatte das landesverrätherische Treiben seiner Ritterschaft und das schroffe Auftreten Tilly's seine Mißstimmung nur vermehrt, und schließlich gab das völlige Scheitern seiner Politik, welche sein Land dem Feinde schutzlos preisgab, den Ausschlag. Als im Frühjahr 1626 L. Moritz offen die Partei des Dänenkönigs ergriff, Gesandte nach London und Paris schickte und den Haager Congreß besuchen ließ, berief Tilly im Juli die hessischen Landstände nach Gudensburg und verlangte hier offen die Abdankung des Landgrafen. L. Moritz wie W. lehnten diese Forderung ab. Als aber L. Georg von Darmstadt nach seines Vaters Tode († am 26. Juli 1626) die Execution wegen der rückständigen Einkünfte von neuem energisch forderte und selbst die Niedergrafschaft Katzenelnbogen (Rheinfels) und die Herrschaft Schmalkalden besetzte, ja die Grafschaft und Festung Ziegenhain als Pfand begehrte, und als die Ritterschaft erklärte, sich nicht länger der von Darmstadt geforderten Huldigung entziehen zu können, machte der Sieg Tilly's über König Christian von Dänemark allem Zweifel ein Ende. Jetzt wurden

die Verhandlungen, die für L. Moritz von seinem Rathe Wolfg. Günther geführt wurden, ernstlich in die Hand genommen. Günther, der der Ritterschaft ein Dorn im Auge war, weil er gegen sie die Rechte seines Herrn ohne Schonung ihrer Prätensionen vertheidigte, trat auch den Forderungen der L. Juliane energisch gegenüber. W. versuchte zwar durch persönliche Intervention an den Höfen von Koburg, Weimar, Eisenach, Dresden und Berlin (Nov. 1626), die er in Begleitung seiner Gemahlin besuchte, Abhülfe zu schaffen; als aber Tilly abermals die Winterquartiere in Hessen bezog — und zwar so, daß dem Landgrafen in der That nur noch die zwei Festungen Kassel und Ziegenhain blieben — zerrannen alle Hoffnungen. Der Abschluß der Verhandlungen wurde nur durch die Weigerung Wilhelm's aufgehalten, dem erwähnten Familienvertrage zuzustimmen. Nachdem endlich W. den Widerspruch gegen die Landestheilung fallen gelassen hatte, übergab L. Moritz seinem Sohne am 17. März 1627 im Schlosse zu Kassel die Regierung. Was war aber von dem einst so mächtigen Staate Philipp's übrig geblieben und wie jammervoll war das Erbe, das der 25jährige Fürst antrat.

Abgesehen davon, daß das Land fast gänzlich in den Händen Tilly's war, stand der Darmstadter Vetter als drohendster Gläubiger vor den Thoren: 1625 hatte er die rückständigen Einkünfte auf 17 Millionen Gulden berechnet, eine Summe, die sogar der kaiserliche Reichshofrath auf $1^1/_3$ Million ermäßigte; dafür verlangte aber L. Ludwig den Pfandbesitz von 25 Aemtern, so daß L. Moritz fast nur auf den nördlichsten Theil des Niederfürstenthums beschränkt worden wäre. Wie rücksichtslos der Darmstädter die Zwistigkeiten in der Familie und die politische und militärische Ohnmacht seines Vetters ausnutzte, ist schon bemerkt.

Dieses Gegners sich zunächst zu entledigen, war des jungen Landgrafen erstes Bemühen, ungeachtet aller Proteste seines Vaters. Die Landstände (Ritterschaft) — denen er trotz seines Versprechens sogar den Rath seines Vaters, Günther, preisgab — verlangten die Fortführung dieser Verhandlungen, und ebenso die erdrückende Schuldenlast und die Unmöglichkeit, mit den geringen Landeseinnahmen etwas erhebliches ausrichten zu können (im Januar 1628 berechnet W. die Gesammteinnahmen auf 200 000 fl., von denen ihm nach Abzug der Schuldenzinsen (100 000), Quart (50 000) und der Deputate für L. Moritz und seine Geschwister (32 000) nur noch 18 000 fl. blieben!). Am 24. September 1627 kam der Hauptaccord mit Darmstadt zu Stande, in dem u. a. W. auf Oberhessen und die ganze Grafschaft Katzenelnbogen für immer verzichtete und die Herrschaft Schmalkalden gegen 100 000 fl. verpfändete; L. Georg dagegen die sequestrirten Aemter wieder einräumte. Die L. Juliane — welche noch einmal die Intervention der Kurfürsten auf dem Tage zu Mühlhausen (5. October) angerufen hatte, aber ohne Erfolg — ratificirte diesen Vertrag ebenso wie ihr ältester Sohn Hermann; einen Eid lehnten sie aber ab. Auch der hessische Landtag genehmigte ihn und ebenso der Kaiser; nur L. Moritz, der von diesen Verhandlungen von Anfang an nichts hatte wissen wollen, protestirte wiederholt feierlich dagegen. Zunächst hatte W. sich dadurch, wenn schon mit sehr großen und schmerzlichen Opfern, Ruhe vor diesem Gegner verschafft; schlimmer war es aber noch im Innern bestellt.

Der Familienvertrag vom 12. Februar 1627 ließ zwar die Landeshoheit sammt allen Lasten und Schulden des ganzen Landes — auch der sog. Quart — bei W. und seinen Nachkommen, bestimmte aber, daß den Söhnen der L. Juliane der vierte Theil des bisherigen Länderbesitzes (mit den Civilgerichten, Collaturen, Jagd und Zoll u. s. w.) überlassen werden solle; auch wurde ihnen die Erbhuldigung der Unterthanen und das Erbrecht untereinander zugestanden. L. Moritz

hatte sogleich nach seiner Abdication seinen jüngeren Söhnen diese „Quart" eingeräumt, nachdem er am 1. März seiner Gemahlin nochmals eine General=bestätigung aller bisherigen Donationen ausgestellt hatte. Ueber die einzelnen Rechte der Quart kam es nun zu den ärgerlichsten Auseinandersetzungen, da die L. Juliane ihren Vortheil ohne Rücksicht auf die bedrängte Lage ihres Stief=sohnes und des Landes wahrnahm. Während sich die Gesammteinnahmen des von Darmstadt noch nicht besetzten Landes damals auf noch nicht 60 000 fl. beliefen — von denen W. ein Viertel seinen Geschwistern und 32 000 fl. als Deputat an seinen Vater &c. abgeben mußte —, und das Land von der un=geheuren Schuldenlast erdrückt wurde, befand sich L. Juliane in den besten pecuniären Verhältnissen; sie gehörte zu den Gläubigern ihres eigenen Mannes und der Landstände, ja sie erbot sich sogar Ende 1627, den Pfandschilling für die Herrschaft Schmalkalden zu erlegen (100 000 fl.), wenn diese Herrschaft erblich der Quart zufallen würde. Als W. ihr das Deputat nicht zu zahlen vermochte, beschwerte sie sich beim Kaiser darüber (1. Februar 1628) — der natürlich mit Freuden die Gelegenheit ergriff, dem Gegner Schwierigkeiten zu bereiten. Ebenso rücksichtslos trat sie auch ihrem Gemahle gegenüber auf: sie verweigerte ihm einen Antheil an der Güterverwaltung der Quart, die sie doch nur seiner Nachgiebigkeit verdankte, und erkannte die obervormundschaftliche Ge=walt desselben nicht an; sie betrieb beim Kaiser die Ernennung ihres Sohnes L. Hermann zum Verwalter der Quart (3. Juni 1628), um jede Einmischung des L. Moritz auszuschließen.

Auch W. war nicht im Stande, Zwistigkeiten mit seinem Vater zu vermeiden: in der Abdankungsurkunde hatte sich L. Moritz „freie, als Familien=oberhaupt ihm zustehende väterliche Disposition" vorbehalten; natürlich eine unerschöpfliche Quelle für Mißverständnisse. Den ersten Conflict brachten die Verhandlungen mit Darmstadt, deren Ratification L. Moritz ja auch consequent verweigerte. Bittere Klagen führte er ferner darüber, daß ihm sein Sohn die ausbedungenen 20 000 fl. jährlichen Unterhaltes vorenthielt: W. war in Wirklichkeit nicht im Stande, diese Summe zu erlegen. Es ist charakteristisch, daß er auch die Ansprüche auf diese Schuld, die bei seinem Tode auf 43 000 fl. angewachsen war, den Kindern zweiter Ehe vermachte. Auch das Oberaufsichts=recht, das sein Vater über die Quart beanspruchte, konnte W. nicht aner=kennen; deshalb unterstützte er die von der L. Juliane beim Kaiser betriebene Ernennung seines Stiefbruders L. Hermann zum Verwalter der Quart, dem er bereits am 12. Februar 1627 das Stift Hersfeld abgetreten hatte.

Um diesen unaufhörlichen Streitigkeiten ein Ende zu machen entschloß sich W. zu einer Reise an den kaiserlichen Hof (April 1628) und bemühte sich zugleich, eine Erleichterung der kaiserlichen und ligistischen Einquartierung zu erwirken: letztere wurde ihm zwar gewährt und am 8. Juni erhielt er auch die Bestätigung der Primogenitur sammt der Einsetzung einer kaiserlichen Commission zur Beilegung der Streitigkeiten mit den jüngeren Geschwistern; aber gleichzeitig erhielt er auch in Prag (Mai) die Nachricht, daß Kurmainz seine Abwesenheit benutzt habe, um das Stift Hersfeld im Auftrage des Kaisers für dessen 15 jährigen Sohn Leop. Wilhelm einzuziehen. Das war der Dank für die seinen Feinden erwiesene Nachgiebigkeit. Auch in den Familienstreitigkeiten fand er den Kaiser auf der Seite seiner Gegner, so daß er sich am 1. September 1628 zu dem neuen Familienvertrage entschließen mußte, der die Quart definitiv begründete. Die Bedingungen waren fast die nämlichen, wie im ersten Vertrag, nur wurden diesmal die Gebietstheile endgültig bestimmt; die Streitigkeiten setzten sich in=folge dessen unaufhörlich weiter fort, bis endlich 1654 L. Ernst für die An=

erkennung der Primogenitur der älteren Linie der Quart fast alle Hoheitsrechte erwarb. Es war ein böses Geschenk, das L. Moritz seinem Lande gemacht hatte!

Das Jahr 1629 brachte das Restitutionsedict, unter dessen Vorwand man das Stift Hersfeld ganz von Hessen trennte und dem Abte von Fulda zur vorläufigen Verwaltung übergab. W. wußte sich kaum zu helfen, die Schuldenlast wurde immer unerträglicher, und seine Feindschaft gegen die Katholiken erhielt durch den Uebermuth, mit der dieselben das Restitutionsedict in den überwundenen evangelischen Ländern ausführten, immer neue Nahrung. Auch er erwog ernstlich den Gedanken, abzudanken. Bald kam aber die Zeit, wo er diese erdrückenden Fesseln von sich werfen konnte.

Im September 1629 war W. wieder einmal im Haag: ob er hier bereits mit dem schwedischen Obersten Falkenberg zusammentraf, der im Auftrage Gustav Adolf's über einen Offensivbund mit den Niederlanden verhandelte, wissen wir nicht, jedenfalls sandte die L. Juliane am 3. November ihren Rath Dr. Herm. Wolf nach dem Haag, um die Schweden wie die Holländer um Abstellung ihrer Beschwerden zu bitten und sich zu eventueller Hülfeleistung zu erbieten. Wieweit W. darum gewußt, ist nicht ersichtlich, aber es ist doch anzunehmen, daß es im Einverständniß mit ihm geschehen ist. Uebrigens war diese Sendung Wolf's noch ohne Erfolg, da Falkenberg sein Ziel nicht erreicht hat: aber er empfahl dem hessischen Gesandten dringend, den Anschluß an seinen König durch eine Gesandtschaft zu suchen. W. konnte zunächst noch nicht daran denken; erst als Gustav Adolf im Juli 1630 in Deutschland gelandet war, sandten er und Juliane den Dr. Wolf wieder zu ihm und erbaten heimliche Unterstützung und Subsidien. Gustav Adolf lehnte das aber ab und forderte vor allem den Bruch mit dem Kaiser: ein Bündnißentwurf, den er vorschlug, stellte Hessen gänzlich unter sein Commando. Darauf ging W. seinerseits nicht ein, sondern beschloß auf Anrathen des Herzogs Wilhelm von Weimar, erst den von Kursachsen ausgeschriebenen Leipziger Convent abzuwarten. In der Stille aber bereitete er die militärische Erhebung vor. Auf diesem Convente trat W. sehr energisch für den Anschluß an Gustav Adolf ein und stimmte für den von Brandenburg vorgeschlagenen Bund der evangelischen Stände. Kursachsen lehnte aber solche „hitzige Consilia" ab, da es keineswegs die Absicht hatte, die evangelischen Stände unter seiner Führung zu vereinigen, sondern des Convents nur als Demonstration gegen den Kaiser wegen des Restitutionsedictes bedurfte. Kursachsen wußte denn auch einen Abschied von Bedeutung zu verhindern, aber hindern konnte es nicht, daß der Abgesandte Gustav Adolf's, Graf Philipp Reinhard v. Solms immer größeren Einfluß auf einzelne Fürsten, besonders auf Wilhelm von Weimar und W., erlangte. Am 22. April 1631 einigten sich beide Fürsten in Kassel über gewisse Bedingungen, unter denen sie sich mit dem Schweden in einen Bund einlassen wollten und welche das absolute Directorium Gustav Adolf's sehr wesentlich einschränkten. Gustav Adolf war mit diesen Bedingungen zufrieden und beide Fürsten begannen ihre Rüstungen. Da erscholl unerwartet die Nachricht von dem Falle Magdeburgs (10./20. Mai) und dem bevorstehenden Zuge Tilly's durch Thüringen nach Westen. Aber während Wilhelm von Weimar den Kopf verlor, das Bündniß mit Gustav Adolf abschrieb und sich Hals über Kopf Kursachsen in die Arme warf, war W. entschlossen, nicht mehr nachzugeben. Da aber soeben die oberrheinischen Kreisstände (Mai 1631) in Frankfurt seinen Vorschlag, Truppen zu werben und unter sein Commando zu stellen, abgelehnt hatten, mußte auch er zunächst den drohenden Forderungen Tilly's, so gut er konnte, ausweichen, um Zeit zu gewinnen. Erst als Gustav Adolf siegreich über die Elbe vordrang, konnte er seine Fesseln abschütteln und die Feinde aus seinem Lande vertreiben;

und als er jetzt erst erfuhr, daß Wilhelm von Weimar dem Bunde mit Gustav Adolf entsagt habe, beeilte er sich um so mehr, das Bündniß abzuschließen: wie weit er sich dabei auf seine Landstände verlassen konnte, hatte er noch kurz vorher auf dem Landtage (Juni) erfahren, der bei der Annäherung Tilly's auseinanderging; die Ritterschaft versammelte sich in Rotenburg und nahm, wie in früheren Jahren unter L. Moritz, von Tilly Schutzbriefe. W. reiste persönlich zu dem Schwedenkönige, versuchte noch einmal in Leipzig, den Kurfürst von Sachsen mit sich fortzureißen, und schloß am 12./22. August in Werben mit Gustav Adolf ein Schutz- und Trutzbündniß. Er öffnete dem Könige sein Land und seine Hülfsquellen und stellte seine Truppen (10 000 Mann, auf hessische Kosten) unter des Königs absolutes Kriegsdirectorium; doch ernannte der König den Landgrafen zu seinem Stellvertreter bei diesem hessischen Corps und gab ihm einen schwedischen Kriegsrath (Dr. Wolf, der in schwedische Dienste trat) zur Seite. Ein Friede sollte nicht eher geschlossen werden, ehe nicht Hessen-Kassel auf das Gebiet von 1618 zurück gebracht wäre. W. hatte sich damit die günstigste Stellung als freier Bundesgenosse des Königs erworben, der den Auftrag vom König erhielt, mit seinen eigenen Truppen das auszuführen, was an sich die natürliche Aufgabe für Hessen-Kassel war. Am 17. August ernannte Gustav Adolf W. zum schwedischen General und wies ihm seine Quartiere für seine Armee — die auf 15 000 Mann erhöht wurde — zwischen Rhein und Weser an (definitiv am 10. October bestimmt): Hessen (mit den von L. Georg occupirten Theilen und den mainzischen Enclaven), Waldeck, Hersfeld, Fulda, Wetterau, Paderborn, Corvey, Münster, Herzogthum Westfalen, Osnabrück und „soweit L. W. sich in Westfalen extendiren kann". Das waren verlockende Aussichten: denn es war vorauszusehen, daß ihm schließlich ein Theil der westfälischen Quartiere verbleiben mußte. Doch weniger von diesem Gesichtspunkte aus war dieser Quartiervertrag von Bedeutung für W. — das waren doch noch ungewisse Aussichten, die von dem Glücke der Waffen und von der hohen Politik abhingen —, noch wichtiger waren diese Quartiere für ihn deshalb, weil sie ihn unabhängig von seinen Landständen machten und ihn überhaupt erst in Stand setzten, eine Armee zu unterhalten. Die Erfahrungen, die er als Prinz gemacht hatte, waren eindringlich genug gewesen: im November versammelte er noch einmal die Ritterschaft um sich und forderte Unterhalt für ein Regiment von ihr; sie erboten sich unter dem Drucke der Verhältnisse zur einmaligen Zahlung von 6000 Thlrn.! W. hat die Landstände bis zum Jahre 1634 nicht wieder berufen.

Noch immer spielte W. ein gewagtes Spiel, erst der Sieg des Schwedenkönigs bei Breitenfeld (10./20. September 1631) brachte den allgemeinen Umschwung. Im October mußte Hessen zwar nochmals den Rückzug Tilly's erdulden, dann aber machte sich W. sogleich ans Werk, besetzte Paderborn, Münden, Höxter, Lippstadt ꝛc. und nahm seine Winterquartiere im kölnischen Herzogthume Westfalen; mit einem Theile seiner Truppen eilte er nach dem Main, um Gustav Adolf Mainz erobern zu helfen. Am 28. Februar 1632 ertheilte ihm dann Gustav Adolf in aller Form als Belohnung einen Donationsbrief über Fulda, Paderborn und Corvey, und versprach ihm Münster, wenn er ihn der Verpflichtungen entbinden würde, ihm auch die von Darmstadt besetzten hessischen Landestheile zu restituiren: so schwer es ihm wurde, Gustav Adolf mußte mit dem L. Georg um seines Schwiegervaters (Kursachsen) willen glimpflich verfahren. Am 17. Mai 1633 bestätigte Oxenstierna diese Schenkung, doch trat an Stelle von Münster das kölnische Herzogthum Westfalen. So schien W. alles das erreicht zu haben, was seit langem das Ziel der hessischen Politik gewesen war.

Für W. begann jetzt die glücklichste Zeit seines Lebens; mit Eifer konnte er sich der ihm gestellten dankbaren Aufgabe widmen und sah auch sein Bemühen trotz aller Anfeindungen und aller Eifersüchteleien von Erfolg gekrönt, einzelne kleine Mißgeschicke änderten im wesentlichen nichts daran. Solange Gustav Adolf lebte, konnte er freilich auf dem westfälischen Kriegsschauplatze noch keine dauernden Erfolge erzielen, da er seine selbständigen Operationen fortwährend unterbrechen mußte, um seine Truppen dem Könige für die Durchführung des allgemeinen großen Zieles zur Verfügung zu stellen. Auch sah er sich in Pappenheim einem Gegner gegenübergestellt — er brachte den Hessen im Juni bei Volkmarsen eine tüchtige Schlappe bei —, dem er allein nicht gewachsen war; erst nach dessen Abzuge in die Niederlande wurde Westfalen vom Feinde gesäubert.

Im Juli rief ihn Gustav Adolf mit seinen Truppen nach Nürnberg, wo die Hessen den Hauptsturm auf Wallenstein's festes Lager (Burgstall) auszuführen hatten; dann reiste W. wieder heim und unterstützte Baudissin gegen das Erzstift Köln, während ein Theil der hessischen Truppen bei Gustav Adolf blieb und an der Schlacht bei Lützen theilnahm: am 13./23. November erhielt W. in Hersfeld die erschütternde Kunde von dem Tode des Königs. Sogleich (14./24. November) sandte er den schwedischen Gesandten Dr. Wolf an Axel Oxenstierna nach Würzburg mit der Versicherung, daß er dem Bunde mit Schweden treu bleiben werde. Oxenstierna nahm das sehr dankbar auf, um so mehr, als es für den Augenblick zu verhindern galt, daß die schwankenden evangelischen Stände sich an Kursachsen anschlössen. Er selbst eilte nach Dresden, um den Rivalitäten des Kurfürsten gegen das schwedische Directorium von vornherein die Spitze abzubrechen: leider ohne Erfolg, so daß er sich entschließen mußte, ohne Kursachsen, nöthigenfalls auch im Gegensatze zu ihm das Werk seines verstorbenen Königs zu vollenden. Ihm war freilich der undankbarere Theil davon zugefallen: hatte man den nordischen König als Befreier und Retter von der drohenden katholischen Reaction mit Jubel empfangen und war man ihm persönlich zu Danke verpflichtet, so sollte sein Kanzler jetzt die Belohnung für sein Vaterland fordern und schließlich um sie allein noch kämpfen müssen. Zunächst führte er nach einem Kriegsrath in Altenburg die schon von Gustav Adolf beschlossene Zertheilung des großen Kriegstheaters durch, wobei W. dieselbe Aufgabe wie zuvor zufiel: Westfalen zu erobern und sich so weit wie möglich gegen den Rhein auszudehnen; dabei sollte er möglichst enge Fühlung mit dem niedersächsischen Heere unter Knyphausen und dem Herzoge Georg von Lüneburg behalten, beide Theile sollten eventuell gemeinschaftlich operiren. Dann eilte Oxenstierna nach Oberdeutschland, um auf dem ebenfalls bereits von Gustav Adolf angeordneten Convente zu (Ulm) Heilbronn auch die politische Führung zunächst der vier oberdeutschen Reichskreise sich übertragen zu lassen.

W. war jetzt ungebundener und selbständiger als vorher — aber auch mehr als bisher durch die Eifersüchteleien seines Nachbarn, des Herzogs Georg, gelähmt, dem die umfangreichen hessischen Quartiere zwischen Rhein und Weser ein Dorn im Auge waren, und der auch mehr die Privatinteressen seines Hauses im Auge hatte, als die allgemeinen: ihm kam es vor allem darauf an, die noch von den Kaiserlichen besetzten Festungen (Wolfenbüttel, Hildesheim, Minden, Hameln ꝛc.) zu nehmen, um sich in den Besitz der reichen Bisthümer Hildesheim und Minden setzen zu können; während W. bemüht war, die Unterstützung des niedersächsischen Heeres für die Eroberungen in Westfalen zu erhalten. Wenn dadurch auch die Sonderinteressen des Landgrafen gefördert wurden, so hatte er doch den Vortheil, dabei zugleich die allgemeinen Interessen zu vertreten, denen

mehr an dem Zurückdrängen des allgemeinen Gegners nach dem Westen gelegen war, als an der Eroberung der einzelnen noch besetzten festen Punkte, welche sich in ihrer Isolirtheit dann von selbst ergeben mußten. Und daß W. seine Sonderinteressen zurückstehen ließ, wenn es nöthig war, bewies er bald.

Zunächst aber ging W., der damals eben Peter Holzapfel gen. Melander (s. d.) als Generallieutenant in seine Dienste genommen hatte, frisch ans Werk, besetzte in raschem Zuge über Dortmund, Dorsten bis an die holländische Grenze die wichtigen Plätze Coesfeld, Borken und Dorsten und schlug die feindlichen Werbungen in Münster nieder: dann aber verzichtete er auf weitere Eroberungen, vor allem auf die für ihn höchst bedeutungsvolle von Münster, da er für sie die nothwendige Unterstützung der niedersächsischen Generäle nicht erlangen konnte, und fügte sich vielmehr ihrem Wunsche, ihnen bei der Belagerung von Hameln beizustehen.

Den Heilbronner Convent hatte er nicht beschickt, da sein Verhältniß zu Schweden durch den Vertrag mit Gustav Adolf in einer für ihn äußerst günstigen Weise geregelt war; erklärte sich aber sogleich bereit, die von dem Bunde geforderten Opfer zu bringen: er leistete an sich schon mehr. Größere Schwierigkeiten bereiteten die Quartierfragen, da Oxenstierna den dringenden Forderungen der Niedersachsen Rechnung tragen mußte: bei dem persönlichen Zusammentreffen Wilhelm's mit Oxenstierna in Frankfurt kam es am 17. Mai zu einer Neuregelung dieser Frage, wonach W. alle Quartiere zwischen Ems und Weser den Niedersachsen überließ, für sich dagegen alle Gebiete westlich der Ems vorbehielt. Zugleich ließ er sich von Oxenstierna die Donation Gustav Adolf's erneuern und übernahm dafür die Verpflichtung dahin zu wirken, daß Schweden für das ihm abzutretende deutsche Gebiet unter die Stände des Reichs aufgenommen werde.

Die Belagerung Hamelns legte zunächst alle übrigen Operationen in Westfalen und Niedersachsen für längere Zeit lahm; erst als die vereinigte hessische und niedersächsische Armee das feindliche Entsatzheer am 28. Juni 1633 bei hess. Oldendorf vollständig besiegt hatte, mußte sich die Stadt ergeben. Bei Gelegenheit eines glänzenden Tauffestes in Kassel (19. Juli), das Oxenstierna, Herzog Georg, Knyphausen u. a. persönlich besuchten, wurde der weitere Kriegsplan festgesetzt, und es gelang W., das weitere Vordringen nach Westen und den den Holländern versprochenen Hülfszug (unter Melander, August bis December) durchzusetzen. Knyphausen unternahm infolgedessen die Belagerung von Osnabrück, das am 2. September (die Petersburg am 25. Sept.) fiel, vereinigte sich dann mit W. und drängte Bönninghaus bis an den Rhein zurück (Oct.). Von einem Angriff auf die bergischen Lande stand W. vorläufig noch ab, zumal auch Knyphausen zurückgerufen wurde, um die Belagerung von Hildesheim von der Stelle zu bringen. Mit dem Ende dieser glücklichen Vereinigung hörten auch die Erfolge in Westfalen auf. W. allein war nicht im stande, in diesem Kleinkriege die Oberhand zu behalten, und alle seine Bemühungen, die Niedersachsen wieder zur Mitwirkung in Westfalen zu veranlassen, waren ohne Erfolg, besonders nachdem Knyphausen sein Generalat niedergelegt hatte. Dem Einfalle der Spanier unter Celeda (1634 Febr., März) wäre er gern durch einen Marsch gegen den Rhein zuvor gekommen, mußte aber aus demselben Grunde davon abstehen.

Die glücklichen Erfolge des letzten Jahres befestigten W. in der Ansicht, daß eine gemeinsame Operation mit den Niedersachsen zur dauernden Besetzung Westfalens wie Niedersachsens nöthig sei; sein Wunsch war deshalb, mit ihnen eine „nähere Conjunction“ zur gegenseitigen Unterstützung zu schließen und dafür, wenn möglich, auch den Anschluß der Generalstaaten zu gewinnen.

Oxenstierna stimmte mit W. auch hierin überein und unterstützte ihn, soweit es die Rücksicht auf Herzog Georg zuließ: nachdem er den niedersächsischen Kreis auf dem Halberstadter Tage (Febr. 1634) im Princip für den Anschluß an den Heilbronner Bund gewonnen hatte und Herzog Georg zum General des Kreises ernannt worden war, gab er ihm den Auftrag, mit den Hessen gemeinsam in Westfalen zu operiren. Trotzdem W. es vermied, sich persönlich zum Heere zu begeben, um des Herzogs Empfindlichkeit zu schonen, konnte dieser doch nur durch wiederholte scharfe Befehle Oxenstierna's bewogen werden, nach Westfalen zu marschiren. Seine Truppen aber hausten hier so barbarisch, daß man selbst den schwedischen Kanzler ersuchen mußte, Einhalt zu thun. Da aber immerhin die Säuberung Westfalens wieder erreicht worden war und die Generalstaaten einen Succurs von 4500 M. schickten, konnte W. endlich daran denken, das Werk mit der Eroberung Münsters zu krönen, ohne dessen Besitz alle Eroberungen in Westfalen fortdauernd unsicher bleiben mußten. Die unerwartete Weigerung Georg's und dessen Rückzug nach der Weser vereitelten alles: W. eilte rasch selbst zur Armee und sandte seinen Rath Vultejus zu Oxenstierna. Er war aufs höchste erzürnt auf die Niedersachsen und drohte die ihm von Kurköln angebotene Neutralität anzunehmen. Doch der Kanzler war gezwungen, gegen den Herzog Georg gerade jetzt Nachsicht zu üben, da er der Hülfe der Niedersachsen nach dem Falle Regensburgs (22. Juli) mehr denn je bedurfte. W. begab sich nach Wesel, um mit dem Prinzen von Oranien persönlich sich zu bereden, wie der von Pfalz-Neuburg drohenden Gefahr zu begegnen sei, als er von Oxenstierna die Nachricht von der alles vernichtenden Niederlage bei Nördlingen erhielt. Sogleich verzichtete er auf alle weiteren Pläne und sandte Melander nach Frankfurt, um mit Oxenstierna den weiteren Kriegsplan zu verabreden.

Die Niederlage von Nördlingen war aber leider nur eine Folge der heillosen Zustände, welche in Oberdeutschland und im Heilbronner Bunde herrschten, mit dem sich Oxenstierna vergeblich bemühte, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Der Bund krankte an innerer Schwäche infolge der Mangelhaftigkeit seiner Mittel und des Fehlens einer kraftvollen Leitung. Die Eifersucht der Stände untereinander legte die Kräfte des Bundes lahm und es fehlte an militärischen Erfolgen, die über diese Schwierigkeiten weggeholfen hätten; dazu war Oxenstierna nicht im Stande wie sein König, die divergirenden Elemente so zusammenzuhalten, wie es nöthig war, selbst die militärische Leitung entbehrte dieser Einheitlichkeit. Oxenstierna konnte deshalb auch nicht die auswärtigen Einflüsse — besonders französische — zurückweisen, wie er es wol gewollt hätte, da er auf ihre Unterstützung angewiesen war. W. war sehr leicht französischen Einflüssen zugänglich: einmal war die Verbindung seines Hauses mit Frankreich traditionell und hatte zwischen seinem Vater und Heinrich IV. einen hohen Grad von Intimität angenommen; dann wurde er in dieser Hinneigung noch durch seine Gemahlin bestärkt, deren Familie ebenfalls stets in Frankreich einen natürlichen Verbündeten gesehen hatte. So kam es, daß W. Anfang 1634 die Bestallung als französischer General mit einem Gehalte von 36 000 Pfund annahm — die schon sein Vater inne gehabt hatte — und auch sonst der Verbindung mit Frankreich das Wort redete: er und Oxenstierna mußten das also für vereinbar halten mit den Pflichten, die ihm seine frühere Bestallung als schwedischer General auferlegte. Es war das eben nur eine Form von Subsidienzahlungen. La Boderie wurde französischer Resident in Kassel.

Da die Kräfte der vier oberen Kreise allein nicht ausreichten, versuchte Oxenstierna auch die zwei sächsischen Kreise zum Eintritt in den Heilbronner Bund zu bewegen. Auf dem großen Convente zu Frankfurt 1634 sollte das

Werk vollbracht werden. W. bemühte sich nach Kräften, diesen Zusammenschluß der Stände zu fördern und besuchte den Convent mehrmals persönlich. Daneben her führte er hier die Verhandlungen mit den Niedersachsen über die event. militärische „engere Conjunction", die aber schließlich an dem Widerstande Georg's von Lüneburg scheiterte. Zugleich mußte er die ihm von Schweden zugestandenen Quartiere nach verschiedenen Seiten hin vertheidigen: gegen die Niedersachsen, gegen Kurbrandenburg, das gegen die Besetzung der märkischen Städte an der Lippe protestirte, gegen Frankreich, das die Neutralität von Kurköln verlangte, und selbst gegen die Generalstaaten, welche für die ihnen äußerst werthvolle Neutralität des pfalz-neuburgischen Nachbars (Jülich, Berg) eintraten.

W. befand sich damals auf dem Höhepunkte seines Lebens. Als Ziel seiner Wünsche schwebte ihm ein protestantisches Kaiserreich im Norden vor (der brandenburgische Kurprinz, vermählt mit Christine von Schweden, im Besitze von Böhmen), das im Bunde mit Hessen und den schwedischen Besitzungen (Mainz und Deutsch. Orden) alle auswärtigen Einmischungen zurückzuweisen im Stande war. (Mem. v. 13. April.)

Diese Pläne zerrannen freilich sehr rasch in der Wirklichkeit. Die große Conföderation der nord- und süddeutschen Kreise scheiterte an den Particularinteressen der einzelnen Stände und an den Einwirkungen Kursachsens, das alles aufbot, um eine Vereinigung aller evangelischen Stände unter der verhaßten schwedischen Führung zu verhindern, und die mörderische Niederlage von Nördlingen warf dann vollends mit einem Schlage den ganzen Heilbronner Bund und die schwedische Herrschaft über den Haufen. Die Convente zu Worms (1634 und 1635) offenbarten nur den vollen Zusammenbruch des Bundes, dessen Mitglieder sich entweder Kursachsen oder Frankreich in die Arme warfen, letzteres schien allein denen noch Hülfe gewähren zu können, die zum weiteren Widerstande entschlossen waren; auch W. stimmte für die Annahme der von Frankreich dictirten Bedingungen, mußte sich aber bald auf die Vertheidigung seiner Länder und Quartiere beschränken.

Die einzige schwedische Armee, welche noch intact war, war die Baner's, der geschickt seinen Rückzug aus Böhmen nach Thüringen bewerkstelligt hatte. L. Wilhelm's Absicht ging nun dahin, vereint mit diesen Truppen und denen Georg's und Wilhelm's von Weimar von neuem ein ansehnliches Corps zu formiren, das auch dem arg bedrängten Bernhard von Weimar im Elsaß Luft machen konnte. Im October berieth er sich hierüber mit Wilhelm von Weimar, aber auch hier hinderte das gegenseitige Mißtrauen alles: Georg und Wilhelm von Weimar strebten beide nach selbständigen Corps; auch verlangte letzterer den Oberbefehl über Baner; Baner wieder mußte sein Corps schonen und durfte sich nicht rühren, damit nicht seine Quartiere von Anderen (Kursachsen) besetzt wurden; Herzog Georg war mit Wilhelm von Weimar wegen des Eichsfelds im Streite und dem Baner — der ja auch Feldmarschall des niedersächsischen Kreises war — wollte er sich erst recht nicht fügen. Dazu kam eine neue Schwierigkeit: die kursächsischen Verhandlungen mit dem Kaiser hatten endlich zu dem Präliminarfrieden von Pirna geführt, den Kursachsen im December 1634 den evangelischen Ständen mittheilte: allgemein war die Ueberzeugung, daß dieser Friede unannehmbar sei — am wenigsten für Schweden — und daß er nur zu neuen Kämpfen führen müsse. Auch W. konnte ihm nicht zustimmen, da er nicht einmal wußte, ob er in die Amnestie eingeschlossen sei oder nicht; für das letztere sprach, daß Kursachsen in seinem Waffenstillstand mit dem Kaiser (28. Febr. 1635) zwar Wilhelm von Weimar und Georg, ohne sie zu fragen, einschloß, nicht aber auch W.

Am 5. April 1635 suchte W. den Herzog Georg persönlich in Hildesheim auf und vermochte ihn, wenn auch mit Mühe, an einer Zusammenkunft mit Wilhelm von Weimar in Nordhausen theilzunehmen (Mai 1655); hier vereinigte man sich dahin, bei Kursachsen wegen des Pirnaer Friedens Vorstellungen zu erheben und allgemeine Amnestie zu fordern, man stellte sich aber dem Kurfürsten zur Verfügung, um ihn so vom Feinde wieder abzuziehen, und verpflichtete sich zur Rüstung eines Corps. Aber die Beschlüsse waren durch die Ereignisse bereits überholt; als die Gesandten in Dresden anlangten, wurde ihnen der zu Prag am 20./30. Mai vollzogene Friede überreicht. Daraufhin empfahl W. erst recht festes Zusammenhalten und einen Ausgleich mit Baner; am 5. Juli aber nahm Wilhelm von Weimar bereits den Frieden an; bald darauf auch Herzog Georg, nachdem der Lüneburger Kreistag beschlossen hatte, dem Frieden pure et simpliciter zuzustimmen.

So blieb W. ganz allein übrig und seine einzigen Hoffnungen waren auf Oxenstierna gerichtet, der von seiner Reise nach Frankreich in Norddeutschland wieder angelangt war. Der Prager Friede forderte die Unterwerfung Wilhelm's, behielt aber in einem geheimen Artikel dem Kaiser die Entscheidung über die Aufnahme des Landgrafen in die Amnestie vor. Dazu war nicht mehr wie im Pirnaer Frieden von „Protestirenden", sondern nur von „Augsburger Confessionsverwandten" die Rede, die Reformirten also eigentlich gar nicht mit einbegriffen; auch forderte man, daß Hessen seine Truppen dem kursächsischen Befehle „zur Execution dieses Friedens", d. h. auch gegen Schweden unterstelle, und alle Eroberungen seit 1630 wieder herausgebe; Kurpfalz blieb auf die Gnade des Kaisers angewiesen. Das alles machte den Frieden für W. unannehmbar, aber wie sollte er allein und von allen Bundesgenossen im Stich gelassen Widerstand leisten. Anfang Juli verabredete er zwar in Magdeburg mit Oxenstierna die Aufstellung eines Corps in Westfalen und Hessen und einen Zug zum Entsatze von Frankfurt: aber der Kanzler und Baner waren ihrer aufsässigen Truppen selbst kaum mehr mächtig; der von Oxenstierna zum Succurs beorderte Sperreuter führte diesen Befehl nicht aus, bis es schließlich zu spät war. Auch von Frankreich war nichts zu erwarten. So blieb W. vorläufig nichts anderes übrig, als zu suchen durch Verhandlungen Zeit zu gewinnen.

Am 17. Juli 1635 erhielt er den Prager Friedensschluß officiell mitgetheilt: er verweigerte seine Erklärung, solange man ihm den ihn selbst betreffenden geheimen Nebenreceß vorenthalte. Bei den darauf in Kassel mit dem Abgesandten König Ferdinand's III., v. Griesheim, geführten Verhandlungen forderte W. Aufnahme in die Amnestie, Sicherheit der freien Religionsübung, Beibehaltung seines Corps und des Stiftes Hersfeld, das der Kaiser abermals für seinen Sohn Leopold Wilhelm forderte. Daß der fast auf der ganzen Linie siegreiche Kaiser sich überhaupt in Verhandlungen mit W. einließ, zeigt am besten, wie ansehnlich noch immer seine Stellung war: aber als auch Baner's Armee immer mehr von Kursachsen zurückgedrängt wurde und sich selbst durch Meutereien schwächte, rieth selbst Oxenstierna W., dem Frieden beizutreten, wenn er die Amnestie erhalten könne (Aug.). Am 19. October legte W. das schwedische Generalat nieder und am 28. October brachte Griesheim die Annahme der Bedingungen des Landgrafen durch König Ferdinand III. Daraufhin nahm W. am 2. November auch den Frieden an, forderte aber die kaiserliche Ratification seiner Klauseln. Inzwischen begannen die Verhandlungen mit Kurköln über die Räumung Westfalens, die zu dem Vertrage von Sababurg (10./20. Dec.) führten; für den Fall der kaiserlichen Ratification versprach W., einen Theil des platten Landes zu räumen, wofür er andere

Quartiere (Kurköln schlug Ostfriesland vor, Melander Berg) erhalten sollte; die festen Plätze behielt der Landgraf noch in den Händen. Wie weit W. diese Verhandlungen mit der wirklichen Absicht, Frieden zu schließen, führte, ist schwer zu sagen; die Noth war fast aufs höchste gestiegen und selbst die Schweden — die doch nur Interesse an der Fortsetzung des Kampfes hatten — hatten ihm den Rath geben müssen, den Frieden zu suchen. Ebenso sicher ist es aber auch, daß sich W. damit die größte Selbstüberwindung auferlegte und daß er selbst (noch im December) kaum an die Zustimmung des Kaisers zu Bedingungen glaubte, die er sonst keinem der Stände zugestanden hatte.

Und es fehlte nicht an Einflüssen, die W. von diesem Vorhaben abzubringen sich bemühten: Schweden, das nach dem Abschlusse des Stillstandes mit Polen seine Truppen aus Preußen heranziehen konnte und infolge dessen im November die ersten Erfolge aufzuweisen hatte, ermunterte jetzt W. von neuem zum Widerstande. La Boderie versprach 200 000 Rth. Subsidien und Graf Jakob von Hanau bat flehentlich um Entsatz der arg bedrängten Festung Hanau; an seiner Gemahlin Amalie Elisabeth fanden sie alle lebhafte Unterstützung. Obwol der Kaiser die Ratification der Griesheimschen Klauseln verweigerte und Würzburg mit neuen Verhandlungen beauftragte, konnte sich W. doch nicht zum Bruche entschließen. Die Verhandlungen begannen vielmehr im Februar 1636 in Neustadt a. d. Saale. Als aber im April 1636 die Schweden unter Leslie im Osnabrückschen weitere Fortschritte machten und ihre Verhandlungen mit Frankreich zum Vertrage von Wismar (20. März) geführt hatten, reiste W. auf Drängen seiner Gemahlin selbst nach Minden um mit St. Chaumond ebenfalls zu verhandeln; aber erst am 2./12. Juni kam es zu einem vorläufigen Abschlusse, wonach sich W. verpflichtete Hanau zu Hülfe zu eilen. W. brach sogleich auf und am 13./14. Juni erfolgte der Entsatz dieser arg bedrängten Stadt. Die Folge dieser kühnen That war der Vormarsch Götz' gegen Hessen (Juli), am 9./19. August wurde W. auf dem Kurfürstentage zu Regensburg zum Reichsfeinde und seiner Länder für verlustig erklärt und am 21. November L. Georg von Darmstadt zum Administrator von Niederhessen ernannt.

Vor Götz' Armee konnte W. nicht Stand halten, zumal da Leslie, der ihn nach Hanau begleitet hatte, sich von ihm trennte: Hessen wurde vom Feinde überschwemmt und fast das ganze Westfalen ging verloren; es blieben ihm nur noch Dorsten, Lippstadt und Coesfeld. W. begab sich selbst nach dem Haag (Sept.), konnte hier aber nichts als einen Vorschuß von 80 000 Thlrn. von den Generalstaaten erhalten; der Prinz von Oranien empfahl ihm abermals sich nach dem bisher vom Kriege ziemlich verschont gebliebenen Ostfriesland zurückzuziehen. So blieb denn W. — der nach dem Siege Baner's bei Wittstock (24. Septbr.) mehr denn je zum Widerstande entschlossen war — keine andere Hülfe übrig als die von Frankreich, mit dem er zu Wesel am 11./21. October abschloß: Frankreich versprach ihm hier 200 000 Thlr. jährliche Subsidien und ev. Aufnahme in Frankreich, wenn er seine Länder verlieren sollte; der Friede sollte nur gemeinsam geschlossen werden und zwar auf Grundlage der Zustände von 1618; bis dahin sollte W. im Genusse der seit 1618 eroberten Länder (Westfalen) bleiben. Seine Bemühungen aber, auch durch einen neuen Vertrag mit Schweden seine Stellung zu verstärken (er reiste selbst nach Hamburg [Nov.] und sandte dann Günterode nach Stockholm), waren ohne Erfolg, da der Wismarer Vertrag noch immer nicht ratificirt und Schweden infolge dessen nicht in der Lage war, den Landgrafen zu unterstützen. Auf Anrathen Schwedens versuchte W. noch einmal Englands Hülfe für die Evangelischen flott zu machen; er sandte im Winter 1636 Stengel nach London und

forderte Geld und Truppen zur Wiedereroberung der Pfalz unter seinem Oberbefehle — freilich auch das ohne Erfolg. Der Zug Baner's nach Thüringen und Kassel brachte wenigstens vorübergehend Befreiung des Landes; dann aber mußte auch Baner zurück und erwartete in Torgau eine von Bernhard von Weimar geplante Diversion, für die derselbe in Paris verhandelte. Als auch diese ausblieb mußte er sich noch weiter nach Schlesien zurückziehen.

Am 5./15. Februar 1637 war Ferdinand II. gestorben, sein Sohn Ferdinand III. erneuerte am 24. April die Acht über W. und bestätigte den L. Georg als Administrator. Die Execution war bereits im vollen Gange: am Gründonnerstage 1637 begann jene berüchtigte Schreckenszeit für das arme Hessenland. Die Kroaten des Forgacz und Isolani kamen als Vorboten, ihnen folgte Geleen von Osten her, Lamboi und Wahl kamen von Westfalen. Im Juli traf noch Jean de Werth über Fritzlar ein. W. mußte vor der Uebermacht weichen und mit seiner Familie Kassel verlassen; bis zum October dauerte das unerhörte Morden und Plündern, dem ein Drittel der Einwohner des bejammernswerthen Landes zum Opfer fiel; 18 Städte (unter ihnen Eschwege und Allendorf a. d. W. mit seinem kostbaren Salzwerke), 47 adlige Häuser und über 100 Dörfer wurden zerstört.

W. vermochte auch trotz der französischen Hülfe unter General Rantzau die westfälischen Quartiere nicht mehr zu halten; bald mußte er sich in das Niederstift Münster (Meppen und Haselünne) zurückziehen und schließlich sich doch dazu verstehen, seine Quartiere in Ostfriesland mit Gewalt zu nehmen. Am 12. August meldete er den dortigen Ständen seine Absicht, langsam ging der Zug die Ems abwärts, der Widerstand der Friesen war bald gebrochen und am 13./23. September kam es in Leer unter Vermittlung der Generalstaaten zum Vertrage mit dem Grafen Ulrich, einem Schwager des L. Georg von Darmstadt; demzufolge erhielt W. auf sechs Monate Quartier und 12 000 (dann 14 000) Thaler monatliche Contribution.

Kurz darauf erkrankte er in Leer, seinem Hauptquartiere, wohin seine Gemahlin und Kinder aus Bremen eilten, und entschlief am 21. September 1637, aufgerieben von den beständigen Sorgen und Strapazen, welchen sein schwacher Körper nicht gewachsen war, im 35. Jahre seines Lebens. In einem letzten Tagesbefehle (17. Sept.) verpflichtete er sein Heer zur Treue gegen seinen achtjährigen Sohn, gegen den Generallieutenant Melander und die Räthe in Kassel. Die Regentschaftsfrage hatte er bereits in seinen Testamenten von 1631 und 1683 — ohne auf Darmstadt Rücksicht zu nehmen — in der Weise geordnet, daß seiner Gemahlin Amalie Elisabeth als „Vormünderin" 5 „Regenten" und 16 Landräthe zur Seite stehen sollten. Zu Testamentsvollstreckern erbat er sich vor allem den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Es war ein trauriges Erbe, das er den Seinen hinterließ und seine Wittwe nöthigt uns die höchste Bewunderung ab, wenn wir bedenken, mit welchem Erfolge sie das Ende des Krieges ruhmreich für die Geschicke des hessischen Landes zu gestalten wußte. Jetzt ergriff sie mit großer Energie die Zügel der Regierung und ernannte Melander zum Oberbefehlshaber der Armee; ihre Räthe in Kassel ließen sofort dem jungen Landesfürsten huldigen und kamen dem Darmstädter und dem Kaiser zuvor.

Mit W. schied einer der Fürsten aus dem Leben, dem es nicht nur Ernst war mit seiner religiösen Ueberzeugung, sondern der auch bereit war, für sie Leib und Gut zum Opfer zu bringen. Als aufrichtiger Calvinist war er auch in der Politik ein Anhänger dieser thatkräftigeren Richtung im protestantischen Lager. Von seinen Gegnern wurde er dafür auch redlich gehaßt. Obwol er gelegentlich sich nicht scheute den orthodoxen Lutheranern scharf entgegen-

zutreten, war er doch unermüdlich bemüht, die unselige Spaltung der beiden protestantischen Bekenntnisse zu beseitigen und sie gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen: auf dem Leipziger Convente 1631 führten seine Theologen mit den sächsischen und brandenburgischen lange Verhandlungen über eine „Union" und in Frankfurt 1634 unterstützte er die gleichen Bemühungen des Schotten Duruy nach Kräften; vor allem bemühte er sich aber hier wenigstens die schlimmen gegenseitigen Schmähungen zu verhindern. Daß er wie alle Fürsten seiner Zeit, Katholiken wie Protestanten, seine Eroberungen mit Versuchen verband, seinem Bekenntnisse Geltung zu verschaffen, darf nicht Wunder nehmen: Religion und Politik waren damals noch ebenso mit einander verquickt wie vor 100 Jahren und der Grundsatz cujus regio ejus religio gab dem seine Berechtigung.

Von Natur aus friedfertig, und selbst von keiner allzufesten Gesundheit, drängten ihm die kriegerischen Verhältnisse eine Rolle auf, die seiner Natur durchaus entgegengesetzt war; er gehört sicher nicht zu den hervorragendsten Fürsten seiner Zeit, weder als Feldherr noch als Diplomat, dazu fehlte ihm das schöpferische Genie; aber ein klarer Verstand ließ ihm doch zwischen dem Wahren und Falschen bald scheiden und Mittel und Wege erkennen, seiner Ueberzeugung gerecht zu werden. Daß es ihm an persönlichem Muthe nicht fehlte, hat er oft auf Jagden bewiesen; er bewahrte ihn auch in der Politik: sein zähes Festhalten an seiner Ueberzeugung und schließlich das muthige Einsetzen seiner gesammten Existenz gegenüber allen Verlockungen des falschen Friedens zu Prag sichern ihm unter den protestantischen Fürsten seiner Zeit und im Gegensatz zu vielen von ihnen einen Ehrenplatz in der Geschichte. Er selbst unterlag zwar, aber seiner Wittwe sollte es doch gelingen sein Werk in Ehren zu vollenden. Wie groß ihr Einfluß auf ihn in politischen Dingen war, läßt sich actenmäßig selten feststellen: trotzdem werden wir, wenn wir beide Charaktere vergleichen, wol einen sehr großen Einfluß von ihr annehmen dürfen.

Seinem Festhalten an seiner Ueberzeugung entsprach auch seine Treue gegen seine Bundesgenossen, besonders gegen Schweden; daß er damit eine Vereinigung mit Frankreich — das ja selbst durch Verträge mit Schweden verbunden war — für vereinbar hielt, haben wir oben gesehen. „National" in unserm politischen Sinn hat W. ebensowenig, wie irgend einer seiner zeitgenössischen deutschen Fürsten empfunden; wie sie führte er eine Hauspolitik und war auf Stärkung der Reichsfürstengewalt bedacht. Ebenso wie die Katholiken sich um Unterstützungen und Pensionen bei Spanien bemühten und damit doch eine Opposition gegen den Kaiser vereinigen konnten, suchten die Protestanten Anlehnung bei Schweden und Frankreich.

Daß in W. trotzdem Sinn und Gemüth für das Vaterländische lebendig war, bewies er als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft durch seine Bemühungen um die deutsche Sprache; er fand Muße Uebersetzungen verschiedener französischer Werke anzufertigen, deren strenge Moral seinen Anschauungen entsprach.

Trost und Erholung in allem Ungemach fand er in seinem Familienleben; 18 Jahre lebte er in glücklicher Ehe mit seiner Gemahlin, deren fester Charakter und starker Wille ihm auch in den Tagen der Noth Beistand gewährte. Durch sie hatte er auch einen starken Rückhalt an dem Prinzen von Oranien, der ihm freilich mehr mit Rath allein beistehen konnte, da die Generalstaaten es an der That fehlen ließen. 12 Kinder entsprossen seiner Ehe, von denen sechs dem Vater im Tode vorangingen.

Von Natur leutselig und bescheiden, verachtete er jeden falschen Prunk und wurde von den protestantischen Fürsten hochgeachtet. Obwol kein Gelehrter, wie sein Vater, liebte und pflegte er die Wissenschaften nach Kräften. Als der

Hauptvergleich mit Darmstadt 1627 ihm die Universität Marburg genommen hatte, war es eine seiner ersten Sorgen in Kassel eine neue Akademie zu gründen, deren Einweihung jenes glänzende Tauffest im Juli 1633 verherrlichen half. Daß sie freilich nicht recht in Flor kam, lag an den schlimmen Zeiten.

Nur zwei Vergnügungen gab er sich mit Leidenschaft hin: der Jagd und der Musik; als er 1628 am kaiserlichen Hofe nothgedrungen verweilen mußte, boten ihm diese Unterhaltungen die einzige Erholung, und sein angenehmster Umgang dort war der mit den trefflichen kaiserlichen Musikern. An seinem Hofe freilich mußte er bescheidener sein: er forderte von allen seinen Kammerdienern musikalische Fertigkeiten. Die Abende der Sonntage widmete er stets der edlen Musica.

Acten des Staatsarchivs Marburg. — Rommel. — Oxenstierna's skrifter bef. II, 6 u. 7. (Briefe Baner's, Bernhard's v. Weimar u. des L. Wilhelm.) — Struck, Wilhelm von Weimar und Gustav Adolf. 1895. — Sattler, Dodo von Knyphausen.

Kretzschmar.

Wilhelm VI., der Gerechte, Landgraf von Hessen. W. VI., das fünfte Kind seiner Eltern, des Landgrafen W. V. und seiner Gemahlin Amelia Elisabeth, geborenen Gräfin von Hanau, deren dritter, aber allein am Leben gebliebener Sohn, geboren zu Kassel am 23. Mai 1629, † am 16. Juli 1663 zu Haina in Hessen, erhielt seine erste Erziehung wesentlich durch seine treffliche Mutter, da der Vater als sein eigener Feldherr, durch die Sorgen des Krieges sehr in Anspruch genommen, vielfach abwesend war. Nach dem frühen Tode des Vaters (21. September 1637) führte die Mutter die Regierung bis zum 25. September 1650, zu welchem Termin W. selbst die Zügel in die Hand nahm. Um Wilhelm's Erziehung zu vervollständigen war er nach damaliger Sitte in Begleitung seines Hofmeisters v. Hoff auf Reisen geschickt worden, hatte die Niederlande und Frankreich besucht, die Strapazen des Krieges kennen lernen müssen und war in die Staatsgeschäfte eingeführt worden. Am 19. Juli 1649 erfolgte zu Berlin die Vermählung Wilhelm's mit Hedwig Sophie von Brandenburg, der geistvollen und willensstarken Schwester des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, mit der er bereits seit vier Jahren verlobt war. W. zählt nicht zu den hervorragend geistreichen Regenten, war aber ein für das Wohl seines Volkes unermüdlich strebender Fürst, dem seine Unterthanen sehr viel zu danken haben. W. hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht Ruhe und Ordnung in seinem Lande wiederherzustellen und die schweren Wunden, welche der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte, wieder zu heilen, zu welchem Zwecke er, unterstützt von einsichtsvollen Räthen, auf dem von seiner Mutter beschrittenen Wege weiterwandelte. Die Bedeutung der Regierung Wilhelm's VI. liegt in ihren Reformen im Innern, deren segensvolle Wirkungen in Hessen z. Th. noch heute bemerkbar sind.

Infolge des Krieges, der gegen sein Ende einen immer wüsteren Charakter angenommen hatte, da man schließlich lediglich die Schädigung des gegnerischen Eigenthums im Auge gehabt hatte, lagen auch in Hessen weite Strecken wüst. Um nur nach und nach wieder Kräfte zu gewinnen, die im Stande wären, das wüste Land urbar zu machen, ging man daran, die abgedankten Soldaten anzusiedeln; nur gegen die Verpflichtung, die nöthigen Abgaben zu leisten, war Land in Menge zu haben. Allein vielen war das wilde Kriegsleben so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie das Stillsitzen nicht mehr zu ertragen vermochten; sie liehen den im Lande umherziehenden fremden Werbern gern Gehör und folgten ihnen in die Ferne. Es wurde deshalb verboten das Land zu verlassen und befohlen die fremden Werber, wenn sie ertappt wurden, sofort in

Haft zu bringen. Ueberdies erhielten die Beamten, um größere Seßhaftigkeit der alten Soldaten zu erzielen, Anweisung, sie weder mit Einzugsgeld noch sonstigen Auflagen zu beschweren. Auch sonst war die Regierung bemüht, was in den verödeten Ortschaften an Heimstätten erhalten werden konnte, zu erhalten. Jede Hand, die arbeiten wollte, war willkommen, andererseits duldete der Landgraf nicht, daß müssiges Gesindel, das in Menge im Lande sein Wesen trieb, sich einnistete. Namentlich das platte Land wurde von Strolchen allerlei Art überfluthet, wodurch der öffentlichen Sicherheit Abbruch geschah. Landgraf W. gab den Ortschaften gegen das Gesindel völlig freie Hand. Sobald sich solches irgendwo zeigte, wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, auf das die Nachbargemeinden die unbedingte Verpflichtung hatten, mit der ihnen zu Gebote stehenden Wehr sich einzustellen, um gemeinsam unter Führung der Beamten sich auf die Verfolgung zu machen. Widersetzten sich die wilden Gesellen, so durften sie straflos niedergeschlagen werden.

Hand in Hand mit dem Kampf gegen die Landstreicher ging der gegen die Rohheit, welche unter den obwaltenden Umständen mehr und mehr zugenommen hatte und vor fremdem Eigenthum nicht zurückschreckte, weil die Begriffe von Mein und Dein weit und breit in Verwirrung gerathen waren. Daß es anders wurde und gesittete Zustände wiederkehrten, überhaupt die Landescultur sich hob, ist das Verdienst Landgraf Wilhelm's, der anhaltend bemüht war dem durch die Wechselfälle des Krieges so schwer betroffenen Landmann nach bestem Vermögen aufzuhelfen. Dieses Streben brachte er u. a. in der Taxordnung vom 19. December 1653 zum Ausdruck, wo es heißt: „der arme Bauersmann, welcher Getreide und Frucht mit schwerer Mühe und blutsaurer Arbeit baut, muß die Erträgnisse seines Ackers oft um ein ganz Geringes hingeben, dagegen das, was er zu seiner Nothdurft bedarf, bei andern um hohes Geld kaufen; auch übernehmen Handwerksleute, Tagelöhner und Gesinde den Bauersmann". Schon damals war die Tagelöhner- und Gesindenoth für den Landmann eine schwer wiegende Frage. Die Klagen über die zu hohen Ansprüche und die Unzuverlässigkeit der Arbeiter und Dienstboten muß der Landgraf, nach einzelnen Bestimmungen seiner Taxordnung zu urtheilen, für sehr berechtigt gehalten haben. Es wurde streng verboten die Arbeit niederzulegen, ehe die ausbedungene Zeit ausgehalten war, wie denn Contractbruch bei dem Gesinde infolge der eingerissenen Zügellosigkeit damals besonders beliebt gewesen sein muß. Landgraf W. belegte, um dem Contractbruch zu steuern, den Dienstherrn, welcher einen aus dem Dienst gegangenen Dienstboten annahm, ohne sich von ihm die Bescheinigung des bisherigen Arbeitgebers zeigen zu lassen, daß das Verlassen des Dienstes mit dessen Einwilligung geschehen sei, mit Strafe. Der Dienstbote wurde haftbar erklärt für den Schaden, der seinem früheren Herrn aus dem Contractbruch erwachsen war. Streng untersagte der Landgraf alle Versuche die Dienstboten den Herrschaften durch Angebot von höheren Löhnen abspenstig zu machen. Dabei übersah der Landgraf in seiner Gerechtigkeitsliebe aber keineswegs, daß auch Fälle denkbar waren, in denen die Dienstboten im Recht waren. Deshalb ordnete er an, daß, wenn der Dienstbote zum Verlassen des Dienstes erhebliche Ursache gehabt hätte, die seitens der Obrigkeit für begründet erkannt wäre, Dienstherr oder Dienstherrin genöthigt sein sollten den Lohn vom ganzen Jahre auszuzahlen und eine Bescheinigung über den bewilligten Dienstaustritt auszustellen.

Um dem Landmann, dessen Noth durch mehrfach wiederkehrende Mißernten noch gesteigert zu werden drohte, weiter zu Hülfe zu kommen, in erster Linie aber um wucherischer Ausbeutung dieser Noth vorzubeugen, erließ Landgraf W. unter dem 14. Juli 1662 sein Edict gegen die wucherlichen Fruchtcontracte, in

welchem er seine Beamten anwies, wenn sie von Derartigem hörten, auf Grund deren die Gläubiger sich berechtigt glaubten, dem nicht zahlungsfähigen Schuldner seinen besamten Acker unchristlicher Weise weg- und die Früchte an sich zu nehmen, einzuschreiten und den Gläubigern lediglich das in der That von ihnen Vorgeschossene zuzusprechen. Aus Fürsorge für den schwergedrückten Landmann arbeitete der Landgraf, der auch im übrigen der Landesmelioration, namentlich inbezug auf Ausbesserung der Wege und Herbeiführung besserer Ent- und Bewässerung, sein besonderes Augenmerk schenkte, systematisch auf eine vernünftige Waldwirthschaft hin. Nach seiner Holzordnung vom 1. December 1659 hatte eine rationelle Aufforstung mit einem vorsichtigen, zielbewußten Abtrieb Hand in Hand zu gehen. In diesem Sinne erließ er recht ins einzelne gehende Bestimmungen. Die treffliche Baumpflege, durch die Hessen sich auszeichnet, ist zum guten Theil eine Errungenschaft Landgraf Wilhelm's, der, obschon die Jagd seine Lieblingsneigung und einzige Erholung war, doch ernstlich bedacht blieb die Felder seiner Unterthanen vor Wildschaden zu bewahren. Das zu den bei Eingatterung der Wälder erforderlichen Zäunen verwendete Holz wurde auf Geheiß des Landgrafen forstfrei verabfolgt.

Die Maßnahmen des Landgrafen behufs Besserung der Straßen und Wege (Ausschreiben vom 13. Juni 1651 und vom 2. Mai 1661), Instandhaltung der Ströme und Flüsse bezweckten vornehmlich auch die Hebung des Verkehrs, wie er denn die Flußschifffahrt zwischen Kassel und Münden zu heben suchte, die durch die Concurrenz der Frachtfuhrleute lahmgelegt zu werden drohte. Daß die Hebung des Flußverkehrs auf Kosten der Fuhrleute geschehen sollte, die nur dann Gespanne mit Bremer Gütern zu befördern berechtigt waren, wenn sie im Besitz eines von der fürstlichen Rentkammer in Kassel beglaubigten Erlaubnißscheines waren, daß die Fuhrleute angehalten wurden sich zunächst die Verfrachtung des in der Landessaline zu Sooden bei Allendorf a. W. gewonnenen Salzes angelegen sein zu lassen, dessen Verfrachtung nicht soviel einbrachte als die Beförderung der Bremer Waaren, zeigt die Befangenheit des Landgrafen in den volkswirthschaftlichen Anschauungen seiner Zeit. Dementsprechend verfügte er auch in deren Sinne Ein- und Ausfuhrverbote sowie Verkehrserschwerungen, doch nur insoweit, als er es zum Besten des Landes für unerläßlich hielt. An und für sich huldigte er, wie er in dem Edict vom 14. Juli 1662 über den Fruchtverkauf außer Landes aussprach, der Ansicht, es wäre zu wünschen „diese Commercia könnten gleich wie sonst also auch jetzt allenthalben ihren freien und ungehinderten Lauf haben". Dieser Ueberzeugung gab er durch die Aufhebung der Fruchtsperre am 8. April 1663, also schon im folgenden Jahre wirksamen Ausdruck, damit man im Lande zu desto besseren Geldmitteln gelangen könne. Gleichermaßen ging er darauf aus Fremde nach Kassel zu ziehen und so dessen Wohlstand zu fördern, wie er es in seiner Verordnung vom 25. Novbr. 1653, „wie es mit Reinhaltung von Stadt und Festung Kassel solle gehalten werden", als sein Ziel aufstellte, „daß Jedermann sowohl Einwohner als fremde Durchreisende Kassel zu rühmen und Lust und Liebe haben und gewinnen mögen, eine also gereinigte Stadt anzusehen und zu bewohnen". Wenn W. VI. das landgräfliche Postregal in Hessen zur Geltung brachte, den bis dahin in Kassel ansässigen kaiserlichen Erbpostmeister beseitigte und im J. 1662 oder 1663 den ersten hessischen Postmeister einsetzte, auch die Einrichtung eines regelmäßigen Postcurses zwischen Frankfurt a. M., Kassel und Bremen bald folgen ließ, so sind diese Maßnahmen wol hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Mehrung der fürstlichen Einkünfte zu betrachten, weniger unter dem der Förderung des Verkehrs.

Arbeitete Landgraf W. unabläßig an der Hebung des Wohlstands seiner Unterthanen, so mühte er sich in nicht geringerem Maaße um die Ver-

breitung von Bildung und religiösem Sinn, kurz um die Hebung des sittlichen und geistigen Niveaus seines Volkes. Neben der Rohheit bekämpfte er die zunehmende Völlerei und Unsittlichkeit mit scharfem Nachdruck. Es ergingen strenge Verordnungen gegen alles Uebermaß bei Gastereien, Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnissen, die zum Theil ältere Maßregeln seiner Vorfahren wieder in Kraft setzten, indessen erkannte W. sehr bald, daß mit Strafverfügungen allein nichts auszurichten sei, vielmehr die Umkehr von innen heraus anzubahnen sei. Das verwilderte Volk mußte durch Lehre und Beispiel zu Zucht und Sitten zurückgeführt werden, es galt Kirche und Schule heranzuziehen, um in anhaltendem Streben der um sich greifenden Rohheit und Entsittlichung Halt zu gebieten. Zunächst war eine durchgreifende Reorganisation des in Hessen einst so blühenden Schulwesens nothwendig, der der Landgraf alsbald seine Fürsorge zuwendete. Im J. 1653, im selben Jahre, in welchem er die Universität Marburg wie das dortige Pädagogium wieder ins Leben rief und dem Hersfelder Gymnasium seine im Kriege verloren gegangenen Einkünfte zurückerstattete, schritt der Landgraf zur Ausarbeitung einer neuen Schulordnung für die höheren Schulen, die unter Mitwirkung ausgezeichneter Schulmänner wie des Superintendenten Hütterodt zu Eschwege und des Professors Dr. Crocius zu Marburg ausgefertigt im J. 1656 veröffentlicht wurde. Sie fußt im wesentlichen auf der Schulordnung von Wilhelm's Großvater Landgraf Moritz, zeigt aber gegenüber dieser Ordnung von 1618 das ängstliche Bemühen, die reine ästhetisch-classische Lectüre der griechischen und römischen Dichter aus den Oberclassen (es gab im ganzen 8 Classenstufen) zu verbannen und durch einen vorwiegend religiös-moralischen Lehrstoff zu ersetzen, wodurch besonders das Studium des Griechischen, zu dessen Lectüre man sich ausschließlich des Neuen Testaments bediente, empfindlich beeinträchtigt wurde. Ueberhaupt legte man höheres Gewicht auf die Kenntniß der Grammatik als auf die der Schriftsteller und ihrer Werke, was bald zu einer Verknöcherung des Unterrichts führte. Es gebrach jedoch der neuen Schulordnung andererseits nicht an Vorzügen, wozu die Ausdehnung des Unterrichts in der deutschen Sprache bis in die 5. Classe und die maßvolle Einbeziehung der Realien, Arithmetik, Geometrie und Sphärik in den Kreis der Lehrgegenstände im Sinne des Comenius und die Anberaumung einer Unterrichtsstunde für die Geschichte zu zählen ist. In den Dorfschulen sah es weit trauriger aus als in den Lateinschulen. Hier bei der Hauptmasse des Volks lag die Aufgabe für Bildung und Erziehung Sorge zu tragen ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit. Das Verdienst des armen Dorfpfarrers ist es, daß es auf dem Lande nach und nach wieder besser wurde, und doch hat Landgraf W. unendlich viel zu thun gehabt, um erst den Dorfpfarrer selbst wieder zu der sittlichen Höhe zu erheben, von der aus er an dem mühsamen Werke der Erziehung des Volkes mit Erfolg zu wirken vermochte. Die von Wilhelm's Räthen ausgearbeitete Kirchenordnung erhielt Bestimmungen darüber, wie die schwer geschädigte Sittlichkeit zu heben und vor allem die Heilighaltung des Feiertags wieder zu erzielen sei. Darüber hinaus sollte sie dem Lande eine gleichmäßige kirchliche Verfassung verschaffen und den Lehrbegriff der hessischen Kirche festlegen. Sie zerfällt in die Reformations-, Presbyterial- oder Aeltesten-, Consistorial- und endlich die eigentliche Kirchenordnung, welche insgesammt 1657 erschienen. Durch die Kirchenordnung, welche bis heute zu Recht besteht, suchte der Landgraf die Spaltung, welche in dem Bekenntnißstande des hessischen Volkes von der Einführung der Verbesserungspunkte und des reformirten Bekenntnisses hervorgerufen war, nach Kräften wieder auszugleichen. Das reformirte Bekenntniß kommt darüber zwar zu seinem Rechte, doch ist namentlich inbezug auf Liturgie und Taufformular den Wünschen der Lutheraner Rechnung getragen.

Stark betont in der Kirchenordnung ist das landesherrliche Kirchenregiment, weshalb die bei der Ausarbeitung zu Rathe gezogene Synode gegen die Einführung Einspruch erhob. Rief die Veröffentlichung der Kirchenordnung eine geharnischte Gegenerklärung der Kasseler Geistlichkeit hervor, ist, wie Cuno in dem „Gedächtnißbuch deutscher Fürsten und Fürstinnen reformirten Bekenntnisses“, Liefg. 2, S. 52 behauptet, seit dieser Zeit alles synodale Wesen in Hessen untergegangen und der landesherrliche Summepiscopat in einer Weise gestärkt, daß sich eine reformirte Kirche nie damit abfinden kann, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Thür der Landeskirche für die Rückkehr der Lutheraner geöffnet war. Eben dem Wunsche unter seinen Unterthanen, wo nicht Eintracht, so doch Duldung in Religionssachen herbeizuführen, entsprang die Einladung zu dem Religionsgespräch in Kassel, welche der Landgraf im J. 1661 an die Professoren der beiden Landesuniversitäten Marburg und Rinteln, welch letztere er völlig neu organisirte, ergehen ließ. Unter dem Vorsitz landgräflicher Commissare gelangte man nach neuntägiger Discussion einer Verständigung in der Hauptsache so nahe, daß voraussichtlich eine Einigung erzielt wäre, wenn nicht der Einspruch anderer lutherischer Hochschulen, vor allem der von Wittenberg, alles wieder in Frage gestellt hätte. Den auswärtigen reformirten Glaubensgenossen hat sich W. jederzeit als rechter Beschützer gezeigt, so den bedrängten Waldensern, wie er denn seiner Kirche aufrichtig ergeben war.

Es ist nicht angängig der reformatorischen und organisatorischen Thätigkeit des Landgrafen zu gedenken, ohne seine Verdienste um die bessere Gestaltung der Rechtspflege zu berühren, welche sich in dem Erlaß der Kanzleiordnung vom 20. März 1656, dem decretum commissionis in Appellationssachen vom 3. April 1656 und der Sportelordnung vom 16. Mai des gleichen Jahres, Leistungen von grundlegender Bedeutung, bekundeten. Der Landgraf, dessen oberster Grundsatz die Sicherung einer rechtschaffenen, unparteiischen und beschleunigten Rechtspflege war, haßte leichtfertiges Processiren, war dagegen lebhaft darauf aus, wo möglich, gütliche Auseinandersetzung der streitenden Parteien zu Stande zu bringen, bezw. bei Klagen über die Behörden die Uebelstände, die den Stein des Anstoßes bildeten, aus dem Wege zu räumen. Weiter sprach aus der Kanzleiordnung das Bemühen, die Befugnisse der Gerichtsbehörden von einander abzugrenzen und festzulegen. Den drei Kanzleien zu Kassel, Marburg und Rinteln wurde als oberen Instanzen die Entscheidung einer Reihe von Angelegenheiten vorbehalten, so die landfriedbrüchiger Sachen, der Vergehen gegen Leben und Eigenthum der Mitmenschen, der Pfändungsklagen sowie der Angelegenheiten, in denen an den Untergerichten das Recht versagt oder Parteilichkeit geübt worden war. In der Richtung der Competenzbegrenzung der Behörden that Landgraf W. einen Schritt, der deshalb ganz besondere Beachtung verdient, weil er als Ausgangspunkt einer erst im laufenden Jahrhundert zum Gemeingut gewordenen Errungenschaft zu betrachten ist, nämlich der Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege, freilich nur als Ausgangspunkt. Um einen Beamten zu haben, der nur mit dem Gerichtswesen zu thun hätte und, durch Verwaltungsgeschäfte nicht behelligt, seine Kraft ausschließlich in den Dienst der Justiz zu stellen vermöchte, wurde der Kanzler von der ihm obliegenden Leitung der Geschäfte in den übrigen Reichs- und Landsachen, „durch die er dem Justizwesen abzuwarten, vielfältig verhindert und divertiret würde“, entbunden und mit deren Versehung der Vicekanzler bezw. der nächstfolgende gelehrte Rath betraut. Die Sorge für den kleinen Mann, die den hessischen Fürsten eigen war, wurde in der von W. VI. getroffenen Neuordnung des Gerichtswesens nicht vergessen. So z. B., wenn dabei auf Bewahrung der Rechtsuchenden vor überflüssigen Ausgaben gesehen wurde, die Anwälte scharf beauf-

sichtigt wurden, und ihnen untersagt wurde die Parteien, deren Beschwerden unbegründet erschienen, zur Beschreitung des Rechtsweges zu ermuntern und zweifelhafte Sachen zu übernehmen.

Wollte der Landgraf seiner Reformthätigkeit im Innern eine sichere Grundlage verschaffen, so bedurfte es neben einem durchaus zuverlässigen Beamtenstand, der die Absichten des Fürsten da, wo dessen Augen nicht hinsehen konnten, zur Durchführung brachte, einer ständigen Mehrung seiner und des Landes Einkünfte, zumal, wenn nach außen hin die Stellung festgehalten werden sollte, die sich Hessen im Laufe des dreißigjährigen Krieges errungen hatte. Die Heranbildung eines zuverlässigen Beamtenstandes war ein besonders schwieriges Werk, schon weil durch den Krieg die Disciplin gelockert war, die Willkür überhand genommen hatte, namentlich aber Bestechlichkeit und Eigennutz in den Kreisen der Beamtenschaft zu nie gekannter Höhe gestiegen war. Und doch hat W. auf diesem Gebiete durch seine Beharrlichkeit bedeutende Erfolge erzielt. Nicht so glückte es ihm inbetreff der unter möglichster Schonung der Steuerkraft des Landes geplanten Finanz- und Steuerreform, mit deren Hülfe zunächst die Kriegsschulden getilgt werden sollten; die Hauptschuld des Mißlingens ist dem Zwiste des Landgrafen mit der althessischen Ritterschaft zuzuschreiben, den er von seiner Mutter überkommen hatte. Wollte der Landgraf die Ritterschaft zu den Staatslasten schärfer heranziehen und dem Staatsgefüge enger einordnen, so hatte die letztere die Aufrechterhaltung ihrer Vorrechte, namentlich aber ihrer Bedeutung als besondere Körperschaft im Auge, wie beides dem Streben beider Factoren auch in anderen Staaten in damaliger Zeit entsprach. Dem Landgrafen war es hinderlich, daß auch dem Adel energische und tüchtige Vorkämpfer zur Verfügung standen wie der Obervorsteher Otto von der Malsburg, der sich in der schlimmen Kriegszeit als wackerer Patriot bewährt hatte, und Erbmarschall Kurt Riedesel zu Ludwigseck. Im J. 1655 kam es zu einem vorläufigen Vergleich, der in die Form fürstlicher Resolutionen gekleidet, im Princip zu Gunsten des Fürsten ausfiel, übrigens die Ritterschaft noch keineswegs völlig in den allgemeinen Unterthanenverband hineinzwang.

Ein größeres stehendes Heer nach dem Vorbilde von dem seines Schwagers des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, hat Landgraf W. nicht hinterlassen, es standen ihm zur Besetzung seiner Festungen lediglich 11 Compagnien zu Fuße und 4 zu Roß zur Verfügung. Alles, was er weiter erreichte, war die Wiederherstellung der Landmiliz, die nur in Nothfällen oder herrschaftlichen Ehrensachen zu wirklichen Diensten außer Landes herangezogen werden durfte. Auf die Vervollkommnung dieser Miliz war der Landgraf ernstlich bedacht. Der Bewaffnung seiner stehenden Truppen namentlich inbezug auf die Schußwaffen wandte der Landgraf große Sorgfalt zu. Kriegerische Lorbeeren zu pflücken war W. VI. nicht beschieden. Dem bekannten Rheinbund von 1658 gehörte auch Landgraf W. an. Ueber die Tendenz von dessen gegen das Haus Habsburg gerichteten franzosen- und schwedenfreundlichen Abmachungen war er keineswegs im Unklaren, sehr geschickt aber wurde von ihm die Gelegenheit benutzt, einen Theil der von Frankreich aus der Zeit des früheren Kriegsbündnisses noch rückständigen Pensionen und Subsidien ausgezahlt zu erhalten. Die Frankfurter Allianz wurde von Hessen nicht eher ratificirt, als bis 1 169 434 Livres von den rückständigen Verpflichtungen ausgezahlt und über das Ganze eine neue Verschreibung ausgestellt war. Der französischen Gesandtschaft zu Frankfurt hat die Erlangung des landgräflichen Beitritts zu der Allianz manch sorgenvollen Augenblick bereitet. Wie die Gesandten dem Freiherrn v. Dörnberg, dem geschickten Vertreter des Landgrafen erklärten, hatten sie zu dem angegebenen Zwecke mehr als 100 Couriere nach

Kassel schicken müssen. Bemerkenswerth ist, daß der Landgraf die Genehmigung der Frankfurter Abmachungen noch an einen zweiten Vorbehalt knüpfte, nämlich an die Nichtverbindlichkeit bezw. anderweitige Fassung des Artikels II des Bundesvertrages, wonach bei einem Widerstande im Innern der betheiligten Staaten, durch den die gegenseitige Leistung der Kriegshülfe verhindert würde, eine bewaffnete Intervention und Execution stattfinden sollte. Im eignen Hause Herr zu bleiben traute sich der Landgraf allein die Kraft zu, er wollte jede Möglichkeit, sein Land zum Spielball fremder Mächte gemacht zu sehen, ausgeschlossen wissen. Dementsprechend hielt er gegenüber den Ansprüchen des berüchtigten Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels auf Ausdehnung seiner landeshoheitlichen Rechte an der Untheilbarkeit der hessischen Lande und alleiniger Landeshoheit des regierenden Landgrafen unerschütterlich fest. Die verderblichen Folgen der Maßnahmen seines Ahns Landgraf Philipp standen ihm klar vor Augen. Deshalb hat er in seinem Testament das Fortbestehen der Untheilbarkeit des einheitlichen hessischen Staatsgebiets ausdrücklich verbrieft.

Gleich seinem Vater und Großvater gehörte W. VI., er unter dem Namen des Auserkorenen mit dem Sinnbild eines Weihrauchbaumes, dem Orden der Fruchtbringenden Gesellschaft an, deren Hauptaufgabe es war, „deutsche Sprache und Tugend zu üben und dem verderblichen Wesen des Auslandes zu steuern". W. der Gerechte starb plötzlich an einem Schlagflusse, der den Zeitgenossen als die Folge einer vor mehreren Jahren auf der Jagd stattgehabten Verwundung erschien, im 35. Jahre seines thätigen, für seine Unterthanen segensreichen Lebens. Die Herrschaft ging unter Vormundschaft der Landgräfin Hedwig Sophie auf seinen ältesten Sohn Wilhelm VII. über, der indeß die Regierung niemals wirklich angetreten hat, da er noch vor Erlangung der Volljährigkeit am 30. Nov. 1670 dahingerafft wurde.

Sammlung fürstl. hess. Landesordnungen II, 146—612. — Rommel, Geschichte von Hessen IX, 25—255. — Hugo Brunner, Kirche und Schule während und nach dem dreißigjährigen Kriege (Hessenland, Jahrg. V 1891, VI 1892). — W. Grotefend, Die Regierungsthätigkeit Landgraf Wilhelm's VI. (Hessenland, Jahrg. IX 1895). — Fr. W. Cuno, Gedächtnißbuch deutscher Fürsten u. Fürstinnen reformirten Bekenntnisses. Barmen (1883), Lfg. 2, S. 51—54.

W. Grotefend.

Wilhelm VIII., Landgraf von Hessen-Kassel, geboren am 12./22. März 1682, † am 1. Februar 1760, war der sechste Sohn des Landgrafen Karl und seiner Gemahlin Marie Amalie von Kurland. Er genoß die übliche Prinzenerziehung, die in einem einjährigen Aufenthalt in Genf und dann in einer Reise durch Frankreich und nach Paris ihren Abschluß fand. Wie er mit seinem um zwei Jahre älteren Bruder Karl ganz gleichmäßig erzogen worden war, so wurde er auch mit diesem zusammen im Herbst 1699 nach dem Haag geschickt, um dort Kriegsdienste zu suchen. König Wilhelm von Holland und Großbritannien, dessen Pathenkind der Prinz war, zeichnete ihn hier sowie auf einer längeren Reise nach England sehr aus und gab ihm schon im J. 1700 ein eigenes Reiterregiment, an dessen Spitze W. bald darauf am spanischen Erbfolgekrieg theil nahm. Er wurde ein tüchtiger Soldat; 1704 rückte er zum Generalmajor, 1709 zum Generallieutenant auf und wurde 1712 Gouverneur von Breda; 1723 erhielt er das Gouvernement von Mastricht, endlich 1727 wurde er holländischer General der Cavallerie. Bei Malplaquet in großer Lebensgefahr, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe todtgeschossen worden, wurde er nur durch die Tapferkeit seines Adjutanten v. Borck gerettet. Erst

1747 legte er seine militärischen Würden in Holland nieder. — So wenig Aussichten W. in seiner Jugend hatte, einst zur Regierung zu kommen, so mehrten sich diese, als bis auf den Erbprinzen Friedrich (s. A. D. B. VII, 522) alle älteren Brüder vor ihm starben und dieser selbst mit seiner Gemahlin Ulrike Eleonore von Schweden in kinderloser Ehe lebte. W. selbst hatte aus seiner im J. 1717 mit Dorothee Wilhelmine von Sachsen-Zeitz abgeschlossenen Ehe einen einzigen Sohn, den 1720 geborenen nachmaligen Landgrafen Friedrich II. (s. A. D. B. VII, 524). Der Erbprinz, seit 1720 König von Schweden und als solcher verfassungsmäßig an sein Land gebunden, ernannte demgemäß, nachdem er im J. 1730 auch die Landgrafschaft Hessen übernommen hatte, seinen Bruder, der schon während der letzten Jahre Landgraf Karl's die Staatsgeschäfte hier geführt hatte, nunmehr zum Statthalter und Regenten dieses Landes mit fast unbeschränkten Vollmachten. Als solcher hat er 21 Jahre gewaltet, bis er 1751 durch des Bruders Tod zur selbständigen Herrschaft gelangte. W. hat in der Politik seiner Zeit eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Er hatte Fühlung mit den mächtigsten Fürsten seiner Zeit, mit einigen derselben, so mit Friedrich dem Großen, mit Kaiser Karl VII., war er eng befreundet. Am engsten waren die Beziehungen zum großbritannischen Hofe, die in der Vermählung Maria's, der Tochter König Georg's II. von England, mit des Landgrafen Sohn Friedrich ihren Ausdruck fanden. Leider wurde der Lebensabend des Fürsten durch den Uebertritt dieses seines Sohnes und dereinstigen Nachfolgers zur katholischen Kirche schwer getrübt (s. d. Nähere a. a. O., S. 525 f.). Aber der dem Glauben seiner Väter treu ergebene Fürst ergriff mit unnachsichtlicher Strenge so umfassende Maßregeln, daß alle aus dem Religionswechsel etwa dem Lande sowie dem regierenden Hause und der Sache des Protestantismus im Reich drohenden üblen Folgen und Gefahren im Keime erstickt wurden. Die im J. 1754 von dem Erbprinzen ausgestellte sog. Assecurationsacte entzog diesem allen Einfluß in kirchlichen Dingen auch für die Zeit seiner eigenen Regierung, ferner allen Einfluß auf die Erziehung seiner Kinder, welche der Großvater alsbald außer Landes, zuerst nach Göttingen, dann nach Kopenhagen schickte; endlich nahm sie ihm die Herrschaft über die im J. 1736 an Hessen-Kassel gefallene Grafschaft Hanau-Münzenberg in der Weise, daß diese nach dem Tode des Großvaters unmittelbar auf dessen ältesten Enkel übergehen sollte, was auch geschah. Diese letztere Maßregel namentlich, zu der sich W. als primus acquirens der Grafschaft — sein Bruder hatte ihm diese durch Vertrag von vornherein überlassen — berechtigt glaubte, war es, welche das Haus Hessen-Kassel gegen die katholische Propaganda sicherstellen sollte. Daneben war es eine Hauptsorge des Landgrafen, die Assecurationsacte von allen protestantischen Mächten gewährleisten zu lassen, in erster Linie von Preußen und England. Und als endlich Friedrich der Große (1756) dem Erbprinzen die lange erbetene Anstellung als preußischer Generallieutenant gewährte, da durfte der Vater mit Ruhe der Zukunft entgegensehen; sofern keine unvorhergesehenen Zwischenfälle eintraten, war der Streich, den die katholische Partei geführt, glücklich parirt. — Indessen diese Zwischenfälle traten bald genug ein und verdüsterten aufs neue die letzten Lebensjahre des Fürsten; der Krieg Englands mit Frankreich, der beginnende siebenjährige Krieg waren geeignet, alles wieder in Frage zu ziehen. Die Stellung, welche Hessen-Kassel in den Wirrnissen des 18. Jahrhunderts eingenommen hat, ist im wesentlichen bedingt durch die Freundschaft mit England-Hannover und die mit dieser Krone wiederholt abgeschlossenen Subsidientractate. Nach dem Uebertritt des Erbprinzen war es dann in erster Linie dieser Umstand, welcher den Landgrafen den allerengsten Anschluß an die protestantischen Vormächte suchen ließ. Schon in den Jahren 1723 und 1725 hatte W. dem

Könige Georg I. von England Besuche abgestattet. Unter seiner Vermittelung war 1726 ein Subsidienvertrag auf 12000 Mann hessischer Truppen zu Stande gekommen, über welche der Prinz 1727 das Commando erhielt und die er 1729 Georg II. von England bei dessen Anwesenheit in Kassel vorführte. Bei dieser Gelegenheit soll auch der Plan der obenerwähnten, leider später so unglücklichen Familienverbindung beider Häuser zuerst beredet worden sein. Im Mai 1740, als die Vermählungsfeier Friedrich's mit Maria stattfand, wurde der Vertrag auf vier Jahre und 6000 Mann erneuert, um dann allerdings für kurze Zeit eine Unterbrechung zu erleiden. Im J. 1741 war W. mit dem Kurfürsten von Baiern, nachmaligem Kaiser Karl VII., in freundschaftliche Beziehungen getreten. Derselbe stattete ihm kurz nach seiner Wahl, für die der Landgraf lebhaft gewirkt hatte, einen Besuch auf dem Schlosse Philippsruhe bei Hanau ab. Hier und nachher in Frankfurt kam ein Vertrag zu Stande (v. 2. März 1742), demzufolge 3000 Mann hessische Truppen in kaiserlichen Sold traten, wogegen der Kaiser die Garantie der hessischen Lande übernahm und dem Landgrafen die Kurwürde in Aussicht stellte. Trotz der ausdrücklichen Bedingung des Vertrages, daß die Truppen nicht gegen England verwandt werden sollten, hat die Abmachung für heutige Begriffe etwas Odiöses; denn die Thatsache, daß im österreichischen Erbfolgekriege auf beiden Seiten der kriegführenden Parteien Hessen zur Verwendung gekommen sind, bleibt bestehen. Indessen hat damals Niemand Anstoß daran genommen; der Soldat hatte nicht die Stellung im Volke, die er heute einnimmt; und dem minder mächtigen Staate waren seine noch vielfach geworbenen, schlagfertigen Regimenter in jener Zeit das beste Mittel, politischer Vortheile theilhaftig zu werden. Selbst Friedrich der Große war nicht abgeneigt, die Bemühungen Hessens um Erlangung der Kurwürde zu unterstützen, wenn ihm dagegen ein Regiment oder Bataillon überlassen würde. Seit der Zusammenkunft in Philippsruhe war W. eifrig für des Kaisers Interesse thätig und suchte insbesondere auf diplomatischem Wege ein besseres Verhältniß zwischen ihm und seinen Verbündeten einer- und König Georg II. andererseits anzubahnen. Im Sommer 1743 war er zu diesem Zwecke in Berlin und Hannover, und welchen Werth man an ersterem Orte auf die Freundschaft Hessens legte, beweist der Allianzvertrag, der zwischen ihm und Preußen (am 23. März 1743) zu Stande kam. Zwar wurden seine damals vielbesprochenen Bemühungen durch die politischen und kriegerischen Ereignisse überholt. Aber mit aller Energie und mit vielem diplomatischen Geschick nahm sich W. im Verein mit seinem Minister v. d. Asseburg nach der Schlacht bei Dettingen, insbesondere bei den zu Hanau gepflogenen Verhandlungen, der Sache des unglücklichen Kaisers an und machte sich insbesondere dem Wiener Hofe dadurch so unbeliebt, daß Maria Theresia geäußert haben soll, „sie werde zu jeder Unterhandlung mit dem Kaiser die Hand bieten, die nicht durch Prinz Wilhelm's Hand gehe". Der Unionsvertrag, der am 22. Mai 1744 zu Frankfurt zwischen dem Kaiser, Preußen, der Pfalz und Hessen abgeschlossen wurde, führte die noch in englischem Solde stehenden 6000 Mann auch dem Kaiser zu. Aber dessen Tod und der Friede zu Füssen machten sie wiederum verfügbar, und da mit diesen Ereignissen die von W. mit Zähigkeit festgehaltenen Ansprüche auf die 10. Kur zunächst aussichtslos wurden, so gab er die Truppen durch einen neuen Tractat an England zurück, das sie unter des Erbprinzen Friedrich Commando zur Niederwerfung des Prätendenten Karl Stuart in Schottland gebrauchte. Am 18. Juli 1755 endlich kam derjenige Vertrag zu Stande, welcher das Schicksal Hessens im siebenjährigen Kriege an dasjenige der vereinigten Mächte England und Preußen band, und demzufolge Landgraf W. seinem Verbündeten das für die damalige Zeit stattliche Contingent von 12000 Mann überließ, welches im

Laufe des Krieges, nämlich bei der Erneuerung des Vertrages am 17. Jan. 1759, auf 20000 Mann erhöht wurde. Da W. dem Beschlusse des Reichskrieges gegen Preußen (10. Januar 1757) nicht beitrat, auch die Römermonate verweigerte, so erschien im Frühling des genannten Jahres der Chev. de Folard als außerordentlicher französischer Gesandter zweimal in Kassel, um unter Drohungen und Verheißungen den Landgrafen zum Anschluß an das Reich und zur Zurückberufung seiner Truppen zu veranlassen. Allein er machte keinen Eindruck auf diesen, der wol wußte, daß sein Sohn bei einem etwaigen Anschlusse an Frankreich auf dessen Hülfe zum Umsturz der verhaßten Religionsverschreibung zählen durfte. Die Politik des Landgrafen, aufs trefflichste geleitet von seinen beiden Ministern Hardenberg und Donop, denen als trefflicher Finanzmann der Baron Waitz v. Eschen zur Seite stand, ging unentwegt darauf hin, zu betonen, daß der Subsidientractat mit England, als zu einer Zeit abgeschlossen, wo von kriegerischen Verwickelungen zwischen dieser Macht und Frankreich noch keine Rede gewesen sei, keinen Grund zu einer feindseligen Behandlung seiner Lande abgeben könne, daß er demnach für diese die Neutralität beanspruche, wobei er sich auf das eigene Beispiel Frankreichs berief, das um solcher Verträge willen ebenwol gewisse Reichsfürsten in Schutz genommen habe, so daß sie nicht als kriegführende Theile angesehen worden seien. Von der Erfolglosigkeit solcher Vorstellungen von vornherein überzeugt, hatte W. jedoch bei Zeiten Schritte gethan, um die vertragsmäßige Hülfe Englands in Anspruch zu nehmen. Seinen Subsidienvertrag mit dieser Macht gedachte er zu einem regelrechten Bündniß mit England und Preußen zu erweitern; auch war er es, von dem der Plan einer Union der protestantischen Mächte zur Bekämpfung des österreichisch-französischen Uebergewichts ausging. In beiden Fällen von Preußen lebhaft unterstützt, wurde er bezüglich des Bündnisses ebenso wie des vertragsmäßig stipulirten Schutzes seiner Lande vom Londoner Cabinet mit leeren Redensarten hingehalten. Der Unionsplan aber scheiterte an der Unthätigkeit und Engherzigkeit Hannovers. Am 5. Juni 1757 mußte W. sein Land vor den anrückenden Franzosen verlassen und floh nach Hamburg. Nachdem in der Schlacht bei Hastenbeck die Unfähigkeit des englischen Heerführers, des Herzogs von Cumberland, den Alliirten seines Vaters mit den Waffen Schutz zu gewähren, klar zu Tage getreten war, zeigte auch die Convention von Kloster Seven sein Unvermögen, sie diplomatisch sicher zu stellen. Als die hessischen Truppen infolge dieser Convention den Rückmarsch in die Heimath antraten, erfuhr Landgraf W. zu seiner nicht geringen Bestürzung, daß der französische Höchstcommandirende, der Herzog v. Richelieu, befohlen habe, die Hessen alsbald nach dem Betreten des heimischen Bodens zu entwaffnen. Von einer solchen Behandlung stand in der Convention keine Silbe, und sofort entsandte W. einen seiner Räthe in das Hauptquartier Cumberland's, um Protest zu erheben. Seinen energischen Vorstellungen war es zu danken, daß der schon begonnene Rückmarsch aller, auch der braunschweigischen Truppen sofort sistirt wurde. Die furchtbaren Drohungen Richelieu's und seine Verheißungen machten eben so wenig Eindruck, wie seine gegen das Land ausgeübten Vergeltungsmaßregeln. W. hatte bald die Genugthuung, daß die Convention von König Georg für nichtig erklärt wurde, und daß die hessischen Truppen mit denen der übrigen Verbündeten unter der Führung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig auch seine Staaten von den Franzosen befreiten. Am 6. Mai 1758 sah er seine Residenz noch einmal wieder. Aber schon am 17. Juli mußte er Kassel aufs neue verlassen, um es nie wiederzusehen. Er begab sich zunächst nach Rinteln und von da nach Bremen, immer krank, oftmals dem Tode nahe, aber treu begleitet und gepflegt von seiner Schwiegertochter, deren Nähe ihm

unentbehrlich war. Die wechselnden Erfolge der Verbündeten führten ihn im Februar, sodann wiederum im October 1759 von Hamburg bezw. Bremen nach Rinteln zurück. Allein die Hoffnung, daß er seine von den Franzosen nach ihrer Niederlage bei Minden geräumten Lande noch einmal betreten werde, erwies sich als eitel. Er war zu krank und starb in Rinteln am 1. Februar 1760, der letzte in der Reihe wirklich bedeutender Regenten, die Hessen besessen hat. Er war von bewunderenswerther Standhaftigkeit, unbeugsamen Charakters. Seiner Festigkeit ist es zu danken, daß die alliirte Armee Preußen im siebenjährigen Kriege die Flanke decken konnte, und diese Festigkeit ist um so höher anzuschlagen, als der Krämergeist der Engländer sich den berechtigten Forderungen des Landgrafen gegenüber stets in seiner nacktesten Form zeigte. Mit seinem Sohne hat W. sich nicht wieder ausgesöhnt. Aber sonst war er von großer Freundlichkeit und Leutseligkeit, welche Eigenschaften die Zeitgenossen seinem langen Aufenthalte in der Republik Holland und dem Verkehr mit den freien Bürgern dieses Landes zuschrieben, das er außerordentlich liebte. Hier hatte er auch das feine Kunstverständniß sich angeeignet, von dem die von ihm begründete Kasseler Bildergalerie ein schönes Zeugniß ist. Maler wie Freese und besonders Joh. Heinr. Tischbein berief er an seinen Hof, ebenso den trefflichen Bildhauer Nahl. Von der Baumeisterfamilie du Ry ließ er den bedeutendsten, Simon Louis, mit großen Kosten ausbilden. Das unweit der Hauptstadt gelegene reizende Rococoschloß Wilhelmsthal, zu dem er im J. 1753 den Grund legte, redet noch heute von dem geläuterten Geschmacke dieses Fürsten, den Friedrich der Große für das liebenswürdigste Mitglied des ganzen heil. röm. Reiches erklärte, und von dem er bei der Nachricht seines Todes sagte, daß er seinen besten Freund verloren habe.

Hochfürstl. Lebenslauf, welcher bey dem höchsten Leichenbegängniß Des ... Herrn Wilhelm des VIII., Landgraffen zu Hessen, ... von den Cantzeln ... abgelesen worden. Kassel 1760. — Denkwürdigkeiten des Freiherrn A. F. v. d. Asseburg, herausgeg. von Varnhagen v. Ense. Berlin 1842. — Th. Hartwig, Der Uebertritt des Erbprinzen von Hessen-Kassel z. Katholicismus. Kassel 1870. — Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrh. Leben und Wirken Friedrich August's Frhrn. v. Hardenberg. Hrsg. v. e. Mitgl. d. Familie. Leipzig 1877. — H. Brunner, Die Umtriebe Frankreichs u. a. Mächte zum Umsturze der Religionsverschreibung des Erbpr. Friedrich von Hessen-Kassel. (Zeitschr. d. V. f. hess. Gesch. N. F. Bd. XII, S. 1 ff.) — Derselbe, Die Politik L. Wilhelm's VIII. von Hessen vor u. nach dem Ausbr. des 7jähr. Krieges (ebd. Bd. XIII, S. 1 ff.). — E. Meyer, Maria, Landgräfin von Hessen, geb. Prinzessin von England. Gotha 1894. — Polit. Correspondenz Friedrich's d. Gr. I—XIX. — Droysen, Gesch. d. preuß. Politik V, 82 ff. — A. v. Drach, Mittheilungen aus d. Briefwechsel des L. Wilhelm VIII mit dem Baron Häckel, betr. Gemäldeerwerbungen f. d. Kasseler Galerie (Zeitschr. „Hessenland", Jahrg. 1890, Nr. 24 u. 1891 Nr. 1 u. 2). — O. Gerland, Paul, Charles u. Simon Louis Du Ry. Stuttgart 1895. — Collectaneen der Stänb. Landesbibl. zu Kassel (Schmincke). Hugo Brunner.

Wilhelm IX., Landgraf von Hessen-Kassel (als Kurfürst Wilhelm I.), geboren am 3. Juni 1743 zu Kassel, † am 27. Februar 1821 ebenda, ist eine der berüchtigtsten Fürstengestalten der deutschen Geschichte. Er war der Sohn des schwachen und prunkliebenden Landgrafen Friedrich's II. und der schönen, edlen, willensstarken und hochgebildeten Maria von England, einer Tochter König Georg's II. Dem väterlichen Einfluß wurde er sehr bald nach dem Uebertritt des damaligen Erbprinzen Friedrich zum Katholicismus durch seinen Großvater Landgraf Wilhelm VIII. entrückt, so daß seine Erziehung

noch mehr wie schon früher in die Hände seiner Mutter gelegt wurde. Landgräfin Maria hat ihren „Billy“ geliebt, wie nur je eine Mutter ihr Kind, und alles gethan, um ihm die bestmögliche Erziehung zu geben. „Mögest Du lieber sterben, ehe ich das Unglück habe, zu erfahren, daß Du ein verdorbenes Geschöpf geworden bist und unwürdig aller der Sorge und Mühe, die man sich mit Dir und für Dich macht“ — schrieb sie an ihn zum ersten Geburtstage, den er nicht mit ihr verbrachte. „For my dear, dear, dear, charming angel Billy“ und ähnlich lauteten die Aufschriften, die sie ihren Briefen an ihn gab. Solche Liebe blieb von W. nicht unerwidert. Mit Sorgfalt wählte Maria die Lehrer ihres Sohnes aus. Gern lenkte sie dabei ihre Wahl auf französische Schweizer. Von diesen hat den meisten und besten Einfluß Severy auf W. geübt. Aber auch der Hesse Ledderhose wirkte günstig auf den Prinzen ein, weniger der pedantische und etwas heuchlerische Wittorf. Unter Wilhelm's militärischen Gouverneuren ist der lebhafte General v. Keyserlingk, ein trefflicher Menschenkenner, hervorzuheben. Mit Wittorf ging W. Ende 1754 bis September 1756 zum Besuch der Universität nach Göttingen, wo er besonders Geschichte trieb, daher auch wohl Pütter gehört hat. Maria begleitete ihn, auch wenn sie fern von ihm weilte, unablässig mit Rathschlägen und Winken. Schmerzlich empfand die seit 1755 von ihrem Gatten geschiedene Frau jede Entfernung von dem Sohne und kaum konnte sie den Augenblick abwarten, wo sie wieder mit ihrem Liebling zusammentraf. So schrieb sie ihm einmal: „Liebe, liebe Seele, mache Dich bereit, eile Dich! Heute um Mittag werde ich bei Euch sein! Ich bin ganz von Sinnen vor Freude!“ Doch sollte sie bald dauernd von ihm getrennt werden, da Landgraf Wilhelm VIII. wegen des heranziehenden Krieges eine Entfernung der Söhne des Erbprinzen für geboten hielt. W. wurde mit seinen Brüdern im October 1756 an den nahe verwandten Hof in Kopenhagen geschickt. Eine treffliche Instruction, von dem tüchtigen Geheimen Regierungsrathe Hein nach dem Muster der von den preußischen Königen gegebenen Erziehungsanweisungen entworfen und für die besonderen hessischen Verhältnisse zurechtgemodelt, wurde den Erziehern mitgegeben. An dem dänischen Hofe, wo W. während der Dauer des siebenjährigen Krieges blieb, begann sich der Charakter des Prinzen zu entwickeln. Er gewann dort Sinn für das Soldatenthum. Zugleich erwachte in ihm ein hohes Gefühl von seiner Fürstenwürde, ganz im Gegensatz zu Severy's Lehren. Schon bewies er auch eine auffällige Unliebenswürdigkeit, die bei einer gewissen Steifheit noch unangenehmer wirkte. Unermüdlich suchte die Mutter auch jetzt noch auf ihn einzuwirken. Im Laufe der Zeit hat sie ihm gegen tausend Briefe geschrieben, die erhalten sind und ein rührendes Denkmal mütterlicher Liebe bilden. Mit Befremden bemerkte sie bei ihm Mangel an Freigebigkeit. Den schwersten Kampf hatte sie gegen seine Leidenschaftlichkeit zu führen. Gegen seinen Vater, den sie mit Grund verachtete, erfüllte sie ihn unwillkürlich mit Abneigung. Als Landgraf Wilhelm VIII. starb (1760), übernahm sie für den nunmehrigen Erbprinzen W. die Verwaltung der Grafschaft Hanau-Münzenberg, die laut der Assecurationsacte von Hessen-Kassel für die Dauer der Regierung Landgraf Friedrich's II. abgetrennt war, um dem Thronfolger die Unabhängigkeit von dem katholischen Vater zu sichern. Nach dem Friedensschluß ging W. (April 1763) einige Monate nach Hanau, um sich von der Mutter in die Verwaltung einführen zu lassen. Am 12. September 1764 vermählte er sich zu Kopenhagen mit der ihm seit seiner frühesten Jugend zur Gattin bestimmten Prinzessin Caroline von Dänemark, der Tochter Friedrich's V., um mit ihr am 22. October in Hanau einzuziehen und hier selbst die Regierung zu übernehmen.

Das 21jährige Regiment, das er in Hanau geführt hat, ist nicht ohne Vorzüge gewesen. Er bewies einen großen Thätigkeitsdrang, zeigte sich praktisch, äußerst ordnungsliebend und pünktlich, schuf eine Reihe wohlthätiger Anstalten, so das Waisenhaus zu Hanau, stiftete am 20. Juli 1772 nach französischem Muster die Hanauische Akademie der Zeichenkunst, um die dortige Goldschmiedeindustrie, die berühmten Hanauer Emailarbeiten zu fördern, und erfreute sich lebhaft an dem Aufblühen dieser Bildungsstätte, einer der ersten ihrer Art in Deutschland, aus der bald einige hervorragende Talente hervorgehen sollten. Ferner hielt er auf prompte Rechtspflege. Besonderen Ruf bekam der von ihm gepflegte Hanauische Wegebau. Kurz, er zeigte offenbares Verwaltungstalent. Auch verbesserte er die Anlage des Hanauer Gesundbrunnens, der von ihm den Namen Wilhelmsbad empfing. Doch begann sich hier bereits seine unsinnige Baulust zu regen. Noch gefährlicher wurde es für ihn, als an ihn die Versuchung herantrat, durch Stellung eines Hülfscorps zur Bekämpfung der amerikanischen Aufständischen Schätze zu sammeln. Dem Beispiel seines Vaters folgend, nur noch weniger die Würde des Fürsten wahrend, weil die einmal in ihm geweckte Habgier keine Grenzen kannte, schloß er am 5. Februar 1776 mit Großbritannien einen Vertrag ab, in dem er für diese Macht im kleinen Hanau ein Regiment von 668 Mann anwarb und es ihr für die Dauer des amerikanischen Krieges überließ. Für jeden Mann wurden 30 Kronen Werbegeld und die englische Löhnung ausgesetzt, für jeden Todten und für je drei Verwundete ebenfalls 30 Kronen, sodann eine doppelte Subsidie von 25 050 Kronen jährlich, eventuell noch ein Jahr nach der Rückkehr der Truppen. Dieser im modernen Lichte sich als schmählicher Menschenhandel erweisende Vertrag war nur möglich bei der damals weithin bei den Fürsten herrschenden Begriffsverwirrung, in der sich dieser Act thatsächlich als ein regelrechtes Schutz- und Trutzbündniß darstellte, und wurde begünstigt theils durch den Abenteuerdrang manches Edelmanns, theils durch die alte Kriegslust des hessischen Stammes. Freilich entwich auch mancher Kantonpflichtige, und die Hanauer Werber hatten einen besonders schlechten Ruf. Immerhin muß die schnöde Gewinnsucht Wilhelm's abstoßend wirken, zumal da er dem englischen Bevollmächtigten in einer Weise seine Hülfe aufdrängte, daß dieser sich seiner scheinbaren Liebenswürdigkeit kaum erwehren konnte und mit schlecht verhehlter Moquanterie über diese Würdelosigkeit nach Hause schrieb. Schon am 25. April wurde ein zweiter Vertrag ähnlichen Inhaltes abgeschlossen, nicht ohne daß W. dabei lange gefeilscht hätte. Ein dritter erfolgte am 10. Februar 1777. Der Agent Wilhelm's bei diesen Geschäften wurde Mayer Amschel Rothschild, der mit den Blutgeldern in der unerhörtesten Weise an der Londoner Börse speculirte und damit den festesten Grund zu seinem Welthause legte. Dabei stellte W. es noch als eine Gnade hin, daß er den Eltern und Ehefrauen der Verkauften die Steuern erließ. Landgräfin Maria erlebte diesen Schacher ihres Sohnes nicht mehr. Sie war am 14. Januar 1772 gestorben. Auch blieb ihr der Kummer noch so gut wie erspart, zu sehen, wie die Sittenlosigkeit sich am Hofe des Sohnes breit machte. Bald nach dem Tode der edlen Frau aber erwachte der alte von Philipp dem Hochherzigen ererbte Fehler des Hauses Brabant mit aller Macht in W., der von stattlichem Wuchs und robuster Natur war. Neben seiner Gemahlin († 1820), von der er zwei Söhne (einer von ihnen starb früh) und zwei Töchter hatte, hielt er sich während seiner Regierung eine ganze Reihe von Maitressen, so das schöne Fräulein v. Schlotheim, die ihm von ihren Eltern gegen ihren Willen zugeführt wurde und von der er angeblich 22 Kinder hatte (sie wurden z. Th. unter dem Namen Hessenstein in den Grafenstand erhoben), ferner Rosa Lindenthal geb. Ritter, von der er 7 Kinder anerkannte (geadelt unter dem

Namen v. Haynau) und die Buisinne, von der drei Freiherren v. Heimrod stammen. Es kam vor, daß W. bei der Geburt eines seiner zahlreichen unehelichen Sprossen den Preis des Scheffel Salzes um einen Kreuzer erhöhte. Fast noch schlimmer als diese Maitressenwirthschaft war das in deren Gefolge stehende Günstlingswesen. So wurde nachmals der Vertraute der Lindenthal, Buderus v. Carlshausen, ein Schullehrerssohn, übel berüchtigt.

Als W. nach dem Tode Friedrich's II. (31. October 1785) die Regierung über ganz Hessen antrat, setzte er sich sogleich in grellen Widerspruch zu seinem Vater, dank der Abneigung, die ihm die Mutter gegen jenen eingeflößt hatte, dank aber auch seiner Abneigung gegen französisches Wesen und nicht zuletzt dank seiner Sparsamkeit. Vor allem gab er dem Hofhalte einen einfacheren Anstrich. Er ließ die kostspielige Oper und das Ballet eingehen, verringerte die Hofcapelle, schaffte das Lotteriespiel ab, ebenso die Folter, auch verminderte er den Truppenbestand, Maßregeln, die meist durchaus gutzuheißen waren. Er erließ seinen Unterthanen das beim Regierungsantritt übliche Geschenk von 100000 Thlr. Eine Schuld der Landschaft an der Diemel von 76000 Thlr. schlug er nieder. Der Wegebau wurde auf „Hanauischen Fuß gesetzt". Durch das Hufenedict suchte er eine gleichmäßige Vertheilung des bäuerlichen Grundbesitzes zu organisiren. Durch Vererbpachtung von Meiereien und Vorwerken verminderte er vielfach die Frondienste. Lebhaft begünstigte er das Fabrikwesen, hierin wol Friedrich dem Großen nacheifernd. Dagegen hob er das nicht sehr lebensfähige wissenschaftliche Institut des Carolinums zu Kassel auf, dessen beste Kräfte der Residenz bereits vorher den Rücken gekehrt hatten. Bedenklich war es, daß W. den Juden gestattete, auf dem platten Lande zu leben. Seiner ungestümen Baulust ließ er jetzt völlig die Zügel schießen. Er verwandelte den Weißenstein bei Kassel zur Wilhelmshöhe. Die dortigen Schloßanlagen wurden 1798 vollendet. Sehr bald mußte er als Landgraf der auswärtigen Politik seine Aufmerksamkeit zuwenden. Den Fürstenbundsplänen Friedrich's des Großen stand er, beeinflußt vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden, günstig gegenüber, obwol man ihn kaiserlicherseits von Preußen durch Inaussichtstellung der Kurwürde abwendig zu machen suchte. Der preußische Minister Graf Hertzberg verhielt sich indes auch nicht ablehnend gegen die auf den Kurhut zielenden Wünsche Wilhelm's. W. trat allen drei Artikeln des Fürstenbundes, auch dem geheimsten, bei, am 30. November 1785, 30. Januar und 18. Februar 1786. Kurze Zeit danach ließ er sich jedoch (zu Anfang des Jahres 1787) von seinem Ehrgeiz zu einem schweren Fehler verleiten, der dem eben abgeschlossenen Bündniß ins Gesicht schlug, indem er aus Anlaß des Todes des Grafen Philipp Ernst von Lippe-Bückeburg (13. Februar 1787) den lippischen Antheil der Grafschaft Schaumburg besetzte unter dem Vorgeben, daß ihm dies Gebiet zustehe, da der Verstorbene aus unebenbürtiger Ehe entstamme. Es war ein offenbarer Rechtsbruch, denn schon 1754 hatte das Reichshofgericht gegentheilig entschieden. Durch das Dazwischentreten König Friedrich Wilhelm's II. von Preußen als der Vormacht im Fürstenbunde wurde W. veranlaßt, seine Truppen wieder zurückzuziehen und seine nichtigen Ansprüche fallen zu lassen. In der Folge gab er sich mehr und mehr seinen militärischen Liebhabereien hin. Er schuf sich eine wohldisciplinirte, im Verhältniß zu der Größe seines Staates, der etwa 400000 Einwohner zählte, recht ansehnliche Truppe, die 14000—20000 Mann stark war, und rief verschiedene militärische Bildungsanstalten ins Leben. Unleugbar schwebte ihm bei dieser Thätigkeit als Vorbild das fridericianische Staatswesen vor, wie überhaupt die hessische Regierung seit langem von Preußen stark beeinflußt wurde. Im bairischen Erbfolgekriege (1778) hatte W. als General in Friedrich's des Großen Diensten das preußische Heer auch in der Nähe kennen

gelernt. Bei dieser Heerespflege verband sich ein öder Corporalsgeist, der sich vielfach in den nutzlosesten Kleinigkeiten verlor, allmählich mit einer Art militärischen Größenwahnes. Der kleine hessische Fürst gedachte sich durch die Erwerbung der Kurwürde äußeren Glanz zu geben. Länger als anderthalb Jahrzehnte hat dieser ehrgeizige Gedanke sein Thun und Treiben erfüllt. Darum zum Theil lenkte er 1788 und 1789 durch die in gewissem Sinne nicht unnützlichen militärischen Uebungslager bei Wabern und Wilhelmsthal die Augen der militärischen Welt auf Hessen. Darum übernahm er es nach dem Tode Josef's II. durch das Lager bei Bergen Frankfurt a. M. und die Krönung Leopold's II. gegen einen Ueberfall von französischer Seite zu sichern. Darum gewährte er, der im September 1787 bereits wieder einen gewinnreichen Subsidienvertrag mit England auf vier Jahre geschlossen hatte (er erhielt ohne die Einkleidungsentschädigung 675 000 Kronthaler jährlich) und bereits der „Bankier der Fürsten" genannt wurde, dem verschuldeten Kurfürsten von Mainz ein Darlehen von 100 000 Thlr. Darum bestach er preußische Beamte, worunter auch der Graf Görtz war. Darum gab er die glänzendsten Feste im Lager, bei denen Kaiser Leopold II. selbst erschien und ihm durch leere Phrasen Hoffnungen machte. Aber das böse Kurcollegium lehnte den Antrag Wilhelm's auf Bewilligung der Kurwürde trotz alledem ab. Als Graf Görtz nun vorschlug, kleinere Reichsstände mit Geld zu gewinnen, wobei Elias Seligmann zu Mannheim und Mayer Amschel gute Dienste zu leisten gedachten, da wurde W. doch ängstlich wegen seines Geldbeutels und er zupfte einstweilen zurück. Bei der Wahl des Kaisers Franz erneute er den Versuch, stieß aber wiederholt auf hartnäckigen Widerspruch Oesterreichs, so daß er um so mehr Anlehnung an Preußen suchte. Bei Beginn des Revolutionskrieges glaubte er wiederum die Lage in seinem Interesse verwerthen zu können, indem er sein militärisches Gewicht in die Wagschale warf. Der Ruf eines der entschiedensten Feinde der Revolution ging ihm schon voran. So recht im Geiste des Subalternofficiers hatte er im September 1791 seinen Obersten den geheimen Befehl ertheilt, bei der geringsten Regung im Lande rücksichtslos und andauernd niederzuknallen, bis vollkommene Ruhe hergestellt wäre. Ein Reichsgesetz gegen revolutionäre Bewegungen verbat er sich in souveränem Selbstgefühl. Er würde das Nöthige schon selbst veranlassen. Bei der sonst herrschenden Schlaffheit wirkte dieser Ton ganz erfrischend, und man könnte versucht sein es patriotisch zu finden, daß W. 8000 Mann zu dem Feldzuge im J. 1792 stellte, wie ihn denn auch Oesterreich und Preußen vor dem Reiche belobten, wenn nicht der Pferdefuß lächerlichen Ehrgeizes und schmutziger Habsucht aus den von ihm gestellten Bedingungen: Kurwürde, ev. Oberbefehl und Verpflegung der hessischen Truppen durch Preußen, hervorgeblickt hätte. Immerhin wurde ihm am 31. Juli 1792 billige Geldentschädigung zugesichert und Aussicht auf die Kur gemacht. Gegen seinen siegreichen Mitbewerber um den Oberbefehl, den Herzog von Braunschweig aber scheint er von jener Zeit her einen Stachel im Herzen behalten zu haben. Wenigstens maß er ihm 1807 ganz unmotivirt die ganze Schuld an seiner Depossedirung bei. Als Custine seinen Vorstoß auf die Mainlinie unternahm, kehrte W. eiligst aus der Champagne heim, um sein bedrohtes Land zu retten. Nur dem Eingreifen des Freiherrn Karl vom Stein war es zuzuschreiben, daß er nicht kopflos die Sache der Verbündeten im Stiche ließ. Bei der letzten glorreichen Waffenthat der Hessen-Kasseler unter roth-weißen Fahnen, der Erstürmung Frankfurts am 2. December 1792, war W. nicht zugegen. Mehr pecuniärer Vortheil als ihm im Bunde mit den deutschen Mächten zu theil geworden war, winkte ihm im nächsten Jahre, als sich Gelegenheit zu einem neuen Subsidienvertrage mit England bot.

Der Vertrag wurde am 10. April 1793 für drei Jahre abgeschlossen. Für den Reiter erhielt er 80, für den Infanteristen 30 Kronen Handgeld; außerdem empfing er jährlich 225000 Kronen. Dafür stellte er 8000 Mann, zu denen später laut Vertrag vom 23. August 1793 weitere 4000 unter denselben Bedingungen traten, um in den Niederlanden gegen die Sansculotten verwandt zu werden. Während sich im Schoße der badischen Regierung bereits Widerspruch gegen diese „berüchtigten Truppenverkäufe" regte, machte sich W. nicht das geringste Gewissen daraus; diesmal stand die Verwendung der tapferen Hessen wenigstens noch in einem losen Zusammenhange mit dem Schutze des Vaterlandes. Dem daheimgebliebenen Landgrafen bot sich unterdes eine andere Gelegenheit, unter der Maske des Patriotismus für seine Großmachtstellung zu arbeiten. Wieder war es Baden, das ihn in patriotische Bahnen lenkte, besonders der badische Minister v. Edelsheim zusammen mit dem nassau-weilburgischen Geheimrath v. Botzheim, die zum Schutze gegen die französische Gefahr die Bildung eines Fürstenvereins anregten. Dabei tauchte der Gedanke an ein Bundesheer und eine Reichsanleihe von 30 Millionen, sowie an systematische Flugschriftenverbreitung zur Bekämpfung der jakobinischen Lehren auf. In diesem Sinne fanden im September und October 1794 Conferenzen zu Wilhelmsbad bei Hanau statt. Der Preuße Hardenberg, der das Werden dieser großen Dinge aus der Nähe beobachtete, erkannte gleich, daß der Fürstenverein nicht lebensfähig sein würde. Für W. war es condicio sine qua non, daß ihm der Oberbefehl über die Bundesarmee übertragen werde, sowie daß man ihm die Kur zugestehe. Als jedoch Preußen, nachdem seine Pläne wegen Verpflegung seiner Truppen durch die bedrohten Reichskreise, insbesondere auch infolge der lauen Unterstützung Wilhelm's gescheitert waren, seinen Baseler Sonderfrieden abgeschlossen hatte (5. April 1795), sah sich W. in eine gewisse Zwangslage gesetzt unter Vermittlung des befreundeten Preußens dessen Beispiel zu folgen und ebenfalls zu Basel mit Frankreich Frieden zu schließen (28. August 1795). Damit war der Wilhelmsbader Fürstenverein, der überhaupt nicht viel Anklang gefunden hatte, in sich zusammengefallen. Infolge des Friedens kamen Hessens linksrheinische Besitzungen an Frankreich. Dafür trat Hessen in ein näheres Verhältniß zu Preußen und erhielt die Aussicht auf reichlichste Entschädigung beim allgemeinen Frieden. Der enge Freundschaftsbund mit Preußen fand seinen Ausdruck u. a. darin, daß Wilhelm's einziger Sohn sich mit der Tochter König Friedrich Wilhelm's II. von Preußen verheirathete und W. selbst in demselben Jahre zum preußischen Feldmarschall ernannt wurde. Am 13. Juli 1797 schloß er mit Preußen die Pyrmonter Convention, in der sich Preußen verpflichtete, ihm die Kurwürde zu verschaffen und nähere Vereinbarungen getroffen wurden über die Entschädigungsobjecte, welche beide Staaten im Reichsfrieden mit Frankreich beanspruchen wollten (Hessen sollte Paderborn erhalten). Um die Kur zu erlangen, war W. jedes Mittel recht, und so schickte er im December 1797 seinen Gesandten Waitz v. Eschen nach Paris, um mit Talleyrand deswegen zu verhandeln, ein Verfahren, das Preußen auf das schärfste zu tadeln sich veranlaßt sah. Seitdem kannte man in Frankreich Wilhelm's Ehrgeiz, den für sich auszubeuten man nicht unterließ. Ende 1798 bot man ihm an, unter französischem Schutze sich an die Spitze eines süddeutschen Fürstenbundes zu stellen. W. scheint jedoch zu hohe Forderungen gestellt zu haben, denn Talleyrand ließ den Gedanken bald fallen, mißmuthig über „die Beschränktheit und den Geiz" Wilhelm's (Schreiben an den französischen Geschäftsträger in München 17. III. 1799 und an Sieyès 19. III. 1799). Trotz der Erkältung in den Beziehungen zu Frankreich ließ es sich W. aber nicht verdrießen, nach dem Lüneviller Frieden alles zu thun, um bei Gelegenheit der allgemeinen Auseinandersetzung möglichst viel herauszuschlagen.

Es hieß, daß er die Summe von zwei Millionen bereit hielt pour l'employer dès que la pomme serait assez mûre. Wirklich wurde ihm in der Pariser Convention vom 3. Juni 1802 die Kurwürde zugestanden und im Reichsdeputationshauptschluß (25. Februar 1803) fielen ihm die in seinem Gebiete liegenden ehemaligen mainzischen Aemter als Entschädigung für die Niedergrafschaft zu, 5 für 3/4 Quadratmeilen. W. war damit nicht zufrieden, besonders da der Darmstädter Vetter verhältnißmäßig mehr eingeheimst hatte. Die Proclamation der Kurwürde seitens des Reiches konnte W. nicht abwarten, sondern nahm sie am 15. Mai 1803 selbständig an unter Feierlichkeiten, bei denen ein geradezu unerhörter Pomp entfaltet wurde. Der Freudentaumel, in dem sich in jenen Tagen sein ganzes Ländchen befand, war großentheils wirklich echt. Unter den obwaltenden Verhältnissen war die Kurwürde inzwischen eine leere Formel geworden. Drei Jahre später sollte sie überhaupt ein Nonsens werden. W. jedoch hielt krampfhaft an dem langersehnten Titel wie an einem unschätzbaren Gute fest. Weiter konnte nichtiger Formelkram nicht getrieben werden. Bei der Gesinnung Wilhelm's war es begreiflich, wenn er einer Begegnung mit dem Emporkömmling Napoleon gern aus dem Wege ging, und als sie sich im September 1804 in Mainz verwirklichen sollte, war es ihm jedenfalls höchst willkommen, daß ihn ein Podagraanfall in Kassel fesselte. Das französische Ansinnen einer Anleihe von vier Millionen Thlr. zur Schonung Hannovers und zum Unterhalt der Franzosen daselbst lehnte W. in der schroffsten Form ab, unter fortgesetzter Beobachtung der strengsten Neutralität, ein Verhalten, das vom hessischen Standpunkte noch unglücklicher war als vom preußischen. Das Anerbieten Napoleon's, mit Frankreich eine Allianz abzuschließen, lehnte er am 24. Juni 1806 zur Zufriedenheit Preußens ab. Doch folgte er nicht dem Rathe Waitz v. Eschen's, sich mit Preußen und Sachsen zu verbinden. Auch der Rheinbundacte beizutreten nahm er nach längerem Schwanken Abstand, hauptsächlich weil Napoleon ihm nicht das Land der Darmstädter Vettern schenken wollte. Damals ließ Napoleon zum ersten Male zornige Worte gegen diesen „falschen Geizhals" fallen. W. suchte jetzt seinen Vortheil bei Preußen in der Verfolgung des Planes eines norddeutschen Bundes, der ihm großen Länderzuwachs bringen sollte. Als er aber merkte, daß Friedrich Wilhelm III. nur in geringem Maaße zu Mediatisirungen geneigt war, ließ sein Eifer sehr bald nach und auch dies Project fiel unter den Tisch. Vielleicht hätte man ihn durch eine reichliche Geldbewilligung gewinnen können. Beim Herannahen der Entscheidung schwankte der arme Kurfürst in der fürchterlichsten Unentschiedenheit, ob er sich dem geliebten Preußen oder dem gefürchteten Napoleon anschließen sollte, doch blieb er neutral und Blücher mußte mit seiner Division aus Hessen umkehren. Er hat durch dies Verhalten die ganze militärische Lage Preußens auf das schwerste geschädigt. Noch zwei Tage nach Jena machte der geängstete Mann mobil und gab damit Napoleon den Vorwand, ihn zu entthronen und Kurhessen von der Landkarte zu streichen, um es nicht als Feind im Rücken zu haben. Vor den von Süden und Norden einrückenden französischen Truppen floh W. am 1. November 1806 mitsammt den werthvollsten Kunstschätzen seiner herrlichen Kasseler Galerie nach Schleswig, wo er ansehnliche Besitzungen hatte. Viele seiner Kostbarkeiten geriethen, weil man aus Geiz die Rettung nicht in der nöthigen Weise beschleunigte, in feindliche Hände. Seine Gelder rettete W. mit Hülfe seines Cabinetsraths F. U. Kopp, seines Freundes Rothschild und durch die Entschlossenheit des Hauptmanns Mensing.

In Schleswig begriff W. selbst, daß er das Talent gehabt hatte, es auf allen Seiten zu verderben. Von Schloß Luisenlund richtete er jetzt demüthige Schreiben an Napoleon, jedoch ohne Erfolg. Natürlich hatte Mayer Amschel's

Anerbieten (Schreiben an W. 15. XII. 1806) ihm vermöge seiner Beziehungen zum Fürstprimas Dalberg und zu den napoleonischen Generalen und Ministern zu helfen, ebensowenig praktischen Nutzen. W. schämte sich nicht, im Heimathlande seiner Gemahlin mit der Schlotheim zu leben. Wol nur einem sanften Drucke der empörten dänischen Verwandten nachgebend, verließ er Schleswig bald. Im treuen Hessenlande aber begann es sich währenddessen allenthalben für ihn zu regen. Der bekannteste der verschiedenen Aufstandsversuche ist der des Obersten Dörnberg im Frühjahr 1809. Alle Erhebungen brachen zu früh aus und wurden mehr oder minder blutig im Keime erstickt. Ergreifend war der Ausgang des letzten vom Professor Sternberg und dem alten Obersten Emmerich im Juni 1809 zu Marburg unternommenen Versuches der Erhebung für den angestammten Landesherrn. Während der westfälischen Herrschaft starb eine beträchtliche Anzahl treuer Männer den Tod durch Hinrichtung, vielfach mit dem Rufe: „Es lebe der Kurfürst" auf den sterbenden Lippen. Mancher litt für W. Gefängnißqualen, viele entkamen den Häschern Jerome's nur mit genauer Noth und unter den größten Strapazen. Dem geretteten Dörnberg bot W. 200 Thlr. als Lohn für sein heroisches Unternehmen an, die natürlich mit Entrüstung abgelehnt wurden. W. hatte von Anfang an Dörnberg's Versuch für aussichtslos gehalten und ihn nicht dazu ermuntert. Unter diesem Gesichtspunkt, ausnahmsweise nicht unter dem des Geizes, ist es zu verstehen, wenn er ihm eine Anweisung auf 30000 Thlr. als Beihülfe ausgestellt hatte, „zahlbar für den Fall, daß das Unternehmen gelänge". Sein schließliches Verhalten gegen Dörnberg trug aber denn doch dazu bei, ihm noch mehr die Gunst auch bei solchen zu verscherzen, auf deren Wohlwollen er noch am meisten rechnen durfte, so bei Preußen, das bereits Wilhelm's Haltung 1806 begreiflicherweise tief verstimmt hatte und dem der Kurfürst noch mehr Anlaß zur Unzufriedenheit dadurch gegeben hatte, daß er der befreundeten Macht in ihrer Geldnoth nicht mit seinen reichen Mitteln durch Ermöglichung einer auf die preußischen Domänen zu fundirenden Anleihe zu Hülfe kam. Auch Unterhandlungen des Gouverneurs von Schlesien, Graf Götzen, wegen einer Anleihe zur Organisirung einer Erhebung dieser Provinz scheiterten (1808) an dem Geiz Wilhelm's. König Friedrich Wilhelm dagegen hatte sich sowohl bei den Tilsiter Verhandlungen als auch noch im J. 1808 beim Zaren Alexander kräftig für den Kurfürsten verwendet, freilich ohne viel erreichen zu können. Im April 1807 hatte W. sich in Husum bereit erklärt, Geld zum Unterhalt eines stattlichen Befreiungscorps herzugeben, auch schon einen General zum Führer der Truppe bestimmt. Doch scheiterten die damaligen Projecte an den in London, von wo aus die Sache betrieben wurde, sich erhebenden Schwierigkeiten. Die Hände im Spiel hat W. auch bei den Werbungen zum Marburger Aufstande im Juni 1809 gehabt. Er wollte dadurch seinen militärischen Operationen von Böhmen her vorarbeiten. Am 20. März 1809 hatte er nämlich mit Erzherzog Karl zu Prag, wo er seit Juli 1808 weilte, eine Militärconvention abgeschlossen, durch welche sich der österreichische Kaiser verpflichtete, seine Operationen so einzurichten, daß Hessen sobald als möglich vom Feinde befreit würde, während W. selbst 10—12000 Mann aufzustellen versprach. W. suchte dabei durch österreichische Vermittlung englische Subsidien zu bekommen, „da seine eigenen Mittel beschränkter wären als man glaube". Sein Unternehmen von Böhmen aus mußte schon deswegen auf das kläglichste scheitern, weil er selbst damals, wo es sich um die Wiedererlangung des Thrones handelte, in der schmutzigsten Weise mit den Geldmitteln kargte. Außerdem bewies er nicht die geringste Initiative und blieb den geworbenen Truppen, die niemals die beabsichtigte Zahl erreichten, möglichst lange fern. Erst nach der Schlacht bei Aspern wagte er es, Prag zu

verlassen, um indes bei der Aussichtslosigkeit der Sache bald wieder dahin zurückzukehren und dort im tiefsten Stillleben bis zum Jahre 1813 zu verharren, während unterdessen in seinem treuen Kassel Jerome sein lockeres Regiment führte, dem W. durch das von ihm begünstigte Maitressenwesen schon einigermaßen vorgearbeitet hatte. Gewissen Ideen, mit Hülfe auch des „unfähigen, kleinlichen, habsüchtigen Greises“, wie W. mehr wie einmal von Stein genannt wurde, die Deutschen der Rheinbundstaaten zu befreien, ihn vielleicht sogar an die Spitze des deutschen Centralverwaltungsraths zu stellen, widersetzte sich der Freiherr v. Stein mit allem Nachdrucke. W. fand dafür in Hans v. Gagern, der sich schon einmal bei Gelegenheit der Wilhelmsbader Conferenzen für ihn erwärmt hatte, nach 1813 aber auch ganz von ihm abfiel, einen willfährigen Förderer seiner Interessen. Seit der Prager Zeit hatte Stein den Kurfürsten so recht kennen gelernt. Besonders empört war er über die Behandlung Dörnberg's. Noch später, als ihm W. am 28. Februar 1814 durch den Minister Schmerfeld in berechneter Speculation die Wahl hessischer Lehen freistellte, schlug Stein diese Ehrung aus, indem er mit feinem Spott lieber Dörnberg zu berücksichtigen bat, der „so vieles aufgeopfert, gewagt und gelitten hätte für seinen angestammten Fürsten“. Die Schlacht bei Leipzig machte Jerome's Herrlichkeit ein Ende und am 21. November 1813 konnte W., jetzt siebzigjährig, mit Gemahlin seinen Einzug in der Residenz halten, wo ihn sein treues Volk überschwänglich begrüßte. Die Bürger spannten seine Pferde aus und zogen selbst den Wagen im Triumph durch die Straßen Kassels. Die Bevölkerung hing mit einer geradezu an Fanatismus grenzenden Liebe an ihrem Fürstenhause. Ein alter Bauer von der Schwalm rief damals, wie Dahlmann erzählt hat, auf die fragwürdigen Eigenschaften dieses Herrschers aufmerksam gemacht: „Und wenn er auch ein alter Esel ist, wir wollen ihn doch wieder haben.“ Durch Vertrag zu Frankfurt vom 2. December 1813 gelangte W. aus freier Gnade der Verbündeten wieder in den unverkürzten Besitz seiner Staaten, unter der Verpflichtung, 12 000 Mann Linientruppen und 12 000 Mann Landwehr zum weiteren Kampfe gegen Napoleon zu stellen, sowie die seit 1798 nicht mehr versammelten Landstände wieder einzuberufen. In geschmackloser Nachahmung der Stiftung des „Eisernen Kreuzes“ durch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen stiftete er für seine Katten den Orden vom „Eisernen Helm“. Nach dem ersten Pariser Frieden beurlaubte er aus Sparsamkeit vertragswidrigerweise den größten Theil seiner Truppen, so daß durch Preußen und Sachsen die Execution über sein Land verhängt wurde. Ganz und gar nicht war er damit einverstanden, daß die deutsche Kaiserwürde nicht wieder hergestellt wurde, weil sein Kurhut dadurch ein Anachronismus wurde. Doch bequemte er sich am Ende dazu, mit den andern Mächten zusammen die Bundesacte zu unterzeichnen (9. Juni 1815).

Stark war die Ernüchterung, die sich des biederen Hessenvolkes nach Herstellung des Friedens bemächtigen sollte. An W. waren die verflossenen sieben Jahre spurlos vorübergegangen. Er betrachtete die westfälische Zeit nicht als gewesen und sprach allenfalls nur von „seinem Verwalter Jerome“. Er befahl, daß Officiere und Beamte sämmtlich mit dem Range, den sie schon 1806 bekleidet hatten, wieder eintreten sollten, ohne Rücksicht darauf, ob sie inzwischen auf Grund ihrer anderweitig erprobten Tüchtigkeit von Hauptleuten zu Generalen, von Accessisten zu Geheimräthen befördert worden waren, oder er ließ sie gänzlich ohne Anstellung (Beispiele der General Ochs und Jakob Grimm). Die Truppen mußten wieder die sonst überall längst gefallenen gepuderten Zöpfe anlegen, wie W. dies auch schon zur allgemeinen Heiterkeit 1809 bei seinen Truppen in Böhmen angeordnet hatte. Die Volljährigkeit, die in der westfälischen Zeit mit dem 21. Jahre für erreicht betrachtet wurde, wurde wieder

auf das 25. Lebensjahr gestellt. Noch schlimmer war, daß W. die unter Jerome's Herrschaft vollzogenen Domänenverkäufe für null und nichtig erklärte, was eine unglaubliche Rechtsverwirrung hervorrief. Wenn dem wenigstens entsprochen hätte, daß W. die neuen Erwerbungen Jerome's an Domanialbesitz herausgab. Aber daran dachte der schlaue Kurfürst nicht. Die westfälische Staatsschuld wurde für nichtig erklärt. Die althessische Schuld aber erkannte W. nicht in vollem Umfange, sondern nur zu einem Drittel an, in seltsamem Gegensatze zu der Gewissenhaftigkeit des Königs von Preußen, der nicht nur die volle alte Schuld anerkannte, sondern den Gläubigern auch noch die Zinsen nachzahlen ließ. Ebensowenig stellte W. die Patrimonialgerichte wieder her, weil er seiner Ritterschaft mißtraute. Ferner schmälerte W. die Gehälter seiner Beamten in der unerhörtesten Weise. Es gab Generale mit Rittmeistersgehalt. Der preußische Bundestagsgesandte, der die Dinge noch in mildem Lichte betrachtete, berichtete nach Hause, daß W. monatlich 36 000 Thlr. an Gehältern spare. Die zahlreichen Verabschiedeten, Witwen und Waisen verfielen einem geradezu elenden Loose. W. betrog die verdientesten Officiere um ihre Pension, so den Oheim des Präsidenten Motz, einen im Dienste ergrauten General. Das Heer wurde bald auf 1500 Mann vermindert (das Bataillon auf 80 Mann), während das Land die Steuern für 20 000 aufbringen mußte. Die Pferde der Artillerie wurden aus Sparsamkeitsrücksichten zu den großen Bauten verwendet. Sogar an dem Vermögen der aufgehobenen Universität Rinteln vergriff W. sich. Dagegen war er bereit, gegen Zahlung von 100 000 Thlr. der von ihm schon oft geförderten Judenschaft einige durch den Code Napoleon gewährte Rechte zu bestätigen. So lohnte W. seinen Unterthanen ihre Treue. Die gute alte Zeit, die jetzt wieder auflebte, erschien den Hessen so in einem etwas sonderbaren Lichte. Selbst den Altmeister Goethe, der sich sonst nicht viel um die kleineren Zeitbegebenheiten kümmerte, machte diese beispiellose Gaunerei eines Fürsten stutzig. Sie entlockte ihm die bitteren Verse: „Der alte reiche Fürst blieb doch vom Zeitgeist weit, sehr weit! Wer sich aufs Geld versteht, versteht sich auf die Zeit, sehr auf die Zeit!“ Jedoch heischte die vorwärtsdrängende Zeit ihr Recht. W. mußte sein Versprechen einlösen und den Landtag einberufen. Am 27. December 1814 hatte er eine Verordnung wegen der Neueinrichtung desselben erlassen und war deswegen von E. M. Arndt laut gepriesen worden. Im März 1815 traten die Landstände zusammen. Außer Prälaten, Rittern und Städten waren zum ersten Mal auch die Bauern vertreten, ein Zugeständniß, das den „Nestor der deutschen Fürsten“ mit dem Nimbus der Volksthümlichkeit umgab, das sich aber nur aus seinem Mißtrauen gegen seine Ritterschaft erklärt. Das erste was W. that war, daß er den „Status“, eine Forderung von vier Millionen vorlegte als Entschädigung für angeblich ausgelegte Summen. Die Maßlosigkeit dieser Forderung war so offenbar, daß der Landtag energischen Widerspruch dagegen erhob und allmählich die Herabsetzung der Summe auf ein Zehntel durchsetzte. Zugleich verlangten die Stände eine Abrechnung über die Lage des Staatshaushalts und der Kriegskasse. Dazu vermochte den Kurfürsten aber keine Macht der Erde zu bewegen. So bekam das Land nicht einmal zu wissen, wie groß der Schatz war, den der Landesvater mit dem Blute seiner Hessen aufgespeichert hatte. Im Februar 1816 legte W. die versprochene Verfassung vor, weigerte sich aber, sie, wie es nur billig war, unter die Bürgschaft von zwei deutschen Mächten zu stellen. Ein abermaliger Verständigungsversuch seitens der Landesvertretung wegen des Staatsvermögens blieb ebenso vergeblich wie der erste. Wilhelm's Commissar, Johannes Hassenpflug, trieb die Dinge zum Bruch. Die Stände wurden, ohne daß das Verfassungswerk zu stande gekommen war, nach Hause geschickt. Zwei Officiere,

die eine Besserung der pecuniären Lage ihrer Kameraden zu vermitteln gesucht hatten, wurden augenblicklich cassirt und auf den Spangenberg geschickt. Nur als das gesammte Officiercorps infolgedessen den Abschied zu nehmen gesonnen war, hielt W. es für gerathen einzulenken und die Verurtheilten zu begnadigen. Aehnlich wie im Heere entfremdeten sich ihm überall im Lande die Herzen, so auch bei den Bauern. Die Bauern an der Diemel erklärten: „Wir hätten gar nicht gesprochen, wenn's zu tragen wäre, aber es ist zu arg und es thut uns leid, daß unser guter Landesfürst bei den Leuten im Lande an Liebe verliert, weil er bösen Rathgebern das Haus nicht verbietet. Darum bitten wir unsere Deputirten, daß sie frei die Wahrheit sagen und nicht hinter dem Berge halten." Das neu erworbene Großherzogthum Fulda erfuhr auch bald die Wohlthaten des neuen Regiments, indem W. auch dort die Gehälter der Beamten herabsetzte. Die Karlsbader Beschlüsse (1819) waren ganz nach seinem Herzen. Für den Fall, daß jemand sich in seinen „Staaten" an der burschenschaftlichen Bewegung betheiligen sollte, erklärte er ihn des Namens eines Hessen für unwürdig. In der Frage des Zollvereins nahm er aus Souveränetätsdünkel eine durchaus oppositionelle Haltung gegen Preußen ein und lähmte dadurch nicht nur das Werk der nationalen Einigung, sondern fügte hierdurch dem eigenen Lande den größten Schaden zu. Eine der wenigen anerkennenswerthen Maßregeln war die Grundlegung zu einem brauchbaren Strafgesetzbuch für Hessen (1817). Auffällig war die Begünstigung, die er dem Freimaurerorden angedeihen ließ. Der Großmachtskitzel lebte in dem alten „Siebenschläfer", wie man ihn allgemein nannte, ungeschwächt fort. Am 3. Mai 1815 nahm er den Titel königliche Hoheit an. Er träumte davon, sich zu einem „Könige der Katten" zu machen. Am 27. Juni 1820 ließ er den Grund zu der im Stile eines mächtigen Kaiserschlosses geplanten Kattenburg legen, die niemals vollendet werden sollte. Denn am 27. Februar 1821 überraschte den 77jährigen Mann der Tod und sein Nachfolger war vernünftig genug, den excentrischen Bauplan Wilhelm's nicht auszuführen. Auf der Löwenburg, einem andern abenteuerlichen Bauwerke des Kurfürsten, wurde er feierlich beigesetzt.

Das Bild des ersten hessischen Kurfürsten ist überaus unerfreulich. Einige gute Eigenschaften werden von den abstoßenden Zügen seines Wesens in den Schatten gestellt. Anfänglich sich zeigende Gaben sind in den entscheidenden Jahren in nichts zerflogen. Schlimmer hat wol selten ein Fürst mit dem Capital an Ansehen und Liebe gewirthschaftet, das seine Vorfahren seinem Hause in Jahrhunderten gesammelt hatten, als W. Es zeigte sich an ihm wieder, daß die von außen herangebrachte Erziehung, und mag sie noch so trefflich sein, wenig gegenüber den Naturanlagen vermag. Zugleich aber hat sich auch an W. die alte Wahrheit bestätigt, daß die Schrankenlosigkeit des absoluten Herrschers diesem selbst nur zu leicht verderblich wird. Fast alle die üblen Eigenschaften, die deutschen Fürsten in der Geschichte zur Unehre gereicht haben, finden sich in diesem hessischen Tyrannen vereinigt.

Erich Meyer, Zur Jugendgeschichte Wilhelm's I., Kurfürsten von Hessen, in der Zeitschrift für hess. Geschichte und Landeskunde. N. F. 18. — Erich Meyer, Maria, Landgräfin von Hessen. Gotha 1894. — Chr. Rommel, Kurfürst Wilhelm I. von Hessen. Cassel 1822. — Chr. Rommel, Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit in Bülau's geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen, Bd. 5., 2. Aufl. Leipzig 1863. — (F. Cramer,) Zeitgenossen. Neue Reihe X. Leipzig 1822. — F. Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. 2. Aufl. Berlin 1874. — (G. W. Beck) Ueber Wilhelm IX., Landgrafen zu Hessen, und dessen sechs erste Regierungsjahre. 1792. — Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. — Ranke, Hardenberg's Denkwürdigkeiten. — R. v. Ditfurth, Die Hessen

in den Feldzügen von 1793, 1794 und 1795. Cassel 1839. — M. v. Ditfurth, Die Hessen in den Feldzügen in der Champagne, am Maine und Rheine 1792, 1793 und 1794. — R. Waitz v. Eschen, Die Verhandlungen, welche der Errichtung der hessischen Kurwürde vorausgingen. Kassel 1880. — Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Cassels 1791—1806. Marburg 1877. — Erdmannsdörffer u. Obser, Politische Korrespondenz Karl Friedrich's von Baden 1783—1806. Bd. 1—4. Heidelberg 1888—1896. — P. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807. I u. II. Leipzig 1881, 1887. — P. Hassel, Geschichte der preußischen Politik 1807 u. 1808. Leipzig 1881. — G. H. Pertz, Leben Stein's. I—V. — Goecke-Ilgen, Königreich Westfalen. Düsseldorf 1888. — Varges, Der Marburger Aufstand von 1809 in der Tägl. Rundschau, Unterhaltungsbeilage 1889, 3. u. 5. November. — Treitschke, Deutsche Geschichte, I u. III. — Wippermann, Kurhessen seit dem Freiheitskriege. Cassel 1850. — C. v. Stamford, Geschichte von Hessen. Cassel 1886. — H. Brunner, General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Kassel. Kassel 1897. — A. Stern, Gesch. Europa's s. d. Vertr. v. 1815. 1. Bd. Berlin 1894. — A. D. Biographie Bd. 42 S. 159 f.

Eine die Persönlichkeit dieses kleindeutschen Sultans völlig erläuternde und erschöpfend behandelnde Arbeit fehlt noch durchaus. Abgesehen von dem unerquicklichen persönlichen Material würde sie doch auch schätzenswerthe Beiträge zur Beurtheilung kleinstaatlicher Politik liefern können. Die Verwaltungspolitik des Kurfürsten ist noch gar nicht erforscht und sie ist sicherlich ein Hauptschlüssel zum Verständniß seiner anfänglichen Beliebtheit in Hessen.

H. v. Petersdorff.

Wilhelm II., Kurfürst von Hessen, wurde am 28. Juli 1777 zu Hanau geboren. Sein Vater, der damalige Landgraf Wilhelm IX., ließ ihm eine vorwiegend militärische Erziehung geben. Doch studirte er auch, noch im Knabenalter, in Leipzig und Marburg. Später unternahm er größere Reisen. Am 13. Februar 1797 verheirathete er sich mit der am 1. Mai 1780 geborenen Prinzessin Auguste von Preußen, einer Schwester König Friedrich Wilhelm's III. Als sein Vater (1. Nov. 1806) durch Napoleon aus Hessen vertrieben wurde, begleitete er ihn auf seinen Irrfahrten nach Gottorp, Rendsburg, Itzehoe und Prag. Dort gewann er Fühlung mit dem Freiherrn vom Stein und suchte dessen Hülfe bei den Plänen zur Wiedererlangung des Stammlandes zu gewinnen, was ihm jedoch mißlang. Von Prag ging er (1809) für längere Zeit nach Berlin, wo er in die Netze der dort 1791 als Tochter eines Gewerbetreibenden geborenen Emilie Ortlöpp gerieth. Im Feldzuge von 1813 war er im Heere der Verbündeten für die Befreiung Hessens thätig. Er schloß sich dem Yorck'schen Corps an. Führte er doch seit dem 24. November 1804 den Titel eines preußischen Generallieutenants von der Armee und hatte er doch auch in der kritischen Zeit von 1806 seine preußenfreundliche Gesinnung bethätigt, indem er seinen Vater zu bestimmen suchte, sich Preußen anzuschließen. Doch scheint er im Yorck'schen Hauptquartier eine klägliche Rolle gespielt zu haben. Das lehrt folgender Zug. Als er am 8. October ein kleines Fest gab, äußerte er die Hoffnung, daß er nun bald das Land seiner Ahnen wiedersehen würde, konnte jedoch selbst nicht einen leisen Zweifel unterdrücken, ob man ihm sein Gebiet wiedergeben würde. Schlagfertig bemerkte ihm der ebenso tüchtige wie witzige und elegante General Hünerbein: Wenn es nach seinem Willen ginge, bekäme er nicht soviel zurück als er Schmutz unter seinen Nägeln hätte. Als W. verstimmt zu Yorck aufsah, versetzte auch dieser ironisch: Er würde es allerdings nicht so grob gesagt haben. Am 30. October zog W. in Kassel ein und erließ sofort einen Aufruf zur Theilnahme an Deutschlands endgültiger Befreiung, der mit den Worten begann: „Hessen, mit eurem Namen nenne ich euch wieder!“ Bei der Ausrüstung des

hessischen Contingents für den Feldzug von 1814 erwarb er sich Verdienste, aber wenig Ruhm bei der ihm zufallenden Festungsblokade (Metz und Luxemburg), sodaß man ihn im Feldzuge von 1815 nicht wieder verwandte. Seine mittlerweile auf 300 000 Thlr. angewachsene Schuldenlast mußten die Stände zu verzinsen sich verpflichten (28. Juni 1815). Sein Verhältniß zu der Ortlöpp wurde zur Bekümmerniß seiner schon von Natur ängstlich scheuen Gemahlin immer ärgerlicher und als W. am 27. Februar 1821 die Regierung antrat, da zog auch seine Favoritin sofort in das Residenzschloß ein. Sie wurde zur Gräfin Reichenbach erhoben und hat in den zehn Jahren der alleinigen Regierung Wilhelm's den entscheidendsten Einfluß auf den Gang der Dinge in Hessen gehabt. Der sich weder durch Bildung, noch Willenskraft, noch Klugheit auszeichnende W. wurde von dem dämonischen Weibe vollkommen gelenkt. Seine geistige Verfassung, insbesondere sein Jähzorn ließen ihn in einem derartigen Lichte erscheinen, daß ihn Stein bereits 1822 als halb wahnsinnig bezeichnen konnte. Die edle Kurfürstin war den rohesten Verfolgungen ausgesetzt und wurde dadurch der Gegenstand allgemeiner Theilnahme. Der Kurprinz war überhaupt seines Lebens vor den väterlichen Mißhandlungen nicht sicher. Die brutale Willkür Wilhelm's zeigte sich auch bei der gewaltsamen Entführung seiner alten geisteskranken Schwester, der Herzogin Marie Friederike von Anhalt-Bernburg, aus Bonn (Ende 1822), wenn er auch damals im preußischen Sinne zu handeln glaubte. Jener eine grobe Verletzung des preußischen Gebiets in sich schließende Gewaltact führte zu einem zeitweiligen Abbruch der diplomatischen Beziehungen durch Preußen, bis W. seine Beamten völlig desavouirte und auch sonst einlenkende Schritte that.

Die ganze Regierungszeit Wilhelm's ist von der großen Familientragödie erfüllt und die meisten Regierungshandlungen des indolenten Fürsten stehen im Zusammenhange damit. Der Verdacht am 31. Jan. 1822 einen Giftmordversuch auf den 1802 geborenen Kurprinzen Friedrich Wilhelm gemacht zu haben, wird immer auf dem Kreise der Reichenbach lasten bleiben, der außer dem Kurfürsten und seiner Maitresse hauptsächlich durch den Cabinetsrath Rivalier (später v. Meysenbug genannt), den Finanzrath Deines und den Bruder der Reichenbach, Ferdinand Ortlöpp, später Heyer v. Rosenfeld geheißen, gebildet wurde. Als W. im Juni 1823 plötzlich den Hauptmann Radowitz und drei andere Officiere, die zur Umgebung des Kurprinzen gehörten, in kleine Garnisonen verwiesen hatte, erhielt er mehrere Drohbriefe, in denen von einer Verschwörung gegen sein Leben die Rede war, die aber schwerlich etwas anderes als einen groben Unfug bedeuteten, dessen Endziel darauf ging, auf W. einen Druck auszuüben und die Entfernung der Reichenbach herbeizuführen. Seit der Zeit fühlte sich W. jedoch seines Lebens nicht mehr sicher. Er ließ die umständlichsten Vorkehrungen zu seinem persönlichen Schutze treffen und in der chicanösesten Weise nach den Urhebern der Briefe fahnden. Zahlreiche Verhaftungen von Unschuldigen wurden vorgenommen und diese zum theil grausam behandelt, doch ließ sich nichts ermitteln. Der Polizeidirector Manger selbst wurde verhaftet und auf den Spangenberg geschickt, obwol ihm nur nachgewiesen werden konnte, daß er die Nachforschungen nicht bis zur letzten Stelle fortgesetzt habe, weil sie sich „in unnahbaren Regionen" verloren, also wol auf den Kurprinzen führten. Die fünf Jahre Festung, die Manger erhielt, verschärfte W. auf Lebenszeit. Als der Bruder der Reichenbach in ein Duell verwickelt wurde, erließ W. zur Rettung seines Günstlings ein Mandat gegen den Zweikampf, das an Strenge alles bisher Dagewesene übertraf. Im Grunde seines Wesens eine gutmüthige Natur, unterschied sich W. von seinem Vater auch dadurch, daß er zwar habsüchtig, aber nicht so geizig war. Er befand sich gewöhnlich in Geldverlegenheit, sodaß das Haus Rothschild ihm häufig

aushelfen mußte und die beim Vater eingenommene Vertrauensstellung am Hofe beibehielt. Verschwendungssucht bewies W. u. a., indem er wiederholt Regimentern eine Janitscharenmusik von Ebenholz und reinem Silber schenkte, noch mehr aber in der Ueberhäufung seiner Maitresse mit Geschenken. Er kaufte ihr u. a. die Herrschaft Lessonitz in Böhmen. Infolge der traurigen Verhältnisse zu Kassel sah sich die Kurfürstin schließlich veranlaßt, mit dem Kurprinzen lange Jahre außer Landes, nach den Niederlanden, Berlin und Bonn zu gehen. W. entzog ihnen darauf alle Unterhaltsmittel, sodaß Friedrich Wilhelm III. den übrigens nicht einfachen Haushalt seiner Schwester bestritt. Alle Bemühungen Preußens eine Einigung der kurfürstlichen Familie herbeizuführen, scheiterten. Weder der Präsident Motz, noch der General Natzmer vermochten etwas auszurichten, als sie zu diesem Zwecke nach Kassel geschickt wurden. Der ebenfalls entsandte Varnhagen v. Ense verschlimmerte die Sache sogar noch durch seine Ungeschicklichkeit.

Auf diesem Untergrunde baute sich Wilhelm's Politik auf. Getreu dem väterlichen Beispiele regierte er als unbeschränkter Selbstherrscher und erhob ohne jede ständische Bewilligung die Steuern fort. Ganz zweckmäßig war es, daß er die in keinem Verhältniß zu der Größe Kurhessens und auch nur auf dem Papier stehende Truppenzahl von 20 000 auf 7000 Mann herabsetzte. Zwar kamen die dadurch erzielten Ersparnisse dem Lande durchaus nicht im vollen Umfange zu gute. In den Anfang seiner Regierung fällt auch die wichtige, einen wesentlichen Fortschritt gegen früher bedeutende Verordnung wegen Organisation der Staatsverwaltung (29. Juni 1821). Sie war nach preußischem Muster ausgearbeitet und theilte das Land in vier Provinzen und ebensoviel Finanzkammern. Ihr Hauptvorzug war die darin enthaltene Trennung von Justiz und Verwaltung. Seiner einseitigen militärischen Neigung entsprach es, wenn W. den Officieren eine solche Stellung gab, daß es den Bürgern schwer wurde, sich ihr Recht jenen gegenüber zu verschaffen. Der Wangenheim'schen Triaspolitik schloß sich W., der mit Bewußtsein in der Großmachtspolitik seines Vaters fußte, voller Freude an. Niemand hielt so hartnäckig daran fest wie er. Schließlich mußte ihm Fürst Metternich im Herbst 1823 verständlich machen, daß Oesterreich unter diesen Umständen nicht den Güterankauf für die Reichenbach in Böhmen gestatten könne. Das wirkte. Am meisten Aufmerksamkeit in der Politik erforderte während Wilhelm's Regierung Preußens Thätigkeit für den Zollverein. W. setzte die von seinem Vater begonnene Opposition dagegen mit einer Willkür und einer Kurzsichtigkeit fort, die den beißendsten Spott der fremden Staatsmänner herausforderte. Die Gesandten am Kasseler Hofe waren seiner stets sicher, wenn sie seinem Souveränetätsstolz schmeichelten. Bald neigte er zu Oesterreich, bald zu Baiern, zu Darmstadt, zu Sachsen. Anfänglich noch Preußen zugewandt, trieb ihn der Familienconflict in einen scharfen Gegensatz zu dieser nahe verwandten Macht, woran die Reichenbach den Hauptantheil trägt, die es ohnehin eifrig mit Oesterreich hielt, weil sie von dort Vortheile erhoffen durfte. Der zu Kassel am 24. September 1828 mit Sachsen, Hannover, Nassau, Thüringen, Frankfurt und Bremen auf sechs Jahre abgeschlossene mitteldeutsche Handelsverein, nach Treitschke's Urtheil die krankhafteste und unnatürlichste Mißbildung, die dem deutschen Particularismus je gelang, war hauptsächlich dadurch zu Stande gekommen, daß W. seinem Schwager in Berlin einen Streich spielen wollte. Die Unzuträglichkeiten dieses Zollvereins führten am 27. März 1830 zum Abschluß des Eimbecker Vertrags mit Hannover, Oldenburg und Braunschweig, der Grundlage des späteren norddeutschen Steuervereins, einer gleichfalls dem allgemeinen Zollverein nur zu hinderlichen Maßregel. Die Folge dieser Schritte waren die schlimmsten Mißstände im ganzen Lande. Der Verkehr litt

entsetzlich. Nur zu oft vernahm man von Zusammenrottungen des hungernden Volks an den verschiedensten Orten. An den Grenzen kamen unaufhörlich blutige Kämpfe wegen des Schleichhandels vor. Namentlich in Hanau wurde die Bevölkerung infolge der Zollpolitik Wilhelm's schwierig. Allmählich mochte W. wol das Gefühl haben, daß ihm der Boden unter den Füßen wankte. So kam es denn urplötzlich zu einem Ausgleich der widerstrebenden Tendenzen zwischen Fürst und Volk sowie zwischen W. und seiner Familie.

Im Juli 1830 unternahm W. nämlich eine Reise nach Wien, um der Reichenbach den Reichsfürstenstand zu erwirken. Metternich hielt es für gerathen, ihm aus dem Wege zu reisen und so kehrte W. mit leeren Händen nach Karlsbad zu seiner Geliebten zurück. Was dort zwischen den beiden vorgegangen ist, hat man nie mit Bestimmtheit erfahren. Nur daß W. schwer erkrankte, ist bekannt geworden. Daß seine Herrin niemand, selbst den Arzt nicht, zu ihm ließ, spricht dafür, daß die Angabe, sie habe ihn schwer mißhandelt, wahr ist. Der Zustand des Kurfürsten beunruhigte die Bevölkerung lebhaft. Der Kurprinz eilte herbei und versöhnte sich mit dem Vater. Die Kasseler schickten eine Abordnung nach Karlsbad. Am 12. September zogen Vater und Sohn bei Todtenstille in die Residenz ein. Am 15. erschien abermals eine Abordnung der Bürger vor W. und veranlaßte ihn unter Hinweis auf die Nothlage zu der Zusammenberufung der Landstände. Diese brachten im November die Grundzüge zu einer Verständigung über das Landesvermögen zu Stande. W. erhielt außer den Schatulleinnahmen die Hälfte des von ihm angegebenen Betrages seiner Geldmassen mit einem Jahresertrage von 350 000 Thlr. als Hausschatz sowie aus den Domäneneinkünften eine Civilliste von 392 000 Thlr. angewiesen. Am 5. Januar 1831 aber wurde die langverheißene Verfassung gegeben, deren Verkündigung (8. Jan.) das Volk in einen Freudentaumel versetzte. Mitten in den Jubel hinein fiel die Rückkehr der Reichenbach, was sofort veranlaßte, daß die eben erst beruhigten Kasseler eine drohende Haltung annahmen und die Abreise der unheilvollen Person verlangten. Diese erfolgte, aber nun hielt es W. nicht mehr lange in der Hauptstadt. Ihm schien es unfaßbar, daß das Volk, dem er eben seinen Willen gethan hatte, sich nun in seine persönlichen Angelegenheiten einzumischen wagte. Im März folgte er der Geliebten auf die Schlösser bei Hanau, wo er sich so einrichtete, als wenn er nicht mehr nach Kassel zurückkehren würde. Eine Weile sahen die Kasseler das mit an. Aber auf die Dauer ging es nicht, daß die Regierung von Hanau aus geführt wurde, während der Sitz der Behörden in Kassel blieb. Außerdem begann Kassel sehr durch die Entfernung des Hofes zu leiden. Man schickte also wieder eine Abordnung an W. und suchte ihn zur Rückkehr zu bewegen. Schon zeigte er sich bereit, da traten gewisse Einflüsse dazwischen und er lehnte endgültig ab. Schließlich (15. Sept. 1831) verständigte er sich mit den Abgesandten dahin, daß sein Sohn Friedrich Wilhelm für die Zeit seiner Abwesenheit von Kassel alle Regierungsgeschäfte übernehmen und den Titel eines Mitregenten führen sollte. Er ist nie wieder nach Kassel zurückgekehrt. In Hanau, Frankfurt und Böhmen hat er noch sechzehn Jahre von seinen großen Renten gelebt. Als die Kurfürstin Auguste, die nach der Aussöhnung mit W. lange Zeit ihren Hof in Fulda aufgeschlagen hatte, am 19. Februar 1841 zu Kassel tief betrauert von der Bevölkerung gestorben war, verheirathete sich W. bald darauf (8. Juli 1841) zu Besenz in Mähren mit der Reichenbach. Doch lebte sie nur noch bis zum 12. Febr. 1843. W. verheirathete sich nun (28. Aug. 1843) zum dritten Male, und zwar mit Karoline v. Berlepsch, die zur Baronin, später zur Gräfin v. Bergen erhoben wurde. Am 20. November 1847 starb W. selbst zu Frankfurt. Er wurde zu Hanau in der Marienkirche beigesetzt. Aus der Ehe mit

der Kurfürstin Auguste hatte er drei Söhne und drei Töchter. Nur ein Sohn überlebte ihn. Die zahlreiche Descendenz der Reichenbach starb bald im Mannesstamm aus. Die Ehe mit der Berlepsch blieb kinderlos.

Persönlich noch weniger bedeutend als sein Vater ist W. auch zu einer Zeit Regent gewesen, die an Bedeutung mit der Zeit Wilhelm's I. nicht zu vergleichen ist. Seine Regierungszeit erhält ihr Gepräge durch die Dirnenherrschaft, die in der neueren Geschichte einzig in ihrer Art ist. Ein gewisser Zug des Wohlwollens, dessen Ergebniß schließlich auch die Einigung über das Landesvermögen und der Erlaß der Verfassung ist, kann in Wilhelm's Charakter nicht geleugnet werden. So ist das Bild, das man von diesem tragikomischen Despoten empfängt, nicht ganz so abstoßend als das des ersten hessischen Kurfürsten.

H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte, Band III u. IV. — C. W. Wippermann, Kurhessen seit dem Freiheitskriege, Cassel 1850. -- (Klauhold), Drei Lebensläufe in absteigender Linie von Hippel d. J., Hamburg 1860. — (H. F. Rumpf), Deutscher Regentenalmanach auf das Jahr 1825, Ilmenau, S. 350—394: Wilhelm II., Kurfürst von Hessen. — Otto Bähr, Das frühere Kurhessen, Kassel 1895. — Pertz, Stein. II—VI. — J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschall Grafen York v. Wartenburg. — Gneomar Ernst v. Natzmer, Unter den Hohenzollern, Band I, Gotha 1887. — Varnhagen, Blätter a. d. preußischen Geschichte. Bd. 5. Leipzig 1869. — W. Dorow, Erlebtes, Leipzig 1845, Theil 3, S. 283—289. — Hessenland, Jahrgang II, 1888, S. 277—280.

H. v. Petersdorff.

Wilhelm, Herzog von Geldern und Jülich, als Herzog von Geldern W. I., der Sohn des Herzogs Wilhelm IV. von Jülich und der Maria, Tochter des Herzogs Reinald II. von Geldern (s. A. D. B. XXVII, 725), wurde im J. 1371 durch die Partei der Bronkhorsten als Nachfolger seines Onkels Reinald III. anerkannt und, wenn auch erst siebenjährig, gegen die Candidaten der Heekeren, seine Tante Mechtild, die ältere Schwester seiner Mutter und deren Gatten Johann v. Blois (s. A. D. B. XIV, 215) unterstützt, indem sein Vater eine freilich ziemlich nominelle Regentschaft führte. Namentlich die Gunst des Herzogs Albrecht, des mächtigen Regenten von Holland, verschaffte seinen Anhängern die Oberhand in dem wüsten Bürgerkrieg, dem zuerst die Sühne der beiden Parteiverbindungen im J. 1376, dann der Landfriede des folgenden Jahres und zuletzt der Rücktritt des Johann v. Blois ein Ende machte. Zwar hielt dessen Gemahlin noch im Kampfe aus, doch 1379 wurde W., der vor zwei Jahren volljährig geworden war, und nach einander in sämmtlichen Theilen des Landes nach seiner Belehnung durch Kaiser Karl IV. die Huldigung empfangen hatte, von den Gegnern anerkannt, wenn auch noch einige verbissene Anhänger der Heekeren'schen Partei sich bis zu Mechtild's Tode im J. 1382 widersetzten. Er hatte sich indessen mit seines Gönners Albrecht Tochter Katharina von Baiern, der Brautwittwe seines Onkels Eduard (der während des Brautstandes ermordet war) verheirathet. Die Geldersche begrüßten seine jetzt unbestrittene Herrschaft als den Anfang einer Friedenszeit. Und freilich der innere Krieg blieb ihnen erspart, aber um so mehr stürzte sich der junge Herzog in auswärtige Kämpfe. Selbst in jenem von Kampf und Krieg erfüllten Zeitraum zog die ungebändigte Kampfeslust des vor keinem Feind zurückschreckenden Jünglings (er war 1379 erst sechszehn Jahre) die Aufmerksamkeit auf sich. Und selbst Froissard, der ihn als ein Muster der Ritterlichkeit preist, kann nicht umhin seine Tollkühnheit zu rügen. Nach den ersten Jahren seiner Regierung stürzte er sich in eine endlose Reihe von Kämpfen, namentlich mit Brabant, und was sich Brabants annahm. Doch schon vorher hatte er sein Schwert gegen die Litthauer gewandt, fünf Mal hat er in Preußen einen Feldzug des deutschen

Ordens mitgemacht, unter mancherlei Abenteuern, einmal wurde er von einem pommerschen Ritter gefangen und nur durch den Einspruch des Großmeisters freigemacht. Und kaum zwei Jahre später war er auf der französischen Flotte, welche die Barbaresken zu züchtigen versuchte, zur Abwechslung moslemische Feinde statt Heiden bekämpfend. Doch wie gesagt, den Kampf mit Brabant scheint er als seine eigentliche Aufgabe angesehen zu haben, in erster Reihe wegen der Ansprüche auf das von beiden Herzogthümern umstrittene Gebiet von Grave an der Maas, in zweiter wegen seiner Verbindung mit England, wogegen Brabant eng mit Frankreich und Burgund verbunden war. Gewaltigen Ruhm erfocht er hier als er im J. 1388 mit kaum 400 Reitern und wenigen Fußgängern ein großes brabantisches Heer bei Ravenstein auseinanderjagte. Die Schmach konnte der mächtige Burgunderherzog, der Beschützer der brabantischen Herzogin Johanna, dem W. sowie dessen Neffen, dem jungen Karl VI. von Frankreich, auf englische Hülfe vertrauend den Krieg erklärt hatte, nicht leiden. Der junge König selber erschien im Spätjahre mit einem gewaltigen Heere an der Maas. Mitten durch das arme jülichsche Land ging der Zug, der absichtlich Brabant vermied um es zu schonen, und das weder die Verwahrungen noch die flehentlichen Bitten des alten jülichschen Herzogs, der sich vergeblich auf seine Neutralität berief, zu schützen vermochten. Und sein Sohn weigerte sich energisch, dessen Rath, um Frieden zu bitten, zu gehorchen. Jetzt zeigte er, daß er nicht bloß ein Ritter, sondern auch ein Kriegsmann war. Er vermied jede Feldschlacht, neckte aber den Gegner mit unaufhörlichen kleinen Angriffen und sorgte die Städte, die, wie das ganze Land, treu zu ihm hielten, stark zu befestigen und vor Belagerungen zu schützen. Fast mit Gewißheit ließ sich der Rückzug der vom Hunger furchtbar geplagten französischen Massen, welche die linksrheinischen Länder durch ihre auf Lebensmittel ausgehenden Streifzüge verheerten, voraussehen, als W. den Bitten des Kölner Erzbischofs und seines Vaters endlich nachgab und Friede schloß. Die Stadt Grave gab er dabei heraus, allein unter der Bedingung, die Herzogin von Brabant solle sie seinem Freunde, dem Herrn von Kuik abtreten, so daß er eigentlich nichts vergab. Als Sieger ging er aus dem Kampf hervor, der ihm zugleich eine persönliche Annäherung zu dem französischen Könige brachte, welche später eine politische wurde. Denn wenn er auch festhielt an seinem englischen Bündniß und nach wie vor den von jetzt an in den Niederlanden wachsenden burgundischen Einfluß bekämpfte, wenn es ja nicht angeht, ihn als einen Vorkämpfer des Deutschthums in Lothringen darzustellen, trat er später in Verbindung mit dem Herzog von Orleans, dem Gegner der Burgunder, während er in Holland seine Schwester mit dem mächtigen jungen Herrn von Arkel, dem Haupte der Kabeljau's und dem Todfeinde seines Schwagers, Wilhelm von Oostervant, verheirathete. Er war indessen 1394 durch des Vaters Tod auch Herzog in Jülich geworden und später vom König Wenzel als solcher anerkannt und brauchte seine jetzt nicht gering anzuschlagende Macht zu fortwährenden Fehden mit Nachbarn und weitabgelegenen Feinden, zur Abwechslung dann und wann auf einem Zug nach Preußen einen Streich gegen die Littauer führend, was freilich dem damals arg bedrängten Orden wenig Lust machte. Noch einmal entbrannte der Kampf mit Brabant, an dem so ziemlich alle niederrheinischen und lothringischen Fürsten und Herren theilnahmen und der nach schrecklichen Verheerungen, namentlich des brabanter und jülichschen Gebietes, durch Vermittlung seines Schwagers Johann von Baiern, des Elects von Lüttich (s. A. D. B. XIV, 231), beendet wurde (1399). Durch eine ganze Reihe von Heirathen und andere Verträge erhielt W. im nächsten Jahre den Preis, die unbestrittene Herrschaft von Grave. Eben damals hatte in England die Umwälzung stattgefunden, welche den unglücklichen Richard II. um Thron und Leben brachte. Mit seinem glücklichen Nebenbuhler,

dem Freund der Burgunder, Heinrich IV., wollte W. nichts zu schaffen haben. Er warf sich jetzt ganz in die Arme Frankreichs. 1401 schloß er den Vertrag von Corny, wobei er gegen 50 000 Goldschilden jährlich sich verpflichtete, dem König von Frankreich gegen alle Feinde, namentlich den König von England beizustehen, nur König Wenzel und das Reich sowie einige seiner Verwandten und niederrheinischen Bundesgenossen ausgenommen. Es war der Preis der Waffenhülfe, welche er dem Herzog von Orleans bei seinem Zug nach Paris zur Unterwerfung des burgundischen Einflusses geleistet hatte. Zu gleicher Zeit verband er sich mit den friesischen Feinden seines Schwiegervaters Herzog Albrecht von Holland, der je länger je mehr durch seinen Sohn in die burgundische Partei hereingezogen wurde. Doch es war ihm nicht gestattet in der je länger je ärger verwickelten Politik der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Rolle zu spielen. Eben als er am Anfang einer neuen Periode seines Lebens zu stehen schien, in welcher er sich mehr und mehr gegen Holland wandte, das damals in den Gegenden nördlich vom Rheine die burgundische Partei vertrat, und jene Opposition Gelderns gegen Burgund einzutreten anfing, welche ein Jahrhundert später der Existenz des kleinen Herzogthums ein merkwürdiges Interesse verlieh, erkrankte er und starb nach zwei Monaten erst 38 Jahre alt zu Arnheim. Seine Herzogthümer hinterließ er seinem Bruder Reinald IV. (s. A. D. B. XXVII, 728), denn seine Ehe war kinderlos geblieben, wogegen er mehrere illegitime Kinder hinterließ, die er der Sitte der Zeit nach reichlich bedachte. W. war wol eine der rastlosesten Persönlichkeiten einer rastlosen Zeit, wenn auch der Schimmer der Ritterlichkeit die Härte und Selbstsucht seines Treibens verdeckte und seine Tollkühnheit und Gewandtheit, welche ihn nie die der Fassung verlieren ließ, ihm eine Popularität verschafften, welche er auch bei der Nachwelt nicht verloren hat.

Froissard, Chroniques. — Wilhelmus de Berchem, De nobili principatu Gelriae (Ed. Sloet). — Chronicon Tielense. — J. A. Nijhoff, Gedenkwaardigheden uit de geschiedenis van Gelderland, Bd. III (namentlich Urkunden). — Ernsing, Wilhelm III. von Jülich als Herzog von Geldern. — Lindner, Geschichte des deutschen Reichs unter König Wenzel. — Leroux, Nouvelles recherches critiques sur les relations politiques de la France avec l'Allemagne. — Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche Volk, Bd. II. — Arend, Algemeene Geschiedenis des Vaderlands, Bd. II, wo die ältere, jetzt so ziemlich überflüssige geldrische Geschichts-Litteratur wie Pontanus, Historia Gelriae und Slichtenhost, Geldersche Geschiedenissen, und auch die Brabanter Quellen angeführt sind. P. L. Müller.

Wilhelm I., Graf von Holland, dritter Sohn des Grafen Florens III. (s. A. D. B. VII, 126) war nach dem Tode des Vaters, den er in Friedrich's I. Kreuzheer nach dem Orient begleitet hatte, mit seinem Bruder Dietrich VII. (s. A. D. B. V, 178) wegen der Erbschaft zerfallen und gezwungen zu den Friesen zu entweichen. Mit ihnen fiel er im Bunde mit dem Grafen von Flandern, in Holland ein, wurde aber von seiner Schwägerin, der Gräfin Adelheid, unweit Egmont aufs Haupt geschlagen. Die Verwandten erwirkten eine Aussöhnung, welche ihm den Besitz der freilich wenig bedeutenden Grafschaft Westergo zusicherte. Doch scheint die Aussöhnung kaum eine herzliche gewesen zu sein, wenigstens wurde sein von ihm befehdeter Nachbar, der Herr von Kuieder nicht allein von seinem Lehnsherrn, dem Utrechter Bischof, sondern auch von Holland unterstützt, und als W., der denselben aus seinem Besitze vertrieben hatte, den Bruder, während dessen vorübergehender Herrschaft in Utrecht auf der Burg Horst besuchte, wurde er dort festgehalten. Jedoch er entkam

und kehrte mit Hülfe des Grafen Otto von Geldern und Zütphen (s. A. D. B. XXIV, 690) in seine Grafschaft zurück. Um jene Zeit hat er dessen Tochter Adelheid geheirathet. Als Dietrich 1204 gestorben war, und die Wittwe ihre Tochter Ada, um derselben die Herrschaft zu sichern, in unziemlicher Eile mit dem Grafen Ludwig van Los verheirathete, wurde W., der nach Holland geeilt war um seine Rechte zu wahren (der zweite Bruder war Geistlicher) nicht einmal zum Begräbniß zugelassen und schimpflich ausgewiesen. Doch ein Theil des holländischen Adels und der mit der Herrschaft ihres Burggrafen, Hugo von Voorne, unzufriednen Seeländer rief ihn bald wieder ins Land. Von Zierikzee aus bekämpfte er, im Bunde mit den Aufständischen, die Gegner mit solchem Erfolg, daß der Graf van Los und die Gräfin-Wittwe sich nach Utrecht flüchteten, während Ada, in der Leidener Burg eingeschlossen, gezwungen wurde, sich zu ergeben und nach Texel, später sogar nach England geführt und erst nach langen Jahren ihrem Mann zurückgegeben wurde. Freilich wendete das Glück sich bald, als die Bischöfe von Utrecht und Lüttich, der Herzog von Limburg und die Vläminger die Vertriebenen, welche von einem Theile des Adels unterstützt wurden, ins Land zurückzuführen sich bestrebten. Holland wurde fast gänzlich von ihnen besetzt und W. gezwungen, sich zu verbergen. Doch die gegen die Fremdherrschaft sich mächtig sträubende Bevölkerung veranlaßte ihn sich wieder an ihre Spitze zu stellen. Nach langem und heftigem Kampf gelang es ihm die Gegner zu vertreiben. Vom Jahre 1205 an scheint er sich immer behauptet zu haben, wenn gleich der wirkliche Hergang der Dinge im Dunkeln bleibt. Namentlich ist es ein vom Grafen Philipp von Namur, Regenten Flanderns, gethaner Spruch aus dem Jahre 1206, welcher bei späteren Unterhandlungen immer zu Grunde gelegen hat, welcher viele Schwierigkeiten veranlaßt hat. Denn dabei wurde bei weitem der größte Theil des bestrittenen Landes dem Grafen van Los zugewiesen. W. erscheint da vollständig als dessen unterlegener Gegner. Doch steht es fest, daß weder sein Nebenbuhler noch seine Frau das Land je wieder betreten haben. Der Streit war bald enge mit dem Kampf der Staufer und Welfen verflochten. Im großen Ganzen scheint W. noch zur staufischen Partei gehalten zu haben, während auch die Gunst des Papstes Honorius weniger ihm als dem Gegner zugewendet war. Es scheint er selbst habe darum im J. 1217 das Kreuz genommen. Nach Recht wurde in diesen Kämpfen nie gefragt, doch scheint es auch den Zeitgenossen eine ziemlich unlösbare Frage gewesen zu sein, ob Holland der Tochter des Grafen anheimfallen könnte. Wie dem auch sei, gewiß ist es, daß W. sich behauptet hat und, wenn auch nicht ohne Einbuße, wie er z. B. nie den Titel eines Grafen von Seeland geführt hat, seine Herrschaft ziemlich ungeschmälert erhielt. Im J. 1214 schloß er sich, wol von den vlämischen und brabanter Nachbaren dazu veranlaßt, dem Heerzuge Kaiser Otto's an und kämpfte mit bei Bouvines. Einer Nachricht zufolge wurde er dort gefangen, was man sonst nirgends bestätigt findet. Gewiß ist es, daß er bald die Partei wechselte und sich dem Sohne Philipp August's auf seinem Zuge gegen England anschloß. Endlich 1217 stellte er sich an die Spitze der niederländischen Kreuzfahrer und segelte mit ihnen, den Friesen und den Niederrheinischen nach dem heiligen Lande. Es war der von Olivier von Köln beschriebene Zug nach Damiette. Wie bekannt überwinterte W. mit einem Theil des Kreuzheeres in Portugal und erfocht einen bedeutenden Sieg über mehrere arabische Emire. Im nächsten Jahre erschien W., der vom Papst veranlaßt war, den Zug fortzusetzen, vor Damiette und nahm an der langwierigen Belagerung Antheil. In wie weit er und seine Untergebenen dabei sich so sehr hervorgethan haben als die Legende will, wollen wir dahin gestellt lassen. Nach dem Fall der Festung meinte W. seinem Gelübde genügt zu haben und kehrte heim. Seine Frau war indessen verstorben und er verheirathete

sich 1220 mit Maria von Brabant, der Wittwe des Kaisers Otto. Drei Jahre hat er dann noch, wie es scheint in ungestörter Ruhe gelebt, dann ist er 1223 gestorben.

W. ist der erste Graf von Holland, dessen Gestalt einigermaßen deutlich hervortritt, so wie auch eben in jenen Jahren die holländischen Verhältnisse sich weniger schattenhaft gestalten. In den Kämpfen um die Nachfolge werden die meisten Adelsgeschlechter, welche im nächsten Jahrhundert im Lande hervortreten, zum ersten Male genannt, einige Namen werden freilich nie wieder vernommen. Ebenso stammen von W. auch die ersten uns überlieferten holländischen Stadtrechte, von Geertruidenberg im J. 1213, von Middelburg, zusammen mit der Gräfin Johanna von Flandern, im J. 1217, später, als er die Stadt seiner zweiten Frau verliehen hatte, von Dordrecht. Schon die Zahl der von ihm stammenden Urkunden beweist, daß wir mit seiner Regierung den geschichtlichen Boden erreicht haben. Dazu läßt sich auch sein Antheil an den großen Ereignissen der Zeit viel besser ersehen als der seiner Vorfahren. Doch ist uns manches undeutlich und der Versuch Brill's im dritten Bande seiner Voorlezingen over de geschiedenis der Niederlanden seine Thätigkeit und seinen Charakter historisch zu begründen kann als völlig gescheitert angesehen werden.

Vgl. weiter: Chronicon Egmondanum bei Kluit, Historia critica comitatus Hollandiae, der auch mehrere Excurse diesen Ereignissen gewidmet und darin Ordnung gebracht hat; Narratio de Groninga, die bekannten Chroniken von Beka, Melis Stoke, Emo und Menco; Olivarius de Colonia; v. d. Bergh's Oorkondenboek u. s. w. — Von Litteratur nenne ich zuerst Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche volk, Bd. I, dann Arends, Compilation Bd. II, 1, Wagenaar, Wenzelburger, Bilderdijk u. s. w. und namentlich auch Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. P. L. Müller.

Wilhelm (als Graf von Holland W. III.) der Gute, Graf von Hennegau, Holland und Seeland, wurde als zweiter Sohn des Grafen Johann II. (s. A. D. B. XIV, 221) um das Jahr 1285 geboren. Des älteren Bruders Tod in der Schlacht bei Kortryk 1302 machte ihn zum Grafen von Oostervant und verlieh ihm die Anwartschaft auf des Vaters Besitzungen. Von diesem im J. 1304 mit dem Befehl in Seeland betraut, wurde er auf der Insel Duiveland von Guy von Dampierre so gänzlich geschlagen, daß er sich kaum in Zierikzee bergen konnte. Hier hielt er tapfer aus, bis die Niederlage der in Holland eingefallenen Vläminger ihm Luft schaffte. Dann schlüpfte er durch die Belagerer hindurch und sammelte in Holland eine Anzahl Schiffe, mit welchen er sich der französischen Flotte unter dem Genuesen Grimaldi anschloß und mit diesem vereint auf der Gouwe (einem Arm der Oster-Schelde) unweit Zierikzee die vlämische Flotte so vollständig schlug (10./11. August 1304), daß seitdem die Vläminger nie wieder in Seeland festen Fuß gefaßt haben. Nur vierzehn Tage später starb Graf Johann und W. wurde als Graf sowol in Hennegau wie in Holland und Seeland gehuldigt. Er trat die Regierung unter schwierigen Umständen an; das Haus Avesnes hatte in Holland und Seeland noch manchen Gegner, wenn auch der gefährlichste Johann von Renesse (s. A. D. B. XXVIII, 213) eben den Tod gefunden hatte. Dazu blieb die drohende Gefahr von Seite Flanderns, denn wenn auch König Philipp IV. von Frankreich fürs erste den Status quo handhabte, ein andauernder Frieden war nicht erreicht, und die Heirath Wilhelm's mit des Königs Nichte Jeanne von Valois im J. 1305 versicherte ihm noch keineswegs den dauernden Besitz der zwischen ihm und dem flandrischen Grafen streitigen Länder. Wie bekannt, stammten seine Ansprüche einestheils aus dem schon mehr als ein Jahrhundert währenden Streit der Grafen von Holland und

Flandern über West-Seeland, anderntheils aus dem Kampfe der Avesnes und Dampierres über Reichs-Flandern. Zwanzig Jahre fast hat W. mit zäher Beharrlichkeit und unerschöpflicher diplomatischer Kunstfertigkeit den Kampf geführt, in welchem ihm namentlich das Streben der letzten Capetingischen Könige, Hennegau und Holland so gut wie Flandern ihrem Einfluß vollständig zu unterwerfen, die größten Schwierigkeiten bereitete. Doch wußte W. sich immer in seinem vom Vater übernommenen Besitzthum zu handhaben und zuletzt beim Vertrag von Paris vom 6. März 1323 gegen Abtretung aller Ansprüche auf Reichs-Flandern u. s. w. die Anerkennung des freien Besitzes von West-Seeland zu erreichen. Von jetzt an waren die Fesseln gelöst, welche ihn an Frankreich schmiedeten, und W. wandte sich je länger je mehr der englischen Partei zu, als deren Mittelpunkt er gewissermaßen gegolten hat so lange er lebte. Diese Schwenkung war wahrscheinlich schon lange vorbereitet: schon gleich nach der doppelten deutschen Königswahl des Jahres 1314 hatte er sich dem englisch-welfischen Prätendenten Ludwig dem Baiern angeschlossen, der sich beeilte, seine Rechte anzuerkennen und mit dem er von jetzt an in so enger Verbindung blieb, daß derselbe, als er Witwer geworden war, schon nach zwei Jahren Wilhelm's Tochter Margarethe heimführte (1324). Indessen hatte W. seine Macht gewaltig erweitert. Hatte schon sein Onkel, der Bischof Guy von Utrecht (s. A. D. B. X, 238), ihm nicht allein den Beistand seines Stifts versichert, sondern ihm auch den Besitz der Amstel'schen und Woerden'schen Länder abgetreten, welche nach dessen Tode im J. 1317 für immer Holland anheimfielen, dessen Nachfolger, Friedrich von Zijrick (s. A. D. B. VIII, 42, wo statt 1307 1317 als Anfangsjahr seiner Regierung gelesen werden muß), verdankte seine Erhebung namentlich seinem Einfluß und blieb kaum weniger als der ihm folgende elende Johann von Diest (s. A. D. B. XIV, 431) sein Werkzeug. Es gelang W., sich über jene Wahlen mit seinen Brabanter und Geldrischen Nachbarn zu vereinigen und zusammen das Stift mit sammt der Stadt, damals wol der bedeutendsten der nördlichen Niederlande, unter ihrer Botmäßigkeit zu erhalten, wobei W. freilich sich den Löwenantheil zu sichern wußte. Nicht weniger gelang ihm, wie keinem seiner Vorgänger oder Nachfolger, die Festsetzung und Aufrechterhaltung seiner Herrschaft in Oster- und Westergo, den nach der Einverleibung Westfrieslands Holland zunächst liegenden friesischen Ländern, welche zusammen die spätere niederländische Provinz Friesland bildeten. Stavoren, die damals noch blühende Handelsstadt am Zuidersee, galt fast als eine holländische Stadt. Auch am Niederrhein galt seine Macht. Als Landfriedensvogt schirmte er dort die Freiheit des Handels und zerstörte mehrere Raubschlösser.

Das war überhaupt im Einklang mit seinem Wirken als Landesfürst. Denn namentlich dadurch hat W. sich einen verdienten Namen gewonnen und erhalten. Er war wirklich ein guter Regent. Seine Regierung war für seine Länder eine Zeit fast ungestörten Friedens und Gedeihens, trotzdem sowol seine auswärtige Politik wie seine prächtige Hofhaltung und die kostspieligen Verbindungen mit fremden Königsfamilien ihn zwangen, seinen Unterthanen schwere Beden abzufordern. Aber die Lasten seines Regiments kamen kaum in Betracht den vielen Segnungen gegenüber. Im Hennegau freilich, dem auserwählten Boden der Feudalität, wo Messire Jean Froissard als sein Unterthan geboren zu sein sich rühmte, galt W. namentlich als der Beschützer der höfischen Sitte und des ritterlichen Lebens. Dort verweilte er auch am liebsten unter der zu jedem Kampfe für den Landesherrn bereiten Ritterschaft, welche in seinem Bruder, Johann von Beaumont (s. A. D. B. XIV, 222), ihr Muster erblickte. In Holland und Seeland war mit ihm eine neue Zeit eingezogen, er setzte mit mehr Umsicht und weit größerem Erfolg die Arbeit des dem Volke immer im An-

denken gebliebenen Florens V. (s. A. D. B. VII, 126) fort. Die Städte rühmten sich ihrer von ihm kräftig geschirmten Freiheit; fast noch mehr die Bauern, namentlich im erst vor kurzem einverleibten Westfriesland, wo er ein Aufkommen feudaler Zustände nicht gestattete, wie er denn überhaupt keine Uebergriffe des Adels zuließ. Freilich auch seinen anderen Unterthanen gönnte er sie nicht. Das empfand Dordrecht, das, seine Machtprivilegien willkürlich zu Schaden des sonstigen Landes auslegend, die Handelsfreiheit arg beeinträchtigte. Kaum durch Anrufung seiner Gnade wendete die Stadt seinen Zorn ab: ihre Privilegien wurden eingezogen. Nicht weniger empfanden die Kennemer Bauern die Schwere seines Zornes, als sie an das Aufbringen ihrer außerordentlichen Beden Forderungen ihrerseits anknüpften, welche ihm unbillig schienen. Aber so streng er war, er war auch gerecht und handhabte unerbittlich das Gesetz. Die von ihm neugeordnete Verwaltung, welche in dem zu einer regelmäßigen Behörde organisirten gräflichen Rath gipfelte, der zugleich den höchsten Gerichtshof für Holland und Seeland bildete, führte in seiner Abwesenheit (und er war, wie die Holländer klagten, weit mehr im Ausland oder im Hennegau) die Regierung, ohne so viel wir wissen zu Klagen Veranlassung zu geben, was wol ebenso sehr für seine scharfe Oberaufsicht als für die Trefflichkeit ihrer Mitglieder, meistens hoher Edelleute, aber auch einiger Bürgerlichen zeugt. Die Seele derselben war der Herr von Oosterhout, Wilhelm von Duvenvoirde, der Ahnherr seines in der holländischen Geschichte immer mit Ehren genannten Geschlechts, der von ihm mit Würden und Gunst überladen wurde, so daß er unter den reichsten Edelleuten des Landes genannt wurde. Daneben galt namentlich der Rentmeister Gerhard Alwynsz aus Leiden viel, der, wie es scheint, zuerst eine regelmäßige Registratur in der gräflichen Kanzlei einführte. Auch dieser war in dem gräflichen Dienst ein reicher, hochangesehener Mann geworden. Namentlich hat er sich an der unter Wilhelm's Herrschaft mit großem Eifer in Thätigkeit gesetzten Trockenlegung zahlreicher Binnenwasser und Landgewinnungen an den Küsten der südholländischen und seeländischen Inseln betheiligt. Erst jetzt wurde dort der Kampf mit dem Wasser mit stetigem Erfolg geführt. Unter dem Rath standen die gräflichen von ihm vermehrten und besser eingetheilten Rentämter und die nicht selten mit denselben zusammenfallende Bailliagen (baljuwschappen). Er folgte überall dem französischen Muster, wie denn überhaupt sein Hof und Regiment einen französischen Anstrich hatte und französisch ihm die Muttersprache war. Die Städte Hollands und Seelands gelangten erst jetzt zu einer gewissen Bedeutung, wenn sie auch kein politisches Uebergewicht erwarben, wie im Norden Groningen und Utrecht es sich errangen, geschweige denn wie das von Lüttich, Brügge oder Gent oder der brabantischen Städte. Neben den älteren kamen Amsterdam, Gouda und Schoonhoven auf, auch die Anfänge Rotterdams fallen in jene Zeit. Den Einfluß der Geistlichkeit scheint er dagegen wenig gefördert zu haben; nur in Seeland galt der Abt von Middelburg als der ansehnlichste unter den zur Ständeversammlung Berufenen; die Egmonder Aebte fingen schon an, von ihren früheren Ministerialen, den Herren von Egmond, verdunkelt zu werden. Ueberhaupt kamen neben den älteren Adelsgeschlechtern, den Brederode und Wassenaer u. s. w., jüngere Ministerialgeschlechter, wie die Pollanen und Duvenvoirde auf. Daß ein Fürst wie W. die Interessen des Handels und der Gewerbe sorgfältig schirmte, namentlich auch bei seiner auswärtigen Politik darauf bedacht war, braucht kaum gesagt zu werden; er gehört gewiß unter die Begründer der später von den Burgundern und Oesterreichern so eifrig geförderten Blüthe von Holland und Seeland. Nach dem Pariser Vertrag traten bei W. die Interessen der auswärtigen Politik je länger je mehr in den Vordergrund. Ihm verdankte die Königin Isabeau und ihr Sohn, der

bald als König Eduard III. Wilhelm's Tochter Philippa, Froissard's berühmte Gönnerin, heirathete, den Beistand, der sie in Stand setzte, den unglücklichen Gemahl und Vater, Eduard II., vom Thron herabzustoßen und England wieder zu der unter Eduard I. erreichten, doch jetzt verloren gegangenen Führerschaft in Westeuropa zu erheben. Namentlich holländische Schiffe führten sie und die sie begleitenden, meistens hennegauischen Ritter über das Meer. Wilhelm's Bruder, der gute Ritter Johann von Beaumont (s. A. D. B. XIV, 222), befehligte ihr Heer. Meistens waren es aber keine Heereszüge, welchen W. seine Stellung verdankte, sondern seine Diplomatie und sein Geld, was ihn auch in Stand setzte, zahlreiche Güter außerhalb seiner Länder zu erwerben, wie z. B. die Herrschaft Mecheln, deren Besitz aber nicht dauerhaft war. Wenn auch seit Eduard III. Erhebung eng mit England verbunden, blieb W. doch in einer vermittelnden Stellung zwischen Frankreich und England, zwar dann und wann feindselig gegen erstere Macht, aber immer so, daß er die freie Hand behielt. Ein wunderliches Schauspiel, dieser kleine Landesherr, eigentlich nur der Vasall des deutschen Reiches für wenige, ziemlich wenig bedeutende Grafschaften, der als der ebenbürtige Bundesgenosse seines eigenen Lehnsherrn, des Kaisers und der englischen und französischen Könige, sozusagen als eine europäische Macht galt. Wunderlich namentlich auch den Zeitgenossen, die es Wunder nahm, daß W. den ihm von seinem kaiserlichen Schwiegersohn angebotenen Herzogstitel abwies und doch einen Hofhalt wie ein König führte und sich in alle politischen Verwickelungen in der näheren oder weiteren Nachbarschaft einmischte, während er in dem eigenen Lande keine Fehde aufkommen ließ und trotzdem er alle Unterthanen, Edelen wie Bürger, Freie oder Unfreie, unter seine Herrschaft beugte, doch beim Adel wie beim Volke, bei den ritterlichen Hennegauern wie bei den holländischen Bürgern und den friesischen Bauern seine Popularität erhielt. Nur schade, daß er seinem Sohne, als er 1337 starb, dieses alles hinterlassen konnte, nur nicht das Talent, es zu erhalten. Obgleich wir über W. besser unterrichtet sind als über seine Vorgänger und uns die Motive seiner Handlungen meistens auch bei seiner sehr gewundenen und öfter mehr schlauen als großartigen Politik ziemlich klar werden, bleibt uns doch sein innerstes Wesen ziemlich verschlossen, und ist es schwer, von seiner Persönlichkeit ein klares Bild zu bekommen. Inwieweit er sich bloß von dynastischen Motiven leiten ließ und inwieweit er bestrebt war, aus seinen Besitzungen ein Ganzes zu bilden, läßt sich durchaus nicht bestimmen. Das allein steht fest, daß durch ihn zuerst Holland unter den nördlichen Niederlanden eine führende Stellung eingenommen hat, und daß es damals zuerst durch die Verbindung mit Seeland, Westfriesland und Utrecht die Vortheile auszubeuten begann, welche ihm die Lage an der Mündung der großen Flüsse von Nordwesteuropa sicherte.

Vgl. namentlich van Mieris, Groot Charterboek van Holland en Zeeland, Bd. II, meine Regesta Hannonensia; v. d. Bergh, Gedenkstukken, Bd. I; Kluit, Historia critica comitatus Hollandiae; Hamaker, Rekeningen der grafelijkheid van Holland onder het Henegausche huis und derselbe Rekeningen enz., van Zeeland; Lodewyk van Velthem, Spieghel Historiael; die Chroniken von Wilhelmus Procurator (Fortsetzung der Egmonder Chronik), Melis Stoke, Beka, und die späteren, nicht zeitgenössischen Chroniken. Dazu außer den älteren Geschichtsschreibern, Wagenaar und Bilderdijk, Arend, Alg. Gesch. des Vaderlands, Bd. II, 2. — Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, Bd. I. — Blok, Gesch. v. h. Nederlandsche Volk, Bd. I und II, und zahlreiche Monographien, namentlich in Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde und sonstiges von Blok, Frederiks, van Riemsdyk u. s. w.

P. L. Müller.

Wilhelm (als Graf von Holland W. IV.), Graf von Hennegau, Holland und Seeland, Wilhelm's III. ungleich gearteter Sohn, wahrscheinlich um das Jahr 1308 geboren, erhielt schon bei Lebzeiten des Vaters die Grafschaft Seeland, deren Titel er statt dessen von Oostervant führte, bis er 1337 dem Vater in allen Besitzungen nachfolgte. Ihm fehlten alle Eigenschaften, welche den Vater ausgezeichnet hatten, nur nicht der Hang zu fürstlicher Pracht und ritterlichem Leben. An Thätigkeit fehlte es ihm nicht, aber es war ein unstetes Treiben, das ihn zweimal einen Kreuzzug gegen die Preußen und einmal eine Wallfahrt nach dem Heiligen Lande zu unternehmen veranlaßte, welche seine schon durch seine Verschwendung und die vielen kriegerischen, allein selten erfolgreichen Unternehmungen stark angegriffenen Finanzen völlig ruinirten. Sonst ließ er sowol die vom Vater getroffenen Einrichtungen bestehen, als er dessen alte Räthe im Amt ließ. Mit Herz und Seele der Politik seines königlichen Schwagers von England ergeben, zog er mehrmals gegen Frankreich ins Feld, ohne jedoch etwas wesentliches zu erzielen. Nur die gewaltige, 1345 gegen die Stadt Utrecht unternommene Heerfahrt blieb nicht erfolglos. Der damalige Bischof Johann von Arkel (s. A. D. B. XIV, 431) verdankte zwar seine Erhebung dem holländischen Einfluß, jedoch er versuchte sich desselben zu entledigen. Die Stadt warf, während er selber sich nach Frankreich begab, das holländische Joch ab unter Führung seines Bruders und vertheidigte sich gegen W. und seine Bundesgenossen sechs Wochen lang. Dann aber ward sie gezwungen, unter schimpflichen Bedingungen die holländische Oberherrschaft wieder anzuerkennen. Indessen sollte W. sich seines Sieges nicht lange freuen. Sein strenges Regiment, das zugleich dem Lande so schwere Bürden auflud, ohne daß zu ersehen war, daß die Gelder zu etwas anderem als höfischem Gepränge und dem Lande nicht fruchtenden Kriegszügen benutzt wurden, während die Einwohner weder Nutzen noch Ansehen gewannen, hatte überall, doch am meisten in den friesischen Ländern, wo nur mit der äußersten Umsichtigkeit die Herrschaft der Fremden gehandhabt bleiben konnte, Gährungen verursacht. Dort schlugen dieselben im Anfang des Jahres 1345 in offenen Aufstand über. W. ward durch den Kampf mit Utrecht verhindert, sogleich einzuschreiten. Erst als er dort fertig war, wandte er sich gegen Friesland. Uebermüthig wie immer, nahm er nur seine hennegauer und holländischen und seeländischen Ritter und deren Gefolge mit auf die nicht zahlreiche Flotte, mit welcher er nach Stavoren überzusetzen hoffte. Allein ein Sturm zerstreute seine Schiffe und veranlaßte eine Landung an verschiedenen Stellen. Die Abtheilungen des Heeres kamen so die eine früher, die andere später an den Feind, der ihnen überall mit Uebermacht begegnete. So geschah es, daß der Graf mit der Blüthe seines Adels nach heldenhaftem Kampfe den Tod fand (27. September 1345). Seine Leiche wurde erst nach zehn Tagen aufgefunden und dann im Kloster Bloemkamp begraben. Da W. seiner Wittwe Johanna von Brabant keine Kinder hinterließ, gab sein Tod zu endlosen Wirren Veranlassung, welche zuletzt den schon unter seiner Regierung, wenn nicht schon früher entstandenen Hader verschiedener städtischer und Adelsparteien in Holland und Seeland zu jenem wüsten Bürgerkrieg entflammen ließ, der unter dem Namen der Hoek'schen und Kabeljau'schen Kämpfe die beiden Länder fast anderthalb Jahrhundert heimgesucht hat und im ganzen Land nördlich des Rheines sich verzweigte. Denn unter Wilhelm's achtjähriger Regierung verschärften sich alle politischen und socialen Gegensätze, welche schon seit dem Aufkommen der Städte und des neuen Dienstadels fühlbar geworden waren. Der Druck der Regierung, die so hoch wie möglich aufgetriebene Steuerlast, die geringe Ergiebigkeit für das Land fachten das Feuer an. Jedermann strebte nach Erleichterung, wollte dieselbe aber nur auf Kosten anderer.

Wilhelm's Persönlichkeit tritt uns ziemlich klar vor Augen. Er war ein bloßer Ritter, kein Regent. Freilich überließ er die Regierung denn auch meistens seinem Rath und seinem Oheim, Johann von Beaumont, der jedoch nicht gut zu machen verstand, was der Neffe verdarb. Auch die vielen Privilegien an Städte, Körperschaften und Privatpersonen scheinen mehr dem Verlangen nach Geld und der fürstlichen Willkür zu entstammen, als einer methodisch auf die Bahn zur Besserung der feudalen Zustände gerichteten Politik.

Die Quellen der Geschichte Wilhelm's sind, Stoke natürlich ausgenommen, der mit dem Jahre 1304 schließt, in der Hauptsache dieselben wie für die seines oben besprochenen Vaters.

P. L. Müller.

Wilhelm (als Graf von Holland W. V.), Herzog in Baiern, Graf von Hennegau, Holland und Seeland, vierter Sohn des Kaisers Ludwig des Baiern, der erste Graf von Holland aus dem Wittelsbach'schen Hause, geboren im J. 1329, nach einigen Angaben im J. 1333, wurde von seiner Mutter, der Kaiserin Margaretha von Hennegau-Holland, welche die Erbschaft ihres Bruders Wilhelm IV. (vgl. oben) erhalten hatte, im Sommer des Jahres 1346 in dem Lande eingeführt, um als ihr Stellvertreter in ihrer Abwesenheit die Regierung zu führen, wie sie auch von vornherein ihn mit Ausschluß des älteren Bruders Ludwig des Römers, zum Erben desselben erkoren hatte. Der Adel und die Städte Hollands und Seelands wurden nach vielem Sträuben auf einer Ständeversammlung in Gertruidenberg veranlaßt, ihn als solchen anzuerkennen, und W. führte von jetzt mit dem Titel Verbeider (Anwartender) mit Hülfe des unter Vorsitz seines Großonkels Johann von Beaumont tagenden gräflichen Raths die Regierung. Die Mutter kehrte nach Deutschland zurück. Dieses Regiment war aber bei weitem nicht im Stande, die überall gestörte Ruhe aufrecht zu erhalten. Der Adel, bis jetzt durch die kräftigen Hände der Grafen Wilhelm III. und IV. in Zaum, von letzterem dazu fortwährend durch kriegerische Unternehmungen in Athem gehalten, doch schon längere Zeit in verschiedene Parteien gespalten, stand überall in den Waffen. Die Kaiserin hatte, um die Stände zu gewinnen, den von ihrem Vorgänger schon ganz erschöpften Schatz durch übertriebene Schenkungen und dem gräflichen Einkommen schädliche Privilegien vollständig ruinirt und ihre Domänen mit schweren Schulden belastet, während man der Bevölkerung kaum weitere Beiträge abfordern konnte. Namentlich in Seeland hatten die Maßregeln des Verbeiders zur Wiederherstellung der Ordnung Widerstand erweckt. Zierikzee war in vollkommener Rebellion. Dazu kam im J. 1348 ein Krieg mit Utrecht und den Friesen. Es wurde W. fast unmöglich, die Regierungsgewalt, in welcher die Mutter ihm nicht ganz freie Hand gelassen zu haben scheint, aufrecht zu erhalten. Namentlich nachdem der Vater gestorben und Karl IV. allgemein als König anerkannt war, was auch die beiden Onkel, den König von England und den Jülicher Markgrafen, ihre Ansprüche auf die Erbschaft Wilhelm's IV. aufs neue zu erheben veranlaßte. Nur in Hennegau, dessen Besitz Margarethen nicht bestritten wurde, blieb die Ruhe ungestört. Die Kaiserin ließ sich denn auch im Januar 1349 überreden, damit die Länder ihrer Familie nicht verloren gingen, ihrem Sohn Holland, Seeland und Friesland als freien Besitz zu überlassen, während er im Hennegau ihr Statthalter blieb, allein gegen Entrichtung ansehnlicher Geldsummen zur Bezahlung ihrer Schulden und als Leibrente und unter sonstigen Bedingungen, welche weder Beaumont noch die holländischen Städte anerkennen wollten. Ein Theil des Adels und einige Städte zogen es vor, W. einfach als Landesherrn anzuerkennen und er-

hoben Fehden gegen die bis jetzt im Regierungsrath sitzenden Edlen, die seit Wilhelm III. im Besitz der Gewalt waren, und ihre Anhänger, wogegen andere, namentlich die Stadt Dordrecht, W. nur anerkennen wollten, insoweit die Mutter es bei ihrer Wiederkunft in Holland gutheißen sollte. W. scheint sich, was bei einem so jungen Fürsten begreiflich, den ersteren angeschlossen, die alten Regierungsräthe entlassen und aus den Führern der eigenen Parteigenossen einen neuen Rath gebildet zu haben. Seine Parteigenossen verbanden sich mit dem Utrechter Bischof und verbrannten die gräfliche Residenz Haag. Die Gegner griffen ebenfalls zu den Waffen. Das war der Anfang der Hoek'schen und Kabeljau'schen Kämpfe. Da erschien Margaretha im Anfang des Jahres 1350 in Hennegau, rief den Sohn zu sich und veranlaßte ihn in einer Zusammenkunft in Le Quesnoy, sich ihr zu unterwerfen und seine sämmtlichen Rechte an sie abzutreten. Zur Besiegelung des Vertrags wurde in Gertuidenberg eine Ständeversammlung abgehalten, wo W. die Abtretung wiederholte, was er nachher auch zum zweiten Mal in Dordrecht that. Er ließ sich von Beaumont nach Hennegau führen und widersetzte sich nicht, als Margaretha diesen und nicht ihn zu Zierikzee mit der Statthalterschaft über Holland und Seeland beauftragte. Als Beaumont aber sich weigerte, eilte W. nach Holland, wo die Stadt Delft und seine Parteigenossen unterm Adel, die Kabeljaus, wie sie sich wol nach der bairischen hellblauen Farbe nannten, aufs neue die Waffen ergriffen hatten, und ließ sich als Graf anerkennen. Vergeblich waren alle Versuche, auch die seiner Tante, der englischen Königin Philippa im Namen ihres Gemahls, des Königs Eduard III. und seines Bruders Ludwig von Brandenburg, ihn zu überreden. Er weigerte sich trotzig und brachte selbst Dordrecht und nachher auch Middelburg in seine Gewalt (Sommer 1351). Da erschien eine englische Flotte, um die Rechte der Mutter aufrecht zu erhalten. Vereint mit den Schiffen der Hoek'schen, wie sich die Anhänger Margarethens nannten, brachte sie W. bei Veere eine Niederlage bei; Seeland schloß sich wieder der Kaiserin an, aber als die Sieger jetzt die Maas, oder besser gesagt, den Rhein (denn schon damals war dort die eigentliche Rheinmündung) hinaufsegeln wollten, wurden sie von W. mit großem Verlust geschlagen. Die Kaiserin flüchtete sich nach dem treuen Hennegau. So ward W. Herr seiner niederländischen Besitzungen. Er mußte der Rachsucht seiner Parteigenossen den freien Lauf lassen. Die Hoeks wurden unbarmherzig verfolgt, ihre Führer aus dem Lande gebannt, ihre Burgen gebrochen; auch in den Städten, wo der unselige Streit auch die Bürgerschaft gespalten hatte, vertrieben die Kabeljaus die Hoeks; von jetzt an besaßen sie in den meisten unbedingt und für immer die Mehrheit: die meisten Rathsgeschlechter schlossen sich ihnen an, dermaßen, daß man in den Kabeljaus die städtische, in den Hoeks die Adelspartei erblickt hat. Es währte drei Jahre, ehe W., der sich nach einem Jahre mit König Eduard ausgesöhnt und dessen Nichte Mathilde von Lancaster geheirathet hatte, auch mit der Mutter ein Abkommen traf. Er behielt dabei Holland und Seeland, Hennegau verblieb der Mutter, aber unter der Bedingung, er solle ihr auch dort nachfolgen. Achtzehn Monate später ist das geschehen. Aber nur ein Jahr konnte W. sich der Herrschaft freuen. Dann (Herbst 1357) verfiel er in Wahnsinn, bald dermaßen, daß er, wol der erste Wittelsbacher, der solchem Loos anheimfiel, in Gewahrsam gebracht und seinem jüngeren Bruder Albrecht (s. A. D. B. I, 230) als Ruwaard die Regierung anvertraut wurde. Erst 1389 ist er, ein unheilbarer Kranker, im Schlosse zu Le Quesnoy im Hennegau gestorben. Das war, meinten die Zeitgenossen, die Strafe des Himmels. Von Wilhelm's Persönlichkeit ist wenig bekannt; denn seine Thätigkeit als Regent ist so sehr von den Kämpfen um die Herrschaft beeinflußt, er selber war noch so jung, als er der Führer einer Partei wurde, welche bloß dem

Namen nach für ihn, in Wirklichkeit aber für ihre eigenen Zwecke kämpfte, daß man kaum weiß, wie er selber gesinnt, noch weniger, wie er geartet war. Wenn man aber die Rathschläge liest, welche der berühmte Jurist Philippus a Leydis in seinem Buche De cura reipublicae et sorte principantis, der ersten staatsrechtlichen Arbeit der niederländischen Litteratur, ertheilt, ersieht man, wie schon damals unter den Hennegauern die Ansichten der französischen Legisten Boden gewonnen hatten. Schon kündigen sich dort die burgundischen Regierungsprincipien an, welche bei Wilhelm's beiden Nachfolgern, die in erster Reihe Ritter waren, sich noch kaum merken lassen. Inwieweit W. jenen Begriffen in seiner Regierung entsprochen hat, läßt sich nicht beurtheilen, dazu war seine Herrschaft zu wenig fest begründet und von zu kurzer Dauer. Bedeutend war sie gewiß, denn eine neue Zeit war für Holland und Seeland angebrochen.

Die Urkunden für Wilhelm's Geschichte, soweit sie gedruckt sind, sind meist bei van Mieris, Groot Charterboek Bd. II zu finden, einige äußerst interessante auch bei van der Bergh, Gedenkstukken tot opheldering der Nederlandsche Geschiedenis, Bd. I. — Vgl. weiter die Fortsetzung von Beka und die freilich nicht zeitgenössischen Chroniken von Johannes a Leydis, Veldenaer, Naeltwyck; das sogenannte Oudt Goudsch Chroycxken; die Divisie-Kronyk Reigersbergh's Chronycke van Zeeland u. s. w. Außer Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche Volk, Bd. II, welche die Benutzung von Arend u. s. w. ziemlich überflüssig macht, noch de Jonge, Over den oorsprong der Hoeksche en Kabeljaunsche Twisten; Blok, Eene Hollandsche Stad in de Middeleeuwen; kleinere Artikel von Fruin und Blok in Bijdragen van Nederlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde. Auch der erste Band von Löher, Jacobäa von Baiern und ihre Zeit; Wenzelburger, Geschichte der Niederlande I.

P. L. Müller.

Wilhelm (als Graf von Holland W. VI.), Herzog in Baiern, Graf von Hennegau, Holland und Seeland, wurde als ältester Sohn des Herzogs Albrecht, des Ruwaards jener drei Grafschaften, und von Margaretha von Brieg im J. 1365 geboren. Zwanzigjährig heirathete er auf dem bekannten Hochzeitstag in Cambrai die Tochter Philipp's I. von Burgund, Margarethe, während seine gleichnamige älteste Schwester an dessen Sohn Johann getraut wurde. Den Titel eines Grafen von Oostervant scheint er zu gleicher Zeit erhalten zu haben. Als der Tod des Onkels Wilhelm V. (s. o.) dem Vater zu dem Besitz auch den Titel der drei von den Avesnes geerbten Grafschaften verschafft hatte, wurde ihm von demselben die Regierung des Hennegau anvertraut, wo er zu Mons einen ritterlichen glänzenden Hof hielt. Auch an der Regierung Hollands und Seelands hat er sich oft betheiligt, wie er überhaupt vom Vater bei allen Geschäften hinzugezogen gewesen zu sein scheint. Ein vollkommener Ritter nach französischer Art, schloß er sich den Edelleuten der Hoekschen Partei an, die damals in Holland und Seeland am Hofe den meisten Einfluß hatten, und ertrug es schwer, als nach der Mutter Tod die Geliebte des Vaters, Adelheid v. Poelgeest, letzteren auf die Kabeljau'sche Seite hinüberführte. Wol nicht ohne seine Mitwissenschaft wurde dieselbe im J. 1393 von Hoek'schen Edelleuten ermordet, und seine Vermittelung zu Gunsten der Theilhaber an der seine sämmtlichen Freunde umfassenden Verschwörung erweckte bei dem Vater einen so gewaltigen Zorn, daß er, während seine Freunde in Menge aus dem Lande getrieben, ihre Burgen gebrochen, ihre Lehen eingezogen wurden, sich auf sein Schloß Altena zurückzog und, als der Vater mit Heeresmacht heranrückte, das Land verließ und nach einigem Umherirren nach Frankreich entwich, wo damals seine Verwandten am Hofe Karl VI. die Herrschaft innehatten. Die Vermittelung der Verwandten und namentlich seines jüngsten Bruders

Johann, des erwählten Bischofs von Lüttich (der zweite, Albrecht, regierte in Straubing, was ihm später anheimfallen sollte) führte eine Sühne herbei, welche zwar den Kabeljaus die Verwaltungsstellen in Holland überließ, allein doch W. die Regierung des Hennegau und seinen meisten Freunden ihre Güter zurückgab. Die ritterlichen Chronikschreiber der Zeit schmückten die Geschichte dieses Zerwürfnisses auf ihre Weise aus und erzählten, wie dem Verbannten, als er beim König zu Tisch saß, ein Herold das Tischtuch entzweischnitt und erklärte, W. habe diese Schmach verdient, weil er für den Tod des Großonkels noch nicht an den Friesen Rache genommen hatte; W. habe dann die Vermittelung des Königs angerufen und dieser die Sühne herbeigeführt, zur Besiegelung derselben sei dann der berühmte Zug der Holländer gegen Friesland unternommen. Das alles sollte eigentlich, hieß es später, von den Burgundern ausgedacht sein, um die Versöhnung herbeizuführen, zu welcher weder der starrköpfige Sohn noch der erzürnte Vater sonst zu bringen gewesen sei, und zugleich ihren Zorn gegen die Friesen abzulenken. Nach Froissard sei der Zug eigentlich von Albrecht ausgedacht, um den Sohn von der Theilnahme an dem Kreuzzug des Vetters Johann von Burgund im J. 1396, der so unglücklich in der Schlacht bei Nikopolis endete, abzuhalten. An den beiden Heerzügen gegen Friesland in den Jahren 1396 und 98, in welch' letzterem Oster- und Westergo zur Unterwerfung gezwungen wurden, nahm W. thätigen Antheil, den dritten im J. 1399 führte er selber allein, entsetzte das von den Friesen umlagerte Dokkbum und baute eine Burg an der Lauwerzee und schien also den Besitz des Landes gesichert zu haben. Jedoch vergeblich; schon nach drei Jahren waren sein Vater und er gezwungen, auf das ganze Land mit einziger Ausnahme Stavorens zu verzichten. Vielleicht hat der eben entbrannte Arkelsche Krieg, in welchem es W. gelang, das stolze Kabeljau'sche Geschlecht zu demüthigen, wenn der Vater auch dessen Vernichtung hinderte, dabei den Friesen keinen geringen Dienst geleistet. Denn derselbe beschäftigte beide vollauf, bis Albrecht im J. 1404 dem Sohne die Herrschaft hinterließ. W. hat sie noch dreizehn Jahre geführt unter fortwährenden Kämpfen. Denn kaum hatte er die Regierung übernommen, als schon die Arkels den kaum beendeten Krieg wieder anfingen. Während W. die Hülfe des energischen Bischofs von Utrecht, Friedrich von Blankenheim (s. A. D. B. VIII, 43), erhielt, wurden die Arkels und ihre Kabeljau'schen Genossen vom geldernschen Herzog Reinald IV. unterstützt. Erst im J. 1410 erhielt der Kampf ein vorläufiges Ende durch einen längeren Waffenstillstand. Zwar wurde er noch einmal erneuert, allein im J. 1412 wurde ein Friede geschlossen, welcher das Arkel'sche Land mitsammt der Stadt Gorinchem dem holländischen Fürsten überlieferte. Die Macht des mächtigen, mehr und mehr nach vollkommener Unabhängigkeit strebenden Geschlechts war aber noch nicht gebrochen. Mit Hülfe seiner Verwandten, namentlich der Egmonts, nahm es bald den Kampf wieder auf, und wenn auch W. zuletzt Sieger blieb und sämmtliche Führer der Kabeljaus aus dem Lande trieb, nach seinem Tode entbrannte der Krieg aufs neue. Der Krieg hatte W. ganz und gar mit den Cabeljaus, mit denen er zwar immer verfeindet gewesen war, doch die er im Anfang, so wie sein Vater immer gethan, noch mit Schonung behandelte, brechen lassen. Seine Regierung war sozusagen eine Hoek'sche Parteiregierung. Dennoch waren ihm die Städte nicht abhold. Denn seine Verwaltung war gerecht, und er that viel, um den Landfrieden aufrecht zu halten, den Handel zu schirmen, die Münze namentlich zu bessern. Denn so gut wie seine Schwager Johann von Burgund und Anton von Brabant strebte er danach, die landesherrliche Macht zu befestigen, und in Holland und Seeland fand dieselbe keine bessere Stütze als eben die Städte, welche dort nicht, wie in Flandern, Brabant und Utrecht, die fürstliche Macht einzudämmen ver-

suchten. Die großen Geschlechter, welche wie die Arkels und Egmonts die Vasallen mehrerer Fürsten waren, galten ihm als gefährlichere Feinde. Darum hat er sich auch der Sache seines Bruders, des Lütticher Bischofs, mit Eifer angenommen, als dieser von der demokratischen Partei vertrieben war, und mit seinem Schwager von Burgund die Lüttičher Rebellen in dem gräßlichen Gemetzel des 13. September 1409 vollständig aufgerieben. Auch für den Utrechter Bischof kämpfte er gegen dessen Hauptstadt. Aber in Holland und Seeland gab es zwar Kampf genug, allein nicht des Adels und der Städte, nur des Fürsten und des Adels. Denn W. war nicht bloß ein Krieger, sondern auch ein Politiker. Das bethätigte er namentlich in seinen letzten Jahren, als er zuerst seine einzige Tochter Jacoba mit dem zweiten Sohn des französischen Königs verheirathete, und dann, als derselbe durch des Bruders Tod Dauphin geworden war, seinen Einfluß sowie seine Verbindungen mit Johann von Burgand und mit England klug benutzte zu einer Vermittelung im großen Krieg zwischen Frankreich und England. Der Graf von Holland wirkte dabei als fast Gleichberechtigter mit dem Kaiser Siegmund zusammen, der 1416 die Beilegung des großen Kampfes versuchte. Allein dies gelang ihm ebensowenig als die Befestigung der Erbfolge seiner Tochter, wenn er dieselbe auch auf einer großen Versammlung der Stände von Holland und Seeland beschwören ließ. Und ebensowenig konnte er dieselbe, als sie durch den frühen Tod des Dauphins Wittwe geworden, durch eine Heirath mit ihrem Vetter Johann von Brabant sicher stellen. Er starb, bevor er diese zu Stande gebracht hatte, auf der Rückreise aus Frankreich (31. Mai 1417) wahrscheinlich infolge einer schlecht gepflegten Wunde. Er war 52 Jahre alt geworden. W. war eine bedeutende Persönlichkeit, dessen Einfluß auch außerhalb der Niederlande nicht gering war, ein echter Fürst seines Jahrhunderts, ein harter, egoistischer, stets auf Erhebung seines Hauses sinnender Politiker, doch zugleich ein guter Ritter und ein guter Regent.

Vgl. außer den Urkunden bei van Mieris, Charterboek, die Chroniken von Froissard und Monstrelet, weiter die von Johannes a Leydis, die Fortsetzung von Beka und die sonstigen bei Wilhelm V. genannten; weiter außer den Werken von Blok, Wenzelburger und Arend namentlich auch Löher's Jacobaea von Baiern; auch Barante, Histoire des ducs de Bourgogne. Ueber den Kampf mit Friesland Verwys, De Oorlogen van hertog Albrecht met de Friezen. P. L. Müller.

Wilhelm (II.), genannt der Große, Graf von Jülich aus dem von den alten Grafen im Jülichgaue (Gerhard um 1103) abzuleitenden Geschlechte, Sohn des Grafen Wilhelm I. und urkundlich mit diesem seit 1168 auftretend, jedoch anscheinend erst um 1183 Nachfolger des Vaters, gewann seinem Hause durch Verheirathung mit Alveradis, der Erbtochter des Edelherrn Albrecht von Molbach, die Grafschaft dieses Namens (mit dem jetzigen Dorfe und Rittergut Maubach im Kreise Düren als Mittelpunkt) nebst der Waldgrafschaft (dem comitatus nemoris), aus der sich später das Jülich'sche Amt Wehrmeisterei entwickelte. Zwischen 1185 und 1207 als Zeuge in Urkunden Kaiser Heinrich's VI., der Könige Otto IV. und Philipp, der Kölner Erzbischöfe Philipp und Adolf erscheinend, ein thatkräftiger, aber auch zu Gewaltsamkeiten neigender Charakter, zählte W. gleich seinem Vater zu den angesehensten der aus Vasallen des Kölner Erzbischofs sich entwickelnden Territorialherren des Niederrheins. Auf dem Reichstage zu Mainz (1188) nahm W. mit vielen anderen Großen das Kreuz und folgte Kaiser Friedrich I. nach dem heiligen Lande. Er soll auch Heinrich VI. nach Italien begleitet und dessen Krönung durch Papst Cölestin III. (14. April 1191) beigewohnt haben. Nach Heinrich's VI. Tode aber dem Erzbischofe Adolf von Köln zunächst in der Parteinahme für den von diesem am 9. Juni

1198 in Köln zum Könige erhobenen Welfen Otto folgend, nahm W. an der Belagerung und Einnahme Aachens (10. Juli 1198) Theil, ebenso zwei Tage darauf an der Krönung Otto's IV. durch den Kölner Erzbischof. Als sich dann 1204 in dem Kampfe zwischen Otto IV. und Philipp von Hohenstaufen die Dinge zu Ungunsten des Ersteren gewendet hatten und mit den meisten Reichsfürsten auch Adolf von Köln seinen früheren Schützling verließ, leitete W. im Auftrage des Erzbischofs geheime Unterhandlungen mit König Philipp ein, deren Ergebniß der förmliche Uebertritt Adolf's zu Philipp auf einer Conferenz mit den Bischöfen von Trier, Speyer und Constanz zu Andernach (1. Nov. 1204) war. Ja nach Arnold von Lübeck soll sogar W. es gewesen sein, der die Verhandlungen mit Philipp begann und Adolf umzustimmen wußte. Als nun aber auf die Beschwerden König Otto's und anderer hin Papst Innocenz III. die Excommunication Adolf's von Köln veranlaßt hatte und dieser am 19. Juni 1205 abgesetzt worden, um dem Propst Bruno von Bonn, Bruder des Grafen Heinrich von Sayn, Platz zu machen, entbrannten bald blutige Kämpfe im Erzstift. Und zur Vergeltung dafür, daß König Otto mit Herzog Heinrich von Limburg und den Kölnern das Schloß Hostaden, unweit Neuß, belagert und eingenommen, fielen Erzbischof Adolf, W. und der Graf von Hostaden in das Limburgische ein, alles mit Feuer und Schwert verwüstend. Des Herzogs Feste Roda (Herzogenrath) wurde bis auf den Grund zerstört und dabei auch die alte Linde, welche mit ihren riesigen Aesten der Burg Schutz und Zierde verlieh, zusammengehauen. Mittlerweile durchzog der Elect Bruno mit Heeresmacht verheerend die Gebiete des Grafen von Hostaden und das Jülicher Land, daselbst unter anderem die von W. mühsam gepflegte Weincultur vernichtend. W. wird nicht gefehlt haben, als am 27. Juli 1206 Otto's IV. Niederlage bei Wassenberg dessen Stützen am Niederrhein brach und ihn veranlaßte, sich in das Stammland Braunschweig zurückzuziehen. Der definitive Umschwung zu Gunsten König Philipp's und dessen feierlicher Einzug in Köln (15. April 1207) bewirkten im Zusammenhange mit der Fürsprache Philipp's, daß W., der Graf Adolf von Berg u. a. m. von dem über sie verhängt gewesenen Kirchenbanne absolvirt wurden. Im nämlichen Jahre 1207 starb W. und zwar ist er während der Rückreise von Köln, wohin er sich wegen eines ihm widerfahrenen Unglimpfes begeben, auf offener Straße eines plötzlichen Todes verblichen. Das Zeugniß des Cäsarius von Heisterbach, der um dieselbe Zeit lebte und den Grafen als Kirchenschänder und Wüstling in den schwärzesten Farben schildert (s. Dialog. miracul. XII, 5), läßt an der Geschichtlichkeit dieses Vorgangs kaum zweifeln. W., der mit Vorliebe auf der wahrscheinlich von ihm ausgebauten Burg Nideggen im Roerthale residirte, hatte aus seiner Ehe mit Alveradis von Molbach nur einen Sohn Wilhelm, der aber schon in sehr jungen Jahren starb. Die Grafschaft vererbte auf Eberhard, aus der Jülich'schen Nebenlinie der Herren von Hengebach (Heimbach), Gemahl von Wilhelm's Schwester Jutta, und da dieser seines Alters wegen die Regierung nicht antrat, auf dessen ältesten Sohn Wilhelm (III.). Derselbe empfing im Jahre 1209 vom Pfalzgrafen Heinrich die Belehnung mit Molbach und dem dazu gehörigen Walde als pfälzischen Lehnsstücken. Er war vermählt mit Mathilde, Tochter Herzogs Walram III. von Limburg und hatte von ihr zwei Söhne, Wilhelm (IV.) und Walram, Herrn von Bergheim. W. starb auf dem Kreuzzuge nach Aegypten 1219, nachdem er im nämlichen Jahre dem deutschen Orden das Reichslehen Bergstein und die Kirchen zu Nideggen und Siersdorf geschenkt hatte, hierdurch den Grund legend zu der spätern Commende Siersdorf der Deutsch-Ordens-Balley Altenbiesen.

Lacomblet, Urkundenb. I, II. — O. Abel, König Philipp der Hohenstaufe

(1852), bes. S. 182—184. — H. Leo, Die Territorien des deutschen Reiches im 13. Jahrh. I, S. 986 ff. — Chronica regia Coloniensis (Hannov. 1880) p. 175 ff. — A. v. Haesten, Ueberblick über die niederrh.-westfäl. Territorialgeschichte in der Ztschr. d. Berg. Geschichtsvereins II, S. 15 ff. — M. Aschenbroich, Beiträge zur Gesch. des Herzogth. Jülich I, S. 18 ff.

Harleß.

Wilhelm (IV.), Graf von Jülich, Wilhelm's III. Sohn und Nachfolger (1219—1278), unzweifelhaft der bedeutendste und zielbewußteste Herrscher seines Hauses im 13. Jahrhunderte, von dem man mit Recht in neuerer Zeit gesagt hat, daß er in rastloser Thätigkeit mit staatsmännischem Geschicke durch Krieg wie Frieden und ohne in der Wahl seiner Mittel irgend wählerisch zu sein, seine Macht zu erweitern verstanden habe. Hierbei in den Erzbischöfen von Köln, besonders in Konrad von Hochstaden (1238—61), Engelbert II. von Valkenburg (1261—1274) und Siegfried von Westerburg (1275 ff.) und in deren Bestrebungen nach Schaffung und Consolidirung eines geschlossenen, den benachbarten Dynasten überlegenen und dieselben in Abhängigkeit erhaltenden Gebietes die größten Hindernisse klar erkennend, suchte er den Plänen dieser politisch hervorragenden Kirchenfürsten nach Möglichkeit entgegenzutreten, auch wenn er sich in kluger Berücksichtigung der Zeitverhältnisse hin und wieder auf ihre Seite stellte. Beim Tode des Vaters wahrscheinlich noch sehr jung — er war schwerlich vor 1210 geboren — und zunächst daher unter der Vormundschaft seiner Oheime von mütterlicher Seite, der Herzöge Walram und Heinrich von Limburg, ward W. vom Pfalzgrafen Otto bei Rhein am 14. Februar 1234 ebenso wie sein Vater mit der Waldgrafschaft nebst der Vogtei und dem Pfalzbezirk zu Zülpich belehnt. Ferner erhielt er als pfälzische Lehnsstücke die Vogteien Breisig, Wesseling bei Bonn, Vilich, Bergheimer Dorf, Paffendorf, Holzweiler, die Vogtei über die Abtei Cornelimünster an der Inde, diejenigen zu Froitzheim und Türnich, und gewann nach und nach eine Reihe größerer und kleinerer Herren, meist am Nieder- und Mittelrhein, als Vasallen. Vorher schon hatte er unter dem 9. December 1227 vom Stifte St. Gereon zu Köln die Vogtei über dessen Frohnhof zu Viersen empfangen und zugleich begonnen, das Ansehen des Hauses durch Zuwendungen an Kirchen und Klöster außerhalb wie innerhalb seines Landes zu erhöhen. Belege hierfür bieten die Bestätigung der Schenkung der Kirchen zu Nideggen und Siersdorf an den deutschen Orden (1225), der Schutzbrief für die Güter des Klosters Ophoven im Jülich'schen (1226), die Ueberweisung des Baugrundes nebst der Pfarrkirche zu Bürvenich und den zugehörigen gräflichen Allodialgütern an das Cistercienser-Nonnenkloster daselbst (im April 1234), die Ueberlassung des Rottzehnten im Walde Asp an die Abtei Brauweiler (im November 1236), die Verleihung des Beholzungsrechtes im Ardennenwalde an das Kloster auf dem Salvatorberge zu Aachen für dessen Hof Schleiden (1237) u. a. m. Zunächst treu zu Kaiser Friedrich II. haltend und Zeuge bei der Privilegienbestätigung desselben für die Kölner vom Mai 1236, gelangte er zufolge Verschreibung Königs Konrad IV. vom 12. Dec. 1246 und zur theilweisen Entschädigung für die zu leistende Hülfe in den Pfandbesitz des Reichsorts Düren. Und auch das Bündniß mit Aachen vom 1. December 1241 zeigt W. auf der Seite Kaisers Friedrich II. Es kam damals zwischen W., den Städten Aachen und Köln und den meisten Dynasten am Niederrhein einer- und Erzbischof Konrad von Köln, der sich bekanntlich gegen Friedrich II. erklärt hatte, andererseits zum offenen Kampfe und zur Gefangennehmung Konrad's durch W., der Ersteren bis zum Friedensschlusse vom 2. November 1242 auf seinem Schlosse Nideggen festhielt. Kaiserliche Gunstbezeigungen verhinderten den Grafen gleichwol nicht, sobald es sein Interesse erheischte, der siegreich ge-

wordenen Partei Erzbischofs Konrad sich anzuschließen, um von dem Gegenkönige Wilhelm von Holland Bürgschaft für das Erworbene zu erlangen. W. erscheint daher auch als Zeuge in Urkunden desselben Königs Wilhelm's zwischen 1248 und 1252. So bald Gegner, bald Verbündeter der Stadt Köln, erscheint er immer auf der Wacht gegen die Uebergriffe der Erzbischöfe und bestrebt, wo und wie er kann, namentlich auch durch Theilnahme an Fürstenbündnissen, jene an der Erreichung ihres Zieles zu hindern. Zeitweilige Verständigungen zwischen Erzbischof Konrad und W. in betreff schwebender Streitpunkte und an diese sich anknüpfende Schiedssprüche (vom Mai und October 1253, sowie Februar 1254) waren nicht von Dauer, vielmehr blieben die Reibungen ebenso wie deren Veranlassungen bestehen. In der Fehde, welche zwischen Erzbischof Konrad und Bischof Simon von Paderborn wegen der Befestigung des im Kölnischen Herzogthum Westfalen belegenen Salzkotten durch Letzteren 1255 entstanden war, sehen wir W. im Bunde mit dem Bischofe, wogegen der Jülicher Graf im Vereine mit dem Grafen Adolf IV. von Berg und dessen Bruder Herzog Walram von Limburg unter dem 2. October 1257 dem Erzbischofe Beistand in dem Kriege gegen Köln gelobt. Als am 22. und 27. Mai 1257 König Richard die Privilegien von Aachen und Köln bestätigte, war W. unter den als Zeugen anwesenden Reichsfürsten. Um dieselbe Zeit erfolgte wahrscheinlich auch die Verleihung der Schirmvogtei über Aachen und der Obhut über den Reichsort Sinzig durch den König an W. Als nun nach Konrad's Tode (29. Sept. 1261) dessen Neffe, der Kölner Dompropst Engelbert von Valkenburg als Engelbert II. den Erzstuhl bestiegen, war es hauptsächlich W., der in den fast ununterbrochenen Kämpfen dieses Erzbischofs wider die Stadt Köln die Interessen der weltlichen Territorialherren und die Rechte der Kölner Bürger vertrat. Gegen W. als die Seele alles Widerstandes gegen seine Pläne richtete sich daher Engelbert's Rache: nachdem er plötzlich die Jülich'sche Besatzung zu Sinzig überfallen und zur Ergebung gezwungen, durchzog er verwüstend die Grafschaft Jülich, auf diese Weise den zunächst unvorbereiteten Grafen schwer bedrängend. Doch gelang es diesem, mit Hülfe der Grafen von Geldern und Berg, der Kölner und anderer den Erzbischof auf der Haide bei Zülpich am 18. October 1267 zu besiegen und als Gefangenen in seine feste Burg Nideggen zu führen. Um diese Gefangenschaft, welche trotz Bann und Interdict (— durch Urkunden vom 2. August 1268 und 23. August 1270 wiederholt verhängt und eingeschärft —) $3\frac{1}{2}$ Jahr lang währte, hat die Sage ihren Schleier gewoben, indem sie berichtete, der Graf habe seinen Feind in starken Fesseln und stets in einem eisernen Vogelkorb eingeschlossen gehalten. Nur so viel scheint thatsächlich zu sein, daß der Graf seinen Gefangenen nöthigte, die Ritterrüstung, die er in der Schlacht getragen, auch im Gewahrsam zu Nideggen beizubehalten; er soll dem päpstlichem Nuntius erklärt haben, es sei irrig, wenn man glaube, daß er einen Erzbischof gefangen halte; der Nuntius möge nur einmal zusehen, was für einen Vogel er im Käfig habe. Im April 1271 wurde Engelbert II. nach Zahlung eines hohen Lösegeldes aus dem Gefängnisse entlassen. Das Lösegeld benutzte W. zur Vermehrung der Zahl seiner Vasallen, durch Anwerbung u. a. der Edelherren Wirich von Frenz, Gerlach von Isenburg, Ludwig von Neumahr und des Raugrafen Konrad. In den Jahren 1273 und 1274 mehrfach in Urkunden König Rudolf's von Habsburg als Zeuge auftretend und als Freund der Kölner bei diesem wohl angesehen, empfing W. am 24. November 1273 vom Könige die Schlösser Liedberg, Caster und Worringen als Lehen zurück, die Letzterer gleichzeitig für 3000 Mark vom Grafen erworben hatte. Nach Engelbert's II. Ableben (20. October 1274) erkannte der Nachfolger desselben, Siegfried von Westerburg in der wachsenden Macht des Jülicher Grafen und besonders auch

in dem Besitze der drei vorgenannten Schlösser, welche mit Jülich, Nideggen und Düren gewissermaßen einen Ring um das Erzstift schlossen, die stärksten Anstöße, und obwol es auf seine Veranlassung geschehen war, daß Papst Gregor X. am 13. April 1275 ihn ermächtigte, W. von dem Banne und dessen Land von dem Interdicte loszusprechen, so breitete er doch alsbald durch Bündnisse (mit Aachen, dem Herzoge Walram von Limburg, dem Bischofe Konrad von Osnabrück, dem Herzoge Johann I. von Brabant) den Kampf gegen W. vor. Auch dieser rüstete, indem er zuvörderst die Burggrafen Dietrich von Rheineck, Arnold und Johann von Hammerstein, den Edelherrn Wilhelm von Helpenstein und den Grafen Siegfried von Wittgenstein zu Lehnsmannen anwarb. Nach einem vergeblichen Vermittelungsversuche ward am 17. März 1277 zu Deutz ein großes Bündniß gegen den Erzbischof vereinbart, an dem außer W. und dessen gleichnamigem ältesten Sohne Bischof Simon von Paderborn, Landgraf Heinrich von Hessen, Graf Adolf V. von Berg, die Grafen Godfried von Sayn, Otto von Nassau, Engelbert von der Mark und viele andere rheinische und westfälische Dynasten Theil nahmen. Ein vernichtender Schlag schien Siegfried bevorzustehen. Da ward, nachdem Bischof Simon im Sommer und Graf Engelbert von der Mark im Herbst 1277 gestorben, auch das Haupt der Verbündeten am Rheine, unser Graf, unerwartet vom Verhängniß ereilt. Das mit Erzbischof Siegfried und dem Herzog von Limburg verbündete Aachen hatte sich vom Herzoge Johann von Brabant bewegen lassen, ihn förmlich als obersten Vogt, wie es seine Vorfahren seit unvordenklicher Zeit gewesen, anzuerkennen, wogegen der Herzog der Stadt seinen Schutz zusicherte. Hierdurch zu raschem Handeln getrieben, drang W. in der Nacht zum 17. März 1278 mit seinem ältesten und zwei unehelichen Söhnen und etwa 400 Rittern in Aachen ein, ward aber, als die Bürger von allen Seiten auf seine Mannen losstürmten, die in der Dunkelheit und in den engen Straßen sich nicht zum Angriffe sammeln konnten und so in ihrer Vereinzelung nach und nach aufgerieben wurden, mit den Söhnen elend erschlagen, angeblich von einem Schmiede oder Metzger. Auf die Kunde hiervon eilte Siegfried nach Köln, um im Dome eine Festmesse, die Messe vom hl. Petrus, anzustimmen: „Nun weiß ich wahrlich, daß der Herr seinen Engel gesendet, der mich befreit hat von dem Rachen des Löwen", eine Anspielung offenbar auf das Jülich'schen Wappen, das einen Löwen im Felde zeigt. Der Erzbischof, von seinem größten Feinde befreit, eroberte in kurzer Zeit fast dessen ganzes Land, mit Ausnahme allein der Burgen Nideggen und Heimbach, ringsumher alles furchtbar verwüstend. Wilhelm's zweiter Sohn und Nachfolger Walram vermochte nach mehrjährigen heftigen Kämpfen erst den größeren Theil seines Erbes und den Rest dann infolge der Worringer Schlacht (5. Juni 1288) zurückzugewinnen, nachdem Wilhelm's Wittwe, Gräfin Rikardis und deren Söhne bereits am 14. October 1279 unter der Vermittelung des Grafen Godfried von Sayn eine vorläufige Sühne mit Siegfried geschlossen hatten, laut deren Jülicher Seits unter anderem auf die Vogtei über Zülpich und das Schloß Liedberg verzichtet wurde. W. war, wie gewöhnlich angenommen wird, zweimal verheirathet, zuerst mit Margaretha von Geldern, Tochter des Gerhard von Geldern und der Margaretha von Brabant und Schwester des Grafen Otto von Geldern, die ihm 1236 verlobt wurde, dann mit Rikardis oder Rikarda vom Limburg. Neuere Forschungen haben indessen sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Ehe mit Margaretha nicht zu Stande gekommen ist und der Graf also nur einmal, mit Rikarda, vermählt war, welche letztere Schwester des Grafen Otto und der wol früh gestorbenen Margaretha, sonach eine Gräfin von Geldern gewesen ist. Aus der Ehe mit Rikarda entstammten 4 Söhne und 5 bis 6 Töchter, nämlich 1) Wilhelm, geboren um 1241, † 1278; 2) Walram, Propst zu Aachen, später

Graf von Jülich († 1297); 3) Otto, Propst zu Maestricht, später Bischof von Utrecht († um 1293); 4) Gerhard, der dem Bruder Walram als Graf von Jülich succedirte (1297—1328); 5) Mathilde, geboren um 1240, um 1258 vermählt mit dem Ritter Johann, ältesten Sohn des Arnold Grafen von Looz und Chiny; 6) Margaretha, 1262 als Gattin des Grafen Dietrich von Katzenellenbogen erwähnt, seit dem 13. Januar 1276 Wittwe, † am 12. October 1292; 7) Rikarda, vor 1265 mit dem Grafen Wilhelm von Salm vermählt; 8) Katharina, als Gattin Johann's von Aremberg, Burggrafen zu Köln, genannt, lebte 1287 als Wittwe und Vormünderin ihrer kleinen Tochter Mathilde; 9) Peronetta, welche die Gemahlin Ludwig's von Arnsberg wurde, Sohnes des mit W. befreundeten Grafen Godfried von Arnsberg; Ludwig ist am 2. Mai 1313 gestorben, Peronetta vor dem 6. Januar 1304; 10) eine jüngere Mathilde, die 1287 noch puella heißt und am 2. Mai, wahrscheinlich unvermählt, dem Nekrolog des Kölner Franziskanessenklosters zufolge, gestorben ist. Von den Töchtern ist übrigens die dritte, die vorgenannte Rikarda, einigermaßen zweifelhaft.

Lacomblet, Urkundenbuch f. d. Gesch. des Niederrh. II. — Derselbe, Archiv f. d. Gesch. des Niederrh. III, 50—91. — Quix, cod. diplomat. Aquens. I, Pars 2. — A. v. Haeften, Ueberblick über die niederrh.-westfäl. Territorialgesch. bis zu Anf. des 15. Jahrh., in der Zeitschr. des bergischen Geschichtsvereins II, 16—19. — H. Leo, Territorien des Deutschen Reiches im 13. Jahrh. I, 987—989. — Friedr. Haagen, Gesch. Aachens I, 189 ff. — W. Graf von Mirbach, Beiträge zur Gesch. der Grafen von Jülich, in der Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins XI, 98—159. Harleß.

Wilhelm I., Herzog von Jülich, folgte als Graf Wilhelm V. seinem Vater Gerhard am 29. Juli 1328 in der Regierung. Als ein Mann von großen politischen Fähigkeiten hat er es verstanden, sich bei dem jeweiligen Reichsoberhaupt bedeutenden Einfluß zu sichern, gegen alle Eventualitäten sich den Rücken zu decken und auf diese Weise sein Haus zu einer fürstlichen Dynastie zu erheben. Dadurch, daß er seinem Bruder Walram das Erzbisthum Köln zu verschaffen wußte, hat er sich selbst den besten Dienst geleistet, da er an diesem Bruder Zeit seines Lebens den treusten Bundesgenossen hatte.

Sein erster Kriegszug galt der Stadt Lüttich, die ihren Bischof zur Flucht gezwungen hatte. Der Krieg verlief indessen, ohne W. oder seinem Land irgend welchen Gewinn zu bringen. Im allgemeinen suchte W. von vornherein mit seinen nächsten Nachbarn in gutes Einvernehmen zu kommen; das beweisen seine Bündnisse mit Kurköln und Geldern, sowie mit den Reichsstädten Köln und Aachen. Zu König Philipp von Frankreich trat W. zwar in Vasallitätsverhältniß, bewies sich jedoch als einen der treuesten Anhänger des deutschen Königs Ludwig. Besonders eng schloß er sich an diesen an nach dem Tode des Papstes Johann XXII., auf den er bis dahin insofern Rücksicht nehmen mußte, als er dessen Hülfe zur Erlangung des erzbischöflichen Stuhles in Köln für seinen Bruder Walram bedurfte. Bald darauf, 26. Februar 1335, erhielt er von Ludwig das sogen. Reich von Aachen in Pfandbesitz. Noch höhere Gunstbezeugungen brachte ihm das folgende Jahr. Im Lager bei Schärding ertheilte der Kaiser dem mit Margarete von Ravensberg verlobten gleichnamigen Sohn Wilhelm's Anwartschaft auf alle Reichslehen und Pfandschaften der Grafen von Berg. Da Ludwig's Vorgänger bedeutende Anleihen beim Hause Jülich erhoben hatten (77 500 Gulden), erhielt W. jetzt Düren, Kaiserswerth, Sinzig, die Meierei Aachen, Boppard und Oberwesel in Pfandbesitz. Auch durfte er fortan die Propsteien zu Aachen, Kerpen und Kaiserswerth besetzen. Wenige Tage später wurde W. durch einen neuen Beweis der kaiserlichen Gunst ausgezeichnet:

im Lager bei Landau wurde er am 21. August 1336 zum Markgrafen und Fürsten des Reiches erhoben, sein Land zur Markgrafschaft und zum Fürstenthum. Er erhielt dabei das Recht, bei feierlichen Gelegenheiten dem König das Scepter vorzutragen und vier Hofämter erblich zu verleihen. So waren Truchseß, Marschall, Schenk und Kämmerer fortan Erbämter in Jülich. Außerdem erhielt W. den Reichswald zwischen Cornelimünster und Montjoie, sowie das Recht, Münzen zu schlagen.

Auch abgesehen von diesen Gunstbezeugungen tritt es an den Tag, daß der Kaiser große Stücke auf seinen Schwager W. hielt. In Paris und Avignon führte W. für Ludwig diplomatische Verhandlungen, die allerdings nicht zu dem gewünschten Ziele führten. Ebenso gingen auch die Verhandlungen mit England durch Wilhelm's Hand und verschafften ihm neue Ehren. Zum Dank für das glückliche Zustandekommen eines gegen Frankreich gerichteten Bündnisses mit England wurde W. vom Kaiser am 25. Juli 1338 zum Reichsmarschall und zwei Jahre später von König Richard zum Pair und Grafen von England ernannt.

Bei aller Treue gegen den Kaiser vermied es W. sorgfältig, alles auf eine Karte zu setzen. So z. B. sicherte er sich im Jahre 1338 eine bedeutende Stellung für den Fall, daß Graf Reinald von Geldern zum römischen König gewählt würde. Und als Erzbischof Walram aus finanziellen Gründen im J. 1346 durch die Wahl und Krönung Karl's IV. eine politische Schwenkung machte, betheiligte sich W. zwar nicht daran, hatte sich aber doch durch den Bruder die günstigsten Zusagen des Königs Johann von Böhmen für den Fall der allgemeinen Anerkennung Karl's IV. zu verschaffen gewußt. Erst nach Ludwig's Tod verständigte er sich mit dem neuen König, von dem er im Januar 1348 mit dem vierten Theil der Lande Hennegau, Holland, Friesland und Seeland belehnt und in seinen Pfandschaften bestätigt wurde. Wilhelm's vorhin angedeutete Beziehung zum englischen Hof befähigte ihn, jetzt auch dem König Karl wichtige diplomatische Dienste zu leisten und zwischen ihm und England den Vermittler zu spielen. Karl IV. dankte es ihm, indem er ihn zu seinem Geheimen Rath und „Gesellen" machte mit der Erlaubnis, die gleiche Kleidung wie der König zu tragen; zugleich gelobte er, ohne Wilhelm's Rath und Einverständniß in wichtigen Dingen nichts zu unternehmen, und ertheilte ihm Anwartschaft auf ein heimfallendes Reichslehen.

Das intime Verhältniß Wilhelm's zu seinem Bruder Walram tritt bei verschiedenen Gelegenheiten zu Tage; wechselseitig stehen sie einander bei, theils kämpfend, theils vermittelnd. So finden wir W. beteiligt an den Fehden Walram's gegen die Grafen von Loen, Arnsberg, Mark und Waldeck in den Jahren 1344 und 1345. Und als W. in dem schlimmen Jahr des schwarzen Todes (1349) mit einer Auflehnung seiner Söhne Gerhard von Berg und Ravensberg und Wilhelm zu kämpfen hatte, gelang es ihm vor allem durch Walram's treuen Beistand seine Autorität zu wahren und die übel berathenen Söhne zum Gehorsam zurückzubringen. Die Veranlassung zu dieser Empörung der Söhne ist wohl in den übeln finanziellen Verhältnissen zu suchen, in die W. durch seine Theilnahme an der großen Politik gerathen war. W. hatte sich genötigt gesehen, Geldsummen gegen Verschreibung von Leibrenten zu erwerben und das Land um Bürgschaft anzugehen. Auf diese Weise wuchs die Macht der Landstände in einer die Actionsfreiheit des Landesherrn beschränkenden Weise. Ob mit diesen Verhältnissen auch der Zwist mit Wilhelm's Erbdrost Dietrich Schimman von Aldenhoven im J. 1355 in Zusammenhang zu bringen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten.

Die Verdienste, welche W. sich durch seine Bemühungen um das Zustande-

kommen des Landfriedens erworben hatte, blieben nicht unbelohnt. Auf einem großen Hoftag in Metz am 21. December 1356 wurde er vom Kaiser zum Herzog von Jülich und Grafen von Valkenburg erhoben. Die Markgrafschaft sollte fortan ein Herzogthum, die Reichsherrlichkeit Valkenburg eine Grafschaft sein, mit der W. bei dieser Gelegenheit belehnt wurde. Dieser Besitz wurde ihm jedoch von Walram von Valkenburg streitig gemacht. Man kam schließlich dahin überein, den Streit der Entscheidung des Kaisers zu unterwerfen; bis dahin sollte Wenzel, Herzog von Brabant, die Grafschaft verwalten. Bevor jedoch diese Entscheidung erfolgte, starb W. in der Nacht auf den 26. Februar 1361. Mit seiner Gemahlin Johanna, der Tochter des Grafen Wilhelm von Holland, die ihm am 24. Juni 1317 verlobt worden war, hatte er drei Söhne und vier oder fünf Töchter erzeugt. Sein ältester Sohn Gerhard bekam durch die Heirath die Grafschaften Berg und Ravensberg. In Jülich folgte ihm sein zweiter Sohn Wilhelm. Sein dritter Sohn hieß Reinhard. Rikarda scheint die älteste Tochter gewesen zu sein; 1330 wurde sie Gattin des Herzogs Otto IV. von Niederbaiern, der jedoch schon am 14. December 1334 kinderlos starb. 1339 vermählte sie sich mit dem Grafen Engelbert von der Mark. Philippa war seit 1357 Gemahlin des Gotthard von Heinsberg zu Dahlenbroich und starb am 24. August 1390. Elisabeth heirathete nach dem Tod ihres ersten Gatten, des Grafen Johann von Kent (1352) den Eustach von Anbrechicourt. Johanna heirathete den Grafen Wilhelm von Wied und starb vor 1367. Eine Tochter, ob eine fünfte ist ungewiß, wurde am 4. August 1334 dem dritten Sohn des Herzogs von Brabant, Gottfried, zu Cambray verlobt; die Verlobung bestand noch im J. 1345. W. wurde, wie seine ihn überlebende Gattin, in der Kirche zu Nideggen beigesetzt, die er durch Verlegung des Stifts Stommeln zur Collegiatkirche gemacht hatte.

Lacomblet, Urkundenbuch für d. Gesch. des Niederrheins, III. — Lacomblet, Archiv f. d. Gesch. d. Niederrh. IV, 50 ff. — v. Mirbach, Beiträge zur Geschichte der Grafen von Jülich (Zeitsch. d. Aachener Gesch.-Ver. XIII, 123 ff.).

Redlich.

Wilhelm II., Herzog von Jülich, der zweite Sohn Wilhelm's I., folgte diesem am 26. Februar 1361 in der Regierung. Der Zug ins Große, der seinen Vater auszeichnet, fehlt ihm; seine Thätigkeit geht auf in der Sorge um die Integrität seines Gebiets und bietet des Bemerkenswerthen wenig. Als das Wichtigste wäre wol zu bezeichnen, daß während Wilhelm's Regierung die Vereinigung Jülichs mit Geldern angebahnt wurde.

Der Verheirathung seines älteren Bruders Gerhard mit der bergischen Erbtochter, die zuerst ihm selbst zugedacht war, verdankte W. die Succession in Jülich. Er selbst hatte sich mit der ihm im vierten Grade verwandten Maria, Tochter des Herzogs Reinald II. von Geldern, zunächst ohne kirchlichen Dispens vermählt. Erst durch Papst Urban V. wurde am 25. December 1362 dieser Dispens ertheilt, infolge dessen W. als Buße eine Wallfahrt ins Ausland antrat. Streitigkeiten wegen Montjoie, Valkenburg und Zülpich wurden auf gütlichem Wege beigelegt und auf diese Weise vorläufig ernstere Auseinandersetzungen mit dem Herzoge Wenzel von Brabant vermieden. Beide Herzöge schlossen vielmehr am 11. November 1364 in Aachen einen Landfrieden zwischen Maas und Rhein ab, dem dann auch Kurköln und die Stadt Köln beitraten. Indessen hatte diese Einigkeit keinen langen Bestand. Mit dem Verweser des kölnischen Erzstifts Erzbischof Kuno von Trier kam es wegen Zülpich zu neuen Streitigkeiten. Jülich schloß mit der Stadt Köln, die sich in ihren Privilegien verletzt fühlte, einen engeren Bund im Herbst 1369. Dazu kam, daß die Beraubung brabantischer Kaufleute im Jülichschen den Herzog Wenzel veranlaßte,

als Haupt des Landfriedens Genugthuung zu fordern. Da Jülich nicht darauf einging, kam es zum Krieg mit Brabant.

Mit einem stattlichen Heere rückte Herzog Wenzel über Maestricht bis Baesweiler bei Geilenkirchen vor. W., unterstützt von seinem Neffen, dem Grafen Wilhelm von Berg, seinem Schwager Gottfried Herrn von Heinsberg, von kölnischer Ritterschaft und dem Herzog Eduard von Geldern, nahm am 22. August 1371 die Schlacht an und hatte ihren glücklichen Ausgang nur dem energischen Eingreifen der geldrischen Truppen zu danken. Herzog Wenzel selbst kam dabei in jülichsche Gefangenschaft. Der Verlust war auf beiden Seiten bedeutend; jülichscherseits hatte man den Tod des Herzogs Eduard von Geldern zu beklagen, der nach dem Bericht eines Chronisten der Rache eines seiner Unterthanen zum Opfer fiel. Wie er, starb bald darauf auch sein Bruder Reinald ohne Hinterlassung eines männlichen Erben. So konnte das Herzogthum Geldern vom Kaiser als Lösepreis für Wenzel ins Auge gefaßt werden. Indessen ließ W. sich erst dann darauf ein, als der Kaiser 1372 mit Heeresmacht den Bruder zu befreien Miene machte. Er führte Wenzel frei von Haft und Lösegeld dem Kaiser entgegen und gab ihm die Entscheidung anheim. Karl IV. verlieh nun Wilhelm's gleichnamigem Sohne, der mit Katharina, der Tochter des Pfalzgrafen Albert, Grafen zu Hennegau und Holland verlobt wurde, das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen, mit der Bestimmung, daß W. bis zur Großjährigkeit seines Sohnes dort die Regierung führen sollte. Zwischen W. und Herzog Wenzel wurde gleichzeitig ein besonderes Bündniß aufgerichtet. Parteiungen in Geldern führten zum Kampf gegen Jülich. Die Schwester der Herzöge Eduard und Reinald, Mathilde, Wittwe des Grafen Johann von Cleve beanspruchte die Succession in Geldern, verband sich 1373 mit der Herzogin Johanna von Brabant gegen W. und vermählte sich mit dem Grafen Johann von Blois. Jedoch kam es im April 1374 zum Frieden, gemäß welchem das Land zwischen Mathilde und Jülich getheilt werden sollte. Da sich Mathilde indessen nicht zu behaupten vermochte, verzichtete sie 1379 gänzlich auf die Succession. Nach Beendigung des geldrischen Krieges durch den Frieden mit Mathilde, infolge dessen es zur erneuten Aufrichtung des Landfriedens zwischen Maas und Rhein gekommen war, hatte W. gegen seinen Neffen, den Grafen Wilhelm von Berg Krieg zu führen wegen gewisser Erbansprüche des Letzteren. Durch Abtretung von Breisig und Sinzig im J. 1376 erklärte sich Graf Wilhelm befriedigt. W. starb im J. 1393 und hinterließ von seiner ihn überlebenden Gattin drei Kinder: Wilhelm, Reinald und Johanna, letztere vermählt mit Johann von Arkel.

Lacomblet, Urkundenbuch f. d. Gesch. d. Niederrh. III. — Lacomblet, Archiv f. d. Gesch. d. Niederrh. IV, 86 ff. — Kelleter, Die Landfriedensbünde zwischen Maas u. Rhein im 14. Jahrh. Paderborn 1888, S. 27 ff.

Redlich.

Wilhelm IV., Herzog von Jülich (als Herzog von Berg Wilhelm II.), geboren am 9. Januar 1455 als ältester Sohn des Herzogs Gerhard und der Herzogin Sophia geb. von Sachsen-Lauenburg, folgte am 18. August 1475 seinem Vater in der Regierung sämmtlicher drei Länder Jülich, Berg und Ravensberg, da sein jüngerer Bruder Adolf (geboren am 22. Februar 1457) schon am 19. September 1473 kurz nach der Mutter an einer Epidemie gestorben und damit die Gefahr einer Theilung des Erbes glücklich beseitigt worden war. Schon in des Vaters letzten Lebensjahren oder wenigstens nach dem Tode der Mutter hatte W. Theil an der Landesregierung. Seit Herzog Gerhard, etwa im J. 1460, einer unheilbaren Geisteskrankheit verfallen war, hatte Herzogin Sophia mit bewundernswerther Energie die Regierung in die Hand ge-

nommen. Ein Glück für das Land, daß sie nicht eher abgerufen wurde, als bis W. im Stande war, den landesherrlichen Pflichten zu genügen.

Schon 1472 war W. verlobt worden mit Elisabeth Gräfin von Nassau-Saarbrücken und hatte die Huldigung in den Herrschaften Heinsberg Löwenberg, Diest und Zichem, die sie ihm zubrachte, empfangen. Die Vermählung erfolgte wol erst im J. 1474. Schon wenige Jahre darnach, am 11. März 1479 starb Elisabeth am Wochenfieber; vermuthlich war das Kind, das ihren Tod verursachte, ein todtgebornes. So blieb W. ohne einen Erben und mußte bald nach Elisabeth's Tod an eine Wiedervermählung denken. Es tauchte der Plan einer Verbindung Wilhelm's mit Philippa von Geldern, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf, auf und wurde von König Ludwig XI. von Frankreich aufs wärmste empfohlen. Die alten Ansprüche Jülichs auf Geldern, die 1473 für die namhafte Summe von 80 000 Gulden an Burgund abgetreten worden waren, hätten dadurch wieder aufgenommen werden müssen, Jülich wäre auf diese Weise in einen Krieg gegen Burgund gedrängt worden, und das war es eben, was in Frankreichs Interesse lag. Indessen kam jener Plan nicht zur Ausführung, sondern eine Verbindung mit dem hohenzollernschen Hause; W. entschloß sich zur Ehe mit der Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, Sibylla. Der förmliche Verlobungsvertrag wurde am 15. November 1480 zu Köln durch Erzbischof Hermann von Köln, Herzog Albrecht von Sachsen und Landgraf Heinrich von Hessen aufgerichtet. Ueber die, ebenfalls in Köln, mit großem Gepränge gefeierte Vermählung am 8. Juli 1481 ist ein Bericht erhalten, der an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Dieser allem Anschein nach glücklichen Ehe entsproß nur eine Tochter, die am 3. Aug. 1491 geborene (am 22. Aug. getaufte) Maria. Die Mitgift seiner ersten Gattin hatte W. zunächst in Fehde mit den Grafen von Manderscheid und mit Friedrich von Sombref, Herrn zu Kerpen verwickelt. Letztere endete durch den am 25. März 1473 von dem Erzbischof Johann von Trier aufgerichteten Sühnevertrag, der Friedrich zwang, auf Tomberg und Königswinter zu verzichten. Mit den Grafen von Manderscheid kam es dagegen erst im folgenden Jahre zu völligem Frieden. Durch Elisabeth's Tod ohne Erben fiel der Anspruch auf die Heinsbergischen Lande an die mit dem Pfalzgrafen Johann von Simmern vermählte jüngere Schwester Johanna. Indessen mochte W. diesen für die Abrundung seines Territoriums außerordentlich wichtigen Zuwachs nicht missen und erkaufte im März 1484 mit Hülfe einer Landesbede für 60 000 Gulden das Erbrecht. Dadurch, daß W. später, durch Vertrag vom 27. August 1499, einen Theil der Erbschaft, nämlich Diest, Zichem und Zeelhem dem Grafen Engelbert von Nassau-Vianden überließ und dafür in den Besitz von Millen, Gangelt und Waldfeucht kam, wurde eine noch günstigere Arrondirung bewirkt. Außer dieser wichtigsten Gebietserweiterung brachte Wilhelm's Regierungszeit dem jülich-bergischen Staat noch weiteren Zuwachs: Schloß und Land Brüggen mit Dülken, Dahlen, Venrath und Süchteln, ferner Wassenberg, Born, Sittard und Süstern, alles dies kam durch Cessionsverträge des Grafen Wilhelm von Wied und Mörs im J. 1494 in jülichschen Besitz.

Wilhelm's auswärtige Politik diente bis zum Jahre 1498 durchweg dem Interesse des Hauses Burgund; von da ab beginnt unter französischem Einfluß die Wendung zur Neutralität. Die Rivalität zwischen Burgund und Frankreich und im Zusammenhange damit die Kämpfe um Geldern nahmen in jener Zeit ausschließlich das Interesse ganz Westdeutschlands in Anspruch. Darüber treten die Reibungen zwischen den einzelnen niederrheinischen Territorien, wie sie früher an der Tagesordnung waren, in den Hintergrund und machen allenthalben Freundschaftsbündnissen Platz. Diese unterscheiden sich in sehr bemerkenswerther

Weise von ähnlichen Verträgen früherer Zeit, die im Grunde nicht viel mehr als einen kurzen Waffenstillstand bezeichneten. So kam 1475 ein Bündniß Wilhelm's mit Landgraf Heinrich von Hessen zu Stande, dessen Erneuerung im J. 1495 nur formell durch den Regentenwechsel in Hessen veranlaßt war. Aehnliche, nicht minder dauerhafte Verträge verbanden W. mit Trier (1476), Stadt Köln (1476), Cleve-Mark (1478), Kurköln (1487), Kurbrandenburg, Osnabrück, Minden, Holstein, Lippe (1491), Lüttich (1492). Der wichtigste dieser Verträge ist der mit Cleve abgeschlossene, da er sich im J. 1496 zur Erbeinung umwandelte.

Wir versuchen, einen kurzen Ueberblick über Wilhelm's burgundisch-geldrische Politik zu geben, um das oben kurz Angedeutete näher zu begründen. Es ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß wenigstens für die ersten beiden Jahrzehnte der Regierung Wilhelm's genauere Untersuchungen noch ausstehen.

W. befand sich beim Beginn seiner politischen Thätigkeit in einer außerordentlich schwierigen Lage durch die Einmischung Burgunds in die Kämpfe um das kölnische Erzstift. Die Stadt Köln mußte das Schlimmste befürchten, wenn Karl der Kühne am Niederrhein die Oberhand gewann und so stand sie vornehmlich im Mittelpunkt der Action gegen Herzog Karl. W. wie sein Vater standen im Herzen durchaus auf Kölns Seite, suchten auch durch diplomatische Verhandlungen das Schlimmste abzuwenden, befanden sich aber schließlich durch die Belagerung von Neuß und die Nachbarschaft des mächtigen burgundischen Heeres in einer Zwangslage. W. wäre nicht im Stande gewesen, dem Herzog Karl militärisch die Spitze bieten zu können und sah sich veranlaßt, Ende 1474 in das freundschaftliche Bündniß seines Vaters zum Burgunderherzog mit einzutreten. Da Kaiser Friedrich III. ein Reichsheer gegen Erzbischof Ruprecht's Anhänger und Helfer zusammengebracht hatte, mußte Wilhelm's Haltung Anstoß erregen. Nach seiner Ankunft in Köln ließ der Kaiser den Jungherzog wiederholt vor sich laden. Zunächst versuchten es Wilhelm's Räthe, die jülich-bergische Politik vor dem Kaiser zu rechtfertigen. Indessen bestand letzterer auf Wilhelm's persönlichem Erscheinen und drohte mit der Reichsacht. So machte W. sich auf nach Köln und hat es allem Anschein nach ausgezeichnet verstanden, den Kaiser umzustimmen, denn von Reichsacht gegen Jülich-Berg ist fortan nicht mehr die Rede. Im weiteren Verlauf des kölnischen Kriegs begegnet mehrfach Wilhelm's vermittelnde Thätigkeit. Seinen Räthen gelang es schließlich, den Erzbischof Ruprecht, nachdem durch den Tod Karl's des Kühnen ihm die Hauptstütze entzogen war, zum Verzicht auf das Erzstift zu bewegen (1477, 26. Juli). Der nun entbrannte Kampf um das Erbe des Burgunderherzogs nahm Wilhelm's Thätigkeit in den nächsten Jahren vorwiegend in Anspruch. Wilhelm's freundschaftliches Verhältniß zu Burgund kam jetzt Maximilian von Oesterreich zu gute, der durch seine Vermählung mit Maria von Burgund (August 1477) das Erbe des Herzogs Karl für sich in Anspruch nahm und nun gegen König Ludwig XI. von Frankreich zu vertheidigen hatte. Am 31. Januar 1478 erhielt W. die Aufforderung des Kaisers gegen Frankreich zu rüsten. Hier, wie auch im Kampf gegen Geldern, das sich vom burgundischen Joch zu befreien strebte, zeigte sich W. als treuer Anhänger Maximilian's. Durch seinen Sieg bei Guinegate hatte Maximilian allerdings die Niederlande Frankreich gegenüber behauptet, dann aber im Frieden von Arras (1482) soviel abtreten müssen, daß neue Zwietracht nicht ausbleiben konnte, umsomehr als Maximilian's Ländergier Frankreichs Eroberungssucht die Waage hielt. Der Versuch Frankreichs, W. zu sich herüberzuziehen durch die geldrische Heirath, war, wie schon oben angedeutet wurde, gescheitert. Die Familienverbindung mit dem streng loyalen und reichstreuen Kurfürsten Albrecht Achilles konnte nur dazu beitragen,

W. noch fester an Maximilian zu ketten. Besonders bezeichnend ist es in dieser Beziehung, daß W. an der zwischen dem Erzherzog und dem Herzog Johann von Cleve eintretenden Spannung, trotz seiner engen Verbindung mit letzterem, keinen Theil hatte. Im Osten wie im Westen war die habsburgische Herrschaft damals bedroht; so wurde Wilhelm's Hülfe 1487 gegen den Ungarnkönig Matthias Corvinus in Anspruch genommen und im folgenden Jahre zur Befreiung des Königs Maximilian aus den Händen der revoltirenden Flandrer. Auch nachdem Maximilian seiner Haft in Brügge entledigt war, bedurfte es bis ins Jahr 1489 hinein fortwährender Kämpfe gegen die Unbotmäßigkeit der Niederländer. Dem Herzog Albrecht von Sachsen gelang es schließlich, nicht ohne Wilhelm's aufopfernde Hülfe, den Frieden in den Niederlanden zu erkämpfen. W. hatte den Zug nach Flandern zur Befreiung des Königs den jülichschen Landständen mit wichtigen Zusicherungen bezahlen müssen. Die Rivalität Maximilian's und des Königs von Frankreich hinsichtlich des Besitzes der Bretagne veranlaßte bald nach diesen Ereignissen neue deutsch-französische Kämpfe, an denen W. sich betheiligen mußte. König Karl VIII., dem die Idee vorschwebte, er sei der berufene Erbe Karl's des Großen, machte 1491 Miene, Metz mit dem ganzen linken Rheinufer an sich zu bringen. Es gelang ihm, die Hand der Verlobten König Maximilian's, der Erbin der Bretagne, sich zu gewinnen und damit auch deren Land. Um so größer wurde diese Schmach für Maximilian dadurch, daß seine Tochter Margarethe, die als die Braut Karl's VIII. bereits Jahre lang in Frankreich weilte, nun mit Schimpf und Schande zurückgeschickt wurde, während der ungetreue Bräutigam ihre Mitgift nicht missen mochte. Gegen diese Gefahren für Westdeutschland und zur Rache für die ihm zugefügte Schmach gedachte Maximilian einen rheinischen Fürstenbund ins Leben zu rufen, dessen Bildung W. in die Hand nehmen sollte. Das wies W. ab, erklärte aber seine Bereitwilligkeit zur Unterstützung der habsburgischen Interessen (Februar 1492). Und so kam es allerdings nicht zu dem Fürstenbund, sondern zum Reichskrieg gegen Frankreich, dessen Eroberungslust durch glückliche Kämpfe Maximilian's Halt geboten wurde.

Einen sehr geschickten Coup hatte jedoch in demselben Jahre 1492 die französische Staatskunst gegen Maximilian auszuführen verstanden durch die Aufstellung des bisher in französischer Gefangenschaft lebenden Karl von Egmond als Herzog von Geldern. Dieser unruhige und thatendurstige, als Feldherr geniale und bei seinem Volk beliebte Prätendent hielt von jetzt ab nicht sowol die habsburgische Politik, als auch die Thätigkeit der benachbarten Territorialherren fortwährend in Athem. Für Jülich-Berg wurde diese Nachbarschaft umso störender, als Karl von Geldern mit dem Titel auch den Anspruch auf das Herzogthum Jülich aufrecht erhielt. So einigte sich denn W. mit dem clevischen Herzog zu gemeinsamer Abwehr aller geldrischen Angriffe und unterstützte in den folgenden Jahren wiederholt Maximilian und dessen Sohn Philipp mit Truppen und Kriegsbedarf gegen Geldern. Seit mit dem Herbst 1494 friedliche Verhandlungen um das Recht auf Geldern eröffnet worden waren, suchte W. auf jede Weise dahin zu wirken, daß der Prätendent jenen Titel und damit jeden Anspruch auf Jülich fallen ließe. Maximilian unterstützte W. darin durch kaiserliche Mandate, die jedoch nichts fruchteten. Geldern hörte nicht auf, die Nachbarn zu beunruhigen und schlug alle Vermittlungsversuche in den Wind. So begann man es schließlich in Jülich und Cleve müde zu werden, sich für die habsburgischen Interessen aufzuopfern. Allerdings kam es im Sommer 1498 zu neuen Rüstungen gegen Geldern, aber gleichzeitig begann der französische König Ludwig XII. unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zwischen Jülich, Cleve

und Geldern die Rolle des Vermittlers zu spielen, um auch auf diese Weise dem habsburgischen Interesse entgegenzuarbeiten.

Während Wilhelm's Truppen gegen Geldern kämpften, wurden durch seine Räthe beständig diplomatische Verhandlungen mit Frankreich gepflogen, die zu dem Präliminarfrieden von Herkenbusch am 20. Juni 1499 führten. Hierdurch verpflichteten sich die Herzöge von Jülich, Cleve und Geldern, persönlich beim König in Frankreich zu erscheinen und durch ihn ihre Streitigkeiten beilegen zu lassen. So reiste W., dem das Friedensbedürfniß seines Landes vor allem am Herzen lag, nach Frankreich und verweilte hier mehrere Monate, da die Rückkehr des Königs aus Italien sich verzögert hatte. Auch Karl von Geldern war persönlich erschienen, während der clevische Herzog einerseits durch die Fehde mit dem Bisthum Utrecht, dann aber wol auch durch den Mangel an versöhnlicher Gesinnung gegen Geldern ferngehalten worden war. Der Vertrag von Orléans vom 29. December 1499 regelte die Beziehungen zwischen Jülich und Geldern in der von W. erwünschten Weise, wenn er sich auch dazu entschließen mußte, das 1498 eroberte Erkelenz preiszugeben. Die endgültige Entscheidung über die gegenseitigen Ansprüche behielt sich König Ludwig allerdings vor; aber er erreichte doch, daß Karl bis dahin auf den jülichschen Titel verzichten wollte. Vor allem war der Friede zwischen den Nachbarn jetzt hergestellt, und was nicht minder werthvoll war, ein Schutz- und Trutzbündniß Frankreichs mit Jülich aufgerichtet worden, in welchem das deutsche Reich jedoch ausdrücklich ausgenommen worden war. Sehr befriedigt über diesen Erfolg seiner kostspieligen Reise kehrte W. im Januar 1500 zurück und erklärte dem Landtag, künftig würden die französischen Truppen nur dann im Lande erscheinen, wenn man ihrer bedürfe. So befremdlich nun auch dieser enge Anschluß Wilhelm's an den Reichsfeind erscheinen muß, so wird man für diesen Vorgang doch in erster Linie Maximilian selbst verantwortlich machen müssen, der durch seine Ansprüche auf Geldern Jülich wie Cleve in unendliche Kosten gestürzt und es doch nicht verstanden hatte, einen entscheidenden Erfolg gegen den Prätendenten zu erringen. Sein Bestreben war es, den Kleinkrieg zwischen Jülich, Cleve und Geldern zu verewigen; W. that also nur seine Pflicht seinem Lande gegenüber, wenn er es vor einer derartigen Ruinirung zu bewahren suchte. Seinem diplomatischen Geschick ist es denn auch gelungen, trotz jenes Bündnisses mit Frankreich in einem guten Verhältniß mit Maximilian zu bleiben. Im J. 1501 weilte er längere Zeit bei ihm in Innsbruck, um finanzielle Angelegenheiten mit ihm zu ordnen. Noch vom geldrischen Kriege her hatte W. 33 000 Gulden vom Kaiser zu fordern. Möglich, daß bei dieser Gelegenheit die persönlichen Beziehungen beider Fürsten zu einander besonders innige wurden. Wenigstens vergeht von da ab kaum ein Jahr, in dem W. nicht für kürzere oder längere Zeit in Maximilian's Umgebung geweilt hätte. Durch Graf Philipp von Waldeck, den wir vorher schon als Statthalter der Grafschaft Ravensberg finden, wurde W. in solchen Zeiten auch in Jülich-Berg vertreten.

W. muß durch seine diplomatischen wie militärischen Fähigkeiten dem Kaiser imponirt haben. So nur konnte Maximilian ihn im J. 1503 auffordern, eine Reise nach Frankreich und Spanien im Interesse des europäischen Friedens zu unternehmen, was W. allerdings mit Rücksicht auf Mangel an Sprachkenntnissen — er konnte z. B. kein Französisch — ausschlug. Einen anderen nicht minder ehrenvollen Auftrag hat er jedoch angenommen; im Frühjahr 1506 befehligte er das Reichsheer gegen Ungarn. Das nahe Verhältniß Wilhelm's zum Kaiser wird ferner noch dadurch illustrirt, daß man im Jahre 1507 ernstlich daran gedacht hat, der Herzog könnte Generalstatthalter der Niederlande werden. Trotz alledem hat W. an den Kämpfen gegen Geldern

nicht mehr theilgenommen und an dem Verhältniß zu Frankreich nichts geändert. Es kam ihm in den letzten Jahren seines Lebens hauptsächlich darauf an, von Maximilian die Anerkennung der Erbfolge seiner seit 1496 mit dem Jungherzog Johann von Cleve verlobten einzigen Tochter Maria zu erlangen. Frankreich hatte verschiedene Male, besonders aber im J. 1507 den Versuch gemacht, die Familienverbindung zwischen Jülich und Cleve zu sprengen und durch eine Heirath Karl's von Geldern mit Maria von Jülich den Vertrag von Orléans zu krönen. Die Ausführung dieses Planes hätte für die habsburgischen Niederlande geradezu verhängnißvoll werden können. Sie scheiterte indessen an Wilhelm's Loyalität. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Kaiser für Wilhelm's Dienste sich schließlich erkenntlich zeigte. Durch ein Patent vom 4. Mai 1509 sicherte Maximilian Maria's Succession zu und so konnte im folgenden Jahre die Vermählung Maria's mit Johann von Cleve vollzogen werden.

Der reichen Thätigkeit Wilhelm's nach außen entspricht auch die in der innern Landesverwaltung sich kundgebende. Besonders der Justizpflege hat er die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Die zahlreichen im Düsseldorfer Staatsarchiv erhaltenen Acten der herzoglichen Kanzlei zeigen evident, wie die herzogliche Vermittlung und Hülfe von allen Seiten und auf den verschiedensten Gebieten in Anspruch genommen wurde und wie der Arbeitskraft der Kanzlei und der Räthe Wilhelm's durch allerhand kleinere und größere Processe ganz Unglaubliches zugemuthet wurde. In dieser Beziehung darf als die Seele der herzoglichen Regierung wol der Kanzler Wilhelm Lünynck gelten, dessen Vater Dietrich unter Herzog Gerhard und auch noch unter W. die gleiche Stellung bekleidet hatte. Von seinen Geschäftsjournalen haben sich einige erhalten; sie zeigen am besten die bunte Mannichfaltigkeit der Aufgaben, mit denen die Centralverwaltung überladen war. Fast immer finden wir Lünynck im Gefolge des Herzogs. Seine zahllosen Concepte legen von seiner enormen Arbeitskraft beredtes Zeugniß ab.

Gegen die Uebergriffe der geistlichen Jurisdiction in rein weltlichen Sachen hat W. mit aller Energie gekämpft; er folgte darin zwar nur den Traditionen seines Hauses, vielfach auch den Anregungen der Landstände, die wiederholt für ordnungsmäßige und herkömmliche Justizpflege eine Lanze brachen, ging dabei aber systematischer zu Werke und führte den Kampf principiell durch. Dabei hatte W. hauptsächlich seinen Jülicher Landdechanten, dessen jurisdictionelle Befugnisse im J. 1482 durch den päpstlichen Legaten bestätigt worden waren, gegen die Angriffe des Kölner Officials zu vertheidigen, wobei schließlich in den Jahren 1498—1500 Verhandlungen an der Curie nothwendig wurden. Im J. 1503 kam es endlich zu einem Concordat zwischen W. und dem Kölner Erzbischof wegen der geistlichen Jurisdiction des Jülicher Landdechanten.

Auch in anderer Weise noch zeigte sich unter Wilhelm's Regierung das deutliche Streben nach Geltendmachung eines landesherrlichen Kirchenregiments, vor allem in der Besetzung geistlicher Stellen, der Aufsicht über das sittliche Verhalten der Geistlichkeit, der Beförderung von Klosterreformationen u. s. w. Dem Besitzerwerb geistlicher Personen wurde nach Kräften vorgebeugt. Damit kommen wir noch auf die volkswirthschaftliche Thätigkeit Wilhelm's zu sprechen. In dieser Hinsicht sind vor allem die Münzverträge Wilhelm's mit anderen rheinischen Fürsten aus den Jahren 1477 und 1481, die Münzordnungen von 1494 und 1511 hervorzuheben; dazwischen liegen zahlreiche Verhandlungen der herzoglichen Räthe mit denen des Kurfürsten von Köln und der Stadt Köln über Münzangelegenheiten. Sorge für die öffentliche Sicherheit, Waldschutz, Freizügigkeit der Unterthanen u. A. ist W. in gleicher Weise nachzurühmen. Alles in allem, er war ein Fürst, der die Bedürfnisse seines Landes verstand

und ihnen Geltung zu verschaffen wußte. Wenn sein Nachfolger, der Herzog Johann von Cleve, behauptete, W. habe keinen baaren Gulden hinterlassen, so mag bemerkt werden, daß allerdings das von W. zurückgelassene Baargeld seiner Gemahlin Sibylla ausgehändigt worden ist; zugleich ist aber auch zu berücksichtigen, daß die auswärtige Politik und die innere Verwaltung so gewaltige finanzielle Aufwendungen erforderte, wie nie zuvor. Den Vorwurf einer schlechten Finanzverwaltung wird man deshalb W. nicht machen dürfen. W. starb nach langer schwerer Krankheit im Hause seines Caplans, des Scholasters Johann Nydecken von Bastweiler, zu Düsseldorf am 6. September 1511 und wurde im Altenberger Dom beigesetzt. Seine Gemahlin überlebte ihn noch 13 Jahre, meist auf ihrem Wittwensitz Caster residirend.

v. Below, Landtagsacten von Jülich-Berg I. — Lacomblet, Urkundenb. für die Gesch. d. Niederrheins IV. — Lacomblet, Archiv für die Gesch. d. Niederrheins IV. — Redlich, Frankreichs Rheingelüste im J. 1492 (Zs. d. Berg. G.-V. XXXII, 137—146). — Redlich, Jülich u. Geldern am Ausgang d. 15. Jahrh. (Beitr. z. Gesch. d. Niederrh. IX, 38—75). — Redlich, Französische Vermittlungspolitik am Niederrhein im Anfang des 16. Jahrh. (ebenda XI, 131—210). — Schmitz, Der Neußer Krieg 1474—75. Bonn 1896. — Ulmann, Kaiser Maximilian I., Bd. I. u. II. Redlich.

Wilhelm (III. vom ersten bergischen Herzoge Wilhelm I. an gerechnet, V. bei Mitzählung zweier jülich'scher Herzöge), geboren am 28. Juli 1516 als Sohn Herzogs Johann III. von Cleve-Jülich-Berg und der Maria von Geldern, vereinigte bei seinem Regierungsantritte in den genannten Erblanden (7. Februar 1539) mit diesen das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen in seiner Person, nachdem er bereits seit dem Tode Herzogs Karl von Geldern († am 30. Juni 1538) und auf Grund der Wahl der geldrischen Stände und des Vertrags mit Karl und den Ständen vom 27. Februar 1538 als Landesherr von Geldern gewaltet hatte. Hierdurch gerieth er indessen in Conflict mit Kaiser Karl V., der als Erbe der Ansprüche Karl's des Kühnen und gestützt auf den mit Herzog Karl von Geldern am 3. October 1528 zu Gorichem geschlossenen Vergleich entschieden an seinem Rechte auf Geldern festhielt und von Wilhelm unbeugsam völlige Verzichtleistung und Unterwerfung forderte. Es kam in diesem Erbfolgestreite, der W. auf die Bahnen europäischer Politik, zum Bündnisse mit König Franz I. von Frankreich (1540), zur Vermählung mit Jeanne d'Albret, der Tochter Königs Heinrich von Navarra, zu Versuchen festen Rückhalts bei den Reichsständen, sowie zeitweilig auch des Anschlusses an den schmalkaldischen Bund führte, schließlich zu offenem Kampfe des Herzogs mit dem Kaiser und dessen Schwester Maria, der Regentin der Niederlande (1542—53), in dessen Verlaufe W. trotz des Erfolges bei Sittard (24. März 1543) und anderer anfangs günstiger Conjuncturen bald nach der Eroberung Dürens durch die kaiserlichen Truppen (25. August 1543) der militärischen Uebermacht wie der klug berechneten Politik Karl's V. erlag. Herabgestürzt von den in jugendlichem Wagemuth und entgegen den Mahnungen des Vaters eingenommenen Höhen und verlassen von Frankreich und den deutschen Mitfürsten, insbesondere den Häuptern des schmalkaldischen Bundes, mußte W. am 7. September 1543 im kaiserlichen Lager zu Venlo fußfällig die Verzeihung des Siegers erflehen, um nach feierlichem Verzicht auf Geldern und Zütphen und gegen die ausdrückliche Verpflichtung, seine Lande bei der alten Lehre zu erhalten und keine religiösen Neuerungen in denselben zu dulden, wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden. Und so ward der am nämlichen Tage zu Venlo verbriefte Vertrag zugleich zu einem bedeutungsvollen Markstein für die Entwicklung des deutschen Protestantismus, indem er W. hinderte, der im

December 1542 und vielleicht schon am 22. Februar 1541 durch den Empfang des h. Abendmahls unter beiderlei Gestalt bekundeten Geneigtheit zur Annahme und Einführung der Reformation in seinen Jülich-Clevischen Landen Folge zu geben. Es kam hinzu, daß der Kaiser ihn durch das Brüsseler Bündniß vom 2. Januar 1544 und durch Verleihung einer Leibrente von jährlich 10 000 Pfund noch enger zu verpflichten wußte. Ganz besonders bedeutungsvoll aber war die durch den Vertrag vom 17. Juli 1546 besiegelte Eheberedung Wilhelm's mit Maria, der zweiten Tochter des römischen Königs Ferdinand, nachdem das Verhältniß zu der bei der Heirath erst zwölfjährigen Jeanne d'Albret durch Bulle Papst Paul III. vom 12. October 1545 gelöst worden. Bereits am Tage nach dem Verlöbniß fand die Hochzeit zu Regensburg in Gegenwart des Kaisers und vieler Reichsfürsten mit großem Pompe statt. Dem trügerischen Gaukelbilde der navarresischen Heirath folgte so eine Ehe, die im Gegensatze zu jener den Herzog in Abhängigkeit vom Kaiser hielt und dessen Anschluß an die Politik des Hauses Habsburg dauernd zu verbürgen schien. An den kirchlichen Fragen persönlich Antheil nehmend, wie Bedenken und Entwürfe von seiner Hand bezeugen, von ernster Sorge für Bildung und Aufklärung seines Volks beseelt und namentlich von dem erhabenen Berufe der fürstlichen Obrigkeit tief durchdrungen, liebenswürdig und gutherzig und als Zögling des Konrad Heresbach auch humanistisch gebildet, jedoch nur mäßig begabt, im Ganzen ein unselbständiger und unentschiedener Charakter, trat W. innerer Hinneigung ungeachtet niemals zur Augsburgischen Confession über. Umgeben und stark beeinflußt von Räthen aus der Schule und von der Richtung des Erasmus, welche theilweise schon dem Vater gedient hatten, wie die Kanzler Johann Gogreve (von Berg), Johann v. Vlatten (von Jülich), Heinrich Bars gen. Olisleger (von Cleve), Heresbach, Karl Harst, Hermann Crüser, Johan Blomendael, Andreas Masius u. A. m., setzte er vielmehr im wesentlichen die mittelparteilichen Bestrebungen Johann's III. fort. Herstellung einer so zu sagen von allen Flecken und Runzeln gereinigten katholischen Landeskirche war das Ziel, dem in mehrfachen Phasen, mit bald größerer, bald geringerer Annäherung an die Grundsätze der deutschen Reformatoren, in zahlreichen Verhandlungen und Entwürfen wie in einer Reihe von Erlassen nachgestrebt wurde, mittels welcher Macht und Ansehen der landesfürstlichen Obrigkeit auch in kirchlichen Dingen möglichst sichergestellt und die Verbreitung sectirerischer Anschauungen (durch Wiedertäufer, Sacramentirer, Busch- und Winkelprediger) verhindert werden sollte. Dabei ward den Herzensneigungen Wilhelm's entsprechend gleichwohl die Ausübung und Verbreitung des evangelischen Bekenntnisses in den jülich-clevischen Landen, namentlich in den Städten und größeren Ortschaften und an den Sitzen des ritterschaftlichen Adels nebst manchen Unregelmäßigkeiten inbezug auf Cultus und kirchliche Disciplin geduldet, so daß sich Karl V. schon im Sommer 1548 gegenüber W. zu den ernstesten Beschwerden veranlaßt sah. Es war dieses die Zeit, in welcher W., nachdem er vorher zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen zu vermitteln versucht hatte, sich mit großem Eifer, aber vergeblich um die Freilassung des gefangenen Schwagers bemühte, und zwar theils persönlich bei Karl und dessen Sohn Philipp, theils durch Abgesandte (Harst, Wilhelm Ketteler, Heresbach) bis Ende April 1549. Fast gleichzeitig führte die Absicht Erzbischofs Adolf von Köln, eine Kirchenvisitation in den jülich-clevischen Landen abzuhalten, zu einem Conflicte des Herzogs mit Ersterem, wobei W. zur Wahrung der althergebrachten Prärogative seines Hauses inbetreff der geistlichen Gerichtsbarkeit den Klagen des Erzbischofs nicht nur beim Kaiser entgegentrat, sondern auch den Rath Andreas Masius 1548 nach Rom abordnete, der als herzoglicher Agent Jahre lang in einflußreicher Stellung am

päpstlichen Hofe verblieb (von mehrfachen Unterbrechungen abgesehen bis 1564). Daß die geistliche Jurisdiction in erster Instanz dem Landesherrn gebühre, und daß sie in dessen Namen und Auftrage von den Landdechanten der Decanieen oder Christianitäten auszuüben sei, ihr Correlat hierbei in den Sendgerichten findend, und daß der Bischof ohne Genehmigung des Fürsten nichts zur Sache verfügen könne, daran hielt man am Düsseldorfer Hofe unentwegt fest. Inzwischen suchte der Herzog im Reiche, wo er konnte, für den Frieden und im vermittelnden Sinne zu wirken, indem er bei den Passauer Friedensverhandlungen (1552) auf gütlichen Ausgleich drang und mit den Erzbischöfen Sebastian von Mainz und Johann IV. von Trier, den Pfalzgrafen Friedrich und Albrecht und Herzog Christoph von Württemberg zu Heidelberg am 29. März 1553 ein Schutz- und Freundschaftsbündniß zur Aufrechterhaltung des Landfriedens schloß. Im J. 1554 zum Obersten des niederrheinisch-westfälischen Kreises erwählt, leitete er die Verhandlungen gegen den landfriedensbrüchigen Grafen Johann von Rietberg (1556—61), welcher mit der verwittweten Gräfin Anna von Ostfriesland und deren Söhnen, mit den Grafen zur Lippe und dem Bischofe von Paderborn in Territorialstreitigkeiten gerathen und infolge dessen zu Gewaltthätigkeiten übergegangen war, welche im J. 1557 zur Kreisexecution gegen denselben, zur Belagerung und Einnahme seines Schlosses Rietberg und zu mehr als dreijähriger Gefangenschaft des Grafen auf dem clevischen Schlosse Büderich führten. Ebenso hatte W. in den Jahren 1563 und 1564 in Gemeinschaft mit den Ständen des niedersächsischen Kreises die Expedition gegen Herzog Erich II. von Braunschweig-Kalenberg zu bewirken, der mit den von ihm gesammelten Mannschaften nicht nur die Grafschaften Schaumburg und Hoya besetzt hatte, sondern auch plündernd, brandschatzend und erpressend in das Stift Münster eingefallen war.

Das waren indessen nur Episoden in der vorzugsweise auf Reformen in Staat und Kirche gerichteten Thätigkeit des Herzogs. Beweise für diese sind die Errichtung des humanistischen Gymnasiums in Düsseldorf (1545), zu dessen Rector Johann Monheim aus Elberfeld berufen ward und mit dem fast gleichzeitig Gymnasien zu Wesel, Duisburg, Soest, Essen, Hamm u. s. w. entstanden, sowie die durch Bulle Papst Pius IV. vom 10. April 1562 genehmigte, damals jedoch nicht zur Ausführung gelangte Stiftung einer Landesuniversität zu Duisburg. Mit der Reform des Schulwesens paarte sich die der Justizverfassung durch Veröffentlichung der Polizeiordnung von 1554 und der Rechts- und Proceßordnung von 1555 für Jülich und Berg und in kirchlicher Hinsicht wurden die Berathungen bei Hofe eifrig fortgeführt, wie verschiedene Reformationsentwürfe seit 1545 lehren. Es ist unzweifelhaft, daß die Abdankung Karl's V. (im Herbst 1556) und die mildere Haltung Ferdinand's I. dem Herzoge eine etwas freiere Bewegung in Religionssachen gewährten, für die dann besonders unter Maximilian II. die Zeit günstig geworden zu sein schien. W. berief evangelische Hofprediger, wie Nicolaus Rollius, nach diesem den Niederländer Gerhard Veltius, der von 1558—1566 im Amte blieb und gleich seinem Vorgänger den Unterricht der fürstlichen Kinder leitete. Die Jahre 1558—1567 bezeichnen überhaupt die Zeit der verhältnißmäßig größten Annäherung Wilhelm's an die Lehre der Evangelischen, nachdem 1556 die Frage, ob nunmehr, nach der Publication des Religionsfriedens, der Anschluß an die Augsburgische Confession stattfinden könne und solle, verneinend entschieden worden war. Es wird glaubwürdig berichtet, der Herzog habe am h. Osterfeste des Jahres 1558, wahrscheinlich zum ersten Male seit 1541, das hl. Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen und wenigstens in den nächsten acht Jahren niemals anders communicirt. Ja es ist sogar gewiß, daß er bis an sein Lebensende den gleichen Brauch

für seine Person beobachtete und die allgemeine Freigebung des Laienkelches lag ihm so sehr am Herzen, daß er ihn in seinen Edicten der Geistlichkeit anbefahl und auch seinem kaiserlichen Schwiegervater gegenüber vertheidigte. Letzterem betheuerte W. 1559 zudem seine tiefe Abneigung gegen alles Sectenwesen, gegen Sacramentirer, Calvinisten und Wiedertäufer und wie es ihm das höchste Anliegen sei, seine Unterthanen, die armen Schäflein, die Gott ihm befohlen, „mit der wenigsten Neuerung, so immer möglich" zur wahren alten christlichen Kirche bis zu weiterer Besserung halten und bringen zu helfen und mit Gottes Beistand alle Secten so viel wie möglich zu vertreiben. Daß man ihn selbst einen Sectirer heißen möchte, davor hatte er die größte Angst und indem er dem Rector Monheim die Hinwendung zu reformirten Anschauungen sehr verübelte, meinte er von Calvin und Beza, sie seien verdächtige Lehrer, die so spitzfindig („scharpffundich") die Schrift hätten durchgründen wollen, daß sie darüber zu Narren und Ketzern geworden. Einige Jahre noch schwankte das Zünglein der Wage, während aus Weimar Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen, aus Stuttgart Herzog Christoph von Württemberg und dessen Hofprediger Propst Johann Brenz, der zu einem Gutachten über Wilhelm's Reformationsentwürfe veranlaßt worden war und selbst eine Kirchenordnung ausgearbeitet hatte, die öffentliche und ausdrückliche Annahme der Augsburgischen Confession in beweglichen Worten anriethen. Da ward W. zuerst im Sommer 1566, zur Zeit als er am Augsburger Reichstage theilnahm, von einem Schlaganfalle betroffen, der sich am Abend des 30. September desselben Jahres, nach einem Ritt von Bensberg über Benrath nach Düsseldorf heftiger wiederholte, Zunge und rechte Hand lähmend, und in geringerem Grade weiterhin noch elf Mal beobachtet worden sein soll. Seitdem war der Fürst geistig und körperlich gelähmt und ein Jahrzehnte dauerndes Siechthum begann, zu dem schwere Erkrankungen früherer Jahre wohl schon den Grund gelegt hatten. Es wechselten übrigens bessere mit schlimmeren Tagen: an letzteren saß er gebeugten Hauptes unbeweglich in seinem Sessel, sein Schweigen hin und wieder durch die leise gesprochenen Worte ‚Ach mein Gott' unterbrechend, schlafsüchtig und wie betäubt, ein schwacher, zu allem unlustiger Kranker; an ersteren aber, an den besseren Tagen, konnte er sich frei erheben, stehen, wandeln, reiten, essen und trinken, fast wie ein Gesunder, auch — so berichtet sein getreuer, bei den kirchlichen Verhandlungen hervorragend thätiger Secretär Gerhard von Jülich — „laut rufen und viel Wörter perfect ausreden, etliche aber nit dan per circumlocutionem oder Beschreibung anzeigen, also daß es keine Rachung (apoplektischer Zustand), sondern ein Wunder und unerhört Wesen und Gebrechen umb J. F. G. ist, welches die Medici nit verstehen können, noch von solchem Mangel je gelesen zu haben bekennen, sondern halten es für eine sondere Schickung Gottes, wie denn auch Galenus etwan an einem Ort schreiben mag, es gebe gewisse Krankheiten, die etwas von Gott her in sich tragen." Zwar hörten die Reformationsbestrebungen unter dem vorwiegenden Einflusse von Olisleger, Heresbach, Wilhelm v. Ketteler, der von 1553 bis 1557 Bischof von Münster gewesen war, Dr. Aegidius Mommer, Georg Cassander und anderen erasmisch oder evangelisch gesinnten Männern nicht alsbald auf, vielmehr trat am 7. Januar 1567 unter Ketteler's Vorsitz die mit Hülfe der Landstände gewählte Commission zur definitiven Beschlußfassung in kirchlichen Dingen zusammen, welche 24 Mitglieder, Räthe, Gelehrte und Geistliche, Beamten, Grafen und Herren aus der Ritterschaft und von auswärts in bunter Zusammensetzung, darunter den Jülich'schen Rath Grafen Franz von Waldeck und den Grafen Johann von Nassau, Bruder Wilhelm's von Oranien, zählte. Und nach kaum vierzehntägigen Berathungen lag die neue Reformationsordnung nebst Agende, Katechismus und Publicationspatent fix und fertig vor, nur noch der Zustimmung

der Landstände bedürftig. Das Werk gab sich selbst als eine Vervollständigung der Ordnung von 1532 kund, als Abschluß so zu sagen der „Reformation durch den Mittelweg“ bis zu der zu erwartenden Reichsreformation, befriedigte aber begreiflicher Weise die Anhänger der Augsburgischen Confession nicht, noch weniger die römischen Katholiken bei Hofe und in den Reihen der Ritterschaften, zu denen namentlich der Jülich'sche Kanzler Wilhelm v. Orsbeck, die Marschälle Johann v. Reuschenberg und Otto v. Wachtendonk, Drost Heinrich v. d. Recke, Werner v. Gymnich und Dr. Heinrich Weeze gehörten. Für Letztere schien der Augenblick des Handelns gekommen, als W. durch Abgesandte in Brüssel bei der Regentin Herzogin Margarethe von Parma im Februar 1567 eine Fürbitte für die durch die Inquisition hart bedrängten Unterthanen Philipp's II. „so sich zu der reinen Lehre des hl. Evangelii und der Augsburgischen Confession bekennen“ einlegen ließ und durch Edict vom 19. Mai desselben Jahres die Frohnleichnamsprocession in seinen Landen verbot. Den Gegnern der kirchlichen Neuerungen kamen dabei verschiedene Umstände, nicht nur der Gesundheitszustand des Herzogs, die Besorgniß vor den Einwirkungen der religiösen Unruhen in den Niederlanden, die fast drohende Haltung Alba's und dessen wirkliche oder vermeintliche Absicht, den Herzog wegen dessen Geistesschwäche und der ihm Schuld gegebenen Religionsveränderung sammt Haus und Land unter spanische Tutel zu nehmen, selbst Besorgnisse wegen der persönlichen Sicherheit Wilhelm's und seiner Kinder, ganz besonders aber die thatsächliche Hineinziehung der Jülich'schen Lande in die niederländischen Kämpfe vor und während des Durchzugs Wilhelm's von Oranien an der Spitze eines Heeres von Dillenburg her (im Frühjahr und Herbst 1568) zu statten: wie schon im October 1567 von den Räthen von Jülich, Berg und Cleve-Mark die Aufrechterhaltung des Statusquo in Religionssachen und die Verhinderung weiterer Neuerungen gegen die Kirchenordnung Johann's III. beschlossen worden — man belegte jetzt auch die Calvinisten mit der Strafe der Landesverweisung —, so erklärte ein Beschluß der Jülich'schen Räthe vom 28. April 1568, daß die bereits auf dem Landtage zurückgestellte Reformationsangelegenheit suspendirt bleiben und es bei den früheren Ordnungen sein Bewenden haben solle. Nur zur Beschwichtigung der Reformfreunde setzte man hinzu ‚so lange bis daß J. F. G. mit Zuthun gemeiner Landschaften die hiebevor verfaßte Reformation weiter erwägen und folgends ohne Gefahr insgemein mögen publiciren und verkündigen lassen‘. Allein zu dieser Publication kam es nicht, der letzte Reformationsversuch war definitiv beseitigt. Der spanische Gesandte Juan Battista de Tassis wußte im J. 1570 zu berichten, es sei dem Erzieher von Wilhelm's älterem Sohne, dem Jungherzog Karl Friedrich, Werner v. Gymnich, gelungen, nicht nur seinen Zögling bei streng katholischer Gesinnung zu erhalten, sondern auch den Herzog selbst zur wahren Religion zurückzuführen, da dieser wieder Messe gehört, darauf gebeichtet und communicirt habe. Seitdem communicirten sowohl W. als dessen älterer Sohn regelmäßig unter einer katholischen Messe, aber unter beiden Gestalten, wogegen die Töchter Maria Eleonore (geboren am 16. Juni 1550 und 1573 mit Albrecht Friedrich, dem zweiten Herzog von Preußen vermählt), Anna (geboren am 2. März 1552 und seit 1574 Gattin des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg), Magdalena (geboren am 2. November 1553), welche 1579 den Pfalzgrafen Johann den Aelteren von Zweibrücken heirathete und Sibylla (geboren am 26. August 1557), des Besuches der Messe sich enthielten, so daß Ende 1575 die drei jüngeren Prinzessinnen nebst der unverheiratheten Schwester Wilhelm's, Amalia, Bekehrungsversuchen gegenüber bei ihrem evangelischen Bekenntnisse beharrten. Mit Ausnahme von Sibylla, welche später als Katholikin erscheint, sind dieselben auch bis an ihr Lebensende evangelisch geblieben.

Bei W., der 1569 den Beitritt zur Landsberger Union abgelehnt und 1573, da sein Befinden es gestattete, die älteste Tochter zur Heimfahrt nach Königsberg geleitet hatte, bildete das Bestreben, dem jüngeren Sohne Johann Wilhelm (geboren am 29. Mai 1562) die Coadjutorstelle im Hochstift Münster zu sichern, jedenfalls einen Hauptgrund zu größerer Annäherung an die römische Kirche. Johann Wilhelm, der eine streng katholische Erziehung erhielt, war auch nach dem Tode Bischofs Johann von Hoya († am 5. April 1574) vom Domcapitel in Münster zum künftigen Bischof gewählt worden, als der frühe Tod des älteren Bruders († zum Rom an den Blattern am 9. Februar 1575) ihn zu Wilhelm's Nachfolger berief. Bei Hofe gewann mittlerweile die spanische Partei mehr und mehr die Oberhand und auch auf dem Landtage hatte die Reaction Erfolg: eine förmliche Glaubensinquisition, schon 1574 nach spanischem Muster angeordnet und 1577 auf dem Landtage zu Grevenbroich vertheidigt, scheiterte nur an der Opposition der Stände von Cleve-Mark und Berg, bei denen die Evangelischen noch die Mehrheit hatten. An die Periode der Reformen erinnerte jetzt fast allein noch, daß man die Processionen auf den Straßen unterließ und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu gestatten fortfuhr, ja sogar bei Verleihungen geistlicher Beneficien zur Bedingung machte. Um so ungehinderter aber vollzog sich die Rückkehr des Hofes zum Katholicismus, nachdem drei der treuesten und einflußreichsten Berather Wilhelm's, der Kanzler Heinrich Bars gen. Olisleger († zu Cleve am 15. Febr. 1575), der Secretär Gerhard von Jülich († Ende Februar 1576) und Dr. Konrad Heresbach († am 14. October 1576) kurz nach einander durch den Tod hinweggerafft worden waren. Zwei Tage vor Heresbach starb der edle Kaiser Maximilian II. und mit ihm, dessen Grundsatz Milde und Duldung bei abweichenden religiösen Ueberzeugungen gewesen, ging dem Herzoge eine mächtige Stütze verloren. Und es war bedeutsam, daß in der Frage der Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles zu Münster, bei welcher W. die Bewerbung seines Neffen, des Herzogs Ernst von Baiern, angelegentlichst zu fördern suchte, die von ihm gewünschte einstweilige Administration des Hochstifts durch den Jungherzog Johann Wilhelm (als Verwalter der Temporalien) erst dann (laut päpstlichen Breves vom 20. September 1579) erreicht wurde, als der Herzog die Erstcommunion des Sohnes unter einer Gestalt zu Weihnachten 1578 auf das Drängen des Hofmeisters Dietrich von der Horst und des Secretärs Paul Langer zugestanden hatte. Unter dem Einflusse der jetzt herrschenden Partei und auf Anregung besonders des Kurfürsten Ernst von Köln wurde der schwachbegabte, von Natur zu Schwermuth und Mißtrauen neigende Jungherzog 1583 mit der Markgräfin Jakobe von Baden, Tochter des Markgrafen Philibert, die nach dem Tode des Letzteren bei ihrem Oheim und Vormund, Herzog Albrecht von Baiern, am Hofe zu München lebte und dort zur katholischen Kirche übergetreten war, verlobt, worauf am 16. Juni 1585, nachdem Johann Wilhelm auf seine Münster'sche Würde resignirt, die Hochzeit in Düsseldorf unter großer Prachtentfaltung stattfand. Mit dieser Hochzeit nahte indessen die Katastrophe des clevischen Regentenhauses: Hier der von zunehmender Geistesstörung ergriffene Jungherzog, neben ihm die leichtsinnige und vergnügungssüchtige, dabei herrschbegierige Gemahlin, dort der geistig und körperlich von Jahr zu Jahr schwächer und unbehülfliche werdende alte Herzog. Immer trüber ward zugleich die Lage der Lande, die bei der von W. stets beibehaltenen Neutralitäts- und Vermittelungspolitik, die es zu keiner energischen Haltung kommen ließ, durch die Durchzüge, Einlagerungen und Plünderungen einerseits der kurkölnischen und spanischen, andererseits der staatischen Truppen und ihrer Verbündeten zwischen 1580 und 1590 und namentlich aus Anlaß des Truchsessischen Krieges in den Jahren 1587 und 1588 auf das schwerste be-

troffen wurden. Dazu kam der steigende Hader der Parteien bei Hofe und auf den Landtagen, sowie in der Voraussicht des bevorstehenden Aussterbens des herzoglichen Hauses im Mannesstamme das thätige Eingreifen der Erbinteressenten und des Kaisers Rudolf II. Während der Jungherzog allmählich ganz in Wahnsinn verfiel und Tobsuchtsanfälle hatte, welche für die Umgebung gefährlich waren und seine strenge Absperrung veranlaßten, gerieth Jakobe mit den Räthen wie mit ihrer Schwägerin Sibylla in Conflict und ward dadurch zur Anlehnung an die evangelische Partei bei Hofe und unter den Landständen bewogen, ohne indessen deren religiöse Ueberzeugungen zu theilen. Trotzdem wurden auf die vom alten Herzoge, wenigstens nominell, ausgegangenen Bitten kaiserliche Commissare nach Düsseldorf entsandt, um mit den Räthen eine neue Regimentsordnung zu vereinbaren, welche im wesentlichen eine Regierung der Räthe festsetzend auf dem sogenannten langen Landtage (vom 25. September bis Ende December 1591) von den Ständen, sowie zuletzt durch den unter dem 13. December desselben Jahres von W. und den kaiserlichen Commissaren vollzogenen Receß die Genehmigung erhielt, freilich erst, nachdem ein die freie Ausübung der Augsburgischen Confession betreffender Passus, den die theils in Person anwesenden, theils durch Gesandte vertretenen Erbinteressenten, die Pfalzgrafen Philipp Ludwig und Johann und Herzogin Maria Eleonore von Preußen, gebilligt hatten, in der Ausfertigung des Schlußrecesses unterdrückt worden war. Der alte Herzog empfing noch Gesandte der verwandten Höfe, z. B. am 10. Februar 1590 den Pfalz-Zweibrück'schen Rath Rudolf Silberborner und später noch Andere, erschien aber Allen gar still und hinfällig: Niemand verstand sein Gemurmel, ehe er noch sein Mahl geendet, neigte er sein Haupt seitwärts und schlief ein. Und als er, von den Armen seines ersten Kammerdieners, Hermann Cäsar, aufgefangen, auf das Sterbebett gelegt ward, — er verschied am 5. Januar 1592 zwischen 10 und 11 Uhr Abends im 75. Lebensjahre — lallte er: Patience. Die feierliche Beisetzung der Leiche erfolgte am 10. März des nämlichen Jahres in der Fürstengruft der Stiftskirche zu Düsseldorf unter großer Betheiligung seitens der Ritterschaften, der Räthe und Amtmänner, der Abgesandten von Spanien, Kurköln u. s. w. In derselben Kirche wurde 1599 das daselbst noch vorhandene Grabdenkmal des Herzogs, wie es scheint, auf besonderes Betreiben des bergischen Marschalls Wilhelm v. Waldenburg gen. Schenkern (bekannt durch seine Gegnerschaft gegen Jakobe) errichtet, ein Werk des in Köln ansässigen, jedoch vom jülich'schen Niederrhein stammenden Bildhauers Gerhard Scheben zufolge Contracts mit demselben vom 18. September 1595. W., dessen Wahlsprüche ‚In deo spes mea' und ‚Christus spes una salutis' waren, ist mehrfach, theils in Oelgemälden, theils durch Kupferstiche porträtirt worden, so als junger Fürst insbesondere durch Aldegrever. Die spätesten Gemälde geben ganz den schwachen und hülflosen Greis der letzten Jahre mit dem trüben Blicke und dem zur Seite gebeugten Haupte wieder. — Außer den vorgenannten Kindern hatte W. von Maria noch eine Tochter Elisabeth (geboren am 29. Juni 1556), die aber schon im frühen Kindesalter (19. April 1561) gestorben ist. Die Jungherzogin Sibylla heirathete erst im vorgerückten Alter (4. März 1601) den Markgrafen Karl von Burgau, Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Tirol und der Philippine Welser; sie starb, den Gatten um zehn Jahre überlebend, im J. 1628.

Lacomblet, Urkundenb. z. Gesch. des Niederrheins, Bd. 4. Dessen Archiv f. die Gesch. des Niederrheins, Bd. 5, S. 1—143. Zeitschr. des Berg. Gesch. Vereins, Bd. 1, 2, 3, 7, 13, 19, 23, 25, 30, darin namentlich F. Stieve, zur Gesch. der Herzogin Jakobe von Jülich, Bd. 13, S. 1—197, M. Lossen, zur Gesch. des Laienkelches am Hofe des Herzogs Wilhelm, Bd. 19, S. 1—30,

W. Crecelius, urkundl. Beiträge zur Krankheitsgeschichte der Herzöge Wilhelm und Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg, Bd. 23, S. 1 ff., bes. S. 13, F. Küch, die Lande Jülich und Berg während der Belagerung von Bonn 1588, Bd. 30, S. 213—252; P. Hassel, die Anfänge der brandenburgischen Politik in den Rheinlanden, in der Zeitschr. für Preuß. Geschichte und Landeskunde, Bd. 9, S. 321—360, G. v. Below, Landtagsacten von Jülich-Berg, Bd. I, insbes. von S. 288 ab; P. Heidrich, der Geldrische Erbfolgestreit, 1537—1543 (Kassel 1896); F. Küch, das Grabdenkmal Herzogs Wilhelm III. in der (Düsseldorfer) Lambertuskirche im Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins, Bd. 11, S. 64—72. Außerdem auch ungedrucktes Material im Staatsarchiv zu Düsseldorf. Vgl. inbezug auf Krankheit und Tod Wilhelm's noch den Bericht des Leibarztes Dr. Reiner Solenander in dem Archiv f. d. Gesch. d. Niederrh., Bd. 5, S. 168—179. Interessant ist auch das Inventar des Nachlasses Wilhelm's das., Bd. 5, S. 180—191. Wegen des 1550 in Wilhelm's Dienst getretenen Leibarztes Johann Weyer vgl. den Art. von Binz in der Allg. Deutschen Biographie, Bd. 42, S. 266—270.

Harleß.

Wilhelm, Erzbischof von Köln (1349—1362). Als Erzbischof Walram im August 1349 in Paris gestorben war, hinterließ er eine wenig beneidenswerthe Erbschaft. Die Verhältnisse des Erzstifts waren von Grund aus zerrüttet. Nichtsdestoweniger hatte König Karl IV. sein Augenmerk auf dasselbe gerichtet und gedachte durch die Erhebung seines Kanzlers, des Propstes Nikolaus von Prag auf den Kölner erzbischöflichen Stuhl seine Macht im Westen des Reiches zu festigen. Schon hatte der König sich hierüber mit dem Jülicher Markgrafen geeinigt, als ganz gegen seinen Willen Papst Clemens VI. auf Grund seiner Reservatrechte den Propst der Soester Stiftskirche Wilhelm von Gennep am 1. November zum Erzbischof ernannte, wofür er sich die Zahlung von 70 000 Goldgulden ausbedungen hatte. W. stand noch in mittleren Jahren und war ein weltgewandter, friedliebender Herr. Er verstand es recht bald, ein freundschaftliches Verhältniß zum Könige anzubahnen und erhielt bereits am 14. October 1350 die Regalien. Schon vorher hatte er seinen Einritt in die Stadt Köln gehalten und dieser alle früheren Rechte und Freiheiten bestätigt. Am 20. September schloß er mit der Stadt ein Bündniß zu Schutz und Trutz, behielt sich aber in einem wenig späteren Notariatsinstrumente die bisherigen Zölle ausdrücklich vor. Auch die Geistlichkeit seines Stiftes suchte er durch eine Privilegienbestätigung vom 2. Februar 1351 zu gewinnen.

Für die Abhülfe der finanziellen Noth, in der W. das Erzstift vorgefunden hatte, kam ihm die Auseinandersetzung mit der Stadt Köln über die Hinterlassenschaft der daselbst 1349 erschlagenen Juden sehr zu statten. Wenn er sich auch mehrmals durch seine Lehnsmannen den gesammten Nachlaß hatte zusprechen lassen, so mußte er sich doch hinterher dem ursprünglichen Vergleiche entsprechend mit der Hälfte begnügen. Eine nicht unbeträchtliche Summe fiel beiden Theilen durch den Verkauf der Liegenschaften zu. Eine weitere Schuldenminderung erzielte W. gelegentlich der Befreiung des alten Markgrafen Wilhelm von Jülich aus der Haft, in welcher dieser durch seine Söhne gehalten wurde. Am 2. April 1351 wurde zu Engers die Befreiung durch den Jülicher Vertrauensmann Wilhelm von Wied mit W. und mit Erzbischof Balduin von Trier verabredet und bald darauf durch friedliche Mittel durchgesetzt. Wenn W. auch nicht die Rückgabe der von Jülich besessenen Kölner Lehen erreichte, so wurden ihm doch die großen Summen erlassen, welche Walram und der Bisthumsprätendent Nikolaus dem Jülicher versprochen hatten. Die Wirren im Jülicher Lande

waren die Veranlassung, daß diese nicht am Abschlusse des Landfriedens zwischen Rhein und Maas betheiligt waren, der am 13. Mai 1351 zwischen Erzbischof W., dem Herzog Johann von Brabant, dessen Sohn Gotthard und den Städten Köln und Aachen auf zehn Jahre vereinbart wurde. Dieser Bund entsprach den friedlichen Gesinnungen Wilhelm's, der durch Vermeiden des Krieges die Besserung der Verhältnisse in seinem Stifte erhoffte. Mehrere andere Dynasten traten dem Bunde in den nächsten Jahren bei, 1355 auch Johann's Nachfolger Wenzel. Auch den Grafen Gerhard v. Berg bewog W. zum Beitritt, obwol er mit ihm sonst mehrfache Streitigkeiten hatte, weil dieser die Beschränkung der erzbischöflichen Jurisdiction in seiner Grafschaft beibehielt und die Kölner Lehen nicht empfangen wollte. Der König erwies sich den Landfriedensbestrebungen besonders geneigt; er gab die Erlaubniß, bei Kriegszügen zur Durchführung des Landfriedens das Reichsbanner zu entfalten. Mehrfach ging der Bund gegen die Raubritter an und zerstörte zunächst den Sitz einer ganzen Bande, die Burg Gripekoven. Im J. 1358 kam eine weitere Einigung über den Landfrieden hinaus zu Stande. Auch mit den Erzbischöfen von Trier und Mainz schloß W. am 24. September 1354 einen besonderen rheinischen Landfrieden, der am 30. Januar 1357 erweitert wurde. In den Rahmen dieser Bestrebungen fällt ferner der Münzverein vom August 1357, der zwischen W., dem Herzog von Jülich und den Städten Köln und Aachen auf 6 Jahre abgeschlossen wurde.

Zu der Stadt Köln unterhielt der Erzbischof die besten Beziehungen. Gegenseitige Unterstützung durch Vermittelung und Beilegung von Streitigkeiten mit Dritten wurde häufig gewährt. So vermittelte W. 1351 den Streit zwischen der Stadt und den dortigen Dominikanern, 1353 verhütete er die der Stadt von den Erben eines in der Immunität ermordeten Domherrn drohende Fehde, und umgekehrt war die Stadt Schiedsrichterin in Wilhelm's Streit mit dem Herrn v. Beienau wegen des Schlosses Hardt. Den grundsätzlichen Standpunkt der Kölner Erzbischöfe gegenüber der Stadt gab W. darum aber durchaus nicht auf. Als Köln am 8. December 1355 von Karl IV. unter goldener Bulle eine Privilegienbestätigung erhielt, in welcher namentlich die städtische Unabhängigkeit vom Erzbischofe betont war, veranlaßte W. alsbald auf dem Reichstage zu Nürnberg eine Abänderung, wonach das Privileg, soweit es den erzbischöflichen Rechten zuwiderlaufe, außer Kraft gesetzt wurde. Daß aber trotz dieses Zwischenfalls auch in den späteren Regierungsjahren Wilhelm's das Verhältniß zwischen beiden Rivalen ein gutes war, bewies Köln gelegentlich des Zwistes zwischen Andernach und dem Erzbischof. Dieser hatte zu Anfang des Jahres 1359 auf der Insel Rolandswerth einen Festungsbau begonnen, der die benachbarten Rheinstädte mit Besorgnissen erfüllte. Köln, Koblenz, Andernach und Bonn setzten sich zur Wehr und bewogen auf dem Wege gütlicher Verhandlungen den Erzbischof zur Einstellung des Baues. Als am 7. September dieselben Städte, zu denen noch Oberwesel trat, ein Bündniß auf zehn Jahre schlossen, mußte Andernach Köln ausdrücklich von der Hülfeleistung gegen den Erzbischof entbinden. Hinwiederum verzichtete W. auf das ihm vom Kaiser verliehene Recht, die Münzstätte aus Köln zu verlegen und Sonderbündnisse und Edelbürgerverträge zu verbieten.

Auch in Westfalen führte W. die Landfrieden ein. Er schloß einen solchen mit den Bischöfen von Münster und Paderborn, dem Grafen Engelbert von der Mark, mit dem er noch ein besonderes Bündniß vereinbart hatte, und der Stadt Soest. Nur mit dem Grafen Gottfried von Arnsberg hatte er wegen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit eine Fehde auszufechten, welche er mit Bei-

hülfe Engelbert's siegreich beendigte. Des letzteren Bruder Adolf unterstützte er daher bei dessen Wahl zum Bischof von Münster.

Den allgemeinen Angelegenheiten des Reiches stand W. ferner; seine Politik ging in den westdeutschen Verhältnissen auf. Jedoch ist seine Mitwirkung am Erlaß der Goldenen Bulle bezeugt. An den beiden Reichstagen, auf welchen diese zu Stande kam, nahm er persönlich theil. Wenn W. durch seine eifrigen Bemühungen eine Besserung der traurigen Lage des Erzstiftes angebahnt hatte, so war der Fortschritt doch nicht von Dauer. W. starb zu früh, um die Früchte seiner friedlichen Thätigkeit reifen zu sehen. Am 15. September 1362 wurde er vom Tode ereilt. In einem prächtigen Marmorsarkophage, den er selbst hatte anfertigen lassen, wurde sein Leichnam im Dome beigesetzt. Den Dompropst Wilhelm v. Schleiden hatte W. zum Nachfolger ausersehen. Doch hatte dieser keine Neigung und war selbst ohne Erfolg für die Wahl des Domdechanten Johann von Virneburg thätig, der aber vom Papste nicht anerkannt wurde; vielmehr ernannte dieser den oben erwähnten Bischof von Münster Adolf von der Mark zum Nachfolger Wilhelm's.

Ennen, Geschichte der Stadt Köln II, 334 ff. — v. Haeften, Ueberblick über die niederrheinisch-westfälische Territorialgeschichte (Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsvereins III). — Wieth, Die Stellung des Markgrafen Wilhelm von Jülich zum Reich von 1345—1361. Keussen.

Wilhelm, Erzbischof von Mainz (gewählt am 17. December 954, † am 2. März 968). Er ist einer Verbindung des jungen Königssohnes Otto (des Großen) mit einem vornehmen Wendenmädchen entsprossen. Die Zeit seiner Geburt läßt sich nicht sicher bestimmen, am wahrscheinlichsten erfolgte sie im J. 929 noch vor Otto's Vermählung mit Edgith (September). Der Makel seiner Geburt hat es verursacht, daß der Knabe einen im liudolfingischen Hause nicht üblichen, in Thüringen aber beliebten Namen erhielt und wol schon von Anfang an für den geistlichen Stand bestimmt wurde, doch davon abgesehen wurde er immer wie ein Mitglied der königlichen Familie gehalten und erfreute sich der steten Liebe seines Vaters sowie vertrauten Verkehres mit den andern Verwandten, namentlich mit der Königin Mathilde und der Aebtissin Gerberga von Gandersheim. Wo er seine Jugendjahre verbracht hat, erfahren wir nicht, jedenfalls erhielt er eine sehr sorgfältige Erziehung, welche seine bedeutenden Fähigkeiten schon früh zu schöner Entwicklung brachte und namentlich jene litterarischen Neigungen weckte und nährte, die wir an ihm zu erkennen vermögen. Wir sehen ihn später verflochten in die litterarischen Interessen, wie sie von den Frauen des Hofes gepflegt wurden, er steht in nahem Verkehr mit Rather und mit dem als Fortsetzer der Chronik des Regino geltenden Adalbert, ihm legt Hrothsuith ihre Verse zur Prüfung vor und er selbst führt eine Abschrift alter Reichenauer Annalen mit sich, in der er für ihn denkwürdige Ereignisse vermerkt. Ob sich der junge Priester dem Hofe des Vaters anschloß oder etwa in Mainz sich aufhielt, läßt sich ebenfalls nicht feststellen. Sichere Kunde über ihn erhalten wir erst, als nach dem am 25. October 954 erfolgten Ableben des Erzbischofs Friedrich von Mainz Otto der Große seinen Sohn zu dessen Nachfolger bestimmte, worauf W. von einer Mainzer Abordnung am 17. December in Arnstadt zum Erzbischof gewählt und am Weihnachtsabende in Mainz geweiht wurde. Durch seine Erhebung sollte nicht allein ein Mitglied des königlichen Hauses eine standesgemäße Versorgung finden, es sollte auch das mächtigste Erzbisthum des Reiches einem Manne von größerer Zuverlässigkeit, als sie Friedrich dem Könige bewiesen hatte, anvertraut werden, wie in gleichem Sinne Köln und Trier besetzt waren. Der junge Erzbischof übernahm sein Amt in vollem Bewußtsein der damit verbundenen Pflichten und

Rechte. Er wandte sich sofort mit der Bitte um Bestätigung des seinem Erzstuhle zustehenden apostolischen Vicariats an den Papst, der ihm darin auch willfahrte. Aus dem Dankschreiben, welches W. nach Rom sandte, erfahren wir, daß ihn seine Auffassung von der Würde seines hohen Amtes in Gegensatz gegen das Verhalten, welches sein Vater und sein Oheim gegenüber den Bischöfen bekundeten, sowie gegen einzelne Absichten Otto's, welche dem Mainzer Erzbisthum abträglich zu sein schienen, gebracht hatte. Namentlich die geplante Errichtung eines Bisthums in Merseburg und eines Erzbisthums in Magdeburg erregten seinen schweren Unmuth und nicht minder forderten mehrere Vorkommnisse, die ihn nicht unmittelbar berührten, wie das Vorgehen gegen den Salzburger Erzbischof Herold und den Bischof Rather von Verona, den er gastlich aufgenommen hatte, zu gewiß berechtigtem Tadel heraus. W. bezeugt in diesem Schreiben ein hohes Rechtsgefühl und die Neigung, den geistlichen Angelegenheiten vor den weltlichen den Vorrang einzuräumen. Bewegt er sich somit zunächst in den Anschauungen, welche auch sein Vorgänger, dessen er mit hoher Verehrung gedachte, verfochten hatte, so war er doch weit entfernt davon, etwa offen gegen seinen Vater aufzutreten oder sich mit dessen Gegnern zu verbünden. Immerhin dürfte in diesen ersten Jahren sein Verhältniß zu Otto nicht das beste gewesen sein, er erreichte zwar daß die Magdeburger Angelegenheit vertagt wurde, und es gelang ihm, das Anrecht seines Erzbisthums auf das Erzcapellanat des Reiches wieder geltend zu machen (Mon. Germ. DO. I. 176), doch stand er an politischem Einflusse jedenfalls hinter seinem Oheim Bruno zurück. Ueber seine weitere Bethätigung haben wir aus dieser Zeit nur eine Nachricht, welche sein Verhältniß zu dem Sohne Otto's Liudolf betrifft. Dem war er von Anfang an herzlich zugethan, es hatte ihn mit vieler Freude erfüllt, daß seine Erhebung mit der Aussöhnung zwischen dem Vater und dem Halbbruder zusammengefallen war, nun mußte er dem am 6. September 957 in Italien verstorbenen Liudolf die letzte Ruhestätte in dem St. Albanskloster zu Mainz bereiten, am 4. April 958 beurkundete dann Otto während seines Aufenthaltes daselbst eine Gedächtnißstiftung für den unglücklichen Sohn.

Mehr als zwei Jahre sollten noch vergehen, ehe W. zu hervorragendem politischem Wirken gelangen konnte. Zu Weihnachten 960 wohnte er an der Spitze des deutschen Episcopats in Regensburg der feierlichen Uebernahme kostbarer Reliquien bei und von da an ist sein Einfluß auf die Führung der Reichsangelegenheiten in stetem Wachsen begriffen. Wir können jetzt bei ihm die so häufige Wahrnehmung machen, daß mit der Theilnahme an der Macht ein Wechsel der Gesinnung eintritt, er Dinge, die er früher getadelt hatte, mit andern Augen anzusehen, ja sie zu betreiben geneigt ist. Schon im J. 961 bekümmerte er sich um die Absendung einer Mission zu den Russen, an deren Spitze zuerst Libutius und nach dessen Tode auf sein Anrathen der aus Sanct Maximin in die königliche Kanzlei eingetretene Adalbert gestellt wurde. Als Otto sich zum Aufbruche nach Italien rüstete, übertrug er die Sorge für seinen am 26. Mai 961 von W., Bruno und dem Erzbischof Heinrich von Trier zum Könige gekrönten Sohn den Erzbischöfen von Köln und Mainz, die nunmehr in gutem Einvernehmen standen. W. war am 22. Mai 964 Zeuge der feierlichen Weihe des von Bruno besonders begünstigten St. Pantaleonsklosters in Köln. Ende Januar 965 führte er dem aus Italien heimkehrenden Kaiser seinen Sohn entgegen; nachdem sie in Heimsheim frohes Wiedersehen gefeiert hatten, verblieb W. im Gefolge des Vaters und nahm auch im Juni an der glänzenden Versammlung zu Köln theil, welche zum letzten Male alle Mitglieder der kaiserlichen Familie vereinigte. Als Bruno in der Nacht vom 10. zum 11. October 965 gestorben war, stieg Wilhelm's Ansehen noch höher, namentlich fiel von da an jeder andere Anspruch auf die Führung des Erzkanzler-

amtes hinweg, das forthin mit dem Mainzer Erzbisthum vereinigt blieb. Als erster Rathgeber verweilte W. in der Umgebung des Vaters, als dieser sich während des Winters von 965 auf 966 mit der Ordnung der lothringischen Verhältnisse beschäftigte. In dieser Zeit war W. auch durch kirchliche Angelegenheiten in Anspruch genommen. Im J. 965 weihte er den Bischof Erkanbald von Straßburg, im selben Jahre wurde sein Dompropst Theoderich Erzbischof von Trier, mit Erkanbald zusammen weihte W. im J. 966 den Bischof Reginbald von Eichstädt, in einem nicht näher zu bestimmenden Jahre den Slavenbischof Tuto. Im Sommer 966 befand er sich bei dem Kaiser in Magdeburg, wo über die Errichtung des neuen Erzbisthums berathen wurde; unter geänderten Verhältnissen konnte jetzt Otto auf die Mithülfe seines Sohnes bei diesem Werke rechnen, vielleicht hat gerade dieser, als die Frage nach der Wahl des ersten Erzbischofs an die Reihe kam, das Augenmerk des Vaters auf den im J. 962 aus Rußland heimgekehrten Adalbert gelenkt. Neuerdings übertrug ihm Otto, der auf des Sohnes Bitten dem Erzstifte die demselben lange entfremdeten Höfe Oberlahnstein und Nierstein zurückgegeben hatte, die Führung der Reichsregierung, als er sich im August 966 nach Italien begab; in Ruffach nahmen Vater und Sohn von einander Abschied, sie sollten sich nicht mehr sehen. Im Sommer des nächsten Jahres wurde auch der junge Otto nach Italien beschieden; als W., der zu dieser Zeit erkrankte, genesen war, trat der König die Fahrt an, um dem Rufe des Vaters und des Papstes zu folgen, geleitet von Bischof Dietrich von Metz und andern Edeln. W. war zurückgeblieben, nunmehr mit der vollen Verantwortung für die Leitung der Reichsgeschäfte betraut. Im Februar 968 erhielt er die Nachricht von der schweren Erkrankung der Königin-Wittwe Mathilde, er eilte zu ihr nach Quedlinburg, ließ ihr geistlichen Zuspruch angedeihen und nahm ihre letzten Wünsche entgegen. Dann begab er sich nach Rottleberode, um hier das Ende der hohen Frau abzuwarten, da ereilte ihn selbst, noch ehe sie aus dem Leben geschieden war, am 2. März der Tod. Sein Leichnam wurde nach Mainz gebracht und in der Kirche von S. Alban bestattet.

Widukindi Res gestae Sax. 3, cap. 73, 74. — Contin. Reginonis (ed. Kurze), p. 158, 168 ff. — Ruotgeri Vita Brunonis, cap. 37. — Vita Mahthildis, cap. 15 in Mon. Germ. SS. 10, 580. — Thietmari Chron. 2, cap. 18, 35. — Mon. Germ. SS. 13, 323. — Mon. Germ. DD. 1, 81 und die einzelnen Urkunden. — Ottenthal, Regesten Otto's I., 55 d, 239 b, 240 n, 289 c, 303 a. — Jaffé, Monum. Mogunt., p. 345—350, 706. — Will, Regesten zur Gesch. der Mainzer Erzb. 1, XXXIV und 107 ff. — Dümmler, Jahrb. Otto's I. — Hauck, Kirchengesch. Deutschlands, 3. Bd. — Mittermüller in Katholik N. F. 19 (1868), 563 ff. — Uhlirz, Gesch. des Erzb. Magdeburg, S. 33, 39. — Seeliger, Reichskanzler, S. 15. — Breßlau, Hdbch. d. Urkundenl. 1, 311. — Gundlach, Heldenlieder d. d. Kaiserzeit I. — Mittag im Jahresber. des Askanischen Gymn. zu Berlin, Ostern 1895, S. 15 ff. — Wattenbach in Sitzungsber. d. Berliner Akademie 14 (1896), 348 ff.

Karl Uhlirz.

Wilhelm, der vierte dieses Namens aus dem Hause der Grafen von Weimar-Orlamünde, folgte nach seines gleichnamigen Vaters Tode 1039 in dessen Grafschaften, wurde nach Ekkehard's II. Tode Markgraf von Meißen 1046 und erhielt wahrscheinlich auch von Markgraf Dedi von der Ostmark, dessen Stiefsohn er durch die zweite Vermählung seiner Mutter Oda geworden war, dessen thüringische Marken abgetreten, so daß er die sämmtlichen Marken Ekkehard's I. in seiner Hand vereinigte. Nach Kaiser Heinrich's III. Tode hielt er treu zu dessen Wittwe Agnes, bei der er in hohem Ansehen stand. Er führte den Oberbefehl über das Reichsheer, das sie dem von seinem Bruder Bela vertriebenen

Könige Andreas von Ungarn zu Hülfe schickte; beigegeben war ihm Bischof Eppo von Naumburg. Er mußte aber bald den Rückzug antreten, und bei einem Ueberfall in der Nähe von Wieselburg geriethen beide Führer nebst dem bairischen Grafen Boto nach heldenmüthiger Gegenwehr in Gefangenschaft. Aus Bewunderung für die Tapferkeit Wilhelm's bewog Bela's Sohn Geisa seinen Vater, den Markgrafen nicht nur freizugeben, sondern ihn auch mit einer seiner Töchter, Sophie, zu verloben; als aber dieser im folgenden Jahre, 1062, seine Braut heimholen wollte, erkrankte er unterwegs und starb. In der Reihe der Markgrafen von Meißen dieses Namens pflegt er ohne Ziffer aufgeführt zu werden.

Posse, Die Markgrafen von Meißen u. d. Haus Wettin. Leipz. 1881, S. 124 ff. Flathe.

Wilhelm I., Markgraf von Meißen, nach dem Vorgange der Magdeburger Schöppenchronik auch der Einäugige genannt, geboren am 14. December 1343, † am 10. Februar 1407, der jüngste von den vier Söhnen des Markgrafen Friedrich des Ernsthaften und Mathildens, der Tochter Kaiser Ludwig's des Baiern, ist einer der tüchtigsten und thatkräftigsten Wettiner und unter die Hauptbegründer der neuen Machtstellung seines Hauses zu zählen. Bei des Vaters Tode erst sechs Jahre alt, stand er anfangs unter der Vormundschaft seines ältesten Bruders Friedrich des Strengen, der für sich und seine Brüder die gemeinschaftliche Regierung führte. Denn eingedenk der schweren Nachtheile, welche die früheren Theilungen ihren Vorfahren gebracht hatten, scheuten sie die Wiederholung derselben und versuchten die verschiedensten Formen der gemeinschaftlichen Regierung, um sie zu vermeiden und die Einheit zu wahren. Jene anfängliche Einrichtung ersetzten die drei Brüder Friedrich, Balthasar und Wilhelm — Ludwig war inzwischen geistlich geworden — 1. November 1368 durch eine andere, die auf dem Grundsatze vollständiger Gleichberechtigung beruhte. Ein neuer Vertrag vom 27. October 1371, der 1378 etwas modificirt wurde, bestimmte, daß die drei Brüder abwechselnd je zwei Jahre lang die Vormundschaft führen und sämmtliche Regierungsrechte ausüben sollten. Immer mehr tritt jedoch W. als das eigentliche Haupt des Hauses hervor. Ein Zögling Kaiser Karl's IV., ihm an diplomatischer Klugheit, an Geschick in Benutzung günstiger Umstände ebenbürtig, an Energie überlegen, genoß er bei seinen Zeitgenossen das höchste Ansehen; „her was berümit vor den wisesten forsten, den dutzsche land hattin“, rühmt von ihm eine thüringische Chronik (bei Schöttgen und Kreyßig I, 106). Zweierlei macht seine Regierung besonders bedeutsam: sein erfolgreiches Streben nach Befestigung der landesherrlichen Macht im Innern, nach außen sein Verhalten gegen die Krone Böhmen, indem er je nach den Umständen bald sich der freundschaftlichen Beziehungen zu derselben für die Durchsetzung seiner politischen Zwecke bediente, bald der den wettinischen Länderbestand gefährenden Erwerbspolitik der Luxemburger, namentlich Karl's IV., Widerstand leistete. Die Annäherung ergab sich von selbst aus den Verhältnissen. Hatten die Wettiner schon unter Ludwig IV. aus einer kaisertreuen Politik manchen Vortheil zu ziehen gewußt, so wurde der Anschluß an den Kaiser für sie förmlich zur Nothwendigkeit, seitdem die Hausmacht der Luxemburger die meißnisch-thüringischen Lande umspannt hielt, und andererseits war für Karl IV., so lange er sich auf dem Throne noch nicht sicher fühlte, die Freundschaft der Wettiner von höchstem Werthe. So verständigten er und W. sich 1354 und 1358 zu gemeinschaftlichem Angriffe auf die Vögte von Weida, Plauen und Gera, die gezwungen wurden, die Lehensabhängigkeit der meisten ihrer Besitzungen von dem Markgrafen anzuerkennen, und auch weiterhin verstand dieser ein Stück des Vogtlandes nach dem andern an sich zu bringen, wenn es ihm auch nicht ge-

lang, den böhmischen Mitbesitz ganz daraus zu verdrängen. Im J. 1356 befand sich W. in des Kaisers Gefolge auf dem Reichstage zu Metz. Bald darauf fesselte ihn dieser durch noch engere Bande an sein Haus. Im März 1358 wurde bei Gelegenheit eines neuen Bündnisses zum Schutze der beiderseitigen Lande ein Verlöbniß zwischen W. und Elisabeth, der Tochter Markgraf Jobst's von Mähren und Nichte des Kaisers, geschlossen, die Heirath auch, obgleich zunächst wegen des jugendlichen Alters der Brautleute auf acht Jahre hinausgeschoben, nach deren Ablauf 1366 wirklich vollzogen, und W. hat mit dieser seiner Gemahlin in überaus glücklicher Ehe gelebt. Auch in den folgenden Jahren treffen wir W. fast beständig in der Umgebung des Kaisers, oft weilte er monatelang in Prag, wo ihm wohl das vom Kaiser den Markgrafen geschenkte Haus zur Wohnung gedient haben mag. Im Sommer 1360 nahm er an Karl's Zuge gegen die Grafen von Württemberg theil, 1365 leistete er ihm Beistand gegen die Räuberbanden englischer Söldner, die im Elsaß ihr Unwesen trieben, 1368 begleitete er den Kaiser nach Italien. Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß ihr beiderseitiges Verhältniß späterhin mancherlei Trübungen erlitt. Denn einmal im gesicherten Besitze des Throns nahm Karl weniger Rücksicht auf die Wettiner. Machte er sich durch sein Bestreben, in den böhmischen Grenzgebieten Fuß zu fassen, durch die Gewandtheit, mit der er mittelst Geld oder Gnadenerweisungen zahlreiche kleine Gewalten in den böhmischen Lehensverband zu ziehen wußte, allen seinen Nachbarn gefährlich, so wurden in besonderem Maße die durch viele reichsunmittelbare Herrschaften durchbrochenen wettinischen Länder der Schauplatz dieser ausgreifenden böhmischen Politik, während andererseits die Wettiner consequent das Ziel verfolgten, ihre landesherrliche Stellung durch Ausfüllung der darin klaffenden Lücken und Spalten zu befestigen. Hatten sie schon 1364 die Lausitz, nachdem die Wittelsbacher Karl gestattet hatten, sie von ihnen einzulösen, gegen Zahlung der Pfandsumme an Böhmen überlassen müssen, so benutzten sie doch das empfangene Geld zum Ankauf von Besitzungen innerhalb ihrer Lande, wogegen es jenem gelang, der Ausbreitung der meißnischen Herrschaft im Vogtlande Einhalt zu thun, ja sie zum Theil aus der errungenen Position zu verdrängen. Die hieraus entstandene Verstimmung führte 1371 zum offenen Bruche; die Wettiner schlossen sich dem großen Bunde an, der Karl's Absichten auf die Erwerbung Brandenburgs entgegentrat. Doch näherten sie sich einander bald wieder, und am 25. November 1372 kam zwischen ihnen, Karl und seinem Sohne Wenzel unter Erneuerung der böhmisch-meißnischen Erbeinigung ein ewiges Bündniß zu Stande, kraft dessen die Wettiner Karl als Markgrafen von Brandenburg anerkannten. Der Kaiser dagegen trat in dem Streite zwischen Ludwig, Wilhelm's Bruder, und Adolf von Nassau um den Erzstuhl von Mainz offen auf die Seite des ersteren.

Mit dem Regierungsantritt Wenzel's, dessen Krönung zu Aachen am 6. Juli 1376 W. beiwohnte, erfolgte ein doppelter Umschwung. War der neue König nicht in gleichem Maaße auf die Erhaltung freundlicher Beziehungen zu den Meißner Markgrafen bedacht, so ruhte dagegen jetzt die böhmische Erwerbspolitik, und eine Theilung der wettinischen Lande, die sich aus verschiedenen Gründen empfahl, konnte nach dieser Richtung hin nicht mehr gefahrdrohend erscheinen. Durch die auf zwei Jahre geschlossene Oerterung vom 3. Juli 1379 wurde das bisherige System der gemeinschaftlichen Regierung verlassen, nur die Ausübung der wichtigsten Hoheitsrechte blieb gemeinsam. W., dem als dem Jüngsten die Wahl gestellt wurde, nahm Meißen. Erst nach dem Tode Friedrich's einigten sich die drei Linien zu Chemnitz am 13. November 1382 über die gänzliche Theilung ihrer Lande; nur die Bergwerke und die Stadt Freiberg blieben diesmal gemeinsam. W. behielt Meißen, vergrößert durch Stücke des

Osterlandes, des Pleißnerlandes und den größten Theil des Vogtlandes. Eifrig auf die Niederhaltung des Raubritterthums bedacht, nahm W. theil an den Verhandlungen, aus denen der Landfriede vom 11. März 1383 hervorging, einigte sich auch am 4. August 1384 über dessen genaue Haltung mit den Bischöfen Nicolaus von Meißen und Christian von Naumburg und einer Anzahl meißnischer Herren. Auch dem westfälischen Landfrieden trat er bei und erlangte am 10. Februar 1386 vom König Vollmacht, einen Landrichter zu setzen, der nach Art des Landstuhls in Westfalen in allen Sachen Recht sprechen sollte, also, daß Niemand aus der Markgrafschaft Meißen vor einen anderen Richter geladen werden dürfe. Noch am 18. December 1398 schloß er mit seinem Schwager Jobst eine Einigung zur Aufrechterhaltung des Landfriedens. Im Verein mit seinen osterländischen Vettern rückte er vor Veit's v. Schönburg Feste Waldenburg, der sich Uebergriffe erlaubt hatte, und zwang ihn zu einem Vergleiche.

Unterdeß hatten sich Wilhelm's Beziehungen zu Wenzel mehr und mehr verschlechtert. Erst nach einiger Zögerung trat er im Verein mit Markgraf Balthasar und den Bischöfen von Meißen und Naumburg am 30. April 1390 dem Egerer Landfrieden bei, und seitdem von den Fürsten Wenzel's Absetzung in Aussicht genommen wurde, suchte er aus des Königs bedrängter Lage, wo es ging, den größtmöglichen Vortheil für sich zu ziehen. Er überfiel und verbrannte die Stadt Mühlberg, wo ein böhmischer Hauptmann saß, ging auch gegen andere böhmische Besitzungen mit Feuer und Schwert vor, bis am 4. Juni 1392 ein Waffenstillstand vereinbart wurde. Aber trotzdem blieb die durch beständige Grenzstreitigkeiten genährte Spannung bestehen und drohte immer wieder in offene Fehde auszubrechen. Mit gewohntem Geschick wußte er die Uneinigkeit der Luxemburger und die sinkende Staatskraft Böhmens auszubeuten, indem er sich immer derjenigen Partei anschloß, welche ihm den höchsten Preis zahlte. Am 18. December 1393 trat er gegen erhebliche Zugeständnisse zu Znaim mit Jobst, Siegismund und Albrecht von Oesterreich in ein Bündniß, das offen gegen Wenzel gerichtet war, dann, als Jobst seine Versprechungen nicht erfüllen konnte, söhnte er sich am 7. April 1394 zu Prag mit Wenzel aus, bis dessen Unzuverlässigkeit ihn in das frühere Bundesverhältniß zurücktrieb. An den folgenden Verwickelungen in Böhmen hat er sich nicht betheiligt, seine Thätigkeit wurde um diese Zeit nach anderer Seite gezogen.

Am 8. September 1393 hatte ihm Jobst in Brünn für 12000 Goldgulden die Städte Bautzen, Belitz, Mittenwalde, Trebbin und Sarmund verpfändet. Da aber diese Städte sich weigerten, dem neuen Herrn die Huldigung zu leisten, und W. demnach nicht in ihren Besitz gelangen konnte, war die Schuldsumme auf 40000 Gulden angewachsen. Nun übertrug Jobst am 2. April 1395 dem Markgrafen die Mark Brandenburg, ob nur als wirklichem Pfandinhaber oder als seinem Statthalter ist eine viel erörterte Streitfrage; er scheint eine Mittelstellung zwischen beiden innegehabt zu haben derart, daß aus den Einkünften des Landes die Schuld allmählich getilgt werden, dabei aber doch auch das von völliger Anarchie bedrohte Land eine bessere Leitung erhalten sollte. W. selbst nennt sich „maechtiger (bevollmächtigter) Vorsteher der Mark". Bis über den Schluß des Jahres im Lande verweilend, gewann er die märkischen Städte durch Bestätigung ihrer Freiheiten, schloß auch am 9. December zu Perleberg mit Herzog Albrecht von Mecklenburg einen Landfrieden auf sechs Jahre. Hier mehr zu thun hinderten ihn seine anderweiten Beschäftigungen.

Denn nachdem in Böhmen zwischen Wenzel und seinen Gegnern eine Aussöhnung stattgefunden hatte, mußte auch W. daran liegen, in ein besseres Verhältniß zum Könige zu treten. Am 9. August 1396 gelangte zu Prag ein Bündniß zwischen beiden zum Abschluß, das im December desselben Jahres noch

erweitert wurde, und von da an erfolgte für beide eine Periode gemeinsamen politischen Handelns, wobei sich Wenzel meist von der höheren politischen Einsicht des Markgrafen leiten ließ. Seiner bediente er sich, um seine Aussöhnung mit Jobst herbeizuführen, W. übernahm es, den König auf dem von den rheinischen Fürsten nach Nürnberg ausgeschriebenen Tage zu vertreten, er half die langjährigen, durch den Bruch des Verlöbnisses zwischen Wenzel's Schwester Anna und dem Markgrafen Friedrich veranlaßten Streitigkeiten zwischen Wenzel und den osterländischen Wettinern beilegen, er begleitete ihn zu dem von demselben berufenen Reichstage nach Nürnberg, von ihm berathen raffte sich Wenzel jetzt überhaupt zu einem kaum mehr von ihm erwarteten kräftigen Handeln auf. Nur war W. weit entfernt, solche Dienste uneigennützig zu leisten, vielmehr setzte er sein altes Verfahren, die Freundschaft des Königs für sich nutzbar zu machen, mit verstärktem Nachdrucke fort. Wahrscheinlich der Fürsprache Wenzel's hatte er es u. a. zu verdanken, daß ein Gesuch bei Papst Bonifacius IX. Gehör fand, dessen Gewährung für die Befestigung seiner Landeshoheit von der höchsten Wichtigkeit war. Die Ausbreitung der böhmischen Macht in der Diöcese Meißen hatte unter Kaiser Karl IV. solche Fortschritte gemacht, daß dieser den Plan fassen konnte, Meißen auch in kirchliche Abhängigkeit von Böhmen zu bringen. 1363 hatte er die Ernennung des Erzbischofs von Prag zum beständigen Legaten in den Diöcesen Meißen, Bamberg und Regensburg erreicht, 1376 hatte ein Böhme, Johann v. Jenzenstein, den Meißner Stuhl bestiegen. Diesem Umsichgreifen der böhmischen Kirchenmacht stellte sich aber nun W. entgegen. In diesem Sinne war es schon gewesen, daß er sich 1384 der vom König betriebenen Erhebung Andreas v. d. Duba's zum Bischof von Merseburg widersetzte und den Erwählten des Capitels, Heinrich v. Stolberg, unterstützte. Jetzt eröffnete sich ihm durch seine guten Beziehungen zu Wenzel sowol als auch zu Bonifacius IX., dessen Pontificat vom ersten bis zum letzten Tage reich an Gnadenerweisungen für ihn und seine Gemahlin gewesen ist, der ihm 1393 erlaubt hatte, das drei Jahre vorher gefeierte Jubeljahr, dessen Indulgenzen nur wenige aus Wilhelm's Landen durch persönliches Erscheinen in Rom hatten erlangen können, 1394 nochmals in Meißen abzuhalten, eine günstige Gelegenheit, noch Wichtigeres zu erreichen. Als er auf Grund einer gefälschten Bulle Johann's XIII. von 968 die Exemtion des Bisthums Meißen vom Aufsichtsrechte und der Jurisdiction sowohl des Magdeburger als auch des Prager Erzbischofs betrieb, wurde ihm diese durch die Bulle vom 12. December 1399 bewilligt und das gleichzeitig ihm und seinen Nachfolgern zugestandene Patronatsrecht über vier Meißner Domherrenstellen sicherte dem Markgrafen ebensoviel zuverlässige Anhänger im Domcapitel. Er und seine Gemahlin sind seitdem durch reiche Geschenke und Stiftungen hochherzige Wohlthäter des Meißner Stifts geblieben. Auch sonst ließ W. in seinem Bestreben, alle kleineren Herrschaften aus seinem Lande zu verdrängen, nicht nach, und seine treffliche Finanzwirthschaft kam ihm dabei sehr zu Statten. Nachdem er schon 1365 die Burggrafen von Leisnig durch Waffengewalt gezwungen hatte, ihm ihre Burggrafschaft erb- und eigenthümlich zu verkaufen, gingen Herbst 1398 auch die Städte Leisnig und Geithain aus dem Besitze der Herren von Riesenburg für 10 000 Schock böhmische Groschen in den seinigen über. Von den reich begüterten Herren von Colditz überkam er im Verein mit seiner Gemahlin 1394 die Stadt Eilenburg, die sie als böhmisches Lehen besaßen, in Pfandbesitz und kaufte ihnen dazu benachbarte Güter und halb Düben ab. Selbst nach Böhmen übergreifend brachte er am 4. Febr. 1398 von Borso v. Riesenburg für 40 000 Mark Silber Riesenburg, Kloster Osseg und die Stadt Dorau an sich. Alle diese Erwerbungen wurden jedoch an Bedeutung übertroffen durch die gelungene Verdrängung der mächtigen Burggrafen

von Dohna, die, da sie zu zwei Dritteln ihrer Besitzungen von der Krone Böhmen, zu einem Drittel von der Markgrafschaft Meißen zu Lehen gingen, in dieser Zwischenstellung sich keinem der beiden Lehensherren zu strengem Gehorsam verpflichtet fühlten. Vielleicht war es nicht ohne Wilhelm's Zuthun geschehen, daß der dohnasche Dienstmann Hans v. Korbitz, eine persönliche Beleidigung zu rächen, durch Ueberfall den Burggrafen Otto Heyde II. in seine Gewalt brachte und bis zu dessen Tode in Gefangenschaft hielt. Raub- und Plünderungszüge, welche die Söhne des Verstorbenen gegen fahrende Kaufleute unter Mißachtung des markgräflichen Gebiets verübten, gaben W. gegründeten Anlaß, gegen die Wegelagerer einzuschreiten. Mit den Markgrafen vereint kämpften die Bürger verschiedener Städte gegen den gemeinsamen Feind. Dohna, Weesenstein, Königstein wurden eins nach dem andern erobert, die Burggrafen zur Flucht nach Böhmen genöthigt und der ganze Landstrich, den die Dohnas bisher als böhmisches Lehen besessen hatten, der Mark Meißen einverleibt. Die Burg Dohna verschrieb W. für den Fall seines kinderlosen Todes seinen Neffen zum Danke für die geleistete Hülfe. In der Lausitz Fuß zu fassen war W. ebenfalls bemüht. Allein die mit den Herren von Camenz wegen Verkaufs ihrer Burg angeknüpften Verhandlungen vereitelten die Städte, indem sie dieselbe besetzten. Es kam darüber zu Feindseligkeiten, es glückte sogar den Städtern, den Königstein durch Verrath einzunehmen, nach zwei Jahren fiel er aber wieder in die Hände der Meißner. Dieses consequente und zielbewußte Umsichgreifen machte ein wahrhaft freundliches Verhältniß Wilhelm's zur Krone Böhmen auf die Dauer unmöglich. Wilhelm's Ansehen und Macht waren im nördlichen Böhmen größer als die des Königs. Dazu kam, daß er sich bald von Wenzel's Unfähigkeit, sich unter seiner Leitung zu wirklicher Selbstthätigkeit aufzuraffen, überzeugte. Er fing an, sich von ihm zurückzuziehen und überließ ihn seinem Schicksale. Am 23. Mai 1398 verabredete er mit des Königs Vetter Procop ein Bündniß, durch das sich beide verpflichteten, dem Könige zu dienen, solange er in seinen ehrlichen und nützlichen Sachen ihnen folgen wolle, andernfalls sich ihm entgegenzustellen und gemeinsam von ihm Urlaub zu nehmen. Das letztere führten sie auch aus. So schien es der pfälzischen Opposition leicht, W. zu sich herüberzuziehen. Wirklich nahm W. gleich den übrigen Wettinern an den Verhandlungen der Fürsten zu Forchheim, Mainz und Frankfurt, wo über Wenzel's Absetzung berathen wurde, theil; aber abgestoßen durch das herrschsüchtige Auftreten des Erzbischofs von Mainz gehörten W. und sein Bruder zu denjenigen, welche, bevor es zu einer Neuwahl kam, den Frankfurter Tag verließen. Sie betheiligten sich auch nicht an der Wahl Ruprecht's, wol aber schlossen sich sämmtliche Wettiner dessen Heereszug gegen Böhmen bis vor Prag an, der jedoch infolge der schlaffen Führung und der Uneinigkeit der Verbündeten völlig scheiterte. Diese Beschäftigungen waren die Ursache, weshalb W. der Mark Brandenburg fern blieb, deren Verwesung Jobst ihm am 12. October 1402 von neuem übertragen hatte. Er begnügte sich durch seine Dienstmannen Otto Pflug und Heinrich Herstein seinem Schwager Unterstützung zu schicken und ihm neue Darlehen zu gewähren, und bei einer Zusammenkunft beider wurde jene Stellvertretung bald wieder aufgehoben. Von Sigismund gleichmäßig bedroht, schlossen auch Wenzel und W. Frieden und Freundschaft, und bald erhielt dieser Gelegenheit, sich dem Könige nützlich zu machen. Als Wenzel sich gegen Sigismund und die Herzöge von Oesterreich mit Wladislaw von Polen zu verbinden wünschte, war es W., unter dessen Vermittlung das Bündniß zwischen beiden zu Breslau zu Stande kam. Zum Dank verschrieb ihm der König, wöchentlich 24 Mark auf der Münze zu Kuttenberg zu beziehen, und jährlich 100 Mark auf das Kloster Osseg, er setzte ihm sogar 1404 die Stadt Pirna für 3000 Schock

böhmische Groschen zum Pfande und erließ ihm davon noch 1000 Schock. Doch mußte sich W. mit Gewalt in den Besitz der Stadt setzen. Dies und der Kauf des Städtchens Gottleube von Jan von Wartenberg schlossen die Reihe seiner Erwerbungen.

Auch in die Verhältnisse des Westens griff W. mehrfach ein, meist in Gemeinschaft mit seinen Verwandten, besonders seinem Bruder Balthasar. Je fester auf den anderen Seiten die Ummauerung ihrer Territorien durch die luxemburgische Macht war, umso größer war für sie die Versuchung, in jener Richtung ein gewinnverheißendes Thätigkeitsfeld zu suchen. Die Fehde gegen Herzog Albrecht von Braunschweig-Grubenhagen 1364 trug ihm den Besitz der Schlösser Hindenburg und Windhausen ein, die jedoch etwas später zu dem früheren Herrn zurückkehrten. Dem Landgrafen Hermann von Hessen leisteten die wettinischen Brüder Beistand gegen den Sternerbund, soweit dies ihr damaliges Zerwürfniß mit dem Kaiser zuließ, und erneuerten bei dieser Gelegenheit 1373 die alte hessisch-meißnische Erbverbrüderung. Gegen die Mainzer Kirche verübte W. während des Bischofsstreites solche Gewaltthätigkeiten, daß er es nöthig fand, sich deshalb von seinem Bruder Ludwig, dann auch vom Papst absolviren zu lassen. Gegen Erfurt, die alte Feindin der Wettiner, die in dem Mainzer Bischofsstreite ein Hauptbollwerk Adolf's von Nassau gebildet hatte, eröffnete er Feindseligkeiten unter dem Vorwande, daß sie durch Hinrichtung einiger Raubritter sich eines Landfriedensbruches schuldig gemacht habe; Wenzel erwies ihm die Gefälligkeit, am 12. August 1396 über Erfurt, sowie über Mühlhausen und Nordhausen die Acht zu verhängen und deren Vollstreckung ihm zu übertragen, worauf am 22. November zu Delitzsch ein Waffenstillstand geschlossen wurde, nach dessen Ablauf unter Vermittlung der Wittelsbacher und des Burggrafen Friedrich von Nürnberg ein endgültiger Friede zu Stande kam. Beim Ausbruch der Fehde der Landgrafen von Hessen und der Herzöge von Braunschweig gegen den Erzbischof Johann von Mainz, der der Anstiftung zur Ermordung des Herzogs Friedrich von Braunschweig bezichtigt wurde, traten die Wettiner den Gegnern des Erzbischofs bei. Durch eine Doppelheirath schlossen sie sich den Welfen noch enger an, indem W., obgleich bereits achtundfünfzigjährig, Anna, die Tochter Otto's des Quaden, zur zweiten Gemahlin nahm, während Friedrich der Streitbare sich mit Heinrich's von Braunschweig Tochter Katharina vermählte. Der Kampf wurde mit großer Erbitterung geführt und erst 1404 beigelegt. Mit besonderem Groll verfolgte Erzbischof Johann den Markgrafen W., „den alten Schulmeister und ihrer aller Anstifter."

Im Innern seines Landes führte W. ein festes und geordnetes Regiment. Als die Bürger von Zwickau den markgräflichen Landvogt, der sie um ihre Privilegien bringen wollte und mit unerhörten Auflagen beschwerte, hatten hinrichten lassen, forderte er erzürnt die Anstifter, vier Rathsherren, vor sich nach Meißen und ließ sie sogleich enthaupten. Obgleich noch keine feste Residenz bestand, bildete sich doch Dresden, wo er sich wie in verschiedenen anderen Städten ein Schloß baute, unter ihm mehr und mehr zur Hauptstadt aus. Von seiner Fürsorge für Dresdens Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten liegen zahlreiche Zeugnisse vor. Nicht zur Ausführung gelangte sein Plan, bei der dortigen Kreuzcapelle ein Domcapitel zu errichten. Dem offenen Flecken Alten-Dresden verlieh er 1403 Stadtrecht. Auch andere Städte verdankten ihm vielfache Wohlthaten, alle förderte er durch eifrige Begünstigung ihres Handels. Er starb kinderlos und ruht neben seiner geliebten ersten Gemahlin im Meißner Dom.

Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen. Gotha 1867, I, 307 ff. — Wenck, Die Wettiner im XIV. Jahrhundert, insbesondere Markgraf Wilhelm und König Wenzel. Leipzig 1877. — Ahrens, Die Wettiner und Kaiser

Karl IV. 1364—1379. Leipzig 1895. — Ueber die Verwesung Brandenburgs: Tschirch in Forschungen z. brandenb.-preuß. Geschichte VI, 2 und Voigt in Märkische Forschungen IX, 164 ff. Flathe.

Wilhelm II., Markgraf von Meißen, jüngerer Sohn Markgraf Friedrich's des Strengen von seiner Gemahlin Katharina von Henneberg, geboren am 23. April 1371, † am 30. März 1425, erhielt bei der Oerterung, die er und sein Bruder Friedrich der Streitbare 1411 auf vier Jahre vornahmen, den größeren Theil des Osterlandes, den er auch bei der abgeänderten Theilung von 1415 wieder wählte. Da er jedoch auch diesmal mit seinem Antheil nicht zufrieden war, überließ ihm Friedrich statt Jena Leipzig. 1420 nahm er an dem Zuge seines Bruders gegen Prag und dem vergeblichen Sturm auf den Witkowberg theil, ebenso an dessen späteren Zügen gegen die Hussiten. Neben Friedrich ist er als Mitstifter der Universität Leipzig zu nennen. Er starb unvermählt. Flathe.

Wilhelm III., Markgraf von Meißen und Herzog zu Sachsen, der Tapfere beigenannt, der jüngste Sohn Kurfürst Friedrich's des Streitbaren von Sachsen und Katharina's von Braunschweig, geboren am 30. April 1425, † am 14. November 1462, erbte bei des Vaters Tode 1428 dessen Länder mit Ausnahme des dem ältesten allein zustehenden Kurlandes mit seinen Brüdern Friedrich, Sigismund und Heinrich gemeinsam. Erst nach des letzteren Tode 1435 wurde eine Art Theilung auf neun Jahre vorgenommen, diese aber, als Sigismund den geistlichen Stand erwählt hatte, schon am 25. Februar 1437 dahin abgeändert, daß Friedrich seinen Antheil behielt, die der beiden anderen von Vögten verwaltet wurden, um aus ihrem Ertrag die Schulden der Fürsten zu tilgen. W. fand auf drei Jahre Aufnahme bei seinem Vetter Friedrich von Thüringen gegen jährlich 100 Schock neue Groschen und 10 Fuder Weins. Am 10. September 1445 schritten hierauf die beiden Brüder in Altenburg zu einer Theilung ihrer Länder. Der jüngere machte die Theile, der ältere wählte. Als jedoch Friedrich wider Erwarten Thüringen wählte, erhob W., aufgereizt durch seinen selbstsüchtigen Rathgeber Apel Vitzthum (s. A. D. B. XL, 83) und dessen Brüder, Widerspruch, worauf unter Theilnahme des Erzbischofs von Magdeburg, des Kurfürsten von Brandenburg und des Landgrafen von Hessen am 11. December 1445 die Theilung durch den „hallischen Machtspruch“ dahin abgeändert wurde, daß Friedrich Meißen, W. Thüringen erhielt. Trotzdem setzten die Vitzthume ihre Umtriebe fort, und daß Friedrich deshalb ihre Entfernung forderte, befestigte nur ihren Einfluß auf Wilhelm's trotziges Gemüth. Nun griff Friedrich zu den Waffen. Während W. zu Jena seine Hochzeit mit Kaiser Albrecht's II. Tochter Anna feierte, eröffnete er durch Einbruch in Thüringen den Bruderkrieg (1446—1451). Seine erneuten gütlichen Vorstellungen waren umsonst; eher, erklärte W., wolle er mit den Vitzthumen aus dem Lande gehen, ehe er sie entlasse. Seine Landesordnung von 1446, welche die Regierung in die Hände von vier Räthen legte, von denen der Herzog nur einen ernannte, befestigte ihre Herrschaft nur noch mehr. Viele thüringische Herren und Städte verließen wegen solcher Hartnäckigkeit Wilhelm's Sache und traten auf Seiten des Kurfürsten. Nach verschiedenen vergeblichen Vermittlungsversuchen benachbarter Fürsten kam 1448 ein Friede zu Stande, während dessen W. die von ihm geworbenen böhmischen Söldner, die furchtbaren Zebracken, um Thüringen von ihnen zu befreien, seinem Vetter von Braunschweig gegen den Bischof von Hildesheim, dann den Städtefeinden in Westfalen gegen Soest zu Hülfe führte (Bachmann, Herzog Wilhelm von Sachsen und sein böhmisches Söldnerheer auf dem Zuge vor Soest in Ermisch, Neues Archiv f. sächs. Gesch. II, 97 ff.). Den Wiederausbruch der Bruderfehde bewirkte der schwarzburgische

Hauskrieg zwischen dem Grafen Günther und seinem Vetter Heinrich, dem einzigen unter den thüringischen Grafen, der zu W. hielt. Mit äußerster Erbitterung und schonungsloser Grausamkeit wüthete der Krieg. Zu Wunsiedel schlossen die böhmischen Utraquisten am 27. März 1450 mit W., dem Markgrafen von Brandenburg und dem Herzoge von Baiern einen Bund gegen den ihnen verhaßten Kurfürsten; 20 000 von ihnen vereinigten sich, nachdem sie das Meißnische verwüstet hatten, bei Pegau mit W. und erstürmten am 15. October Gera. Erst am 27. Januar 1451 kam zu Pforta bei Naumburg eine endgültige Aussöhnung der feindlichen Brüder zu Stande. Dem Herzog W., der endlich den Eigennutz der Vitzthume durchschaut hatte, legen Spätere die Worte in den Mund: „Ich will gern und willig sterben, wenn ich nur zuvor gesehen, daß ihr feindseligen Leute einen wohlverdienten Lohn erhalten habt". Er nahm ihnen die früher geschenkten Güter wieder ab und trieb sie aus dem Lande.

Für Wilhelm's Charakter bezeichnend ist das Sprüchwort, das von ihm sagte: „wenn W. die Sporen angelegt habe und zu Weimar über den Hof gehe, so höre man ihn über das ganze Thüringer Land, und möchte sich dann wohl vorsehen, wer ihm sie anzulegen Ursache gegeben", wie dies 1458 die Besitzer der Burgen Jühnde, Bramburg und Herstelle erfuhren, die seine Unterthanen mit Raub und Wegelagerung geplagt hatten. Mit seiner Einmischung in auswärtige politische Händel hatte er wenig Glück. Als Mitgift seiner Braut Anna, der Tochter König Albrecht's II., war ihm am 23. Decbr. 1439 das Einlösungsrecht des Herzogthums Luxemburg nebst der Grafschaft Chimai überlassen worden, dessen Inhaberin damals Elisabeth, die Tochter Herzog Johann's von Görlitz, war. Dadurch, daß Herzog Philipp der Gute von Burgund, deren finanzielle Bedrängniß ausnutzend, dieses Land für sich zu erwerben suchte, geriethen er und W. in feindlichen Gegensatz. Verschiedene Verträge, die Elisabeth bald mit dem einen, bald mit dem andern einging, kamen nicht zum Vollzug. Das Schloß Luxemburg war seit 1440 von Wilhelm's Söldnern besetzt, unter Leitung seines tüchtigen Vertreters, des Grafen Ernst von Gleichen-Blankenstein, breitete sich sein Einfluß über den größten Theil des Landes aus, so daß Philipp, als er 1443 seine Absichten mit Gewalt durchsetzen wollte, auf Schwierigkeiten stieß. Verhandlungen, bei denen vorübergehend der Gedanke eines Zweikampfes zwischen Philipp und W. auftauchte, führten zu keinem Ausgleich. Ein nächtlicher Ueberfall lieferte die Stadt Luxemburg in Philipp's Hände, die sächsische Besatzung der Burg wurde durch Hunger zur Ergebung genöthigt, worauf W. in Vertragsweise seine Rechte auf Luxemburg dem Burgunder gegen Auszahlung der Mitgiftssumme von 120 000 Gulden abtrat. Bestimmungen, die jedoch infolge anderweit eingetretener Schwierigkeiten nicht zur Durchführung kamen. Philipp blieb thatsächlicher Herr des Landes, während W. sein Anrecht darauf verwahrte. Neue Verhandlungen, bei denen Philipp die Verheirathung seines Sohnes Karl mit Kurfürst Friedrich's Tochter Anna anbot, die dann die sächsischen Ansprüche als Mitgift erhalten sollte, führten ebensowenig zum Ziele wie der Versuch Karl's VII. von Frankreich, durch eine Vermählung seines jüngeren Sohnes Karl von Berry mit Wilhelm's Tochter Margarete die sächsischen Rechte auf Luxemburg an sich zu bringen. Da jedoch für W. auf eine wirkliche Erwerbung des Landes doch keine Aussicht war, verkaufte er, um wenigstens von seinen auf Luxemburg verschriebenen Forderungen etwas herauszubekommen, seine Rechte 1459 an Frankreich. Allein vor der völligen Abzahlung der bedungenen Kaufsumme starb Karl VII., sein Nachfolger Ludwig XI. trat trotz aller Bemühungen von Wilhelm's Gesandten von dem Vertrage zurück, und um nicht Alles einzubüßen, mußte sich W. entschließen, wieder mit Philipp anzuknüpfen, der denn auch 1462 in den Vertrag Karl's VII.

eintrat und bis 1466 die darin ausgesetzte Summe ratenweise abzahlte. Ebenso vergeblich war Wilhelm's Versuch, nach dem frühen Tode seines Schwagers Ladislaus Ansprüche auf den böhmischen Thron geltend zu machen. Er beeilte sich zwar, in der Person des Propstes H. Leubing einen gewandten Unterhändler nach Böhmen zu senden, zwar lieh ihm sein Bruder, der Kurfürst, mit dem er nun in innigem Einverständniß lebte, seine Unterstützung, nicht minder die Hohenzollern, die zu Naumburg der sächsisch-hessischen Erbverbrüderung beitraten und durch die Verlobung von Wilhelm's Tochter Margarete mit Markgaf Albrecht Achilles' von Brandenburg Sohn Johann ihr Interesse mit dem seinigen verknüpften, dagegen wollten die utraquistischen Böhmen von dem Sohne ihres einstigen Feindes nichts wissen, desgleichen weigerten sich die Schlesier ihn anzuerkennen, vom Kaiser aber konnte er um so weniger etwas erwarten, als dieser mit eigenen Ansprüchen auftrat und nicht einmal für diese etwas that, und selbst der hochbetagte und friedliebende Papst Calixt III. mahnte den sächsischen Prätendenten unter Hinweis auf die Türkengefahr von einem Kriege gegen Böhmen ab. So zog es W. vor, die von Markgraf Albrecht angebotene Vermittlung anzunehmen. Unter dieser wurde 1549 zuerst zu Wunsiedel verhandelt, dann, 25. April, zu Eger ein Vergleich geschlossen. W. verzichtete für sich und seine Gemahlin auf alle Ansprüche auf die böhmische Krone, die sächsischen Herzöge traten mit König Georg Podiebrad in eine feste Einigung zu gegenseitigem Schutz und diese wurde besiegelt durch die Wechselverlobung Zedena's, der Tochter Georg's, mit des Kurfürsten Sohn Albrecht und Wilhelm's Tochter Katharina mit Georg's jüngstem Sohne Hinko.

Wilhelm's Ehe mit der Habsburgerin Anna war unglücklich. Nachdem er ihr auf die fränkisch-sächsischen Besitzungen verschriebenes Leibgedinge an die Vitzthume veräußert hatte, verschrieb er ihr zwar für den Fall seines unbeerbten Todes seine sämmtlichen Länder, doch wurde diese seltsame und nur aus Wilhelm's damaliger Spannung mit seinem Bruder erklärliche Freigebigkeit bei der Aussöhnung beider wieder abgeändert. Anna's böser Genius wurde eine schöne Buhlerin, Katharina, die Tochter Eberhard's v. Brandenstein und Wittwe des fränkischen Ritters v. Heßberg, um derentwillen W. seiner trefflichen Gemahlin überdrüssig wurde und am liebsten mit jener auf Schloß Roßla hauste, während Anna nach Eckardsberge verwiesen und dort vor den Augen der Welt verborgen gehalten wurde. Als sie es, durch einen Traum ermuthigt, wagte, sich wieder vor Wilhelm's Augen zu zeigen, soll sie sogar thätliche Mißhandlung erfahren haben. Und doch mußte sie ihrem Bruder, der ihren Gemahl darüber zur Rede stellte, beichten, daß alles Vitzthum'sche Lügen seien. Sie starb in Gram am 13. November 1462, und nun ließ sich W. seine Roßlaer Käthe zu Weimar mit Einwilligung der Stammesvettern und Erbverbrüderten in Gegenwart vieler Fürsten vom Erzbischof von Magdeburg feierlich antrauen, ohne zu bemerken, wie sie ihn betrog und wie sie vom ganzen Hofe verachtet und mit Schimpf behandelt wurde. Ende 1461 unternahm er, vielleicht aus Reue über die Verstoßung seiner Gemahlin, nachdem er vorher sein Testament gemacht und die Schloßkirche zu Weimar zu einer Stifts- und Collegiatkirche erhoben hatte, in Begleitung von 91 Grafen und Herren eine Wallfahrt ins gelobte Land, von der er nach 28 Wochen zurückkehrte. — Gleich seinem Bruder war W. Freischöffe. In seiner Landesordnung von 1446 erließ er ein Verbot gegen alle Berufungen an geistliche und westfälische Gerichte. Das Jahr vorher vereinigten sich die thüringischen Stände mit ihrem Herzog, das Faustrecht ganz aufzuheben und gemeinschaftlich ein Friedensgericht anzuordnen, zu welchem der Herzog, die Grafen und Herren, die Ritterschaft und die Städte je einen Beisitzer ernannten und welches alle Fehden, nicht bloß wie früher die sogenannten

unehrlichen bestrafen, den neuen Landfrieden und die Landesordnung aufrecht erhalten sollte. Von W. eingeladen predigte der Barfüßer Johann Capistrano auch in Jena; wahrscheinlich auf dessen Aufforderung erließ er 1452 eine zweite Landesordnung. — Da W. keine Söhne hinterließ, fiel sein Land an seine Neffen Ernst und Albrecht.

Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen (1867) II, 383 ff. — Ueber die luxemburger Sache: Berthelot, Histoire du Duché de Luxembourg (1743) VII. — Falke, Herzogs Wilhelm III. Reise ins Gelobte Land in v. Weber's Archiv f. die sächs. Gesch. IV, 283. — Kohl, Die Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm des Tapferen von Thüringen 1461. Bremen 1868.

Flathe.

Wilhelm (II.), Bischof von Münster (1553—1557), aus dem westfälischen Adelsgeschlechte der Ketteler zu Melrich und Assen, die einen rothen Kesselhaken im goldenen Felde im Wappen führen, geboren als zweitältester der sieben Söhne Godart's Ketteler und der Sophia v. Nesselrode im ersten oder zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts — die genaue Geburtszeit ist nicht bekannt — widmete sich zu der Zeit, als sein Vater die von der Gattin überkommene Pfandschaft der Herrschaft Elberfeld besaß und von Herzog Johann III. von Jülich-Cleve-Berg inbezug auf dieses Pfand für sich und die Gattin eine lebenslängliche Assecuranz unter den 13. Januar 1530 erhalten hatte, dem geistlichen Stande und zugleich humanistischen Studien. Wie sein Vater, wurde er vor 1545 herzoglicher Rath und empfing als solcher durch Erlaß vom 1. September 1545 als Jahreinkommen die Hofkleidung nebst 100 Goldgulden Dienstgeld und den sonstigen Zulagen der Räthe (Quatembergeld, Entschädigungen für Rauhfutter, Hufbeschlag und Verpflegung der Pferde). Als er Kanonikus und demnächst Dompropst zu Münster geworden, wählte das Capitel den ‚gelehrten und wohlerfahrenen Mann' am 21. Juli 1553 zum Nachfolger des Bischofs Franz von Waldeck († am 13. Juli 1553) auf den Bischofsstuhl, nachdem kurz vorher (unter dem 8. April 1553) Herzog Wilhelm III. von Jülich-Cleve-Berg ihn dem Capitel des Stifts Kaiserswerth zu der vacanten Propstei desselben präsentirt hatte. Auf letztere Würde resignirte er indessen zu Gunsten seines jüngeren Bruders Dietrich, dem dann unter dem 3. October 1555 die landesfürstliche Präsentation zu Theil ward. Am 29. November 1553 von Papst Julius III. bestätigt und den 27. Februar 1554 zu Brüssel von Kaiser Karl V. mit den Regalien belehnt, hielt er am 24. Februar 1555 seinen feierlichen Einzug in Münster. Gewissenhaft wandte er sich nun den Aufgaben und Pflichten seines Amtes zu: ein Charakter von sittlicher Integrität, Freund stillen Wohlthuns, Milde mit unparteiischer Gerechtigkeitsliebe verbindend, war er eben so sehr für die Wahrung der Gerechtsame seines geistlichen Fürstenthums thätig als bestrebt, Bildung und Disciplin der Geistlichkeit zu heben und die Abschaffung greller Mißbräuche im Cultus herbeizuführen. Eine Reform der Kirche im Sinne der am Düsseldorfer Hofe Jahrzehnte hindurch gepflegten vermittelnden Tendenzen lag ihm sehr am Herzen und diesen hatte er schon als herzoglicher Rath und Abgesandter zu den Verhandlungen auf dem Reichstage zu Augsburg 1550 und zu Passau 1552 Ausdruck gegeben. Damit stand es durchaus nicht im Widerspruch, daß er als Bischof feierliche Gebete anordnete, um den allmächtigen Gott mit herzlicher Andacht anzurufen und zu bitten, Er wolle den hl. Glauben in christlicher Einigkeit erhalten. In einer Zeit, in der auch im Bisthum Münster in kirchlichen Dingen vielfache Neuerungen und Unzuträglichkeiten Platz gegriffen hatten, namentlich der Genuß des Abendmahles unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe beinahe überall verbreitet, zudem Verfassung und Disciplin stark gelockert waren, hielt W. an der Hoffnung auf eine

schließliche allgemeine Regelung der Reform durch ein Nationalconcil fest und war zugleich bemüht, durch seine Erlasse die Gegner der katholischen Religion an Angriffen wider dieselbe zu hindern. Im Lande hatte der sehr beliebte Bischof bei seinen Anschauungen und Maßnahmen starke Sympathien für sich. Es konnte gleichwohl kaum ausbleiben, daß W. infolge seiner kirchlichen Haltung mit der römischen Curie in Conflict, besonders aber gegenüber der Forderung, die bisher hinausgeschobene bischöfliche Ordination an sich vollziehen zu lassen und dem Papste den vom Trienter Concil vorgeschriebenen Subjectionseid zu leisten, in schwere Gewissensbedrängniß gerieth. Vergeblich suchten das Münster'sche Domcapitel und Herzog Wilhelm III. von Jülich W. von der ihm mehr und mehr unumgänglich erscheinenden Resignation zurückzuhalten; es kam bei W. wohl auch die Erwägung hinzu, daß die Verwirklichung seiner Reformpläne sich von Tag zu Tag schwieriger gestalte. Der entscheidende Schritt erfolgte, als ein päpstliches Breve vom 18. Juni 1557 ihm nur noch eine dreimonatliche Frist zum Empfange der Bischofsweihe und zur Eidesleistung übrig gelassen, vor den von ihm berufenen Landständen des Fürstenthums am 3. December desselben Jahres. Tags zuvor waren alle Beamte, Lehnsmannen und Unterthanen von ihm ihres ihm geleisteten Eides entbunden worden. W., dem man eine Pension von 1000 Goldgulden bewilligte, zog sich nach Coesfeld zurück, wo er vorwiegend seinen Studien lebte und mit Männern, wie Georg Cassander, im regen brieflichen Verkehr blieb. Auch an den Düsseldorfer Reformationsverhandlungen, zumal an den letzten Berathungen im Januar 1567, von Heresbach als ‚der große Rath' bezeichnet, bei denen er den Vorsitz führte, betheiligte er sich lebhaft. Von Freunden und Gegnern hochgeachtet, starb W. am 18. Mai 1582 und wurde in der St. Jacobikirche zu Coesfeld beigesetzt, wo sich auch noch sein Epitaphium befindet. Von Wilhelm's Brüdern ist der älteste, Gotthard, als Herrenmeister des deutschen Ordens in Livland und erster Herzog von Kurland und Semgallen († am 17. Mai 1587), der jüngste Johann als bergischer Rath und Kammermeister (seit 22. October 1572) und Amtmann zu Elberfeld bekannt, derselbe († 1585) hatte aus seiner Ehe mit Agnes Schenk von Nideggen mehrere Söhne, von denen ihn Wilhelm und Johann überlebten. Der Erstere (geboren am 8. September 1558) begab sich als junger Mann an den Hof Kaiser Rudolf's II. und von da zum König Stephan Bathory von Polen (1575—86), unter dem er an dessen Kämpfen gegen die Russen theilnahm. Wegen seiner Tapferkeit im Feldzug, an den ihn der Sage nach zeitlebens die durch eine eiserne Kette verursachten Narben erinnerten — er war von den Feinden als Gefangener an dieser Kette umhergeführt worden — ward er durch Belehnung mit der Herrschaft Ambotten in Livland belohnt. Im J. 1583 kam derselbe in die Umgebung des Kölner Kurfürsten Gebhard Truchseß, heirathete 1588 Adelheid v. Stommel, Tochter Arnold's v. Stommel und der Adelheid v. Langen-Neuenhof, nach deren Tode 1603 Gudula v. Romberg, Wittwe Arnold's von Vitinghoff gen. Schele. Zuletzt Gesandter in Preußen, starb dieser W. am 6. Mai 1620.

H. A. Erhard, Geschichte Münsters (1837) S. 381—384. — Münster'sche Chroniken von Röchell und Corfey in den ‚Geschichtsquellen des Bisthums Münster', Bd. 3 (herausg. v. J. Janssen), S. 1—10, S. 329—330 (das. auch das Epitaphium Wilhelm's). — L. Keller, Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein, Bd. 1, S. 269—274, 345—351. — Staatsarchiv zu Düsseldorf, insbes. die handschriftlichen Elogia virorum illustrium Cliviae etc. von W. Teschenmacher daselbst, S. 63—65.

Harleß.

Wilhelm (der Reiche), Graf von Nassau-Katzenellenbogen, wurde als vierter Sohn des Grafen Johann V. am 10. April 1487 zu Dillenburg geboren. Seine Mutter, des Landgrafen Heinrich von Hessen Tochter, Enkelin und Erbin des letzten Grafen von Katzenellenbogen, brachte dem nassauischen Hause Ansprüche an die reiche Hinterlassenschaft ihres Großvaters zu, die zu langwierigen und verwickelten Streitigkeiten mit Hessen führten. Bei Ableben seines Vaters am 30. Juli 1516 traf W. mit seinem einzigen noch lebenden älteren Bruder Heinrich das Abkommen, daß dieser den niederländischen Besitz erhalten, er selbst jedoch seinem Vater in den Erblanden nachfolgen sollte. Die Regierungszeit Wilhelm's ist eine der merkwürdigsten Perioden in der Geschichte seines Hauses, der territoriale Besitzstand der Grafschaft erfuhr mehrfache erhebliche Vergrößerungen, andere wurden vorbereitet; die Kirchentrennung, in ihrem Gefolge die Annahme und Einführung der lutherischen Religion durch den Grafen, führte dessen Betheiligung an den politischen Händeln der Zeit, dem schmalkaldischen Bunde, dem Religionsstreit, dem Passauer Vertrag und den beiden Religionsfrieden in Deutschland ꝛc. herbei. Unter schwierigen und verwickelten Verhältnissen verstand Graf W., unterstützt durch politische Klugheit und Erfahrung, durch standhaften Muth verbunden mit Mäßigung, die Interessen seines Hauses zu wahren und den Grund zu dem späteren Aufblühen desselben zu legen.

Die niedere Grafschaft Katzenellenbogen, zwischen Rhein, Lahn, Aar und Wisper belegen, mit St. Goar und der Vogtei Pfalzfeld auf dem linken Rheinufer, war durch die Tochter des letzten Grafen Anna an deren Gemahl, den Landgrafen von Hessen, übergegangen; da deren Sohn Wilhelm im J. 1500 ohne Leibeserben starb, waren die beiden Töchter, die obengenannte Mutter Wilhelm's von Nassau und die Gemahlin des Herzogs Johann von Cleve, erbberechtigt, wennschon die Mutter den ganzen katzenellenbogischen Besitz an die ältere hessische Linie vermacht hatte. Der Clevische Antheil kam im Verlauf des beim Kaiser und Reichskammergericht geführten Processes durch Vertrag ebenfalls an Nassau und suchte dieses seine Ansprüche an Hessen nun allein durchzufechten. Ueber fünfzig Jahre hat dieser merkwürdige Proceß gedauert, wiederholt der Entscheidung nahe gebracht, wurde derselbe immer wieder fortgesponnen, bis ein unter Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen, des Pfalzgrafen Ott Heinrich, der Herzoge von Jülich und Württemberg in Frankfurt am 30. Juni 1557 abgeschlossener Vertrag dem Streit ein Ende machte. W. erhielt für seine Ansprüche an die Erbschaft 600 000 Gulden, von denen ein Viertel in Land, der Rest baar im Zeitraum von acht Jahren abgetragen werden sollte. Es fielen an Nassau das hessische Viertel der Grafschaft Diez mit den Aemtern Camberg, Weilnau, Wehrheim, Ellar, Driedorf und die Hälfte von Hadamar.

Bereits 1517 hatte sich Graf W. dem Ablaßhandel in seinen Landen widersetzt, 1521 Luther auf dem Reichstage zu Worms gehört, jedoch noch keine offene Hinneigung zu dessen Lehre gezeigt, was bei dem großen Einfluß, den sein Bruder Heinrich, ein treuer Anhänger des Kaisers und der Kirche, auf ihn ausübte, wol erklärlich ist. An dem Kriege Karl's V. gegen Franz II. 1521—22 von Frankreich nahm Graf W. im kaiserlichen Heere theil, und erst 1526, gelegentlich eines Besuches des Herzogs Johann Friedrich von Sachsen in Dillenburg, ließ er sich bestimmen, der neuen Lehre freieren Spielraum zu geben; verschärfte Vorschriften bezüglich der Kirchenzucht und das Verbot einzelner Gebräuche der katholischen Kirche bildeten den Anfang einer Art von Reformation, welche jedoch alle wesentlichen Punkte einstweilen unberührt ließ. Im J. 1529 berief W. einen Geistlichen der neuen Richtung, Heilmann (Bruchhausen) von Crom-

bach, als Hofcaplan und ließ den Abfall des Cistercienserfrauenklosters Thron geschehen, in der Grafschaft Alt-Weilnau hatte seit 1528 die neue Lehre Eingang gefunden. 1530 war Graf W. auf dem Reichstag zu Augsburg und noch in demselben Jahre führte er die Augsburger Confession förmlich ein, die katholischen Geistlichen zu Dillenburg und Siegen wurden zur Resignation gezwungen und Heilmann Crombach, sowie der Magister Leonhardt Wagner aus Creuznach traten an ihre Stelle, das Cölibat wurde aufgehoben, die Messe abgeschafft, die Geistlichkeit auf die Nürnberger Kirchenordnung verpflichtet; für seine Person und Familie hielt es Graf W. einstweilen noch für vortheilhafter, den alten Glauben äußerlich beizubehalten, seine sämmtlichen Söhne wurden noch katholisch getauft, er selbst erwarb noch 1531 für sich eine päpstliche Fastendispens. Dem Einfluß seines Bruders verdankte er es, daß ihm vom Kaiser 1531 die Statthalterschaft des seit 1519 eingezogenen Herzogthums Württemberg angeboten wurde, welche er jedoch, ebenso wie das 1536 ihm zugedachte goldene Vließ, ablehnte. 1536 berief der Graf den M. Sarcerius zum Rector der Schule in Siegen, 1538 ernannte er ihn zum Superintendenten und Hofprediger in Dillenburg und ließ in beiden Orten Synoden abhalten, weitere Berufungen von lutherischen Predigern fanden unterdessen statt. Bekanntlich hatte der Reichstag zu Augsburg mit der Resolution des Kaisers geendet, daß die katholische Lehre bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung beibehalten und von den lutherischen Ständen binnen eines halben Jahres der alte Religionsstand wiederhergestellt werden solle. Die Folge war ein engeres Zusammenschließen der renitenten Reichsstände in dem am 10. Februar 1531 abgeschlossenen „Schmalkaldischen Bund". Zunächst waren es Kurfürst Johann von Sachsen, Herzog Ernst von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, der Herzog von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und einige kleinere Stände, welche sich an dem Bunde betheiligten. Die Bedrohung Wiens und der kaiserlichen Erblande durch die Türken verhinderte zunächst ein Einschreiten des Kaisers gegen den Bund und zwangen jenen zum Abschluß des Religionsfriedens zu Nürnberg 1532. Nachdem auch Herzog Ulrich von Württemberg mit Unterstützung des Landgrafen Philipp von Hessen 1534 sein Land zurückerobert hatte, traten dem Bunde die meisten Mitglieder des Wetterauer Grafenbundes, darunter auch W., bei; am 10. Januar 1536 verpflichtete sich derselbe durch Revers zu allem, was der Bund beschließen möge, beizutragen und mitzuwirken (Philipp von Hessen hatte gegen die Zulassung des Grafen wegen des Katzenellenbogener Erbschaftsstreites protestirt). Zu der auf dem Reichstag zu Speier 1542 bewilligten Türkenhülfe hatte Graf W. ein Contingent gestellt, ebenso zahlte er 1544 für denselben Zweck eine größere Summe; bei dem Kriege des Schmalkaldischen Bundes gegen Herzog Heinrich von Wolfenbüttel hatte er sich jedoch nicht betheiligt. Die wachsende Macht seines Gegners im Bunde nöthigte W., auf seiner Hut gegen Gewaltthat zu sein und war mit Veranlassung, daß er sich in dem 1546 ausbrechenden Kriege des Bundes gegen den Kaiser activ nicht betheiligte; er war klug genug, die ihm angesonnene Werbung von 600 Reitern für den kaiserlichen Dienst auszuführen und entging hierdurch dem Strafgericht, das seine walramischen Vettern und die sonstigen Mitglieder des Wetterauer Grafenbundes traf. Dem Reichstag zu Augsburg 1547 wohnte Graf W. bei und mußte im folgenden Jahre das „Interim" in den Grafschaften einführen, die wiederum der Erzdiocese Trier unterstellt wurden. Erst nach der erfolgreichen Schilderhebung des Kurfürsten Moritz von Sachsen wagte es Graf W., sich offen den Feinden des Kaisers anzuschließen und übernahm eine geheime Mission an den französischen König Heinrich II., behufs Abschluß eines Bündnisses desselben mit den protestantischen Reichsfürsten gegen den Kaiser. Nachdem durch den Passauer Vertrag und den Augsburger Religions-

frieden es ihm möglich geworden war, die lutherische Religion ungehindert wiederherzustellen und die katholische vollends zu unterdrücken, starb Graf W. am 6. October 1559 zu Dillenburg.

Von Regierungshandlungen desselben zur Vergrößerung seiner Hausmacht sind noch zu erwähnen die Erwerbung des Königsteinischen Antheils der Grafschaft Diez 1530, sowie die Hausverträge mit der Bredaischen Linie 1545 und der Beilsteiner 1554. Seine Zeitgenossen nannten ihn, vielleicht nach der Katzenellenbogener Erbschaft, den Reichen, eine in Anbetracht der großen Opfer, die der Streit gefordert, kaum zutreffende Benennung.

Graf W. war zwei Mal vermählt, seine erste Gemahlin war eine Tochter des Grafen Johann von Egmond, Walpurgis, welche nach 23jähriger Ehe 1529 starb und ihm zwei Töchter geboren hatte. Seine zweite Ehe 1531 mit der lutherischen Gräfin Juliana von Stolberg, des Grafen Philipp II. von Hanau Witwe, war eine mit Kindern reichgesegnete, fünf Söhne und sechs Töchter überlebten den Vater; von ersteren fiel der älteste, Wilhelm (der Schweiger), der Begründer der Oranischen Linie, als Statthalter der Niederlande durch Mörderhand, die drei jüngsten blieben im Kampfe für die Unabhängigkeit der Niederlande, der zweite, Johann, wurde Stifter der Nassau-Katzenellenbogischen resp. mittleren Dillenburger Linie.

Arnoldi, Geschichte der Oranien-Nassauischen Länder ꝛc. — Keller, Geschichte Nassaus von der Reformation bis zum Anfang des 30jährigen Krieges. — Ed. Jacobs, Juliana von Stolberg, Ahnfrau des Hauses Nassau-Oranien. Kolb.

Wilhelm Ludwig, Graf von Nassau-Saarbrücken. Als ältester Sohn des Grafen Ludwig II., welcher seit 1605 den gesammten Walramischen Besitz vereinigt hatte, wurde Graf Wilhelm Ludwig am 18. December 1590 zu Ottweiler geboren und war seit dem 25. November 1615 mit Anna Amalie, der Tochter des Grafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, vermählt. Nach dem am 8. November 1626 in Saarbrücken erfolgten Ableben seines Vaters führte W. Ludwig mit seinen drei Brüdern, von denen die beiden jüngsten unter seiner Vormundschaft standen, einstweilen die Regierung gemeinschaftlich, wenn schon eine Theilung beabsichtigt war. Nach sorgfältiger Vorbereitung erfolgte dieselbe am 26. Januar 1629 zu Ottweiler, wobei Graf W. Ludwig die Grafschaft Saarbrücken, das Amt Ottweiler, die Vogtei Herbitzheim und die Gemeinschaft Wellingen, sein Bruder Johannes die Herrschaften Idstein und Wiesbaden nebst Sonnenberg, den Wehener Grund und das Amt Burgschwalbach erhielt, der Rest des Gesammtbesitzes, die Landportionen der beiden jüngeren Brüder darstellend, verblieb ungetheilt einstweilen noch unter W. Ludwig's Verwaltung. Durch das Restitutionsedict (2. März 1629) war der Besitzstand der Brüder vielfach bedroht, da die Kurfürsten von Mainz und Trier Ansprüche auf die seit dem Passauer Vertrag von den Vorfahren jener eingezogenen Kirchengüter ꝛc. erhoben. Am 7. Juli 1629 hatte überdies das Reichskammergericht in dem langjährigen Rechtsstreit zwischen Lothringen und Nassau entschieden, daß Stadt und Burg Saarwerden, Bockenheim und Wieberstweiler als Metzer Lehen an Lothringen herausgegeben werden, der Rest der Grafschaft bei Nassau verbleiben sollte. Der Herzog von Lothringen aber nahm sofort Besitz von der ganzen Grafschaft Saarwerden, ja sogar von der Vogtei Herbitzheim, und trotzte allen kaiserlichen Erlassen zu Gunsten der rechtmäßigen Besitzer. Graf W. Ludwig hatte sich in diesen Nöthen auf den Fürstentag nach Regensburg begeben und erlangte auch die kaiserliche Belehnung am 23. Juli 1631, trotzdem er sich geweigert hatte, der Liga beizutreten oder Truppen für dieselbe zu stellen.

Nach dem Erscheinen des Schwedenkönigs Gustav Adolf am Rhein zu Schluß

des Jahres 1631 stellten sich ihm die Walramischen Brüder zur Verfügung und erklärten hiermit ihrem kaiserlichen Herrn den Krieg. W. Ludwig trat als Oberstlieutenant in das Reiterregiment des Rheingrafen Otto Ludwig und schloß, gleich seinen Brüdern, mit dem Könige ein Bündniß, wonach dieser als Schutzherr anerkannt und demselben Mannschaften und Geldbeiträge zur Kriegsführung gestellt werden mußten. Inzwischen waren am 24. November 1632 der jüngste Bruder Graf Otto gestorben, am 11. December Graf Ernst Casimir mündig geworden und benutzten die Brüder die durch die günstige Kriegslage geschaffene Muße, um das 1629 getroffene Theilungsgeschäft weiter und endgültig durchzuführen. Ernst Casimir wählte die Aemter Weilburg, Gleiberg und Mehrenberg, die Landportion des verstorbenen jüngsten Bruders, Kirchheim und Stauf, das Amt Usingen und das Stockheimer Gericht theilten die Brüder unter sich.

Nach Gustav Adolf's Tode verbanden sich die drei Grafen auf der Zusammenkunft der protestantischen Stände zu Heilbronn mit dem schwedischen Reichskanzler Oxenstierna und am 5. September 1633 unterzeichnete ihr Abgesandter Graf Johannes von N.-Idstein auch das Bündniß mit Frankreich gegen den Kaiser. W. Ludwig stand unterdessen mit dem Rheingrafen am Oberrhein im Felde und drang 1633 im August vom Elsaß aus in die noch immer von den Lothringern besetzte Grafschaft Saarwerden ein, welche von den Schweden zwar erobert, aber dem Grafen nicht herausgegeben wurde. Im März 1634 wohnte Graf W. Ludwig der Versammlung in Frankfurt bei, wo Oxenstierna die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zum Beitritt zu dem Heilbronner Bündniß zu gewinnen suchte, und besiegelte und unterschrieb am 7. Juni das Bündniß mit Frankreich. Auch ein Vergleich der nassauischen Brüder mit den Herren von Geroldseck bezüglich ihrer Besitzrechte auf Lahr fand damals in Frankfurt statt. Der Sieg des jungen Königs Ferdinand bei Nördlingen am 6. September 1634 bereitete den Frankfurter Verhandlungen ein jähes Ende, die Furcht vor den sich dem Mittelrhein nähernden kaiserlichen Heeresabtheilungen, vielleicht auch das böse Gewissen veranlaßte die Grafen, ihre Archive, welche wol manches belastende Schriftstück enthielten, zunächst nach Frankfurt in Sicherheit zu bringen, sie selbst begaben sich nach Kirchheim, die rechtsrheinischen Lande preisgebend. Graf W. Ludwig trat nach dem Ableben des Rheingrafen unter Befehl des Herzogs Bernhard von Weimar und überfiel bei einem Zuge desselben nach der Wetterau am 24. December 1634 eine Abtheilung des kaiserlichen Generals Graf von Mansfeld in Michelstadt und brachte ihr empfindliche Verluste bei. Der Bundesversammlung der protestantischen Stände und ihrer Alliirten hatte Graf W. 1635 in Frankfurt beigewohnt und hier auch endlich die Rückgabe Saarwerdens seitens der schwedischen Verbündeten durchgesetzt. Indessen hatten eine Reihe von Reichsständen, darunter Kurbrandenburg und Kursachsen, am 30. Mai 1635 den Frieden zu Prag geschlossen und waren die nassauischen Grafen ausdrücklich ausgeschlossen worden. Dieselben begaben sich zunächst nach dem einstweilen noch von Bernhard von Weimar geschützten Saarbrücken, allein als dieser, nach einem Vorstoß auf Frankfurt im August 1635, geschlagen und verfolgt sich nach Metz zurückziehen mußte, folgten ihm die Grafen W. Ludwig und Ernst Casimir dorthin, während ihr Bruder Johannes Straßburg zum Exil wählte.

Im November erschien in den Walramischen Landen der kaiserliche Commissar Bertram von Sturm und erklärte die drei Brüder ihrer Grafschaften und alles Besitzes verlustig, der Herzog von Lothringen erhielt für seine dem Kaiser geleisteten Dienste die Grafschaften Saarbrücken, Saarwerden, die Vogtei Herbitzheim und die Festung Homburg an der Blies, also so ziemlich den ganzen Besitz des Grafen W. Ludwig. Ein Versuch, durch ein von dem Kurfürsten von

Sachsen vermitteltes Bittgesuch die kaiserliche Verzeihung zu erhalten, scheiterte 1636, im nächsten Jahre theilte man den Grafen auf erneutes Ansuchen zwar die Gründe der kaiserlichen Ungnade mit, doch erst 1639 wurden den Grafen W. Ludwig und Ernst Casimir Geleitsbriefe ertheilt, um persönlich ihre Sache in Wien vertreten zu können.

Graf W. Ludwig sollte das Ende des großen Krieges nicht mehr erleben, am 22. August 1640 starb er im Exil zu Metz, seiner Witwe und den unmündigen Söhnen die Ansprüche auf den verlorenen Besitz überlassend. Auch in Werken des Friedens war Graf W. Ludwig thätig gewesen, als Senior des nassauischen Hauses setzte er das Werk seines Vaters, eine auf Urkunden begründete Genealogie des nassauischen Grafengeschlechts, sowie eine Landesgeschichte zu schaffen fort; da das Archiv nach Metz gerettet worden war, vollendete dort der Registrator Andreae seine Genealogienbücher und auch der Maler Henrich Dors von Weilnau war im Auftrage des Grafen thätig.

Schliephake-Menzel, Geschichte von Nassau, S. 464—512 f. — Köllner, Gesch. der Grafschaft Nassau-Saarbrücken. — Keller, Drangsale des Nassauischen Volkes. Kolb.

Wilhelm, Graf von Nassau-Siegen und Dillenburg, geboren 1591, war der Sohn des Grafen Johann von Nassau und der Gräfin Margarethe von Waldeck und Enkel des Grafen Johann, des Bruders Wilhelm's von Oranien. Fürst Johann Moritz war sein Halbbruder. Wie so viele seiner Verwandten trat er in niederländischen Kriegsdienst, in welchem er unter Friedrich Heinrich die Stelle eines Feldmarschalls erhielt. Namentlich in den Feldzügen der Jahre 1629 und 32, als Herzogenbusch und Mastricht erobert wurden, zeichnete er sich aus. Doch 1638, als er bei einem versuchten Angriff auf Antwerpen Calloo besetzt hatte, wurde er daselbst überfallen und mit großem Verlust geschlagen. Sein einziger Sohn Moritz fand dabei den Tod. Friedrich Heinrich schrieb seiner Unachtsamkeit die tüchtige Schlappe zu, welche demselben umso schwerer fiel, weil dadurch die Gelegenheit, Antwerpen einzuschließen, für immer verloren ging. Doch blieb W. an seiner Stelle und nahm als Feldmarschall am Feldzug des Jahres 1641 theil, wo er bei der Belagerung Genneps schwer am Unterleib verletzt wurde. Wahrscheinlich an den Folgen ist er im nächsten Jahre gestorben. Seine aus einer mit einer badischen Markgräfin geschlossenen Ehe geborene Tochter heirathete Georg Friedrich von Waldeck.

Vgl. Aitzema, Saken van Staet en Oorlogh, Bd. I. — Wagenaar, Bd. X und XI. — Bosscha, Nederlands Heldendaden te Land, Bd. I. P. L. Müller.

Wilhelm Friedrich, Graf, nachher Fürst von Nassau-Diez, Statthalter von Friesland, Groningen und Drenthe, zweiter Sohn des Grafen Ernst Casimir von N.-D. und der Herzogin Sophia von Braunschweig-Lüneburg, wurde am 7. August 1613 in Arnheim geboren. Als sein Bruder Heinrich Casimir im J. 1640 gefallen war, gelang es ihm, in Friesland die Statthalterschaft zu erhalten, in Stadt und Lande (Groningen und Umgebung) aber und in Drenthe wußte Friedrich Heinrich dieselbe für sich selbst zu erwerben, was von W. F. und seiner Mutter sehr übelgenommen wurde. Der Prinz jedoch besaß damals eine solche Gewalt, daß sie nicht allein gezwungen waren, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, sondern auch durch Versprechung der survivance für ihn und seine Söhne dessen unentbehrliche Gunst zurückgewinnen mußten. Sonst hätte W. F. nicht einmal das Recht der Magistratsernennung in den friesischen Städten erhalten können, wie es sein Bruder besessen. So lange Friedrich Heinrich lebte, verblieb W. F., dessen Macht in Friesland ziemlich beschränkt war, im Hintergrund, nach dessen Tode jedoch schloß er sich dessen Sohn und

Nachfolger Wilhelm II. aufs engste an und nahm 1650 offen dessen Partei gegen die holländischen Staaten. Ja er übernahm die Führung des bekannten Unternehmens gegen Amsterdam, dessen Mißlingen aber nicht ihm zur Last fiel. Kaum war aber Wilhelm II. plötzlich gestorben, so wandte sich W. F. der jetzt siegreichen Provinz Holland zu und bot den Generalstaaten seinen Dienst an. Er hoffte Vertreter des eben geborenen Prinzen Wilhelm III. zu werden, wenn derselbe die Capitän- und Admiralgeneralswürde erhalten sollte, was ihm jedoch ebenso wenig gelang wie dem Feldmarschall Brederode. Nur die Statthalterschaft von Stadt und Lande und Drenthe gelang es ihm, sehr zum Verdruß der holländischen Regenten für sich zu retten. Sonst blieb er Feldzeugmeister. In den fortwährenden Zwistigkeiten der oranischen Partei spielte er von jetzt an eine einigermaßen zweideutige Rolle. Er erhielt die Hand der zweiten Tochter von Friedrich Heinrich, der Prinzessin Albertina Agnes, was sein Ansehen erhöhte und ihn wieder eng mit dem älteren Zweig des nassauischen Hauses verband und versuchte als Oheim unter den Vormündern des jungen Prinzen aufzutreten. Doch zu gleicher Zeit zeigte er sich immer den Staaten von Holland gefällig und suchte die Freundschaft de Witt's, durch welche er hoffte, wenigstens die durch Brederode's Tod erledigte Feldmarschallswürde zu erhalten, was ihm aber ebensowenig gelang, als das ihm von der oranischen Partei in Overyssel übertragene Amt eines Lieutenant-Statthalters der Provinz zu behalten. Nur in den beiden Nordprovinzen blieb sein Einfluß maßgebend, es gelang ihm dort die Statthalterschaft so zu befestigen, wenn auch mit ziemlich geschmälerter Befugniß, daß im J. 1659 seinem jungen Sohne Heinrich Casimir die Erbfolge zugesichert wurde, wie auch in Drenthe geschah. Fünf Jahre später, in den ersten Kämpfen der Staaten mit dem Bischof Bernhard von Münster, wurde ihm der Befehl der kleinen staatischen Armee anvertraut, welche die von den Münsterschen besetzte Deilerschanze einnahm, ein Unternehmen, das ihm freilich nicht sonderlich zum Ruhme gereichte, nur daß es zeigte, er gelte als der vornehmste General im staatischen Dienst. Lange überlebte er diese vereinzelte Kriegsthat nicht, denn schon im nämlichen Jahre 1664 wurde er durch das Zerspringen einer von ihm untersuchten Pistole tödtlich verwundet. Am 31. October dieses Jahres verschied er, einen etwas zweideutigen Ruf hinterlassend. Schon zehn Jahre früher war er so wie seine Vettern von den Hadamar'schen und Siegen'schen Linien in den Reichsfürstenstand erhoben, was freilich seiner Stellung in den Niederlanden weniger zu Gute kam, als er vielleicht gehofft hatte. Denn wenige aus seinem Geschlechte haben so sehr den Ruf der ausgesprochenen Eigennützigkeit verdient als er, der immer den eigenen Vortheil erspähend durch endlose Intriguen und fortwährenden Parteiwechsel die Interessen seines Hauses nicht weniger geschädigt hat, als er die des Landes außer Acht ließ.

Vgl. Huber, Oratio de vita gloriosa et exitu tragico Wilhelmi Frederici principis Nass. — Voetius, Godzälig leven en gelukzalig sterven van W. F. — Aitzema, Saken van Staat en Oorlogh und Herstelde Leeuw. — Wicquefort, Histoire des Provinces Unies. — Wagenaar, Vaderlandsche Historie, Bd. XI, XII und XIII. — Groen van Prinsterer, Archives de la Maison d'Orange, zweite Serie Bd. IV und V. — de Witt, Brieven. — d'Estrades, Lettres et Mémoires. — Sypesteyn, Willem Frederik Prins van Nassau en Johan de Witt in dessen Geschiedkundige Bijdragen. — Lefevre Pontalis, Jean de Witt u. s. w. P. L. Müller.

Wilhelm Ludwig, Graf von Nassau-Diez, Statthalter von Friesland, Stadt und Lande und Drenthe, wurde am 13. März 1560 geboren als ältester Sohn des Grafen Johann von Nassau-Katzenellnbogen, des Bruders Wilhelm's des Schweigers. Als sein Vater Statthalter von Gelderland ge-

worden war, 1578, erhielt er, wenn auch noch sehr jung, ein Regiment deutscher Infanterie, an dessen Spitze er mit Auszeichnung an den Kämpfen im Norden und Osten der Niederlande gegen die Spanier theilnahm. Ein überzeugter Reformirter gewann er bald das Vertrauen seines Onkels und der Patrioten, während sein ruhiges und energisches Wesen, seine Anspruchslosigkeit und Festigkeit jedermann imponirte und scharf gegen die Unbändigkeit eines Hohenlohe, eines Sonoy, eines Entens abstach, den er durch sein ausgesprochenes militärisches Talent weit überragte. Kein Wunder daß Wilhelm von Oranien ihn zu seinem Stellvertreter in Friesland ernannte und daß er dort nach dessen Tode die Nachfolge erhielt. Mit zäher Energie hielt er in den schwierigsten Umständen im Kampfe an den friesischen Grenzen gegen Vardugo aus bis bessere Tage kamen. Treu hielt er in den schwierigen Jahren von Leicester's Regierung zu den Holländern und bekämpfte die Ausschreitungen der Ultracalvinisten, die Friesland der englischen Königin zu überliefern versuchten. Die friesischen Regenten fanden an ihm eine treue Stütze und ließen ihn nicht im Stich, als Karl Roorda versuchte die Provinz vollkommen republikanisch einzurichten, wenn er sich auch manche Schmälerung seiner statthalterischen Gewalt gefallen lassen mußte. Mit nicht geringerem Eifer wie sein Vetter Moritz von Oranien studirte er die Kriegswissenschaft und versuchte die Einführung einer neuen Taktik, wie er denn auch seine Soldaten in der Leeuwarder Garnison, wo er, wenn er nicht im Felde war, seinen Sitz hatte, eifrig nach römischem Vorbild einexercirte. Die Feldzüge der neunziger Jahre, an denen er einen wenn nicht glänzenden doch sehr wichtigen Antheil hatte, zeigten die Früchte seines Wirkens. Ohne seine Hülfe hätte Moritz seine Aufgabe, in wenigen Feldzügen das Gebiet der sieben Provinzen zu befreien, gewiß nicht so glänzend lösen können. Ihm selbst trugen sie die Statthalterschaft der, nach Groningens Uebergabe oder, wie man schonend sagte, Zurückführung (Reductio) in die Union, neuorganisirten Provinz Stadt und Lande, und ihres Anhangs, der Landschaft Drenthe ein. Leider mißlang der Plan durch Vereinigung der letzteren mit der Stadt Groningen und den „Ommelanden" zu einer einzigen Provinz eine weniger unbequeme politische Einrichtung des Nordostens herbeizuführen, wie es Oldenbarnevelt und auch W. L. gewünscht hatten. Mit dem Advocaten scheint letzterer lange Zeit gut gestanden zu haben. Seine ruhige, durchaus praktische Natur fand sich besser mit demselben zurecht als die heftige, doch zugleich anhaltend grollende Art des Vetters, der überhaupt, wie Fruin in seinen Tien Jaren bemerkt, weit weniger den Geist des Vaters geerbt hatte, wie der Neffe, der, so streng reformirt er war, doch immer den politischen Erwägungen Raum gab. Freilich scheint auch W. L. die Ansicht des Advocaten, es sei nothwendig für längere oder kürzere Zeit Frieden mit Spanien zu machen, nicht getheilt zu haben, wenn er sich auch als erster Deputirter der Generalstaaten an den im J. 1607 angefangenen Unterhandlungen betheiligte, und auch die Urkunde des zwölfjährigen Stillstands unterschrieb. Schon waren damals die religiösen Wirren ausgebrochen, welche die Zeit des Stillstands zu einer der traurigsten Perioden der niederländischen Geschichte gemacht haben. W. L. nahm entschieden Partei für die Calvinisten, die Contraremonstranten, welche auch unter den friesischen und groninger Regenten bei weitem die Mehrheit besaßen. Das hatte schon bei der Gründung der friesischen Universität in Franeker im J. 1585 mitgewirkt, wenn auch der Wunsch der Friesen, in keinerlei Hinsicht von Holland abhängig, sondern ganz auf sich angewiesen zu sein, der Hauptgrund war. Bei der eben in den ersten Jahren des Stillstands unternommenen im J. 1614 vollzogenen Gründung der Groninger Universität war jedoch die Ansicht maßgebend, es sei nothwendig, dem libertinischen Leiden gegenüber eine rechtgläubige Universität zu stiften, damit

die jungen Prediger wenigstens in den nördlichen Provinzen bei ihrer Erziehung dem verderblichen Einfluß der Arminianer entrückt seien, wenngleich der Groninger Particularismus, der es den verhaßten friesischen Nachbarn wie den reichen Holländern gleich thun wollte, dabei auch zur Geltung kam. W. L. betheiligte sich mit Herz und Seele an dem Werke und sorgte für die Berufung rechtgläubiger Professoren. Entschieden wie er war, konnte er das lang anhaltende Zögern seines Vetters nicht vertragen. Seine Briefe aus jenen Jahren, welche in den Archives de la Maison d'Orange für die Nachwelt bewahrt sind, zeugen davon, er ließ nicht ab, Moritz anzutreiben, ihn zu entschiedenem Auftreten gegen den Advocaten und dessen libertinische und remonstrantische Anhänger aufzumuntern. Doch so bestimmt er auf den Sturz der Macht des Advocaten und seiner Gesinnungsgenossen lossteuerte, so gewiß war er dem systematischen Rachekrieg, welcher nach Oldenbarnevelt's Gefangennahme von dessen Widersachern geführt wurde, abgeneigt. Er war ein Mann der Mäßigung und des Verstandes, dem es um die Reinheit der Religion zu thun war, und nicht um die politische Macht und die Stellen der gefallenen Gegner, wie so vielen der Feinde Oldenbarnevelt's. Lang hat er den Triumph der von ihm verfochtenen Sache nicht überlebt. Am 31. Mai des Jahres 1620 ist er gestorben. Seiner Ehe mit seiner Base Anna von Nassau waren keine Kinder entsprungen. Seine Erbschaft wie seine Würden fielen seinem Bruder Ernst Casimir zu, dem Stammvater des friesischen Zweigs des nassauischen Hauses. — W. L. war ein bedeutender Mann, ein ausgezeichneter Officier und verständiger Politiker, eine durch und durch gesunde Natur. In seltener Weise hat er es verstanden sich mit den schwierigen und zur Unbotmäßigkeit geneigten friesischen und groninger Regenten zurechtzufinden. Eine schon in seiner Jugend im Kampfe erhaltene Wunde hatte eines seiner Beine gelähmt und der kleine, breitschulterige Mann mit dem röthlichen Bart und dem pockennarbigen Antlitz war keine imposante Figur. Doch haben Freund und Feind ihn immer hochgehalten.

Vgl. Groen van Prinsterer, Archives de la Maison d'Orange-Nassau, die letzten Bände der ersten und die beiden ersten der zweiten Reihe. — van Reidt, Geschiedenis der Nederlandsche oorlogen und die Fortsetzung von van de Sande, Fresinga, Memorien in Dumbars Analecta. — Ubbo Emmius, Giullelmi Ludovici, comitis Nassovii vita et res gestae, und verschiedene auf ihn gehaltene orationes funebres. Bor, van Meteren u. s. w. — Von späteren Historikern sind außer Wagenaar namentlich Fruin (Tien jaren uit den Tachtigjarigen oorlog), Motley (United Netherlands und Life of Barnevelt) zu nennen. Auch Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche volk, Bd. III, mein Staat der Vereenigde Nederlanden in de jaren zijner wording u. s. w. P. L. Müller.

Wilhelm (August Heinrich Belgicus), Herzog von Nassau, wurde als ältester Sohn des Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg am 14. Juni 1792 zu Kirchheim i/Pfalz geboren und infolge des Vordringens der französischen Revolutionsheere zunächst nach Weilburg, später nach Baireuth gebracht, wohin sich die fürstliche Familie zurückgezogen hatte. Hier erhielt Erbprinz W. seine erste Erziehung durch seinen Gouverneur Frhrn. Friedrich v. Dungern und seit 1798 Unterricht durch Privatlehrer, woran sich seit der Rückkehr 1801 nach Weilburg der Lehrcursus des dortigen Gymnasiums anschloß. Im J. 1808 bezog der Erbprinz die Universität Heidelberg, hörte während vier Semester Collegien bei Creuzer, Wilken, Zachariae, Klüber, Reinhard und Anderen und unternahm sodann größere Reisen an die deutschen Höfe und in die Schweiz. Am 24. Juni 1813 zu Hildburghausen mit der Prinzessin Louise von Sachsen-Hildburghausen vermählt, nahm Erbprinz W. an dem Feldzuge 1815 in den

Niederlanden theil, wohnte dem Treffen bei Quatrebas bei und wurde in der Schlacht bei Waterloo leicht verwundet. Durch den infolge eines Sturzes am 8. Januar 1816 plötzlich erfolgten Tod seines Vaters wurde der Prinz früher als vorauszusehen zur Regierung des Fürstenthums N.-Weilburg berufen; am 23. März desselben Jahres starb auch der greise Herzog Friedrich August von Nassau-Usingen ohne Söhne zu hinterlassen und fand nun die Vereinigung beider Territorien als souveränes Herzogthum Nassau statt. Zunächst erwuchs dem jungen Herzog die schwere und verantwortungsvolle Pflicht, für den aus den verschiedensten Landestheilen zusammengekommenen Staat, einheitliche grundlegende Gesetze zu schaffen, welche, ohne berechtigte Interessen zu schädigen, das sichere Fundament des neuen Staatsgebäudes bilden konnten. Ein erleuchteter Geist, hohe Begabung und eiserne Energie waren nothwendig, um die richtigen Wege aufzufinden, die zahlreichen Hindernisse zu beseitigen und ohne Härte Neues an die Stelle des liebgewordenen Alten zu setzen. Unter der Mitwirkung hervorragend tüchtiger Männer, wie des Staatsministers Frhr. Ernst v. Marschall, des Regierungspräsidenten K. F. Ibell und anderer, schuf der Herzog, der stets der entscheidende Mittelpunkt jeglicher Regierungshandlung blieb, die lange als mustergültig geltenden Einrichtungen des Herzogthums Nassau.

Bereits im Jahre 1816 erfolgte die Neueintheilung des Herzogthums in 28 Amts- und 826 örtliche Verwaltungsbezirke, wobei den Amtsvorstehern, neben der Justizpflege in erster Instanz, auch die Oberaufsicht über die Verwaltung in ihren Bezirken zugewiesen war. Ein Forstgesetz vom 9. November 1816 regelte die so wichtige Verwaltung der Forsten, welche mehr als ein Drittel des ganzen Areals des Landes und vier Fünftel des Gemeindevermögens bildeten; die durch die rationelle Waldpflege erzielten Einnahmen waren so groß, daß die, durch die lange Kriegszeit vielfach in Schulden gerathenen Gemeinden diese in kürzester Frist abtragen konnten. Eine der wichtigsten Regierungshandlungen Herzog Wilhelm's war das unter dem 24. März 1817 erlassene Schuledict, das auf simultaner Grundlage die in den bisherigen Territorien confessionell getrennten Lehranstalten vereinigte und gleichmäßige Lehrpläne für alle staatlichen Schulen schuf; ein in demselben Jahre mit Hannover abgeschlossener Staatsvertrag bestimmte Göttingen zur nassauischen Landesuniversität. Auch die Gründung der nassauischen evangelischen Landeskirche fällt in das Jahr 1817, indem eine nach Idstein berufene Synode von reformirten und lutherischen Geistlichen auf Veranlassung der Regierung die Vereinigung beider Confessionen zu einer evangelisch-christlichen beschloß (Nassauische Union). Bereits im September 1814 hatten die beiden nassauischen Regenten ihren Ländern eine neue Verfassung gegeben, welche eine ständische Vertretung und deren Mitwirkung bei allen legislatorischen Aufgaben verhieß und Herzog W. war berufen dieselbe in Wirksamkeit treten zu lassen. Am 27. Januar trat die aus der „Herrenbank" (geborene, erbliche oder von dem adligen Grundbesitz gewählte Mitglieder) und der nach indirectem Wahlsystem gewählten Deputirtenkammer bestehende Versammlung zu ihrer ersten Session zusammen und wurde von dem Herzog persönlich eröffnet. Staatsminister v. Marschall entwickelte den Ständen die Gesammtlage des Staates, die bis dahin geschaffenen Gesetze und die erzielten Resultate und legte die beabsichtigten weiteren Gesetzentwürfe, sowie den Exigensetat für das laufende resp. folgende Jahr vor. Es war hiermit ein neuer Factor, die Mitwirkung einer Volksvertretung bei Regierungshandlungen, viel früher als in den meisten deutschen Staaten ins Leben gerufen worden. Das Jahr 1818 brachte auch eine neue Medicinalordnung, welche von dem Grundgedanken ausging gleichmäßig in allen Theilen des Landes die ärztliche Hülfe zu sichern und dieselbe den Armen unentgeltlich, den Kleinbegüterten billig zu Theil werden

zu lassen. Zu diesem Zweck wurde die Eintheilung des Landes in Medicinalbezirke, Anstellung der Aerzte als besoldete Staatsdiener, Feststellung der Gebühren für Arzt und Apotheker vorgenommen und die Freilassung der privatärztlichen Praxis nur da gestattet, wo, wie in den Badeorten, die Verhältnisse solches geboten. Diese heute vielleicht befremdende Medicinalordnung war damals eine große Wohlthat für die Bevölkerung, die mit großem Dank empfunden wurde. Die nächsten Jahre brachten die Errichtung einer Staatsschuldentilgungscasse, die Errichtung von Wittwen- und Waisencassen, eine Neueintheilung der Appellgerichte, ein neues Steuergesetz und eine solche Fülle von Neueinführungen, daß der Staatsminister 1825 bei Beginn der letzten Session des ersten Landtages erklären konnte, daß wichtigere Gesetze zunächst nicht zu erwarten seien. Im J. 1826 erschien ein neues Bergverwaltungsgesetz, 1827 wurde das Bisthum Limburg errichtet, 1829 brachte Bestimmungen über die Güterconsolidation, die Erweiterung der landwirthschaftlichen Schule in Verbindung mit dem landwirthschaftlichen Verein zu Wiesbaden.

Die politische Bewegung in Deutschland nach dem Wiener Congreß, an welcher zumal viele Studirende deutscher Hochschulen so lange theilnahmen, bis sie als zahme Staatsdiener den Tyrannen Treue schwuren, hatte im J. 1819 so ziemlich ihren Höhepunkt erreicht; nachdem Sand am 23. März das Attentat gegen Kotzebue ausgeführt, fand am 1. Juli auch ein Mordanfall auf den nassauischen Regierungspräsidenten Ibell in Langenschwalbach statt, ohne daß der Mörder, ein Apotheker Loening seine Absicht erreichte. Bereits im Juni 1819 hatte Fürst Metternich durch den k. k. Bundestagsgesandten v. Handel die nassauische Regierung für eine Ministerconferenz behufs Unterdrückung der revolutionären Bewegung in Deutschland zu gewinnen gesucht, ohne zunächst bei Herzog W. große Bereitwilligkeit zu finden. Nach dem Loening'schen Attentat jedoch trat der Herzog nicht nur den Anschauungen des Fürsten bei, sondern übernahm selbst die Aufgabe bei anderen deutschen Staaten auf die Beschickung der Ministerconferenz zu dringen. Der Minister Frhr. v. Marschall ging bereits am 18. Juli nach Karlsbad und nahm an den vom 6. bis 31. August dauernden Conferenzen hervorragenden Antheil, während der Herzog in lebhaftem Briefwechsel mit seinem Minister seine Anschauungen in Karlsbad zur Geltung brachte. Den Karlsbader Beschlüssen folgte der Bundestagsbeschluß vom 20. September, dessen am 5. October publicirten Ausführungsbestimmungen für Nassau verschärfte Censurmaßregeln für die Presse einführten, während alle Studirenden vor der Staatsprüfung den Nachweis führen mußten, daß sie weder der Burschenschaft noch sonstigen geheimen Gesellschaften angehörten.

Ein Conflict der Regierung mit der Ständekammer, der sogen. Domänenstreit hatte 1831 zunächst die Vertagung, später die Auflösung des zweiten Landtages zur Folge, der dritte Landtag durch Herzog W. selbst am 10. März 1832 eröffnet, bewilligte zwar die Steuern, da aber 15 Mitglieder der Deputirtenkammer sich jeder Theilnahme an den Verhandlungen enthielten, wurden diese ausgeschlossen und Neuwahlen ausgeschrieben. Der neue Landtag, am 16. März 1833 eröffnet, erledigte ohne Opposition die Geschäfte; da Herzog W. in hochherzigster Weise den Ständen in der Domänenfrage entgegenkam, wurde der Friede auch fürderhin nicht mehr gestört. Am 22. Januar 1834 starb Frhr. v. Marschall und am 3. Juli wurde Graf Karl Wilderich v. Walderdorff zum Staatsminister ernannt. Zwei Jahre später erfolgte der Beitritt Nassaus zum Zollverein, 1838 ertheilte der Herzog einer Actiengesellschaft die Concession zur Erbauung einer Eisenbahn Frankfurt-Wiesbaden-Biebrich, der späteren Taunusbahn, eine der ersten größeren Strecken in Deutschland. Auch die Haupt- und Residenzstadt Wiesbaden verdankt Herzog W. einen großen Theil ihres Auf-

blühens, für die Hebung der Badeindustrie in den verschiedenen Badeplätzen des Landes war er unausgesetzt thätig und sind diese sämmtlich ihm für ihr Gedeihen zu tiefem Dank verpflichtet. — Am 25. April 1825 war Herzog Wilhelm's erste Gemahlin aus dem Leben geschieden, am 23. April 1829 ging derselbe eine zweite Ehe mit der Prinzessin Pauline von Württemberg ein, des Herzogs Paul von Württemberg jüngster Tochter. Leider war es ihm nicht vergönnt ein höheres Alter zu erreichen, am 20. August 1839 machte ein Schlaganfall im Bade Kissingen seinem an fruchtbringender Thätigkeit so reichen Leben ein Ende. Wol selten hat der Tod eines regierenden Fürsten solch tiefen Schmerz, so ungeheuchelte allgemeine Trauer entfesselt, wie der unerwartete Heimgang Herzog Wilhelm's, das nassauische Volk betrauerte in ihm seinen größten Wohlthäter und besten Freund. Von den zahlreichen Kindern Herzog Wilhelm's leben aus erster Ehe heute noch der 1817 geborene Großherzog Adolph von Luxemburg und die verwittwete Fürstin Marie von Wied, aus zweiter Ehe die Königin Sophie von Schweden und der Prinz Nicolas von Nassau.

Tagebücher u. Aufzeichnungen des Frhrn. Friedrich v. Dungern v. 1796 bis 1813. — Nassauische Verordnungs- u. Intelligenzblätter v. 1815—1839. — Der nassauische Domainenstreit 1831—33 (anonym). — Kolb, Gedenkschrift z. hundertjährigen Geburtsfest des Herzogs Wilhelm. — Sauer, Das Herzogthum Nassau i. d. Jahren 1813—20. Kolb.

Wilhelm I., Prinz von Oranien, Graf von Nassau, genannt der Schweiger, der Begründer der niederländischen Unabhängigkeit, wurde als ältester Sohn des Grafen Wilhelm des (an Kindern) Reichen und der Gräfin Juliana von Stolberg (s. A. D. B. XXIII, 263) am 25. April 1533 zu Dillenburg geboren. Von den eifrig protestantischen Eltern sorgfältig erzogen, erbte er, 11jährig, durch Testament seines Vetters, des Prinzen René von Oranien, den großen Länder- und Gütercomplex, der diesem durch die Heirath seines Vaters, des Grafen Heinrich von Nassau-Breda mit der Prinzessin Claudine von Oranien-Châlons anheimgefallen war. Diese Erbschaft, welche ihn zu einem der reichsten Edelleute seiner Zeit machte, veranlaßte seine Uebersiedlung nach Brüssel, wo er am Hofe der Regentin der Niederlande, der Königin-Wittwe Maria von Ungarn, Karl's V. Schwester, seine weitere, natürlicherweise katholische Erziehung und Ausbildung erhielt. Kaiser Karl wandte dem Jüngling, dessen außerordentliche Begabung ihm bald bemerklich geworden war, seine Gunst dermaßen zu, daß er ihm, als er eben achtzehn Jahre war, die Hand der Anna von Egmont, der Erbtochter seines berühmten Feldherrn, des Grafen Maximilian von Büren, eine der reichsten Partien des Landes verschaffte. Doch auch diese Heirath konnte nicht verhindern, daß W. durch seinen Aufwand, welcher zur Verschwendung stieg, bald tief verschuldet war und daß seine Privatverhältnisse auf immer in eine grenzenlose Verwirrung geriethen, was ihm später schwere Sorgen bereitete und die großen Unternehmungen seines Lebens ernstlich erschwert hat.

Nicht lange sollte er aber bloß durch sein glänzendes Leben sich auszeichnen. Karl V. vertraute ihm schon 1552 den Befehl einer der in den Niederlanden gegen die Franzosen aufgestellten Armeen an. Von jetzt an blieb W. fast immer entweder militärisch oder diplomatisch beschäftigt. Freilich im Felde konnte er sich keine Lorbeeren erwerben, nur konnte er sich rühmen, keine Schlappe erlitten zu haben. Aber an den Friedensunterhandlungen zu Chateau-Cambrésis hatte er keinen unbedeutenden Antheil, und als er als Geisel für die Erfüllung der Friedensbedingungen am französischen Hofe weilte, soll er einen tiefen Einblick in die Geheimnisse der wie man meinte damals zur Ausrottung der Ketzerei verschworenen französischen und spanischen Höfe gewonnen haben. Es wird erzählt die Art und

Weise, wie er keinem Menschen gegenüber seine Meinung über diesen Gegenstand verrieth, habe ihm den dem eher Redseligen sonst weniger passenden Namen des Schweigers verschafft. Eher scheint dieser Spitzname von Granvella, der den Todfeind immer so nannte, herzurühren.

Damals hatte der Regierungswechsel schon längst stattgefunden, der mit der berühmten feierlichen Abdankungsscene in Brüssel, wo Karl V. auf Wilhelm's Schultern gestützt, die niederländische Herrschaft an Philipp II. übergab, eingeleitet wurde und, während des ziemlich verwirrten aber vom einheimischen Adel beherrschten Regiments des Herzogs von Savoyen, auch W. eine Stelle im Staatsrath eintrug. — Freilich, bei der Neuordnung der Regierung, welche Philipp nach dem Frieden und vor seiner Abreise nach Spanien im J. 1560 vollzog, wurde diese Stelle ziemlich zur Sinecure, weil dem Rath fast alle wichtigen Geschäfte vorenthalten wurden. Doch fehlt es W. auch jetzt weder an Ehren und Würden, noch an Macht. Denn wenn auch schon damals der König sein geringes Vertrauen zu dem immer zum oppositionellen Dreinreden geneigten und als deutschen Reichsstand und französischen Kronvasallen ziemlich unabhängigen W. kaum verhehlte, er konnte ihn nicht umgehen bei der Vertheilung der Statthalterschaften. W. erhielt die von Holland, Seeland und Utrecht, und außerdem die von Burgund, während er zugleich zu einem der Befehlshaber der im Lande verbleibenden spanischen Truppen ernannt wurde. Als Ritter des Vließes, als Markgraf von Antwerpen und Besançon und als Admiral von Holland und Seeland besaß er auch sonst Ehren und Befugnisse, wie kein anderer in den Niederlanden. Um so weniger konnte W. es dulden, daß sein alter Freund Granvella, der jetzt an der Spitze der Regierung, neben der Regentin Margaretha von Parma stand, ihm ebensowenig wie irgend einem andern unter den Großen des Landes irgend welchen Einfluß auf die allgemeinen Regierungsgeschäfte gestattete. Ihre politische Anschauung ging allerdings schnurgrade auseinander. Wenn auch W. damals noch katholisch lebte und auch katholisch blieb, nachdem er bei seiner im J. 1561 stattgefundenen zweiten Vermählung die lutherische Tochter des Moritz von Sachsen zum großen Aerger des Königs und seines Ministers heimgeführt hatte, so gab es doch schon so viele Gegenstände, über welche die Beiden sich entzweiten, daß W. bald zu den offenen Feinden des Cardinals gehörte und selbst an die Spitze der gegen denselben gerichteten Verbindung der Großen trat. Es fing jener denkwürdige Kampf gegen den Minister an, welcher die niederländische Revolution einleitete. Nach zwei Jahren endete derselbe mit der vollständigen Niederlage des Cardinals, was freilich nicht so sehr Wilhelm's Leitung des Kampfes zuzuschreiben war als dem Mangel an Unterstützung, welchen Granvella von Seite des Königs und der Regentin erfuhr. Die Religionsverhältnisse blieben bis jetzt noch immer im Hintergrund; obgleich die Einführung der neuen kirchlichen Organisation theilweise auch eine kräftigere Bekämpfung der stetig um sich greifenden Ketzerei bezweckte, Hauptsache war letztere nicht dabei. Kaum aber hatte im Frühjahr des Jahres 1564 Granvella die Niederlande verlassen, so änderte sich der Zustand, und der Calvinismus durchbrach alle Schranken. Für W. fingen die schweren Tage an.

Es ist nicht leicht sich von Wilhelm's damaligem Verhältniß zur religiösen Frage einen richtigen Begriff zu bilden. Er war keineswegs irreligiös, der Humanismus hat, wie es scheint, wenig Einfluß auf ihn geübt. Als Kind war er lutherisch erzogen, und wenn er auch seitdem katholisch gelebt hatte, die Eindrücke seiner Jugend sind wol nimmer vollkommen ausgewischt. Seine beiden ältesten eifrig lutherischen Brüder, namentlich Ludwig, waren in stetem Verkehr mit ihm, und wenn er, auch nach seiner zweiten Vermählung, keine Ketzerei auf

seinen Gütern duldete, so geschah dies wahrscheinlich mehr um sich nicht in einen Streit zu verwickeln, dessen Ausgang doch unzweifelhaft war, als aus Eifer für die alte Kirche. Im Gegentheil, er scheint es nie gefaßt zu haben, wie man sich um derartige Dinge todt schlagen könnte. Selbst schien ihm ein Ausgleich zwischen den beiden Religionen nicht schwer, wenn man denselben nur ehrlich wollte. Schon damals zog er den bekannten Juristen Jean Bodin darüber zu Rathe. Doch wenn er damit dem Streit auszuweichen meinte irrte er sich. Denn dem König galt diese Auffassung nicht weniger ketzerisch als wenn er sich offen zum Calvinismus bekehrt hätte. Dazu galt W. demselben gewiß schon damals als ein gefährlicher Feind, der es darauf abgesehen hatte, nicht allein die von ihm und seinen Ministern beabsichtigte Stärkung der landesherrlichen Gewalt, die weitere Durchführung der von den burgundischen Fürsten angefangenen Einigung der verschiedenen niederländischen Gebiete zu einem, dem fürstlichen Absolutismus unterworfenen Einheitsstaat zu verhindern, sondern auch für sich selbst eine so gut wie unabhängige Stellung, wie sie in keinem geordneten Staate einem Unterthan zukam, zu erreichen. Eben darum war dem König und seinem Minister Wilhelm's zweite sächsische Heirath so zuwider gewesen; um so mehr, als die Braut eine lutherische war, und die Heirath W. Gelegenheit bot zu neuen Verbindungen mit den deutschen Protestanten, den Gegnern des habsburgischen Hauses und der kaiserlichen Gewalt. Seitdem hat W. dem König und den Spaniern, in erster Reihe auch Granvella, entweder als ein Ketzer gegolten oder doch als einer der sich der Ketzer zu bedienen wünschte, seine hochverrätherischen Entwürfe auszuführen. Er galt ihnen als der ärgste unter einem unbotmäßigen, rebellischen Adel, den zu bezwingen und zum vollständigen schweigenden Gehorsam herabzudrücken die erste Pflicht des Regenten sei; sie glaubten, er nehme sich der Ketzer an, um an ihnen eine Stütze gegen den Landesherrn zu finden. Und wie W. dem König als der Hauptrebell galt, so war er schon damals dem Volke, namentlich dem mehr oder weniger zum Protestantismus geneigten Volke, als der natürliche Beschützer und Führer theuer. Seine lutherische Abstammung, Verwandtschaft und Heirath, sein Kampf gegen den verhaßten Granvella, seine Duldsamkeit, wie auch sein Verhalten als Statthalter, alles hatte ihn der Nation als ihren Vorkämpfer gezeigt. Schon damals scheint er sich in den Provinzen, in welchen er die königliche Gewalt vertrat, sowie in denen, in welchen er Besitzungen hatte, eine große Popularität erworben zu haben. Dazu hat wol sein leutseliges Wesen Veranlassung gegeben und jene seltene Gabe der Ueberzeugung, durch welche er es vermochte, nicht allein die Herzen, sondern auch das Verständniß seiner Zuhörer zu gewinnen. Denn außer principiellen Gegnern hat wol niemand dem Einfluß seiner Rede zu widerstehen gewußt. Das gilt von Edelleuten und Geistlichen nicht weniger als von Bürgern und kleinen Leuten. Und das war desto auffallender, als er damals noch keineswegs durch Reinheit der Sitten über das gewöhnliche Maß seiner ziemlich ungebunden lebenden Standesgenossen hervorragte. Wenn er auch nicht, wie so viele von ihnen, der Völlerei ergeben war, er liebte die Freuden des Tisches, und wie so viele seiner Gesellschaft war er, wenigstens in seinen jungen Jahren, keineswegs ein musterhaft treuer Ehemann, wenn auch später seine Frauen (er hat viermal geheirathet) keine Ursache hatten über ihn zu klagen. Wie dem auch sei, seine Popularität war gewiß schon damals groß und vermehrte die Angst und die Sorge des Königs, welcher wußte, wie wenig er persönlich in den Niederlanden geliebt war. So kam es, daß W., als die Religionswirren in den Niederlanden zunahmen, als es den Behörden nicht mehr möglich war derselben Herr zu werden, von selbst von denen, welche eine Aenderung der Regierungspolitik in den Religionsangelegenheiten entweder mit Güte oder mit Gewalt zu erwirken

suchten, zum Beistand angerufen wurde. Desto eher vielleicht, weil sein Bruder Ludwig sich schon im J. 1565 an die Spitze derjenigen unter dem Adel stellte, welche sich des Volkes annahmen, was selbstredend Veranlassung gab zu der Meinung, daß er mit ihm im Einverständniß handele. Als dann, Ende 1565, das Compromiß (das Bündniß des Adels zum Schutze des Volkes gegen die Religionsverfolgung und zur Mäßigung der Religionsedicte) zu Stande kam, galt W. allgemein als der geheime Begründer desselben. Eben seine Mäßigung, welche in einer Zeit, wo der Gemäßigten wenige waren, auffallen mußte, brachte ihn bei dem König und seinen Ministern und bei allen Spaniern und eifrigen Katholiken in Verdacht, er und kein anderer sei der eigentliche Anstifter, der eben nur im Dunkeln arbeite, der immer seine Absichten verhülle und der eigentlich dabei bloß den eigenen Vortheil bezwecke. Den eifrigen Calvinisten aber galt schon damals diese Mäßigung als ein Zeichen der Irreligiosität. Und doch ist eben in jenen Jahren Wilhelm's Neigung zum Protestantismus fortwährend stärker geworden. So wie er vorhin von einem Ausgleich desselben mit der alten Kirche träumte, so versuchte er jetzt ein Compromiß zwischen Calvinismus und Lutheranismus zu Wege zu bringen. Eben darum, weil nur dann, wenn die niederländischen Protestanten als Bekenner der Augsburger Confession galten, die deutschen Religionsverwandten sich ihrer annehmen konnten, während dies kaum möglich war, solange dieselben dem Calvinismus zugewandt blieben. Das empfand W. gleich als er damals jene, meistens vergebliche Arbeit anfing, die Sache der Niederländer zu einer deutschen Sache zu machen. Freilich, er selber sah nicht ein, warum die Calvinisten dem Augsburger Bekenntniß sich nicht anschließen wollten, ihm schien ihre beharrliche Weigerung eine unverständige Unverträglichkeit, wodurch sie die mögliche Dazwischenkunft des Reichs verscherzten; sie hat ihn zuletzt so arg verstimmt, daß er sich fast ganz von ihnen zurückzog. Ueberhaupt ist ihm der Lauf der Dinge seit dem Entstehen des Compromisses nicht nach dem Sinn gewesen. Er wollte schon damals ein gemeinsames Handeln aller Niederländer ohne Unterschied der Confession, unter seiner und seiner hochadeligen Genossen Führung. Namentlich wollte er sich nicht von Egmont trennen, der allein die Popularität und den militärischen Ruhm besaß, welche nothwendig waren, wenn es zu bewaffnetem Widerstand kam. Aber Egmont wäre, auch wenn die Calvinisten nicht allein gehandelt hätten, zu letzterem wol nie zu bringen gewesen. W. dagegen war bei weitem kein so loyaler Unterthan. Er wußte ganz genau, (denn schon seit der Ankunft des Königs in Spanien hatte er Verbindungen am spanischen Hofe, durch welche er aufs genaueste unterrichtet wurde von allem was dort vorging, und selbst Kenntniß von vielen geheimen Actenstücken bekam), wie schon allein das was er, Egmont, Hoorne und die sonstigen Führer des Kampfes gegen Granvella gethan hatten, vom König nie verziehen war, wie im Gegentheil bei diesem der Entschluß feststand sie zu strafen, sobald die Gelegenheit sich darbieten sollte. So vorsichtig W. denn auch auftrat, es war wol mehr um die Gefühle der Anhänglichkeit an die Dynastie, welche in den Niederlanden sehr stark waren, nicht zu verletzen und dadurch ein gemeinsames Wirken aller Elemente der Nation unmöglich zu machen, als weil er sich dem König gegenüber gebunden achtete. Allein er war durchaus nicht gesonnen, den Calvinisten mehr als die bloße Duldung zu erlauben, umsoweniger, als es immer deutlicher wurde, wie schwer es hielt, sie in Schranken zu halten. So hatte sein Betragen in jenen Jahren etwas Schwankendes und Unbestimmtes, wenn nicht Zweideutiges; er suchte zu vermeiden sich bloß zu stellen und wollte doch zu gleicher Zeit ein gemeinsames Handeln aller derjenigen erzielen, welche sich des Königs Willen und den Religionsedicten nicht blindlings fügen wollten. So lange die wenn auch jeden

Tag an Anzahl und Stärke und auch an Vermessenheit zunehmenden Calvinisten sich begnügten das Einschreiten der Behörden gegen die Abhaltung ihrer Gottesdienste zu verhindern, sich sonst aber passiv verhielten, konnte er noch hoffen, dieses zu erreichen. Was er dabei für sich selbst gehofft hat, ob er dabei persönlichen Vortheil erstrebte, das läßt sich nicht ermessen. Weder in seinem Briefwechsel, noch in seinen Handlungen ist irgend ein Beweis dafür zu finden. Doch, wie schon gesagt beim König und überhaupt bei dessen Anhängern und nachher auch bei den strengen Katholiken stand es fest, wie noch jetzt bei allen katholischen Historikern. — Da kam im Hochsommer des Jahres 1566 der Bildersturm, der allen Plänen Wilhelm's den Boden einschlug. Denn nicht allein wandten sich jetzt alle Gemäßigten von den Calvinisten ab und erhielt die Regierung außer dem lang gewünschten Vorwand ihrerseits zu Gewalt zu schreiten auch den Beistand aller Katholiken mit Egmont an der Spitze, sondern es konnte nicht ausbleiben, daß der König endlich aus seiner Unentschlossenheit heraustrat und, unter dem Vorwand, die Schändung der Kirche zu bestrafen, die Gelegenheit benutzen werde, ein spanisches Heer nach den Niederlanden zu schicken und alle religiöse und politische Freiheit zu gleicher Zeit zu vernichten. W. sah das klar voraus, allein er hielt sich jetzt noch weniger im Stande energisch aufzutreten als vorher. Denn von irgend einem gemeinsamen Handeln der Nation konnte jetzt keine Rede mehr sein, und mit den, allerdings zum Aeußersten entschlossenen, aber doch nur sehr ungenügend gerüsteten Calvinisten allein den Versuch des Widerstands zu wagen, fehlte es ihm sowol an Muth als an Sympathie. Er schlug also alle ihre Anerbietungen aus und begnügte sich von jetzt an so viel als möglich einen Zusammmenstoß der verschiedenen Religionsparteien zu verhindern. Ein paarmal versuchte er es noch Egmont zu überreden sich ihm anzuschließen, aber ohne Erfolg. Daß es ihm aber nicht an Muth fehlte, das zeigte er, als er in Antwerpen die Calvinisten verhinderte, sich den in der Nähe bei Austruweel versammelten Banden des Herrn von Tholouze anzuschließen und sie mit äußerster Lebensgefahr vor einem verderblichen Kampf abhielt. Mehrere Tage lang wußte er allein und ohne irgend welche Machtmittel die tobende Menge im Zaume zu halten und ein gewaltthätiges Einschreiten der gegen sie in Waffen erschienenen Katholiken und Lutheraner zu verhindern.

Allein wenn er auch Antwerpen vor Scenen, wie die Stadt später öfters erlebte, bewahrte, er erntete dafür nicht den Dank der Regierung, und verscherzte zugleich die Gunst der Calvinisten. Und alle seine sonstigen Versuche, auch als der Anmarsch von Alba's Heer bekannt wurde und Jedermann die Gefahr erkannte, irgend welche gemeinsame Action, namentlich mit Egmont zu vereinbaren, schlugen fehl. Da gab er das Spiel verloren, Alba erwarten, wie die meisten anderen Größen wollte er nicht; vergeblich warnte er Egmont. Dann bat er um Enthebung aus seiner Statthalterschaft, wartete dieselbe aber nicht ab, verließ die Niederlande und wandte sich nach Deutschland, wo er sich in seiner Grafschaft Nassau-Dillenburg, im Schlosse seiner Väter, niederließ. Es wurde bald der Vereinigungspunkt aller Flüchtlinge, welche in großen Schaaren das Land verließen. Von jetzt an hat W. sich dem Protestantismus offen zugewandt, und zwar fürs erste der lutherischen Confession, der Religion seiner Familie und seiner Frau. Es waren trübe Tage für ihn: bald wurden seine sämmtlichen innerhalb der Grenzen der spanischen Monarchie liegenden Güter sequestrirt, so daß der einst an ein üppiges Leben Gewöhnte jetzt ziemlich knapp von den magern Einkünften seiner deutschen Länder leben mußte; seine Aemter und Würden waren durch seine unerlaubte Abreise rechtens verlustig gegangen; seinen ältesten Sohn, den in Löwen studirenden Grafen von Büren, den er,

sonderbar bei einem sonst so vorsichtigen, auf alle Fälle sich stets bereit haltenden Manne, wol im Vertrauen auf die Privilegien der Universität, oder um einen Beweis guter Gesinnung zu geben, dort gelassen hatte, als er selber die Niederlande verließ, sah er gefangen auf Nimmerwiedersehen nach Spanien abführen, seine Freunde und Anhänger sah er entweder in Armuth als Flüchtlinge umherirren oder in spanischer Haft, was für viele dem Tode gleich kam. Kein Wunder, daß W. allmählich ein Anderer wurde, daß er den leichtlebigen Weltmann völlig abstreifte, daß sein Ton ernster und religiöser wurde, wenn er auch seine ihm sozusagen angeborene Duldsamkeit nicht verleugnete, sondern immer Alle, welche sich unter die spanische Tyrannei nicht krümmen wollten, ohne Unterschied ob sie katholisch, lutherisch, calvinistisch oder was auch sonst waren, zum Kampf gegen den gemeinschaftlichen Unterdrücker aufrief. Denn sobald Alba sein blutiges Regiment anfing, war er zu gewaffnetem Einschreiten entschlossen. Als W. im Anfang des Jahres 1568 vor den Rath der Unruhen citirt worden war, beantwortete er im März die Aufforderung mit einem energischen Protest, der bekannten Justification du prince d'Orange contre les faulx blasmes que ses calumniateurs taschent de luy imposer à tort. Es war so gut wie eine Kriegserklärung an den König, wenn auch W. noch immer behauptete, er sei dessen treuer Unterthan und Vasall, der bloß gegen den Herzog von Alba und die Spanier kämpfe. Indessen hatten auch die Verbannten nicht still gesessen, aber soviel wie möglich Geld für sein Unternehmen zusammengebracht. Namentlich in Holland und Seeland, wo die Anhänglichkeit an ihren früheren Statthalter, namentlich bei den Bürgerschaften, sehr stark war, wurde von seinen Agenten in tiefem Geheimniß, doch wol unter der Connivenz vieler Magistraten viel Geld eingesammelt, womit man hoffen könnte die für einen Angriff auf die Niederlande nöthigen Söldner zu werben, denn nur ein Theil der Emigranten war im Stande die Waffen zu führen. W. selber und seine Verwandten verkauften und verpfändeten was möglich war, ebenso die anderen vornehmen Herren und reichen Bürger unter den Verbannten. Sie hofften, sobald sie im Felde erschienen, würden die Niederländer in Bewegung kommen und ein allgemeiner Aufstand ihrem Angriff den Weg bereiten. Allein diese Hoffnung schlug fehl. Das Volk war noch immer mit dumpfem Schreck geschlagen. Keine Hand regte sich als die Vorhut der von W. gesammelten Armee im April an der Maas erschien, nach wenigen Tagen war dieselbe von den Spaniern vernichtet, ihr Anführer, der Herr von Villiers, gefangen und gezwungen die Entwürfe der Emigranten mitzutheilen. Auch als Graf Ludwig von Nassau über die Ems zog und am 23. Mai den ersten Sieg bei Heiligerlee im Groningschen Norden erfocht, reichte die Vollstreckung des Todesurtheils von Egmont und Hoorne und einer Anzahl Edelleute aus um jede Regung zu unterdrücken, und Alba fand Muße die Eingedrungenen nicht allein aus dem Lande herauszuschlagen, sondern sie bei Jemmingen zu vernichten. Auch die sonstigen Versuche eines Einfalles in Artois, und Angriffe auf die Meeresküste, durch die damals zuerst kriegerisch auftretenden Wassergeusen, schlugen fehl. W. hatte, namentlich aus Geldmangel, das Hauptheer nicht bei Zeiten ausrüsten können, es hatte unsäglich viel Mühe gekostet, es zusammenzubringen, wenn auch mehrere bekannte Landsknechtführer sich in seinen Dienst begaben. Im September zog er endlich mit ungefähr 14000 Mann deutscher und wallonischer Söldner und Emigranten über den Rhein, versuchte vergeblich das neutrale Lüttich für sich zu gewinnen und setzte dann am 7. October bei Stockem über die Maas, ein ausgezeichnet gelungenes Unternehmen, das selbst Alba in Staunen versetzte und Wilhelm's militärischen Ruhm, der sonst nicht groß war, merklich erhöhte. Aber der weitere Feldzug entsprach dem glücklichen Anfang keineswegs. Alba's Kriegskunst zeigte sich der seinen

völlig überlegen; an der Geete wurde zwar ein ernstes Gefecht geliefert, jedoch nicht zu Gunsten Wilhelm's, der dabei seinen vornehmsten und zuverlässigsten Anhänger unter dem niederländischen Adel, den einzigen der Großen der ihm in die Verbannung gefolgt war, den tödtlich verletzten Grafen von Hoochstraten und den bekannten Mitbegründer des Compromisses, de Hames, verlor; sonst aber ließ sich Alba nicht auf Schlagen ein, sondern zwang W., dessen Truppen aus Geldmangel bald die ärgsten Excesse begingen, fortwährend seine Stellung zu ändern, ohne sich irgend einer bedeutenden Stadt nähern zu können. Nutzlos waren auch die Verstärkungen, welche W. damals von den Hugenotten erhielt, mit denen er seit seiner Flucht in Verkehr getreten war; er konnte nicht einmal wieder über die Maas zurück, um seine deutschen Söldner auf deutschem Boden zu entlassen, sondern war genöthigt sein sehr zusammengeschmolzenes Heer nach Frankreich und, weil ihm eine französische Kriegsmacht die Vereinigung mit den Hugenotten verwehrte, durch Lothringen und die Champagne nach Straßburg zu führen, wo er mit schweren Opfern die Soldaten soweit zufrieden stellte, daß sie friedlich auseinander gingen und ihn mit 1200 Reitern zu den Hugenotten abziehen ließen. Es fingen damals die Beziehungen Wilhelm's zu Frankreich an, welche einen so großen Einfluß auf sein weiteres Verhalten hatten. Sie waren im Sommer durch den Versuch einer förmlichen Allianz zwischen ihm und den Hugenottenführern Condé und Coligny eingeleitet. Jetzt wurden sie durch Wilhelm's und seines Bruders Ludwigs Kämpfen in Frankreich fester geknüpft. Freilich, die Haltung der deutschen protestantischen Fürsten, selbst des Landgrafen Wilhelm von Hessen, der mehr als die Meisten unter ihnen die Reformirten als Religionsverwandte ansah, war derart, daß W. wenig von ihnen hoffen konnte. Nur die Pfälzer Calvinisten traten für die Hugenotten ein. W. schloß sich mit seinen Truppen im Frühjahr des Jahres 1569 dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken auf dessen bekanntem Zug quer durch Frankreich an und hat nach einem so befugten Kritiker als La Noue, eigentlich die Führung gehabt, wenn auch der Befehl über das deutsche Heer, als der Pfälzer in Limoges starb, auf den Grafen Wolrad von Mansfeld überging. Durch die Vereinigung dieser Truppen mit den Hugenotten wurde der in der Schlacht bei Jarnac erlittene Mißerfolg der protestantischen Sache gutgemacht, sowie überhaupt der Feldzug des Sommers dieses Jahres durch die deutschen Verstärkungen und die glänzende Führung Coligny's und der beiden nassauischen Brüder, einen günstigen Verlauf hatte. Aber Wilhelm's Anwesenheit wurde in Deutschland noch nützlicher geachtet; im Felde war er nicht der Erste, doch im Rath schon damals nicht zu ersetzen. Als Bauer verkleidet verließ er Ende September, nur von fünf Personen begleitet, das protestantische Heer, um quer durch Frankreich unter tausend Gefahren Deutschland zu erreichen, daselbst neue Verbindungen anzuknüpfen und neue Hülfsmittel für den Krieg zu sammeln. So kam es, daß er der Schlacht bei Moncontour nicht beiwohnte. Der ziemlich hoffnungslose Versuch die deutschen Fürsten zur Mitwirkung am französischen Krieg zu veranlassen schlug völlig fehl und W. verschwand für Augenblicke von der Bühne. Er blieb in Deutschland, wenn er auch des drückendsten Geldmangels wegen zur Unthätigkeit verdammt war. Mit Schulden war er so überhäuft, daß er sich einige Zeit nicht in Dillenburg aufzuhalten getraute, aus Furcht vor seinen Gläubigern, sondern sich in Arnstadt verbarg. Doch ließ er den Muth nicht sinken. Er wandte sich jetzt wieder ganz den niederländischen Dingen zu. Seit dem Jahre 1570 führten die Wassergeusen den Guerilla zur See in seinem Namen. Er stellte ihnen einen Admiral und verlieh ihnen Kaperbriefe. Der Prinz von Oranien sei so souverän wie der König von Spanien, behauptete er, als gelte es einer

mittelalterlichen Fehde. Seine Beziehungen zu den niederländischen Emigranten wurden auch einigermaßen anderer Natur. Vorher waren es meistens die Edelleute, welche meistentheils katholisch geblieben waren, welche ihn umgaben, jetzt trat er in enge Beziehungen zu Calvinisten aus dem Bürgerstande; namentlich der frühere Pensionär von Antwerpen, Jacob von Werenbeke, wurde einer seiner meist vertrauten und beschäftigten Agenten. Auch unter seinen Anhängern, welche namentlich in Holland im Amt geblieben waren und äußerlich katholisch lebten, gab es mehrere, die mit ihm in steter Verbindung blieben. Die Unzufriedenheit war im Wachsen, der zehnte Pfennig erregte allgemeine Verzweiflung, die Furcht dagegen war in Abnahme. Alba's Hülfsmittel waren erschöpft; es zeigte sich wieder, daß sich eine Schreckensherrschaft nicht auf die Dauer fortführen läßt. Es wurden allerlei Unternehmungen geplant, meistens gegen die nördlichen Provinzen, namentlich gegen Holland. Doch nur selten kam eine zur Ausführung und keine gelang; nur der günstige Verlauf der Dinge in Frankreich, wo der Friede von St. Germain en Laye im J. 1570 geschlossen wurde, die zunehmende Verwirrung in den Niederlanden, wo der Herzog von Alba nicht weniger mit Geldmangel zu kämpfen hatte als W. in Deutschland, hielten den Muth der Verbannten aufrecht. W. hatte in diesen Jahren zu allen seinen Beschwerden noch häusliches Unglück. Seine Frau, Anna von Sachsen, hatte ihm schon vorher eine widerwärtige Kälte bewiesen, ihr Betragen war ärgerlich, sie war dem Trunke ergeben, jetzt wurde auch ihre Untreue offenbar. Es scheint, die Schuld sei völlig an ihr gewesen, denn wenn W. auch früher keineswegs ein Muster ehelicher Treue war (einen Bastard, Justinus von Nassau, den späteren Admiral von Seeland, hat er anerkannt), damals scheint er sich nichts derartiges zu Schulden haben kommen lassen. Anna und ihr Liebhaber, ein niederländischer Flüchtling, der Vater des berühmten Malers Rubens wurden in Haft genommen; doch hat W. Gnade geübt und auch Rubens das Leben geschenkt. Anna wurde zuerst in Dillenburg in Haft gehalten, später ihrem Onkel, dem Kurfürsten ausgeliefert und ist geistig gestört im harten Gefängniß gestorben. W. sah sich schon vor diesen als ipso facto von ihr geschieden an und hat 1577 seine dritte Heirath geschlossen, bevor Anna gestorben war, was heftiges Aergerniß erregte. Indessen hatten die Dinge in den Niederlanden ihren Lauf. Allgemein hieß es, das Volk sei jetzt bereit zum Aufstand. Namentlich galt dieses von Holland und Seeland, mit welchem W. durch zahlreiche Agenten in steter, reger Verbindung stand. So wagte er es im J. 1572 aufs neue alle Kräfte zusammenzuraffen zu einem Angriff auf die Niederlande. Zwar war der Geldmangel noch weit ärger als im J. 1568, allein er rechnete jetzt mit Zuversicht auf französische Hülfe, da die Hugenotten jetzt oben drauf waren und Coligny im Rath des Königs die erste Stimme zu führen schien. Auch England war, wenn auch nicht öffentlich, den Spaniern wenig günstig. Es ist bekannt, wie die Sache ihren Verlauf hatte. W. konnte seine Hauptmacht vorläufig aus Geldmangel nicht ins Feld führen, dagegen hatte sein Bruder Ludwig mit den Hugenotten Mons in Hennegau überrumpelt und widerstand tapfer der sofort eingeleiteten Belagerung, wenn auch die zum Entsatz angestellten Versuche alle mißlangen. Aber während alle nach dem Süden des Landes schauten, bemächtigten sich die Wassergeusen am 1. April des Jahres 1572 der an der Maasmündung gelegenen holländischen Stadt Briel, und einen Monat später waren ganz Holland und Seeland in hellem Aufruhr. Nur Amsterdam und Middelburg blieben dem König treu. Im Juni wurde W. von den holländischen Staaten als Statthalter anerkannt und ihm von denselben ein ansehnlicher Beitrag zu den Kosten seines Feldzuges zugesichert. Vorläufig trat der Führer der Wassergeusen, der Graf von Lumey, als sein Lieutenant auf und wurde als

solcher von den Staaten anerkannt; in ihrer ersten Versammlung war jedoch Philipp von Marnix als sein Vertreter erschienen. Das deutete auf eine neue Schwankung in Wilhelm's Verhalten den Religionsparteien gegenüber. Denn Marnix war seit lange her ein Führer der Calvinisten, und zwar jener Fraction, welche am schroffsten den Lutheranern gegenüberstand, und W. hatte bis jetzt eine Fusion beider Religionen gewünscht. Allein in Frankreich, wo er ein Jahr lang unter den Hugenotten verkehrte, scheint er sich den calvinistischen Ideen mehr genähert zu haben und er mußte, namentlich als er wieder nach Dillenburg zurückgekehrt war, einsehen lernen, nur auf die Calvinisten sei zu zählen. Auch die reformirten Flüchtlinge waren in Fractionen gespalten, die Holländer waren weniger präcis, wie man sagte, als die Brabanter, Wallonen und Vläminger. W. hatte ihre Verschmelzung anbahnen helfen, eben durch Marnix, der zugleich Theologe und Politiker war und sich eben in jenen Jahren ihm genähert hatte. Diese Verschmelzung war aber gleichbedeutend mit einem Sieg der Extremen, und W., der von den Lutheranern nichts mehr zu erwarten hatte, schloß sich ihnen an. Doch währte es noch einige Zeit bevor er durch öffentliche Theilnahme am Abendmahl in der reformirten Kirche von seinem Uebertritt Kunde gab. Von formeller Aufnahme in die Gemeinde war damals nirgends die Rede; es konnte bloß die Communion nach dem katholischen Ritus als untrügliches Zeichen der Religion gelten. Und sehr viele gab es, namentlich unter den höheren Ständen, welche zwar nicht mehr katholisch lebten, jedoch keineswegs sich zu irgend einer andern Confession bekannt hatten. So war es auch gewiß lange bei W., der sich freilich jetzt reformirt nennen konnte, aber die alte Duldsamkeit nicht verleugnete und sich immer, wie es scheint, in einer weniger exclusiven Auffassung wohl fühlte. Dazu blieb er seinem Ideal treu, die sämmtlichen Niederländer, ohne Unterschied der Confession, gegen die Spanier zu führen. Fürs erste sollte das noch nicht in Erfüllung gehen. Denn außerhalb Holland und Seeland mißlang das Unternehmen des Jahres 1572 völlig. Der Angriff, den Wilhelm's Schwager, der Graf von Berg in Gelderland, Overyssel und Friesland unternahm, hatte zwar einen glänzenden Anfang, allein als der Zug, den W. mit dem Hauptheer zum Entsatz von Mons und im Vertrauen auf französische Hülfe unternahm, infolge des in diesem Lande mit der Bartholomäusnacht eingetretenen jähen Umschlags völlig mißlungen war, und W. nur ein sehr zusammengeschmolzenes Heer nach Deutschland zurückführen konnte, während Ludwig in Mons capituliren mußte und infolge dessen die jetzt frei gewordenen spanischen Streitkräfte sich nach Norden wandten, machte sich der Graf schleunigst aus dem Staube. W. hatte nach dem vergeblichen Feldzug des Sommers, in welchem sich Alba's Feldherrnkunst der seinen ebensosehr überlegen gezeigt hatte als dessen Veteranen den bei fehlender Soldzahlung gleich meuterischen Landsknechten und Reitern Wilhelm's, den Entschluß gefaßt, sich nach Holland zu begeben, wol nicht, wie gesagt wird, um ein Grab zu suchen, sondern weil er die ausgezeichnete Vertheidigungsfähigkeit der beiden rebellischen Provinzen kannte und auf das hartnäckige Ausharren ihrer Bewohner rechnete. Und er hatte sich nicht geirrt. Vier Jahre haben die Holländer und Seeländer unter seiner Führung ausgeharrt, es ist weltbekannt unter welchen Beschwerden, aber als dieselben vorüber waren, ergriff die nationale Bewegung das ganze Land und fand die Kraft, das spanische Joch abzuschütteln. Noch ein Jahr und W. wurde als das Haupt der freilich kurzlebigen niederländischen allgemeinen Union in Brüssel eingeholt. Die vier Jahre waren schwierige Jahre; es war selbst für W. nicht immer leicht mit den Kaufleuten, die jetzt den Kern seines Anhangs bildeten und die Regierungscollegien der Rebellen füllten, auszukommen. Dennoch waren es vielleicht die glücklichsten seines Lebens. Denn jetzt war er in der Mitte von Menschen, die

sich seiner Führung gern anvertrauten, die in ihm eine Art Vorsehung erblickten. Dazu waren die Holländer nicht allein lenkbarer sondern auch weniger fanatisch als die Calvinisten aus dem Süden, und wenn auch weniger feurig, doch eben so beharrlich. Und W. wußte die Regierung so zu führen als sie es wünschten und fand sie darum auch fast zu jedem Opfer bereit. Das Volk ehrte ihn wie einen Vater, und doch war er erst ein guter Vierziger. Die schwerste Prüfung war wol im J. 1574, als nach dem Unglück bei Mook, wo seine beiden Brüder Ludwig und Heinrich starben, W. während der Vorbereitungen zum Entsatz von Leiden schwer erkrankte und die Arbeit den Regenten überlassen mußte. Doch unter Leitung des Advocaten Buys wußten dieselben so zu verfahren, daß seine Abwesenheit kaum vom Volke bemerkt wurde, und das Unternehmen, an dem das Bestehen des Rebellenstaats hing, gelang. Das nächste Jahr wurden die ersten Friedensverhandlungen versucht, bei welchen W. sich beharrlich weigerte seine Sache von der der beiden Provinzen zu trennen. Sonst hätte er für sich sehr vortheilhafte Bedingungen erhalten können. Aber W., der wußte, daß in der Hauptsache, der ausschließlichen Handhabung der katholischen Religion, beide Parteien sich nie einigen würden und dem es vollkommen klar war, daß in kurzem oder langem ein Umschwung in den übrigen Niederlanden nicht ausbleiben konnte, dachte keinen Augenblick an einen Rücktritt. Eben in jener Zeit knüpfte er durch die Union von Holland und Seeland und die Neuordnung der Regierung in den beiden Ländern das Band fest, das ihn mit ihnen verband. Es wurde jene Conföderation gebildet, in welcher W. sowol die Rolle eines Mitglieds als eines Hauptes spielte. Er galt nicht mehr bloß als Statthalter des Königs, wie er, freilich ohne einen Schimmer des Rechts, sich im J. 1572 hatte anerkennen lassen, sondern er erhielt den Titel eines höchsten Oberhauptes, das die landesherrliche Macht nicht allein vertrat, sondern besaß. Freilich eine sehr beschränkte, denn die Staaten der beiden Provinzen zogen auch ihm enge Schranken, wenn sie auch immer erklärten, sie wollten ihm alle Macht überlassen, welche er nur begehren möchte. Und das waren keine bloßen Worte, denn Volk und Regenten in Holland und Seeland fügten sich seiner Führung. Selbst haben sie wol nur um seinetwillen nicht angestanden die Herrschaft ihrer Länder im Frühjahr 1576 dem Herzog von Alençon, eben jenem jüngsten Sohne der französischen Königin-Mutter, der später als Herzog von Anjou der ephemere Landesherr der Niederlande gewesen ist, anzutragen. W. hatte auch nach der Bartholomäusnacht in Frankreich die einzige Macht erblickt, deren Interesse sie zwang sich der Niederlande anzunehmen, während er den unzuverlässigen Beistand Englands wohl gern benutzte, aber denselben nicht als einen Factor seiner Politik ansah und die nie wirksame Hülfe von deutscher Seite sozusagen außer Acht ließ, wenn er auch immer fortfuhr daselbst für die Sache der Niederlande zu arbeiten. Freilich, er war keineswegs gesonnen das Land den Franzosen einfach zu übergeben, er wollte keineswegs statt der spanischen die französische Herrschaft. Auch dem damals in Frankreich an die Spitze der Gemäßigten tretenden und mit den Hugenotten verbundenen Alençon trug er die Herrschaft über Holland und Seeland nur unter Bedingungen an, welche demselben nicht viel mehr als die nominelle Regierung ließen.

Allein noch war es nicht nöthig. Kaum waren die Verhandlungen eingeleitet, als in Brabant und nachher in Flandern und in Hennegau die nationale Bewegung durch die „große Meuterei“ der spanischen Soldaten in Schwung kam. W. fühlte seine Zeit gekommen. Er hatte seit langer Zeit seine alten Verbindungen im Süden aufs neue angeknüpft, in Antwerpen und namentlich in Brüssel zählten viele flandrische Bürger zu seinen Anhängern, auch unterm Adel fehlten sie nicht, selbst unter der Geistlichkeit gab es solche, die zusammengehen

wollten mit dem zwar ketzerischen jedoch den Katholiken gleiche Rechte gönnenden, ja die Gerechtsame der alten Kirche, wenn nur Gewissensfreiheit zugelassen wurde, anerkennenden Prinzen von Oranien. Jetzt schürten diese überall das Feuer, suchten das Volk zu Thaten, die einen Bruch mit der Regierung veranlaßten, und die Staaten der verschiedenen Provinzen zu gleichem revolutionären Vorgehen zu verführen als die Staaten von Holland im J. 1572 es gewagt hatten. Ich brauche kaum zu sagen wie dies gelang. Am 4. September 1576 wurden die Mitglieder des Staatsraths, die in Abwesenheit eines Generalgouverneurs die Regierung führten, gefangen genommen; und als sie später wieder frei wurden, war diese Behörde zu einer gehorsamen Dienerin der eigenmächtig zusammengetretenen Generalstaaten herabgesunken. W. arbeitete jetzt auf zwei Dinge hin, die Theilnahme sämmtlicher Provinzen an der Bewegung und den Frieden zwischen dem von ihm geleiteten Rebellenbund (Holland, Seeland und Genossen) und den übrigen Provinzen. Die Versuche des Herzogs von Anjou, sich in die niederländischen Dinge zu mischen, suchte er, ohne denselben zu entfremden, damit er im gehörigen Moment seinen Beistand anrufen konnte, abzuweisen, und ebenso den inneren Frieden zu Stande zu bringen, bevor der neue Generalgouverneur, Don Juan d'Austria, ankam. Die Verhandlungen fingen in Gent an, aber schritten nicht rasch fort, namentlich des Religionspunkts wegen; da zwang ein greuliches Ereigniß, die Eroberung und Plünderung Antwerpens durch die Spanier, die spanische Furia, wie die Niederländer sagten, zur Beschleunigung. Vier Tage später, am 8. November 1576, war die Genter Pacification unterschrieben. Gewissensfreiheit und Erhaltung des Status quo, auch in Holland und Seeland, bis zur Entscheidung durch die Generalstaaten, war die Grundlage. Sie war Wilhelm's eigenstes Werk, er weilte in der Nähe, in Middelburg. Am selben Tage kam Don Juan in Luxemburg an und jetzt begann der merkwürdige politische Feldzug Wilhelm's, um dessen Anerkennung und die Annahme der vom König zugestandenen Concessionen zu hintertreiben. Seine damalige Politik ist namentlich von katholischer Seite hart angegriffen, und freilich, loyal war sie nicht immer. Allein wie konnte sie es sein. Die Versammlung von Deputirten der Provinzen, welche als Generalstaaten auftrat, bestand meistentheils aus Katholiken, denen die angebotenen Bedingungen vollkommen genügten; doch wenn diese angenommen waren, war die Pacification vernichtet und Alles, was bis jetzt geschehen war, nutzlos. Namentlich standen dann Holland und Seeland den Angriffen sämmtlicher Katholiken bloß. Daß W. hier aus Eigennutz gehandelt haben soll, läßt sich mit keinem Schimmer von Recht behaupten, denn, wenn er den eigenen Vortheil gesucht hätte, so konnte er für sich unter der Bedingung, das Land zu räumen, Alles erhalten, was er forderte. Der König wollte seine Sache von der niederländischen trennen, er wollte mit ihnen vereint bleiben. Er allein, das wußte er, konnte vielleicht den Frieden der beiden Religionen und allgemeine Gewissensfreiheit zu Stande bringen. Zuletzt gelang es, Don Juan zur Annahme der Genter Pacification zu bringen, aber auch als diese und die sogenannte Brüsseler Union zur Verbürgung der Freiheit und der Alleinberechtigung der katholischen Religion zur Grundlage der Versöhnung zwischen dem Gouverneur und den Staaten gemacht waren, weigerte sich W. dem Vertrag beizutreten und auch Holland und Seeland verharrten in ihrem Widerstand. Von da an (Januar 1577) ließ er nicht ab von Versuchen einen neuen Bruch mit Don Juan herbeizuführen, während er unterdessen die Versöhnung der vorhin in Holland und Seeland zum Gehorsam an den König und die Kirche zurückgebrachten Städte zu Stande brachte. Amsterdam allein beharrte bei seiner Weigerung, sich seiner und der Staaten Autorität zu unterwerfen. Zugleich bahnte er seine Anerkennung in seiner alten Statthalter-

schaft Utrecht an. Da verlor Don Juan die Geduld; durch einen Gewaltstreich, mit welchem er Namur in seine Gewalt brachte (24. Juli 1577), vernichtete er alle Arbeit der loyalen Katholiken und entzündete den Krieg aufs neue. Den Generalstaaten und den Großen und Geistlichen, welche bis jetzt die Politik Wilhelm's bekämpft hatten, blieb nichts, als sich vorläufig diesem anzuschließen. Das Volk in Brabant forderte kräftig dessen Kommen, es wollte ihn zum Ruward, zum Beschützer seiner Freiheit. Am 23. September hielt er seinen Einzug in Brüssel. Er stand auf dem Höhepunkt seines Glücks. Sein Ziel schien er erreicht zu haben und auch das häusliche Glück war wieder bei ihm eingekehrt. Trotz allem Widerstand hatte er, noch bevor Anna von Sachsen gestorben war, die zum Protestantismus übergetretene Prinzessin Charlotte von Bourbon, die Tochter des Herzogs von Montpensier und ehemalige Aebtissin von Jouarre, die er am Hofe Friedrich's des Frommen, wo sie eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, hatte kennen gelernt, geheirathet. Es war die glücklichste Ehe; sechs Töchter hat sie ihm geboren und zuletzt hat die edle Frau alle Verleumdungen zum Schweigen gebracht durch ihr musterhaftes Leben. W., der seit Jahren in den beschwerlichsten Umständen lebte, konnte jetzt wieder einen, sei es auch bescheidenen Hofhalt einrichten, seine reichen Güter in Brabant standen wieder zu seiner Verfügung.

Auch in Utrecht wurde jetzt ein Vertrag festgestellt, wodurch er daselbst wieder als Statthalter anerkannt wurde, in Brabant setzte die Bürgerschaft von Brüssel seine Erwählung zum Ruward durch, und als der durch die Führer des katholischen Adels gerufene Erzherzog Matthias erschien, wußte er dessen Berufung zum Generalgouverneur zu verhindern, bis er durch die eigene Erwählung zu dessen Lieutenant dieselbe zum Umgekehrten dessen, was seine Gegner bezweckt hatten, umgestaltete. Der wenig bedeutende junge Mann hat es sich gefallen lassen drei Jahre lang als sein Werkzeug unter glänzendem Titel im Lande zu bleiben. Das Volk nannte ihn Wilhelm's Greffier, weil er Alles unterschrieb was dieser ihm vorlegte, ohne an der Sache eigentlich betheiligt zu sein. Während W. so seiner Gegner Meister wurde und die Führung der niederländischen Dinge in die Hand bekam, soweit es bei den dortigen Verhältnissen möglich war, hatte eine andere durch ihn, wenn nicht angezettelte, denn doch mit seinem Vorwissen geschehene That auf die Dauer die übelsten Folgen auch für die von ihm bezweckte Versöhnung der religiösen Gegensätze. Das Haupt der ihm feindlichen Großen, der Herzog von Aerschot, war zum Statthalter Flanderns ernannt worden. Die Ernennung war ein Versuch, Wilhelm's Wahl zum Ruward von Brabant auszugleichen. Die namentlich in Gent zahlreichen Calvinisten, welche dort die Wiederherstellung der alten von Karl V. vernichteten Freiheiten betrieben, sannen auf einen Staatsstreich gegen den neuen Statthalter. Einer ihrer Führer, Ryhove, fragte bei W. an inwiefern er Aerschot's Gefangennahme und die seiner vornehmsten Gesinnungsgenossen in Flandern gutheißen würde. Zwar empfing er nur die Antwort, er könne sich auf so etwas nicht einlassen, allein Marnix versicherte ihm, er solle die That nur wagen. Da entstand am 28. October ein gewaltiger Aufruhr in Gent, der Herzog und die bei ihm weilenden Herren und Geistlichen wurden gefangen, die Stadtregierung wurde, wie in Brüssel, demokratisch neugeordnet, und bald die alten Privilegien für wiederhergestellt erklärt. Hembyze wurde das Haupt der Genter Volksbewegung. Doch kaum war dies geschehen, so fingen letzterer und seine Anhänger ein calvinistisch-demokratisches Treiben an, das die ärgsten Befürchtungen der Katholiken überstieg; bald seufzte Flandern unter einem wahren Terrorismus, der um so üblere Folgen hatte, als der Krieg mit Don Juan einen kläglichen Verlauf nahm und nach der schrecklichen Niederlage des

staatischen Heeres bei Gembloux, 31. Januar 1578, der militärische Zustand so mißlich wurde, daß die Generalstaaten und die von ihnen abhängige Regierung, mit dem wenige Wochen vorher in Brüssel eingezogenen Erzherzog schleunigst sich in dem sicheren Antwerpen bargen, während die Zwietracht der beiden Confessionen bald überall wieder in hellen Flammen aufloderte. Von jetzt an war Wilhelm's Leben ein fortwährender, immer schwieriger und vergeblicher werdender Kampf zur Aufrechterhaltung der Eintracht. Vergebens hatte er durch die „Neue Brüsseler Union" die Anhänger der beiden Religionen zu gegenseitigem Schutz zu verbinden gesucht. Jetzt versuchte er es mit dem „Religionsfrieden", welcher in jeder Stadt, wo es hundert Hausstände einer der beiden Confessionen gab, die öffentliche Ausübung derselben freigab, eine Maßregel, von der er sich viel versprach, die aber von beiden Parteien verworfen, zwar von den Generalstaaten zum Gesetz erhoben und in einigen Städten verkündet, aber nirgends eingehalten wurde. Im Gegentheil, beide, die eifrigen Katholiken sowie die fanatischen Calvinisten, beschuldigten W. der Falschheit; den letzteren galt er von jetzt an als ein Libertiner, ein Atheist. Gent unter Hembyze's Führung entzog sich völlig seinem Einfluß, die Fanatiker hofften auf England und auf den von Königin Elisabeth den Staaten zu Hülfe geschickten calvinistischen Pfalzgrafen Johann Casimir. Der Hennegauer Adel dagegen, den mächtigen Lalaings an der Spitze, hatte sich dem Herzoge von Anjou in die Arme geworfen und wünschte demselben ein Protectorat angetragen zu sehen. In den übrigen wallonischen Provinzen fingen die Katholiken sich zu regen an. Fürs erste jedoch ohne daß von einer Rückkehr unter die abgeworfene königliche Gewalt die Rede war. Ueberall verspürte man den Widerwillen des hohen Adels gegen W. und seinen Wunsch zugleich die eigene Machtstellung und die der katholischen Kirche zu behaupten. Dazwischen kamen die Aufforderungen Anjou's mit ihm in ein Bündniß zu treten, er berief sich auf frühere Bitten der Staaten, welche jedoch keineswegs eine solche Deutung zuließen. Die Königin von England dagegen warnte ernstlich gegen jede Einmischung von französischer Seite. W. versuchte in diesem Wirrwarr zwischen allen Parteien hindurch zu steuern, am gefährlichsten hat ihm damals wol die Einmischung Anjou's geschienen, denn er wollte denselben ebensowenig im Lande festen Fuß fassen lassen, als er ihn vor den Kopf stoßen wollte. Er selber führte die Unterhandlungen, die aber bald abgebrochen wurden, bis im Juli der Herzog urplötzlich in Mons erschien und man nach längeren Verhandlungen gezwungen war ihm in einer im August geschlossenen Allianz den Titel eines Defensor zuzugestehen und dafür den Beistand seiner wenig bedeutenden Armee zu kaufen. Indessen hatte sich in Holland der Zustand geklärt durch den Uebergang Amsterdams zur patriotischen Partei. Ganz Holland und Seeland waren jetzt wieder vereint. Wilhelm's Bruder Johann, der Statthalter von Geldern, war indessen beschäftigt mit den ersten Schritten zu einer von W. geplanten Union der Nordprovinzen, während in Utrecht die Calvinisten sich immer mehr der Gewalt bemächtigten. Dazwischen gab es noch Verhandlungen mit Don Juan und zugleich vernahm man, die wallonischen Soldaten an den Grenzen Flanderns thäten sich zusammen und fingen an in Flandern zu plündern, wogegen die Genter mit neuen Gewaltthaten antworteten. Der Bürgerkrieg drohte jeden Augenblick sich zu entzünden. Vergebens versuchte eine Gesandtschaft der Staaten die Genter zu einem andern Verhalten zu bringen. Es waren äußerst schwierige Tage für W. Sein Einfluß verminderte sich sichtbar. Freilich beherrschte er die Centralregierung und auch in der Versammlung der Generalstaaten galt seine Bitte als ein Befehl. Doch die Regierung war machtlos, die Generalstaaten thaten nichts ohne Genehmigung der Provinzen, und was das ärgste war, man war völlig ohne Geld; die Regierung lebte von den

ungern zugestandenen und noch weniger gern ausgezahlten Beiträgen der Provinzen. Das Heer war schlecht bezahlt, nur mit Mühe hielt es Stand gegen die Spanier. Im October bemächtigten sich die meuternden Wallonen unter Montigny's Führung der wichtigen Stadt Menin. Sie waren jetzt eine Partei geworden, die der Malcontenten. In Artois hatten die Anhänger Spaniens gesiegt, im französischen Flandern gewannen sie Boden. Es wurde der Grundstein zu einer katholisch-wallonischen Union gelegt. Dennoch hielt W. das Haupt empor. Im Winter kam er selber nach Gent, und kräftig von dem englischen Gesandten unterstützt wußte er die gemäßigten Calvinisten wieder empor zu bringen und einen besonderen Religionsfrieden für Flandern durchzusetzen, welcher eine Versöhnung der Malcontenten wenigstens hoffen ließ, während sowol der Pfalzgraf als Anjou, ohne irgend etwas erreicht zu haben, das Land räumten. Im Norden fing die Utrechter Union an sich zu gestalten, leider nahm sie mehr und mehr eine calvinistische Farbe an, was die katholischen Wallonen wieder veranlaßte, ihren Sonderbund zu beschleunigen. So trieb Alles unaufhaltsam einer Trennung zu. Und dazu war an die Spitze der Spanier jetzt ein Führer getreten, der wie keiner W. gewachsen war. Don Juan war gestorben und an seine Stelle trat der Prinz von Parma, Alexander Farnese, der militärisch wie politisch gleich die richtigen Maßregeln traf, den Zustand auszubeuten. Im nächsten Jahre vollzog sich die Scheidung durch die Gründung der beiden Unionen von Atrecht (Arras) und Utrecht. Es gelang W. zwar die Annahme der spanischen Friedensbedingungen auf dem Kölner Friedenscongreß zu verhindern, aber dieser brachte an den Tag, wie sich die Katholiken jetzt seiner Führung entzogen, namentlich der Adel und die Geistlichkeit wandte sich Spanien zu. Im Norden galt bald katholisch und spanisch für gleichbedeutend. Der Uebergang Renneberg's, des Statthalters von Friesland und Groningen, entzündete im folgenden Jahre auch dort den Bürgerkrieg; die Reformirten wurden jetzt auch im Norden je länger, je unduldsamer. Hatte W. schon in Holland und Seeland für die Katholiken keine freie Religionsübung erhalten können, in Utrecht und Gelderland war das jetzt ebensowenig der Fall. Wo wie in Brabant, die Katholiken die Mehrheit hatten, stellten sie sich auf die Seite des Königs. Unter diesen Umständen schien auswärtige Hülfe die einzig mögliche Rettung, und W. sah nur ein einziges Mittel diese Hülfe zu erhalten, die Erwählung Anjou's zum Landesherrn. Denn seit dem Scheitern des Kölner Congresses ging es nicht an länger die Fiction des Gehorsams gegen den König aufrecht zu erhalten. Allein es schien nutzlos dieses zu versuchen. Es gab fast keinen Menschen in den Niederlanden, der den Herzog wollte; schon die französische Allianz war den Niederländern verhaßt, wie viel mehr also die französische Herrschaft. Dagegen war die Mehrheit wenigstens der städtischen Regenten, in Holland und Seeland nicht allein, sondern auch in mehren Provinzen gern bereit W. selbst zum Oberhaupt zu erwählen.

Vielleicht hat W. sein seltenes politisches Talent und namentlich die ihm reichlich bemessene Gabe, die Menschen zu zwingen nicht dem eignen sondern seinem Willen zu folgen, nimmer so glänzend erwiesen, als in jenen trüben Tagen. Freilich, eines war gewiß, Anjou war sozusagen zu Allem bereit, was man von ihm fordern wollte, dem war es nur darum zu thun, als Landesherr anerkannt zu werden, das weitere kam, meinte er, von selbst. Sein Abgesandter, Des Pruneaux, war dazu ein geriebener Diplomat, der in hohem Grade die Fähigkeit besaß, sich mit den Niederländern zurecht zu finden. Von dessen Seite fand W. jede Unterstützung, welche er wünschen konnte. Auch die Königin Elisabeth machte keine Schwierigkeiten. Sie verhandelte schon längere Zeit über eine Heirath mit dem Herzog. Dagegen war in den Niederlanden vielleicht der

einzige Marnix in diesem Punkte vollkommen mit W. einverstanden, während der Umstand, daß in Flandern die gemäßigte Partei durch Wilhelm's persönliches Einschreiten im August des Jahres 1579 ans Ruder gelangt war, während Hembyze und der W. sehr feindlich gesinnte Prediger Dathenus, das Haupt der Ultracalvinisten in den Niederlanden, sich nach Deutschland flüchteten, sehr günstig war. Während der zweiten Hälfte des Jahres 1579 wurde an den Vorbereitungen gearbeitet. Dann glaubte W. die Sache weit genug fortgeschritten, um sie den Generalstaaten vorzulegen, welche, wie fast immer, sich dem persönlichen Einfluß Wilhelm's unterwarfen. Jetzt galt es die Erwählung in den Staaten der Provinzen durchzusetzen. Im Anfang des Jahres 1580 gelang es die Stadt Gent zur Annahme zu bewegen. Flandern war von den Malcontenten aufs ärgste bedrängt, nur die Franzosen schienen dort helfen zu können. So kam es daß die Vlärminger Anjou zum Grafen erkoren, bevor eine der anderen Provizen zugestimmt hatte. Holland und Seeland hatten die Versicherung erhalten, die Wahl werde für sie keine sonstige Folgen haben als eine nominelle Oberherrschaft. Sie sollten frei sein W. als Graf zu wählen, wie schon öfters vorgeschlagen war. Auch die Provinzen des Nordens fügten sich, als W. dort umherreiste, allein Gelderland und Utrecht blieben störrisch. Ihre Staaten erklärten wiederholt im Nothfall W. selbst als Landesherrn anerkennen zu wollen, keines Falls aber den Franzosen. Alles Widerreden Wilhelm's war vergeblich. Auch in Brabant hielt es schwer den Widerstand zu überwinden. W. bot seine ganze Beredsamkeit auf, den großen Rath von Antwerpen dazu zu bewegen. Erst nach schwerem Ringen gelang es. Da die Mehrheit der Provinzen jetzt zugestimmt hatte, konnte die im August des Jahres 1580 abgereiste, von Marnix geführte Gesandtschaft im Namen der Generalstaaten auftreten, wenn sie auch bloß die Herrschaft über sieben Provinzen anzubieten beauftragt war. Am 23. Januar 1581 wurde der Tractat in Bordeaux verkündet. W. hatte den Niederlanden einen neuen Landesherrn verschafft; den alten ließ er im nächsten Mai durch die Generalstaaten der Regierung verlustig erklären. Ihm selbst war jetzt die Herrschaft über Holland, Seeland und Utrecht zugesichert; freilich eine so beschränkte Herrschaft, daß, wenn Herrschaft die Triebfeder Wilhelm's gewesen wäre, er sie keinesfalls hätte begehren können; denn er sollte viele Verpflichtungen erfüllen und nur sehr beschränkte Befugnisse haben. Philipp beantwortete die Absetzung mit dem Bannspruch; er stellte einen Preis auf Wilhelm's Kopf, und dieser ließ durch seinen Hofprediger Villiers eine Antwort aufsetzen, die bekannte Apologie, welche freilich durch maßlos übertriebene Beschuldigungen des Königs entstellt ist und wol nicht verdient, wie so oft geschieht, als eine reine Quelle für Wilhelm's Geschichte benutzt zu werden. Von jetzt an war das schon öfter von Mördern bedrohte Leben Wilhelm's fortwährend das Ziel von Schurken und Fanatikern. Als im nächsten Jahre Anjou von W. in seine neue Herrschaft eingeführt war und W. mit ihm in Antwerpen Hof hielt, wo er, nicht weniger als vorher, die Geschäfte leitete, wäre er beinahe ihr Opfer geworden. Nur ein Zufall verhinderte, daß die Kugel des Biscayers Jaureguy ihm tödtlich wurde. Die aufopfernde Pflege seiner Gemahlin und seine kräftige Gesundheit retteten ihn. Leider hatte die Anstrengung die Kräfte der Prinzessin erschöpft, sie starb an den Folgen. Noch ein Jahr später führte W. die vierte Frau, die vielgeprüfte Tochter Coligny's, die Wittwe des Herrn v. Téligny, Louise, heim, welche ihm im Frühjahr 1584 den jüngsten Sohn gebar. Da hatte sich schon Vieles in Wilhelm's Verhältnissen geändert. Es war geschehen, was Viele gefürchtet hatten, was W. jedoch als etwas Unmögliches betrachtet zu haben scheint. Im Januar 1583 hatte Anjou es satt, länger eine nominelle Herrschaft zu führen und selbst in seiner Religion be-

schränkt zu sein. Die Niederländer waren eines Herrn wie er war nicht weniger überdrüssig; im Norden gab man gar keine Acht auf ihn, in Brabant und in Flandern dagegen wurde ihm mit Mißtrauen und geringer Achtung begegnet. Nur W. scheint geglaubt zu haben, Alles gehe vortrefflich. Es ist wunderbar, aber der erfahrene und sonst sprüchwörtlich scharfsichtige Politiker scheint blind für die Gefahr gewesen zu sein, die sonst Jedermann erblickte. Der mißlungene Streich Anjou's sich Antwerpens zu bemächtigen, das unter dessen Truppen angerichtete Blutbad kam ihm fast einem Todesstoß gleich. Doch keinen Augenblick ließ er den Muth sinken. Noch am selbigen Abend fing er an das zerhauene Band wieder zusammenzuflicken. Und wirklich gelang es wenigstens einen vorläufigen Vertrag zu Stande zu bringen, mit welchen unsäglichen Beschwerden ist kaum zu sagen. Doch wiederum war es vergeblich. Anjou gab es auf, sich aufs neue um eine Herrschaft zu bemühen, welche seine Herrschsucht so wenig befriedigte und kehrte nach Frankreich zurück. Noch gab W. das Spiel nicht verloren. Ihm stand es fest, nur mit Frankreichs Hülfe sei es möglich Spanien zu widerstehen. England flößte ihm kein Vertrauen ein, und Deutschland hatte er schon lange und gewiß nicht mit Unrecht aufgegeben. Und auf eigene Kräfte zu zählen, das wagte er nicht. Denn wie keiner hatte er es empfunden, wie die Interessen der Provinzen und Städte alle kräftigen Maßregeln hemmten, wie gering die Opferfreudigkeit der Bevölkerung war. In Flandern war sein Einfluß tief gesunken. Gent war ihm durch Hembyze und den neuen Statthalter Flanderns, den Prinzen von Chimay, der damals noch den fanatischen Calvinisten spielte, ganz entfremdet. In Gelderland war ihm der eigene Schwager, der Graf von Berg, zum Verräther geworden. Nur auf Holland, Seeland und Utrecht konnte er zählen. Er arbeitete an einer neuen engeren Union der drei Länder, während die endlosen Verhandlungen über die ihm angetragene Grafschaft mit den Holländern und Seeländern zuletzt zum Abschluß gelangten. Es fehlte nur noch die Huldigung. Er hatte damit keine Eile, ganz andere Dinge beschäftigten ihn. Nach Anjou's Staatsstreich hatte er die Leitung der allgemeinen Regierung, welche er eigentlich seit dem Jahre 1577 immer geführt, auch formell übernommen, während er die Geschäfte seiner drei eigenen Provinzen meistentheils den Staaten überließ und in Friesland sein Neffe Wilhelm Ludwig als sein Lieutenant auftrat. Als die Gefahr einer Belagerung Antwerpens näher rückte, verlegte er mit dem Staatsrath und der Versammlung der Generalstaaten oder besser deren Vertreter, seinen Sitz nach Delft in Holland. Dort arbeitete er an neuen Versuchen eine Einigung mit Anjou und Allianz mit Frankreich aufzurichten, welche er auch nicht fallen ließ, als Anjou, der an Leib und Seele Verdorbene, nach langem Siechthum starb. Denn gleich ergriff er seine Maßregel, ein Anbieten der Landesherrschaft an dessen Bruder, den König Heinrich III. zu veranlassen. Da traf ihn am 10. Juli 1584, als er in Delft nach Tisch die Treppe des Klosters von St. Agatha, wo er seine Residenz hielt, hinunterstieg, die tödtliche Kugel des Balthasar Gérard. Mit den Worten: Mon Dieu, ayez pitié de moi et de ton pauvre peuple verschied er auf der Stelle. Er war 51 Jahre alt geworden.

Es ist schwer in wenigen Seiten die zahllosen Wechselfälle dieses reichen Lebens zusammenzufassen, noch schwieriger aber dasselbe richtig zu beurtheilen. Noch immer gilt er den Einen als Vater des Vaterlandes, als hochherziger Vorkämpfer gegen Fremdherrschaft und kirchliche Tyrannei, als Erlöser seines Volks, als Begründer der niederländischen Freiheit, den Anderen als Urbild eines Verräthers, als Verderber seines Landes, der Religion, als Inbegriff von Allem, was schlecht ist. Die Parteien in der niederländischen Republik beriefen sich alle ohne Unterschied auf ihn, und auch jetzt noch nehmen die religiös-

politischen Parteien ihn als einen Vorkämpfer ihrer Ideen für sich in Anspruch. Die strengen Calvinisten sehen noch immer in ihm den Erwählten des Herrn, den niederländischen Moses, die Liberalen jeder Richtung dagegen den Vorkämpfer unbedingter Religionsfreiheit und der Einführung von Principien im Staatsleben, welche erst zweihundert Jahre nach seinem Tod zur Geltung kamen. Die eifrigen Katholiken hingegen verfolgen ihn noch immer mit ihrem Haß, ihnen gilt er als der Ruchlose, der zur Befriedigung seiner Herrschbegierde sich nicht scheute die Landeskirche niederzuwerfen, den Landesherrn zu verrathen, die Revolution zu entfesseln. Doch ein Bild wie die katholischen Historiker von ihm gemacht haben, ist ein Zerrbild, ein Phantom. Wir wollen uns hier nicht in den Kampf einmischen. Nur dies Eine sei uns erlaubt zu sagen. W. war ein außerordentlicher Mann, der Außerordentliches geleistet hat, ein Mann, wie Deutschland im sechzehnten Jahrhundert, den einzigen Martin Luther ausgenommen, sonst keinen hervorgebracht hat, ein Mann nicht ohne Fehler, aber ohne Widerrede einer der größten Politiker aller Zeiten und einer der wenigen großen Männer, die nicht allein in der Geschichte sondern auch in den Herzen der Menschen fortleben.

Es ist nicht möglich die Litteratur über W. zu verzeichnen. Die erste Reihe von Groen van Prinsterer's Archives de la Maison d'Orange-Nassau und Gachard's Correspondance de Guillaume le Taciturne enthalten einen beträchtlichen Theil der Briefe und Acten, ohne welche jedes Studium seines Lebens und der niederländischen Revolution unmöglich ist. Doch auch alle sonstigen Quellensammlungen und mehr oder weniger zeitgenössischen historischen Bücher gehören zu den Quellen seiner Lebensgeschichte, welche schon öfters, zuerst im 18. Jahrhundert von Beaufort, nachher von Theodore Juste und zuletzt von Miß Putnam beschrieben worden ist. Aus Schiller haben die Deutschen ihn seit lange kennen gelernt. Motley's Rise of the Dutch Republic ist wahrscheinlich das beredteste ihm gewidmete Buch. Das neueste ist der dritte Band von Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche Volk. Den Deutschen sei namentlich Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation empfohlen. Von den katholischen Historikern hat vielleicht Niemand so unparteiisch über den Verhaßten gesprochen als Strada, Niemand maßloser als Kervyn de Lettenhove. Daß auch ich letzterem in den Documents concernant les relations entre le duc d'Anjou et les Pays-Bas und in meinem Prins Willem I en Frankryk entgegengetreten bin, kann ich nicht verhehlen. Auch in meinem Staat der Vereenigde Nederlanden habe ich versucht Wilhelm, so gerecht, als ich es vermochte, zu schildern.

P. L. Müller.

Wilhelm II., Prinz von Oranien, der einzige Sohn des Prinzen Friedrich Heinrich und der Amalia von Solms (A. D. B. VII, 576), wurde am 27. Mai 1626 im Haag geboren. Der Eltern Ehrgeiz war es von Anfang an, dem Sohn eine Stelle unter den Fürsten Europas zu verschaffen. Ihr Hof sah in ihm den Nachfolger des Vaters, den Erbprinzen, den künftigen Landesherrn. Um so eher, als der junge Prinz schon, als er erst drei Jahre zählte, von den Generalstaaten, welche dem Vater in allem zu Willen waren, zum General der Cavallerie erhoben wurde und im nächsten Jahre, 1631, ihm das Recht der Nachfolge in der Statthalterschaft von den Staaten der dem Vater unterstehenden Provinzen zuerkannt wurde, wodurch der Nothwendigkeit einer Wahl und also auch der Möglichkeit einer möglichen Beschränkung seiner Befugnisse beim Tode des Vaters vorgebeugt wurde. Namentlich der Adel sah damals in dem Prinzen von Oranien den eigentlichen Landesherrn, während die unteren Classen der Bevölkerung in ihm den einzigen Schutz gegen die Regenten und reichen Leute verehrten. Kein

Wunder, daß W. es lernte, sich eher als der künftige Fürst denn als der künftige erste Diener des Staates anzusehen und daß sich seine Herrschbegierde ungezügelt entwickelte. Ueberhaupt lag etwas Schrankenloses in seinem Wesen, er überschritt in Allem, in Leibesübungen und Anstrengungen sowie in Genüssen, das Maaß. Der oranische Hof war keineswegs wegen seiner Sittsamkeit bekannt und die Annäherung an den ausschweifenden englischen Königshof trug nicht wenig bei zur Vermehrung der Leichtlebigkeit sowie der monarchischen Gesinnung der Hofleute, welche es kaum ertragen konnten, daß die holländischen Kaufleute die eigentlichen Regenten waren. Wilhelm's Eltern und ihm selbst war die Art und Weise wie das englische Königspaar, das in den mächtigen ersten Magistraten der niederländischen Republik und in dessen Erben eine kräftige Stütze zu finden hoffte, das dazu die Verbindung mit einem Geschlecht, das eine erste Stelle unter den Vorkämpfern des Protestantismus einnahm, als eine dem englischen Volke angenehme, ihrer Popularität zu gute kommende ansah, die Anfrage um die Hand einer englischen Prinzessin aufnahm und sich dazu entschloß, W. die älteste Tochter, die Princess-Royal, zu geben, mehr werth als irgend welche sonstige Ehe. Die Ebenbürtigkeit der Oranier mit Stuarts und Bourbonen wurde anerkannt. Darum wol wurde gar nicht gewartet bis die Brautleute erwachsen waren; die Heirath fand schon 1640 statt, als die Braut erst zehn Jahre zählte. Sie folgte erst nach zwei Jahren dem jungen Gemahl. In den nächsten Jahren hatte dieser Gelegenheit sein militärisches und politisches Talent auszubilden, er zeigte in Allem eine seltene Begabung, es hat Menschen gegeben, die ihn in dieser Hinsicht noch höher stellten als seinen Sohn, den großen Wilhelm III. Kein Wunder, daß die eben in jenen Jahren sich kräftigende Regentenaristokratie, die dem alternden Friedrich Heinrich manches früher Eingeräumte wieder abrang, dessen Tode und der Erhebung des Sohnes mit Sorge entgegensah. Namentlich weil der junge Prinz festhielt an der französischen Allianz und an der Fortsetzung des Kriegs. Sie wußte nur allzugut wie wenig der Friede den Interessen desselben entsprach. Denn eben auf die militärische Kraft stützte sich dessen Ansehen. Im Frieden sank seine Bedeutung sehr herab. Jedoch W. hütete sich, als am 14. Mai des Jahres 1647 der Vater starb, dem damals noch nicht abgeschlossenen Frieden entgegenzuarbeiten. Wahrscheinlich wollte er alles vermeiden was seine Anerkennung als Nachfolger des Vaters erschweren konnte. Denn W. war, so herrschsüchtig er war, keineswegs ein Hitzkopf und er kannte nur zu gut die Gefahr eines Kampfes mit den Regenten. Es mußte ihm einleuchten, der Zustand sei ganz anders als im J. 1618, als Oldenbarnevelt und seine Freunde bloß von einer schwachen Minorität in der Bürgerschaft unterstützt wurden und selbst in Holland mehrere Städte, Amsterdam voran, auf Seite seines Onkels Moritz standen. Jetzt dagegen war in dieser inzwischen gewaltig emporgewachsenen Metropole des damaligen Welthandels der Widerstand gegen ihn verkörpert, und die Bürgerschaft in dieser Hinsicht ziemlich eins mit der Regierung. So war es in vielen Städten Hollands, während nur das niedere Volk urtheilte: im Krieg gäbe es mehr Verdienst als in Friedenszeiten. Von den Provinzen hatte Seeland immer gegen den Frieden gestimmt, jetzt so gut wie früher, und war eben darum ganz im oranischen Interesse, wenn auch sonst die dortigen Regenten dem in der Provinz überragenden Einfluß des Prinzen sich ungern fügten, wie es sich nur zu bald zeigen sollte; jetzt aber war dort von keinem Widerstand die Rede. Und während Moritz fest auf die Stütze Frieslands zählen konnte, war W. desselben weniger gewiß, wenn auch der Statthalter Wilhelm Friedrich, seinen Groll gegen Friedrich Heinrich vergessend, sich ihm unbedingt anschloß, wie überhaupt Alle, welche die aufgehende Sonne anzubeten pflegten. Denn W.

war jung und kräftig und Jedermann glaubte, ihm stehe ein langes Leben bevor. So waren seine Aussichten freilich günstig, allein keineswegs gewiß und W. begnügte sich wohlweislich, vorläufig die eigene Stellung zu befestigen. Doch wenn auch der Friede ohne irgend welchen Widerspruch von seiner Seite geschlossen und die französische Allianz zerrissen wurde, der Kampf konnte nicht ausbleiben. Für die holländischen Regenten reichte der Friede allein nicht aus, sie wollten denselben auch befestigt wissen, sie begehrten Sicherheit, derselbe könne nicht unter irgend einem Vorwand gebrochen und sie zur Wiederaufnahme des Kriegs gezwungen werden. Das veranlaßte ihrerseits eine aggressive Haltung, welche einem Manne wie W. gegenüber äußerst unvorsichtig war. Freilich die Herren waren es gewohnt mit derselben Schroffheit aufzutreten wie vorher Oldenbarnevelt. Nicht W., sondern sie waren es, welche den Kampf anfingen. Die heikle Frage der Verminderung der Armee, welche gleich nach dem Frieden auf die Tagesordnung kam, war der natürliche Gegenstand desselben. Sie war wie geschaffen einen Conflict hervorzurufen, denn es war vollkommen ungewiß, wie weit dem Heere gegenüber die Competenzen der vorhandenen Staatsmächte sich erstreckten. Die Holländer, wie überhaupt Alle, welche die Selbständigkeit der Provinzen verfochten, meinten, die Provinz sei berechtigt nur soviel Soldaten zu bezahlen, als sie selbst gut fand, die Anhänger der Autorität der Generalstaaten dagegen behaupteten nur diese Versammlung dürfe darüber bestimmen. Es war der in jedem Föderativstaat immer wiederkehrende Streit. In der niederländischen Republik war sie keiner friedlichen Lösung fähig, es sei denn es kam zu einem Compromiß. W. hat es nicht an Versuchen dazu fehlen lassen. Das ganze Jahr 1649 und selbst einen Theil des folgenden hat er stets versucht die Wünsche der holländischen Staaten zu befriedigen. Aber diese forderten eben was er am wenigsten zulassen konnte, namentlich die Entlassung der fremden Regimenter, besonders der Franzosen. Sie waren nicht damit zufrieden, daß viele Soldaten entlassen wurden, sondern forderten völlige Auflösung der Truppenkörper; sonst blieb ja eine rasche Ergänzung der Armee noch immer möglich, und diese wollten sie eben verhindern. Das ärgste war, daß W. ihre Hartnäckigkeit den geheimen Einflüsterungen der Spanier zuschrieb, während die Holländer umgekehrt in seinem Verhalten den Beweis sahen, er wolle so bald wie möglich im Bündniß mit Frankreich den Krieg erneuern und die Armee dazu in Kriegsbereitschaft halten. W. fürchtete, wenn entwaffnet würde, würden die Holländer seine Autorität schmälern, diese dagegen, er beabsichtige dieselbe zu vergrößern und brauche dazu eine starke Armee. Beides war wahrscheinlich völlig grundlos. Freilich wünschte W. sehnlichst den Krieg, doch noch mehr einen Krieg mit England zur Wiederherstellung seines Schwagers, des jungen Karl II., als einen mit Spanien. Gewiß wünschte er Erneuerung der französischen Allianz, aber ohne Zweifel nicht eine derartige wie die des Jahres 1635. Das Mißverständniß wuchs; die holländischen Staaten entschlossen sich zu eigenmächtiger Einstellung der Soldzahlung, nahmen dies aber nach neuen Vorstellungen Wilhelm's zurück, dann nach vielen vergeblichen Unterhandlungen wurde doch jenem Entschluß Folge gegeben und die Sistirung der Soldzahlung angekündigt, ohne irgend einen Entschluß der Generalstaaten abzuwarten. Holland hatte den Fehdehandschuh hingeworfen, die Generalstaaten nahmen ihn auf. Sie entschlossen sich zur Abfertigung einer Bezending, d. h. einer Deputation der Generalstaaten an die holländischen Städte, um über den ungesetzmäßigen Entschluß der Staaten Klage zu führen und baten W., sich an deren Spitze zu stellen und Alles zu thun was zur Aufrechterhaltung der Union und der inneren Einheit nothwendig sein sollte (5. Juni 1650). In mehreren Städten war der Empfang äußerst unfreundlich; die Gesetzmäßigkeit einer Ver-

handlung der Generalstaaten mit den Mitgliedern einer Provinz war freilich sehr zweifelhaft. Die Sprache der Deputirten der Generalstaaten, namentlich des Herrn van Aartsbergen, war fast drohend, in Dordrecht und andern Städten waren die Antworten gleich schroff. In Amsterdam, Haarlem, Delft und Medemblik weigerte sich die Stadtregierung die Deputation zu empfangen. Der Zweck war verfehlt, die Holländer ließen sich nicht einschüchtern. W. forderte jetzt Genugthuung von Amsterdam, doch erreichte er nichts als neue Vorstellungen von den Staaten, welche freilich zeigten, daß es weniger um die Geldfrage als um die Rechtsfrage zu thun war, doch zu keinem Resultat führten. Das schroffe Verhalten der Holländer in der Sache des auf Befehl Wilhelm's wegen unbefugter Rückkehr aus Brasilien verhafteten Admirals de With, den die holländischen Staaten aus der ihres Erachtens nach ungesetzlichen Haft befreiten, verstimmte W. noch mehr. Er entschloß sich zu einer Handlung, wie sie sich sein Onkel Moritz gegen Oldenbarnevelt erlaubt hatte. Er ließ sechs Bürgermeister und Pensionäre der Städte, welche ihm entweder den Empfang verweigert oder schroff geantwortet hatten, am 30. Juli verhaften und schickte zu gleicher Zeit Truppen, um Amsterdam mit einem Handstreich militärisch zu besetzen. Er erklärte den Generalstaaten, er sei dazu durch ihren Entschluß des fünften Juni autorisirt. Auch der Handstreich war auf den 30. Juli angesetzt und Graf Wilhelm Friedrich mit der Ausführung beauftragt. Doch die dazu angewiesenen Truppen verirrten sich meistentheils auf der Heide und kamen statt früh Morgens viel später ins Gesicht der Stadt, als die Regierung schon Kunde von ihrer Annäherung und mit merkwürdiger Energie die nothwendigen Maßregeln zur Abwehr getroffen hatte. Das Unternehmen war völlig mißlungen. W. war wüthend, als er es noch am selben Tage hörte, schon den nächsten Tag reiste er nach Amsterdam, in der Hoffnung die Stadt einzuschüchtern. Doch er sah bald, mit Gewalt sei nichts zu unternehmen. Die Amsterdamer Regierung aber glaubte jetzt genug gethan zu haben, als W. Einlaß in die Stadt forderte, schickte sie eine Deputation, mit welcher er am 3. August in Amstelveen einen Vertrag abschloß; das Handelsinteresse vertrug sich nicht mit einer Belagerung, welche freilich, falls die Amsterdamer die Schleusen geöffnet hätten, äußerst schwierig, aber auch für das Land verderblich geworden wäre. Unter Bedingung des Abzugs der Truppen versprach die Stadt sich den Wünschen des Prinzen in der Abdankungsfrage nicht länger zu widersetzen. Selbst die Häupter der Regentenpartei, die beiden Brüder Bicker, wurden für immer von der Regierung ausgeschlossen. Auch die Städte, deren Bürgermeister und Regenten verhaftet waren, fügten sich. Die andern Provinzen hießen gut, was W. gethan hatte, einige aber derart, daß nicht zu ersehen war, in wie weit das ihre innerste Meinung war.

Doch im großen Ganzen hatte er gesiegt, Holland und Amsterdam hatten sich gefügt, die Führer seiner Gegner waren aus der Regierung gestoßen. Niemand hatte es gewagt den Kampf aufzunehmen. Von jetzt an konnte er sich als Herr im Lande ansehen. Augenblicklich hat er denn auch den Moment benutzt. Schon im nächsten September leitete er eine Verhandlung mit Frankreich zum Zweck einer neuen Allianz ein, auf welche Mazarin mit Freude einging und selbst dem an ihn abgeschickten d'Estrades, der schon vorher Gesandter in der Republik gewesen war, einen Entwurf zur Vertheilung der spanischen Niederlande mitgab, ohne daß es aber, soviel sich ersehen läßt, zu einem Vertrag gekommen ist. Und es ist wahrscheinlich, daß W. daneben Verhandlungen anknüpfte mit seinem Schwager, dem Großen Kurfürsten, dem er gern seine clevisch-märkischen Länder abgekauft hätte, wol nicht allein um damit den eigenen Grundbesitz an der Ostgrenze zu verstärken, sondern auch um auf diese Weise seinen

Einfluß auf Gelderland, wo er zum Herzog gewählt zu werden wünschte, zu vermehren. Es ist ziemlich gewiß, daß er hoffte die Landeshoheit in den niederländischen Provinzen zu erwerben, wie es später einmal von seinem Sohn versucht wurde. Es ist damals allgemein geglaubt worden. Während dieser Vorbereitungen zu großen Entwürfen erkrankte er Ende October plötzlich. Er konnte sich noch aus Gelderland nach Haag führen lassen. Dort zeigte es sich, daß es die Blattern waren. Eine Woche später, am 6. November 1650, war er todt. Es folgte die gewaltigste Umkehr, die sich denken läßt. Von allen Entwürfen, die er und seine Verbündeten und Verwandten geschmiedet hatten, blieb nichts übrig. Das Gebäude der oranischen Herrschaft stürzte auf einmal zusammen. Die eben besiegte, wie es schien am Boden liegende, Regentenaristokratie war auf einmal wieder Meister des Landes. Denn W. hatte keinen Nachfolger. Erst acht Tage später ist sein einziger Sohn, Wilhelm III. von Oranien, geboren und da hatten schon die Holländer die Regierung an sich gerissen. Kaum konnten sie ihr Frohlocken bemeistern, während Wilhelm's Freunde und seine Bundesgenossen, Mazarin voran, so erschreckt waren, daß sie meinten, W. sei keines natürlichen Todes gestorben. Für die niederländische Republik fing eine neue Epoche an, die der unbeschränkten Regentenherrschaft, die Zeit des Johann de Witt. W. ist zu früh gestorben als daß es möglich sein sollte sich einen richtigen Begriff von seiner Persönlichkeit zu bilden. Wenn es wahr ist, daß er der begabteste seines begabten Geschlechts gewesen ist, so kann man nicht umhin zu beklagen, daß er seine außerordentlichen Fähigkeiten nur zu persönlichen und dynastischen Zwecken angewendet hat. Denn rein persönlich und dynastisch waren alle seine Entwürfe, soweit wir sie kennen. Es findet sich bei ihm kein Schimmer einer Hingebung an eine Idee, wie bei seinem Großvater Wilhelm I. oder bei seinem Sohne Wilhelm III. Jener hat der Unabhängigkeit der Niederlande und der Befreiung von religiöser Tyrannei sein ganzes Leben gewidmet und ist dafür gestorben; dieser hat nicht weniger den Kampf für das europäische Gleichgewicht dreißig Jahre lang geführt und hat in erster Reihe immer dafür und dann für das Wohl der Niederlande und der protestantischen Religion gelebt, doch er, W. II., hat bloß gelebt und gearbeitet zur Erhöhung der eigenen Macht und der seiner Verwandten; er hat selbst nirgend einen Beweis gegeben, das Wohl des Staates, dem er verpflichtet war, liege ihm am Herzen. Darum kann dieser vielleicht begabteste aller Oranier keine Stelle finden in der Reihe jener großen Männer seines Geschlechts, deren Geschichte mit der Geschichte der Niederlande zusammengewachsen ist.

Vgl. Groen van Prinsterer, Archives de la Maison d'Orange-Nassau. 2. Serie, Bd. III und IV. — van der Capelle van Aartsbergen, Gedenkschriften II. — Aitzema, Saken von Staat en Oorlogh III und Herstelde Leeuw. — Wicquefort, Histoire des Provinces Unies des Pays-Bas. — Basnage, Annales des Provinces Unies. — Wagenaar, Vaterlandsche Historie, XI und XII. — Lettres et Mémoires d'Estrades I. — Wynne, Geschillen over de afdanking van krijgsvolk u. s. w. — Jar. Goll, Recherches critiques sur les Ambassades du Comte d'Estrades (Revue Historique 1877, IV. Bd.) — Fruin, Over de verlogsplannen van Prins Willem II (Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis, 3. Reihe, Bd. IX). — Mein, Spanje en de partijen en Nederland en 1650 (ebenda 2. Reihe, Bd. VII). — Blok, Verslag aangaande een voorlopig onderzoeh de Parijs naar Archivalia.

P. L. Müller.

Wilhelm V., Prinz von Oranien-Nassau, wurde am 8. März 1748 im Haag geboren. Da seinem Vater Wilhelm IV. die Erblichkeit seiner sämmtlichen Aemter und Würden in der niederländischen Republik zugesichert worden war, folgte er ihm bei dessen schon nach drei Jahren (1751) erfolgtem

Tode, ohne irgend welche Widerrede in denselben nach. Seine Mutter, Anna von Hannover, die Tochter des Königs Georg II. von England, führte die Vormundschaft und vertrat ihn als Gouvernante. Die Militärgeschäfte jedoch überließ sie dem Feldmarschall, dem Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, der schon damals die einflußreichste Persönlichkeit der Republik war und nach Anna's Tod im J. 1759 die erste Stelle im Rathe der Vormünder des jungen Prinzen und dessen Vertretung als Generalcapitän erhielt. W. zählte damals zehn Jahre und wird als ein gelehriger, fleißiger Knabe geschildert, der sich durch nichts auszeichnete. Der Herzog wußte ihn so vollständig unter seine Herrschaft zu bringen, daß W., als er 1766 volljährig wurde und seine Aemter und Würden in Person antrat, nichts rascher zu thun hatte als sich factisch unter seine Curatel zu stellen. Durch die sogenannte Acte van Consulentschap verpflichtete sich der Herzog ihm fortwährend in allen Dingen zu Rathe zu sein, wogegen der Prinz ihn aller Verantwortlichkeit für den ertheilten Rath enthob. Freilich verpflichtete Letzterer sich nicht, diesem Rath immer Folge zu leisten, wie nachher allgemein geglaubt wurde, jedoch bei dem zwischen den Beiden bestehenden Verhältniß konnte die Verbindung kaum andere Folgen haben und mußte sie factisch zu einer fortwährenden Beaufsichtigung des früheren Mündels durch den gewesenen Vormund führen. Das Geheimniß, in welches die Geschichte gehüllt wurde, machte die Sache noch ärger; als einige Kunde allmählich zu verlauten begann, erregte sie bei Jedermann Unwillen und wurde zuletzt die Grundlage aller gegen den Herzog erhobenen Beschuldigungen, in welche zuletzt selbst von des Prinzen Gemahlin eingestimmt wurde, wie sehr dieselbe auch im Anfang selbst unter des Herzogs Einfluß gerieth. Wenn es nun auch klar ist, der Herzog habe nicht absichtlich den Prinzen so erzogen, damit es ihm nie möglich sein sollte, sich seinem Einfluß zu entziehen, wie auch die Prinzessin geglaubt hat, gewiß ist es, daß er nichts gethan hatte, ihm größere Selbständigkeit zu erwecken, wozu er ursprünglich beanlagt war. Peinlich genau wollte W. alles selbst wissen, untersuchen und bevor er entschied, Jedermann über Alles zu Rathe ziehen; er meinte das Regieren bestehe in der Entscheidung in allen Details. Es gibt von ihm einen von der historischen Gesellschaft in Utrecht herausgegebenen Briefwechsel mit einem seiner Vertrauten, dem Baron v. Lynden von Hemmen, der ihn in Seeland vertrat, der meistens die Marine betrifft, und der legt ein treffendes Zeugniß ab, wie er auch den geringsten Dingen seine Aufmerksamkeit widmet und nicht den geringsten Unterschied zwischen Wichtigem und Unwichtigem zu machen versteht. Einem solchen Fürsten, namentlich einem, der in so schwierigen Verhältnissen verkehrte, wie W., hätten treue, zuverlässige Rathgeber Noth gethan, und leider mangelte es daran. Der damalige Rathpensionär van Bleiswijk war ein nicht unfähiger aber höchst unzuverlässiger Mensch, dem es bloß darum zu thun war, mit der stärksten Partei befreundet zu sein. Und das schien damals die aristokratische Regentenpartei, der auch der Herzog von Braunschweig sich immer so viel wie möglich angeschlossen hatte. So kam es, daß W. nimmer irgend welche Einsicht in das Verhältniß der Parteien hat gewinnen können. Der alten Orangisten meinte er genügend gewiß zu sein, doch ihre Gegner, die antistatthalterischen Aristokraten, meinte er auffallender Weise gewinnen zu müssen. Dagegen von den Bedürfnissen und Wünschen der von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossenen Bürgerschaft wußte er nichts. Auch ihm galt Ruhe als die erste Bürgerpflicht. So ward nichts gethan um in dem morschen Staatsgebäude der niederländischen Republik irgend eine wirkliche Besserung anzubringen. Und was ärger war, W., der von seiner Mutter, der welfischen Prinzessin, bei aller Unselbständigkeit doch zugleich einen unbeugsamen Starrsinn, ein unvernünftiges Festhalten an einmal gefaßten Meinungen geerbt hatte, hielt

sein ganzes Leben an dieser verkehrten Politik fest und kam selbst, nachdem er in den Jahren 1786/87 eine Revolution durchgemacht hatte, und seine Autorität mit fremder Hülfe und keineswegs um seinetwillen wiederhergestellt war, nicht zur Erkenntniß der Verkehrtheit derselben. Freilich auch nach seiner definitiven Vertreibung im J. 1795 hat er diese nicht anerkannt. So kam es, daß in der Friedenszeit, welche so viele Gelegenheit zu Reformen bot, gar nichts geschah, und daß die Bürgerschaft, denn die unteren Classen nahmen an dem politischen Leben des 18. Jahrhunderts in Holland keinen Antheil, je länger je unzufriedener wurde. Wurden ja selbst die von Wilhelm IV. versprochenen, selbst die schon angebahnten Verbesserungen nicht ausgeführt. Ein Jahr nach seiner Volljährigkeit heirathete W. die Prinzessin Wilhelmine von Preußen, die Nichte Friedrich's des Großen. Drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, entsprossen der Ehe, welche in den ersten Jahren keine Aenderung in den Zustand des vom Herzog von Braunschweig völlig beherrschten statthalterischen Hofes brachte. Erst im J. 1779 bemerkt man von Seiten der Prinzessin einige Einmischung in die Politik und zugleich einigen Widerstand gegen den Herzog. Es war in den Jahren des amerikanischen Freiheitskrieges, an welchem theilzunehmen die sogenannte patriotische, sowohl den antistatthalterischen Regenten als die Demokraten umfassende Partei leidenschaftlich trieb. W. versuchte unter allen Umständen die Neutralität zu bewahren und auch den bald von allen angefochtenen Herzog zu halten, wie er denn überhaupt einem unbedingten Conservativismus huldigte. Doch weder das Eine noch das Andere ließ sich erreichen. Der Herzog wurde gezwungen seine Entlassung zu nehmen und das Land zu verlassen und der Krieg mit England wurde angefangen. W. blieb immer passiv, auch als sich der maßlose Parteihaß jetzt gegen ihn wandte und die Gegner öffentlich auf Umstoßung seiner Autorität hinarbeiteten. Es ist hier nicht der Ort den Verlauf der sogenannten „patriotischen" Wirren zu schildern noch die Zwischenfälle, wie den Streit mit Kaiser Joseph II. u. s. w. zu erzählen. Fortwährend mit Beleidigungen überhäuft, jedoch alle Versuche ihn zu irgend einer kräftigen Action, überhaupt ihn zu irgend einem Entschluß zu bringen, abweisend, sah sich W. zuletzt gezwungen den Haag zu verlassen und nach der Provinz Gelderland auszuweichen, wo die Staaten unbedingt an dem alten Zustand festhielten und, als in einzelnen der kleineren Städte die patriotisch-demokratische Partei die Oberhand behielt, den Statthalter zu bewaffnetem Einschreiten aufforderten. W. leistete der Aufforderung Folge und fast ohne Widerstand wurde die alte Ordnung wieder hergestellt. Doch jetzt wurde er von den holländischen Staaten suspendirt (1786) und so war der Krieg, den er immer ängstlich zu vermeiden gesucht hatte doch da. Ein harmloser Scheinkrieg freilich, in dem die dem Statthalter treugebliebenen Truppen das von den Gegnern gewonnene Utrecht bedrohten, und nur zufällige Zusammenstöße Blut fließen machen. Ereignisse, gegen welche die Gefechte des baierischen „Kartoffelkriegs" bedeutungsvoll erschienen. Da gab endlich der von ihm eigentlich nicht gutgeheißene Versuch der Prinzessin zur Kräftigung der oranischen Partei nach Haag zurückzukehren und ihre Zurückweisung an der holländischen Grenze dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen Veranlassung, Genugthuung von den holländischen Staaten zu fordern und als dieselbe im Vertrauen auf französische Hülfe verweigert wurde, zu bewaffnetem Auftreten, sobald die Ohnmacht Frankreichs zu wesentlicher Hülfsleistung an den Tag kam (1787). Es folgte der bekannte preußische Feldzug gegen Holland und die völlige, bedingungslose Wiederherstellung des alten Zustands, und, was viel ärger war, die übertriebene Rache an den Besiegten, welche einige Tausende derselben zur Flucht nach Frankreich trieb, wo sie

natürlicher Weise sich der extremen Revolutionspartei, von der sie den Sieg ihrer Principien erwarteten, anschlossen. Einer Erneuerung des Kampfes konnte nur durch vollständige, allen vernünftigen Forderungen entsprechende Reformen vorgebeugt werden. Aber selbst der W. von seiner Gemahlin und anderen Vertrauten einigermaßen aufgedrängte neue Rathspensionär, der fähige und charakterfeste van de Spiegel war dazu keineswegs geneigt und in seinen Entwürfen spielte Vermehrung der Macht des Statthalters die Hauptrolle. Die Prinzessin, die dazu von W. verdächtigt wurde, sie wolle sich factisch an seine Stelle setzen, war weder durch ihre Beanlagung noch durch ihre Erziehung im Stande zu begreifen was nöthig war, und W. meinte, es sei nur nothwendig die alten Gegner seines Hauses, die antistatthalterischen Regenten durch Bevorzugung zu entwaffnen und das Volk noch mehr wie zuvor von jedem Antheil an der Regierung auszuschließen. Kein Wunder, daß sobald im J. 1792 sich die Franzosen Belgiens bemächtigten und die Niederlande bedrohten, die besiegte Partei sich zu regen anfing. Noch einmal rettete der Beistand Englands und das Unglück der französischen Waffen die alte Republik, zwei Jahre später aber brach sie zusammen. Die demokratischen Patrioten, welche zu gewinnen früher so leicht gewesen war (bildeten sie ja den eigentlichen Kern der oranischen Partei, dem sich die unteren Classen als ein Schweif anschlossen), warfen sich überall, wo die Franzosen erschienen, denselben in die Arme und am 18. Januar 1795 setzte W. auf einem Fischerboot nach England über. Auch ein kräftigerer Fürst hätte sich wol nicht gegen die Revolution halten können, aber daß es so geschah, das war selbstverschuldetes Unglück. Freilich W. sah das noch immer nicht ein. In seinem Abschied erklärte er nach seiner frommen Weise (denn er war immer ein anständiger, rechtgläubiger Protestant gewesen, der sich von der Philosophie seines Jahrhunderts nicht anfechten ließ), er erkenne in seinem Unglück eine gerechte Strafe seiner Sünden, sei sich aber bewußt, er habe sich in seinem Amte nichts zu Schulden kommen lassen, sondern seiner Pflicht als Statthalter und Generalcapitän vollkommen genüge gethan. Wie er das auffaßte, kam an den Tag, als er nachher sich von der englischen Regierung bestimmen ließ, die niederländische Armee und Marine an ihre Treue an ihn als ihr gesetzmäßiges Oberhaupt zu mahnen und aufzufordern nur von ihm Befehle anzunehmen, wie er auch zuließ, daß sein Sohn es versuchte an den Grenzen der Republik einen beträchtlichen Theil der Officiere und Soldaten, welche das Land verlassen hatten, zum Zweck eines Einfalls in die Republik zu sammeln, und später demselben zu gestatten auch 1799 im Gefolge der Engländer in Nordholland zu erscheinen. Doch es gelang nichts und die Friedensschlüsse von Luneville und Amiens machten allen Hoffnungen auf eine neue Restauration ein Ende. Bonaparte ließ W. als Ersatz für die verlorene Stellung, sowie seiner Besitzungen sowol in den Niederlanden als sonst am linken Rheinufer das Gebiet der Abteien Fulda, Corvey, Weingarten nebst der Reichsstadt Dortmund und einige kleinere kirchliche Güter als souveränes Fürstenthum anbieten. W. selber achtete es unerlaubt säcularisirte Güter anzunehmen, doch verbot er seinem Sohn nicht, es an seiner Stelle zu thun. So wurde der schon wegen seiner nassauischen Güter als Reichsstand geltende Oranier ein Fürst des Deutschen Reichs, wenn er auch nie die Regierung seiner neuen Länder angetreten hat, sondern (England hatte er schon lange verlassen und auch in Berlin war seines Bleibens nicht) im nassauischen Gebiet und zuletzt in Braunschweig die letzten Tage seines Lebens zubrachte. Er starb dort noch zeitig genug (im April 1806), um nicht den Fall der ihn beschützenden preußischen Monarchie und das jähe Ende der Herrschaft seines Sohnes zu erleben.

W. macht eine wunderliche Figur in der Reihe der Oranier. Er war im

gewöhnlichen Leben ein gutmüthiger Herr, von einer gewissen Leutseligkeit, wenn er auch seine Popularität bei den unteren Classen mehr seiner Abstammung als seiner Persönlichkeit verdankte. Vielleicht wäre er im bürgerlichen Leben ein, wenn auch beschränkter doch respectabler Herr gewesen, aber für seine eigenthümliche, äußerst schwierige Stellung, die ihn zugleich zum Fürsten und zum Diener einer Republik machte, waren eben seine hervorragenden Eigenschaften am wenigsten geeignet. Abstammung, Beanlagung, Charakter, Erziehung und Umstände wirkten mit, ihn zu jener kläglichen Figur zu machen, als welche er in der Geschichte erscheint.

Wilhelm's Geschichte ist noch so wenig geschrieben, wie die der Niederlande im 18. Jahrhundert. Seine Lebensgeschichte ist von Zeitgenossen zwar mehrmals aufgezeichnet, aber meistens zu Parteizwecken und mehr als Pamphlet. Denn die Patrioten haben ihn als den blutigsten aller Tyrannen geschildert. Ihre Ueberschwenglichkeit hat aber das Gegentheil bewirkt von dem was sie bezweckten. Groen van Prinsterer, Handboek der geschiedenis des vaderlands, Bd. II, hat es versucht seiner Zeit und Person gerecht zu werden, ist jedoch zu sehr Parteimann. — Jorissen, Historische Bladen hat einige Essays über ihn. Vgl. neben Colenbrander's neulich erschienenen Patriotentijd I, auch van Kampen, Gesch. d. Niederlande II. P. L. Müller.

Wilhelm I., König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, der älteste Sohn des Prinzen Wilhelm V. von Oranien und der Prinzessin Wilhelmine von Preußen, wurde am 24. August 1772 im Haag geboren. Eine ausgezeichnete von hervorragenden Gelehrten geleitete Erziehung befähigte ihn, bei seiner Volljährigkeit im J. 1790 eine Stelle im Staatsrath der Republik und den Rang eines Generals der Infanterie, nicht nur dem Namen nach, einzunehmen. Im nächsten Jahre heirathete er seine Cousine, die Prinzessin Friederike Louise Wilhelmine von Preußen, eine Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. Enge Bande verknüpften also die Häuser Hohenzollern und Oranien. W. wurde ein Schwager Friedrich Wilhelm III., dem er in seiner Auffassung der Regentenpflichten öfters ähnlich sieht, wenn er auch weit mehr wie dieser auf dem Boden der Aufklärung stand und in gewisser Hinsicht sich Joseph II. zum Vorbild genommen zu haben scheint. Der 1792 ausbrechende Krieg mit Frankreich führte den noch nicht Einundzwanzigjährigen an die Spitze der niederländischen Armee, denn der unkriegerische Wilhelm V. überließ seinem Erbprinzen, wie Wilhelm's officieller Titel lautete, die Stelle, welche er selber als Generalcapitän auszufüllen hatte. Im Verein mit seinem militärisch höchst begabten jüngeren Bruder Friedrich, der 1798 als österreichischer Feldzeugmeister und Oberbefehlshaber in Italien starb, führte W. die 16000 Mann, welche die Republik zum Coalitionsheer in Belgien stoßen ließ, nach Flandern, und, wenn ihm auch keine hervorragenden Thaten in dem Feldzug des Jahres 1793 gelangen, so wurde doch unter seiner Leitung die Belagerung von Landrecies zu einem befriedigenden Schluß geführt. Entweder weil man mit seinen Leistungen zufrieden war oder seiner hohen Stellung wegen wurde ihm dann (Frühjahr 1794) die Vertheidigung der Sambre gegen Jourdan anvertraut und es gelang ihm zuerst, letzteren mehr als einmal zum Rückzug zu zwingen. Doch dies verhinderte nicht die schließliche Niederlage bei Fleurus und W. wurde gezwungen, die Engländer auf ihrem Rückzug nach dem Gebiet der Republik zu begleiten. Die nächsten Monate wurden mit vergeblichen Versuchen, den Franzosen den Einzug in dieselbe zu verwehren, zugebracht. Zuletzt sah sich auch W. gezwungen, das stark zusammengeschmolzene und demoralisirte Heer zu verlassen und nach Haag und von dort im Januar 1795 in Begleitung seines Vaters nach England zu flüchten. Ein weit energischerer Charakter als der schlaffe Wilhelm V. (war er ja ein Sohn der

Hohenzollerin Wilhelmine) trat W. von jetzt an factisch an die Spitze der oranischen Emigration und ließ keine Gelegenheit unversucht, sich die Rückkehr zu erzwingen. Die traurige Rolle des Prätendenten, der in der Nachhut einer alliirten Armee den Boden des eigenen Landes betritt und vergebens einen Funken Begeisterung für seine Sache bei den Einwohnern zu entzünden sucht, blieb ihm nicht erspart, als er 1799 den anglo-russischen Zug nach Nordholland mitmachte. Er sah, daß fürs erste seine Erwartungen gescheitert waren und wandte sich jetzt anderen Aussichten zu. Konnte er die Republik nicht mehr gewinnen, so meinte er wenigstens Schadenersatz dafür fordern zu können und schon 1796 bemühte er sich bei der preußischen Regierung, ihm denselben irgendwo durch Anweisung deutscher Länder zu erwirken. Er hoffte bei der schon damals vorausgesehenen Säcularisation, denn bei dem gewissen Verlust des linken Rheinufers war dieselbe kaum zu vermeiden, die Stifter Würzburg und Bamberg zu erwerben. Doch schlugen die Unterhandlungen fehl und W. mußte sich vorläufig mit dem Antheil an den alten nassauischen Besitzungen begnügen, welche der Dillenburg-Diez'schen Linie zugefallen waren. Er lebte meistens in Berlin und widmete sich eingehend der Verwaltung seiner schlesischen Güter. Der Friede von Luneville aber weckte neue Hoffnungen. Die Verwandtschaft mit Preußen, die Fürsprache Englands sicherten damals den Oraniern einen Ersatz für die verlorenen Würden und Güter zu, welche auch die soeben in der batavischen Republik ans Ruder gelangte gemäßigte Partei, welche theilweise alte Anhänger des Hauses Oranien umfaßte, nicht zu verweigern gesonnen war. Allein es galt in erster Reihe Bonaparte zu bestimmen, und W. stand nicht an, dazu als Vertreter seines Vaters nach Paris zu reisen. Denn der Vater erklärte zwar nie und nimmer anderen Mitständen geraubtes Gut annehmen zu können, allein er ermächtigte darum nicht weniger den Sohn, es in seinem Namen zu thun. Und W., der, wie es scheint alle Hoffnung auf die Niederlande aufgegeben hatte und nichts sehnlicher wünschte, als eine Rolle als Fürst oder Landesherr zu spielen, und zwar nicht als der Besitzer einiger kleinen, wenn auch gefürsteten reichsgräflichen Länder, sondern als der Fürst eines anständigen deutschen Mittelstaats, wie damals mehrere geschaffen wurden, erfüllte seine Mission in einer auch die Franzosen und Bonaparte befriedigenden Weise. Im Februar des Jahres 1802 stellte sich der „Graf von Dietz" dem Beherrscher Frankreichs und Besieger Europas vor. Dem Namen Oranien wurde die Schande erspart am französischen Consularhofe genannt zu werden. W. scheint während seines Aufenthalts nichts unversucht gelassen zu haben, die dortigen Machthaber zu gewinnen, selbst nicht eine Rührungsscene, welcher, wie einer seiner Bewunderer, der Professor Münch, erzählte, auch Bonaparte seine Sympathie nicht versagte. Derselbe erzählt auch mit einem gewissen Stolz, W. habe sich den Pariser Verhältnissen recht gut anzupassen gewußt und nirgends durch einen den Umständen nicht entsprechenden Stolz, wie andere seiner zu gleichen Zwecken dort verweilenden Standesgenossen Anstoß gegeben. Freilich hatte er immer etwas Bürgerliches an sich. Ceremoniell und Etiquette waren ihm verhaßt, er wollte weniger den Schein als das Wesen der Herrschaft. Auch als er König war, liebte er es, ganz so wie Louis Philipp mit dem Regenschirm, als einfacher Bürger, im schwarzen Frack und runden Hut durch die Straßen seiner Residenz und zum sonntäglichen Gottesdienst zu gehen, und ein anderer seiner Bewunderer, der nassauische Rath Arnoldi, der ihm in Paris zur Seite stand, erzählt, wie er seine Beamten in aller Frühe, wenn Wichtiges zu thun war, in ihren Wohnungen besuchte und sich nicht genirte, sich an ihrem Bette mit ihnen darüber zu unterhalten. Freilich, auch Joseph II. liebte es so bürgerlich aufzutreten. Das lag in den Gewohnheiten der gekrönten Philosophen.

Drei Monate nach seiner Ankunft wurde seine Mühe belohnt. Der zwischen Preußen und Frankreich am 24. Mai des Jahres 1802 abgeschlossene Vertrag sprach dem Prinzen von Oranien-Nassau als Ersatz für die verlorenen Aemter, Würden und Besitzungen in der batavischen Republik und am linken Rheinufer die gefürstete Abtei Fulda, die Abteien Corvey und Weingarten, die Reichsstadt Dortmund, Isny und Buchhorn zu. An Stelle der beiden letzteren wurden später einige andere Abteien gestellt. Dazu sollte ihm die batavische Republik fünf Millionen Gulden auszahlen. Die letzte Bedingung ist jedoch nie erfüllt worden: die Herrschaft über die neuerworbenen Länder dagegen hat W. bald an seines Vaters Stelle, der sie ihm förmlich übertragen hatte unter Hinweis auf seine Abneigung geraubtes Gut von Mitständen zu erhalten. Seine Residenz nahm er in Fulda, wo dann eine äußerst sparsame und peinlich genaue Verwaltung das schlaffe Krummstabregiment ersetzte. Es war eigenthümlich, daß ein streng protestantischer, dazu in allen Begriffen der Aufklärung erzogener Fürst, der, wie sein Vater alles selbst thun wollte, aber dazu weit besser beanlagt war, ein unermüdlicher Arbeiter, der nichts von Prunk und Hofstaat wissen und alles für jedoch nichts durch das Volk geschehen lassen wollte, einer so stockkatholischen Bevölkerung vorgesetzt war, wie der der alten Stiftung des Bonifacius, dem classischen Boden des Ultramontanismus. Und natürlicher Weise fehlte es nicht an Reibungen zwischen der aufgeklärten Regierung und der Geistlichkeit und den unteren Classen, namentlich als Duldung und Gleichstellung der Bekenntnisse und Laienunterricht eingeführt wurden. Doch waren selbst die Geistlichkeit und sogar die depossedirten Aebte selber nicht unzufrieden mit dem neuen Regiment, welches den Privatbesitz der Stifter scharf von den öffentlichen Domänen schied und so emsig für die Handhabung des Rechtes sorgte. Allein es war W. nicht vergönnt seine Herrschaft Wurzel fassen zu sehen. Der Tod des Vaters hatte ihm eben die völlige Herrschaft über den alten und neuen Ländercomplex verschafft, als der Rheinbund errichtet wurde. Wol weil er zu enge mit Preußen verbunden war und vielleicht auch aus anderen Ursachen hatte W. seinen Beitritt verweigert. Bei der Publicirung der Rheinbundacte wurden denn auch seine nassauischen Länder den Usinger und Weilburger Vettern zugesprochen, wofür ihm Entschädigung in Hessen oder Franken zugesagt wurde. Als er aber seine Stelle in der preußischen Armee nicht aufgab, wurden seine sämmtlichen Länder confiscirt. Der König von Württemberg erhielt Weingarten, Fulda wurde als Lockspeise dem Kurfürsten von Hessen vorbehalten. W. hatte sich vor Anfang des Kriegs nach Berlin begeben und wie natürlich war, vom Kriege abgerathen. Doch als Schwager des Königs konnte er ein Commando in der Armee nicht abschlagen und ihm wurde die Führung einer der Divisionen des braunschweigischen Heerkörpers anvertraut, an deren Spitze er der Schlacht bei Auerstädt beiwohnte, wo, wie einer seiner Lobredner sagt, er die Fehler der anderen nicht gutmachen konnte. Inwieweit er dies versucht hat, ist leider nicht bekannt geworden. Zusammen mit dem alten verwundeten Feldmarschall Möllendorff rettete W. einen nicht unbeträchtlichen Truppentheil nach Erfurt, wo er am 16. die Reihe der schmählichen Capitulationen eröffnete. Freilich, es hieß er habe sie im Auftrag seines Vorgesetzten, des Feldmarschalls unterschrieben! Doch seiner Strafe entging er nicht. Vergebens versuchte er durch klägliches Flehen zu Napoleon sich wenigstens Fulda zu erhalten. Der brauchte ihm gegenüber keine Rücksichten mehr. Er mochte froh sein, daß sein Privatbesitz in Schlesien nicht confiscirt wurde, wie es mit seinen sonstigen Gütern geschah. Nur König Max Joseph von Baiern respectirte sein Recht, die anderen, der Großherzog von Berg voran, auch die nassauischen Verwandten belegten den Privatbesitz ebenso gut mit Beschlag wie die Domänen. Auch der Friede zu Tilsit brachte ihm, zu

seiner bitteren Enttäuschung, denn er hatte, freilich nicht er allein, auf die Freundschaft des Kaisers Alexander gebaut, nur eine geringe Geldentschädigung. Kein Wunder, daß er sich von jetzt an den Gegnern Napoleons anschloß, den ältesten Sohn zur weiteren Ausbildung nach England schickte, und selbst im J. 1809 sich Oesterreich zuwandte, wo er, freilich ohne actives Commando als Feldzeugmeister sich ins Hauptquartier des Erzherzogs Karl begab, mit dem er seit dem Feldzug des Jahres 1793/94 bekannt war, und auch der Schlacht bei Wagram beiwohnte. Das Jahr 1813 erweckte, wie es scheint, weder bei ihm, noch bei seinen Anhängern in Holland, zu welchen seit der Einverleibung des Jahres 1810 im Stillen gewiß neun Zehntel der dortigen Bevölkerung gerechnet wurden, Hoffnungen, denn es war nur allzusehr bekannt, wie sehr die Alliirten bereit waren, Napoleon eine goldne Brücke zum Frieden zu bauen. Doch ließ es der damals in Wilhelm's Dienst getretene Hans v. Gagern nicht an Versuchen fehlen, demselben eine Stellung in Europa zu sichern. Erst nach der Schlacht bei Leipzig wurde das anders, es entstanden Verbindungen mit den Orangisten in Holland und so fand ihn der Aufstand der Holländer im folgenden November nicht unvorbereitet. Mit kluger Berechnung und wol im Einverständniß mit ihm hatten Hogendorp und die anderen Führer desselben eingesehen, man müsse einen Aufstand wagen, um nicht verpflichtet zu sein, allen Fügungen der Alliirten zu gehorchen und um denselben durch eine gewisse moralische Verpflichtung die Anerkennung der Unabhängigkeit abzuzwingen. Ebensowol begriffen sie und W., er müsse nicht als der Statthalter Wilhelm VI. zurückkehren, sondern als der souveräne Fürst des Landes, Wilhelm I. Nur einmal in einer ersten Proclamation wurde jener Name genannt. Bald galt er nur als Wilhelm I. Nur so könne der alte Parteihader begraben bleiben. Und so ist es geschehen. Am 19. November landete der eilig aus England herbeigerufene W. in Scheveningen unter dem Jubel der Bevölkerung. Vierzehn Tage später hielt er seinen Einzug in Amsterdam. Gleich ergriff er mit fester Hand die Zügel der Regierung. Demokraten und Aristokraten, alte antistatthalterische Regenten und Orangisten, ehemalige begeisterte Jacobiner und treue Diener des Königs Ludwig Bonaparte und selbst Napoleon's umgaben ihn. Doch es ist bezeichnend, daß zuletzt der Mann seines Vertrauens nicht das Haupt der Orangisten Hogendorp war, der mit unerschütterlicher Beharrlichkeit jeder anderen Regierung seinen Dienst und selbst den Treueid verweigerte und in seiner Einsamkeit die Grundlagen der neuen Verfassung der Republik mit dem Prinzen als Souverän ausgearbeitet hatte, sondern der in Napoleon's Schule ausgebildete Jurist van Manen. Dem hatte W. in dem Verfassungsausschuß eine Stelle angewiesen und dessen Ansichten sind in der niederländischen Verfassung des Jahres 1814 am meisten verwirklicht. Am 14. März 1814 hat W. dieselbe beschworen. Seit seiner Rückkehr in die Heimath schien W. eben so sehr vom Glück begünstigt zu sein, wie er vorher vom Unglück verfolgt wurde. Während ein ganzes Volk ihm einstimmig als seinem Fürsten zujubelte und ihm eine in vieler Hinsicht ziemlich unbeschränkte Herrschaft antrug, wurde er von den europäischen Mächten ohne Widerrede anerkannt und augenblicklich als ein Gleichberechtigter aufgenommen. Und während andere Fürsten um Vergrößerung ihrer Gebiete betteln mußten, wurde ihm Belgien sozusagen aufgedrängt, während die niederländischen Colonieen mit wenigen Ausnahmen zurückgegeben wurden. Doch dies befriedigte die schon 1802 und 1803 bewiesene unersättliche Ländergier Wilhelm's nicht. Er hoffte durch Englands Schutz mehr zu erhalten, eine neue niederrheinische, lothringische oder burgundische Monarchie. Nur das schien ihm eine Entschädigung des Verlusts seiner nassauischen Erbländer und der 1806

verlorenen Fulda-Corvey'schen Ländercomplexe. So hat denn auch sein Generalbevollmächtigter, Hans von Gagern, auf dem Wiener Congreß eine sehr eigenthümliche Rolle gespielt, bei welcher die Befriedigung von Wilhelm's Wünschen in erster Reihe in Betracht kam. Es ist glücklicher Weise nichts von allem zu Stande gekommen, nur die Errichtung des luxemburgischen Großherzogthums, jenes Zwitterstaats, der nicht deutsch, nicht niederländisch und nicht französisch war — und doch kaum luxemburgisch sein konnte, der zugleich eine Provinz des neuerrichteten Königreichs der Niederlande und ein Mitglied des deutschen Bundes war. W. mußte sich fügen und widmete sich von jetzt an bloß seinem Lande. Und als Regent hat er gezeigt was er werth war. Freilich den constitutionellen Formen paßte er sich nicht immer an, er war und blieb ein Fürst der Aufklärungsperiode. Seine Minister sollten nur seine Diener sein, die besten trieb er aus ihren Stellen, weil sie zu selbständig waren; der alte Bonapartist van Manen blieb der Mann seines Herzens. Doch als pflichttreuer, unermüdlich arbeitender Regent, der alles selbst machen, alles selbst überwachen wollte, suchte er seines Gleichen. Und den Holländern genügte dies. Die hatten die Politik so recht satt und waren froh, daß ein König sie der Mühe des Mitregierens entheben wollte. Doch den Belgiern war dieses Regiment bald zuwider. Ihnen galt er als der Holländer, der von den Mächten als König eingesetzte Fremdling, den Meisten dazu als Ketzer. Seine Sorge für das materielle Wohlergehen des Landes, so sehr es dem Volke zu Gute kam, wurde nur von wenigen geschätzt, die um die Erziehung, namentlich der Geistlichkeit, in der er als ein rechter Aufklärer eine Dienerin des Staats sah, war ihnen von ganzem Herzen zuwider. Sie waren ihm feindlich entweder weil sie Clericale oder weil sie moderne Liberale waren, während die Holländer ihn verehrten als den richtigen Landsmann, der Alles für sein Land that, und schon weil er ein Oranier war, ihn vergötterten. Doch es ist hier nicht der Ort die Regierung Wilhelm's als Königs der Niederlande zu schildern. Der August des Jahres 1830 machte seinem Reiche ein Ende. W. blieb König von Holland allein. Doch er war der letzte Mann sich einem revolutionären Factum zu fügen. Derselbe Starrsinn, der ihn schon so oft geschädigt, der ihn in den Jahren vor und gleich nach der Revolution immer zu spät handeln ließ, als es galt den Gegner zu gewinnen, hinderte ihn jetzt die Thatsachen anzuerkennen. Zuerst haben die Holländer ihn darin bewundert, doch als die Jahre vergingen und der König sich immer weigerte sich dem ausgesprochenen Willen der Mächte zu fügen, weil selbst Rußland keinen Krieg um seinetwillen anfangen wollte, und so der Druck der Kriegsbereitschaft ohne irgend welchen Nutzen das Land fortwährend belästigte, wandten auch sie sich von ihm ab und der einst Vergötterte büßte seine ganze Popularität ein. Endlich, im J. 1839 gab er nach und nahm die Bedingungen der Mächte an. Dem Deutschen Bunde wurde als Ersatz für die an Belgien verlorene größere Hälfte Luxemburgs das neuerrichtete Herzogthum Limburg, das zugleich niederländische Provinz blieb, zugetheilt, und W. blieben seine zwei Stimmen in dem Frankfurter Areopag. Doch es war zu spät um die niederländische Nation, in der sich auch zuletzt die modernen Ideen zu regen begannen, zu befriedigen. W. begriff, daß es so nicht weiter gehen konnte. Nach seiner Auffassung weiter zu regieren war unmöglich, aber ebenso unmöglich war es ihm anders zu regieren. Dazu war er im Begriff etwas zu thun, was damals kein protestantischer Holländer billigen konnte. Er war Wittwer, und er wollte mit einer belgischen Dame, die dazu katholisch war, der Gräfin d'Oultremont, eine morganatische Heirath eingehen. Da entschloß er sich die Krone niederzulegen. Am 7. October 1840 entsagte er förmlich dem Throne, den er seinem ältesten Sohn, dem ihm sehr unähnlichen Prinzen von Oranien

überließ. Dann siedelte er unter dem Namen eines Grafen von Nassau nach Berlin über, wo er am 12. December 1843 im Alter von 72 Jahren starb. Die Niederländer hatten ihm seinen Starrsinn längst vergeben. Der Edelmuth, mit welchem er aus der Fremde mit einem guten Theil seines riesigen Privatvermögens der Finanznoth des Landes abzuhelfen sich bemüht hatte, hatte ihm die Herzen wieder zugewandt, und mit aufrichtiger Theilnahme des Volkes wurde er in Delft bei seinen Ahnen beigesetzt. Ein merkwürdiger Fürst, ein fähiger Regent, doch einer der eher ins 18. als ins 19. Jahrhundert paßte, wurde ins Grab gelegt.

Wilhelm's Geschichte muß noch geschrieben werden. Es gibt zwar eine umfangreiche Litteratur, welche sich mit ihm beschäftigt, doch außer den Schmähschriften seiner belgischen Zeitgenossen, deren Nachkommen jetzt freilich ganz anders über ihn urtheilen, giebt es nur Biographieen in der Form von Lobreden. Ueber sein Wirken als deutscher Fürst, vgl. Münch, König Wilhelm I. der Niederlande in den Jahrbüchern der Geschichte 1832, Bd. I. — Arnoldi, Wilhelm I. i. d. Zeitgenossen, Bd. II. (1818), auch ins Holländische übersetzt. — Münch, Versuch einer Geschichte König Wilhelms I. der Niederlande in den Allgemeinen politischen Annalen 1830 und natürlich Gagern's Mein Antheil an der Politik. — Gervinus (Geschichte des 19. Jahrh.) war als liberaler Doctrinär kaum in der Lage, einem Fürsten wie W. 1815—30 war, gerecht zu werden. Eher haben dies noch die Belgier de Gerlahe, Nothomb und Juste gethan. P. L. Müller.

Wilhelm von Berg (Ravensberg), dritter Sohn des ersten Herzogs Wilhelm I. von Berg, geboren um 1380, wurde im Gegensatze zu dem von Papst Bonifacius IX. ernannten Italiener Bertrand von Arvassano, Domkanonikus von Ravenna und Auditor des apostolischen Palastes, im J. 1399 vom Domcapitel in Paderborn zum Bischof dieser Diöcese erwählt und auch nach Abberufung des Bertrand vom Papst unter dem 14. März 1401 bestätigt, nachdem er zu Anfang dieses Jahres mit seinem Vater und vielen Reichsfürsten den römischen König Ruprecht nach Aachen zur Krönung geleitet hatte. Im folgenden Jahre trat er die Regierung seines Bisthums an und ließ sich von den Vasallen, Landständen und Unterthanen huldigen. Als er kurz darauf mit Ritter Heinrich von Oer, der von dem älteren Bruder Adolf als Grafen von Ravensberg das Schloß dieses Namens in Pfandbesitz erhalten, in Fehde gerathen war und sich zugleich anschickte, dem Vater und Bruder zu Hülfe zu eilen in deren Fehde wider Johann von Loen, Herrn zu Heinsberg und Löwenberg und Junggraf Gerhard von Sayn und Genossen, ward er unterwegs in einem Dorfe, wo er rastete, Nachts von jenen Rittern überfallen und als Gefangener nach Schloß Horneburg bei Recklinghausen abgeführt, wahrscheinlich nicht ohne Mitwissen des Bruders Adolf, der damals schon die gewaltsame Absetzung des Vaters plante. Und erst Mitte März 1406, nach wiederholten fruchtlosen Unterhandlungen, erfolgte die definitive Entlassung Wilhelm's aus dem Gefängnisse. Doch hatte er vorher schon hin und wieder sich auf freiem Fuße befunden, an der Einigung mit Johann Herrn von Heinsberg nebst dem Vater und dem Bruder Gerhard, Dompropst zu Köln, vom 8. October 1404 theilgenommen und sogar zu Gunsten des Vaters unter dem 5. April 1405 ein Hülfsbündniß mit Graf Adolf IV. von Cleve gegen den Bruder Adolf abgeschlossen. Auch zu der bald beginnenden Fehde gegen Letztgenannten und dem Vergleiche zwischen Herzog Wilhelm und Adolf vom 2. Juli 1405 scheint W., der stets treu zum Vater hielt, persönlich mitgewirkt zu haben. Nach Paderborn zurückgekehrt, zog er den als Chronisten bekannten Dechanten von Bielefeld und Official zu Paderborn, Gobelinus Persona, in seine Nähe und bemühte sich um die Reform des sittlich verfallenen Fräulein-

stifts Bödeken, welches schließlich nach Resignation der Aebtissin Walburgis von Walde von W. unter dem 17. Juli 1409 dem Prior der Regulirherren zu Zwolle, Johann Wael, behufs Umwandlung in ein Mannsstift übergeben wurde. Außerdem genehmigte W. unter dem 8. December 1406 die Errichtung der Capelle und Clause „to der hilligen sele" (ad s. animam) im Teutoburger Walde, etwa zwei Meilen von Paderborn. Die nächstfolgenden Jahre brachten ihm neue, aber zugleich siegreiche Kämpfe: am 22. November 1407 einen Sieg an der Weser über die Grafen von Spiegelberg und die Bürger von Hameln, 1408 die Unterwerfung der Grafen Simon und Bernhard zur Lippe, welche gezwungen wurden, dem Hochstift Paderborn den Lehnseid zu leisten, 1410 und 1411 einen Krieg mit Erzbischof Friedrich III. von Köln und dessen Verbündeten Adolf IV. von Cleve-Mark mit dem glücklichen Treffen bei Delbrück (18. December 1410) und einem ehrenvollen Abschlusse am 6. September 1411. Inzwischen waren W. im Paderbornschen selbst im Zusammenhange mit der von ihm beabsichtigten Reformation des Benedictinerklosters Abdinghof und infolge der Opposition, die seine Bestrebungen bei jenem Kloster wie im Lande und unter der Geistlichkeit fanden, die größten Schwierigkeiten erwachsen, die bis zur offenen Rebellion, insbesondere zu einem Bunde der Städte Warburg, Brakel und Borgentreich sowie mehrerer Vasallen mit Paderborn gegen den Landesherrn, zur Herbeirufung des Grafen Bernhard zur Lippe als Administrators des Bisthums und zu anderen gesetzwidrigen Handlungen gediehen, denen auch die Vermittlung Herzogs Bernhard von Braunschweig und verschiedener westfälischer Herren und die Ladung der Aufrührer vor das königliche Freigericht nicht zu steuern vermochte. Es kam zum Kampfe Wilhelm's wider das Domcapitel und die verbündeten Städte einer- und zwischen W. und dem Grafen Bernhard zur Lippe andererseits, während Ersterer seine Beschwerden beim päpstlichen Stuhle anhängig machte und die Ladung der rebellischen Cleriker nach Rom erwirkte. Als Erzbischof Friedrich III. in der ersten Woche des Februar 1414 zu Bonn gestorben, wo sein Schwestersohn Dietrich von Mörs Propst des St. Cassiusstifts war, verwendeten sich Fürsten und Edle vielfach für W. als Nachfolger Jenes auf dem Erzstuhle. Am 24. April des genannten Jahres wählte indessen die Majorität des Domcapitels zu Bonn Dietrich zum Erzbischof, wogegen sich die zu Köln verbliebene Minorität mit dem Dompropste Gerhard von Berg für W. erklärte. Wenige Tage vorher, mit Urkunde vom 18. April 1414, hatte W. mit seinem Bruder Herzog Adolf von Berg und Gerhard von Cleve, Grafen von der Mark, ein Bündniß geschlossen, um, von anderen Forderungen abgesehen, die Ansprüche Wilhelm's auf das Kölner Erzbisthum mit Waffengewalt geltend zu machen. Eine Fehde, namentlich zwischen Berg und Kurköln folgte, die erst 1417 beendigt ward. Es gelang aber nicht, Dietrich von Mörs, der auch von König Siegmund gestützt und von Papst Johann XXIII. unter dem 1. September 1414 bestätigt wurde, zu verdrängen, vielmehr mußte W. erleben, daß das eigene Capitel dem neu bestätigten Erzbischofe die Vormundschaft über das Stift Paderborn übertrug und die Stadt Paderborn diesem huldigte. Also gewissermaßen außer Besitz gesetzt, zudem noch immer nicht der geistlichen Weihen theilhaftig und höchst verschuldet, ließ er sich von Dietrich leicht zur Ehe mit dessen Schwestertochter Adelheid, Tochter des Grafen Nikolaus von Tecklenburg bewegen, die Dietrich mit 20 000 Gulden zur Einlösung der verpfändeten Schlösser und Gefälle der bei der Theilung des väterlichen Erbes W. zugefallenen Grafschaft Ravensberg auszustatten versprach. Am 3. December 1415 kam die Vereinbarung zu Stande, worauf W. ebenso wie schon auf das Bisthum Paderborn, unter dem 19. Februar 1416 auch auf den erzbischöflichen Stuhl verzichtete, gleichzeitig zu Arnsberg seine Hochzeit mit Adelheid feierte und Tags

darauf dem Erzbischofe über die ausbedungene erste Rate von 10 000 Gulden quittirte. Seitdem auf die Regierung der Grafschaft Ravensberg beschränkt, betheiligte er sich wiederholt an größeren Fehden, schloß dabei Bündnisse mit dem Herzoge von Braunschweig (1419) und dem Grafen Adolf von Holstein-Schaumburg und dessen Sohne Otto (1423), verglich sich in seinen Differenzen mit Herzog Reinald von Jülich-Geldern (1421) und trat am 28. December 1422 als Verbündeter Gerhard's von der Mark in dessen Kämpfe gegen Herzog Adolf I. von Cleve ein. Er starb im J. 1428 und ward nebst seiner Gemahlin Adelheid († am 12. März 1429) in der Stiftskirche zu Bielefeld bestattet. Beider einziger Sohn Gerhard wurde nach dem Tode des Oheims Adolf († 1437) bekanntlich dessen Nachfolger.

Lacomblet, Urkundenb. f. d. Gesch. d. Niederrh. IV. — Derselbe, Archiv f. d. Gesch. d. Niederrh. IV, insbes. S. 227—230. — Gobelinus Persona im ‚Cosmodromium' bei Meibom, Script. rer. German. I, das. bes. S. 319 bis 339. — Nic. Schaten, Annal. Paderbornens. p. II, p. 332—372. — Gert v. d. Schüren, Clev. Chronik, hsg. von Scholten, S. 88. — Zeitschr. des Berg. Gesch.-Vereins XV, S. 227—240. Harleß.

Wilhelm, Pfalzgraf am Rhein, † am 13. Februar 1140. Graf Siegfried von Ballenstedt, Pfalzgraf von Lothringen (s. A. D. B. XXXIV, 257 u. 258), hinterließ 1113 bei seinem Tode zwei Söhne Siegfried und W., von denen der ältere 1124 starb. Während W. 1125, wo er ein erstes Mal bestimmter hervortritt, durch Heinrich V. in einem Schreiben an Erzbischof Gottfried von Trier wegen seiner im erzbischöflichen Gebiete begangenen Gewaltthaten tadelnd erwähnt wird, zog Lothar von Anfang an W., als den Sohn seiner Schwägerin Gertrud, einer Schwester der Königin Richenza, hervor. Gleich 1126 erscheint nämlich W. als rheinischer Pfalzgraf, und so ist anzunehmen, daß der 1113 durch Heinrich V. mit der Pfalzgrafschaft belehnte Graf Gottfried von Calw (s. A. D. B. IX, 475 u. 476) eine Theilung der Rechte und Ehren des Amtes mit W. sich gefallen lassen mußte. Das dauerte bis zum Tode Gottfried's, der auf den 6. Februar eines der ersten Jahre des vierten Jahrzehnts — 1131 oder 1132, oder erst 1133 — fällt. Denn der Antheil an der Pfalzgrafschaft, den Gottfried inne gehabt, fiel nunmehr an einen Sohn des früheren Gegenkönigs Heinrich's IV., Hermann, an Otto von Rineck, der als Gemahl der Gertrud Wilhelm's Stiefvater geworden war, demnach als Schwager Lothar's in hohem Ansehen stand. (Eine andere Erklärungsweise des Namens palatinus für Otto — vergl. Bernhardi, Lothar von Supplinburg, S. 523 n. 29 — hat Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte VII, 181, n. 3, daß Otto als Gemahl der Wittwe des Pfalzgrafen Siegfried den Titel geführt habe.) 1136 begleitete W. in dem stattlichen Heere den Kaiser nach Italien. 1138 schloß sich W., gleich seinem Stiefvater Otto, dem neu gewählten staufischen König Konrad III. an; Otto scheint freiwillig der pfalzgräflichen Würde entsagt zu haben, sodaß W. wieder allein als Pfalzgraf erscheint. Aber auch die Gegnerschaft gegen den Erzbischof Albero von Trier, der ja der eigentliche Urheber der neuen Königswahl gewesen war, muß W. zurückgedrängt haben. Indessen starb W. schon im zweiten nachfolgenden Jahre. An dem Reichstage zu Worms, der nach Herzog Heinrich's des Stolzen Tode über Sachsen entscheiden sollte, nahm er vom 2. Februar 1140 an Theil. Gleich nach Abschluß der Versammlung schied er, wahrscheinlich noch in Worms, aus dem Leben. In dem von ihm mit Schenkungen bedachten Kloster Springirsbach — etwas landeinwärts auf der linken Seite der Mosel zwischen Trier und Coblenz gelegen — wurde er beigesetzt. Von seiner Gemahlin Adelheid, deren Herkunft nicht bekannt ist, hinterließ er keine Nachkommen. — So war über eine reiche

Erbschaft die Entscheidung zu fällen. König Konrad nahm den Theil, der von der ausgestorbenen pfalzgräflichen Linie von Laach durch die Adoption Siegfried's, des Vaters Wilhelm's, dem Ballenstedter Hause zugefallen war, für das Reich in Anspruch. Die reichen Güter aus der Erbschaft des Hauses Weimar-Orlamünde dagegen — neben Weimar, Orlamünde, Rudolstadt gehörten dazu zerstreute Besitzungen in Thüringen, Franken, dem Voigtlande — konnten dem schon bei Wilhelm's Leben als Rechtsnachfolger anerkannten Vertreter des Ballenstedter Hauses, Albrecht dem Bären, nicht vorenthalten werden, und demnach scheint sich die Auseinandersetzung des Königs mit Albrecht im Frieden vollzogen zu haben. Die erledigte rheinische Pfalzgrafschaft wies Konrad III. seinem Babenberger Halbbruder, Heinrich von Oesterreich, zu.

Vgl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. IV, Bernhardi's Jahrbücher der deutschen Geschichte, Lothar von Supplinburg und Konrad III., endlich über die Erbschaft O. v. Heinemann, Albrecht der Bär, S. 136 u. 137. Meyer von Knonau.

Wilhelm, Prinz von Preußen, der vierte Sohn König Friedrich Wilhelm's II. aus der Ehe mit der Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt und Bruder König Friedrich Wilhelm's III., zum Unterschiede von dem nachmaligen ersten deutschen Kaiser häufig Prinz Wilhelm Bruder genannt, wurde am 3. Juli 1783 zu Berlin geboren und starb ebenda am 28. Septbr. 1851. Er ist eine der edelsten deutschen Fürstengestalten. Zwar hat er nicht zu den führenden Männern seiner Zeit gehört, doch tritt er in den napoleonischen Tagen mehrere Male in bemerkenswerther Weise hervor. Wie sein um 13 Jahre älterer königlicher Bruder zeichnete er sich von Anfang an durch ein schüchternes, menschenscheues Wesen aus. Wie sichs im preußischen Königshause von selbst verstand, empfing er eine streng methodische militärische Erziehung. Unter anderem war der bekannte Militärschriftsteller Tempelhoff auch sein Lehrer. 1799 trat er in das 1. Bataillon kgl. Leibgarde zu Potsdam ein, wo er sich eng mit dem ihm schon aus dessen Pagenzeit bekannten Oldwig v. Natzmer, dem späteren militärischen Mentor des ersten deutschen Kaisers, befreundete. Diese Freundschaft hat bis zum Tode des Prinzen ungeschwächt fortbestanden. Ihr gleich kam die Freundschaft mit Graf Anton Stolberg († 1854). Am 21. December 1801 wurde Prinz W. als Stabsrittmeister zu den Gardes du Corps versetzt. Im Frühjahr 1803 lernte er in Wilhelmsbad bei Hanau die am 14. October 1785 geborene Prinzessin Marie Anna von Hessen-Homburg kennen, die Tochter des patriotischen Landgrafen Friedrich's V., mit der er sich am 21. August 1803 verlobte und am 12. Januar 1804 zu Berlin vermählte. Wie der Prinz so war auch die nachmals so hochberühmte Prinzessin anfänglich steif und zurückhaltend, so daß es der treuen Oberhofmeisterin Gräfin Voß sehr in die Augen fiel. Doch es sollte sich bald zeigen, daß sich hinter diesem scheuen Wesen ein glühend patriotisches Herz verbarg. An der denkwürdigen Vorstellung der Prinzen und Generale vom 2. September 1806 gegen die Cabinetsregierung und die widerspruchsvolle Haugwitz'sche Politik, die Preußen um Macht und Ehre bringe, hat dieser schüchterne Prinz einen hervorragenden Antheil gehabt. Das Mißfallen des Königs, der darin eine Meuterei erblickte, bekam Prinz W. alsbald zu fühlen, indem er Tags darauf von den Gardes du Corps zu den Carabiniers nach Rathenow versetzt wurde. Am verhängnißvollen Tage von Auerstädt (14. Oct.) befehligte Prinz W. als Oberstlieutenant 10 Schwadronen Leibcürassiere und Leibcarabiniers sowie eine reitende Batterie. Mit seinen Carabiniers und der Batterie kam er auf dem rechten Flügel gegen die Division Morand zur Verwendung. Im December 1806 wurde er Vorsitzender einer zu Tilsit niedergesetzten Commission, welche die Bildung von Reserven für die

Cavallerie übernahm. In dieser Zeit trat ihm der wackere Marwitz näher, der sich mit kühnen Plänen zur Schaffung von Freicorps trug. Am 9. März 1807 wurde er zum Obersten ernannt. Am Unglückstage von Tilsit (9. Juli) war er in der Begleitung Friedrich Wilhelm's III. Damals wurde er mit allen Gefährten des Königs im Leid bekannt und gewann sich die Zuneigung der Besten unter ihnen, so besonders des Freundes seiner Gemahlin, Stein. Doch brachte es sein Wesen mit sich, daß er sich kaum mit jemand in ein eingehenderes Gespräch einließ. Am meisten Vertrauen scheint er noch, wie auch sein königlicher Bruder, zu Scharnhorst gefaßt zu haben. Der König und Stein waren einig in dem Streben, ihn zu politischer Thätigkeit heranzuziehen. Die Reorganisationscommission schlug ihn im November 1807 zum Vorsitzenden der Commission vor, die mit der Untersuchung gegen die pflichtvergessenen Officiere beauftragt wurde. Der König ging jedoch hierauf nicht ein, weil er, angeregt vom Geh. Legationsrath Le Coq, seinem Bruder eine wichtigere Aufgabe zugedacht hatte. Prinz W. sollte als außerordentlicher Gesandter nach Paris gehen, um der unerhörten Bedrückung Preußens durch Napoleon, welche auf eine allmähliche Ruinirung des Staates hinzuzielen schien, sobald wie möglich vermöge eines Tractats ein Ende zu machen. Eine schwierigere und peinlichere Mission war kaum zu denken, zumal da der 24jährige Prinz noch gar keine Erfahrung in den Geschäften besaß, ein Mangel, der auch kaum dadurch genügend ausgeglichen worden wäre, wenn er, wie Stein vorschlug, zum Kriegsminister ernannt worden wäre. Durch die Sendung seines eigenen Bruders mit den umfassendsten Vollmachten wollte Friedrich Wilhelm dem Kaiser der Franzosen den bündigsten Beweis liefern, daß das preußische Entgegenkommen durchaus aufrichtig sei. Insofern war die Wahl des Prinzen die beste, die geschehen konnte. Auf sonstige Weise große diplomatische Erfolge zu erreichen, dazu war die Lage gar nicht angethan.

Am 6. Novbr. trat Prinz W. diesen schwersten Gang seines Lebens von Memel an, nachdem er sich noch vorher zu seiner Belehrung vom Geheimen Finanzrath Beguelin eine Denkschrift über den Handel hatte anfertigen lassen. An Scharnhorst schrieb er: „Leben Sie wohl; ich reise morgen früh von hier nach jener großen Stadt, die ich nie gewünscht habe zu sehen". Am 7. empfing er in Königsberg seine erste Instruction. Am selben Tage von hier abreisend, traf er in Frankfurt mit Alexander v. Humboldt, von dem er sich einst in die Räthsel der Natur hatte einführen lassen, zusammen, der als eine in Paris höchst gern gesehene Persönlichkeit voraus reiste, um den Boden für den Prinzen zu bereiten, während dieser in der Heimath seiner Frau, in Homburg, auf die Ausfertigung seiner Pässe wartete, die sich infolge von Eigenmächtigkeiten des eitelen preußischen Gesandten in Paris, Brockhausen, unliebsam verzögerte. Erst am 3. Januar 1808 konnte der seit dem 13. November 1807 zum Generalmajor ernannte Prinz in Paris eintreffen. Zu seinen Begleitern gehörte u. a. der Lieutenant August Hedemann. Außerdem traf er dort den Grafen Anton Stolberg. Von Napoleon formell mit Achtung behandelt, wurde er jedoch volle acht Monate hingehalten. Gleich in der ersten Audienz (8. Januar) hielt der Prinz, der alle seine Beredsamkeit zusammengenommen hatte, den Augenblick für gekommen, das Herz des Despoten von Europa im ersten Anlaufe durch einen unvergleichlichen Beweis von Edelmuth zu erobern, indem er sich bereit erklärte, mit seiner Gemahlin dem Kaiser so lange als Geisel zu dienen, bis die verlangten Contributionen gezahlt worden wären. Diesen Schritt hatte er vorher mit seiner Gattin verabredet. In der That rührte das hochherzige Anerbieten einen Augenblick Napoleon's vereistes Herz. „Das ist sehr edel, aber ich kann es nicht annehmen, nie, nie!" rief er vor ihn tretend und ihn umfassend. Dann

aber verwies er ihn auf die Verhandlung mit den französischen Ministern und Prinz W. erkannte, daß sein Versuch mißglückt war. Bei der zweiten Audienz (23. Februar) ward es ihm klar, daß nicht Erwägungen der Billigkeit, sondern lediglich Combinationen der augenblicklichen politischen Lage für Napoleon bestimmend waren, den Abschluß der Auseinandersetzung zu verzögern. „Der Beifall, den meine Freunde mir zollen, unter denen ich kühn Sie mitbegreife, ist mir Freude genug und Belohnung" schrieb er an Stein, schmerzlich bedauernd, daß er nicht mehr ausrichten konnte. Der Gedanke Stein's (20. Jan. 1808), der Prinz solle dem Kaiser eine Pathenstelle bei dem jüngsten Kinde Friedrich Wilhelm's anbieten, scheint glücklicherweise nicht ausgeführt worden zu sein. In der rein geschäftsmäßigen Behandlung mußte der Prinz in der Folge gegenüber Napoleon, bei dem er sich noch eine ganze Reihe von Audienzen verschaffte, und seinen gewiegten Helfern (insbesondere Champagny) den Kürzeren ziehen. Man trieb zudem ein schnödes Spiel des Lugs und Trugs mit dem ehrlichen Prinzen. Die Entdeckung von Umtrieben preußischer Politiker, so des ihm beigegebenen Geheimraths Le Roux und des Geheimen Oberfinanzraths Sack zu Berlin bereitete ihm peinliche Stunden, weil sie den Zweck seiner Sendung, an der Ehrlichkeit des preußischen Entgegenkommens keinen Zweifel zu lassen, im höchsten Grade beeinträchtigten. Das versöhnliche Wesen des Prinzen, sein unermüdlicher Eifer, sein Tact, ja auch die Umsicht und Gewandtheit, die er in diesen kritischen Monaten bewies, können nur mit Bewunderung erfüllen. Aber hier hätte auch der größte Staatsmann nicht mehr ausrichten können. Der schweigsame Prinz mit dem schwermüthigen Gesichtsausdruck, der sich stets gleich blieb, nöthigte nicht nur der französischen Gesellschaft, sondern auch dem Kaiser Anerkennung und Freundlichkeit ab. Die Stellung des Prinzen war um so schwieriger, als seine Instructionen häufig recht mangelhaft waren und er Ursache hatte, mit dem Gesandten Brockhausen sehr unzufrieden zu sein. In der Zwischenzeit veranlaßte ihn Stein sich mit dem französischen Kriegswesen vertraut zu machen und zu dem Behufe Denkschriften über Ausbildung des Heeres und militärisches Erziehungswesen anzufertigen, welche später für Preußen nützlich werden könnten. Als die Erfolge der Sendung immer noch auf sich warten ließen, dachte man schon daran den Prinzen abzuberufen. Doch er hoffte noch immer; und im August nahmen die Dinge thatsächlich eine günstige Wendung für Preußen, da Napoleon nothgedrungen die verlangte Räumung des preußischen Gebiets von den es noch immer besetzt haltenden Truppen zugestehen mußte, um sie in Spanien zu verwenden. Da verdarb der beim Assessor Koppe aufgefundene Stein'sche Brief an Wittgenstein vom 15. August alle Vortheile der Lage, zumal da auch Oesterreich, das schon zum Kriege bereit gewesen war, den Muth wieder sinken ließ und auf Unterstützung vom Zaren nicht zu rechnen war. So kam am 8. September 1808, gleichsam dictirt von Napoleon, der berüchtigte Pariser Vertrag zu Stande, in dem Napoleon nur wenig von den ursprünglichen Forderungen nachließ und der recht eigentlich die tiefste Erniedrigung Preußens bezeichnet. Hätte Prinz W. nicht unterschrieben, so lief Preußen Gefahr vernichtet zu werden. Zwar waren einige der äußersten Concessionen, zu denen König Friedrich Wilhelm zeitweilig bereit gewesen wäre, glücklicherweise noch nicht gemacht worden und Prinz W. suchte sich damit etwas zu trösten. Aber das waren schlechte Trostgründe. Am 14. September verließ er Paris. Wie er später Leopold v. Ranke erzählte, hat er unter dem Triumphbogen das Gefühl gehabt, daß all diese Herrlichkeit nicht von Bestand sein würde. Er glaubte auch in dieser trostlosen Lage noch an Preußens Stern. In Erfurt, wo Napoleon die wankende Freundschaft mit Zar Alexander neu befestigte und wo der Vertrag am 8. October vom König rati=

ficirt werden mußte, war Prinz W. auch zugegen; doch hat er nicht im Wagen neben Napoleon gesessen, wie der Legendenbildner Müffling berichtet. Am 23. October 1808 traf er, freudig von den aufathmenden Freunden begrüßt, wieder in Königsberg ein. Um die Wende des Jahres 1808 auf 1809 betheiligte er sich, begleitet von Scharnhorst, an der Reise des Hofs nach Petersburg. Als im Frühjahr 1809 in Königsberg Berathungen wegen der Theilnahme am Kriege Oesterreichs gegen Napoleon stattfanden und der König außer den Generalen auch ihn um seine Meinung anging, antwortete Prinz W. am 1. Mai voller Freimuth: „Sein Wunsch wäre dahin gegangen, sofort Theil an dem Kampfe gegen Frankreich zu nehmen, doch sei er durch die Gründe seines Bruders von der Nothwendigkeit überzeugt worden, einige Zeit zu warten". Im December 1809 ging er nach Berlin zurück, wo er still und zurückgezogen lebte. Währenddessen begann seine edle Gemahlin mehr und mehr hervorzutreten, auf die sich die Liebe des preußischen Volkes zur Königin Luise nach deren Tode übertrug. Die geistreiche Prinzessin ward eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit und erwarb sich in den Jahren des Leids und des Befreiungskampfes unvergängliche Verdienste um Preußen.

Sobald der Krieg vor der Thür stand, war der Prinz gleich wieder thatkräftig bei der Hand. In der Nacht vom 17. zum 18. Januar 1813 ritt er nach Potsdam, um den König vor einem Attentat der Franzosen zu warnen. Zu Breslau, wohin er sich bald darauf mit dem König begab, suchte er den dort erkrankenden Freiherrn vom Stein (Februar 1813) auf, während der König nicht einmal nach dem Befinden des großen Mannes fragen ließ. Als der in russische Dienste getretene Clausewitz im April in das preußische Hoflager kam und ihn fast alles mit ausgesuchter Kälte behandelte, da offenbarte sich wieder die Herzensgüte und Charakterstärke des Prinzen, indem er seine Menschenscheu überwand und den klugen patriotischen Officier sichtlich auszeichnete. Später verwandte er sich sogar bei seinem königlichen Bruder für die Wiedereinstellung Clausewitzens. Der Tag von Großgörschen (2. Mai), an dem ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, brachte ihm schönen kriegerischen Lorbeer. Der Norweger Henrich Steffens hat uns sein Bild von jenem Tage bewundernd festgehalten, wie der schöne junge Prinz auf edlem Rosse gewandt daher reitend „mild lächelnd und ruhig um sich blickend" sich furchtlos dem Kugelregen aussetzte. Das war bei dem Dorfe Starsiedel, wo Prinz W. mit seinen brandenburgischen Cürassieren ein französisches Infanteriecarré zersprengte. Am nächsten Tage war er um den verwundeten Blücher. Zum Gelingen der Schlacht bei Leipzig hat er dadurch beigetragen, daß er am 18. October in Blücher's Begleitung zu dem säumigen Kronprinzen von Schweden ritt und die kräftigen Worte seines Feldherrn, durch die Karl Johann zum Eingreifen veranlaßt wurde, verdolmetschte. Er war es auch, von dem Blücher am 20. October die königliche Ernennung zum Feldmarschall empfing. Gleich darauf kam er in das York'sche Hauptquartier, um einstweilen die Stelle des verwundeten Prinzen Karl von Mecklenburg, der die 2. Brigade des York'schen Corps geführt hatte, zu übernehmen. Ende 1813 erhielt er endgültig Hünerbein's (8.) Brigade, was mit Jubel begrüßt wurde. Selbst York, der sonst nicht über die Prinzen als Truppenführer erbaut war, hatte seine Freude daran. Des Prinzen Generalstabschef wurde der nunmehrige Major von Hedemann, der spätere Gemahl der geistreichen Tochter Wilhelm's v. Humboldt, Adelheid, sein Adjutant Anton Stolberg. Der Prinz war einer derjenigen, die am meisten darauf drangen, in rastlosem Marsche gen Paris zu eilen. Auf französischem Boden erntete er neuen Ruhm. In der unglücklichen Schlacht von Montmirail (11./12. Febr. 1814) vertheidigte er anfangs den Marneübergang und stellte sodann seine

Brigade auf den Höhen hinter Chateau-Thierry an der Straße nach Soissons auf. Seinem Rath war es zu danken, daß das Corps auf dem Marsche nach Rheims durch Benutzung einer Seitenstraße vier Meilen Umwegs ersparte. Als ihn der strenge Yorck einstmals wegen Unpünktlichkeit indirect anherrschte, wußte er durch fröhliche Laune der Scene eine gute Wendung zu geben. In dem siegreichen Nachtgefecht bei Laon am 9. März fiel ihm eine entscheidende Rolle zu, indem er, jetzt an der Spitze einer Division stehend, einen glänzenden Bajonnetangriff auf zwei feindliche Bataillone im brennenden Dorfe Athis leitete und das Dorf nahm. Als wenige Tage darauf der kritische Augenblick eintrat, in dem Yorck im Grimm die Armee verließ und den Befehl des Corps einstweilig dem Prinzen übertrug, da war wieder einmal Gelegenheit für Prinz W., die Rolle des Vermittlers zu spielen. Er that es in einem wundervollen Schreiben an Yorck (12. März): „Als Ihr Mitbürger, als Ihr Unterfeldherr, als Enkel, Sohn und Bruder Ihrer Könige beschwöre ich Sie das Commando nicht niederzulegen". Er hatte die Freude, daß Yorck einlenkte. Auf Laon erfolgte (15. März) seine Ernennung zum Generallieutenant. In der Schlacht bei Paris (30. März) hatte er eben eine Brücke wiedererobert und stand im Kampfe um das Dorf La Vilette, als das Zeichen des Waffenstillstandes gegeben wurde und man das Gefecht abbrechen mußte. Gleich darauf (2. April) wurde er zum General der Cavallerie befördert. In richtiger Würdigung der Persönlichkeit des Prinzen wollte ihn Stein im October 1814 als sächsischen Statthalter nach Dresden schicken, um die Sachsen dem preußischen Regiment günstig zu stimmen. Doch lehnte Hardenberg diesen Vorschlag ab und sendete an des Prinzen Stelle den Minister v. d. Reck nach Dresden. Bald darauf ging man mit dem Gedanken um, den Prinzen zum Statthalter der wiedererworbenen Rheinlande zu ernennen, aus ganz ähnlichen Beweggründen. Dagegen erhob sich aber Niebuhr's angesehene Stimme, der auf die Schwierigkeiten aufmerksam machte, den Prinzen von den Verwaltungsgeschäften, für die er wenig Neigung besaß, zu entlasten. Der Wiederausbruch des Krieges nöthigte zur Vertagung dieser Erörterungen. Wir finden den Prinzen im Feldzuge von 1815 als Führer der Reservecavallerie beim 4. (Bülow'schen) Corps. Als solcher betheiligte er sich am 18. Juni beim Kampf um Planchenoit. Als Gneisenau die rastloseste Verfolgung des Feindes verlangte, folgte der Prinz nur widerstrebend, weil er meinte, daß die Truppen der Schonung bedürften, eine Rücksicht, die diesmal allerdings nicht angebracht war, ebenso wie es falsch war, wenn er vor Paris die Absicht hatte, die Verfolgung einzustellen, weil man sonst die Pariser reizte. Wol seit jener Zeit setzte sich eine Verstimmung bei Gneisenau gegen den Prinzen fest. Er fand, daß Prinz W. unter dem Drucke einer gewissen Unentschlossenheit stände. In Paris kam es abermals zur Erwägung seiner Entsendung in die Rheinprovinz, gegen die Gneisenau Widerspruch erhob. Als Hardenberg im März 1816 wiederum darauf zurückkam, weil der König es lebhaft wünschte, entwickelte Gneisenau (26. März) ausführlich seine Bedenken, unter Vorzeichnung, wie die Stellung des Prinzen eingerichtet werden müßte. Sein Haupteinwand scheint der Hang des Prinzen zur Zurückgezogenheit gewesen zu sein. Der Gedanke wurde nun für diesmal aufgegeben.

Heimgekehrt, wurde der Prinz allerdings immer einsiedlerischer. Er suchte sich einzureden, daß er dazu genöthigt sei durch die verhältnißmäßig geringen Mittel, die ihm zu Gebote standen. Nur mit einigen näheren Freunden, bei denen er streng darauf hielt, daß sie gegen ihn das Du aus der Jugendzeit beibehielten, verkehrte er gern. Die Innerlichkeit seines Wesens, die nicht frei von einer gewissen Sentimentalität war, geht am deutlichsten aus seinen Briefen

an Natzmer hervor. Unablässig trachtete er darnach, sich als Mensch zu vervollkommnen. Als ihm der König ein Porzellanservice schenkt, schreibt er: „Mein Wunsch ist alles noch zu verdienen“ und verräth dem Freunde (1821), daß er „im Ganzen mit sich zufriedener wäre als vor einigen Jahren“. Er lebte mit seiner Gemahlin in reizendem Familienleben abwechselnd in Berlin und Schönhausen. Durch Stolberg's Vermittlung erwarb er sich im Frühjahr 1822 das Gut Fischbach im Kreise Hirschberg mit einer alten modernisirten Burg und wurde so Nachbar Gneisenau's, der Prinzessin Luise Radziwill, der frommen Gräfin Reden und anderer in der napoleonischen Zeit rühmlich hervorgetretenen Persönlichkeiten. Besonders sagte ihm der Verkehr mit der Gräfin Reden zu. Am 8. September 1824 wurde er mit der Stelle des Gouverneurs der Bundesfestung Mainz betraut, ein Posten, der eine versöhnliche Natur wie die seinige durchaus erforderte und den er bis zum 22. October 1829 behielt. Als Adjutant stand ihm damals der spätere Minister Karl Freiherr v. Canitz († 1850) zur Seite. Nicht lange darauf (24. Sept. 1830) wurde durch seine Ernennung zum Generalgouverneur von Niederrhein und Westfalen ein alter Gedanke verwirklicht. Die Unruhen in den Niederlanden ließen die Anwesenheit einer beruhigenden Persönlichkeit in den westlichen Provinzen erwünscht scheinen. Es wurde bei der Organisation des prinzlichen Geschäftskreises ganz in dem Sinne der Gneisenau'schen Vorschläge vom 26. März 1816 verfahren. Zum Sitz des Gouverneurs wurde Köln bestimmt. Militärischer Beirath wurde der von Ligny her bekannte General Graf Nostitz (der Prinz hatte sich Clausewitz gewünscht), Civilcommissar Anton Stolberg. Die Anwesenheit des Prinzen am Rhein war von der erfreulichsten Wirkung. Noch über Menschenalter hinaus bewahrten ihm die Rheinländer ein freundliches Andenken, obwol der Aufenthalt nur etwa anderthalb Jahre währte (bis zum Frühjahr 1832). In dieser Zeit frischte der Prinz die alte Freundschaft mit Stein auf. Doch gab es in der Frage der Reichsstände ein Mißverständniß mit dem alten Freiherrn und dem westfälischen Landtage, an dem die Unentschiedenheit sowol des Prinzen als des Königs die Schuld trug. Stein konnte nun Gneisenau bestätigen, daß dieser seinerzeit richtig über den Mangel an Entschlossenheit bei dem Prinzen geurtheilt hatte. Vorübergehend nahm der Prinz im Sommer 1833 noch einmal Wohnung in Köln. Vom 7. März 1834 bis 8. October 1839 bekleidete er zum zweiten Male, vom 3. October 1844 bis 12. October 1849 ein drittes Mal den Posten des Gouverneurs von Mainz. Den Weberunruhen im Riesengebirge und der Niederlassung der Zillerthaler in seiner Nachbarschaft widmete er seine Theilnahme. Am 14. April 1846 verlor er seine angebetete Gattin, 1849 in Münster auch seinen vielversprechenden Sohn Waldemar. Ein Trost in der Einsamkeit der alten Jahre war es ihm, daß sein nächster Freund General Natzmer sich in seiner Nähe ankaufte. Am 28. September 1851 ist er 68jährig gestorben. Von zehn Kindern überlebten ihn sein Sohn Adalbert, der spätere Admiral der preußischen Flotte und seine Töchter Elisabeth (geboren am Tage von Belle-Alliance), die sich mit dem Prinzen Karl von Hessen-Darmstadt, und Marie, die sich mit König Max von Baiern vermählte.

Paul Hassel, Geschichte der preuß. Politik 1807, 1808. Leipzig 1881. — Max Duncker, Preußen während der französischen Occupation. — Derselbe, Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen Frankreich gezahlt hat. Beide Aufsätze in dem Werke Duncker's: Aus der Zeit Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's III. Leipzig 1876. — G. H. Pertz, Leben Stein's. — Pertz-Delbrück, Leben Gneisenau's. — Hardenberg's Denkwürdigkeiten. — v. Natzmer, Unter den Hohenzollern I—IV. Gotha 1887—1889. — J. G. Droysen, Leben York's. — Karl Schwartz, Leben des Generals

v. Clausewitz. — Max Lehmann, Scharnhorst. — Aus d. Nachlasse F. A. L. v. d. Marwitz'. — v. Kleist, Die Generale der preuß. Armee 1840—1890. Hannover 1891. — Wilhelm Baur, Prinzeß Wilhelm von Preußen. 2. Aufl. Hamburg 1889. — Fürstin Reuß, Friederike Gräfin v. Reden. Berlin 1888.

H. v. Petersdorff.

Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, Erzbischof von Riga (1539 bis 1563), spielte in der letzten Periode der Deutschordensgeschichte in Livland eine verhängnißvolle Rolle. Ohne hervorragende Eigenschaften, steht er doch vielfach im Mittelpunkt der politischen Verwicklungen, die durch die preußisch-polnische Politik im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts in der südöstlichen Ecke der baltischen Küste hervorgerufen wurden. Insofern darf dieser Hohenzoller ein eingehenderes Interesse beanspruchen. Fern von dem Lande, in dem er als Mann seinen Wirkungskreis fand, stand seine Wiege. Am 29. Juni 1498 schenkte die Markgräfin Sophie, Tochter des Königs Kasimir von Polen, ihrem Gemahl, Markgraf Friedrich von Ansbach einen Sohn, der am 2. Juli auf den Namen Wilhelm getauft wurde. Den ersten Unterricht wird er von demselben Magister Udalrich Seger von Mönchberg erhalten haben, der auch den Bruder Albrecht, den späteren Hochmeister des Deutschen Ordens, unterrichtet hat. Im J. 1516 bezog er die Universität zu Ingolstadt. Drei Jahre waren für das Studium in Aussicht genommen, doch finden wir ihn 1517 und 1518 in Preußen, dazwischen wieder am Hofe zu Ansbach, bis er 1520, also 22 Jahre alt, als Mitglied der Regentschaft in Königsberg genannt wird, während sein älterer Bruder, der Hochmeister Albrecht, in Deutschland nach Hülfe im bevorstehenden Polenkrieg umherspäht. Eine Zeit lang dachte man daran, dem Markgrafen W. das Bisthum Riesenberg zu übertragen, sah dann aber wieder davon ab, weil es zu stark verschuldet war, auch aus einer Bewerbung um das Herzogthum Masovien wurde nichts; ebenso vergeblich war der Versuch, dem jungen Fürsten in ungarischen Diensten eine einträgliche Stelle zu verschaffen; man erlangte nur einige Pfründen in den Capiteln von Mainz und Köln. Da aber W. und seine Brüder — es waren nicht weniger als zehn — aus dem verschuldeten Fürstenthum Ansbach nur ein geringes Deputat bezogen und sie sich alle nach Bisthümern und anderen einträglichen Stellen umsehen mußten, war es der ganzen Familie willkommen, daß sich im J. 1529 für W. die Aussicht eröffnete, Erzbischof von Riga zu werden. Daß er innerlich mit der alten Kirche gebrochen, machte ihm wenig Scrupel. Ja, er hoffte, als Erzbischof dem Evangelium dienen zu können. Um diese Hoffnung zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die damaligen Zustände in Livland werfen.

Riga und die übrigen livländischen Städte gehörten zu den ersten im Reiche, die sich der neuen Lehre zuwandten. Auch unter den weltlichen Ritterschaften des Landes, den Vasallenschaften des Ordens und der Bisthümer, ja selbst unter den Deutsch-Ordensbrüdern machten sich antipäpstliche Regungen bemerkbar, und wenn der livländische Ordensmeister Walter von Plettenberg seinem Mönchsgelübde nicht unerschütterlich treu geblieben wäre, hätte die lutherische Bewegung eine Säcularisation der geistlichen Gebiete Livlands, ähnlich wie in Preußen zur Folge gehabt. Schon hatten im J. 1526 auf einem Landtag zu Wolmar die Ritterschaften und Städte die anderen Stände, die Bischöfe und die Ordensherren, zu dem Beschlusse gedrängt, gemeinsam den Meister Walter von Plettenberg an die Spitze Livlands zu stellen. Nur einer der Prälaten, der Rigasche Erzbischof Johann, aus der Berliner Familie der Blankenfelds, that alles, um die bevorstehende Verwandlung des Landes der heiligen Maria in ein weltliches Herzogthum zu hindern. Aber wichtiger war, daß die Hauptperson in der Action, der Meister selbst, alt und den neueren Zeit-

strömungen abhold, sich, wie bemerkt, entschieden weigerte, sein geistliches Amt mit der Herzogskrone zu vertauschen.

In so weit kam es doch zu einer Einigung, daß alle Stände, auch der Erzbischof und seine Suffragane von Oesel, Reval und Kurland (Dorpat hatte Blankenfeld selbst inne), sich unter den Schutz des Ordensmeisters stellten und sich ihm gegenüber zu Rath und Hülfe in Krieg und Frieden verpflichteten. Freilich beobachtete der Erzbischof diese Verpflichtung nicht. Er reiste nach Spanien zu Karl V., um die Stadt Riga zu verklagen, die sich ein Jahr vorher von dem katholischen Fanatiker abgewandt und dem Ordensmeister als ihrem alleinigen Herrn gegen Zusicherung freier Religionsübung unterworfen hatte. Ehe er noch seine Absicht ausführen konnte, starb der Erzbischof in der Nähe von Palencia in Spanien 1527. Sein Domcapitel aber nahm seine Politik auf. Es suchte dem Erzstift die verlorene halbe Herrschaft über die Stadt zurückzugewinnen und erwählte zu Blankenfeld's Nachfolger einen Rigaschen Bürger Thomas Schöning (s. A. D. B. XXXII, 312—313), der das Versprechen gab, die geistliche Herrschaft herzustellen, namentlich aber die Wiedergabe der von der Stadt arrestirten Güter des Erzbischofs und des Capitels im Reiche zu erwirken. Wenn Schöning das nicht zu erreichen vermöchte, sollte er sich einen Coadjutor aus fürstlichem Stamme erwählen, der dann mit Hülfe anderer Fürsten dem Capitel zu seinem Rechte verhelfen könnte. In diesem gegen die Stadt Riga gerichteten Vorgehen wurde das Capitel von der erzstiftischen Ritterschaft unterstützt. So kam es, daß Schöning nach vergeblichen Bemühungen, beim Kaiser Gehör zu finden oder die Rigaer zur Unterwerfung zu bringen, W. zu seinem Coadjutor berief (1529). Schnell entschlossen griff der junge Hohenzoller zu, besonders da er auf die Hülfe seines in Riga hoch angesehenen Bruders, des Herzogs Albrecht von Preußen, baute. Die geheime Absicht des letzteren war, das Erzstift, wenn es erst in den Händen des Bruders war, zu säcularisiren und es mit Preußen zu vereinigen. Da man in Livland diese Pläne ahnte, jedenfalls wußte, daß W. evangelisch gesinnt war, wurde dessen Erwählung zum Coadjutor von den verschiedenen Parteien im Lande mit verschiedenen Empfindungen aufgenommen. Der Ordensmeister protestirte gegen Wilhelm's Wahl, da er die Einigung der Stände vom Jahre 1526 gefährdet sah. Wie sollte sich ein geborener Fürst dazu bequemen, dem Ordensmeister rathspflichtig zu werden! Und noch ein weiteres war zu bedenken. W. war durch seine Mutter mit dem polnischen Königshause verbunden, auch Dänemark und Mecklenburg standen zu den Hohenzollern in verwandtschaftlichen Beziehungen. Es drohte also leicht eine Einmischung auswärtiger Fürsten, namentlich des Königs von Polen in die livländischen Angelegenheiten. Plettenberg wollte daher nichts von dem neuen Coadjutor wissen, ließ sich aber endlich herbei, nachdem W. ins Land gekommen war, ihn vorläufig zu dulden. Die Stadt Riga und die erzstiftische Ritterschaft mochten von einem evangelischen Landesherrn kräftigen Schutz gegen die vermeintlichen Uebergriffe des Ordens erhoffen. Sie begrüßten den jungen Coadjutor auf seinem Einzug in die Stadt Riga und auf die ihm vom Erzbischof eingeräumten Schlösser in festlicher Weise (1530). Bald genug aber sollte sich zeigen, daß die Furcht, durch die Einmischung eines Fürsten aus dem mächtigen Hohenzollern-Hause werde dem Lande wenig Nutzen, vielmehr große Gefahr bereitet werden, gerechtfertigt war. Die stattlichen Schlösser, die der Erzbischof dem Coadjutor eingeräumt hatte, entsprachen zu wenig den Anforderungen des fürstlichen Hofes. Um seine Einkünfte zu vermehren, ließ sich der junge Markgraf von einem Theil des oeselschen Adels zum Bischof von Oesel wählen, während der andere Theil für Reinhold von Buxhöwden eintrat (1532). Bald erfüllte ein das Land verwüstender

Krieg die Insel Oesel und die dazu gehörige Küste Esthlands, so daß ein zu Fellin versammelter Landtag einschritt und beide Parteien zur Ruhe verwies, Reinhold von Buxhöwden aber als den rechten Bischof anerkannte, für den sich dann auch Kaiser und Papst entschieden. Die Partei Wilhelm's gab den Gedanken an Rache nicht sofort auf, und es entstanden durch die Flucht einiger Edelleute aus Oesel nach Preußen, mit dem Herzog Albrecht neue Verwicklungen, bis endlich Plettenberg mit größter Strenge, ja mit Härte gegen alle Ruhestörer vorging und der angestifteten Unruhe ein Ende bereitete.

Durch den im August 1539 erfolgten Tod Erzbischof Schöning's bot sich dem Coadjutor W. endlich die Aussicht, zum ersehnten Ziel, dem erzbischöflichen Stuhl, zu gelangen. Aber die Stadt Riga, durch die oeselsche Fehde und dadurch, daß der Markgraf äußerlich an den katholischen Ceremonien hing, mißtrauisch gemacht, weigerte zunächst die Huldigung, auch wollte sie die Capitelsgüter nicht herausgeben, die bereits Kirchen und Schulen zugewiesen worden waren. Verhandlungen auf dem Landtage blieben erfolglos. Der neue Erzbischof wurde aber vom Ordensmeister Brüggeney, dem Nachfolger Plettenberg's, anerkannt und begann Rüstungen zu veranstalten, gegen die die Stadt Riga durch Beitritt zum Schmalkaldischen Bunde (1541) sich einen Rückhalt zu verschaffen suchte. Endlich, nach jahrelangen Wirren gelang es dem Ordensmeister, die Stadt zum Nachgeben zu bewegen: im Vertrag von Neuermühlen (1546) gestand Riga dem Erzbischof die Huldigung zu und versprach, wegen Rückgabe der Stiftsgüter in Unterhandlung zu treten. Im Januar 1547 hielten beide Herren, der Ordensmeister und der Erzbischof, ihren feierlichen Einzug in die Stadt. Nachdem noch längere Zeit ohne Entscheidung beim Reichskammergericht processirt worden war, verzichtete endlich (1551) die Stadt auf die Häuser und Besitzlichkeiten der Domherren, behielt aber die Domkirche. Doch ruhte der Zwist nur kurze Zeit. Erzbischof W. ernannte gegen den feierlichen Receß des Landtags von 1546 einen jungen auswärtigen Fürsten, den Herzog Christoph von Mecklenburg, zu seinem Coadjutor und rief, als der Orden sich dagegen erhob, den Herzog von Preußen und den König Sigismund von Polen zu seinem Beistande herbei. Durch aufgefangene Briefe erfuhr man von diesen Machenschaften, und der Ordensmeister Heinrich von Galen ließ den Erzbischof mit seinem eben ins Land gekommenen Coadjutor gefangen setzen (1556). Nun erhob sich der König von Polen und eilte mit großer Heeresmacht an die Grenzen Livlands. Diesem plötzlichen Ansturm von außen vermochte der neue Ordensmeister Fürstenberg nicht zu widerstehen. Er beugte seinen deutschen Stolz und schloß den Vertrag von Poswol (1557), wonach der Erzbischof W. und sein Coadjutor von der Gefangenschaft befreit, in ihren Aemtern wieder anerkannt werden mußten.

Als der Großfürst von Moskau, Iwan der Grausame, von dieser Demüthigung des einst so mächtigen Ordensstaats an der Düna hörte, beschloß er, die Angriffe auf Livland, die über ein halbes Jahrhundert geruht hatten, zu erneuern. Trotz eines Bündnisses mit Polen und trotz wiederholter Versprechungen des deutschen Reichstags, dem entfernten Grenzgebiet Hülfe zu leisten, wurde doch Livland von allen Nachbarn und bisherigen Freunden im Stich gelassen.

In der langen Friedenszeit war die kriegerische Kraft der livländischen Stände, die noch immer dem Ansturm aus Osten widerstanden hatten, erlahmt. Bald durchzogen russische und tartarische Kriegshorden das unglückliche Land, schleppten die Einwohner zu Tausenden fort und zertrümmerten mit Barbarenhand den nur zu kunstvollen Bau des alten livländischen Ordensstaates. Erst als Livland schon am Boden lag und das Stift Dorpat dem Zarenreiche ein-

gefügt war, rührten sich die Nachbarn. Schweden occupirte Esthland, Dänemark das Stift Oesel, Polen machte das noch übrige Livland zu seiner Provinz (1561); Kurland endlich wurde dem letzten Ordensmeister Gotthard Kettler als polnisches Lehnsherzogthum gelassen. Im Februar 1562 trat Erzbischof W. den Subjectionspacten bei; man ließ ihm seinen fürstlichen Rang und zwei seiner Schlösser. Ein Jahr darauf, am 4. Februar 1563, ist er auf dem Bischofshof zu Riga nach längerem Krankenlager entschlafen. Sein Grab im Chor der Domkirche deckte ein gewaltiger Stein, in den sein Bild im erzbischöflichen Ornat von kunstvoller Hand eingemeißelt wurde. Dieser Grabstein, heute an der Nordseite des Querhauses aufgestellt, ist merkwürdigerweise der einzige, der sich von allen Bischofsgräbern erhalten hat außer dem kleinen Grabstein des Apostels von Livland, Bischof Meinhard.

Vgl. außer den allgemeinen Darstellungen der livländischen Geschichte noch: Die letzten Zeiten des Erzbisthums Riga &c. in den Monum. Livoniae antiqua, V. Bd. J. Girgensohn.

Wilhelm IV., Herzog von Sachsen-Weimar, der Stifter der neuen Weimarischen Linie ist geboren zu Altenburg am 11. April a. St. 1598 als fünfter Sohn des Herzogs Johann und der Dorothea Maria von Anhalt. Es war ein großer Kreis von Geschwistern, in dem der Knabe seine Jugend verlebte. Der Tod hatte einige früh hinweggenommen, immerhin blieben es nach Uebersiedlung des Vaters nach Weimar (1602) noch zehn Brüder, die als „die junge Herrschaft auf dem Hornstein" bald Jedem wohlbekannt wurden. Unter ihnen kennt die Geschichte neben W.: Johann Ernst († 1626 auf dem Feldzug in Ungarn), Friedrich († bei Fleurus 1622), Ernst, den nachmaligen Herzog von Gotha, und Bernhard, Gustav Adolf's Schüler († 1639), weniger treten hervor Albrecht, später Herzog von Eisenach, Johann Friedrich und Friedrich Wilhelm. Auf die Erziehung dieser fröhlichen Schar konnte der Vater nur noch geringen Einfluß üben. Freilich die Instruction für den Unterricht seiner ältesten Söhne Johann Ernst und Friedrich zeugt noch von seinem Geiste strenger Religiosität, auch die Bestallungen der ersten Lehrer, M. Bartholomäus Winter aus Altenburg und Georg Berger stammen noch von ihm, aber als er am 31. October 1605 starb, hinterließ er seiner Wittwe doppelte Noth. Es war in Wirklichkeit eine schwere Aufgabe in den knappen und engen Verhältnissen des weimarischen Hofes eine so stattliche Zahl junger Söhne fürstlich zu erziehen, allein Dorothea Maria als echte „Mutter der Ernestiner" hat sie gelöst. Nichts war da, was ihr Erleichterung geschafft hätte, im Gegentheil, zu allem Ungemach kam noch die unliebsame Vormundschaft des Albertiners Kurfürst Christian II. Es gelang der Fürstin nicht den wohlwollenden Großoheim ihrer Söhne, Johann Casimir von Coburg, Johann Friedrich's d. M. Sohn, der von jeher gleich seinem Bruder Johann Ernst d. Ae. von Eisenach die Fortschritte der jungen Herrlein liebevollen Auges verfolgt hatte, in das vormundschaftliche Amt zu bringen. W. selbst allerdings, der Siebenjährige fühlte vorläufig von diesen Schmerzen allen noch nichts. Wir sehen ihn in seinem Schreibstüblein mit schwerer Kunst sich beschäftigen. Schon eine höhere Stufe der Erkenntniß mochte er erklommen haben als im April 1608 die beiden ältesten Brüder den Störungen der Kleinen entzogen wurden und in Jena ihren Unterricht fortsetzten. W. erhielt mit den jüngeren nun einen eigenen Hofstaat unter Friedrich von Kospoth als Hofmeister. Neben Winter und Berger werden als seine Lehrer noch genannt der Generalsuperintendent D. Abraham Lange († 1615), Verfasser einer „christlichen Kinderlehre", gedr. Jena 1608 und einer größeren Erläuterung des Lutherischen Katechismus, auch der 1613 nach Weimar berufene berühmte Ratich, der indessen hier mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte

und dessen Methode weit länger im Lande einflußreich blieb als seine Person. Darüber noch später. Mutter und Söhne standen auch jetzt noch in fortwährender Beziehung. Oft liefen Briefe und kleine Geschenke zwischen Jena und Weimar hin und her, im J. 1609 bestellten die Jenaer Brüder bei W. einen hölzernen Vogelkäfig als Geschenk für die Mutter — das erste Zeugniß seiner Liebhaberei am Drechseln und seiner Kunstarbeit, worin er es später zu großer Fertigkeit brachte, wie die jetzt noch auf der großherzogl. Bibliothek vorhandenen Proben beweisen. Hie und da mag wol auch das eintönige Leben auf dem Hornstein durch Besuche in der nahen Universitätsstadt unterbrochen worden sein. Je länger je öfter scheint W. diese Besuche wiederholt zu haben. Ohne wirklich dauernden Aufenthalt zum höheren Unterricht in Jena zu nehmen muß er doch unter den Einfluß der akademischen Professoren gekommen sein. Wir hören, daß der Jüngling nach Lange's Tode, also in seinem siebzehnten Jahre, dort Religionsunterricht bei D. Johann Major genossen, daß der Professor der Mathematik, Heinrich Hofmann, sein Lehrer gewesen sei. Der Verkehr mit dem Letzteren kann nicht nur vorübergehend oder sporadisch gewesen sein, denn Mathematik, theoretische wie angewandte (Baukunst, Ingenieurwissenschaft) war ja immer das Lieblingsfach Herzog Wilhelm's. Noch enger denken wir uns das Verhältniß zu Friedrich Hortleder, dem Geschichtsforscher und Juristen, wenn anders aus der Lebensauffassung und Lebensführung des Mannes W. ein Rückschluß auf seine Erziehung zu machen ist. Hortleder war 1608 als junger gut empfohlener Mann, frisch von der Universität weg in die Dienste der Herzogin getreten und von ihr zunächst mit der Leitung des Prinzenunterrichts in Jena betraut worden. Die charakteristische Art und Weise wie er die Aufgabe anfaßte, mußte auf die weichen Gemüther seiner Zöglinge von höchstem Einfluß sein. Die Nothwendigkeit der Beschränkung, „da ja doch fürstliche Personen nicht so lange wie andere den Studien obliegen", führte ihn dazu neben dem Latein nur die Geschichte ausführlich zu behandeln und hier wiederum vor allem die Geschichte der Reformationszeit mit specieller Rücksicht auf die Erbverbrüderten Sachsen, Hessen und Brandenburg. Seine eigene Neigung andererseits gebot ihm die Geschichte „mit politischen Augen" anzusehen und als Unterlage für die Behandlung streitiger Verfassungsfragen zu benutzen. Hortleder widerstand dieser Neigung nicht. Wie er schon im lateinischen Unterricht auf lehrreiche Sentenzen das größte Gewicht gelegt hatte, so regte er bei Behandlung der Kaisergeschichte u. a. die Frage nach dem Verhältniß der Kaisergewalt zur landesfürstlichen Würde an. Er kam zu dem Resultate, daß das Reich über dem Kaiser wie das Concil über dem Papst sei (vergl. Moriz Ritter, Neues Arch. f. d. sächs. Gesch. I, 188 ff.) und verlor bei derlei Deductionen wol ein wenig den historischen Boden unter den Füßen. Wie mußte diese tendenziöse Art der Geschichtsbetrachtung auf die Zöglinge wirken? Der trübe Eindruck, den eine Behandlung der Reformationsgeschichte auf jeden Ernestiner schon an sich machen mußte (alter Gegensatz gegen die Albertiner und das Haus Habsburg), verstärkte sich zu einem gewissen Trotz auf die landesherrliche Freiheit, der ja das Recht gegeben wurde über den Kaiser zu urtheilen, sogar gegen ihn aufzutreten. Solche Zuspitzung der Geschichte auf den Gegensatz protestantisch—katholisch, Landesfürstenmacht—Kaisergewalt, ist besonders bei einem Mann des beginnenden 17. Jahrhunderts nichts Wunderbares und hat nachher, als es zum Schlagen kam, sehr Gutes gewirkt. Aber für W. speciell, dessen näherer Verkehr mit Hortleder kaum vor 1613 begonnen hat, brachte die Neigung des Lehrers zum Theoretisiren, wenn ich nicht irre, einen besonderen Nachtheil mit sich. Auch er gewöhnte sich an Abstractionen, die mitunter wirklich ein bischen zu hoch über den realen Verhältnissen standen. Dafür wird uns später ein leuchtendes Bei-

spiel staatsrechtlicher Natur aufstoßen. — Dem Wachsthum der von Hortleder gelegten Gesinnungskeime boten die Ereignisse fruchtbaren Boden. Die Theilnahme der vier älteren Brüder, unter ihnen auch Wilhelm's, an der Naumburger Zusammenkunft zur Erneuerung der Erbverbrüderung mit Brandenburg und Hessen brachte Eindrücke, die sich gegenseitig störten. Das leidige Aufspringen des Präcedenzstreits mit den Altenburger Vettern, eine Frage, in der die Weimaraner von jeher ihren kurfürstlichen Vormund — seit 1611 Johann Georg — gegen sich gehabt hatten, verdunkelte das Bild der Solidarität der drei Häuser (März 1614). Und die berüchtigte Vormundschaftsquittung vom 28. October 1615, in welcher sich der Kurfürst das schriftliche Versprechen ablegen ließ, daß die Brüder auch in Zukunft nichts ohne seinen, des „Familienoberhauptes" Rath vornehmen wollten, kann geradezu als Beweis dafür gelten, wie man in Dresden gar nicht den Wunsch hegte, den alten Antagonismus mit Weimar sammt allen Erinnerungen, die sich daran knüpften, in Vergessenheit zu bringen. — Er ist denn auch eines der Principien, welche das selbständige Handeln der Brüder und nicht zuletzt Wilhelm's in der folgenden Zeit beeinflussen.

Auf der großen Bühne finden wir W. zum ersten Mal mit den Brüdern Johann Ernst und Friedrich als Theilnehmer am Unionstage zu Nürnberg (November 1619). Fürst Christian von Anhalt, Oheim der Brüder mütterlicherseits, die Seele der Union, der mit seinen Neffen in den nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen stand, hatte sie zum Beitritt angeregt. Gern waren sie seinem Rathe gefolgt, konnten sie doch jetzt, wo ihre Bildung vollendet war (noch 1617 bis 1619 hatte W. die als Abschluß fürstlicher Erziehung damals üblichen Auslandsreisen gemacht) die aus der Betrachtung ihrer kurfürstlichen Vorfahren gesogene Glaubenstreue auch praktisch beweisen. Zudem kam die Einsicht, daß, wie W. einmal schreibt „sie sich samt allen ihren lieben Brüdern in dem eigenen Fürstenthum nicht aufhalten könnten" — der Enge der Verhältnisse wegen. Auch war die Mutter inzwischen gestorben (1617), der alte Hornstein war abgebrannt (1618), die Bande also, welche sie an die Heimath fesselten, hatten sich gelockert. Die Lage freilich, in der sie den Bund fanden, setzte ihre Entschlossenheit auf eine harte Probe. Die Kirchthurmpolitik der meisten Protestanten zeigte sich im hellsten Lichte. Niemals wäre eine kräftige Action nöthiger gewesen als in diesem Augenblick, wo Friedrich von der Pfalz, schon zum König von Böhmen gewählt, vor der sicheren Aussicht auf Krieg mit Ferdinand stand. Friedrich war denn auch selbst gegenwärtig und forderte Hülfe. Aber — mochte es nun an der Abwesenheit des kranken Christian von Anhalt liegen, mochte es einen anderen Grund haben — Niemand fand er seinen Wünschen geneigt. Vielmehr wurde ihm sogar sein Gehalt als Unionsgeneral entzogen. Man beklagte sich, daß er Bundestruppen mit nach Böhmen genommen habe. Schutz der Erblande vor kaiserlicher Invasion wolle man ihm gewähren, mit der böhmischen Sache wolle man nichts zu thun haben. Die Union löste bald sich nachher ganz auf, sie war aber damals schon politisch todt. Wie anders unsere jungen Herzöge. Sie traten sofort zu dem Pfälzer, nahmen Bestallung von ihm und kamen der Verpflichtung zu Werbungen nach. W. brachte in Westfalen und im Braunschweigischen 150 Reiter zusammen. Johann Georg war darum nicht gefragt worden: daß er die Initiative seiner Vettern nicht billigte, zeigen verschiedene Bevormundungsversuche bei Johann Ernst und W., die alle mißglückten, und sein Bündniß mit der Liga auf dem Kurfürstentag zu Mühlhausen im März 1620. Die Schlacht am Weißen Berge (29. Oct./8. Nov.) fochten alle drei Brüder mit. W., der dabei in Lebensgefahr gerieth, begleitete nachher den Pfalzgrafen auf seiner Flucht nach Schlesien. Als sich aber dieser weiter in die Niederlande zurückzog, kehrte unser Herzog nach

Weimar zurück. Zu frischen Rüstungen erhielt er durch den brüderlichen Vertrag zu Aschersleben (24. Febr. 1621) die Mittel theilweise aus den Landescassen und er glaubte mit Recht der Sache auf die er eingeschworen war dadurch besser zu dienen als durch die Theilnahme am Schicksal eines Geächteten, Landflüchtigen. Nicht durch die geängstete Landschaft, durch die jüngeren Brüder und durch den alten Coburger Oheim, noch durch Kursachsen oder die angebotene Vermittlung des Landgrafen Ludwig von Darmstadt, ließ er sich von den Werbungen abhalten. Nur darüber war er eine Zeit lang in Zweifel, welchem Kriegsherrn er sich anschließen sollte. Nach den Beschlüssen der Seegeberger Versammlung vom Februar wäre zu erwarten gewesen, daß König Christian von Dänemark und der niedersächsische Kreis, gedeckt durch Bündniß mit Holland und England, eine Armee aufstellen und die protestantischen Fürsten Oberdeutschlands in ihren Schutz nehmen würden. Solch einer großen Coalition zu dienen mochte W. das liebste sein. Allein von dieser Seite geschah nichts und so ging er schließlich zu Mansfeld, der nach Böhmens Verlust die Vertheidigung der pfälzischen Erblande sich zur Aufgabe gemacht hatte. Im April und Mai zog er durch Franken nach der Oberpfalz. Er brachte 2 Regimenter, 6 Compagnien Reiter und 10 Fähnlein Fußvolk. Anfang Juli wird er sich mit Mansfeld verbunden haben. Auch Bruder Friedrich war wieder mit ihm. In der Waidhausener Schanze behauptete sich Mansfeld gegen Tilly bis in den September. Aus dieser Zeit besitzen wir ein merkwürdiges Schriftstück Wilhelm's: den Satzungsentwurf eines „Ordens der Beständigkeit", datirt aus dem Feldlager vor Waidhausen 21. Juli. Er gedachte danach unter den Officieren einen Bruderbund zu stiften hauptsächlich zum Zwecke gegenseitigen Loskaufs im Falle der Gefangenschaft und Unterstützung mit Geld. Ob der Orden wirklich zu Stande gekommen ist, wissen wir nicht, bei den Anfang August aus Mangel an Verpflegung auftretenden epidemischen Krankheiten hätte er das beste Feld der Wirksamkeit gehabt. Es ist bekannt wie Mansfeld sich Anfang October Maximilian von Baiern gegenüber scheinbar dahin verstand die festen Plätze in Böhmen und der Oberpfalz zu räumen und seine Truppen zu entlassen, wie er aber von vornherein entschlossen war, diesen Vertrag nicht zu halten, vielmehr den Krieg in die Unterpfalz hinüber spielte, wo er zu allen Gegnern auch noch die Spanier fand. Anfang 1622 trat dann auch Markgraf Georg Friedrich von Baden in den Kampf ein. Schon im December finden wir W. mit Genehmigung Mansfeld's zu Durlach in Verhandlungen mit dem Markgrafen wegen Stellung neuer Truppen, von da begab er sich im Januar nach Weimar um die Werbeplätze in Thüringen, auch im Stift Halberstadt (Lieutenant Leo Freytag mit 350 Reitern) und im Bisthum Paderborn (3000 Mann und 1000 Pferde zu Gebrungen, Borkholze u. a. geworben) zu eröffnen. Ueber den Zweck der Rüstungen wurde jetzt auf Veranlassung Georg Friedrich's eine Version verbreitet, die seitdem von der protestantischen Partei bis zum Leipziger Convent öfter gebraucht worden ist: man bezog sich auf schriftliche Ermahnungen des Kaisers an die Reichsstände zur Vertheidigung ihres Landes und Verwahrung der Pässe gegen feindliche Armeen, stellte also die ganze Sache als eine harmlose Defension dar. Natürlich erwartete man wol kaum mit dieser Behauptung Glauben zu finden, allein genug, man war rechtlich gedeckt. W. brauchte diesen Vorwand zuerst gegen Johann Georg, der auch diesmal wieder Anstrengungen machte sein Thun zu kreuzen. Es wurde sogar von einer Absicht Kursachsens gesprochen das weimarische Land zu besetzen um die kaiserfeindlichen Werbungen der jungen Ernestiner zu vernichten. Dazu kam es nun freilich nicht, denn schon am 27. Febr. a. St. verließ W. mit 2000 Fußvolk Mann und 1000 Reitern die Heimath und ging ins badische Lager. Man war guten Muthes. Nicht

nur in der Pfalz sammelte sich der Widerstand, auch von Westfalen her war der Zuzug Christian's von Halberstadt zu hoffen, der Ende vorigen Jahres, unzufrieden mit der Schwachherzigkeit der niedersächsischen Kreisstände endlich allein das Schwert für „Base Elisabeth" gezogen hatte. Glückte es, sämmtliche protestantische Truppen zu vereinigen, so konnte man sich auf eine Macht von 70 000 Mann stützen, die durch die Anwesenheit des Pfalzgrafen selbst einen Mittelpunkt bekam. Der war nämlich im April von den Niederlanden her bei Mansfeld eingetroffen. Warum daraus nichts wurde und damit der ganze Feldzug mißlang, darüber Vermuthungen auszusprechen ist hier nicht der Ort. Kurz: die Heereskörper blieben, bis auf eine vorübergehende Vereinigung Mansfeld's mit dem Markgrafen vereinzelt und machten dem Gegner die Ueberwindung leicht. Nach einem Siege Mansfeld's und Georg Friedrich's über Tilly zwischen Wiesloch und Mingolsheim am 16./26. April (Theilnahme Wilhelm's bei der Arrièregarde) folgten nur noch Niederlagen. Der Markgraf allein ward von Tilly und Cordova bei Wimpffen geschlagen (25. April/5. Mai), wobei Wilhelm's Mannschaft fast ganz aufgerieben wurde, und der Halberstädter von Tilly bei Höchst am 9./19. Juni. Die Wimpffener Schlacht hatte den Muth des Markgrafen gebrochen. Zwar brachte er es noch zu einer kurzen Sammlung seiner Kräfte, aber nach einem Monat (12./22. Juni) dankte er die Reste seiner Truppen zu Durlach (Karlsburg) in Gegenwart Wilhelm's ab. Vom 3./13. Juli ist das Patent datirt, welches die Entlassung Mansfeld's und des Halberstädters aus den Diensten des Pfalzgrafen ausspricht. Da W. Anfang August nach Weimar zurückkehrte, konnte er die schmerzliche Ueberzeugung vom vollständigen Siege der Gegner mitnehmen. Auch Bruder Friedrich hatte er zum letzten Mal gesehen. Dieser fiel Ende August bei Fleurus in den Niederlanden, wohin er sich mit Johann Ernst, Mansfeld und Christian zurückgezogen hatte.

Der Pfalzgraf war durch seinen Schwiegervater Jakob von England vom Kaiser in eine Falle gelockt worden. Man hatte den Beiden, unter der Bedingung daß Friedrich die Waffen niederlege, Friedensanerbietungen gemacht. Aber die Selbstaufgebung des Winterkönigs hatte nicht den Frieden zur Folge, sondern die vollständige Unterwerfung der Pfalz und die Berufung eines Deputationstags der Fürsten nach Regensburg für den September. Der Zweck dieses Tages — es war die Uebertragung der Pfälzer Kurwürde auf Maximilian von Baiern — blieb vorläufig noch dunkel, erregte aber gerade wegen seiner Dunkelheit die größten Besorgnisse. Dies ist die Stimmung, aus der heraus W. damals die Verfassung eines von ihm geplanten „Deutschen Friedbundes" (Bundesbrief d. d. 27. Oct. 1622 gedr. Arch. f. d. Sächs. Gesch. XI [1873], S. 71—75) entwarf. Weder auf Gott noch auf Menschen, so ist sein Gedankengang, wird in jetziger Zeit Rücksicht genommen, Reichs- und Kreisverfassung, Eide, Bündnisse und Verträge sind verachtet, dazu greift in Deutschland noch der fremden Spanier List und Trug um sich. Aus solchen Zuständen kann nichts helfen als das Schwert, und zwar nicht das Schwert eines Einzelnen sondern eine große festorganisirte Verbindung mit imponirendem Heer, geschlossen zur Erreichung bestimmter, Allen bekannter Ziele. Theilnehmer können alle Reichsglieder hohen, mittleren und niederen Standes sein. Fünf Aufgaben sind dem Bunde gestellt: 1. Hinwirken auf eine künftige Vereinigung zwischen römischen Katholiken und Evangelischen, bis dahin Dringen auf Einstellung aller Glaubensstreitigkeiten. 2. Beseitigung der Differenzen zwischen Gesetz und Handhabung desselben, Sorge für unparteiische Rechtsprechung. 3. Ausübung eines Druckes auf die Kriegführenden, daß sie die Waffen niederlegen und den status quo ante herstellen. 4. Abschaffung aller andern Bündnisse, besonders derer mit fremden Nationen

Sicherung gegen Angriffe Fremder auf das Reich. 5. Herbeiführung einer Friedensversammlung aller Bundesglieder unter dem Kaiser, worin zum Wohle des Vaterlandes berathschlagt, beschlossen und gehandelt werden soll. Wahrhaftig große schöne Gedanken eines Idealisten. Opel findet darin Spuren von dem Geiste keines geringeren als Wilhelm's von Oranien. Trotzdem müssen wir sagen: ausführbar war der Plan nicht! Als ich oben von Abstractionen Wilhelm's sprach, die allzuhoch über den realen Verhältnissen standen, meinte ich besonders diesen Friedbund. Einer festorganisirten militärischen Verbindung, aus der der Schutz gegen außen selbst hervorgegangen wäre, widerstrebte die allzuoft bewiesene Neigung der Deutschen zu eigensinnigem Abschluß gegen einander und die Thatsache daß damals noch, wie in der Reformationszeit und bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts die nationale Scham, welche von einer Verbindung mit stammfremden Völkern (Franzosen z. B.) zurückhält, noch nicht ausgebildet war. Einer Wiedervereinigung zwischen Rom und Wittenberg steht entgegen der einmal geweckte Geist des Deutschthums, dem nichts so gemäß ist, als die religiösen Grundlagen der Reformation. Der status quo ante, auf dem Wege des Zwanges hergestellt, hätte nur bestanden solange der Druck dauerte, Herstellung auf andere Art war nicht möglich. Ein gewissermaßen idealer Reichstag war in der Zeit der fürstlichen Libertät, der Krönungseide und Wahlcapitulationen des Kaisers ein Unding. Außerdem: um ein so gewaltiges Unternehmen auch nur mit Glück anzufassen, hätte W. im Reiche ungefähr die Macht und das Ansehn Friedrich's des Weisen haben müssen. W. war sich dieser Dinge aller nicht bewußt — konnte es nicht, als Kind seiner Zeit, und so glaubte er denn eine Zeit lang an die Möglichkeit der Verwirklichung seines Projects. Im Winter 1622 auf 23 ging er mit frischem Muthe daran. Oheim Ludwig von Anhalt gab für die Zwecke des Bundes 35 000 Thaler und knüpfte Verbindungen mit Wolfenbüttel, Dänemark und Kurbrandenburg an. Mit den Niederlanden verkehrte W. besonders durch seinen Bruder Johann Ernst. In Süddeutschland wurde auf die öffentliche Meinung der Reichsstädte und der Reichsritterschaft durch Flugschriften zu wirken gesucht, auch Württemberg und Baden-Durlach wußten darum. Zum Ziel führten alle diese Bemühungen nicht. Ja es war ein eigenthümliches Mißgeschick, daß W., der eben noch einen Friedensbund stiften gewollt, für die Fortsetzung des Kriegs mit ausschlaggebend wurde. Kein Zweifel, daß die Werbungen, welche der Herzog gleichzeitig mit den Verhandlungen und Reisen in Sachen des Bundes begann, ursprünglich zur Unterlage des bewaffneten Friedens bestimmt waren. Auch der militärische Vertrag mit Vetter Friedrich von Altenburg (Jan. 1623) ist so zu verstehen. Da aber die Bundessache gar kein Resultat zeitigte, Wilhelm's Truppen dagegen je länger je mehr wuchsen, so kam er bald in eine gewisse Nothlage. Wie sollte er die Truppen beschäftigen, wo ohne Gewaltsamkeit quartieren? Verschiedene Versuche im guten die Schwierigkeiten zu lösen mißlangen. Der Herzog erbot sich in den Dienst des niedersächsischen Kreises zu treten, welcher mit der Aufstellung einer Defension gegen Tilly umging. Umsonst: die „Defension" war zu ehrlich gemeint, man fürchtete Wilhelm's Feuer und wies ihn zurück (Febr.). Aehnlich gings ihm bei den Niederlanden und bei Kursachsen. Gegen Ende Februar konnte er einen gewaltsamen Vorbruch nach den Harzgegenden nicht mehr vermeiden. Indessen hatte sich auch Christian von Halberstadt, wieder in Niedersachsen aufgenommen, als der Alte entpuppt. Der Kreis hatte dem Halberstädter Versöhnung mit dem Kaiser und Entlassung seines Heeres gerathen, er aber verstärkte sich im Gegentheil. Die Beiden, W. und Christian, vereinigten sich jetzt. Niedersachsen war für den Augenblick überrumpelt. Aber auch die Lage der Herzöge war nicht beneidenswerth. Es erwies sich als un-

möglich Jemanden für ihre Sache zu interessiren. Johann Georg besonders, an dem ihnen am meisten gelegen war, hielt sich ganz fern (Obers. Kreistag zu Jüterbok, April). Am Ende wurden sie sogar unter dem Druck Tilly's förmlich aus dem niedersächsischen Kreise ausgewiesen und auf dem Wege nach den Niederlanden von Tilly bei Stadtlohn eingeholt und geschlagen. Der Schlachttag vom 27. Juli/6. August 1623 bedeutete für W. eine längere kaiserliche Gefangenschaft. Verwundet war er mit Friedrich von Altenburg in die Hände des Oberstlieutenants Illo gerathen und ward von diesem Ende November zu Wien dem Kaiser übergeben. Ferdinand war sich fürs Erste gar nicht klar darüber, welches „Factotum" er in seiner Hand hatte. Er nahm die Sache sehr leicht, soll sogar geneigt gewesen sein, die Ernestiner gegen Bürgschaft für ihr Wohlverhalten sofort an Johann Georg abzutreten. Erst unter dem Einfluß Maximilian's von Baiern ließ er sie in strenge Haft nach Neustadt bringen. Alle Verwandten, auch die Anhaltiner — W. hatte sich vor Ausgang 1622 mit Eleonore Dorothea, Tochter Johann Georg's von Anhalt verlobt — traten bald für die Gefangenen in Thätigkeit. In der Stellung des Kurfürsten von Sachsen, der sein Verhältniß zum Reichsoberhaupt bisher als das der einfachen Lehnstreue aufgefaßt hatte, bereitete sich eine Veränderung vor: der in der Uebertragung der pfälzischen Kur liegende Verfassungsbruch, die gewaltsame Rekatholisirung Böhmens, der dauernde Aufenthalt der Spanier in der Pfalz hatten seinen Verdruß und sein Mißtrauen gegen Ferdinand erregt. Er kam dazu seine weimarischen Vettern mit milderen Augen anzusehen. Bruder Albrecht fand deshalb, als er im November persönlich eine Reise nach Dresden unternahm, um im Namen aller Ernestiner den Kurfürsten um Vermittlung für Erledigung der Beiden zu bitten, eine günstigere Aufnahme, als er nach den vorangegangenen schriftlichen Verhandlungen erwartet hatte und erlangte Johann Georg's Zusage. Auch am Wiener Hofe selbst fehlte es nach wie vor nicht an Fürsprechern: selbst Tilly war darunter. W., der nach außen hin stets lebhafte Correspondenz unterhielt, war von all dem unterrichtet. Im März war die kurfürstliche Intercession für beide gefangene Vettern angekommen, trotzdem erfolgte im Mai die Freilassung Friedrich's von Altenburg allein, von W. war keine Rede. Daß unser Herzog nun von der guten Zuversicht auf schnelle Befreiung verlassen wurde und in Trübsinn verfiel ist nur natürlich. Der Trübsinn verhinderte ihn übrigens nicht, auf Bekehrungsversuche zum Katholicismus keine Rücksicht zu nehmen. Die bei Stadtlohn erbeuteten Papiere des Friedensbundes hatten ihn in diese Lage gebracht. Ferdinand beschloß, den „jungen Wolf" noch ein wenig mürbe zu machen. Am 8. Juni 1624 ließ er ihm in Neustadt 46 auf die Unionssache bezügliche Fragen vorlegen, W. jedoch compromittirte Niemand. Ob die schließliche Erledigung des Herzogs mehr einem gewissen Schwächegefühl, wie es zu dieser Zeit nach Opel (Niedersf.-dän. Kr. II, 34) sich in Wien geltend machte, oder den wiederholten Intercessionen des Albertiners und seiner Anerkennung der bairischen Kur (Juli) oder endlich der Fürsprache der Kaiserin, welche an Wilhelm's Kunstfertigkeit Gefallen gefunden haben soll, zu verdanken sei, wird schwer zu entscheiden sein. Kurz: er wurde zu Weihnachten in Gnaden und ohne allen Vorbehalt entlassen und brachte im Januar 1625 sogar noch eine kaiserliche salva guardia für das weimarische Fürstenthum mit in die Heimath.

Zu der Zeit als W. nach Hause zurückkehrte trat Christian von Dänemark in den Kampf ein. Wir sehen unsern Herzog in den nächsten Jahren mit einer gewissen Reserve den Ereignissen gegenüberstehn. Er hatte sich verheirathet (23. Mai a. St. 1625) und wünschte seitdem an Stelle seines dauernd durch Kriegsdienst ferngehaltenen ältesten Bruders Johann Ernst auch die Landes-

regierung zu übernehmen: ein Wunsch der ihm am 1. October 1626 in Erfüllung ging, nachdem der Bruder in einem Schreiben aus dem dänischen Lager d. d. 28. April 1626 die Einwilligung dazu gegeben hatte. Zwar hat W. dem Fürstentag zu Lauenburg (März-April 1625), der Christian zum Obersten des Niedersächsischen Kreises designirte und Rüstungen beschloß, im geheimen beigewohnt, auch soll er später dem König geradezu Hülfe zugesagt haben: seine Sympathieen waren demnach jedenfalls beim Heere, aber durch den Gang der Dinge wurde er bald daran erinnert wie es seine Pflicht jetzt sei für Sicherung von Land und Familie zu sorgen. Seit Mitte 1625 nämlich kam Thüringen selbst allmählich in den Machtbereich der kaiserlichen Heere. Bei Wallenstein's Durchzug im Sommer und Herbst allerdings war das weimarische Fürstenthum allein von Belästigung noch verschont geblieben (kraft des kaiserlichen Schutzbriefs), doch W. entzog sich von Anfang an nicht den Maßregeln, die vom ganzen sächsischen Hause gegen die von Monat zu Monat drückender werdende Militärdictatur des Friedländers ergriffen wurden. Schon im März 1626 hören wir von Verhandlungen seinerseits mit seinen Ständen und mit den Herzögen von Eisenach und Coburg wegen einer Defensionsverfassung, die praktischen Erfolg hatten. Dann wieder im Juni von einer Berathung der Ernestiner in Saalfeld, deren Beschlüssen gegen die Abwehr militärischer Vergewaltigungen bei Durchzügen auch der längst unwillige Johann Georg nicht fern stand, und von einem obersächsischen Kreistag zu Leipzig Anfang August. Freilich waren die Beziehungen zu Christian, welche Bruder Bernhard vermittelte, nie ganz abgebrochen. Deshalb ist der Verdacht Wallenstein's, daß W. trotz der kaiserlichen Sauvegarde den Gegnern ein Rendezvous im Weimarischen bereite, nicht ungerechtfertigt und die immer schwerere Belastung Thüringens vom Standpunkte des kaiserlichen Feldherrn aus erklärlich. — In der Sorge für seine Brüder hatte der Herzog wenigstens kein Unglück: es war nach vielem Hin- und Herschreiben wahrscheinlich geworden, daß der Kaiser die Johann Ernst drohende Acht nicht verhängen würde, als dieser starb (4./14. December 1626). Für Bernhard hat W. ebenfalls kaiserlichen Pardon ausgewirkt (23. Febr. 1628). Aber die mannichfachen Anstrengungen dem Lande die Last zu erleichtern hatten weder vor noch nach der Schlacht bei Lutter, da die weimarischen Verbindungen mit Dänemark aufhörten, Erfolg. Er versuchte es mit ritterlicher Zuvorkommenheit Wallenstein gegenüber, er knüpfte mit Merode engern Verkehr zu Weimar am Hofe an, er beschwerte sich über Collalto beim Kaiser oder bei Johann Georg, er schickte Gesandte an Tilly, er scheute sogar eine Reise nach Prag an den kaiserlichen Hof nicht — nichts wollte verfangen. Was hätten auch solche kleine Mittel helfen sollen. War doch die Ausbeutung Thüringens nur ein Glied in der Kette der Maßregeln, welche den Siegesübermuth des Kaisers schließlich dazu führten, im Restitutionsedict den Protestanten die unerträglichste Demüthigung aufzulegen und zugleich einen schweren politischen Fehler zu machen. Denn dies Edict durfte nicht durchgeführt werden, wollte sich der Protestantismus nicht selber aufgeben. W. überzeugte seine Verwandten, daß zur Abwendung der Folgen des Edicts andere Mittel zu ergreifen seien, als die stets gleich erfolglosen Bittschreiben nach Wien und Dresden. Im Januar 1630 finden wir Bernhard, eben aus den Niederlanden zurückgekehrt, im Auftrage seines älteren Bruders bei Johann Georg mit dem Vorschlag einer Vereinigung der protestantischen Fürsten, vielleicht auch ihrer Anlehnung an Holland und Schweden, für den Fall, daß der Kaiser die Beschwerden nicht abstellen würde. Dies ist die erste Anregung zum Leipziger Convent. Erst im September nimmt Johann Georg den Gedanken auf, indem er (d. d. Zabeltitz, 3. Sept.) Ferdinand erklärt, nächstens die evangelischen Stände um sich versammeln zu müssen zur

Berathung dessen, was man gegenüber der kaiserlichen Unnachgiebigkeit zu thun habe. Der Kurfürst fühlte keinen eigentlichen Beruf in sich das zu thun, nur das Eingreifen Gustav Adolf's in die deutschen Verhältnisse und der Gedanke, daß dieser sich an die Spitze der Protestanten stellen werde, hatte seine Eifersucht erregt. W. beurtheilte also den Albertiner über Verdienst gut, wenn er ohne weiteres annahm, daß das Resultat der angekündigten Berathungen ein bewaffneter Bund sein werde. Seine alte Geschäftigkeit von Friedensbundszeiten her erwachte wieder. Abgesehen davon, daß er sofort Organisationspläne bei der Hand hatte, erbot er sich bei Coburg, Eisenach, Anhalt, Hessen-Kassel und andern Ständen zu handeln, bereitete sogar das Landesaufgebot vor. Aber auch nicht durch die Begeisterung seines Vetters, sondern durch die Spiegelfechterei seiner Gegner wurde Johann Georg bestimmt, für den 6./16. Februar 1631 wirklich einen Convent nach Leipzig zu laden. Die um den Kaiser hatten nämlich nach anfänglicher Bestürzung einen Compositionstag in Sachen des Restitutionsedicts nach Frankfurt a. M. für dieselbe Zeit einberufen, nur in der Absicht, die sächsischen Pläne zu paralysiren. Da ihnen dies nicht gelang, blieb der Frankfurter Tag ganz bedeutungslos und mit ihm der officiell angegebene Zweck der Leipziger Versammlung: Vorberathung für die Composition. W. spielte in Leipzig eine bemerkenswerthe Rolle. Das Programm, mit dem er hinging erinnert in den Grundzügen an das vom October 1622, steht aber auf viel festerem Boden, zeigt schärfere Umrisse und ist auch confessionell bestimmt gefärbt: Forderung eines festgegliederten bewaffneten Bündnisses mit nur evangelischen Ständen als Theilnehmern und mit der Spitze gegen den Kaiser, den man in einem Ultimatum vor die Frage stellen sollte, ob Aufhebung des Edicts und seiner Folgen, ob Krieg. Die Möglichkeit der Realisirung dieses Programms wäre an sich also viel größer gewesen als bei jenem traumhaften Friedensideal. Trotzdem aber W. als Führer der Actionspartei seine Sache aufs beste vertrat, scheiterte sein Project diesmal an dem Willen Johann Georg's, der über den Standpunkt einer nutzbringenden Hauspolitik nicht hinausging. Da Kursachsen allein von allen Glaubensgenossen noch bei Kräften war, so hätte ein festes Bündniß leicht unangenehme Verpflichtungen für das Land heraufführen können. Man erreichte daher in Leipzig so gut wie nichts: Einsetzung eines ständigen Ausschusses und Beschluß von Kreisrüstungen. Dies Resultat diente nur dazu die Stände nun doch in die Arme Schwedens zu treiben.

Der Herzog fällt unmittelbar aus einer selbstbewußten Sicherheit des Denkens in eine unbegreifliche Haltlosigkeit des Thuns. Am 11./21. Nov. 1630 hatte Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel mit Gustav Adolf zu Stralsund eine Eventualconföderation geschlossen und war von ihm bevollmächtigt worden unter anderen auch die weimarischen Herzöge zum Beitritt aufzufordern. Damals hatte W., trotz seiner schwedenfreundlichen, auch dem Könige gegenüber schon erprobten Gesinnung in Gedanken an den Leipziger Tag abgelehnt. Jetzt war der Herzog mit Kursachsen innerlich fertig: er schwebte gleichsam in der Luft und war doch noch an die Abmachungen bezüglich der Rüstungen gebunden. Das mag sein Schwanken erklären. Noch in Leipzig hatte er mit schwedischen Gesandten Verbindung angeknüpft. Am 18. April dann unterzeichnete Bernhard im Auftrage des Bruders einen Receß zu Reinhardsbrunn und zu Kassel verständigte sich der Landgraf nebst W. und Bernhard dahin (22. April/2. Mai) dem Könige eine Offensivallianz anzutragen. Während diese Absicht dem Schweden übermittelt wurde, richtete Tilly — es ist die Situation nach der Zerstörung Magdeburgs — durch die ungewöhnlich starken Rüstungen in Thüringen und Hessen aufmerksam gemacht, seinen Marsch dahin. W., in der größten Bestürzung, läßt Land, Weib und Kind im Stich und flüchtet nach Leipzig.

Die Aufnahme seiner Truppen auf kursächsischem Gebiete aber verweigert Johann Georg, der inzwischen Wissenschaft von der schwedischen Verständigung bekommen hat. Sie müssen entlassen werden. Von Leipzig aus ist eine Erklärung Wilhelm's an Gustav Adolf abgegangen, worin er den Verzicht auf das schwedische Bündniß aussprach (Juni). In dieser selbstgeschaffenen schlimmen Lage nach beiden Seiten compromittirt blieb der Herzog auch nach der Rückkehr nach Weimar bis nach dem Uebergang Kursachsens zu Schweden und der Breitenfelder Schlacht. Das schwedisch=hessische Bündniß war seit einem Monat abgeschlossen, als sich W. auf Gustav Adolf's Ladung Ende September zu Halle einfand, wo zwischen Beiden ein Einverständniß hergestellt wurde. Denn auf des Königs Entschluß, den Marsch durch Thüringen und Franken zu nehmen, hat Herzog W. Einfluß geübt. Zur Erfurt erhielt W. dann am 25. Sept./5. Oct. die Ernennung als schwedischer Militärgouverneur von Thüringen und Statthalter von Erfurt mit dem Befehl eine Armee zu errichten. Ein eigentliches Bündniß nach Analogie des hessischen hat der Herzog nie erreicht. Gustav Adolf wollte das nicht: er war seiner auch so sicher und hätte ihm im Bündnißfalle den Besitz Erfurts und des Eichsfeldes garantiren müssen. Die Werbungen (Ende des Jahres 1631 3000 Mann Infanterie und 1000 Mann Cavallerie, dazu einige königliche Regimenter) waren bestimmt mit Erfurt als Stützpunkt eine Generalreserve zu bilden und hatten als solche die unscheinbare, doch nicht unbedeutende militärische Aufgabe, die Operationen nach allen Seiten zu unterstützen: nach Süden durch Rücksicht auf Horn's Engagement mit Tilly in Franken, nach Osten durch scharfe Beobachtung des Kurfürsten von Sachsen, der eben im Januar 1632 wieder antischwedische Gesinnung merken ließ, nach Norden (Verbindung mit Baner zu Osterwiek 18. Jan.) durch Vorgehen gegen Pappenheim in Niedersachsen und Sicherung des Eichsfeldes (Jan./Febr.). Im März wurde der Herzog nach Franken zur königlichen Armee berufen um den Zug gegen Tilly und Maximilian mitzumachen. Die ungünstigen Einflüsse Wallenstein's durch Arnim auf Johann Georg im Sinne eines „Friedens" hatten indeß solche Fortschritte gemacht, daß der König wegen des Abfalls dieses Bundesgenossen zu fürchten begann, zumal nach einem Schreiben des Grafen Philipp Reinhard von Solms, seines außerordentlichen Gesandten in Dresden vom 24. Mai, worin die dringende Bitte enthalten war, Gustav Adolf möge so bald als möglich durch persönliches Erscheinen der zweideutigen Haltung des Kurfürsten ein Ende machen. Ungern entschloß sich der König dazu, aber er that es. Wilhelm, zu Memmingen am 26. Mai zum Generallieutenant über alle schwedischen Armeen ernannt, ward vorausgeschickt, um in Niedersachsen und an der Elbe die Truppen zu einem Zuge nach Sachsen zu sammeln. Der König wollte aus Schwaben und Franken vordringend mit dem Herzog sich zu demselben Zweck vereinigen. Am 4. Juni finden wir W. in Weimar, am 25. kamen zu Gera Solms und Thurn zu ihm, welche ihn bestimmten, da Gefahr im Verzug sei, den König nicht abzuwarten, sondern allein auf Dresden zu gehen. Ehe dies geschehen konnte, hatte der König seinen Plan fallen lassen. Die Vereinigung Wallenstein's und des bairischen Heeres, welche beide jetzt gegen ihn heranrückten, ließ ihm den sächsischen Marsch bedeutungslos erscheinen gegen die Aufgabe, bei Nürnberg — soweit war er auf dem Vormarsch gekommen — eine Entscheidung herbeizuführen und also seine Truppen hier zu concentriren. Der Inhalt der Weisungen an Herzog W. von Ende Juni war denn auch: Rückmarsch auf Nürnberg. Zugleich wünschte Gustav einige kursächsische Regimenter unter Wilhelm's Oberbefehl bei sich zu haben. Dies geschah. Als Mitte August der König und W. sich wiedersahen führte dieser 6000 Mann eigener Truppen und 5 Regimenter Kursachsen. Es ist bekannt, wie aus der Ent=

scheidung zu Nürnberg nichts wurde. W. erkrankte gefährlich und verließ im September die Armee. Als Stellvertreter für ihn während der Krankheit wurde Bernhard nach des Königs Abzug von Nürnberg zum Befehlshaber in Franken ernannt (Memorial Gustav Adolf's d. d. Windsheim, 21. Sept.). Daß der Herzog in dem wichtigen Momente des Todes des Königs nicht am Platze sein konnte, sondern noch krank zu Erfurt lag, war für seine Stellung zu der ferneren Leitung der Dinge nicht günstig. Sein militärisches Prestige, seit jener Schwäche vom Frühjahr 1631 erschüttert, litt abermals. Hatte vielleicht schon Gustav Adolf sich ein wenig in ihm getäuscht gefühlt, Oxenstierna besaß geradezu ein ungünstiges Vorurtheil gegen ihn. Er stand jetzt ein für alle Mal in der zweiten Linie: Bruder Bernhard in der ersten. W. hätte sicherlich in diesem Augenblick gern seiner Charge als Generallieutenant einen Inhalt gegeben. Schon am 8. November wies er als rechtmäßiger Befehlshaber des verwaisten Heeres dieses während seiner Krankheit an Bernhard, forderte auch regelmäßige Rapporte von diesem als seinem Unterfeldherrn. Weiterhin ist es ihm aber niemals gelungen sich als Chef geltend zu machen. Der Reichskanzler nahm auf ihn durchaus keine Rücksicht. Alle seine selbständigen Operationspläne, z. B. Führung eines Heeres an der Weser mit Hessen gegen Gronsfeld (Dec. 1632), Uebernahme des Commandos in Franken (Jan. 1633), Einbruch in die kaiserlichen Erblande (März 1633), Befreiung Frankens und der Wetterau von den Kaiserlichen gemeinsam mit Bernhard, Baner und Hessen (Verabredungen zu Eisenach October 1634) scheiterten an dem Willen Oxenstierna's. Bei diesem stand es von vornherein fest, daß man W. nicht über die schon vom König ihm zugewiesene Aufgabe, Truppen als Beobachtungscorps und zur Generalreserve in Thüringen und Franken zu halten, hinausgreifen lassen dürfe. Wilhelm's öftere Forderungen inbezug auf seine Charge, das Eichsfeld, Erfurt, Franken, beantwortete er dilatorisch oder gar nicht. Mit seiner Bewilligung geschah es sogar im Sommer 1633, daß Bernhard in Franken Truppen seines Bruders frischweg an sich zog. Demnach ist nicht wunderbar, daß W. mit der Zeit immer weniger geneigt wurde Pläne zu unterstützen, die über seinen Kopf hinweg entworfen würden. Besonders da er nach der Nördlinger Schlacht und dem Sanderslebener Vertrag zwischen Johann Georg und Baner (Jan. 1635) von den aus Franken heranziehenden Kaiserlichen bedrängt merkte, daß es im Plane der Schweden lag Süd- und Mitteldeutschland aufzugeben und sich auf den Norden als Basis ihrer Macht zu beschränken, da entfuhr ihm wol das Wort daß er sich „nun auch etwas mehr umbthuen must, wo er sich etwa anhalten könnte“ (Baner an Oxenstierna d. d. Egeln 1635, März 6.). Den Anhalt hatte er schon an Sachsen gefunden. Seit des Königs Tode war das sächsisch-schwedische Bündniß unhaltbar. Den Ansprüchen Oxenstierna's auf Weiterführung des schwedischen Directoriums in ganz Deutschland war Johann Georg mit der Forderung eines sächsischen Directoriums im Osten begegnet und hatte seitdem der Gründung des Heilbronner Bundes (März 1633), der Zusammenkunft der sächsischen und westfälischen Kreisstände mit Oxenstierna zu Halberstadt (Anfang 1634) wie dem Frankfurter Convent in Bundessachen (Sommer 1634) principiell gegenübergestanden. Zugleich neigte er immer stärker auf kaiserliche Seite. Schon Wallenstein's Streben nach einem Universalfrieden fand in Dresden Sympathieen: nach dessen Tode wurde mit des Kaisers Gesandten direct verhandelt, zu Leitmeritz und zu Pirna, wo am 14./24. November 1634 ein Vergleich abgeschlossen wurde. W., im Februar 1633 noch völlig schwedisch gesinnt, ward seit März mit dem Anerbieten einer sächsischen Generallieutenantschaft in Johann Georg's Interesse gezogen. Das Motiv trifft des Herzogs gekränkten Ehrgeiz und die Verbindung bleibt seitdem bestehen. Auch mit Wien

unmittelbar Friedens wegen anzuknüpfen scheint W. im Januar 1634 die Absicht gehabt zu haben. Jedenfalls war er seit December des Jahres (zu Eisleben durch Johann Georg selbst) von den Bedingungen des Pirnaer Vergleichs unterrichtet, wurde 1635 im Februar in den Waffenstillstand des Kurfürsten mit dem Kaiser zu Laun eingeschlossen und trat im Sommer 1635 dem Prager Frieden bei (Weimarische Friedenspatente vom 5. Juli und 18. Aug. a. St.). Seine Truppen mußte er zu der nun geforderten einheitlichen, kaiserlichen Armee unter kursächsischer Führung abgeben.

Was er vom Frieden hoffen mochte war Ruhe seines Landes, was er erreichte war außer einigen nicht nennenswerthen religiösen Zugeständnissen, die auch nur auf dem Papiere standen, schlimmere Bedrängniß als vorher. Er war in einen Sumpf gerathen, worin ihm überdies die Möglichkeit selbständiger Politik abgeschnitten erschien. Die Geschichte der Jahre bis zur endlichen Beruhigung des Reichs ist für den Herzog weiter nichts als ein ewiges Laviren zwischen dem Kaiser, Kursachsen, Schweden und — nach Bernhard's Tode — der weimarischen Armee unter Guébriant, ohne Erreichung gesicherter Zustände, wie sie die Prager Verhandlungen versprochen zu haben schienen. Im Gegentheil, wir hören sogar von einer befürchteten Sequestration des Landes (Sommer 1638). Es lohnt sich nicht alle die nutzlosen Schutzbriefe und Protectoria zu nennen, die W. im Laufe der Jahre von den verschiedenen Parteien für seine Städte erwirkte, noch ins einzelne zu verfolgen wie er „die hohen Officier zu allen Theilen unter den Durchzügen und Landes-Einquartierungen .... hoch caressiret und beschenket" — nur seine eigene Residenz blieb verhältnißmäßig verschont. Die Schweden ließen sich eben nicht ohne weiteres aus dem Reiche entfernen, und gerade die Ernestinischen Fürstenthümer sollten schwer zu leiden haben unter der fortdauernden Besetzung Erfurts durch schwedische Truppen und der sich infolge dessen entwickelnden endlosen Blokade der Stadt durch kaiserliche und kursächsische Völker (1636—38), eine Landplage, die resultatlos im Sande verlief, nachdem ernestinische Interpositionsverhandlungen vergeblich versucht hatten sie abzukürzen. Erfolglos waren auch die Bemühungen Wilhelm's und seiner Brüder Bernhard auf die kaiserliche Seite, resp. zum Prager Frieden herüberzuziehen (Hoffmann's Sendung im Sommer 1638), oder einen nennenswerthen Theil von seiner Erbschaft zu erlangen, oder gar dessen Armee und das Elsaß gegen französische Diplomatie zu behaupten. Noch einmal im Sommer 1640, als Baner mit der weimarisch-französischen Armee vereinigt bei Saalfeld stand und Hessen und Lüneburg sich geneigt zeigten durch energische Cooperation mit ihm die faule Prager Friedenspolitik über den Haufen zu werfen, da war auch W. „gar eifferig zu Actionen gegen den Keyser" (Baner an Oxenstierna Saalfeld 1640, Mai 16.) — aber aus der neuen „dritten Partei" wurde nichts. Inzwischen hatten sich unter dem Einfluß des jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg auf dem seit 1640 tagenden Reichstag zu Regensburg Aussichten auf den allgemeinen Frieden eröffnet. Hier war es, wo der Friedenscongreß beschlossen wurde, der dann 1643 in Münster sein Werk begann. W., anfangs entschlossen, selbst theilzunehmen, schickte schließlich (1645) gemeinsam mit Bruder Ernst den Dr. Achatius Heher nach Osnabrück. Die Bedingungen des am 24. October 1648 endlich abgeschlossenen Friedens enthielten das Erreichbare: u. a. durchgehende Wiederherstellung des Besitzverhältnisses vom 1. Januar 1624 inbezug auf geistliche Güter und Würden, Annahme desselben Tages als Normaltermin für das Recht freier Religionsübung nach katholischem oder evangelischem Ritus, volle Landeshoheit für alle deutschen Fürsten. Zwei Dinge verzögerten die wirkliche Ausführung des Friedens. Einmal die Unmöglichkeit, eine wirkliche Parität beider Religionen herzustellen, solange diese Parität im

Kurfürstencolleg nicht mehr bestand — sie war durch den Hinzutritt Kurbaierns aufgehoben worden. Auf dem Reichstag zu Regensburg (1653—54) war es wieder Kurbrandenburg, das hier Auskunft fand und die Ernestiner schlossen sich ihm an. Ob W. erkannt hat, daß Friedrich Wilhelm auf dem besten Wege war, die Führerschaft des Protestantismus an Stelle Kursachsens zu überkommen? Diese Frage zu entscheiden wäre interessant, ist aber jetzt und an diesem Orte nicht möglich, jedenfalls finden wir Wilhelm's Sohn Johann Georg seit dem Jahre 1656 in brandenburgischen Kriegsdiensten im Herzogthum Preußen. — Indessen schon war die andere Schwierigkeit für die völlige Pacification gehoben: Entschädigung und Abzug der französischen und schwedischen Truppen auf Reichsboden war geschehen und W. hatte, wie andere Fürsten, 1650 am 19. August a. St. zu Weimar das Friedensfest begehen können.

Volle Landeshoheit war das für den Herzog wichtigste Ergebniß des Westfälischen Friedens. Wie hat er die dadurch vertiefte Aufgabe der Sorge für sein Land erfüllt? Umfang und Verfassung des weimarischen Fürstenthums veränderten sich seit Wilhelm's Regierungsantritt (1. Oct. 1626) bis zu seinem Tode mehrfach. Am 13. Februar 1640 fielen ihm durch den Vertrag zu Altenburg aus dem fränkischen Länderbestande der ernestinischen Gesammtlinie die Landestheile Eisenach und Gotha zu, und dies veranlaßte ihn, seinen Brüdern eine Theilung vorzuschlagen. Unterm 9. April 1640 wurde darüber vorläufige Uebereinkunft getroffen, die Theilung dann 1641 am 12. September vollzogen. W. wurde darin auf den weimarischen Landestheil beschränkt, Albrecht erhielt Eisenach, Ernst Gotha. Aenderungen machte am 20. Decbr. 1644 der kinderlose Tod Albrecht's nöthig. Weimar erhielt von dessen Ländern in der Theilung mit Gotha u. a. Amt und Stadt Eisenach mit der Wartburg (30. März 1645). Auch die hennebergische Haupttheilung vom 9. August 1660, die Weimar u. a. Ilmenau zuführte, fällt noch in Wilhelm's Lebenszeit. Verfassungsmäßig wurde Wilhelm's Stellung näher bestimmt durch seinen Hauptvertrag mit Albrecht, Ernst und Bernhard vom 19. März 1629. Während in früheren brüderlichen Verträgen, zuletzt 1626 (Sept. 20.), die Landesregierung nur von Fall zu Fall vergeben worden war, wurde jetzt grundsätzlich ausgesprochen, daß im weimarischen Hause jedesmal der älteste Bruder oder Vetter das Directorium führen solle, aber nicht im eigenen Namen allein, sondern im Namen aller Brüder und Vettern, die denn auch für Entscheidung von Religions- und Kirchensachen, Rechts- und Kriegshändeln die Rechte von Mitregenten eingeräumt bekamen. Diese Verfassungsurkunde blieb dann in Geltung bis zur Einführung der Primogenitur im J. 1724. — Der Wohlstand des Landes, welcher damals nach einer Aeußerung des Kanzlers v. Göchhausen „allein auf den lieben Getreidig- und Weinfrüchten" beruhte, war durch den langen Krieg entsetzlich herabgekommen, was bei den seit Herbst 1625 und besonders seit Sommer 1635 sich jährlich mehrenden Einlagerungen fremder Truppen nicht zu verwundern ist. Gegen den aus dieser Lage entstandenen Schaden war die Finanzklemme gering, wie sie das im Anfang der zwanziger Jahre grassirende Kipper- und Wipperwesen mit sich gebracht hatte. Jede der in den vierziger Jahren öfter angeordneten Landesvisitationen brachte dasselbe Bild: Hungersnoth, fortschreitende Entvölkerung (zwei Drittel der Einwohner waren schließlich zu Grunde gegangen), Verwüstung und Entwerthung des Grundbesitzes auf dem Lande. Daran trug übrigens nicht nur der Feind die Schuld, sondern auch die bäuerliche Bevölkerung selbst, durch ihr beständiges fluchtartiges Zusammenströmen in den wenigen Städten. Es war eine schier unlösbare Aufgabe hier durchzugreifen und sofort Wandel zu schaffen. Die Staatsfinanzen wie die Cassen des Hofes waren erschöpft. Auflage von Grundsteuern (noch 1625 nach den um das Doppelte

oder Dreifache zu hohen Anschlägen von 1583 ausgeschrieben!) konnte das Geldbedürfniß nicht entfernt befriedigen, ebensowenig die im Drange der Noth neu erfundenen Umlagearten (Handwerks- und Gewerbesteuern, Kopfsteuern, Kriegssteuern ꝛc.). Es war den Grundbesitzern materiell unmöglich, die verlangten Summen zu erlegen, dazu kam ihr Widerwille, zuverlässige Angaben den Behörden zu machen und endlich ihr passiver Widerstand — sie ließen das Land absichtlich unbebaut liegen um der Grundsteuer zu entgehen. Sehr hülfreich und nützlich für die Zukunft sollte sich indeß die Bodenreform erweisen, zu welcher W. in den Jahren 1640 und 1645 die Grundlinien zog. Er forderte eine Eintheilung der Liegenschaften nach ihrem gegenwärtigen Werthe in drei Classen und eine Besteuerung nach diesem Princip. Auf solcher Basis ist dann in ruhigerer Zeit nach seinem Tode das weimarische Grundbuch ausgebildet worden. Unter der Finanzcalamität litt nicht am wenigsten die Jenaer Hochschule, von der 1632 befürchtet wird, daß sie „wegen Mangelung der Professoren-Besoldung ganz zu Grunde und Sumpf gehen werde". Also hatte eine zehn Jahre früher vorgenommene Gehaltsaufbesserung nichts genützt. Sie wurde dann im J. 1633 durch Schenkung der heimgefallenen Gleichischen Herrschaft Remda und des Vitzthum'schen Guts Apolda einigermaßen auf feste Füße gestellt. Viel wichtiger aber war die nothwendige Hebung von Kirche und Schule. Was diese Dinge betrifft, so stand W. von jeher unter dem Einfluß des noch von Dorothea Maria im J. 1613 nach Weimar berufenen, vom Herzog selbst 1627 zum Generalsuperintendenten ernannten Johann Kromayer, eines Kenners und Förderers der Methode des Ratich. Auf dem Landtage zu Jena (Anfang 1636) und den daran sich anschließenden Commissionsberathungen regte Hortleder den Gedanken an eine Schulvisitation an. Aber Kromayer war dagegen der Meinung, daß die hier hervorgetretenen Schäden wie Verarmung, Unwissenheit, sogar sittliche Unzuverlässigkeit der Geistlichen und Lehrer, die durch die Zeitläufte herbeigeführt worden waren, auch erst mit besseren Zeiten wieder verschwinden würden, daß also eine augenblickliche Heilung nicht, auch nicht durch Visitation, zu erreichen sei. Der Erfolg der durch Patent vom 22. März 1643 wider Kromayer's Willen auf Drängen von Albrecht und Ernst, die ihren Bruder schließlich zur Beistimmung gebracht hatten, angekündigten Kirchen- und Schulvisitation hat ihm Recht gegeben: sie besserte die Zustände nicht im geringsten. Dagegen arbeitete Kromayer mit Förderung des Herzogs für Erziehung einer Jugend, die in Zukunft fähig sein sollte die heilende Hand anzulegen. Seine Schulordnungen nach Ratich's Grundsätzen (1619, 20 — darin Forderung des allgemeinen Schulzwangs ausgesprochen —, 1629, 1640 ꝛc.) dienten diesem Zweck. — Herzog Wilhelm's Thätigkeit zur Pflege des Landes konnte demnach, wie von vornherein zu erwarten war, über fruchtbringende Anregungen und Entwürfe nicht hinauskommen. Der Zeit mußte überlassen werden, das zu reifen, was er gepflanzt.

Des besonderen Wohlwollens Wilhelm's hatte sich die weimarische Stadt- und Landschule zu erfreuen. Diese Schule war auch und ist gewissermaßen jetzt noch betheiligt an dem Fest, womit der Herzog am 28. Mai (seitdem als „kleiner Wilhelmstag" bekannt und gefeiert) 1658 die Einweihung seiner neuerbauten Schloßkirche beging. Dieser Tag bezeichnete die Vollendung eines Werkes, für das seit 40 Jahren (Brand des Hornsteins, 2. Aug. 1618) unabläßig gearbeitet worden war: des Baues eines neuen Schlosses. Die trotz der theuern Zeiten erfolgten Bewilligungen der Landstände zu diesem Zweck hatten bis Ostern 1630 die erste, nothdürftige Wiederherstellung der Schloßkirche möglich gemacht, 1651 im Februar begann dann der eigentliche Burgbau, an dem

der Herzog persönlich das größte Interesse nahm. Eine stattliche Wasserveste entstand, durch eine steinerne Brücke mit dem jenseitigen Ufer der Ilm verbunden, Teich und Gartenanlagen dazu. Es ist wol zu bedauern, daß diese „Wilhelmsburg" nach des Herzogs Vorliebe für mathematische und mechanische Wissenschaft mit allerhand kunstreichen Dingen (turris echonica, Wendeltreppe, astronomisches Observatorium und Himmelsglobus auf dem Dache) ausgestattet und erfüllt mit Arbeiten von seiner Hand, daß auch die Schloßkirche mit der schönen Orgel, auf der W. selbst schließlich noch spielen lernte, nicht mehr erhalten ist. Sie brannte 1774 ab, nur die Brücke ist von der Anlage übrig geblieben. Hätten wir Alles noch, so könnten wir uns ein weit farbenreicheres Bild von Wilhelm's Zeit machen. In des Herzogs letzten Jahren entwickelte sich noch ein ziemlich reges Hofleben. Da war seine Gemahlin Eleonore Dorothea von Anhalt († 1664) und seine neun Kinder (u. a. Johann Ernst II., sein Regierungsnachfolger, Adolf Wilhelm, nachher Herzog von Eisenach, Johann Georg, nachher Herzog von Markfuhl, Bernhard, nachher Herzog von Jena), da war seine nähere Umgebung: der Jenaer Mathematiker Erhard Weigel und die Brüder Richter, Johann Moriz, der Baumeister und Christian der Hofmaler, da waren seine Beamten, die ihm je länger je mehr ans Herz wuchsen, endlich nicht zuletzt seine weimarischen Bürger, die ihn alle wegen seiner Frömmigkeit, Milde und Leutseligkeit verehrten und liebten. Am 7. Mai 1651 mochte W. eine besondere Freude erleben. Das Amt des Oberhauptes der „Fruchtbringenden Gesellschaft" oder des „Palmenordens" wurde ihm durch eine Cöthener Gesandtschaft angetragen, nachdem er schon vorher durch Harsdörfer erfahren, daß seine Wahl gesichert sei. Dieser Augenblick führte ihn in seine Jugend zurück. Denn am 24. August 1617 war es gewesen, in trüber Zeit, kurz nach der Mutter Tod, als diese Gesellschaft zur Pflege der deutschen Sprache auf dem Hornstein zu Weimar von der jungen Herrschaft gegründet worden war. W. gehörte ihr seitdem unter dem Namen des Schmackhaften an, seitdem auch hatte sein Oheim, Fürst Ludwig von Anhalt-Cöthen, einer der Mitgründer, an der Spitze gestanden. Mit Freuden übernahm jetzt der Herzog des Oheims Nachfolge. Die Kenntniß von Wilhelm's Wirken für den Orden, die bis jetzt besonders auf Georg Neumark's, des Erzschreinhalters, bekanntem Werk beruhte, wird erweitert werden durch Briefe aus Gesellschaftskreisen. Der Herzog hatte Beziehungen zu Nürnberg, die sich nicht nur auf Schriftsteller, wie die Mitglieder des Pegnitzschäferordens, sondern auch auf bildende Künstler erstreckten, denen er Aufträge nach Art der alten ernestinischen Kurfürsten ertheilte. Läßt sich auch nicht leugnen, daß die eigentlichen Zwecke des Ordens: Reinigung und Reinhaltung der Muttersprache durch schriftstellerische Thätigkeit der Mitglieder, in Weimar weniger beachtet worden sind, als vorher in Cöthen, so waren sie doch nicht vergessen. Der Herzog selbst dichtete; die Lieder „Gott, der Frieden hat gegeben" und „Herr Jesu Christ dich zu uns wend" rühren von ihm her. Freilich kam ihm sehr viel auf äußerlich prächtige Repräsentation des Ordens an: „es ist kein Vierteljahr hingangen da der selige Schmackhafte nicht von vornehmen Herren mit einer großen Suite besucht wurde um die Gesellschaft zu vermehren" wird einmal geschrieben. Darin kann man vielleicht einen Fehler und eine Ursache des schnellen Verfalls der Gesellschaft nach des Herzogs Tode sehen.

W. beendete sein an Gedanken, Thaten und Segen reiches Leben am 17. Mai a. St. 1662. Er ist einer der weimarischen Landesherrn, dessen Andenken am frischesten unter uns lebt. Die Worte, welche die sterbende Mutter am 18. Juli 1617 dem Jüngling mit auf den Lebensweg gegeben: „Wilhelm wirds wohl machen", sie haben sich am Greise erfüllt.

Eine Biographie des Herzogs fehlt noch. Außer den allgemeinen Werken über den 30jähr. Krieg vgl.: Die Biographien der Brüder, Johann Ernst's (Hellfeld, Heermann), Bernhard's (Hellfeld, Röse, Droysen), Ernst's (Gelbke, Beck), ferner: Christfürstl. Ehrengedächtniß des Herzogs vom Jahr 1665; Müller, Annalen; Wette, Nachrichten von Weimar; Weber, Ratich am Hofe der Herzogin Dorothea Maria (Weimar-Album 1840); Preller, Weimar und Jena vor 200 Jahren; Thür. Zeitschr. II (1857), wo die ältere Litteratur zu finden ist; Stichling, Die Mutter der Ernestiner, Weimar 1860; Menzel, Die Union des Herzogs Wilhelm &c.; Weber's Archiv f. d. sächs. Geschichte XI (1873); Kius, Zustände ... im alten Fürstenthum Weimar, Weimar 1878 (= Hildebr. Jahrbb. für Nationalök. 1870); Herrmann, Der Kampf um Erfurt, Halle 1880, dazu Ztschr. f. thür. Gesch. N. F. III (1883); Curt Schmidt, Weimars Schulverhältnisse z. Z. d. 30j. Kr., Leipziger Diss. o. J.; Weniger, Thür. Ztschr. N. F. X (1898); Struck, D. Bündniß Wilhelms v. Weimar m. Gust. Adolf, Stralsund 1895; Burkhardt, D. Weimarische Grundbuch (Jahrb. f. Nationalök. III. F. Bd. X, 1895); Ders., Neue Mittheilgn. über Harsdörfer nach ungedruckten Briefen, Allg. Ztg. 1895, Nov. 16., wiss. Beil., die Briefe werden erscheinen in d. Schriften d. Pegnesischen Blumenordens 1896; Ders., Aus d. Briefwechsel Sigmunds von Birken u. Georg Neumarks, Euphorion 1897, 3. Ergänzungsheft; Ernst Devrient, Die älteren Ernestiner, Vierteljahrsschrift d. Ver. „Herold" 1897. — Einzelnes a. Archivalien. G. Lämmerhirt.

Wilhelm Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar, ist geboren zu Weimar am 19. October 1662 (seit der auf dem weimarischen Landtage im November 1699 verkündeten, mit dem 18. Februar 1700 in Kraft getretenen Einführung des neuen Kalenders feierte er selbst seinen Geburtstag am 30. October) als ältester Sohn des Herzogs Johann Ernst und der Christiane Elisabeth von Schleswig-Holstein, starb am 26. August 1728 nach einer Regierung von 45 Jahren, die noch heute nicht vergessen ist. Tiefe Religiosität charakterisirte schon den achtjährigen Knaben: es ist überliefert, daß er am 16. Februar 1670 nach Anleitung des Hofpredigers Konrad von der Lage in der von seinem Großvater Herzog Wilhelm IV. gegründeten „Wilhelmsburg" eine Predigt gehalten habe, die nachher unter dem Titel „Der Durchlauchtigste Prediger" gedruckt worden ist. Später offenbarten sich an ihm außerdem kräftig durchgreifende Energie, manchmal freilich bis zum unliebenswürdigen Starrsinn gesteigert, und hervorragende Begabung besonders für die Aufgaben der Landesverwaltung, weniger für die große Politik — alles Eigenschaften, wie sie zumal in einer Zeit mühsamer Kleinarbeit zur Heilung der Schäden des großen Kriegs unschätzbar waren. Von seiner Jugend und Erziehung wissen wir nicht viel. Die damals gebräuchliche fürstliche Bildung genoß er zusammen mit seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder Johann Ernst. Außer Religionslehre und Geschichte waren besonders Latein und Französisch Unterrichtsgegenstände. Auch Leibesübungen (Tanzen, Reiten, Fechten) wurden nicht vernachlässigt. Im J. 1676 siedelten beide Brüder nach Jena über, wo aber der Unterricht nicht etwa in die Hände von Universitätsprofessoren überging — dazu wären ja auch die Schüler noch zu jung gewesen — sondern in derselben Weise fortgeführt wurde, wie zu Hause. Als Lehrer werden genannt ein Gottfried Hahn, ein Anton Reinhard u. a., als Hofmeister 1676 Bernhard von Pflug, Hofmarschall des Herzogs Bernhard von Jena, Oheims der Prinzen und von 1677 an Johann Friedrich von Wolfersdorf, der die beiden auch 1679 auf eine kurze Auslandsreise begleitete. Als der Vater starb (15. Mai 1683) konnte W. E., trotzdem er nach den Hausgesetzen noch nicht mündig war, doch in seinem und seines Bruders Namen die Regierung antreten, denn der kranke Herzog hatte, wol im Vorgefühl seines Todes und im

Hinblick auf die ernste Richtung seines Aeltesten schon in seinem Testament vom 26. November 1682 seine beiden Söhne für volljährig erklärt. Der am 19. März 1629 zwischen den fürstlichen Brüdern Wilhelm, Albrecht, Ernst und Bernhard geschlossene Hauptvertrag des Inhalts, daß im weimarischen Hause stets der älteste Bruder oder Vetter das Directorium der Landesregierung führen, die jüngeren aber Mitregenten sein sollten, bestand jetzt noch zu Recht und hat unserm Herzog zeitlebens viele Schwierigkeiten verursacht. Daß dem Aeltesten die Erledigung der Reichs- und Kreissachen, damit die Vertretung des Landes nach außen, allein zufiel, war ja ausgesprochen, ebenso daß die Jüngeren Antheil an den Einkünften hatten, aber was die inneren Verhältnisse betraf, so waren hier die Rechte des Directors und der Mitregenten nur unklar abgegrenzt. In diesem Punkte aber war der Herzog gegen Mitregierung am empfindlichsten, weil ihn seine Anlage hier auf durchaus selbständiges Handeln, ja auf eine umfangreiche persönliche Abwickelung der Geschäfte hinwies. Noch 1683 machte sich also das Bedürfniß festerer Bestimmungen geltend. Am 4. September wurde zwischen beiden Brüdern ein Vertrag auf drei Jahre abgeschlossen, der sich aber nicht bewährt zu haben scheint, denn schon der 13. November 1685 brachte einen neuen Sonderungsreceß. Der Gegensatz schärfte sich: am 14. Februar 1687 erschien ein Patent des regierenden Herzogs, worin er sich gegen die Eingriffe Johann Ernst's in die Rechtsprechung derjenigen Aemter verwahrt, deren Einkünfte dem Jüngeren überwiesen worden waren, 1688 wandte sich Johann Ernst an den Kaiser mit dem Ersuchen eine Landestheilung zu veranlassen, 1702 wurde dies abgeschlagen, 1694 bekam endlich W. E. durch Vertrag vom 16. August die Gerichtsbarkeit in allen Aemtern allein, nur im Amte Weimar blieb die Gemeinschaft bestehen. Nach einem letzten Versuche seiner Mitregentenwürde Nachdruck zu geben (1702), zog sich der weiche Johann Ernst, gedrückt von der überwiegenden Bedeutung des Bruders, ganz von aller Thätigkeit zurück. Das Verhältniß der beiden während der letzten Jahre des Jüngeren (der 1707 starb) war ein unerfreulich kaltes. Kaum irgend welcher Verkehr wurde unterhalten, noch im Winter 1706 auf 1707, da der Bruder auf den Tod krank lag, hat W. E. sich nie um ihn bekümmert. In dem neunzehnjährigen Neffen Ernst August (geboren 1688) mußte der regierende Herzog nicht nur den zukünftigen Mitregenten, sondern auch seinen Regierungsnachfolger sehen, da er selbst aus einer früh geschiedenen Ehe mit Charlotte Marie, Tochter des Herzogs Bernhard von S.-Jena, keine Kinder besaß. Es gelang ihm, die Vormundschaft über den Neffen gegen Gotha und Anhalt-Zerbst, die von der Schwägerin, Herzogin Charlotte Dorothee aus dem Hause Hessen-Homburg, unterstützt wurden zu behaupten. Als dann im April 1709 der junge Ernst August, mündig geworden, als Regent an die Seite des Herzogs trat, da zeigte er sich in starrer Behauptung seiner Rechte dem Oheim so ähnlich, daß Scharfblickende leicht neue Nöthe für W. E. voraussagen konnten. Wirklich bricht ein Conflict schon Anfangs 1710 aus. Die Beschwerden, die der Mitregent zunächst den Räthen des Oheims, dem Kanzler v. Rappold und dem Geheimrath v. Marschall gen. Greif, gegenüber geltend macht, werden, so untergeordneter Natur sie auch sind, von vornherein mit dem größten Feuereifer verfochten. Die Irrungen führen zu einem öffentlichen Protest Ernst August's gegen das Vorgehen des Herzogs (dieser hatte kurzer Hand des Neffen Räthe arretirt), zu unliebsamer Hineinziehung der Landstände in die Privathändel des Fürsten und machten am Ende sogar gothaische Vermittelung nöthig (4. November 1710). Noch weitere Kreise ziehen die 1718 entstandenen Reibungen wegen streitiger Verwaltung der Aemter, deren Einkünfte dem Jüngeren zugetheilt waren (ähnlich wie 1687). Der Regierungspräsident v. Hofmann und der Superintendent

Dr. Joh. Philipp Treuner spielten dabei unliebsame Rollen. Immer dasselbe Schauspiel. Oeffentliche Proteste auf beiden Seiten, beiderseitige Appellation an den Kaiser und an Kursachsen. Schließlich trat eine Mediationsconferenz der Minister von Kursachsen, Eisenach, Meiningen und Saalfeld in Weimar zusammen (3.—30. Juni 1723), welche Ernst August dazu brachte den Landesprincipat des Oheims anzuerkennen und sich fortan Mäßigung aufzuerlegen. Diese fortdauernden ungesunden Zustände waren begründet in dem Wesen der „Directorialverfassung", wenn ich einmal den fürstbrüderlichen Vertrag von 1629 so nennen darf. Ihn zu beseitigen lag nach allem mehr im Interesse Ernst August's, der Familie hatte und hier überließ der Oheim dem Neffen gerne den Vortritt. Die Primogeniturordnung vom 29. August 1724 war das Resultat von Ernst August's Bemühungen.

Trotzdem die Regierung unseres Herzogs in eine Zeit von kriegerischem Charakter fiel, so hatte das Land doch nur einmal, im Winter 1706 auf 1707 vorübergehend wirkliche Gefahr von Feinden zu bestehen, damals als Karl XII. von Schweden Kursachsen besetzt hielt. Eine schwedische Sauvegarde, durch Hofmarschall v. Rheinbaben erbeten und Lebensmittellieferungen, schützten damals das Fürstenthum so gut es ging. Seiner reichsfürstlichen Stellung ist W. E. auch im übrigen nie etwas schuldig geblieben. Er stand stets in gutem Einvernehmen mit dem Kaiser — eine bei den Ernestinern verhältnißmäßig neue Erscheinung. Am 29. Juni/9. Juli 1686 war er (vertreten durch den Rath Veit Ludwig Göckel) Theilnehmer an der Augsburger Allianz Leopold's, geschlossen mit Spanien, Burgund, Schweden, Baiern, dem fränkischen und bairischen Kreise zur Abwehr französischer Uebergriffe, ebenso konnte man mit Recht im Februar 1689, nach Ludwig's XIV. Einfall in die Rheinlande, Hülfe von ihm erwarten, denn er war in der Lage mit der That seinen Verpflichtungen nachzukommen. Schon im Reichsabschiede zu Regensburg 1654 waren die Reichsfürsten grundsätzlich ermächtigt worden, von ihren Landsassen und Unterthanen die Geldmittel zur Erhaltung der vorhandenen Festungen und ihrer Besetzung mit den nöthigen Garnisonen zu fordern. Diese Bestimmung hatte man auch im Weimarischen zum Anlaß genommen, dauernd Truppen auf Landeskosten zu erhalten und damit ein stehendes Heer zu begründen. Neben dem zur Landesvertheidigung bestimmten Bürgermilitär hatte schon Wilhelm Ernst's Vater im J. 1677 geworbene Truppen in kaiserlichem Sold an den Rhein gegen die Franzosen geschickt, der Sohn folgte seinem Beispiel, indem er 1687 zwei Compagnien Fußvolk nach Ungarn gegen die Türken sandte. Die militärischen Verträge zwischen Ernestinern und Albertinern (3. Mai 1688, 7. Januar 1692) sowie zwischen den Ernestinern unter sich (17. Mai 1695, 13. März 1696) erhöhten die Wehrkraft. In den Jahren 1688 und 1689 finden wir sächsische Truppen in den Franzosenkriegen am Rhein, 1702 und 1706 in Italien unter Prinz Eugen (Theilnahme von 3000 Mann an der Schlacht bei Turin 7. Sept. 1706). Noch eine dritte Truppengattung hielt der Herzog: es waren die im J. 1702 begründeten Garden, zunächst für den Dienst in Weimar selbst bestimmt. Ein Zeichen wohlerworbenen kaiserlichen Vertrauens war es wol auch, wenn W. E. 1707 zum Mitglied der Reichsdeputation für Visitation des Reichskammergerichts bestimmt wurde. In seinem Namen hielt sich dann Hof- und Regierungsrath Johann Gottlieb Alberti bis 1711 in Wetzlar auf. Weniger Glück hatte der Herzog, wo es galt alte Anwartschaften seines Hauses zu wahren. Abgesehen von dem Mißerfolg des gegen die neue hannöver'sche Kur arbeitenden „Fürstenvereins", zu dem die Ernestiner gehörten (Februar 1693), ist hier in erster Linie die lauenburgische Erbfolgesache von Bedeutung. Wilhelm Ernst's Ansprüche auf das durch den Tod des letzten Herzogs Julius Franz im Sep-

tember 1689 erledigte Herzogthum, beruhten auf der Eventualbelehnung beider Wettiner Linien mit Lauenburg, vollzogen durch Kaiser Maximilian am 28. Juli 1507, welche Kaiser Leopold zweimal bestätigt hatte. Diese Ansprüche blieben aber theoretisch gegenüber der thatsächlichen Besetzung des Landes durch Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle, dessen Schwiegersohn und Erbe, Kurfürst Georg I. von Hannover, dann 1716 die kaiserliche Belehnung über das Fürstenthum erhielt. Auch waren besser vertheidigte, wenn auch zum Theil schlechter begründete Ansprüche Kursachsens, Anhalts, Mecklenburgs 2c. vorhanden. Aehnlich erging es dem Herzog als er in den Jahren 1697—1705 sein Anrecht an der Erbvogtei über Quedlinburg in Gemeinschaft mit allen Ernestinern und dem erbverbrüderten Hause Hessen gegen Kursachsen und Brandenburg zu vertheidigen suchte. König-Kurfürst Friedrich August nämlich hatte Ende 1697, da er in Geldverlegenheit war, gegen Erlegung von 300 000 Thalern die bisher im Hause Sachsen gewesene Erbvogtei über die Abtei Quedlinburg neben anderem an Kurfürst Friedrich von Brandenburg verschrieben, mit der Begründung, daß diese Abtei, zu dem im westfälischen Frieden an Brandenburg gefallenen Fürstenthum Halberstadt gehörend, so wie so Friedrich zuständig sei. Dagegen war zu bemerken: Die Abtei lag zwar im Halberstadter Sprengel, hatte aber als exempt, nicht unter Gerichtsbarkeit des Bischofs gestanden. Bei der Wahl der Aebtissin ferner hatten beide Linien des sächsischen Hauses das Vorschlagsrecht, wie denn auch seit ungefähr 200 Jahren Ernestinerinnen und Albertinerinnen mit Gliedern des hessischen Hauses in diesem Amte abwechselten; die jetzige Aebtissin war Anna Dorothea, Wilhelm Ernst's Schwester. Endlich pflegte die Aebtissin selbst das Amt des Erbvogts als Lehen zu vergeben. Aber obgleich W. E. nicht müde wurde, dergleichen, auch beim Kaiser, geltend zu machen, so fielen doch seine Ansprüche zu Boden. Auch von der Reichsvogtei und dem Schulzenamt zu Nordhausen, welche durch denselben Vertrag an Brandenburg gekommen waren, konnte der Herzog nichts retten. Charakteristisch ist sein Verfahren gegen Schwarzburg-Arnstadt. Die aus der thüringischen Landgrafenzeit stammende Oberlehnsherrlichkeit des Wettinerhauses über diese Grafschaft, noch in der Lehnsbestätigung vom 29. Mai 1684 ausgesprochen, drohte illusorisch zu werden, als Graf Anton Günther II., 1697 in den Fürstenstand erhoben, trotz allen Protestes den Fürstentitel im J. 1709 öffentlich annahm und in Arnstadt eine Landesregierung einrichtete. Im J. 1711, nach dem Tode des Kaisers Joseph I., verweigert darauf der neue Fürst die Annahme der von Weimar aus gewohnheitsmäßig an ihn geschickten Vicariatspatente. Schon 1705 waren einmal 100 weimarische Reiter in Arnstadt erschienen, um den in Zahlung der fälligen Zinstermine säumigen Stadtrath zum Rechten zu bringen, die jetzige Weigerung des Schwarzburgers faßte W. E. als Aufkündigung des Lehensverhältnisses. Mit Bewilligung des Reichsvicars, Kurfürsten August des Starken, der selbst sich das Oberlehnsrecht an Arnstadt mit 200 000 Thalern hatte abkaufen lassen, machte er 1800 Mann unter Oberst von Romrod mobil, überfiel damit am 10. Juli 1711 die Residenz des widerspänstigen Fürsten, ließ den Kanzler Johann Georg Zange arretiren und hob die Regierung auf. Den Austrag der Sache, welche dann auf den Rechtsweg geleitet wurde, erlebten beide Gegner nicht. Am 18. Juni 1731 einigten sich Ernst August von Weimar und Günther von Sondershausen (Nachfolger Anton Günther's) in der Weise, daß S.-Weimar die Fürstenwürde des Hauses Schwarzburg und dessen Landeshoheit in Arnstadt anerkannte, aber immer noch gewisse Rechte der Oberhoheit sich vorbehielt, deren letzte Reste gar erst 1811 gegen Abtretung der Vogtei Haßleben aufgegeben wurden.

Beim Regierungsantritt unseres Herzogs bestanden in der Weimarischen

Linie außer dem Fürstenthum Weimar noch die Fürstenthümer Eisenach-Marksuhl und Jena unter dem unmündigen Herzog Johann Wilhelm, für den W. E., am 19. September 1686 Senior des Hauses geworden, nach Auseinandersetzung mit Eisenach seit 1. Mai 1688 die Vormundschaft führte. Durch den Tod dieses unmündigen Prinzen (4. Nov. 1690) und die am 12. Juli 1691 vollzogene Theilung der Jenaischen Landesportion zwischen Weimar und Eisenach erweiterte sich das dem Herzog unmittelbar unterstellte Gebiet. Auch die Verpfändung des kursächsischen Schulamts Pforte, welche W. E. der Geldbedürftigkeit seines albertinischen Vetters zu danken hatte, brachte, wenn nicht Gebietserweiterung so doch Vermehrung der Einkünfte. Durch Wiederkaufscontract vom 17. Octbr. 1712 erhielt der Herzog gegen die einmal zu zahlende Summe von 100 000 Thalern einen jährlichen Reinertrag von 22 182 Gulden aus dem Schulamt und einen Theil der Geleits- und Zollerträge von Kösen zunächst auf zwölf Jahre. Daß er nicht bis zum Ende der Frist auf diesem für ihn so günstigen Vertrag bestand, sondern schon 1722 einen Schuldentilgungsvertrag vorlegte und in Kraft treten ließ, zeugt für seine Uneigennützigkeit. Der natürliche Wohlstand des Gebietes mochte sich seit den Jahren des großen Kriegs doch wieder gehoben haben. Im J. 1680 war das gemeinschaftliche Bergwerk zu Ilmenau, das seit 1624 geruht hatte, wieder in Betrieb gesetzt worden. Der gute Erfolg dieses Unternehmens (von 1691 bis 1702 wurden an Silber und Kupfer 245 000 Thaler gewonnen) scheint den Herzog veranlaßt zu haben auch für seine eigne Rechnung allein einen Versuch mit Bergbau zu machen, wenigstens ließ er 1693 bei Magdala in der Nähe von Weimar ein neues Bergwerk mit drei Zechen errichten, über dessen Anbau und Ertrag aber nichts weiter bekannt ist. Getreideausfuhrverbote aus den Jahren 1699 bis 1714 zeigen allerdings, daß im Fürstenthum noch kein Ueberfluß herrschte. Die Steuerkraft war auch noch nicht auf der früheren Höhe, hatte sich aber immerhin so gestärkt, daß auf dem Landtag zu Weimar Herbst 1688 der Ritterschaft die bis dahin freiwillig von ihren Lehnsgütern gezahlte außerordentliche Steuer erlassen werden konnte. Mit indirecten Steuern (Consumtions-Accis-Ordnungen von 1695, 1711, 12, 16, 19) hatte man freilich kein Glück. Erst in den letzten fünfzehn Jahren seiner Regierung griff W. E. den von seinem Großvater Herzog Wilhelm IV. in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts angeregten Gedanken einer Reform der Grundsteuer wieder auf, wahrscheinlich veranlaßt durch eine Denkschrift des Kammersecretärs Schnorr von 1712. Bedingung war dabei eine Neuvermessung sämmtlicher Ländereien, damit dann eine classenweise Besteuerung des Bodens nach dem Werthe eintreten könne. Höhepunkt der vorbereitenden Thätigkeit ist die „Verordnung und Instruction wonach die General Steuer und Zins Revision des Fürstenthums Weimar anno 1726 und folgende Jahre vorgenommen worden" (gedruckt Weimar 1789). Sie erschien ohne Namen und rührt wahrscheinlich von dem Landrentmeister Jenichen († 1729) her. Die Beendigung des Geschäfts hat der Herzog nicht erlebt. Verschiedene Mittel standen dem Fürsten auch zu Gebote, um indirect, durch Hebung des Verkehrs, Handels und Gewerbfleißes auf den Wohlstand seiner Unterthanen einzuwirken. Eine ganze Reihe neuer Jahrmarktsprivilegien (für Sulza, Buttstädt, Tannroda, Remda, Berka, Rastenberg, Apolda) rühren von ihm her. Vielleicht das Beispiel der Brandenburger, dem wir gleich wieder begegnen werden, bewog W. E. eine eigne fahrende Post anzulegen. Vom 30. Juli 1687 datirt der Erblehnsbrief für den lic. jur. Johann Matthias Bieler zu Jena als ernestinischer Gesammtpostmeister. Dieser trat damit in Wettbewerb nicht nur mit der kaiserlichen Post Taxisschen Privilegs, sondern auch mit kursächsischen Linien und hatte auch im wesentlichen die Aufgabe, die Lücke, welche deren

Curse im Lande ließen, auszufüllen. Seine Hauptstrecke war eine Fahrpost von Jena nach Eisenach. Er suchte aber auch Verbindungen außer Landes mit Frankfurt a.M., Leipzig, Halle, Nürnberg herzustellen, die sich nicht lebensfähig erwiesen, da sie kein Geld einbrachten und ihren Urheber in fortwährende Competenzstreitigkeiten verwickelten. Auch seine Druckerei in Jena und die darin erscheinende Zeitung brachten ihm Reibereien mit der jetzt noch blühenden Familie Neuenhan. (Die Neuenhans besitzen ein Druckerprivileg aus dem Jahre 1674.) Ein Jahr nach Bieler's Tode ungefähr († 1711) ward sein Postlehen wegen Erbstreitigkeiten unter seinen Nachkommen zurückgezogen, die von ihm angelegte Hauptlinie aber blieb bestehen. — Förderung seiner Absichten erhielt der Herzog auch von einer Seite, woher er sie kaum hätte erwarten können, von Frankreich nämlich. Die Aufhebung des Edicts von Nantes bedeutete zwar nicht die Veranlassung, wol aber den Höhepunkt einer Bewegung, welche die französischen Calvinisten, darunter viele der fleißigsten und tüchtigsten gewerblichen Kräfte, außer Landes, auch nach Deutschland führte. Der große Kurfürst von Brandenburg verstand es nun die größte Menge der Auswanderer an sich zu ziehen, allein er blieb nicht der einzige. Unter den kleineren Fürsten, welche aus der Lage der Dinge Gewinn zu ziehen suchten, findet sich auch W. E. Diese Franzosen brachten Gewerbszweige herüber, die bei uns bis dahin unbekannt waren. Schon der Leipziger Kaufmann Dorn, welcher im J. 1690 in des Herzogs Auftrage zur Orientirung nach Berlin reiste, gab Anregung zur Einführung der Strumpfwirkerei im Weimarischen. Seitdem scheint der Gedanke an Einrichtung einer förmlichen französischen Colonie dem Herzog nicht fremd gewesen zu sein. 1699 kündigte sich auch der Widerstand seiner lutherischen Geistlichkeit gegen die Aufnahme der Calvinisten an. Trotzdem gedieh der Plan 1715. Steuerfreiheit auf 15 Jahre, eigene Gerichtsbarkeit, Freiheit in Ausübung ihrer Religion, Bauplätze zu gesonderter Ansiedlung, Miethszuschuß, das waren die Vergünstigungen, welche verheißen werden mußten, um überhaupt Leute zu bekommen. Aber die Sonderrechte machten von vornherein die Zukunft des Projects zweifelhaft. Sie erzeugten Voreingenommenheit bei den weimarischen eingesessenen Gewerbtreibenden, denen schon der Gedanke Franzosen herzubekommen unsympathisch sein mochte. Auch die geschäftliche Concurrenz begann man zu fürchten, obwol Grundsatz war, daß nur solche Gewerbe, die noch nicht vertreten waren (hauptsächlich Feingerberei, Hutmacherei, Wollkämmerei), zugelassen werden sollten. Dazu minderte sich der Widerstand der Geistlichkeit keineswegs und bereitete dem freigesinnten Herzoge schweren Aerger. Ein Fehler lag auch darin, daß der Staat die Betriebseinrichtung der Ansiedlung finanziell allein in die Hand nahm, anstatt sich wie anderswo, z. B. in Hildburghausen geschah, auch auf Collecten aus dem Reiche zu stützen. Er stellte den Genfer Jacob Coste, zwar einen erfahrenen Mann aber keine Finanzkraft, was er auch hätte sein sollen, am 30. März 1716 als Director der Colonie an und versprach die Ankömmlinge in der ersten Zeit mit Geld zu unterstützen, ein Versprechen, dessen Erfüllung bald schwierig wurde, da in der Hauptsache nur ärmliche Leute einwanderten. Die Sache kam nicht in Schwung und hat keinerlei dauernde Wirkung gehabt, will man nicht die 1718 begonnene Erweiterung der Stadt Weimar als solche ansehen. In demselben Jahre wurde Coste wieder entlassen und trat in den preußischen Dienst, auch die spärlichen Anzügler verloren sich allmählich.

Der Herzog unterscheidet sich in seinem Wesen eigenthümlich von den meisten seiner fürstlichen Zeitgenossen: man möchte ihn, nicht in allen Zügen, doch am liebsten mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen vergleichen. Auf seiner „Wilhelmsburg“ oder dem 1706 erbauten Lustschloß Ettersburg nichts von Prunk,

lärmendem Hofleben, Jagden. In gewöhnlicher Zeit war Sommers um neun, Winters noch früher alles still, Wirthschaften, Schlittenfahrten, Komödien gehörten zu den Seltenheiten. Beschäftigung mit alten Schriften, Büchern, Münzen machte dem Herzog Freude, wie er denn für Sammlung und Ordnung dieser Dinge viel gethan hat. Aus den Jahren 1693 und 1697 stammt die Errichtung des Kirchenarchivs und des Brunnenarchivs, durch deren Zusammenlegung später (1737) das Weimarische Staatsarchiv entstand, aus den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts datirt die Gründung der Bibliothek und des Münzcabinets zu Weimar. Auch Verkehr mit Künstlern wie Johann Sebastian Bach (1703 und 1708—17 Kammermusikus und Schloßorganist), vielleicht auch mit Johann Gottfried Walther (dem Verfasser des Musikalischen Lexikons, seit 1707 Stadtorganist) und dem Baumeister Richter mochte er pflegen, ja sogar ein Musikstück der „sechzehn in Heidukenhabit gekleideten wohlabgerichteten Musikanten", welche „zuweilen sein Gehöre belustigten", auch ein Blumenstrauß aus dem Schloßzwinger waren ihm lieb. Selten nur reiste er: dann pflegte er wol Lehrer und Geistliche auf dem Lande zu besuchen, um ihre Amtsthätigkeit aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Das Bild unseres Fürsten würde überhaupt unvollständig sein, wollten wir nicht noch einen flüchtigen Blick auf diese innerlichste Seite seines Charakters werfen, sein persönliches Interesse für Kirche und Schule. Ein Mann, der selbst seine tiefe Frömmigkeit durch tägliche Religionsübung bethätigte, mußte Gefallen finden an dem Umgang mit Geistlichen. Daß diese ihm allerdings, wie wir gesehen, nicht immer zu Willen waren, mochte ihn vorübergehend aufbringen, störte ihn aber nicht in seinen Plänen. In Wiedereinführung der Confirmation der Kinder, einer Einrichtung, die seit mehr als 100 Jahren im Weimarischen außer Gebrauch gekommen war (1699) und in Hervorhebung der Wichtigkeit des Katechismusunterrichtes neben einer dem entsprechenden Vermehrung der Pfarrstellen gipfelten des Herzogs Absichten, und er wußte ihnen in einer Generalsynode (1710) und Kirchenvisitation (1715) Geltung zu verschaffen. Die Früchte seiner stets geübten Sparsamkeit verwendete er beim Neubau der weimarischen St. Jakobskirche, bei der Gründung eines Waisenhauses (1712) und eines Seminars für Pfarr- und Schulamtscandidaten (1726). Unter dem Oberconsistorium standen auch die Schulen und in deren Zahl ist es wieder die weimarische Stadt- und Landschule, die dem Herzog, wie schon seinem Großvater Wilhelm IV., am nächsten steht. Ihre Schüler verehren ihn noch heute als den, der die alte Schule zum Gymnasium erhob (1712), ihr ein neues Haus baute und einen Mann wie Johann Matthias Geßner berief. Sie feiern alljährlich seit dem 30. October 1717 den „großen Wilhelmstag" durch Kirchgang und Actus: den Geburtstag eines Herren, der einer der besten im Lande gewesen ist.

Schulreden von Geßner und J. M. Heinze („Kl. Schriften"). — Müller, Annalen. 1700. — Johann David Köhler, Münzbelustigung II (1730), S. 18—24. — Wette, Nachrichten v. Weimar. 1737—39. — Ders., Lebensbeschreibungen der Herzöge von Sachsen. 1770. — Heyne, Gesch. des Weim. Militärs. 1869. — Beaulieu-Marconnay, Ernst August. 1872. — Ders., Zur Geschichte von Schulpforte (Arch. f. d. sächs. Gesch. XI. 1873). — Spitta, Johann Seb. Bach I. 1873. — Kronfeld, Landeskunde des Großherzogth. S.-W.-E. I. 1876. — Bergfeld, in der Weim. Ztg. 1884. — Einert, Gesammtpostmeister Bieler (Thür. Zeitschr. N. F. IX). — Burkhardt, Das Weimarische Grundbuch (Jahrbb. f. Nationalök. 3. Folge, Bd. X. 1895). — Ders., Die französ. Colonie für Gewerbe u. Industrie in Weimar 1716 ff. (Steinhausen's Zeitschr. f. Culturgesch., im Druck). — Archivalien.

G. Lämmerhirt.

Wilhelm, Graf von Schaumburg-Lippe, wurde geboren am 24. Januar 1724 in London, wo sein Vater Albrecht Wolfgang mit seiner Gemahlin geb. Gräfin von Oeynhausen sich derzeit aufhielt. Dort erhielt er seine erste Erziehung und wurde zu seiner weitern Ausbildung auf Reisen geschickt. In Genf, Montpellier, Leyden beschäftigte er sich viel mit Mathematik und Kriegswissenschaft, kehrte dann nach England zurück und begleitete seinen Vater, General der holländischen Truppen, nach den Niederlanden. Schon 1743 nahm er an der Schlacht gegen die Franzosen bei Dettingen (österr. Erbfolgekrieg) theil, suchte nach neuen Kriegsabenteuern in Italien unter dem Fürsten Lobkowitz und nahm dann seinen Aufenthalt in Wien. Ueberall zeichnete er sich aus durch seine Meisterschaft in ritterlichen Uebungen, durch seine Begierde nach Gefahren und Abenteuern, durch Muth und Tollkühnheit, verband aber mit diesem Cavalierleben strenge Sittlichkeit, Ehrenhaftigkeit des Charakters und Verachtung des Luxus. Im J. 1748 zur Regierung seines kleinen Landes berufen, begann er dort mit rücksichtsloser Strenge Reformen in der Landesverwaltung und dem luxuriösen sittenlosen Hofleben. Demnächst finden wir ihn wieder mehrere Jahre lang auf Reisen, immer darauf bedacht, neben reicher Geistesbildung militärische Kenntnisse zu sammeln. Nach Bückeburg zurückgekehrt beschäftigte er sich eifrig mit der Errichtung eines neuen Militärsystems als Muster für größere Staaten, führte in seinem Ländchen allgemeine Wehrpflicht ein und suchte seine Soldaten, darunter ein Artilleriecorps von 300 Mann, zur höchsten militärischen Tüchtigkeit auszubilden, von der sie im 7jähr. Kriege öfter Proben abgelegt haben. Während dieses Krieges nahm er als hannoverischer Feldzeugmeister an zahlreichen Operationen theil, insbesondere an den Schlachten bei Crefeld, Minden, Lutterberg, Wellinghausen, an der Belagerung von Münster, Kassel, Wesel, Marburg, und erwarb sich vorzugsweise durch geschickte Leitung der Artillerie bei Minden (1759) und die unter den schwierigsten Verhältnissen durchgeführte Eroberung von Münster neue Lorbeeren; nur die Belagerung von Kassel mißlang. Als im J. 1762 der Krieg zwischen Portugal und dem mit Frankreich verbündeten Spanien ausbrach, trat er auf den Wunsch des Königs von England und des Ministers Pombal als Generalissimus an die Spitze des portugiesischen Heeres und eines englischen Hülfscorps. In diesem Kriege gelang es ihm nicht nur, durch vorsichtige Operationen die große spanische Invasionsarmee zum Rückzuge zu nöthigen, ein Feldzug, über welchen er später Memoiren schrieb, sondern er erwarb sich ein noch größeres Verdienst um Portugal dadurch, daß er das dortige höchst mangelhafte Militärwesen gründlich organisirte, brauchbare Soldaten und Officiere heranbildete, die Festungen in Vertheidigungsstand setzte u. s. w. Wiewol der König und Minister Pombal seine Verdienste hochschätzten und ihn zu halten suchten, wurde er doch durch Hofintriguen veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. Aber auch nach seiner Abreise diente er der portugiesischen Regierung noch fortwährend als einflußreicher Rathgeber in Militärangelegenheiten und schickte Officiere aus seiner Militärschule dahin. Mit Ehrenbezeugungen überhäuft kehrte er 1764 nach Bückeburg zurück, verheirathete sich im folgenden Jahre mit Marie Eleonore Gräfin von Lippe-Biesterfeld und widmete sich von nun an ganz der Regierung seines Landes. Auch hier trat der schöpferische Geist organisirend auf allen Gebieten auf, suchte Wohlstand, Bildung und Sittlichkeit bei seinen Unterthanen zu verbreiten, förderte Ackerbau und Industrie, Schulen und Armenanstalten. Schon in seiner Jugend Freimaurer bekämpfte er Unwissenheit und Aberglauben, verband mit dem Streben nach Aufklärung tiefe Religiosität. Im Vordergrunde stand ihm stets die Pflege des Militärwesens, besonders der Artillerie, des Minen- und Festungsbaus. Er legte zu Bückeburg eine Stückgießerei an, welche Geschütze für England,

Portugal ꝛc. lieferte, erbaute selbst eine kleine Musterfestung, den „Wilhelmstein“ im Steinhuder Meere (vollendet 1764) und errichtete eine vortreffliche Kriegsschule, in welcher tüchtige Officiere, z. B. Scharnhorst, gebildet wurden. Scharnhorst zollt den Militäranstalten des Grafen und seinem Werke L'art de la guerre défensive (nur in wenigen Exemplaren gedruckt) hohes Lob (Schlözer's Briefwechsel); ja er hat später die Organisation der preußischen Landwehr auf die Ideen seines Lehrers gebaut. Mit seinem eminenten Militärgenie verband W. auch Sinn für Kunst und Wissenschaften, trieb selbst Musik und Zeichenkunst, sprach fünf neuere Sprachen und liebte den Umgang mit Gelehrten. So berief er an seinen Hof den Musiker Chr. Fr. Bach als Capellmeister, den jungen Thomas Abbt, Professor an der Universität Rinteln, der ihm ein vertrauter Freund wurde, und nach dessen frühem Tode Herder als Hofprediger (1771—76), verkehrte auch mit Moses Mendelssohn. W. zeichnete sich stets durch große Uneigennützigkeit aus, nahm auch von England und Portugal niemals Besoldung an, er war ernst, schweigsam und bescheiden, stets furchtlos und tapfer, ein durchaus selbständiger Charakter, originell, excentrisch und abenteuerlich. Während seiner überaus glücklichen Ehe (1765—76) entwickelten sich die zarteren Regungen seines Herzens. Mendelssohn schrieb ihm eine warme Lobrede, nennt ihn „die feinste griechische Seele in einem rauhen westfälischen Körper“; er habe „strengen Ernst von Außen mit weichmüthiger Menschenliebe im Herzen verbunden“ und seine schöne und sanftmüthige Gemahlin „mit fast romanhafter Zärtlichkeit“ geliebt. Durch den frühen Tod der einzigen Tochter und seiner Gemahlin wurde auch sein Leben verkürzt. Er starb am 10. Septbr. 1777 kinderlos und die Landesregierung ging an die Nebenlinie Lippe-Alverdissen über. Er fand seine Ruhestätte neben seiner Gemahlin in der bei dem Jagdschlosse Zum Baum von ihm erbauten waldumgebenen Gruft.

Denkwürdigkeiten des Gr. Wilhelm von Schaumb.-L. 1783. — Varnhagen, Leben des Gr. Wilhelm ꝛc. Falkmann.

Wilhelm II. von Diest, Bischof von Straßburg (1394—1439), entstammt dem brabantischen Herrengeschlecht des genannten zwischen Mecheln und Hasselt gelegenen Ortes. Schon einmal war aus diesem Hause ein Bischof von Utrecht hervorgegangen, Johann III., der von 1322—1340 regierte. Auch W. begann seine Laufbahn als Bischof von Utrecht. Diese Stellung kann er nur sehr kurze Zeit innegehabt haben nach dem am 4. April 1393 erfolgten Tode des Florenz von Wevelinkhoven. Die Utrechter Quellen erwähnen ihn überhaupt nicht; daß er trotzdem diesem Stifte als Bischof vorgestanden hat, ist indessen durch die Thatsache sichergestellt, daß er im Juli 1393 mit Friedrich II. von Blankenheim, dem Bischof von Straßburg, auf Grund päpstlicher Ermächtigung sein Bisthum tauschte. Die traurige Hinterlassenschaft Friedrich's von Blankenheim, der nach endlosen Kämpfen mit der Stadt Straßburg wie ein Flüchtling nächtlicher Weile aus seinem Bisthum entwichen war, konnte W. nicht ungehindert übernehmen: das Straßburger Capitel hatte im September Ludwig von Thierstein, den Abt von Einsiedeln, zum Bischof erwählt. Und als dieser auf der Reise nach Straßburg eines plötzlichen Todes gestorben war, hatte man ihm sogleich durch die Wahl des Straßburger Dompropstes Burkard von Lützelstein einen Nachfolger gegeben. Der Kampf, den W. v. Diest mit diesem um das Bisthum zu führen hatte, entschied sich infolge der durch den Papst und die Stadt geleisteten Unterstützung bald zu seinen Gunsten. Nachdem Burkard mit der Stadt Rufach und dem oberen Mundat abgefunden war, konnte W. Ende 1394 die Zügel der bischöflichen Regierung ergreifen. — Nur kurze Zeit hatte es den Anschein, als sollte nun endlich Ruhe und Frieden im Lande einkehren. Am 4. December 1395 kam durch Vermittlung des Land-

vogtes Vorsiboy von Swinar zwischen dem Bischof, dem Domcapitel und der Stadt Straßburg ein Vertrag zu Stande, der den langjährigen aus der Zeit Bischof Friedrich's herstammenden Hader endgültig zu begraben schien. Aber der herrschsüchtige und hinterlistige Charakter des Bischofs bot keine Gewähr für die Dauer eines friedlichen Einvernehmens. In dem Vertrage hatte er sich verpflichtet, keine dem Bisthum oder dem Stift angehörigen Güter ohne Zustimmung des Rathes und des Capitels von Straßburg zu veräußern. Und zunächst hat er sich bei den zahlreichen Verpfändungen, die sein beständiges Geldbedürfniß nothwendig machte, auch stets im Einvernehmen mit Stadt und Capitel gehalten. Als aber W. im J. 1404 seinem Versprechen zuwider dem König Ruprecht die Hälfte der Ortenau verpfändet hatte und im März 1405 das Schloß von Oberkirch nebst dem Kochersberg widerrechtlich von der Stadt zurückzuerlangen suchte, verband sich diese mit dem Domcapitel, um weitere Verschleuderungen des bischöflichen Besitzes zu verhindern. Nach längeren Streitigkeiten, in denen König Ruprecht mehrfach die Partei des Bischofs ergriff, kam es am 28. Mai 1406 zu einer Uebereinkunft zwischen der Stadt und dem Bischof, durch die ein dreigliedriger Ausschuß mit der Befugniß, die bischöflichen Gefälle einzunehmen und die Schulden zu bezahlen, eingesetzt wurde. Ferner übergab der Bischof an Stadt und Capitel auf 10 Jahre die Aemter Molsheim, Bernstein und Kochersberg, so daß er nur die Stadt Zabern mit den Burgen Hohbarr, Lützelburg und Greifenstein für sich behielt. — Nicht zufrieden mit den Straßburger Händeln verwickelte sich W. auch in die lothringischen Kämpfe, die im Zusammenhang mit der Aenderung des Metzer Stadtregiments von 1405 stattfanden; ein Einfall des Herzogs von Lothringen in das Elsaß (1407) war die Folge dieser unklugen Politik. Dessenungeachtet konnte er sich die Betheiligung an dem 1409 von verschiedenen Herren des Unterelsaß und des Westrich gegen Trier unternommenen und zum Glück vereitelten Anschlag nicht versagen. — Inzwischen hatten die trotz der Verträge fortgesetzten Güterveräußerungen Wilhelm's nicht zur Verbesserung seiner Beziehungen mit der Stadt Straßburg beigetragen. 1414 benutzte er — allerdings ohne Erfolg — die Anwesenheit des Königs Sigismund in Straßburg, diesen gegen die Stadt und das Domcapitel einzunehmen. Und als kurz nach des Königs Abreise sich das Gerücht verbreitete, der Bischof wolle dem Herzog von Lothringen Zabern verpfänden, nahm ihn das Capitel im Einverständniß mit der Stadt am 7. December 1415 zu Molsheim gefangen und hielt ihn in der Johanniscapelle des Münsters in Haft. Die Erbitterung gegen den Bischof war so groß, daß die vom Constanzer Concil am 10. März 1416 ergangene Mahnung, ihn freizulassen, keine Wirkung hatte. Erst die Intervention Sigismund's bewirkte seine Befreiung. Zu einem dauernd friedlichen Verhältniß vermochten weder die endlosen Verhandlungen vor dem Concil noch die zweideutige Vermittlerrolle des Königs Sigismund zu führen. Bei den schweren innern Kämpfen, in die Straßburg bald darauf gerieth, hatte Bischof Wilhelm seine Hand im Spiel. Die Massenauswanderung der Adeligen aus der Stadt (1419), die sich zu der „vereinigten Ritterschaft außerhalb Straßburgs" zusammenschlossen und die Stadt in den „Dachsteiner Krieg" (1420—1422) verwickelten, benutzte er zur Stärkung seiner Stellung. 1428 nahm er auf Seiten des Markgrafen Bernhard von Baden an dem mißlungenen Handstreich gegen Straßburg theil. In dem daraus entbrennenden Kriege trat er zum letzten Mal als offener Feind Straßburgs auf; und nachdem er am 6. Februar 1431 auch mit der Straßburger Geistlichkeit seinen Frieden gemacht hatte, indem er sich den Beschlüssen der 1415 gegen ihn begründeten „größeren Verbrüderung" unterwarf, begannen endlich ruhigere Zeiten für das Bisthum. Aber jetzt verhängte es das Schicksal über ihn, daß er seinen stilleren Lebens-

abend nicht in ungetrübtem Frieden beendigen durfte: bevor er am 6. October 1439 starb, mußte er noch die furchtbare Verheerung des Landes durch die Armagnaken erleben. Das Andenken, das seine unheilvolle Regierung hinterließ, konnte durch seine allzu späte Umkehr nicht mehr günstig gestaltet werden: trotzdem er sich an die Spitze des elsässischen Bundes gegen die Armagnaken gestellt hatte, beschuldigte ihn die öffentliche Meinung, diese „Schinder“ ins Land gerufen zu haben.

Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses III, 63—188. — Spach, Histoire de la Basse Alsace, S. 120—133. — Grandidier, Oeuvres historiques inédites IV, 281—327. — Finke, Der Straßburger Electenproceß vor dem Konstanzer Konzil (Straßburger Studien II, 101—112, 285—304, 403—430). — Derselbe, Die größere Verbrüderung des Straßburger Clerus vom Jahre 1415 (Westdeutsche Zeitschrift III, 372—385).

Hans Witte.

Wilhelm von Honstein, Bischof von Straßburg 1506—1541, war der Sproß eines alten thüringischen Grafengeschlechtes. Um 1470 geboren empfing er seine erste Erziehung und grundlegende Ausbildung bei seinem Großoheim, dem Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg, dem bekannten Führer der deutschen Reichsstände zu Kaiser Maximilian’s Zeit. In den Jahren 1486 bis 1495 widmete er sich humanistischen und juristischen Studien an den Universitäten Erfurt, Padua und Freiburg im Breisgau und an beiden deutschen Hochschulen bekleidete er das Amt eines Rectors. Nach Mainz zurückgekehrt und in das Domcapitel aufgenommen gewann er unter dem Einfluß seines Verwandten eine Reihe von Pfründen und eine angesehene Stellung. 1499 Domcustos wurde er von Berthold’s Nachfolger, dem Erzbischof Jakob von Liebenstein, 1505 zum Generalvicar ernannt. Als der Straßburger Bischofsstuhl durch den Tod Albrecht’s von Baiern 1506 vacant geworden war, wurde W. nach hartem Kampf gegen die pfalzbairische Partei im Domcapitel wesentlich durch die Umtriebe seines Oheims, des Domscholasticus Heinrich von Henneberg, zum Bischof gewählt. Ueber seine Wahl und seinen spätern feierlichen Einritt in die Stadt Straßburg im October 1507 haben wir einen eingehenden zeitgenössischen Bericht, der höchst wahrscheinlich aus der Feder des Straßburger Stadtschreibers Sebastian Brant stammt. Obschon derselbe durch ein sehr reges Mißtrauen gegen den neuen Bischof beeinflußt ist, so wird doch seinem ehrlichen Eifer für kirchliche Reformen die Anerkennung nicht versagt. Dieselben hielten sich ganz in dem Ideenkreise, den Geiler’s Predigten und überhaupt die elsässischen Humanisten, Wimpheling an der Spitze vertraten. Abschaffung der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche, sittliche Besserung des Clerus erstrebten sie, ohne irgendwie den Kern der kirchlichen Ueberlieferung antasten zu wollen. So versuchte auch Bischof W. durch das gute Beispiel seiner activen Betheiligung am Gottesdienste, durch Visitationen und ernste Ermahnungen des Clerus, die vor allem einen priesterlichen Lebenswandel, die Residenzpflicht, die Heilighaltung der kirchlichen Ceremonien einschärften, durch Purification der liturgischen Bücher u. A. zu wirken und mit besonderer Energie wandte er sich gegen die Concubinarier; aber er mußte die gleiche Erfahrung machen wie die elsässischen Humanisten, daß die Zustände auf dem Grunde der alten Kirche schlechterdings unverbesserlich waren. Die bischöfliche Autorität reichte nicht weit genug, um tief eingreifen zu können, gegen einzelne Bestimmungen des Bischofs appellirten die Collegiatstifter Alt und Jung St. Peter sogar nach Rom und W. wurde zum Widerruf aufgefordert. Bis zum Jahre 1524 etwa führte er den fruchtlosen Kampf, dann legte er mit der gleichen müden Resignation wie seine humanistischen Streitgenossen die Hände in den Schoß, namentlich als die Bewegung der

Reformation seine Ziele weit überholend sein Werk ihrerseits aufnahm. Immerhin darf es ihm zum Ruhme angerechnet werden, daß er vor den sittlichen Nothständen der Kirche und des Clerus sich nicht verschloß und daß es ihm in einzelnen Stiftern und Klöstern seiner Diöcese wie Gengenbach, Maursmünster u. A. auch gelang, dem reißenden Verfall kirchlichen Lebens Einhalt zu thun.

Gegen die Reformation verhielt er sich völlig ablehnend und auf seinem Sterbebette bekannte er sich noch einmal schroff zu dieser Haltung, die er während seines ganzen Episcopats festgehalten hat; aber auch in seinem Widerstande gegen die neue Bewegung findet man nirgends die rücksichtslose Energie, die seinen Reformbestrebungen gefehlt hatte. Ueberall wich er vor den entschlossen auftretenden Gegnern zurück, so gab er bei dem Zell'schen Handel, der zuerst das „reine Evangelium" im Münster predigte, in der Frage der Ehepriester, obschon er sie mit dem Bann belegte, in dem Streit mit der Stadt Straßburg um die Gleichstellung der Bürger und Geistlichen, endlich in der Cardinalfrage, der Abschaffung der Messe in Straßburg, gegenüber dem maßvollen und besonnenen Vorgehen des Rathes nach. Er beschränkte sich auf papierne Proteste und Appellationen an das rechtlose Reichsregiment, zu einem feindseligen Bruch mit der Stadt ließ er es nicht kommen. Man darf dabei freilich nicht außer Acht lassen, daß ihm vielfach der feste Rückhalt an seinem Clerus mangelte, so namentlich beim Straßburger Domcapitel, und wesentlich mitbestimmend für seine Haltung war jedenfalls dieselbe Rücksicht, die auch den Straßburger Rath bei seinem reformatorischen Vorgehen beeinflußte, die Scheu vor der gährenden Aufregung der Volksmassen. Auf ein von den Straßburger Predigern wiederholt angebotenes Religionsgespräch ließ er sich nicht ein, aus einer Instruction für ein solches vom Jahre 1527, das nicht zu Stande kam, ersehen wir, daß er an den alten Dogmen, vor allem an den sieben Sacramenten unverbrüchlich festgehalten, daß er nur die bei ihrer Spendung eingerissenen Mißbräuche abgeschafft wissen wollte. Es war ein Reformentwurf, der die Bestrebungen weiterführte, welche er auch auf dem Regensburger Convente 1524 vertreten hatte, der jedoch gegenüber der immer stärker anschwellenden religiösen Bewegung völlig kraft- und haltlos war. Fortan beschränkte sich sein Widerstand gegen dieselbe vor allem darauf, daß er durch Einlösung verpfändeter Besitzungen der Straßburger Kirche, wie Benfeld, Ettenheim, Kochersberg, Wanzenau, dem Protestantismus das noch zu erobernde Terrain möglichst zu schmälern suchte und daß er innerhalb des Gebiets seines Bisthums den alten Glauben schützte und vertheidigte.

Ueber seinen Antheil an der großen politischen Bewegung jener Zeit sind wir eingehend nicht unterrichtet. Wir wissen, daß er allzeit gut kaiserlich war sowol unter Maximilian wie unter Karl V., für dessen Wahl er sich gegen Frankreich erklärt hatte, bei beiden bekleidete er die Würde eines kaiserlichen Rathes. Wir sehen ihn auf dem Reichstage zu Constanz 1507, zu Augsburg 1510, zu Trier und Köln 1512, zu Worms 1521, wo er vom Kaiser die Privilegienbestätigung für sein Bisthum, vom Legaten Aleander ein Wohlverhaltungszeugniß erhielt und zum Mitsitzer beim Reichsregiment eingesetzt wurde. Wir finden ihn im Auftrage des Kaisers 1522 auf der Züricher Tagsatzung, um die Eidgenossen Frankreich abwendig zu machen, und weiter auf dem Nürnberger Reichstage von 1522, während er bei dem Regensburger Convent 1524 sich durch Gesandte vertreten ließ; aber über seine intimeren Beziehungen zu Karl V. fehlt uns jede Kunde und auch ihn umhüllt jenes Dunkel, das noch immer über dem Thun und Streben der katholischen Fürsten Deutschlands in jener entscheidungsvollen Zeit liegt. Ein wenig genauer können wir ihn während des Sturmjahres 1525 verfolgen. Im October 1524 hatte W. im Erzbisthum

Mainz für den abwesenden Erzbischof Cardinal Albrecht von Brandenburg die Statthalterschaft angetreten und hier überraschte ihn völlig unvorbereitet im Frühjahr der große Volksaufstand des Bauernkriegs. Das obere Erzstift am Main und Neckar gerieth ebenso in Aufruhr wie der Rheingau, die Städte Mainz, Frankfurt u. A. Es blieb dem Bischof nichts anderes übrig als die Forderungen der Bürgerschaft und der Bauern zu bewilligen, in Aschaffenburg trat er selbst der großen Bruderschaft der Bauern bei; aber als sich binnen zweier Monate das Spiel vor den Mauern von Würzburg völlig wandte, die Bauern unter den Streichen des schwäbischen Bundesheeres und der pfalz-bairischen Truppen zusammensanken, war dies zugleich für ihn die Erlösung aus einer ungemein peinlichen Situation. Wenn er nun auch freilich diesen Rückschlag die Empörer nicht mit barbarischer Härte wie andere Fürsten empfinden ließ, so stellte er doch hier ebenso wie in seiner Straßburger Diöcese, wo inzwischen während seiner Abwesenheit der Aufruhr durch Anton von Lothringen im Blute der elsässischen Bauern erstickt worden war, die alten Verhältnisse mit unnachgiebiger Hand wieder her. Mit doppelter Schärfe wandte er sich gegen die religiöse Neuerung, welche den Ausbruch des Bauernkriegs mit verschuldet zu haben schien, doch blieben seine politischen Schritte, wie der Versuch 1526 die oberdeutschen katholischen Fürsten zu einigen, erfolglos. Er nahm an den Reichstagen von Speier 1526 und 1529 wie an dem Augsburger Reichstage 1530 theil, ohne dabei eine markante Rolle zu spielen. Im J. 1531 wurde der Plan, ihn zum Coadjutor von Mainz zu machen, sehr ernstlich erwogen und emsig gefördert, schon waren alle dabei betheiligten Factoren einig, als W. selbst verzichtete, wie es scheint, aus Mangel an finanziellen Mitteln. In den dreißiger Jahren sehen wir ihn besonders eifrig bei der Verfolgung der Wiedertäufer, im übrigen tritt er mehr und mehr zurück. An dem Hagenauer Tage im J. 1540 und an seinen Vergleichsverhandlungen nahm er noch lebhaften Antheil, wobei er zu den hitzigsten Anhängern des alten Glaubens gerechnet wurde, dagegen ließ er sich auf dem Regensburger Reichstag 1541 vertreten. Am 29. Juni 1541 verschied er nach langen gichtischen Leiden in seiner Residenz Zabern, wo er auch beigesetzt wurde. Er war ein Kirchenfürst im alten und guten Sinne, aber seiner großen Zeit war er nicht gewachsen.

Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg I, 2, 239 bis 299. — A. Baum, Magistrat und Reformation in Straßburg. 1887. — Besondern Dank schulde ich Herrn Dr. Jos. Gaß für seine mir zur Verfügung gestellte noch ungedr. Würzb. Dissertation über Wilhelm v. Honstein.

W. Wiegand.

Wilhelm I., Bischof von Utrecht, wahrscheinlich aus geldrischem Adel, wurde 1056 auf den Utrechter Stuhl erhoben. Von seinem früheren Leben ist nichts bekannt und ebensowenig hat er sich als geistlicher Hirte hervorgethan, wenn auch seine Gelehrsamkeit selbst von einem ihm feindseligen Autor gepriesen ist. Umso mehr aber hat er sich als unbedingter Anhänger Heinrich's IV. dem Papst Gregor VII. gegenüber einen Namen gemacht. Seine Erhebung verdankte er wahrscheinlich Anno von Köln und die sehr ansehnlichen Schenkungen des Königs Heinrich verdankte die Utrechter Kirche auch wol größtentheils der Gunst dieses mächtigen Gönners, wenn auch seit dem Emporkommen der holländischen Grafen an der friesischen Küste die Befestigung und Ausdehnung ihrer Macht als ein wesentliches Interesse der Reichsgewalt galt. Auch waren es namentlich die früher durch die Holländer besetzten Länder, welche W. für sein Bisthum zurück erhielt. Die weltliche Herrschaft der Utrechter Bischöfe ist wol nimmer so ausgedehnt gewesen. Im J. 1064 begleitete W. mit großem

Gefolge den Erzbischof Siegfried von Mainz auf dessen Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande, entrann aber nur mit genauer Noth dem Tod durch die Hände der Beduinen. Als der Streit zwischen Heinrich und Gregor ausbrach, stellte sich W. unter die eifrigsten Vorkämpfer der königlichen Partei. Auf dem Wormser Concil war er es, der die Zweifelnden unter den Bischöfen durch Zuspruch und That zum Angriff ermuthigte, gleich nach den beiden Erzbischöfen hat er den Brief an Hildebrand unterschrieben. Und auch als die anderen Bischöfe durch die päpstliche Excommunication eingeschüchtert wurden, war es W., der es wagte dem Papst zu trotzen und feierlich den Fluch über denselben auszusprechen. Freilich scheint persönliche Leidenschaft dazu mitgewirkt zu haben und nicht weniger der Zorn über die zugleich mit dem König auch über ihn verhängte Excommunication. Kein Wunder also daß Wilhelm's sehr bald darauf erfolgter, wie es scheint plötzlicher, von kirchlich gesinnten Autoren als ein gräßlicher beschriebener Tod der Mitwelt als eine göttliche Strafe erschien. Schon am 27. April desselben Jahres 1076 ist W. verschieden, bevor er auf der zweiten nach Worms einberufenen Versammlung gegen den Papst auftreten konnte. Sein Tod war ein harter Schlag für Heinrich's Sache; ob auch ein Verlust für die Kirche läßt sich kaum beurtheilen, da die Aussprüche der Zeitgenossen eben nur von ihrer Parteistellung abhängig sind.

Vgl. Lambert von Hersfeld, Bruno, de Bello Saxonico, Bernold u. s. w. Die niederländischen Quellen sind alle aus späterer Zeit. — Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit III. — Moll, Kerkgeschiedenis van Nederland II. — Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche Volk I.

P. L. Müller.

Wilhelm II., Bischof von Utrecht, aus dem die Stadt Mecheln in Brabant beherrschenden Geschlechte der Bertolds, wurde 1296 von der Utrechter Geistlichkeit dem Papste zum Nachfolger des nach Toul versetzten Johann von Zyrik empfohlen. Wahrscheinlich weil er dem Grafen von Holland verwandt und, da er selber eine Stelle am päpstlichen Hofe bekleidet hatte, dem Papst persönlich bekannt war. Gleich nach seiner Wahl versuchte er die tief gesunkene Macht seines Stiftes zu heben, was bei der in Holland nach der Ermordung des Grafen Florens V. entstandenen Verwirrung insoweit gelang, daß er die Burg zu Muiden in seine Gewalt bekam. Aber seine Versuche, das von Holland annectirte Westfriesland zu befreien, mißlangen völlig. W. selber mußte nach Overyssel entweichen und im nächsten Jahr allen Ansprüchen auf im holländischen Besitz befindliche Lande, mit wenigen Ausnahmen, entsagen. Noch weniger Glück hatte W. in seinen Versuchen sein Regiment dem Adel und namentlich der Stadt Utrecht gegenüber zu befestigen. Bald kam es zum offenen Kampf: der Bürgermeister Johann Lichtenberg verbunden mit Herrn Zweder von Montfoort übernahm die Führung der Rebellen, welche sich Wilhelm's zu bemächtigen wußten und ihn zwangen seine Resignation zu auszusprechen. Zu diesem Zweck reiste er persönlich nach Rom. Bonifaz VIII. wollte jedoch von einer solchen erzwungenen Resignation nichts wissen, gebot ihm nach Utrecht zurückzukehren und befahl dem Bischof von Münster ihm dabei behülflich zu sein. Mit dessen Beistand sammelte er namentlich in Overyssel eine ziemlich starke Kriegsmacht. Als er sich aber Utrecht nahte, verweigerten die Bürger ihm den Eingang und als er anfing die Amstelschen und Woerdenschen Länder zu verheeren, zogen sie unter zahlreichem Zuzug von utrechter und holländischen Rittern ihm entgegen. Auf der sogenannten Hoogewoerd zwischen Utrecht und Montfoort fand am 4. Juli 1301 der Bischof nach heißem Kampfe den Tod unter den Schwertern der Holländer. In seiner Hauptstadt hatte für lange Jahre das Rathsregiment den Sieg errungen.

Vgl. die Chroniken von Beka, Wilhelmus Procurator und Stoke, Das Chronicon de Trajecto (in Matthaeus, Analecta). — Moll, Kerkgeschiedenis van Nederland II. — Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche Volk I.

P. L. Müller.

Wilhelm I. Friedrich Karl, König von Württemberg, ist am 27. September 1781 zu Lüben in Schlesien, der damaligen Garnison seines Vaters, des Herzogs, späteren Königs Friedrich, geboren; die Mutter war Herzogin Auguste von Braunschweig. Zerwürfnisse mit dem Vater machten seine Jugend ziemlich freudlos. Außer vorübergehenden Diensten im österreichischen Heere (1800) blieb der Prinz lange ohne Beruf; erst 1809 übernahm er in Württemberg ein Commando. Wie wenig er sich noch innerlich in die Rheinbundsverhältnisse schickte, zeigt seine 1808 mit Prinzessin Charlotte von Baiern gefeierte Vermählung, die bis zu der im August 1814 erfolgten Scheidung nicht zur wirklichen Ehe führte. Im russischen Feldzug mußte W. aus Rücksicht auf Napoleon den Oberbefehl über die württembergische Division übernehmen; eine schwere Krankheit gab ihm bald die willkommene Gelegenheit zur Heimkehr. Als aber endlich auch König Friedrich von Württemberg die Waffen gegen Napoleon kehrte, zog der Kronprinz 1814 freudig an der Spitze eines Armeecorps nach Frankreich. Namentlich die tapfere Vertheidigung der Stellung bei Montereau gegen Napoleon selbst hat ihm den Ruf eines tüchtigen Heerführers verschafft. Auch 1815 befehligte er ein eigenes Corps. Seine militärischen Leistungen, sein frisches, aufgewecktes Wesen, seine nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Kaiser Alexander I. von Rußland ließen den Gedanken entstehen, ihn auf den französischen Thron zu setzen oder wenigstens zum König des von Frankreich loszutrennenden Elsasses zu ernennen. Er selbst träumte schwerlich von solchen Dingen, unterstützte aber das Verlangen, zur Sicherung des Südwestens das Elsaß mit Deutschland zu vereinigen. Im neuen deutschen Bund hoffte er die Stelle des Oberbefehlshabers zu erlangen; Schwärmer, die sein Ruf liberaler Gesinnung bestach, wollten in ihm gar den künftigen deutschen Kaiser erblicken. Zu dem großen Ansehen, das W. damals genoß, trug bei, daß er sich mit der geistreichen Großfürstin Katharina, der Schwester Alexander's I., verlobte.

Am 24. Januar 1816 wurde die Vermählung vollzogen, am 30. October brachte der Tod des Vaters W. auf den Thron. Hungersnoth und der heftige seit Jahren entbrannte Streit um die Wiederherstellung der Verfassung erregten die Gemüther. Jener suchte der König, von Katharina eifrigst unterstützt, mit Erfolg abzuhelfen; der Streit schien bei der freisinnigen Haltung, die derselbe bisher eingenommen, leicht zu beschwichtigen. Der Verfassungsentwurf, den namentlich v. Wangenheim vertrat, gewährte der Volksvertretung weitgehende Rechte. Aber die Altwürttemberger beharrten auf der einfachen Wiederherstellung der früheren Stände, der Adel machte seine Sonderrechte geltend, so daß sich der König genöthigt sah, die Verhandlungen abzubrechen und einseitig von sich aus nach der vorgeschlagenen Verfassung zu regieren. Und wirklich, was damals, besonders durch die Organisationsedicte von 1817 und 1818, geschaffen wurde, hat Württemberg zeitgemäße, wohlthätig wirkende staatliche Einrichtungen gegeben. Dazu kam eifrige Pflege der Volkswohlfahrt, vor allem der Landwirthschaft.

Erst am 13. Juli 1819 traten die Landstände wieder zusammen. Diesmal gelang es, obwol die Wahlen regierungsfeindlich ausgefallen waren, einen Verfassungsentwurf durchzusetzen, der gegenüber dem früheren einige freisinnigere Bestimmungen enthielt und zugleich den Wünschen der Altwürttemberger etwas

entgegenkam. Die Furcht vor den drohenden Karlsbader Beschlüssen führte jetzt die Annahme der Verfassung herbei.

Trotzdem mußte W., um die Großmächte nicht gegen sich aufzubringen, die Karlsbader Beschlüsse, wenn auch noch so milde, in seinem Lande durchführen. Ebenso mußte er sich der Wiener Schlußacte von 1820 fügen, nachdem sein Gesandter geholfen hatte, die Anerkennung der bestehenden Landesverfassungen und das Recht des deutschen Bundes auf Bestätigung der Acte durchzusetzen. König W. litt schwer unter der Entwicklung, welche die deutschen Dinge nahmen, er bäumte sich auf gegen den Druck der Großmächte. Zunächst suchte er insgeheim die öffentliche Meinung zu beeinflussen durch das von ihm eingegebene Manuscript aus Süddeutschland (1820), das Oesterreich und Preußen als selbstsüchtig angriff und ihnen das reine Deutschland als gleichberechtigt, ja als geistig überlegen, gegenüberstellte. Der Verdacht der Urheberschaft lenkte sich bald auf W., die Großmächte zürnten. Auch in der Folgezeit schlossen diese die kleineren Staaten von den Congressen aus, ja sie planten sogar, den Bundestag von den selbständigen Elementen, wie dem freimüthigen Wangenheim, der nunmehr dort Württemberg vertrat, zu reinigen. W. versuchte noch einmal, auf seinen Schwager Alexander I. einzuwirken und suchte ihn im December 1822 zu Mittenwald auf. Umsonst: auch der Schwager, der eben vom Congreß in Verona kam, hielt ihn für gänzlich verdorben und von den schlechtesten Grundsätzen durchdrungen. Im Grolle ließ W. seinen Gesandten im Auslande eine scharfe Note gegen die Veroneser Beschlüsse zustellen; ihre, wol unbeabsichtigte, Veröffentlichung bewirkte, daß die Großmächte ihre Gesandten von Stuttgart wegschickten (1823). Wenn auch zögernd, mußte der König Wangenheim von Frankfurt abberufen; aber auch Wintzingerode, der Minister des Aeußeren, der mit Wilhelm's herausforderndem Vorgehen nicht einverstanden war, ging weg. Es dauerte lange, bis die Großmächte wieder versöhnt waren.

Im Innern setzte der König seine Bemühungen um staatliche Ordnung und volkswirthschaftliche Hebung fort; die Stellung der Beamten wurde verbessert, zahlreiche Schulen, namentlich im Interesse des Gewerbes, wurden errichtet; 1824 konnte dem ersten Dampfschiff, das den Bodensee befuhr, der Name des Königs beigelegt werden. Doch bald senkte sich über Württemberg ein starr bureaukratischer Geist. Er entsprach theils der vom Bundestag ausgehenden Reaction, theils der Persönlichkeit Wilhelm's, der bei aller Weite der Auffassung in der Ausführung keinen Widerstand ertragen konnte. Die Ausschließung List's aus der Kammer, die strenge Beaufsichtigung der Hochschule waren Früchte davon. Andererseits half die Zähigkeit des Königs die zahlreichen Schwierigkeiten wegräumen, die dem Abschluß von Zollverträgen mit andern deutschen Staaten entgegenstanden. Es war wesentlich sein Verdienst, daß am 18. Januar 1828 der Zollvereinsvertrag zwischen Württemberg und Baiern zu Stande kam, der zur Vereinigung mit der preußischen Gruppe und schließlich zum deutschen Zollverein führte.

Als die Wirkungen der französischen Revolution von 1830 im Lande zu spüren waren, schloß sich W. den militärischen Vorbereitungen an, welche die deutschen Staaten zum Schutze der Grenzen trafen. Die Bewegung im Innern suchte er mit starker Hand niederzuhalten. Paul Pfizer, der in dem Briefwechsel zweier Deutschen den engsten Anschluß an Preußen gepredigt, mußte aus dem Staatsdienst treten; die Bundesbeschlüsse von 1832 gegen die Rechte der Landstände, gegen die Presse, Versammlungsfreiheit und Hochschulen wurden in Württemberg verkündigt, obgleich sie gegen die Verfassung verstießen; die Wahl Wangenheim's, der den König durch ein freimüthiges Schreiben verletzt hatte, in die Kammer wurde für ungültig erklärt; der Landtag von 1833, der sich gegen

die Bundesbeschlüsse erhob und die freiheitliche Weiterentwicklung von ganz Deutschland auf seine Fahne schrieb, wurde bald aufgelöst. Da das Land gewaltsamen Umsturz verabscheute und zahlreiche wohlthätige Maßregeln der Regierung billigte, brachten die Neuwahlen der letzteren die Mehrheit. Gesetze über Ablösung von Frohnen und ähnlichen Lasten, über Entschädigung für aufgehobene Leistungen aus der Leibeigenschaft, über die Volksschulen mit Besserung der Lage der Lehrer, die Herabsetzung der Steuern, das Zustandekommen eines neuen, wenn auch von der Linken streng bekämpften, Strafgesetzbuchs verschafften der Regierung Wilhelm's den Ruf, daß sie die beste sei, die das Land seit Eberhard im Bart gehabt habe. Als vollends der König sich der Verurtheilung des hannoverschen Verfassungsbruchs anschloß und Ewald, einen der Göttinger Sieben, nach Tübingen berief, war der Opposition der Boden so sehr entzogen, daß ihre Führer, darunter Römer und Uhland, sich 1839—1845 vom politischen Leben zurückzogen. In diese Zeit behäbiger Ordnung und Ruhe fiel das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Königs. Die allgemeine warme Theilnahme an demselben schien die Möglichkeit auszuschließen, daß je wieder ein Streit zwischen W. und seinem Volke ausbrechen könnte.

Doch bald genug wurde die bureaukratische Landesverwaltung als Druck empfunden; W. selbst sah sich wieder veranlaßt beim Bunde für die Preßfreiheit einzutreten. Das Auftauchen der schleswig-holsteinischen Frage setzte das Land in Erregung. Theurung und Hungersnoth im J. 1845 führten zu Crawallen. Der Wind, der von Frankreich her wehte, ließ alte und neue Forderungen ans Tageslicht treten: Preß-, Versammlungs-, Vereins- und Gewissensfreiheit, Volksbewaffnung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Hebung des Volksunterrichts, Ausdehnung des Zollvereins, Vereinfachung der Staatsverwaltung, Wahlrecht sämmtlicher Steuerpflichtiger, völlige Ablösung der Zehnten und anderer Grundlasten. Der Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1848 fand so einen vorbereiteten Boden. Als Folge der Revolution erwartete man Krieg mit Frankreich; die Errungenschaften eines solchen sollten aber nicht den Dynastien, sondern dem Volke zu gute kommen. Zahlreiche Volksversammlungen bezeichneten neben den früheren Wünschen ein deutsches Parlament und Schwurgerichte als Ziele. Die württembergische Regierung stellte sofort das freisinnige Preßgesetz wieder her und suchte durch Versprechungen zu beschwichtigen. König W. entschloß sich, das Ministerium Schlayer zu entlassen, versuchte aber an die Stelle des Geschäftsministeriums ein conservatives mit dem Freiherrn v. Linden an der Spitze einzusetzen. Es gelang ihm nicht; er mußte am 9. März das Ministerium an den Führer der Opposition, Friedrich Römer, übertragen. W. war bereit, eine Volksvertretung am Bundestag zuzugeben. Er wollte sogar Preußen die Leitung des so umgestalteten Bundes überlassen, wurde aber durch die Art, wie Friedrich Wilhelm IV. sich nach den Berliner Straßenkämpfen selbst an die Spitze Deutschlands stellte, zurückgeschreckt. Aufstände, wie sie in Baden zum Ausbruch kamen, half der König unterdrücken. Die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser billigte er und stattete demselben persönlich in Frankfurt einen Besuch ab. Es macht den Eindruck, als ob er eine große Neugestaltung Deutschlands erwartete, die ihm etwa die Vereinigung von Baden und Hohenzollern mit seinem Königreiche gebracht hätte. Er trat daher doch mit Preußen in Beziehung, um, selbst ohne Oesterreich, die Gründung eines Bundes der größeren Fürsten Deutschlands anzuregen. Die württembergische Kammer ging immer weiter; sie suchte die Frankfurter Beschlüsse zu beschleunigen oder gar zu überholen. Das war aber gar nicht im Sinne Wilhelm's, wenn er sich auch die Anerkennung der deutschen Grundrechte abzwingen ließ. Als aber Preußen die deutsche Kaiserkrone angeboten wurde,

da erhob sich in W. das Gefühl der Gleichberechtigung, er weigerte sich, die Reichsverfassung anzunehmen. Kammer und Ministerium drangen auf ihn ein. Schon wollte er durch Verlassen des Landes der Zwangslage sich entziehen; da gab er doch noch nach, sprach aber die Voraussetzung aus, daß die Reichsverfassung von allen deutschen Fürsten anerkannt werde. Als die Kammer damit nicht zufrieden war, nahm er auch diese Voraussetzung ingrimmig zurück (25. April 1849). Die Wogen gingen immer höher. Die große demokratische Pfingstversammlung in Reutlingen schien die Revolution auf Württemberg zu übertragen. Wieder wollte W. sich ins Ausland entfernen, weil er des Heers nicht sicher zu sein glaubte; hohe Officiere hielten ihn zurück. Jetzt rückte auch noch der Rest des Rumpfparlaments in Stuttgart ein. Sein Versuch über die württembergischen Machtmittel zu verfügen brachte es sofort in Streit mit dem Ministerium; am 18. Juni wurde es von diesem gesprengt. Das gab doch noch den Anlaß zu offenen Erhebungen. Da der badische Aufstand im Erlöschen begriffen war, wurden sie mit Leichtigkeit unterdrückt. Noch beschloß die Kammer ein neues Wahlgesetz, das eine einzige Kammer festsetzte und das Wahlrecht sehr weit ausdehnte; dann mußte sie einer andern Platz machen, die eine neue Verfassung in Uebereinstimmung mit der Reichsverfassung schaffen sollte. Diese selbst anzugreifen wagte der König W. nicht. Wie erregt die Stimmung des Landes noch war, zeigten die Neuwahlen, die der radicalen Linken die Mehrheit brachten. Römer wollte abtreten, aber die Frucht schien dem König nicht reif zu sein. Erst als ein Theil der Minister wegen der Weigerung Wilhelm's, der Union beizutreten, seine Entlassung nahm, wurde ein neues Ministerium berufen (28. October 1849). Es war der frühere Minister Schlayer, der die Bildung desselben übernahm. König W. betrieb persönlich den Abschluß des gegen Preußen gerichteten Vierkönigsbündnisses. Bei der Einberufung der verfassungsberathenden Landesversammlung wurde die gesetzlich vorgeschriebene Eidesformel bezüglich der Anlehnung an die Reichsverfassung gestrichen, der Kampf gegen die letztere begann. Unter diesen Umständen konnte auch keine Einigung über eine neue Landesverfassung erzielt werden, obgleich drei verfassungberathende Landtage auf einander folgten. Die Thronrede bei Eröffnung des zweiten (15. März 1850) sprach sich so scharf gegen die von Preußen geschaffene Union aus, daß dieses seinen Gesandten abberief. Die Behauptung der Regierung, daß der deutsche Bund noch fortbestehe, führte zu einer Ministeranklage und zum Rücktritt Schlayer's. Ihn ersetzte der entschiedener conservative Freiherr v. Linden. Noch gingen die Anschauungen des Königs und der Kammer nicht vollständig auseinander; der erstere hielt wenigstens an der Nothwendigkeit eines deutschen Parlaments fest. Aber die Theilnahme der Kammer für die schleswig-holsteinischen Stände, ihre Weigerung, den durch die Bregenzer Zusammenkunft der Monarchen von Oesterreich, Baiern und Württemberg (11. October 1850) bedingten Credit für Rüstungen zu gewähren, führten zum Bruch. Die Landesversammlung wurde aufgelöst, die alte Verfassung wieder hergestellt, die deutschen Grundrechte wurden für aufgehoben erklärt. Letzterem trat sogar die Kammer bei unter Wahrung der zahlreichen in die württembergische Gesetzgebung selbst übergegangenen Bestandtheile.

Die Kriegsgefahr, die durch den Kampf der Westmächte und der Türkei mit Rußland hervorgerufen war, veranlaßten König W., sich aufs neue an Preußen anzulehnen, dem er mehr guten Willen, Deutschland zu schützen, zutraute, als Oesterreich; nur erklärte er das in den Händen Frankreichs befindliche Straßburg für ein Hinderniß, sich der deutsch-nationalen Politik ganz hinzugeben. Auch nach dem Ausbruch des italienischen Kriegs von 1859 stellte er seine Truppen Preußen zur Verfügung. Trotzdem bekämpfte er alle Be-

strebungen desselben, die Verfassung des Bundes so zu ändern, daß es allein an die Spitze träte. Gegen den Nationalverein, der anfing im Lande Anhänger zu gewinnen, griff er selbst im württembergischen Staatsanzeiger zur Feder. Er trat wieder völlig auf die Seite Oesterreichs und schickte 1863 den Kronprinzen Karl nach Frankfurt zum Fürstencongreß.

Zu heftiger Aufregung führte die Regelung des Verhältnisses des Staats zur katholischen Kirche. Die Aufsichtsrechte über das erst 1828 geschaffene Landesbisthum waren lebhaft bestritten worden. Nach langen Verhandlungen wurde 1857 ein Concordat verabredet, das dem Gerüchte Nahrung gab, W. selbst sei katholisch geworden. Erst 1862 gelang es, durch ein staatliches Gesetz das Concordat zu ersetzen, ohne daß die sachlichen Bestimmungen dasselben wesentlich abgeändert worden wären.

Als die schleswig-holsteinische Frage brennend wurde, starb König W. am 25. Juni 1864 auf seinem Landhause Rosenstein. Seiner zweiten Ehe, mit Katharina, entstammten die Prinzessinnen Marie und Sophie, die spätere Königin der Niederlande, der dritten, mit seiner Verwandten Pauline von Württemberg, außer dem Nachfolger Karl die Prinzessinnen Katharina, Gemahlin des Prinzen Friedrich von Württemberg und Mutter des Königs Wilhelm's II., und Augusta, Gemahlin des Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar.

Die Regierung Wilhelm's ist ausgezeichnet durch Pflege des Volkswohlstands; er hat sich den Namen eines Königs der Landwirthschaft erworben. Aber unverkennbar ist eine gewisse Schwerfälligkeit und Bedächtigkeit gegenüber neuen Aufgaben. Sein anfänglicher Eifer erlahmte durch die entgegenstehenden Hindernisse; namentlich die Weiterbildung der Verfassung, die seinen innersten Wünschen entsprach, verhinderte er selbst durch sprunghaftes Vorgehen und scheues Stutzen. Als deutscher Fürst hat er sich insoweit gefühlt, als er für Hebung des Heerwesens zum Schutz der Grenzen eintrat. Aber wie er gewissermaßen eine internationale Rolle spielte, bis ihm die Großmächte Zügel anlegten, so hat er auch innerhalb des Bundes eifersüchtig über seiner Selbständigkeit gewacht. Er wollte ein einiges Deutschland, aber er wollte an dessen Leitung vollberechtigt theilnehmen, und je nachdem er dieses Ziel zu erreichen hoffte, suchte er seine Stütze bald bei Oesterreich bald bei Preußen.

Köstlin, Wilhelm I., König von Würtemberg und die Entwickelung der würtembergischen Verfassung (1839). — Nick, Wilhelm I., K. v. W. und seine Regierung (1864). — Strauß, König Wilh. v. W. (Kleine Schriften N. F. 1866, S. 270—297). — P. Stälin, Zum Gedächtnis König Wilhelm's (Lit. Beil. des Staatsanz. f. Würt. 1881, S. 337—350). — Derselbe, König Wilh. I. v. W. (Zeitschr. f. allg. Gesch. 1885, S. 353—367, 417—434). — Schneider, Würt. Geschichte, S. 479—551 (1896).

Eugen Schneider.

Wilhelm Nicolaus, Herzog von Württemberg, k. und k. österreichischer Feldzeugmeister und Ritter des Maria Theresienordens, wurde als der Sohn des Herzogs Eugen von Württemberg und seiner zweiten Gemahlin Helene, geborenen Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, zu Carlsruhe in Preußisch-Schlesien am 20. Juli 1828 geboren. Er studirte zu Breslau und zu Genf. Zum jungen Manne herangereift, faßte er den Entschluß, sich dem Waffendienste zu widmen, in dem sich schon sein Vater in hervorragender Weise bethätigt hatte. In dem preußischen Heere diente bereits Eugen's Sohn aus seiner ersten Ehe mit der Prinzessin Mathilde von Waldeck, Eugen (geb. am 25. Dec. 1820, † als General der Cavallerie am 8. Jan. 1875); gegen den Eintritt in die russische Armee sprachen die trüben Erfahrungen, welche der Vater dort gemacht. Dieser bestimmte den Sohn daher, in die österreichische Armee zu treten, die

eben (1848) unter Radetzky's Führung die Lombardie erobert hatte und siegreich in Mailand eingezogen war. Dort stellte sich der junge Prinz dem greisen Feldmarschall vor, der ihn sogleich (16. Oct. 1848) zum Oberlieutenant im Regimente Kaiser Nr. 1 ernannte. Als im März 1849 der Krieg gegen Piemont wieder begann, hatte W. rasch Gelegenheit, seinen Soldatengeist und seine persönliche Tapferkeit zu zeigen. Er kämpfte bei der Ueberschreitung des Gravellone (am 20. März), in dem Treffen bei Mortara (21.), wo er sich rühmlich hervorthat und am Kopfe verwundet wurde und am 23. in der Schlacht bei Novara, wo er eine schwere Wunde am Kniegelenk davontrug. In Anerkennung seiner Tapferkeit wurde er von Radetzky zum Hauptmann im 45. Infanterieregimente befördert und am 24. April 1850 vom Kaiser durch Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldordens ausgezeichnet. Er wurde am 23. November 1853 Major, am 16. April 1857 Oberstlieutenant und am 28. April 1859 Oberst und Commandant des 27. Infanterieregimentes König der Belgier (Steiermärker, Werbbezirk Graz). An der Spitze dieses Regimentes zog er 1859 in den Krieg gegen Frankreich und Piemont und vollbrachte mit diesen ihn glühend verehrenden Soldaten glänzende Heldenthaten. In der Schlacht bei Magenta (4. Juni) beorderte Generalmajor v. Ramming den Herzog W. mit zwei Bataillonen seines Regimentes Magenta zu halten, um den Rückzug des Corps zu decken. Herzog W. warf die Franzosen über den Eisenbahndamm zurück, behauptete den Ort und das Vorfeld desselben, leistete dem wieder vorrückenden Feinde auf freiem Felde Widerstand und warf ihn mit einem Bajonnettangriff bis Casa Nuova zurück. So hatte W. das Gefecht bei Magenta zwei Mal zum Stehen gebracht. Als der Feind neuerdings in Ueberzahl vorging und Wilhelm's Stellung in Front und Flanken angriff, hielt er nicht nur Stand, sondern beschloß, um sich für einen geordneten Rückzug Luft zu machen, einen abermaligen Angriff. Mit gefälltem Bajonette stürmten seine „Belgier" vorwärts, der Fahnenträger des ersten Bataillons brach durch die Brust geschossen zusammen; W., mit wenigen Sätzen seines Pferdes zur Stelle, Säbel und Zügel in der Rechten, riß mit der Linken die Fahne empor, sie in den Lüften schwingend und sprengte gegen die dichtesten Reihen der Feinde mit dem Rufe: „Soldaten, eurer Fahne, eurem Obersten nach!" Fest geschlossen folgten ihm seine „Belgier" mit gefällten Bajonnetten, mehrere Schüsse durchlöchern die Fahne, Wilhelm's Pferd bricht erschossen zusammen, er selbst, obwol durch einen Prellschuß verletzt, stürmt zu Fuß vorwärts. Hunderte gefallener Franzosen und Oesterreicher deckten die Wahlstatt, aber Wilhelm's Bataillone hatten gesiegt, das Centrum des Feindes wurde zum Weichen, sein linker Flügel zum Stehen gebracht. Nun konnte der Rückzug angetreten werden, aber auch dieser verlief nicht ohne Kämpfe und Verluste; Ort und Bahnhof Magenta mußten noch mit großen Opfern gegen den vordringenden Feind behauptet werden, wobei W. zu Fuß mit Säbel und Pistole im Straßenkampfe selbst eingriff.

Des Herzogs W. von Württemberg Heldenmuth in diesem Kampfe wurde sogleich von seinen militärischen Vorgesetzten, dem Feldmarschalllieutenant Grafen Clam-Gallas und dem Generalmajor Ramming in rühmlichster Weise anerkannt. Die französischen Schlachtenbulletins heben den nachhaltigen Widerstand hervor, welcher am Nord- und Westeingange von Magenta zu Ende der Schlacht geleistet und wodurch es den Franzosen unmöglich wurde, über Magenta hinaus vorzudringen um den Rückzug der österreichischen Armee zu verfolgen. Als einige Wochen später der Feldmarschalllieutenant Prinz von Hessen in dienstlicher Sendung im französischen Hauptquartier erschien, äußerten sich die französischen Generale Montebello und Failly über die Schlacht von Magenta: „Notre ar-

mée a beaucoup remarqué l'attaque rigoureuse d'un regiment à collet jaune (das Regiment „Belgien" hat gelbe Aufschläge), menée le drapeau à la main par un jeune colonel".

Auf Grund der in der Schlacht von Magenta vollbrachten Waffenthat wurde W. vom Kaiser am 27. Juni 1859 mit dem Orden der eisernen Krone II. Classe und am 21. Mai 1861 mit dem Ritterkreuze des Maria Theresienordens ausgezeichnet. In der Schlacht bei Solferino (24. Juni 1859) stand W. mit seinem Regimente auf dem äußersten rechten Flügel der ersten Armee. Er hielt vier Stunden im feindlichen Geschützfeuer, wies Reiterangriffe ab und nahm an dem Kampfe vorwärts Guidizzolo theil. Nach dem Frieden von Zürich kam W. mit seinem Regimente in die Garnison Wien.

In dem Kriege gegen Dänemark (1864) holte er sich und seinen „Belgiern" wieder neue Lorbeern; er kämpfte bei Ober-Selk (3. Febr.), machte am 4. die Kanonade vor Schleswig mit, that sich am 6. bei Oeversee mit seinem Regimente glänzend hervor und trug wesentlich zum Erfolge des Tages bei. In diesem Gefechte wußte er durch seine heldenmüthige Haltung das ganze Regiment König der Belgier so mit sich fortzureißen, daß seine Leute unwiderstehlich die durch Knicke und Zäune gedeckten Dänen mit dem Bajonnett hinter ihren Deckungen vertrieben und im blutigen Handgefecht beinahe vernichteten. W. selbst wurde durch einen Schuß im Fuße schwer verwundet, zwei Zehen wurden zersplittert, die Kugel drang die Sohle entlang bis in die Ferse; er brach bewußtlos nieder und wäre fast das Opfer eines fanatischen Dänen geworden, der selbst schwer verletzt darniederliegend sich mühsam erhob, auf ihn feuerte, doch ohne ihn zu treffen. Für diesen neuen Beweis seiner Tapferkeit wurde W. vom Kaiser außer der Rangstour zum Generalmajor befördert. Nachdem er die Kunde von dieser Auszeichnung, infolge dessen er 36 Vordermänner übersprang, erhalten, richtete er vom Krankenbette, auf dem er schwer verwundet lag, an den Obercommandanten der österreichischen in Schleswig-Holstein operirenden Truppen Feldmarschalllieutenant Freiherrn v. Gablenz ein Schreiben, in welchem er in echter Selbstlosigkeit und wahrem Edelsinn die Lobsprüche, welche ihm der Kaiser und sein Commandant gezollt, ablehnt; sein Verdienst sei einzig und allein der Vorzug, an der Spitze eines Regiments sich zu befinden, welches sich bereits im italienischen Kriege unverwelkliche Lorbeern errungen habe, einer Schar von Tapfern, die unter jedem andern Führer denselben Heldenmuth an den Tag gelegt hätte. Hierauf machte er seine Vorschläge, wie die Stellen der gebliebenen Officiere seines Regimentes neu zu besetzen seien und schließt mit den schönen Worten: „Verübeln mir Euer Excellenz diese Bitte im Interesse meiner ehemaligen Kriegskameraden nicht, es sind die letzten Sorgen eines Vaters für seine hinterlassenen Kinder". Außer der Ernennung zum Generalmajor wurde W. für seine hervorragenden Leistungen in diesem Feldzuge vom Kaiser von Oesterreich (10. März 1864) durch das Commandeurkreuz des Leopoldordens und von König Wilhelm I. von Preußen durch die höchste preußische Militärdecoration, den Orden pour le mérite (22. März) ausgezeichnet. Am 16. Mai 1865 wurde er zum Oberst-Inhaber des 73. Infanterieregimentes ernannt.

Im Kriege von 1866 wurde der Generalmajor mit seiner Brigade der Nordarmee zugetheilt, wohnte der Kanonade bei Kukus (30. Juni) bei, kämpfte (3. Juli) in der Schlacht bei Königgrätz im Swiepwalde und in den Treffen von Blumenau und Preßburg (22. Juli). Für seine Leistungen in diesem Kriegsjahre wurde ihm vom Kaiser die Allerhöchste belobende Anerkennung ausgesprochen. Nach dem Feldzuge kam er mit seiner Brigade nach Triest, wurde 1869 Commandant der 11. Infanterietruppendivision in Prag, am 24. October

1869 zum Feldmarschallieutenant befördert und 1874 Divisionär und Militärcommandant in Triest.

Als 1878 die Occupation von Bosnien vollzogen werden sollte, bildete seine Division die rechte Flügelcolonne, welche in Westbosnien einzurücken und über Vitez mit dem Hauptcorps sich zu vereinigen hatte. Er überschritt am 29. Juli bei Alt-Gradiska die Save, marschirte über Banjaluka, schlug die Insurgenten in dem Gefechte bei Rogelje (5. Aug.) und brachte ihnen in dem Treffen bei Jaice (7. Aug.) eine Niederlage bei, durch welche sie vollständig zersprengt wurden. Am 11. August rückte er in Travnik ein, schickte am 13. eine Gebirgsbrigade nach Vitez vor und hatte so die Verbindung mit dem Hauptcorps hergestellt. Infolge dieser ausgezeichneten Leistungen ernannte ihn der Kaiser zum Feldzeugmeister und commandirenden General des 13. Armeecorps (21. Aug. 1878). Seine Aufgabe war nun, das westliche Bosnien vollständig zu unterwerfen und zu pacificiren. Er besiegte die Insurgenten in den Gefechten bei Ključ (7., 8. Sept.), schritt zur Cernirung von Livno und zum Angriffe auf diese von 5000 Mann vertheidigte feste Stadt, welche sich nach zehnstündiger Beschießung (28. Sept.) ergab. Damit war die Bewältigung der Insurrection in Westbosnien erreicht. So hatte W. in allen Kriegen, welche Oesterreich von 1849 an führte (1849, 1859, 1864, 1866, 1878), mitgekämpft und in jedem durch persönliche Tapferkeit, echten Soldatengeist, Umsicht und Thatkraft sich ausgezeichnet.

Am 19. October 1878 ernannte der Kaiser den Herzog W. v. Württemberg zum Stellvertreter des Commandanten der II. Armee, verlieh ihm am 20. October „in Anerkennung seiner hervorragend verdienstlichen Leistungen bei den stattgehabten Gefechten und Operationen in Bosnien“ den Orden der eisernen Krone I. Classe mit der Kriegsdecoration. Bosnien und die Herzegowina waren unterworfen, jetzt galt es, die beiden Länder militärisch und politisch zu organisiren. Mit dieser schwierigen Aufgabe wurde W. betraut, indem ihn der Kaiser (am 18. Novbr. 1878) zum commandirenden General und Chef der Landesregierung in den occupirten Provinzen ernannte. „Dem verantwortungsvollen Posten als militärischer und politischer Chef Bosniens und der Herzegowina, welcher bei den schwierigen und chaotischen Zuständen dieser Länder die größten Anforderungen an die Geistesarbeit, Thatkraft und Ausdauer des Herzogs stellte, widmete sich derselbe mit vollster Hingebung. Obgleich fast nur auf militärische Kräfte angewiesen, da noch kein genügendes Beamtenpersonal zur Verfügung stand, erzielte der Herzog während seiner Amtsthätigkeit hervorragende Erfolge. Er baute nach wohldurchdachtem, die militärischen wie commerciellen Interessen berücksichtigenden Plane eine große Zahl von Verkehrswegen, wodurch die solide Grundlage für das spätere Communicationsnetz in Bosnien geschaffen wurde. Das Schulwesen, besonders das militärisch organisirte Knabenpensionat in Serajewo, entwickelte sich in der kürzesten Zeit, wie nicht minder alle anderen Zweige der Verwaltung und Justiz. Sein offenes, leutseliges Wesen, die vielen Bereisungen des Landes, anderseits seine sprichwörtlich gewordene Tapferkeit, welche die orientalischen Völker so hoch anschlagen, trugen wesentlich zur Hebung des Vertrauens der Bevölkerung und zur Consolidirung der Verhältnisse im Occupationsgebiete bei. Als commandirender General belebte er durch persönliches Beispiel die Truppen, schuf für dieselben bessere Unterkünfte, rottete das Räuberwesen aus und widmete sich mit Vorliebe der Ausbildung der ihm unterstehenden Truppenkörper.“ „Im Herbste des Jahres 1879 war Herzog W. berufen, einen Theil des Sandschaks Novibazar zu besetzen. Dank seiner Umsicht und Energie wurde dieses Unternehmen trotz aller Schwierigkeiten derart durchgeführt, daß Verwicklungen und Blutvergießen vermieden blieben. In den

Ortschaften Priboj, Priebolje und Plevlje wurden ständige Garnisonen etablirt. Ein kaiserliches Handschreiben voll Huld und Anerkennung wurde dem Herzog für diese hervorragende politisch-militärische Leistung zu Theil" (Lukes). Zweiundeinhalb Jahre hatte W. in mühevoller und aufreibender Thätigkeit in den Occupationsländern gearbeitet, als er den Kaiser um Enthebung von diesem Posten bat. Die Bitte wurde ihm unter gleichzeitiger Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens und Ernennung zum commandirenden General in Lemberg gewährt. Dort wurde er Commandant des 11. Corps und blieb es durch achteinhalb Jahre bis zu seiner Ernennung zum Commandanten des 3. Armeecorps in Graz (1889). Dieses Commando legte er nieder und trat in den Ruhestand, als er durch den Tod des Königs Karl von Württemberg († am 6. Oct. 1891) und da dessen Nachfolger Wilhelm II. keinen Sohn hat, erster Agnat seines Königshauses wurde, um sich den Angelegenheiten seines Stammlandes mehr widmen zu können. W. war auch königlich württembergischer General der Infanterie à la suite des Grenadierregimentes König Karl Nr. 123 und Chef des preußischen Infanterieregimentes Herwarth von Bittenfeld (Nr. 13).

So sehr hatte sich W. während seines ganzen Lebens seinem Berufe als Krieger gewidmet, daß er unvermählt blieb. Er war aber nicht nur ein ausgezeichneter durch persönliche Tapferkeit glänzender und erfolgreicher Truppenführer, er war auch ein Mann von reicher und tiefer Geistes- und Herzensbildung. Er war und blieb stets der Freund und schlichte Waffengefährte seiner Officiere, der Vater der unter seinem Befehle stehenden Soldaten, die zu ihm wie einem Heros aufblickten. Als er längst Corpscommandant war, nannten ihn die Soldaten des Regimentes Nr. 27 König der Belgier, die er in Italien und in Schleswig-Holstein zu Sieg und Ruhm geführt hatte, immer noch „unsern Oberst". In den Regimentern, in denen er diente und die später unter seinem Befehle standen, wurde er ob seiner mit Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit gepaarten Genialität von den Officieren innig geliebt und hoch verehrt; das kameradschaftliche Verhältniß, das zwischen ihm und dem ihm unterstehenden Officiercorps herrschte, galt anderen Officiercorps geradezu zum Muster. Der Herzog gehörte keinem Casino, keinem adeligen Club, keiner Clique an, er lebte nur seinem Berufe und seinen Officieren, obwol er auch in den adeligen und bürgerlichen Salons, in denen er hie und da erschien, als Freund der schönen Künste, als geistvoller und angenehmer Gesellschafter stets ein freudig begrüßter Gast war. Selbst in Triest, als er dort als Militärcommandant befehligte, bezwang er die dem Soldaten gegenüber sich kühl verhaltende, abgeschlossene Gesellschaft und gewann die Bewunderung der kaufmännischen und finanziellen Kreise. Obwol er zeitlebens ledig blieb, war er doch ein großer Freund der Jugend, und die Militärerziehungsinstitute und Cadettenhäuser waren ihm als Corpscommandant nicht bloß Verwaltungsobjecte, sondern wahrhaft Herzenssache. Die Urlaube, welche er sich in den Friedensjahren gönnen konnte, verwendete er zu großen Reisen, um militärische und geographische Studien zu machen; er besuchte den Orient, die Balkanhalbinsel, Italien, Spanien, Frankreich, England und Nordamerika, dieses, um die Schlachtfelder des Secessionskrieges aus eigener Anschauung kennen zu lernen, sich mit der Strategie der Nord- und Südstaaten unmittelbar bekannt zu machen, sie richtig beurtheilen und eventuell einiges davon anwenden zu können. Ueberhaupt nahm er an allen militärwissenschaftlichen Strebungen theil und verfolgte mit Eifer die Fortschritte auf diesem Gebiete.

Herzog Wilhelm's Feuergeist wohnte in einem schlanken, schmalen, fast schwächlich aussehenden Körper; dazu kamen noch die vier Verwundungen, unter denen zwei schwere, die er in Kampf und Schlacht davongetragen; außerdem

stürzte er einst in Italien mit dem Wagen und erlitt so schwere Beinbrüche und Beschädigungen, daß man um sein Leben besorgt war. Daher war es ihm auch nicht gegönnt, das Greisenalter zu erreichen. Er kränkelte stets in den Jahren des Ruhestandes und am 6. Novbr. 1896 raffte ihn zu Meran in Tirol, wohin er sich der Erholung und Kräftigung wegen begeben hatte, ein plötzlicher und leichter Tod hinweg. Ein edler deutscher Reichsfürst, ein ausgezeichneter österreichischer General, ein Mann reich an Geist und Gemüth, ein Charakter von seltener Lauterkeit und Treue gegen sich und die Mitwelt war in ihm geschieden.

Wurzbach, Biographisches Lexicon, 58. Theil, S. 254—257. — Lukes, Militärischer Maria Theresien-Orden. Wien 1890, S. 94—103. — Ueber Land u. Meer, 1864, Nr. 23. — Illustr. Zeitung, Leipz. 1864, Nr. 1079. — Gartenlaube 1864, S. 144. — Thürheim, Gedenkblätter aus d. Kriegsgeschichte d. österreichisch-ungarischen Armee. Wien u. Teschen 1880. I. Bd, S. 175, 177, 178. — Streffleur, Oesterreichische militärische Zeitschrift. VI. Jahrgang, 1865, S. 107—115, 400—401. — Mittheilungen aus dem Munde des Herzogs Wilhelm von Württemberg selbst.

Franz Ilwof.

Wilhelm von Afflighem, Benedictiner, Prior in dem Kloster Afflighem in der Diöcese Mecheln in Brabant, ca. 1300. Er verfaßte für sein Kloster einen „Liber de observantia Regulae S. Benedicti“, der auch bezeichnet wird als vetustum Rituale Affligeniensi, iuxta Cluniacensium Consuetudines, und um die Mitte des 17. Jahrhunderts in der Bibliothek des Klosters noch vorhanden war. (Ant. Sander, Bibl. Belg. manuscr., P. II, 1643, p. 149.) Nach der Angabe von Wilhelm's Zeitgenossen Heinrich von Gent († 1293) übersetzte derselbe ferner das von Thomas Cantipratanus verfaßte Leben der hl. Lutgardis von Aquiria in deutsche, paarweise gereimte Verse und bearbeitete lateinisch die Visionen einer Nonne aus dem Cistercienserorden, deren Name nicht genannt wird, nach den deutschen Aufzeichnungen derselben. Wenn Andreä für diese beiden Schriften auf die in Afflighem vorhandenen Manuscripte verwies, so scheint das schon zu seiner Zeit nicht mehr zutreffend gewesen zu sein; denn der gleichzeitig bei Sander (a. a. O.) gedruckte Katalog der Handschriften des Klosters enthält dieselben nicht; das daselbst S. 142 f. gedruckte Schreiben des Klosterbibliothekars von Afflighem klagt überhaupt, daß viele von älteren Schriftstellern erwähnte werthvolle Handschriften des Klosters in den vorausgehenden Zeiten spurlos verschwunden seien. Trithemius, de script. eccl. c. 528 erwähnt noch Sermones von W.

Henricus Gandavensis, De scriptoribus ecclesiasticis c. 57, bei Fabricius Bibl. eccl. (1718), p. 128. — Val. Andreae, Bibl. Belgica (Lovanii 1643), p. 305. — J. A. Fabricius, Bibliotheca latina mediae et infimae latinitatis, T. III (1735), p. 400.

Lauchert.

Wilhelm, Graf von Montfort, Abt von St. Gallen, † am 11. October 1301. — Schon gegen das Ende der thatkräftigen Regierung des am 10. Juni 1272 verstorbenen Abtes Berchtold (s. A. D. B. II, 521: Berchtold stammte aus dem freiherrlichen Hause von Falkenstein im nördlichen Schwarzwalde, wozu vgl. des Verf. Artikel in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte VI, 50—54, 1883 — die Ruinen liegen bei Schramberg, OA. Oberndorf) hatte Graf Rudolf von Habsburg als ein gefährlicher unternehmender Nebenbuhler den Einfluß des Stiftes St. Gallen im Bereiche des Thurgaues einzuengen angefangen. Aber erst eine zwiespältige Wahl für Berchtold's Nachfolger bot vollends dem Grafen, der als erwählter König noch mehr Befugniß auszuüben in die Lage kam, die Möglichkeit weitgetriebener Ein-

mischung in die Angelegenheiten des Stiftslandes. Rudolf entschied sich nämlich für die Anerkennung des weniger berechtigten Gewählten, Ulrich, aus dem freiherrlichen Geschlechte von Güttingen (am thurgauischen Bodenseeufer), gegen den mit besserer Kur erwählten Verwandten Berchtold's, Heinrich, aus dem freiherrlichen Hause Wartenberg (in der Baar), und schon vor der Königswahl nahmen die Gotteshausleute, besonders auch die Stadt St. Gallen, welche ihren ersten Freiheitsbrief hiefür ertheilt bekam, Rudolf als ihren Schutzherrn an. Durch die Königswahl wurde diese zur Reichsvogtei erwachsende Schirmgewalt ein noch stärkeres Machtmittel in Rudolf's Hand, und so wurde vom Könige die Auskunft ergriffen, durch die Ernennung des Ulrich von Ramswag, der in der niedrigen Stellung eines klösterlichen Dienstmannes war, zum Vogt des Stiftes, das Gotteshaus tief herabzuwürdigen, andererseits sich selbst in diesem neubestellten Stellvertreter ein dienstwilliges Werkzeug gegen das Kloster zu schaffen. Aber auch sonst sank das Stift durch die unberathene, in ökonomischen Fragen ungeschickte Verwaltung Ulrich's — durch gewaltsame Nöthigung wurde der Abt dazu gebracht, die wichtige Herrschaft Grüningen König Rudolf zu verkaufen — immer tiefer in Noth. Zwar erlosch durch den Tod Heinrich's, der aus dem Kloster dauernd vertrieben blieb, 1274, der äußere Gegensatz; aber in der Wahl eines Nachfolgers für denselben, in Abt Rumo von Ramstein, aus einem den Falkensteinern benachbarten und verwandten Hause, erwuchs der Streit von neuem, und da dieser Abt ein Mann ohne alle Befähigung war, konnte auch der Tod Ulrich's, 1277, wodurch das Schisma gehoben wurde, keine Besserung bringen. Endlich trat Rumo 1281, gegen die Zuweisung von Einkünften, von der Abteileitung zurück, und so wurde der Boden für eine Neuwahl geebnet.

Dieselbe bedeutete einen eigentlichen Systemwechsel für St. Gallen. Aus dem gräflichen Hause Montfort von der rothen Fahne, das in Berchtold's Zeit dem Stifte feindselig gewesen, das in der Zeit der Doppelwahl zu Ulrich gehalten hatte, wurde W. als Abt erwählt. Hatte bisher das Umsichgreifen der Montforter vom Rheinthal abwärts in den Argengau den Zwist zwischen dem Stifte und ihrem Hause bedingt, so gedachten jetzt die Wähler das Ansehen des Geschlechtes ihrem Kloster zu Gute kommen zu lassen. Denn weltliche Brüder Wilhelm's geboten, Rudolf zu Montfort und Feldkirch, Ulrich zu Bregenz und Sigmaringen, ein geistlicher, Bischof Friedrich, zu Cur, in einer werthvolle Hülfe für St. Gallen versprechenden Bedeutung. Alsbald bemühte sich W., durch herstellende Thätigkeit sein Stift wieder emporzubringen. Aber König Rudolf's eigensüchtiges Gebaren und die bei ihm, sobald er Wilhelm's kräftigen widerstandsfähigen Willen erkannt, hervortretende drückende Mißgunst lähmte diese Anstrengungen; schon gleich seinen ersten Besuch am königlichen Hofe December 1282 zu Augsburg kürzte W. durch fluchtartige Entfernung ab, um sich befürchteten weiteren Zumuthungen zu entziehen. Dann fanden unzufriedene Klosterinsassen, die sich durch des Abtes fortgesetzte Ersparnißmaßregeln bedrückt fühlten, am Hofe Gehör und Rückhalt für ihre Anklagen, und Rudolf nützte 1287 seinen Einfluß auf einen päpstlichen Legaten aus, um gegen W. einen Proceß anstrengen und den Bann gegen ihn aussprechen zu lassen. Daneben wurde St. Gallen auch mit weltlichen Mitteln eingeengt. Gegen den wichtigen Platz des Gotteshauses, die feste Stadt Wil im Thurthale, hatte der König aus der von einem St. Galler Ministerialen erworbenen, dem Gotteshause zugehörigen Burg Schwarzenbach eine Angriffsfeste in nächster Nähe geschaffen, und hier wogte im August und September 1287, indem W. Schwarzenbach angreifen ließ, Wil glücklich sich vertheidigte, erbitterter Kampf. Zwar wurde am 6. September eine Sühnverabredung vor Wil getroffen; doch als W. sich

selbst zum Könige begab, um den Frieden zu schließen, vermochte er das zwar nicht zu erzielen, wurde aber durch eine von Rudolf veranstaltete unredliche Ueberraschung genöthigt, dessen Söhnen auf Unkosten des Gotteshauses einen neuen Vortheil zuzuwenden. So mußte W., unterstützt durch seinen Bruder, Bischof Friedrich, auch für 1288 den Kampf fortsetzen. Anderntheils aber zog der König den Ramswager stets mehr in sein Interesse, und als das Urtheil gegen W. endlich gefällt war, daß er nicht mehr Abt sein könne, setzte der König selbst, begleitet von seinen Söhnen Albrecht und Rudolf, in St. Gallen gegen W. den Abt von Kempten, Konrad von Gundelfingen (aus einem in der Rauhen Alb sitzenden freiherrlichen Hause), als Abt ein, unter Androhung der Acht gegen alle Anhänger des verurtheilten Gegners und mit Zurücklassung Herzog Rudolf's zur Bekämpfung desselben. Für W. begann jetzt eine Zeit der Niederlagen und der Verfolgung ärgster Art; seine Burgen fielen den Feinden anheim, auch die Feste Alt-Toggenburg; ein Zufluchtsort nach dem anderen verschloß sich oder ging verloren; Bischof Friedrich wurde nach einem verlustreichen Gefechte gefangen genommen und starb 1290 bei dem Fluchtversuche aus seinem Haftorte, der Burg Werdenberg des eifrig königlich gesinnten Montforter Stammesgenossen von der schwarzen Fahne, Grafen Hugo. Erst König Rudolf's Tod brachte eine Aenderung, und schon gleich am 25. Juli 1291 nahmen die W. stets treu gesinnt gebliebenen angesehenen St. Galler Bürger, mochte auch der Ramswager ihnen zürnen, den rechtmäßigen Abt in St. Gallen wieder auf, wofür er ihnen zum Dank alsbald am 31. des Monats ihre Rechte in einer umfassenden Handveste bestätigte. Das Geschöpf Rudolf's, Konrad, dessen Denkmal der umfangreiche Schuldenrodel von 1,8 Meter Länge ist, verließ seine angemaßte Stellung für immer (er starb 1302). Mit den Gegnern des verstorbenen Königs that sich W. alsbald zu dem gegen Herzog Albrecht gerichteten Bunde zusammen, welchen Bischof Rudolf von Constanz um sich vereinigte (s. A. D. B. XXIX, 541), und auch über das Gotteshausgebiet von St. Gallen brach der Krieg neuerdings herein. Zwar trug Albrecht den Vortheil im wesentlichen davon; aber wenigstens die Söhne des böswilligsten Feindes, den das Kloster hatte, des alten Ulrich von Ramswag, wurden durch die St. Galler Bürger am 25. Februar 1292 nahe der Stadt, im Riedernholz, schwer auf das Haupt geschlagen. Indessen schlief der Zwist zwischen Albrecht und W. allmählich ein, ohne daß es im August des Jahres, wo der Herzog mit seinen anderen Gegnern sich vertrug, zu einem Friedensschlusse kam; zwar dauerte besonders in der Gegend des Platzes Wil der kriegerische Gegensatz noch länger fort. Auch als endlich Albrecht ernsthafter den Willen zeigte, den Frieden herbeizuführen, und W. deswegen 1296 sich auf den Weg nach Oesterreich machte, zerschlug sich die Angelegenheit, und enttäuscht kehrte der Abt zurück. So schloß er sich, als zwischen König Adolf, der sich von Anfang St. Gallen günstig erwiesen, und Albrecht der Bruch eintrat, mit voller Entschiedenheit dem König an. Nach den im Schletstatter Vertrag vom 1. September 1297 eingeräumten Zusicherungen zog der Abt alsbald ein erstes Mal Adolf, für dessen Feldzug zum Vortheil des englischen Königs Eduard I., in die Nähe von Frankfurt zu. Im Sommer 1298 vollends war W. in Adolf's Lager der einzige „Pfaffenfürst“, und als der König am 29. Juni, drei Tage vor der Entscheidungsschlacht, bei dem Abte das Mahl nahm, versprach er ihm: „Sol mir Got gelück geben, ich wil üwer gotzhus beßren umb XL tusend mark“. Doch am 2. Juli war W. einer der Flüchtlinge vom Kampffelde am Hasenbühl, und alle großen von Adolf eröffneten Aussichten fielen dahin. Tief gebeugt, auch in neue wirthschaftliche Schwierigkeiten durch den gemachten und eingebüßten kriegerischen Aufwand gestürzt, kehrte W. zurück. Denn der alte Gegner Albrecht war jetzt nach dem

Siege der König des Reiches. Erst 1301 kam es in den noch stets seit 1292 schwebenden Fragen wegen Schwarzenbach zur Aussöhnung mit dem neuen König: nach Inhalt des Vertrages, dessen Ausführung sich freilich noch länger verzögerte und nie ganz vollendete, sollten Burg und Stadt Schwarzenbach gebrochen, Wil völlig hergestellt werden. Aber W. lag schon schwer krank, als Bischof Heinrich von Constanz (s. A. D. B. XI, 513) von der Aussicht auf einen Vergleich berichten konnte, und er starb vor der am 16. October von Albrecht's Söhnen abgegebenen urkundlichen Erklärung.

W. ist eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen unter jenen überwiegend unglücklich kämpfenden Vorstreitern der gegen die habsburgischen Vergewaltigungen ringenden Vertreter älterer Rechtsbildungen innerhalb des Machtbereiches, den das 1273 zum Königsthron berufene Geschlecht für seine Hauspolitik in wohl gefügte Berechnung zog.

Kuchimeister's (s. A. D. B. XVII, 285 u. 286) geradezu unübertreffliche historiographische Mittheilung und die durch Wartmann im Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, Band III, gesammelten Urkunden sind die hauptsächlichsten Quellen für Wilhelm's Geschichte. Nach der guten Darstellung durch J. von Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, Band I, 409—429, entstellte Kopp's subjectiv gefärbte, vielfach ganz unrichtige Auffassung die Dinge, wie sie zwischen W. und dem Hause Habsburg lagen, mehrfach völlig. Vgl. vom Verf. d. Art. die Abhandlung: Die Beziehungen des Gotteshauses St. Gallen zu den Königen Rudolf und Albrecht, im Jahrbuch für schweizerische Geschichte, Band VII (1882), S. 1—56.

Meyer von Knonau.

Wilhelm, Abt von Hirsau, † am 5. Juli 1091. In Baiern als Sohn frommer Eltern geboren, wurde W. schon als Knabe dem Kloster St. Emmeram in Regensburg dargebracht. Eine genauere Bestimmung der Zeit seiner Geburt und des Beginnes seines Lebens im Kloster läßt sich nach den alten Quellen nicht geben; der aus den Quellen nicht belegbaren Angabe des Trithemius, wonach er ein Alter von 65 Jahren erreicht hätte, also ca. 1026 geboren wäre (Trith. Annales Hirsaug. p. 293), kommt keine Glaubwürdigkeit zu. Im Kloster zeichnete sich W. besonders durch seinen Eifer für die wissenschaftlichen Studien aus und erlangte in den späteren Jahren der in St. Emmeram zugebrachten Zeit den Ruf eines hervorragenden Gelehrten, besonders in den nach dem mittelalterlichen Lehrsystem im Quadrivium zusammengefaßten Wissenschaften, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie. Eine astronomische Uhr, die er nach dem Bericht seines Biographen verfertigte, scheint zu seiner Zeit Aufsehen erregt zu haben. Nach dem Berichte eines andern Zeitgenossen (Aribonis Scholastici Musica; Migne, Patrol. lat. T. 150, p. 1334) hat er auch eine neue Art von Flöte erfunden. Er war jedoch hauptsächlich auch schriftstellerisch auf diesen Gebieten thätig. Zwei Werke können ihm mit Sicherheit beigelegt werden: die „Astronomica“, wovon der Prolog gedruckt ist bei Pez, Thesaurus Anecdotorum novissimus, T. VI (1729), pars 1, p. 259—264 (auch bei Migne, Patrol. lat. T. 150, p. 1639—1642); und die Musica, gedruckt bei Gerbert, Scriptores ecclesiastici de musica sacra potissimum, T. II (St. Blasien 1784), p. 154 bis 182; daraus wieder abgedruckt bei Migne, Patrol. lat. T. 150, p. 1147 bis 1178. Mit den genannten Astronomica wird häufig das unter dem Namen Wilhelm's von Hirsau zu Basel 1531 gedruckte Werk identificirt: „Philosophicarum et astronomicarum institutionum Guilhelmi olim Hirsaugiensis abbatis libri III“. Nach den neueren Untersuchungen von Val. Rose und Helmsdörfer (s. besonders die unten zu nennende Schrift des letzteren) ist jedoch dieses Werk, dessen Echtheit noch Prantl entschieden behauptete und gegen Rose vertheidigte,

und auf Grund dessen er dem W. von Hirsau eine große Bedeutung für die Geschichte der Philosophie im Mittelalter zuschrieb (Prantl in den Sitzungsber. der k. b. Akad. d. Wiss. zu München, Jahrg. 1861, Bd. I, S. 1—21: Ueber des Abtes Wilhelm v. Hirschau Philosophicae et astronomicae institutiones; s. auch dessen Geschichte der Logik, Bd. II, 1861, S. 83—85), keineswegs mit dem astronomischen Werk Wilhelm's zu verwechseln, dessen Prolog Pez veröffentlicht hat, und kann überhaupt weder von W. noch auch nur aus dessen Jahrhundert sein, sondern ist identisch mit der dem folgenden Jahrhundert angehörenden Philosophia prima oder minor des Guilelmus de Conchis. Daß W. in St. Emmeram die Stelle des Priors bekleidet habe, wie Trithemius erzählt, berichtet der alte Biograph Wilhelm's nicht. 1069 wurde W. als Abt in das Kloster Hirsau berufen, an Stelle des abgesetzten Abtes Friedrich. Da er aber nach seiner Ankunft daselbst erkannte, daß sein Vorgänger unrechtmäßiger Weise abgesetzt worden war, so übernahm er wol die Geschäfte, aber nicht den Titel des Abtes, so lange jener lebte; erst nach dessen Tode ließ er sich 1071 am Feste Christi Himmelfahrt, den 2. Juni, vom Bischof von Speier installiren. Von Anfang an ließ er sich angelegen sein, seinem Kloster die volle Freiheit und Unabhängigkeit von den Grafen von Calw zu sichern; dies gelang ihm endlich, nachdem Graf Adalbert von Calw zuerst versucht hatte, ihn zu hintergehen; er erlangte auch eine königliche Bestätigungsurkunde darüber vom 9. October 1075 (Württemb. Urkundenbuch I, 276). Um auch die päpstliche Bestätigung der Privilegien des Klosters zu erlangen, reiste W. noch im Herbste des Jahres 1075 nach Rom. Ueber die Zeit seines Aufenthaltes in Rom wird nur berichtet, daß er daselbst in eine schwere Krankheit verfiel, an der er (nach Berthold) etwa 5 Monate litt, so daß er nicht vor dem Sommer 1076 nach Deutschland zurückgekehrt sein kann. Es wird aber mit Grund angenommen werden dürfen, daß er in dieser Zeit jene näheren Beziehungen zu Papst Gregor VII. anknüpfte, durch die seine Person in den folgenden Jahren eine so große historische Bedeutung erlangte. In dem um diese Zeit beginnenden Investiturstreit steht W. mit dem Kloster Hirsau in erster Reihe unter den Anhängern des Papstes; Paul v. Bernried, der Biograph Gregor's VII., nennt ihn unter den vier Säulen der Gregorianischen Partei in Deutschland (nämlich Bischof Altmann von Passau, der Cluniacenser-Prior Ulrich und die Aebte Wilhelm v. Hirsau und Siegfried v. Schaffhausen). Das Kloster Hirsau wird ein Mittelpunkt für die Anhänger des Papstes und die Gegner Heinrich's IV.; so feierte der Gegenkönig Rudolf selbst im J. 1077 dort das Pfingstfest; auch von Besuchen kirchlich hervorragender Männer wird vielfach berichtet; andererseits ging von Hirsau selbst ein bedeutender Einfluß auf das klösterliche Leben und das religiöse Leben in Schwaben überhaupt aus, von dem nachher noch besonders zu sprechen ist. Daß der Papst selbst die Bedeutung Wilhelm's für seine Sache in Deutschland richtig erkannte und schätzte, zeigt das an B. Altmann von Passau und W. zusammen gerichtete Schreiben Gregor's vom J. 1081 (Registrum Greg. VII., l. IX, ep. 3). Wenn die Person Wilhelm's bei politischen Actionen nicht in den Vordergrund tritt, so hat er durch seinen moralischen Einfluß um so mehr zur Stärkung der Gregorianischen Partei in Deutschland beigetragen. Uebrigens werden unter den damaligen Parteihäuptern in Deutschland auf beiden Seiten wol wenige so rein in der Geschichte dastehen, so durchaus frei von selbstischen und weltlichen Interessen, wie der Abt W.; dies wird von Historikern der verschiedensten Richtung anerkannt. „Bei einer unermüdlichen Thätigkeit, die von den glänzendsten Erfolgen gekrönt war, legte er doch auf sein eigenes Werk kein Gewicht, sondern sah in allem nur die unmittelbaren Thaten Gottes. Die vollendete Selbstlosigkeit seines Thuns erzwang ihm die allgemeine Achtung;

er beherrschte die Gemüther wie mit Naturnothwendigkeit. Er war eine streitbare Natur und ließ sich wol im Streit trotz seiner Klugheit von blindem Eifer fortreißen, aber immer war es ihm dabei, wie jeder fühlte, nur um die Sache zu thun, welche ihm als Gottes Sache galt". (Giesebrecht.) In der gleichen Geistesrichtung, die W. zu einem so begeisterten Anhänger Gregor's VII. machte, weil dessen Sache ihm die Sache der Kirche und Gottes war, ist dasjenige Werk gegründet, in welchem sein Wirken am dauerndsten fortlebte, nämlich die Einführung der Cluniacensischen Klosterreform in Deutschland. Zwar hatten um dieselbe Zeit und schon etwas vor Hirsau die Klöster Sigeberg im Erzbisthum Köln und St. Blasien von dem oberitalienischen Cluniacensischen Kloster Fructuaria aus die Cluniacensische Regel bekommen; das erste deutsche Kloster, das mit Clugny direct in Beziehungen trat, war aber Hirsau unter Abt W. Die Geschichte der Reform seines Klosters erzählt W. selbst im Prolog seiner „Constitutiones Hirsaugienses". Darnach geht seine erste Bekanntschaft mit der Cluniacenser-Regel auf den Besuch des Abtes Bernhard von St. Victor in Marseille zurück, der als päpstlicher Legat nach Deutschland kam und sich 1077 längere Zeit bei W. in Hirsau aufhielt. Um dieselbe Zeit kam auch Wilhelm's Jugendfreund, der Cluniacenser Prior Ulrich von Zell nach Hirsau, der auf Wilhelm's Bitte für ihn eine schriftliche Aufzeichnung der Cluniacensischen Gebräuche entwarf. Um sich über Manches noch genauer zu informiren, schickte W. zudem noch drei Mal je zwei Mönche nach Clugny selbst, welche sich dort genau mit Allem vertraut machten und mit dem Auftrage des Abtes Hugo von Clugny zurückkamen, W. solle nach den besonderen Bedürfnissen seines Klosters an der Regel von Clugny ändern, was etwa die Verhältnisse des Klimas und die Sitte des Landes zu ändern verlangen. In diesem Sinne arbeitete W. seine Constitutiones Hirsaugienses in zwei Büchern aus (gedruckt bei Herrgott, Vetus disciplina monastica, Paris. 1726, p. 371—570; daraus abgedruckt bei Migne T. 150, p. 927—1146). Eine mit dieser Reform in Verbindung stehende Einrichtung ist die Einführung der Laienbrüder (fratres conversi, fratres laici, conversi laici, exteriores, auch fratres barbati), als eines von den eigentlichen, geistlichen und gelehrten Mönchen unterschiedenen Standes von dienenden Brüdern in Deutschland, welche die häuslichen Arbeiten im Kloster, den Dienst im Armen- und Krankenhause, auch die Dienstleistungen bei Kirchen- und Klosterbauten zu übernehmen hatten. Von Hirsau aus verbreitete sich die Cluniacenser Regel weiter in Schwaben und andern deutschen Ländern, in Klöstern, welche von W. oder unter seiner Mitwirkung gegründet wurden und durch ihn ihre ersten Mönche und Vorsteher erhielten, aber auch in bereits bestehenden Klöstern. Die Klostergründungen Wilhelm's sind Weilheim unter der Teck, später nach St. Peter auf dem Schwarzwald verlegt; Reichenbach auf dem Schwarzwald (cella S. Gregorii); St. Georgen; Blaubeuren; Zwiefalten; Comburg in Franken; Vischbachau in Baiern, später in Scheyern; St. Paul im Lavanterthal in Kärnten; Reinhardsbrunn in Thüringen; St. Peter in Erfurt. Schaffhausen und Petershausen bei Constanz wurden durch W. im Cluniacensischen Sinne reformirt. Einzelne von den Tochterklöstern Hirsaus wirkten ihrerseits im gleichen Sinne, wenn auch in geringerem Maßstabe, für die weitere Ausbreitung der klösterlichen Reform, so besonders St. Georgen unter dem Abte Theoger oder Dietger, dem Schüler Wilhelm's. (Aehnlich wie Hirsau wirkte auch St. Blasien, wenn auch nicht in so großem Umfange.) Der Versuch Wilhelm's, die von ihm gegründeten oder reformirten Klöster dauernd unter der Oberleitung Hirsaus zu behalten, oder eine der Cluniacenser Congregation entsprechende Hirsauer Congregation zu gründen, mißlang jedoch; nur Reichenbach blieb dauernd als Priorat unter Hirsau, bis zu seiner Auflösung. Die Zahl der Mönche im

eigenen Kloster Hirsau hatte unter Wilhelm's Leitung sich so vermehrt (nach dem Codex Hirsaugiensis zählte das Kloster bei seinem Tode über 150 Mönche ohne die Laienbrüder), daß der Bau eines neuen Klosters am andern (linken) Ufer der Nagold nöthig wurde, das nach neunjähriger Bauarbeit im J. 1091 vollendet wurde. W. erlebte noch die Einweihung der neuen Kirche durch Bischof Gebhard von Constanz, aber nicht mehr die Uebersiedlung der Mönche in das neue Kloster. Er selbst starb noch im gleichen Jahre wenige Wochen nach der Einweihung der Kirche nach kurzer Krankheit. Als sein Todestag ist der 5. Juli am besten bezeugt, gegen die Angabe der Vita, welche den 4. Juli nennt.

Vita Beati Wilhelmi Hirsaugiensis Abbatis (auctore Haimone oder Heymone, den die Ausgaben nach des Trithemius Angabe als Verfasser annehmen; Helmsdörfer verwirft die Angabe als unglaubwürdig, worin er „doch vielleicht zu weit geht", s. Wattenbach); erste Ausgabe von Stengel, Augsburg 1611; sodann in den Acta Sanctorum Julii T. II (1721), ad 4. Jul., p. 155 ss.; bei Mabillon, Acta Sanct. Ord. S. Ben., saec. VI, pars 2 (1701), p. 717—741, mit einer historischen Einleitung; Migne, Patrol. lat. T. 150, p. 889—924; Ausgabe von Wattenbach in den Monumenta Germaniae hist., Script. T. XII (1856), p. 209—225. — Codex Hirsaugiensis, herausg. im 1. Band der Bibliothek des Litt. Vereins, Stuttgart 1843; herausg. von E. Schneider in den Württemb. Geschichtsquellen I. 1887. — Bertholdi Annales, ad ann. 1075, Mon. Germ. hist., Script. T. V, p. 281. Bernoldi Chron., ad ann. 1091, ib. p. 451. — Jo. Trithemii Annales Hirsaugienses, St. Gallen 1690. — Mabillon, Annales Ordinis S. Benedicti, T. V (1713). — Martin Gerbert, Historia Nigrae Silvae, T. I, St. Blasien 1783. — Stälin, Wirtemberg. Geschichte, 2. Theil (1847), S. 685—688. — Kerker, Wilhelm der Selige, Abt von Hirschau. Tüb. 1863. (Dazu die Recension von Wagenmann, Gött. gel. Anzeigen, 1865, 35. Stück, S. 1361 bis 1376.) — Helmsdörfer, Forschungen zur Geschichte des Abtes Wilhelm von Hirschau. Gött. 1874. — Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. III (4. Aufl. 1876), S. 632 ff. — Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im M. A., Bd. II (5. Aufl. 1886), S. 45—47. — Giseke, Die Hirschauer während des Investiturstreites. Gotha 1883. — Witten, Der sel. Wilhelm, Abt von Hirsau. Bonn 1890. — Bruno Albers, Hirsau und seine Gründungen vom Jahre 1073 an; in: Festschrift zum elfhundertjähr. Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom (Freiburg i. B. 1897), S. 115—129.

Lauchert.

Wilhelm von Herle, Kölner Maler des 14. Jahrhunderts, stammte wahrscheinlich aus dem großen Kirchdorfe und Flecken Herle, drei Stunden von Aachen, jetzt in der niederländischen Provinz Limburg. Er kaufte sich im Jahre 1358 in der Stadtgegend der heutigen Schildergasse in Köln, dem Malerviertel, mit seiner Gattin Jutta an; 1368 wurde er in die Weinbruderschaft aufgenommen. Im J. 1370 begegnet sein Name im Ausgabebuch der Mittwochsrentkammer, wo ihm 9 Mark für seine Malereien im neuen Eidbuche ausgezahlt wurden. Noch in demselben und in den folgenden Jahren erwirbt er für sich und seine Gattin zahlreiche Erb- und Leibrenten, die letzte am 8. Juni 1372, was von seinem steigenden Wohlstande beredtes Zeugniß ablegt. Das Todesjahr des Meisters ist bis heute urkundlich nicht erwiesen. Im J. 1378 war er bereits verstorben, da damals die Auseinandersetzung seiner Erben sowie ein Urtheil des Schöffengerichts erfolgte, wonach drei Wohnungen in der Kämmergasse wegen unterlassener Zinszahlung zu Gunsten der Erben Wilhelm's für

verfallen erklärt wurden. Nach diesen urkundlichen Mittheilungen nun muß man sein Hauptwirken in die Jahre 1358 bis 1372 setzen.

Es gilt allgemein als ausgemacht, daß unser W. v. H. derselbe Wilhelm ist, den der Verfasser der Limburger Chronik in seinen Aufzeichnungen zum Jahre 1380 mit den Worten preist: „Item in diser Zit was ein meler zu Collen, der hiß Wilhelm. Der was der beste meler in (allen) Duschen landen, als he wart geachtet von den meistern, want he malte einen iglichen menschen von aller gestalt, als hette er gelebet". Wenn nun auch bei dieser Stelle der Zusatz „von Herle" dem Namen „Wilhelm" fehlt und ferner erst das Jahr 1380 als dasjenige der Hauptthätigkeit des Malers angeführt ist, so darf man doch mit gutem Recht bei der Identificirung der beiden verharren, da einerseits um 1380 herum kein anderer Kölner Maler mit Namen Wilhelm urkundlich nachweisbar ist, andrerseits der Verfasser der Limburger Chronik, wie deren Herausgeber und eingehendster Interpret, Arthur Wyß (Mon. Germ., Script. vern. ling. IV, 1, 75), nachgewiesen hat, sich in vielen anderen Fällen erhebliche Verstöße gegen die Chronologie hat zu Schulden kommen lassen.

Seit dem Bekanntwerden der angeführten Notiz pflegte man, so oft von hervorragenden rheinischen Malereien des Mittelalters die Rede war, regelmäßig als den Verfertiger derselben den Meister W. zu nennen oder wenigstens dessen Namen damit in Beziehung zu bringen. So wurde er vor allem als der Maler des bedeutenden Wandbildes über dem Sarkophage des Erzbischofs Kuno von Falkenstein († 1388) in der St. Kastorkirche zu Koblenz gepriesen. Sodann galt er als der Urheber der vorzüglichsten Tafeln des Clarenaltars, der sich jetzt in der Domkirche zu Köln befindet, sowie der Madonna mit der Wicke im Wallraf-Richartz-Museum daselbst und einiger verwandter Gemälde. Urkundlich beglaubigt ist kein einziges Bild als das Werk Wilhelm's von Herle; die Malerei im neuen liber juramentorum, deren vorher Erwähnung gethan wurde, ist leider dem Buche von diebischer Hand entrissen worden und bis jetzt noch nicht wieder zum Vorscheine gekommen. Was von noch erhaltenen Malereien aus jener Zeit mit dem höchsten Grade von Wahrscheinlichkeit dem Meister W. zugeschrieben werden darf, sind diejenigen Reste von Wandmalereien aus dem Kölner Rathhause, die sich jetzt im Wallraf-Richartz-Museum als Nr. 205 bis 209 befinden.

Die Ansichten der Kunstschriftsteller über die Bedeutung Wilhelm's v. H. gehen ziemlich weit aus einander. Während die einen von ihm behaupten „er habe durch sein Beispiel den malerischen Stil in ganz Deutschland in neue Bahnen geleitet", wollen die anderen in ihm nur „den Künstler suchen, der den älteren gothischen Stil zur höchsten Vollendung ausbildete". Es würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, wenn man der Reihe nach unter Berufung auf die in Betracht kommenden Malereien all' diejenigen Gründe anführen wollte, welche für die Verfechter der einen Ansicht, wie für diejenigen der andern maßgebend gewesen sind. Wie es den Anschein hat, mehrt sich in neuester Zeit die Zahl derjenigen, welche als den Meister der vorzüglichsten Tafeln des Clarenaltars, der Gottesmutter mit der Wicke, der hl. Veronika mit dem Schweißtuche (Münchener Pinakothek Nr. 1) u. s. w. nicht, wie bislang geschah, W. v. H. betrachten, sondern einem andern hervorragenden Kölner Maler, Hermann Wynrich von Wesel, die Urheberschaft derselben zuweisen. Bemerkt sei hier nebenher, daß letzterer jedenfalls der Schüler und Gehülfe Wilhelm's war, der gleich nach dem Ableben dieses als selbständiger Meister auftritt und bald nachher dessen Wittwe Jutta ehelicht. Unter allen mit den Schöpfungen der alten Kölner Malerschule sich beschäftigenden Arbeiten sei besonders diejenige

von Ed. Firmenich-Richartz erwähnt: Wilhelm von Herle und Hermann Wynrich von Wesel. Mit liebevollem Eingehen auf alles hier in Betracht Kommende und durchdringendster Beobachtungsgabe sucht der Verfasser nachzuweisen, daß eben Hermann Wynrich von Wesel und nicht W. v. H. begründetes Recht darauf besitzt, der bahnbrechende Neuerer rheinischer Kunst zu sein. Der entgegengesetzten Ansicht ist der zeitige Director des Wallraf-Richartz-Museums in Köln, C. Aldenhoven, welcher u. a. in einem auf dem Kunsthistorischen Congreß zu Köln 1894 gehaltenen Vortrage Meister W. als den Maler des Clarenaltars nennt und in dem z. Zt. noch im Erscheinen begriffenen Werke: Geschichte der Kölner Malerschule eben denselben als den Verfertiger der Gemälde anführt, die bezeichnet werden als Hl. Veronika mit Schweißtuch und Engeln (Münchener Pinakothek), Dornenkrönung Christi, Hl. Katharina, Maria mit dem Kinde, Hl. Barbara u. A. Ich muß bekennen, daß die in ganz leidenschaftsloser, objectiver Weise gemachten Ausführungen Firmenich-Richartz' mir recht beweiskräftig erscheinen, wenn man sich auch ungern von den liebgewonnenen Traditionen über Meister Wilhelm trennt. Nach Firmenich-Richartz wußte er „unter Beibehaltung des überkommenen Typus in feingeschwungenen Linien die menschliche Gestalt wol correcter wie seine Vorgänger nachzubilden, ihre Haltung und Bewegungen freier und natürlicher wiederzugeben; auch mag er sich schon bemüht haben, durch eingehendere Modellirung die Formen zu runden, seine Figuren von der Bildfläche zu lösen. Doch der zarte coloristische Schmelz der Bilderserie des Clarenaltares mit Scenen der Jugendgeschichte Jesu, der weiche Liebreiz, das innige Gefühlsleben jener Schöpfungen, die man bisher mit dem Namen ‚Meister Wilhelm' bezeichnete, war seinen Gemälden fremd; denn diese neuen Kunstideale traten erst ins Dasein, als Wilhelm von Herle seit mehr als einem Jahrzehnt zu schaffen aufgehört hatte".

Merlo, Nachrichten v. d. Leben u. d. Werken Kölnischer Künstler. Köln 1850, S. 509—514. — Dasselbe neu bearb. u. erweit. v. Firmenich-Richartz unter Mitwirk. v. Keußen. Düsseld. 1895, Sp. 948—964. — Merlo, Die Meister der altköln. Malerschule. Köln 1852, S. 31—39. — Thode, Die altköln. Malerschule in ihrer geschichtl. Entwicklung. In: Die Aula. Wochenblatt f. die akad. Welt. Heftausg. Jahrg. I, Heft 2 u. 3. — Firmenich-Richartz, Wilhelm von Herle und Hermann Wynrich von Wesel. Eine Studie z. Gesch. d. altköln. Malerschule. Sep.-Abdruck aus d. Zeitschr. f. christl. Kunst. Düsseld. 1896. (Mit ausführl. Bibliographie über W. v. H.)

Jakob Schnorrenberg.

Wilhelm von Moerbecke (de Moerbeka, Morbeka) in Brabant, vielfach auch Guilielmus Brabantinus genannt, Dominicaner. Nähere Daten über die Zeit seiner Geburt und über sein früheres Leben fehlen, bis vom Jahre 1268 an sein Name in kirchlichen Aemtern genannt wird. Jedenfalls wird er schon in jüngeren Jahren die wissenschaftlichen Studien betrieben haben, von denen seine litterarischen Arbeiten Zeugniß ablegen. Vermittelst der Kenntniß des Griechischen, die er sich erworben hatte, scheint er besonders das Studium der griechischen philosophischen und naturwissenschaftlichen Litteratur mit Eifer betrieben zu haben; Echard schreibt ihm auch Kenntniß des Arabischen zu. Echard vermuthet, eben aus seiner guten Kenntniß des Griechischen, daß er sich schon einmal in jüngeren Jahren einige Zeit in Griechenland aufgehalten habe, unter den Mönchen, welche der Orden regelmäßig dahin zu senden pflegte, was dann jedenfalls vor 1268 der Fall gewesen sein müßte. 1268 ist er nachweisbar als päpstlicher Caplan und Pönitentiar bei Clemens IV. in Viterbo; später in der gleichen Stellung auch bei Gregor X. Im J. 1274 begleitete er Papst Gregor X. zum Concil von Lyon. In der feierlichen Messe, welche auf diesem

Concil der Papst am Feste der Apostel Petrus und Paulus hielt, sang W. v. M. das Glaubensbekenntniß in griechischer Sprache (Mansi, Collectio Concil. T. 24, p. 64). Von Innocenz V. oder Johann XXI. (1276 oder 1277) wurde W. zum Erzbischof von Korinth ernannt; wenigstens ist er schon 1277 in dieser Würde nachgewiesen, während er sich noch in Viterbo aufhielt; im folgenden Jahre erhielt er das Pallium. In Korinth hielt er sich sodann nachweisbar wenigstens in den Jahren 1280 und 1281 auf; dort scheint er auch nicht viel später gestorben zu sein. — Seine litterarische Thätigkeit, die, soweit sie genauer datirbar ist, in die Zeit von ca. 1260 bis 1281 fällt, besteht in ihrem wichtigsten Theil in der Uebersetzung des Aristoteles, die er auf Veranlassung des Thomas von Aquin unternahm, und die hauptsächlich seinen Namen als den des bedeutendsten Aristoteles-Uebersetzers im Mittelalter bekannt gemacht hat. Ueber den Umfang dieser Uebersetzung lauten die Angaben mittelalterlicher Schriftsteller zum Theil ganz allgemein, er habe alle Bücher des Aristoteles übersetzt. Andere nennen besonders die ethischen und naturhistorischen Schriften. In neuerer Zeit ist wenigstens ein Theil dieser Uebersetzungen wieder ans Licht gezogen und zum Theil im Druck veröffentlicht worden; die Uebersetzung der Politik in der Ausgabe von Susemihl: „Aristotelis Politicorum libri octo cum vetusta translatione Guilelmi de Moerbeka“ (1872; v. Hertling setzt die Entstehung dieser Uebersetzung um 1260 an, Zur Gesch. der aristotel. Politik im Mittelalter, Rheinisches Museum, N. F., Bd. 39, 1884, S. 446—457); die Uebersetzung der Rhetorik in Leonh. Spengel's Ausgabe derselben (1867); J. G. Schneider legt ihm ferner die Uebersetzung der Historia animalium, der Physik und des Organon bei, Echard die der (Nikomachischen) Ethik. Ferner übersetzte W. die Commentare des Simplicius super praedicamenta Aristotelis und in libros Aristotelis de coelo et mundo (die letztere Uebersetzung, zu Viterbo ca. 1271 verfaßt, ist in Venedig 1540 und öfter gedruckt); Galenus, de alimentis; Hippocrates, de prognosticationibus aegritudinum; und mehrere Schriften des Neuplatonikers Proklus: elementatio theologica; de decem dubitationibus circa providentiam; de providentia et fato; de malorum subsistentia; die ca. 1281 in Korinth verfaßten Uebersetzungen der drei letztgenannten Schriften, die, da der griechische Text derselben verloren ist, uns die Orginale ersetzen müssen, sind gedruckt in der Ausgabe der Opera Procli von V. Cousin (Paris 1820, 2. Aufl. ebd. 1864; schon früher theilweise in der Bibliotheca Graeca des Fabricius, T. VIII, 1717, p. 465—507). Die Uebersetzungswerke Wilhelm's sind infolge wörtlicher Wiedergabe zwar schwerfällig, aber eben deshalb für die Textkritik der betreffenden Schriften wichtig. Als ein originales Werk von ihm wird eine „Geomantia“ genannt. — Im Mittelalter, und zum Theil noch in neuerer Zeit (s. z. B. noch Val. Andreae, Bibl. Belgica, 1643, p. 330) wurde Wilh. v. Moerbecke vielfach irrthümlich mit Thomas Cantipratanus verwechselt und identificirt; Echard hat diesen Irrthum richtig gestellt; vgl. auch Jourdain.

Quetif et Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum, T. I (1719), p. 388—391. — J. A. Fabricius, Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis, T. V (1736), p. 265 s. — J. G. Schneider in seiner Ausgabe von Aristotelis de Animalibus Hist. T. I (1811), p. CXXVII—CXLII. — Jourdain, Recherches critiques sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote (Par. 1819), p. 63 ss. 68 ss. (Ed. 2. 1843; deutsche Uebers. von Ad. Stahr, Gesch. der Aristotel. Schriften im Mittelalter, Halle 1831).

Lauchert.

Wilhelm: Dr. Gustav W., Professor der Landwirthschaft an der technischen Hochschule zu Graz, † am 1. October 1895 zu Stuttgart. Er war

am 8. December 1834 in Wien geboren, absolvirte eine dortige Mittelschule und wandte sich dann nach Ungarisch-Altenburg, um an der dortigen höheren Lehranstalt naturwissenschaftliche und landwirthschaftliche Studien zu betreiben. Als er sich diesen Aufgaben vom October 1852 bis zum Herbst 1855 gewidmet und auch die bezüglichen Fachprüfungen an der genannten Anstalt bestanden hatte, ging er an die landwirthschaftliche Akademie zu Hohenheim bei Stuttgart, wo er ein Jahr auf die Fortsetzung der landwirthschaftlich-technischen Studien verwendete. Nachdem er sich sodann theils mit der landwirthschaftlichen Praxis, theils mit Privatstudien für kurze Zeit beschäftigt hatte, erhielt er eine Anstellung an der schweizerischen landwirthschaftlichen Schule im Kanton Thurgau als Hauptlehrer für naturwissenschaftliche Fächer (Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik) und für Geometrie. Bis 1860 in dieser Stellung thätig gewesen, fühlte er sich wieder mehr von dem landwirthschaftlichen Berufe angezogen und suchte sich auf dessen Gebiete theils durch Privatstudien, theils durch Reisen eine weitere Vorbereitung für den Lehrberuf zu erwerben. Im J. 1864 an die höhere Lehranstalt zu Ungarisch-Altenburg als Professor für Land- und Forstwirthschaft berufen, wirkte er hier zunächst hauptsächlich auf dem Lehrgebiete des Acker- und Pflanzenbaues, wozu ihm ein Versuchsfeld und sonstige Mittel zur Verfügung gestellt waren. Später befaßte er sich auch noch mit Untersuchungen auf dem Gebiete der Thierzucht, worüber verschiedene Berichte von ihm in Fühling's Neuer landw. Zeitung publicirt sind. Im Herbst 1869 übernahm er die ihm angetragene Professur für Landwirthschaft an der technischen Schule des Joanneum zu Graz und wirkte auch in diesem Lehramte weiter, als das erwähnte Institut später mit der k. k. technischen Hochschule in Graz verbunden und vom Staate übernommen wurde. Hier war er als Lehrer und Schriftsteller bis zu Ende des Studienjahres 1894/95 mit Erfolg thätig, bekleidete während dieser 25jährigen Periode drei Mal das Rectorat der technischen Hochschule und functionirte außerdem als staatlich autorisirter Inspector der landwirthschaftlichen Lehrinstitute in Steiermark und Kärnten. — Seine litterarische Thätigkeit war hauptsächlich der Entwicklung des landwirthschaftlichen Maschinenwesens in Oesterreich, sowie der Hebung der dortigen Alpenwirthschaft gewidmet. In Anerkennung der damit bekundeten wissenschaftlichen Capacität ertheilte ihm das k. k. Ackerbauministerium gegen Ende der achtziger Jahre den Auftrag, ein Handbuch der gesammten Landwirthschaftslehre zu verfassen, was ungestört binnen wenigen Jahren zu vollenden ihm noch vergönnt war. Dies sollte für ihn die letzte Arbeit von größerem Umfange sein, denn als er sich im Herbst 1895 auf einer Erholungsreise nach Stuttgart begeben hatte, widerfuhr ihm dort das Unglück, durch einen Sturz so schwere Verletzungen zu erleiden, daß dadurch sein vorzeitiger Tod herbeigeführt wurde.

C. Leisewitz.

Wilhelm: Wilhelm W., katholischer Theologe, geboren am 12. Juli 1735 in Mengen, † am 28. August 1790. Seine Gymnasialbildung erhielt er in der Klosterschule zu Hofen am Bodensee (Benedictiner), zu Rottweil bei den Jesuiten und zu Villingen bei den Minoriten; sodann studirte er Philosophie in Augsburg bei den Jesuiten. 1753 trat er als Novize in das Kloster der Augustiner-Chorherren in Kreuzlingen bei Konstanz ein, wo er am 13. Juni 1756 die Gelübde ablegte und darauf im Kloster Theologie studirte. Am 22. December (so nach Klüpfel; nach König am 22. September) 1759 empfing er die Priesterweihe und wurde bald darauf als Bibliothekar und Professor der Philosophie im Kloster angestellt. In dieser Eigenschaft veröffentlichte er sein erstes Buch: „Ichnographia philosophiae Creutzlinganae“ (Konstanz 1764). Nach dieser Zeit wurde ihm auch das Lehramt der Theologie übertragen. 1768

erschien in Konstanz sein Hauptwerk: „Authentia Veteris Testamenti, argumentum demonstrationis criticae contra pseudo-criticos". Das theils apologetische, theils isagogische Werk, das von der ausgebreiteten Gelehrsamkeit des Verfassers Zeugniß gibt, übrigens unter Anwendung einer nicht sehr glücklichen und geeigneten Methode, verfolgt nach der Einleitung das Ziel, die drei Fragen zu beantworten: 1. Ob es ein geschriebenes Wort Gottes gebe; 2. Ob die Bibel das geschriebene Wort Gottes sei; 3. Wie die Auslegung der Bibel beschaffen sein müsse. Im gleichen Jahre stellte er auch unter dem Titel: „Parerga Authentiae Veteris Testamenti demonstratae theologica" (Konstanz 1768) in 200 Thesen unter den Gesichtspunkten der drei theologischen Tugenden sein theologisches System zusammen. Die dem Abt Prosper von Kreuzlingen gewidmete Authentia Vet. Test. war zwar mit der Approbation des Konstanzer Ordinariats erschienen; nach Klüpfel's Andeutung scheint aber der bischöfliche Censor nachträglich noch Bedenken geäußert zu haben, durch die der Abt veranlaßt wurde, W. das Lehramt abzunehmen, worauf er in den nächsten Jahren in Hirschlatt bei Tettnang und in Hirschau bei Rottenburg in der Seelsorge verwendet wurde. Hier schrieb er seine „Theologia physica", die 1772 in Konstanz erschien. Inzwischen wurde er ins Kloster zurückgerufen als Klosterschaffner (Kastner), kehrte aber von diesem ihm wenig zusagenden Geschäfte nach einiger Zeit gern wieder nach Hirschau zurück. Von hier wurde er, als nach der Verordnung der Kaiserin Maria Theresia von 1774 die Patrologie und theologische Litterärgeschichte in den theologischen Studienplan aufgenommen wurde (vgl. Zschokke, Die theol. Studien und Anstalten der kath. Kirche in Oesterreich, 1894, S. 34), und auch in Freiburg ein Lehrstuhl für diese Fächer gegründet wurde, auf den Vorschlag Klüpfel's für diese Professur nach Freiburg berufen, wo er am 6. December 1774 ankam. Am 19. December hielt er seine erste Vorlesung; am 4. April 1775 erfolgte seine Ernennung zum Ordinarius. Am 16. Mai wurde er zum Doctor der Theologie promovirt und hielt am 18. Mai seine Inauguralrede (Principium solenne) de patrologiae usu in disciplinis theologicis. Um ein Lehrbuch als Grundlage für die akademischen Vorlesungen zu schaffen, verfaßte er gleich im ersten Jahre seines Lehramts seine „Patrologia ad usus academicos", die er vorschriftsmäßig der Studiencommission in Wien vorlegte und nach erfolgter Approbation zu Freiburg 1775 erscheinen ließ. (Auch in Wien 1776 als „Conspectus patrologiae et hist. litter.") Als der erste Versuch eines Lehrbuches der Patrologie unter den im 18. Jahrhundert erschienenen Lehrbüchern war das Buch für seine Zeit nicht unverdienstlich. Im J. 1776 übernahm W. zu seinen bisherigen Fächern nach dem Rücktritt des Dominicaners Florian Würth auch den einen der beiden Lehrstühle der Dogmatik. Während kurzer Zeit trug er später auch einmal die Moraltheologie vor. Auch für die Dogmatik begann er ein Lehrbuch auszuarbeiten, dessen erster und allein erschienener Theil zu Freiburg 1779 gedruckt ist: „Theologiae dogmaticae nova methodo tradendae pars prior". Dieser Theil enthält die Abschnitte de principiis theologicis, de Deo, de Trinitate, de creatione und de Messia, in welchem letzteren Abschnitt auch die wichtigsten messianischen Weissagungen nach dem Hebräischen exegetisch behandelt werden. W. verfolgt das Ziel, nach seiner Methode die Darstellung der Dogmatik zu vereinfachen, von den scholastischen Fragen nach Möglichkeit zu entlasten; er spricht sich auch principiell gegen die scholastische Eintheilung der Dogmatik in acht Tractate aus. Das Buch hat in der Darstellung und in der äußeren Druckanordnung den Vorzug durchsichtiger Uebersichtlichkeit; dabei ist es freilich ziemlich dürftig. Das letzte litterarische Unternehmen Wilhelm's war seine „Vulgata paraphrastica", eine lateinische Bibelparaphrase, in welcher der zu Grunde gelegte Text der Vulgata durch im Druck

unterschiedene erläuternde Zusätze paraphrastisch erweitert wird; die Absicht dabei war (Vertheidigung S. 30), „das Lesen der Vulgata allen, welche die lateinische Sprache verstehen, kürzer, leichter, bequemer, wohlfeiler und angenehmer zu machen", als es nämlich für die große Menge solcher Leser bei der Benutzung der größeren französischen Bibelwerke, denen sich W. hauptsächlich anschließt, der Fall ist. Es erschienen jedoch nur die beiden ersten Bändchen, Genesis und Exodus (Konstanz 1786). Eine in den Würzburger gelehrten Anzeigen erschienene unfreundliche Recension veranlaßte die deutsch geschriebene, ebenfalls 1786 gedruckte „Vertheidigung der Vulgata paraphrastica wider den Wirzburgischen Anzeiger, von dem Verfasser derselben". Als durch das Hofdecret vom 26. August 1788 (vgl. Zschokke a. a. O., S. 62) der Vortrag der Dogmatik auf einen Lehrer beschränkt wurde, wurde W. am Ende des Sommersemesters 1788 in den Ruhestand versetzt. Eine epileptische Krankheit, an der er seit dem gleichen Jahre litt, führte das frühzeitige Ende seines Lebens herbei. Er hinterließ im Manuscript noch mehrere Schriften, die Klüpfel erwähnt, die aber nicht gedruckt worden sind.

Engelbert Klüpfel, Necrologium sodalium et amicorum litterariorum (1809), S. 67—74. — H. Schreiber, Geschichte der Alb.-Ludw.-Univ. zu Freiburg i. B., III. Theil (1860), S. 154 f. — J. König im Freiburger Diöcesan-Archiv, Bd. IX (1875), S. 290—296; Bd. X (1876), S. 291.

Lauchert.

Wilhelmi: Alexander Victor W., eigentlich Zechmeister, Schauspieler und Lustspieldichter, wurde als Sohn eines k. k. Rechnungsrathes am 5. September 1817 in Ofen geboren. Nachdem er früh seine Eltern verloren hatte, wurde er im neunten Jahre dem Krause'schen Institut in Wien zur Erziehung übergeben. Später besuchte er das Piaristen-Gymnasium in der Josefstadt und trat nach Absolvirung der Obersecunda als Lehrling in die Karl Gerold'sche Buchhandlung ein. In den Jahren 1838 bis 1842 war er Gehülfe in der Kilian'schen Buchhandlung in Pest. Inzwischen war die Liebe zum Theater in ihm so mächtig geworden, daß er sich entschloß, zur Bühne zu gehen. Er debutirte daher am 11. Juni 1842 in Preßburg unter dem Namen Wilhelmi als Gawin in Halm's „Griseldis" und wurde im J. 1843 von Lobe für seine Gesellschaft nach Breslau engagirt, mit der er eine Reihe schlesischer Städte bereiste. In den Jahren 1845 bis 1849 war er mit seiner Pflegeschwester Antonie Wilhelmi am Hamburger Stadttheater thätig und siedelte mit ihr gemeinsam in dem letzteren Jahre nach Dresden über, wo er mit kurzer Unterbrechung bis zu seiner am 30. December 1876 wegen zunehmender Kränklichkeit erfolgten Pensionirung eine geachtete Stellung als ausgezeichneter Vertreter kleiner Rollen einnahm. Er leistete namentlich im Fache der alten, ergrauten Diener Vorzügliches, wurde aber auch anderweitig in bedeutenderen Rollen beschäftigt. Bekannter wurde er durch seine meist einactigen Lustspiele, unter denen das zuerst im J. 1850 erschienene: „Einer muß heirathen", in dem er auf die Verhältnisse der Gebrüder Grimm anspielt, ohne doch von diesen wirkliche Bilder zu zeichnen, die weiteste Verbreitung fand und sogar ins Englische und Dänische übersetzt wurde. Sie erschienen unter dem Titel: „Lustspiele" in vier Bänden gesammelt im Verlag der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden in den Jahren 1853—1860 und zeichnen sich durch einen gewandten Dialog und drollige Situationen aus. Weniger Glück hatte W. mit seinen größeren Stücken, z. B. mit dem vieractigen Lustspiel „Zurück" (Berlin 1860). W. sollte die Ruhe des Alters nicht lange genießen. Er hoffte in einem südlichen Klima Genesung zu finden und begab sich zum Winteraufenthalt nach Meran

in Tirol, starb aber dort nach nur kurzem Aufenthalt am 8. October 1877. Begraben wurde er am 13. October auf dem St. Annenkirchhofe in Dresden.

Vgl. Tagebuch der Königlich Sächsischen Hoftheater vom Jahre 1877. 61. Jahrg. Dresden 1878, S. 71—73. — H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg. Stuttgart 1879, S. 185. — Jahrbuch für das deutsche Theater. I. Leipzig 1879, S. 31, 32. — Deutsches Theater-Lexikon. Herausgegeben von A. Oppenheim und E. Gettke. Leipzig 1889, S. 852.

H. A. Lier.

Wilhelmi: Friedrich W., eigentlich Friedrich Wilhelm v. Panwitz, Schauspieler, wurde am 21. April 1788 zu Schlicha in Preußen geboren. Er soll einer unbegüterten Adelsfamilie in der schlesischen Lausitz entsprossen und mit neunzehn Jahren in preußische Militärdienste getreten sein. Die Schlacht bei Jena und den Rückzug Blücher's nach Lübeck machte er als Secondlieutenant mit. Als nach Abschluß des Tilsiter Friedens zahlreiche Entlassungen stattfanden, erhielt auch W. seinen Abschied und gerieth dadurch in die größte Noth. Durch Zufall kam er nach Dresden, lernte hier die nachmalige Wiener Hofschauspielerin Auguste Brede kennen und empfing von ihr ein Empfehlungsschreiben an den Theaterdirector Liebich in Prag, der ihn im J. 1813 auf seiner Bühne als Gottlieb Coke in Ziegler's Schauspiel „Parteiwuth" debutiren ließ. Der Erfolg war durchschlagend und führte zu einem Engagement Wilhelmi's für Liebich's Truppe, bei der W. blieb, bis er an Ochsenheimer's Stelle im J. 1822 an die Wiener Hofburg berufen wurde, an der er als eines ihrer geachtetsten Mitglieder bis kurz vor seinem Ende am 2. Mai 1852 thätig war. Wilhelmi's Begabung wies ihn auf das komische Fach; er spielte an der Burg, sobald er und die Theaterleitung diese seine Begabung entdeckt hatten, jede humoristische Rolle, die vor das Jahr 1848 zurückreicht, sodaß es hier ganz unmöglich ist, einzelne seiner Leistungen hervorzuheben. Niemand hat W. höher geschätzt als Laube. Er nennt ihn ein „künstlerisches Naturell, welches nicht mit Theorien, wol aber mit ganz guten geistigen Mitteln an die Composition seiner Gebilde ging", und lobt ihn, nicht nur wegen seines Fleißes und seiner Hingebung an die Scene, sondern auch wegen seiner persönlichen Haltung.

Vgl. Wurzbach LVI, 176—181. — H. Laube, Das Burgtheater. Lpz. 1868, S. 218—222. — E. Wlassack, Chronik des k. k. Burgtheaters. Wien 1876, S. 154, 155. — C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818 bis 1837. Wien 1889. (Register.) — Internationale Ausstellung für Musik und Theaterwesen. Wien 1892. Fach-Katalog der Abtheilung für deutsches Drama u. Theater. Wien 1892, S. 416. — O. Teuber, Gesch. des Prager Theaters II, 401. Prag 1885.

H. A. Lier.

Wilhelmi: Ludwig Wilhelm W. wurde am 19. November 1796 in dem damals kurpfälzischen Dorfe Neuenhain als Sohn des dortigen reformirten Pfarrers Johann Ferdinand W. geboren und erhielt den ersten Unterricht in der Elementarschule seines Heimathdorfes. Die starke confessionelle Mischung der Bevölkerung des Ortes (Katholiken, Lutheraner, Reformirte) übte nachhaltigen Einfluß auf die kirchlichen Anschauungen des Knaben aus; in allen späteren Stellungen zeichnete ihn ein wohlwollendes Entgegenkommen gegen andere Confessionen aus. Den Gymnasialunterricht erhielt er von seinem zehnten Jahre ab in Idstein unter Snell, dem er ebenso wie dessen Sohne Ludwig Snell (s. A. D. B. XXXIV, 503 u. 508) namentlich auf dem Gebiete der Philosophie viel verdankte. Im Frühjahr 1814 bezog er die Universität Marburg, dann 1815 Heidelberg. Bereits im December 1816 übernahm er die Hülfspredigerstelle bei der deutsch-reformirten Gemeinde in Frankfurt a. M., bestand dann, nachdem sein Heimathsdorf Neuenhain inzwischen dem Herzogthum Nassau zu-

gefallen, in Wiesbaden im März 1817 das theologische Staatsexamen. Nach kurzer Beschäftigung in Neuenhain wurde er am 30. Mai 1818 als 3. Pfarrer zu Wiesbaden, zugleich als Hofcaplan in Biebrich angestellt. Hier durchlief er seine weitere Laufbahn, welche ihn schließlich an die Spitze der protestantischen Kirche in Nassau führte. Nebenbei führte er zeitweilig (1820—35) die Schulinspection für Stadt- und Landbezirk Wiesbaden, in welcher Stellung er die Grundsätze des nassauischen Schuledicts, welches die simultane Verfassung des Schulwesens eingeführt hatte, streng vertrat. Der damals von ihm verfaßte und 1831 in die Schulen eingeführte „Neue evangelisch-christliche Landeskatechismus“ fand jedoch nicht allseitig Beifall. Dem erkrankten evangelischen Landesbischof Heydenreich wurde er 1841 mit dem Titel „bischöflicher Commissar“ beigeordnet und folgte diesem nach dessen Tode 1858 als Landesbischof. So zur Leitung der nassauischen Kirchenverwaltung berufen, vertrat er diese auf der Berliner Kirchenconferenz 1845/46, wo er freundschaftliche Beziehungen zu Dräseke, Kanzler Niemeyer, de Wette und Anderen begründen konnte. Diese Vertretung blieb ihm, nachdem sich aus jener Conferenz die Eisenacher Conferenzen gebildet hatten. W. besuchte dieselben regelmäßig und führte in denselben nach dem Rücktritt von Grüneisen in den Jahren 1870—1876 den Vorsitz. Seit der Uebernahme des Amtes eines bischöflichen Commissars häuften sich eine Anzahl theologischer Aemter und Ehrenstellen auf ihn. Außerdem war er bereits 1840 als zweiter Vertreter der evangelischen Geistlichkeit in die Kammer der Landesdeputirten gewählt, der er bis in das Sturmjahr 1848 angehörte. Die Wahl für den am 22. Mai 1848 eröffneten Landtag führte ihn nicht wieder in das Haus. Hingegen berief ihn bei Neubildung der nassauischen Ständekammer auf Grund der Verfassung von 1851 das Vertrauen des Landesherrn zum Mitgliede der ersten Kammer, der er bis zum Jahre 1866 angehörte. Die Ereignisse des Jahres 1866 haben auf seine persönliche Stellung keine Einwirkung ausgeübt. Doch begann er, alternd, sich allmählich von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Im J. 1875 finden wir ihn noch in der Commission, in welcher die Ausführung des Reichsgesetzes, betr. die Beurkundung des Personenstandes berathen wurde. Nachdem dem rüstigen Greise noch die Feier des achtzigsten Geburtstages und des sechzigjährigen Dienstjubiläums vergönnt gewesen war, starb er zu Wiesbaden am 11. Mai 1882.

Acten. — Wilhelmi, Aufzeichnungen aus meinem Leben, 1861. — Dem Andenken an L. W. Wilhelmi, Wiesbaden 1882.

W. Sauer.

Wilhelmine (Friederike Sophie Wilhelmine), Prinzessin von Preußen, Gemahlin des Prinzen Wilhelm V. von Oranien, wurde am 7. August 1747 geboren. Sie war die Tochter des Prinzen August Wilhelm, des Bruders Friedrich's des Großen, und der Prinzessin Louise Amalia von Braunschweig-Wolfenbüttel. Das hat wol den Herzog Ludwig Ernst bestimmt, sie zur Gemahlin seines Zöglings, des Statthalters, zu bestimmen, denn von seiner Nichte erwartete er keinen Widerstand. Und allerdings, Jahre lang hat sie so gut wie ihr Gemahl dessen Joch ertragen und sich in Allem gefügt. Doch sie war nicht allein eine Hohenzollerin, in der sich ein starker energischer Charakter entwickelte und die ein scharfes Urtheil über Menschen und Dinge besaß, sondern eine Lieblingsnichte Friedrich's des Großen. Zwischen beiden hat sich eine äußerst interessante Correspondenz entsponnen, welche zuletzt eine politische wurde. Theilweise in Berlin, theilweise im Haag verwahrt ist sie bis jetzt noch nicht gehörig bekannt und noch weniger verwerthet worden, wenn auch Nijhoff und Blok Bruchstücke aus derselben veröffentlicht haben. Bald wird das hoffentlich anders werden. Um das Jahr 1779, als der Parteihader in der Republik ihr Be-

denken einzuflößen anfing und sie den Herzog gründlich hassen, die Republik, so viel es einer Fremden und einer Prinzessin möglich war, gründlich kennen gelernt und die Nichtigkeit des Gemahls durchschaut hatte, wird derselbe interessant. Die Prinzessin holte sich bei dem Onkel Rath und versuchte Einfluß auf die Geschäfte zu gewinnen. Allmählich ist ihr das gelungen, aber nicht so durchgreifend, daß sie das einbrechende Unglück abwehren konnte. Dazu fehlte ihr doch die genügend klare Einsicht in die Sachlage. Das von den (damals noch sehr gemäßigten) Demokraten angetragene Bündniß, das allein im Stande gewesen wäre, den Staat zu retten, wies sie ebensowohl ab wie ihr Gemahl und die Aristokraten ihrer Umgebung. Auch so klare Köpfe wie Hogendorp sahen das nicht ein, so wenig damals wie später. Selbst van de Spiegel begriff das nicht. Auf die oranischen Aristokraten und die niedersten Volksclassen angewiesen vermochte auch eine energische Führung die Partei des Statthalters nicht obenauf zu halten. Und Wilhelm V. war weit davon entfernt, seiner Frau, deren Superiorität er vielleicht nicht einmal einsah, die Führung einzuräumen. Vergebens suchte sie ihn zum Handeln anzuspornen. Und ebenso vergeblich waren ihre Versuche, ihren Oheim zum Einschreiten zu bewegen. Selbst als ihr Bruder Friedrich Wilhelm II. den preußischen Thron bestiegen hatte, wollte das nicht gelingen, nur ein ihn persönlich verletzender Angriff von Seite der Holländer schien es veranlassen zu können. So ist das Unternehmen der Prinzessin, sich 1787 nach Holland zu begeben, allgemein als ein Mittel, die Holländer zu einer derartigen Handlung herauszufordern, erschienen. Die Prinzessin reiste mit geringer Begleitung von Nymwegen, wo der oranische Hof verweilte, nach dem Haag, dort ihre Anhänger um sich zu sammeln, gleich als seien es die ruhigsten Friedenszeiten. An der Grenze der Provinz wurde sie zuerst durchgelassen, doch etwas weiter an der Goejanverwellesluis von einem Freicorps angehalten, dessen Hauptmann sich weigerte, sie ohne besondere Erlaubniß der Staaten passiren zu lassen. Eine persönliche Beleidigung fand nicht statt, es sei denn daß das tölpelhafte Benehmen des Bürgerofficiers, welcher der Prinzessin und ihrem Gefolge Bier und Tabak anbot, und in ihrer Gegenwart den Kopf bedeckt hielt, als eine solche gelten kann. Nach Schoonhoven geführt erhielt sie dort am nächsten Tag die Weigerung der Staaten und reiste wieder zurück. Kein Wunder, daß die Holländer erstaunt waren, als Friedrich Wilhelm daraus eine Kriegsfrage machte! Auch Wilhelmine scheint im Anfang nicht geglaubt zu haben, dieses Ereigniß werde eine Aenderung der Situation herbeiführen. Und freilich, sie hatte, das wissen wir jetzt bestimmt, es auch gar nicht bezweckt. Erst als es gewiß war, daß Frankreich unthätig bleiben würde, erfaßte Herzberg, mit dem W. seit langer Zeit in eifriger Correspondenz stand, die Gelegenheit, Preußens Einfluß zu befestigen und veranlaßte den König so aufzutreten, daß der Krieg unvermeidlich wurde. Doch eins war gewiß, die Prinzessin war der einzige Mann am oranischen Hofe. Nach der Restauration der statthalterischen Gewalt gelang es ihr, van de Spiegel das Amt eines Rathspensionärs übertragen zu lassen, um so dem Prinzen wenigstens einen fähigen und charaktervollen Minister an die Seite zu stellen. Doch sonst gelang es ihr nicht einen beherrschenden Einfluß zu gewinnen. Weder der Prinz noch der Rathspensionär waren gesonnen ihr denselben einzuräumen. So kam es, daß man zuletzt von einer Partei der Prinzessin redete. Freilich ihren Gemahl hatte sie gründlich verachten gelernt. Doch blieb sie ihm treu zur Seite auch in der Verbannung. Nach den Ereignissen des Jahres 1813 kehrte sie nach den Niederlanden zurück, wo die Mutter des nunmehrigen Königs, die das sie verehrende Volk schon längst gemüthlich Willemijn zu nennen pflegte, im J. 1820 auf dem Schloß Loo gestorben ist.

Die Litteratur über sie ist ungefähr die nämliche wie die über Wilh. V. Vgl. dazu Van Kampen, Vaderlandsche Karakterbunde II und die Briefe Hogendorp's. P. L. Müller.

Wilke: Andreas W., verdienter Philolog und Schulmann, geboren am 5. Juli 1562 zu Helmershausen in der Grafschaft Henneberg, † zu Gotha am 19. Juni 1631, war der Sohn eines gewissen Hans W. Er besuchte zunächst die Schule seines Heimathsortes, welche ein Wolfgang Kremer leitete. Sodann trat er in die unter dem Rector Ambrosius Stegmann stehende „Gelehrte Schule" in Meiningen ein, welche er aber im Sommer 1579 mit der lateinischen Schule in Halberstadt unter dem Rector M. Paulus Laurentius und dem Conrector Theophilus Canngießer vertauschte, weil damals Halberstadt als der Zufluchtsort aller mittellosen Schüler galt. Vom October 1583 an studirte er auf der Universität Jena, wo er schon am 14. December 1585 den primus philosophiae gradus erreichte. Unter dem Decanat des Professors Ortholph Foman erlangte er am 22. Juli 1589 die Magisterwürde und hielt nun bis 1592 Privatcollegia ab. Als der Rector des Gothaer Gymnasiums M. Joh. Helder in jenem Jahre zum Superintendenten in Waltershausen ernannt wurde, berief man auf Empfehlung des ehemaligen Rectors, jetzigen Generalsuperintendenten in Coburg, Joh. Dinckel (s. A. D. B. IV, 238), W. an seine Stelle. In einer Feier, zu welcher der Prodecanus collegii philosophici Wolfgang Heider zwei Tage vorher durch Anschlag am schwarzen Brette die Commilitonen feierlich eingeladen hatte, nahm er in einem aus 452 eleganten lateinischen Hexametern bestehenden Carmen Abschied von der Universität. Wie sehr er dort in Achtung gestanden hatte, beweist der Umstand, daß Heider, sowie die Professoren Elias Reusner und Zacharias Brendel ihn bei dieser Gelegenheit in lateinischen Gedichten feierten. Am 9. October 1592 hielt W. seine Antrittsrede im Gothaer Gymnasium. Beinahe 39 Jahre war er fortan bemüht, „durch rastloses Fortstudiren, durch sein emsiges Streben, seinen Unterricht fruchtbar zu machen, durch seine strenge und doch liebreiche Aufsicht über das Betragen und den Fleiß seiner Schüler, durch seinen unbescholtenen und würdevollen Wandel und durch den unverdrossenen Eifer, mit dem er sich jeder Mühe und Beschwerde seines Berufs unterzog", den hohen Ruf jener Anstalt nicht nur zu erhalten, sondern zu erhöhen. Unter ihm wurde die Anzahl der Classen des Gymnasiums vermehrt, das Anstaltsgebäude theilweise erneuert und erweitert, und die Besoldung der Lehrer erhöht. Auf Veranlassung des Herzogs Johann Casimir führte er das Hebräische als Unterrichtsgegenstand ein und arbeitete eine neue Schulordnung aus. Die Anstalt gelangte infolge dessen zu solch außerordentlichem Ansehen, daß W. in einer seiner letzten Schulreden sagen konnte, nachdem er die Verdienste seiner Vorgänger gerühmt hatte: „Für mich mag ganz Thüringen reden und Sachsen, Preußen, Schlesien, Meißen, Böhmen, Oesterreich, Schwaben, Franken, Elsaß und Hessen, denn welche Universität gibt es im ganzen lutherischen Deutschland, von der ich nicht Zeugnisse, auch öffentlich ertheilte Lobsprüche aufweisen könnte!"

Neben seiner eifrigen Thätigkeit im und für das Gymnasium beschäftigte sich W. auch noch schriftstellerisch. So veröffentlichte er 1597 eine Rede zum Gedächtniß Herzog Johann Friedrich's des Mittleren und eine Abhandlung über die Frage: „Quando utiliter adolescentes et possint et debeant in Academias transmitti?" Im J. 1603 erschien „Epistola de Anagrammatismis" und im Jahre darauf: „Feriae Caniculares in Gothano Gymnasio, hoc est, Plautinae Epidici Philologica recensio". Ferner veröffentlichte er 1613 ein Buch: „Miseriarum vitae humanae speculum", während ein Werk Wilke's: „Festa christianorum ex poetis qua veteribus, qua recentibus celebrata" erst 1676 von dem Rector

Georg Heß, dem Gatten seiner Enkelin herausgegeben wurde, der bereits 1657 unter dem Titel: „Suada Gothana Latialis“ Wilke's Schulreden, eine Hauptquelle der Geschichte des Gothaer Gymnasiums, hatte drucken lassen. Mit einer großen Zahl der angesehensten Gelehrten seiner Zeit stand W. in regem Briefwechsel, dies beweisen drei Foliobände der Gothaer Gymnasialbibliothek, welche an ihn gerichtete Briefe enthalten.

Von den äußeren Lebensumständen Wilke's ist noch zu berichten, daß er sich am 28. October 1592 mit Sabina Ferber aus Ohrdruf vermählte. Aus dieser Ehe gingen 9 Kinder, 6 Söhne und 3 Töchter hervor. Von allen seinen Nachkommen überlebten W. jedoch nur eine Tochter, Sabina, vermählt mit dem gothaischen Arzte Dr. Joh. Volk, und ein Enkel und eine Enkelin, Kinder seiner Tochter Anna, der Gattin des Jenaer Professors Dr. Michael Wolf. Im Februar 1612 erhielt W. einen Ruf, das Rectorat der Stadtschule in Mühlhausen i. Thüringen zu übernehmen, den er jedoch ablehnte. Der Abend seines Lebens ward ihm durch ein Augenleiden und heftige Gichtanfälle sehr getrübt. Man sah sich deshalb genöthigt, zu seiner Unterstützung einen Conrector in der Person seines ehemaligen Schülers Joh. Weiß anzustellen. Als W. gemeinsam mit diesem am ersten Pfingstfeiertage 1631 die Schüler des Gymnasiums nach der St. Margaretenkirche geleiten wollte, überfiel ihn unterwegs eine plötzliche Schwäche, so daß er sich in das Haus seines Schwiegersohnes bringen lassen mußte, worauf er wenige Wochen später an einem Schlagflusse verschied. Ein Bild Wilke's mit der Umschrift M. Andreas Wilckius, Philosoph. Philologus. Orator ac Gymnasiarcha Gothanus ad Annos XXXIX celeberrim., das uns ihn als einen stattlichen intelligent aussehenden Mann darstellt, findet sich in der Suada Gothana Latialis. Frankofurti 1657.

Vgl. Oratio Funebris in obitum Viri Clarissimi Dn. M. Andreae Wilki. Jenae 1639. — Clarmundus, Vitae clariss. ex re litteraria virorum V (1706), p. 252—255. — Sagittarius, Histor. Gothana, p. 204—206. — Tenzel, Supplement. III praef. — Rudolphi, Gotha Diplomatica III, p. 116. — Ludovici, Historia Rectorum I, p. 22. — Jöcher (falsche Angabe des Todesjahres). — Galletti, Geschichte des Herzogthums Gotha II, 275. — Gelbke, Kirchen- und Schulverfassung d. Herzogthums Gotha I, 93. — Beck, Geschichte des Gothaischen Landes II, 514. — Beck, Ernst der Fromme II, 78 (falscher Todestag). — Witte, Diarium biographicum II, 36. — Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha. Gotha 1824, S. 60 ff. — Eckstein, Nomenclator philologorum, p. 618. — M. Schneider, Das Cänobium beim Gymnasium Illustre. Gothaer Gymn.-Programm 1895, S. 39. — Derselbe, Die Gelehrtenbriefe der Gothaer Gymnasialbibliothek aus dem XVI. u. XVII. Jahrh. Goth. Gymn.-Programm 1897, S. 2. Berbig.

Wilke: Christian Gottlob W., katholischer Theologe (Convertit), geboren am 13. Mai 1786 zu Werm bei Zeitz, † am 10. November 1854. Als Protestant geboren und erzogen, erhielt er seine Gymnasialbildung zu Zeitz und studirte sodann an der Universität Leipzig Philosophie und Theologie. In den Jahren 1814—1819 bekleidete er die Stelle eines Feldpredigers bei der sächsischen Landwehr. Später war er Pfarrer in Herrmannsdorf im Erzgebirge, legte dieses Amt aber 1837 oder 1838 nieder und siedelte nach Dresden über, wo er sich ausschließlich mit den schon früher begonnenen biblischen Studien beschäftigte. Eine Frucht langjähriger Studien war das zuerst veröffentlichte Buch: „Der Urevangelist oder exegetisch kritische Untersuchung über das Verwandtschaftsverhältniß der drei ersten Evangelien“ (Dresden u. Leipzig 1838), worin er die Hypothese durchzuführen versucht, durch eine bis auf die geringsten Einzelheiten sich erstreckende Vergleichung der Evangelientexte, daß das Marcus-

evangelium zuerst geschrieben und in den beiden andern synoptischen Evangelien benutzt sei. In den folgenden Jahren erschien sein neutestamentliches Lexikon: „Clavis Novi Testamenti philologica“ (Dresden u. Leipzig 1840—41, 2. Aufl. 1850), und die Bücher: „Die neutestamentliche Rhetorik“ (1842—43); „Die Hermeneutik des Neuen Testaments“ (Leipzig 1843—44) und als populärer Auszug aus dem letzteren Werk: „Anweisung für Schullehrer, die heilige Schrift auszulegen“ (1844). In allen diesen Werken zeigt er sich als ernster Forscher und positiv gläubiger Christ. Als solcher ließ er auch mehrere Broschüren erscheinen gegen die Rongeaner und gegen Bretschneider als den Vertheidiger derselben, sodann die Schrift: „Kann ein protestantischer Christ mit gutem Gewissen zur römisch-katholischen Kirche übertreten?“ (Regensburg 1845), welche zeigt, daß er für sich diese Frage schon im bejahenden Sinne beantwortet hatte. Im August 1846 erfolgte sein Uebertritt zur katholischen Kirche. Er erwarb sich nun in Freiburg die philosophische Doctorwürde und siedelte nach Würzburg über. Das Resultat seiner hier fortgesetzten Studien liegt in der Umarbeitung seiner beiden Hauptwerke vor: „Biblische Hermeneutik nach katholischen Grundsätzen“ (Würzburg 1853), worin er inbezug auf das Dogmatisch-Doctrinelle besonders der Schrift De interpretatione Scripturarum sacrarum des F. X. Patrizzi folgt; und: „Lexicon Graeco-Latinum in libros Novi Testamenti usibus scholarum et iuvenum s. theologiae catholicae studiosorum accommodatum“, dessen Herausgabe nach dem über der Vorbereitung erfolgten Tode des Verfassers Val. Loch besorgte (Regensb. 1858). Eine andere Neubearbeitung von Wilke's Clavis Novi Test. gab K. L. Wilibald Grimm in mehreren Auflagen heraus (Leipzig 1864—68, 1878—79, 1888).

D. A. Rosenthal, Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert, Bd. I, 2 (3. Aufl. 1892), S. 338—345. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 1022 s. — K. Werner, Gesch. d. kath. Theologie, S. 537 f.

Lauchert.

Wilken: Friedrich W., deutscher Geschichtsschreiber, besonders des Zeitalters der Kreuzzüge, geboren am 23. Mai 1777 zu Ratzeburg, † am 24. December 1840 zu Berlin. — In dürftigen Verhältnissen als ältester Sohn des Regierungspedellen und -Canzlisten Chr. E. Wilken aufgewachsen und als Freischüler im Domgymnasium unterrichtet, bezog er zu Ostern 1795 zum Studium der Theologie die Universität Göttingen. Vom elterlichen Hause gar nicht und von seinem Pathen, dem Landdrosten Grafen von Kielmannsegg, nur spärlich unterstützt, wußte er sich dort unter Beihülfe Heyne's, der ihm einen Freitisch gewährte und ihn in sein Seminar aufnahm, und des Orientalisten J. G. Eichhorn unter heißem Bemühen bis zur Beendigung seiner Studien zu erhalten, die sich indessen unter dem Einfluß von Schlözer und Spittler allmählich und immer entschiedener dem Gebiete der Geschichte, besonders der orientalischen, zuwandten. Am 4. Juni 1798 erhielt er einen Preis für seine alsbald auch im Drucke erschienene „Commentatio de bellorum cruciatorum ex Abulfeda historia“ und war vom Jahre 1800 an als Repetent in der theologischen und als Privatdocent in der philosophischen Facultät, sowie auf der Universitätsbibliothek thätig, wobei seine Hauptstudien dauernd der Geschichte der Kreuzzüge und der persischen Sprache und Geschichtslitteratur galten. Nachdem seine Berufung an die Universität Jena, die ihm 1803 die Doctorwürde zuerkannt hatte, an seiner allzugroßen Jugend gescheitert war, übernahm er im selben Jahre die Leitung der Studien des Erbgrafen Georg von Schaumburg-Lippe auf der Universität Leipzig, wo er sich neben seinem Schüler wieder immatriculiren ließ. Hier erschien als die Frucht seiner Studien während der letzten Jahre seine persische Grammatik, die erste, die überhaupt in Deutschland verfaßt worden ist. Auch

verlobte er sich in Leipzig mit der anmuthigen und feingebildeten Tochter des Akademiedirectors und Porträtmalers Johann Friedrich August Tischbein. Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Dresden und kurzem Besuch in der zehn Jahre lang entbehrten Heimath, die er ebenso wenig wie seine Eltern je wiedersah, machte er mit dem Erbgrafen, der seine Studien inzwischen abgeschlossen hatte, noch eine mehrmonatliche Reise im westlichen und südlichen Deutschland und trat dann zu Anfang des Wintersemesters 1805/6 die auf Eichhorn's und Arnold Heise's Vermittlung ihm übertragene Professur der Geschichte und der orientalischen Sprachen an der Universität Heidelberg an, welche um diese Zeit von dem trefflichen Markgrafen Karl Friedrich von Baden reorganisirt wurde und für eine Reihe von Jahren eine führende Stellung unter den deutschen Hochschulen einnahm. Bei seiner vielseitigen Bildung hielt er trotz nur mäßiger Vortragskunst doch beifällig aufgenommene und vielbesuchte Vorlesungen über Geschichte, orientalische Sprachen und Litteratur und biblische Exegese. Im Herbst 1806 holte er dann seine Braut heim, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster, mit vier Kindern gesegneter Ehe lebte. Wie die Mutter und die Geschwister seiner Gattin während einer zweijährigen Reise Friedrich Tischbeins nach Petersburg in den Jahren 1806—8 meist auch in Heidelberg lebten, so kam auch Tischbein selbst später wiederholt dorthin und ist im J. 1812 in Wilken's Hause gestorben. Thibaut und Nägele besonders nahestehend, unterhielt er einen vertrauten Verkehr mit dem großen litterarischen Kreise Heidelbergs, dem damals und in den nächsten Jahren besonders Creuzer, Heise, Boeckh, Paulus, Fries, Hegel, Voß, Görres, Gries, Amalie v. Helvig geb. Imhoff, Helmine v. Chézy, Kohlrausch, Brentano und Achim von Arnim angehörten.

Im Herbst 1808 übernahm W. auch die Verwaltung der sehr vernachlässigten Universitätsbibliothek und hat sich um ihre Neueinrichtung und Bereicherung wesentliche Verdienste erworben. Bald löste er auch Creuzer in der Leitung der fünften Abtheilung der 1808 gegründeten und bald zu großem Ansehen gelangten „Heidelberger Jahrbücher für Litteratur" ab.

Unter den wissenschaftlichen Werken Wilken's aus der Heidelberger Zeit nimmt den ersten Platz ein seine umfassende „Geschichte der Kreuzzüge", von der 1807 der erste, 1813 der zweite Band erschien und von der weiter unten noch zu reden sein wird; mit großem Beifall ward sodann 1809 sein leider unvollendet gebliebenes, schon im Anfang des 12. Jahrhunderts abbrechendes „Handbuch der deutschen Historie" aufgenommen, welches, das erste seiner Art, neben einem knappgefaßten Text eine streng quellenmäßige Begründung der Thatsachen bot. Eine erste Reise nach Paris im J. 1811, auf der er dauernde litterarische Verbindungen mit dortigen Gelehrten anknüpfte, lieferte ihm werthvolles Material für die Geschichte der Kreuzzüge, welches schon dem zweiten Band seines Werkes zu gute kam. — Das mit großer Stimmenmehrheit für das Jahr 1815/16 ihm übertragene Prorectorat — Rector ist in Heidelberg der Landesherr selbst — gab ihm nicht nur im Mai des Jahres 1815, als im Hauptquartier Schwarzenberg's sich auch die Kaiser Franz und Alexander, der Großherzog von Baden, Erzherzog Johann und Metternich einfanden, vielfache Veranlassung zur Vertretung der Universität, sondern ließ ihn auch in seiner doppelten Eigenschaft als Prorector und Bibliotheksdirector mit besonderer Lebhaftigkeit den Gedanken aufgreifen und verfolgen, ob nicht zu der Zeit, wo die von den Franzosen in den letzten zwei Jahrzehnten nach Paris zusammengeschleppten Kunst- und Bücherschätze von den rechtmäßigen Eigenthümern von dort wieder zurückgeholt wurden, auch wenigstens ein Theil der einst von Maximilian von Baiern dem Papste geschenkten Bibliotheca Palatina, nämlich 39 infolge des Friedens von Tolentino im J. 1797 von Rom an Frankreich

ausgelieferte ehemals Heidelberger Handschriften für die pfälzische Hochschule wieder zurückzugewinnen seien. Nachdem W. diesen von den Mitgliedern der Universität längst*) gehegten und auch von Görres im „Rheinischen Merkur" lebhaft vertretenen Wunsch aller deutschen Patrioten der badischen Regierung ausgedrückt und diese ihren Gesandten bei den Verbündeten in Paris, Freiherrn v. Berstett, zu nachdrücklicher Vertretung der Angelegenheit angewiesen hatte, erhielt er selbst am 2. September den Auftrag, nach Paris zu reisen, traf schon am 7. September dort ein und entfaltete alsbald zur Erreichung seines Zieles großes Geschick und hingebende Thätigkeit.

Ein von ihm im Namen der Universität verfaßtes, die Reclamation begründendes Memoire blieb trotz der Befürwortung der preußischen Minister v. Altenstein und Humboldt bei den französischen Behörden zunächst wirkungslos. Als W. aber nun hörte, daß der gleichfalls zur Zurückholung der dem Papst entführten Schätze in Paris anwesende und bei den französischen Behörden auf den gleichen Widerstand stoßende Bildhauer Canova auf Betreiben Preußens vom Gouverneur von Paris, dem preußischen General v. Müffling, militärische Mittel zur Durchführung seiner Ansprüche erhalten solle, so faßte er die Hoffnung, der Papst werde zu bestimmen sein, als Gegenleistung für diese preußische Hülfe die 39 pfälzischen Handschriften, die unter den von Rom reclamirten 500 vaticanischen sich befänden, ja vielleicht auch die ganze übrige noch zu Rom befindliche Heidelbergische Bibliothek zurückzugeben. Eilig schrieb er nach Rücksprache mit Humboldt ein neues Memorandum in französischer und deutscher Sprache, in dem er die Ansprüche der Universität auseinandersetzte, und übergab es Berstett zur Uebermittelung an die Minister der vier verbündeten Mächte. Wirklich ließen sich Preußen und Oesterreich zur Unterstützung der Sache bereit finden, und auch Müffling, zuerst durch den späteren preußischen Minister Eichhorn und durch Berstett um seine Mitwirkung ersucht, ließ sich von W. durch mündliche wie schriftliche Auseinandersetzung der Dinge für dieselbe gewinnen und sagte Canova wie dem Papst gegenüber eine Unterstützung der päpstlichen Ansprüche nur unter der Bedingung zu, daß der Papst nicht bloß die 39 pfälzischen, sondern die ganze übrige in Rom aufbewahrte Heidelbergische Bibliothek zurückgebe. So ließ endlich auch Canova, den W. brieflich darum gebeten und zu Dank verpflichtet hatte (durch Mittheilung eines der römischen Abordnung fehlenden Verzeichnisses der von ihr zurückzufordernden Gegenstände, durch welches erst deren genaue Feststellung ermöglicht wurde), sich dazu bestimmen, die 39 Manuscripte bis zum Eintreffen der päpstlichen Genehmigung bei Müffling niederzulegen. W. selbst holte die 38 — der 39. codex war 1797 von den französischen Commissaren der Vaticanischen Bibliothek belassen worden — Manuscripte, von dem österreichischen Major v. Meyer und dem preußischen Lieutenant Wucherer militärisch begleitet, in der königlichen Bibliothek ab und legte sie gegen Quittung bei Müffling nieder. Um die Mitte des October traf W. selbst in der Heimath wieder ein und holte dann im Januar 1816 die nach Eintreffen der päpstlichen Schenkungsurkunde von Müffling nach Frankfurt gesendeten Manuscripte von dort nach Heidelberg. Die in der ganzen Angelegenheit von ihm bewiesene Hingebung und rastlose, geschickte Thätigkeit sah er durch Verleihung des Charakters und Rangs eines Hofraths anerkannt.

Schon im Februar 1816 traf die Nachricht in Karlsruhe und Heidelberg ein, daß der Papst in der That in die Herausgabe von 847 deutschen Hand-

*) In einem mir gehörenden Briefe vom 18. August 1806 theilt Reizenstein bereits Creuzer mit, daß es seinen Bemühungen gelungen sei, verschiedene einflußreiche Persönlichkeiten für die Wiedererlangung der Heidelberger Bibliothek zu interessiren.

schriften gewilligt habe; W. wurde mit deren Abholung aus Rom beauftragt und trat bereits am 25. Februar seine Reise an; am 26. März traf er in Rom ein. Daß an die Rückgabe der ganzen alten Palatina nicht zu denken sei, konnte W. schon nach dem ersten Besuch bei Cardinal Consalvi und einer Audienz beim Papst Pius VII. erkennen; wiederholte Versuche führten auch nicht zum Ziele; ebenso verzögerte sich die Auslieferung der zugesagten Handschriften bis Ende April; es fehlte unter ihnen Otfried's hochberühmte altdeutsche Evangelienharmonie; doch hatte W. das Glück, dieselbe unter den lateinischen Manuscripten, wohin sie wegen ihres lateinischen Titels gestellt worden war, zu entdecken und wußte mit Hülfe der preußischen und österreichischen Diplomatie auch ihre Auslieferung zu erreichen; am 17. Mai konnte er endlich die in vier große Kisten verpackten Schätze von Rom abfahren lassen; am 19. verließ er selbst Rom und war am 13. Juni wieder in Heidelberg, wo die Handschriften am 8. Juli gleichfalls glücklich anlangten.

Obwol Wilken's unbestreitbare Verdienste um die Wiedergewinnung des einzig dastehenden Bücherschatzes der Heidelberger Universität von der badischen Regierung bereitwillig anerkannt wurden, so nahm er doch im selben Jahr einen Ruf nach Berlin an, wo man ihm die Professur der Geschichte und der orientalischen Sprachen an der neubegründeten Universität sowie die Leitung der königlichen Bibliothek antrug. Im Frühjahr 1817 trat er sein neues Amt an und wurde im J. 1819 auch zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt. In Berlin vollendete er im Laufe der nächsten fünfzehn Jahre sein großes Werk über die Kreuzzüge, von dem der 3. Band im J. 1819, der 7. und letzte im J. 1832 erschien. Daneben veröffentlichte er, 1821 zum Historiographen des preußischen Staates ernannt, vier größere Arbeiten über die Geschichte Berlins im Berliner historisch-genealogischen Kalender von 1820—23. Bis zum Jahre 1821 nahm er auch lebhaften Antheil an dem Stein'schen Unternehmen der Monumenta Germaniae historica. Von Michaelis 1821—1822 bekleidete er das Rectorat der Universität, das infolge der Untersuchungen gegen die Burschenschaft, an denen er Antheil nehmen mußte, eine Quelle vieler Mühen, Sorgen und Aufregungen für ihn wurde; etwa ein halbes Jahr lang, bis zu seiner Erkrankung im J. 1823, fungirte er auch als Professor der Geschichte an der königl. Kriegsschule. Zudem wurde er vom Minister Altenstein mit Abfassung zahlreicher Gutachten beauftragt und durch seine Stellung an der Bibliothek zu einer sehr ausgedehnten Correspondenz genöthigt. So verfiel er wol infolge von Ueberarbeitung, nervöser Ueberreizung und besonders der Gicht, die nach Ausspruch der Aerzte sich auf das Gehirn geworfen, im Frühjahr 1823 einer schweren geistigen Erkrankung. Nachdem eine im Vorsommer begonnene Cur in Marienbad sich als ganz erfolglos erwiesen, wurde er im December der von Dr. Pienitz geleiteten Irrenanstalt Sonnenstein bei Pirna übergeben. Im April als geheilt von dort entlassen und nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Dresden im September nach Berlin zurückgekehrt, erlitt er schon im November einen Rückfall in seine Krankheit und mußte abermals nach dem Sonnenstein gebracht werden. Im Juli wieder entlassen, nahm er einen vierwöchentlichen Aufenthalt in Wien, den er zu Studien für sein großes Werk benutzte, verbrachte den Winter 1825/26 mit seiner Familie in eifriger Arbeit in Dresden, sodaß er Frühjahr 1826 den 4. Band desselben erscheinen ließ, und trat dann am 22. April dieses Jahres mit seiner Gattin, seiner ältesten Tochter und seinem späteren Schwiegersohn Moritz Pinder eine langgeplante Reise an, die ihn zu seiner Erholung wie zu Studienzwecken über Wien nach Italien führen sollte. Allein schon zwischen Prag und Wien brach abermals der Wahnsinn bei ihm aus, so daß seine Gattin ihn der Anstalt des Dr. Görgen in Gumpendorf bei

Wien übergeben mußte; diesem trefflichen Arzte gelang es, den Kranken so völlig herzustellen, daß er ihn im Juni 1827 in guter körperlicher Verfassung und völliger dauernder Klarheit des Geistes seiner Familie und der Wissenschaft zurückgeben konnte.

Ende März 1829 unternahm W. bei guter Gesundheit zwar noch eine größere Reise nach Paris, London und Oxford, um Bibliotheken kennen zu lernen und sich über den englischen Buchhandel genau zu unterrichten, gab 1829 und 30 auch den 5. und 6. Band seiner Geschichte der Kreuzzüge heraus, die 1832 endlich ihren Abschluß fand, mußte aber von 1831 ab fast alljährlich, vom schwersten Gichtleiden heimgesucht, ein Bad, meist Teplitz, aufsuchen. Nach dem erfolgreichen Gebrauch desselben im Sommer 1835 konnte er im Anschluß an die Cur noch eine Reise nach München unternehmen und entschloß sich auch 1838 nach einer Cur in Wiesbaden noch einmal zu einem sechswöchentlichen Aufenthalt in Heidelberg, war aber durch zunehmende körperliche Leiden in diesen letzten Jahren fast ganz an das Haus und sein Amtszimmer gefesselt. Nachdem er den Sommer 1840 in Suderode am Harz und in Dessau verbracht hatte, kehrte er im October 1840 krank und schwach nach Berlin zurück; hier starb er am 24. December 1840 und wurde am 28. auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhofe beerdigt.

Wilken's Hauptwerk, die „Geschichte der Kreuzzüge", neben dem auch besonders seine Arbeiten über die Geschichte Berlins und der dortigen Bibliothek und seine noch heute werthvollen Ausgaben mehrerer Werke des persischen Geschichtsschreibers Mirkhond verdienstlich sind, stellt gleichsam die Summe seiner diesem Gebiete zugewandten Lebensarbeit dar und hat auch zur Zeit als noch immer einziges zusammenfassendes Werk über jene Periode seine Bedeutung nicht verloren. Wenn auch der von W. schon 1810 als Jugendarbeit preisgegebene 1. Band dieses Buches, in dem Sage und Geschichte noch nicht scharf geschieden werden, besonders durch Sybel's im J. 1841 erschienene Arbeit über den ersten Kreuzzug überholt und seitdem veraltet ist, so ringt sich doch schon in den folgenden Bänden der Verfasser mit immer mehr erstarkendem kritischen Sinne zu höherer Klarheit und Sicherheit der Methode durch, sodaß die zweite Hälfte des umfassenden Werkes noch heute als die Grundlage unserer Kenntnisse von jener Zeit gelten kann. Wilken's eigentliches Verdienst besteht darin, daß er, ausgerüstet mit vielseitigen Kenntnissen, namentlich das Arabische und das Persische völlig beherrschend, durch Hereinziehung auch der morgenländischen Quellen in den Kreis der Forschung die Geschichte jener denkwürdigsten Epoche des Mittelalters auf neue Grundlagen gestellt hat. Seine gründliche Gelehrsamkeit, die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit seiner Forschung, die, künstlichen Constructionen fernbleibend, alle Angaben quellenmäßig begründet, verbunden mit der Gabe anmuthig-einfacher und klarer Darstellung, die jeden rednerischen Schmuck verschmäht, sicherten ihm in Deutschland für zwei Menschenalter ein überragendes Ansehen und die unbestrittene Herrschaft auf seinem Gebiete. Seine Wirksamkeit als Universitätslehrer, die sich auf fast alle Perioden der Geschichte, auf deren Hülfswissenschaften und die orientalischen Sprachen, sowie auf theologische Disciplinen erstreckte, trat nach seiner mehrmaligen Erkrankung und bei seinem zunehmenden körperlichen Leiden hinter seine bibliothekarische Thätigkeit zurück; auch zog seine nicht sehr ansprechende Lehrart namentlich in dem letzten Jahrzehnt seines öffentlichen Wirkens nur kleine Kreise besonders strebsamer Hörer an, die sich durch den Ernst seiner Forschung und seine eindringende Vertiefung in den Gegenstand derselben für den mangelnden Reiz seiner Vortragsweise entschädigt fanden. Zu diesen gehörten besonders F. W. Barthold, Th. Hirsch, G. Waitz, W. Dönniges, F. Papencordt, Fr. Riedel u. A.

Für die Leitung der Bibliothek, um die er sich nicht bloß durch Abfassung ihrer Geschichte verdient gemacht hat, ließen ihn seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und seine Kenntniß alter und neuer, morgen- und abendländischer Sprachen und Litteraturen, sowie ein gewisser praktischer Verwaltungssinn geeignet erscheinen. Früher sehr umgänglich und gesellig, mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten Berlins, wie W. und A. v. Humboldt, Buttmann und Böckh, Hegel und Schleiermacher, Ideler und J. Schulze, Lachmann, Gerhardt u. A. näher befreundet, mit allen bekannt, sah er sich im letzten Jahrzehnt seines Lebens durch sein körperliches Leiden auf wenige gesellschaftliche Beziehungen beschränkt und fand, täglich auf eigne Weiterbildung bedacht, sein Glück immer mehr nur im Schoße seiner Familie und in wissenschaftlicher Thätigkeit. In religiöser Beziehung im allgemeinen der Schleiermacherschen Richtung zugethan, ließ er seine religiösen wie seine politischen Ueberzeugungen niemals besonders hervortreten. — Von seinen Töchtern heirathete die älteste den Philologen Moritz Pinder (s. A. D. B. XXVI, 149), die jüngere einen Regierungsrath Dr. med. v. Pochhammer; nachdem sein älterer Sohn Geheimrath Friedrich Franz W. kinderlos verstorben ist, lebt sein Name nur noch in der Familie seines jüngeren Sohnes Sulpiz W. fort. Seine Gattin folgte ihm 1842 in den Tod.

Vgl. über ihn A. Stoll, Der Geschichtsschreiber Friedrich Wilken, in den Programmen des Kgl. Friedrichsgymnasiums zu Cassel von 1894—96, auch in Buchausgabe erschienen daselbst 1896. Letztere enthält neben Porträts von Wilken, seiner Gattin und deren Eltern und Schwester den Nachweis von Litteratur über Wilken (S. 3 u. 215), ein Verzeichniß der Schriften Wilken's (S. 243—252), je einen Brief J. v. Müller's, K. L. v. Haller's und des Freih. vom Stein, und als letzten Anhang Aufzeichnungen seiner Gattin über ihren Vater Joh. Friedr. Aug. Tischbein und ihre eigene Jugendzeit (S. 254 bis 338). A. Stoll.

Will: Georg Andreas W., geboren am 30. August 1727 zu Obermichelbach in Mittelfranken, stammte aus einer alten Geistlichenfamilie, die sich als solche väterlicher- wie mütterlicherseits bis auf die Reformationszeit zurück ausweisen konnte. So gehörten Veit Dietrich und M. Heinrich Fabricius zu seinen Vorfahren. Nach dem Willen seines Vaters, des gelehrten G. A. Will, bei dem er den ersten Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen empfing, widmete er sich gleichfalls der Theologie, wenn ihn auch zwei Oheime zum Studium der Medicin und zur Kaufmannschaft bestimmen wollten. Nach der Beförderung seines Vaters zum Diakon der Spitalkirche (1734) und dann zum Diakon bei St. Lorenz zu Nürnberg (1737) besuchte er die Spitaler- und Lorenzer Lateinschule daselbst. Von besonderer Bedeutung für ihn war es, daß der Rector der Lateinschule seinen historischen Sinn anregte und so den Grund für seine spätere Lieblingsbeschäftigung legte. Nachdem er am Auditorium zu St. Egidien seine humanistischen Studien abgeschlossen hatte, bezog er 1744 die Universität Altdorf, wo er sich der Philosophie, Theologie und der biblischen Philologie widmete. 1745 vertheidigte er die von ihm selbst verfaßte Disputation „de Nethinaeis, Levitarum famulis“, die er schon von Nürnberg mit hinübergenommen hatte. Damals übte er sich auch fortgesetzt im Predigen und war einige Zeit als Katechet im nahen Penzenhofen thätig. Nachdem er 1746, noch nicht 20 Jahre alt, seine zweite Disputation zur Erlangung der Magisterwürde vertheidigt hatte, ging er noch im selben Jahre nach Halle, wo er neben seinen Studien, ohne sich habilitirt zu haben, Vorlesungen über Metaphysik, Moral und die Thora hielt. Dann hielt er sich im gleichen Jahre noch in Leipzig auf, wo er u. a. mit Gottsched Beziehungen anknüpfte, und habilitirte

sich dann in Altdorf. Erst 1755 konnte er, da bis dahin eine Stelle sich nicht eröffnete, zum außerordentlichen Professor der Philosophie befördert werden. Zwei Jahre später übernahm er das ordentliche Lehramt der Poetik. Auch hatte er um diese Zeit schon (1756) die Altdorfische deutsche Gesellschaft begründet, die aber, wenn sie auch hervorragende Männer zu ihren Mitgliedern zählte, nach neun Jahren wieder einging. 1766 wurde ihm die Professur für Geschichte, und nach dem Tode von J. A. Spies im gleichen Jahre noch jene für Politik und endlich 1780 die für Logik übertragen. 1789 wurde er Primarius seiner Facultät, Inspector der Nürnberger Beneficiarien und Bibliothekar der Akademie. Ein hervorragendes Verdienst erwarb er sich um die Aufstellung der Christoph Jakob Trew'schen Sammlung, die ihren Namen nach dem fürstlich Ansbachischen Geheimrath und Senior des Collegium medicum zu Nürnberg führte, der sie im J. 1768 der Universität als Geschenk übergeben hatte. Diese Sammlung umfaßte eine für jene Zeit außerordentlich reiche Bibliothek und ein Naturaliencabinet. Die Bibliothek mit weit über 60 000 Hand- und Druckschriften enthielt beinahe Alles, was an kostbaren anatomischen, chirurgischen, botanischen und überhaupt naturwissenschaftlichen Werken erschienen war, und außerdem noch eine beträchtliche Sammlung von Werken aus der Philosophie, Philologie und Gelehrtengeschichte, darunter stattliche Ausgaben der classischen Autoren und seltene Bücher und Kupferwerke. W. selbst besaß eine bedeutende Bibliothek, ein Erbstück seiner Vorfahren, das er unablässig vermehrte, daneben aber noch eine Nürnbergische Bibliothek, in der er alles vereinigte, was er auf dem Gebiete der Nürnbergischen Geschichte im weitesten Sinne des Wortes erreichen konnte. Einen Katalog dieser Bibliotheca Norica, die im J. 1792 an den Rath der Stadt Nürnberg überging und jetzt in der Nürnberger Stadtbibliothek verwahrt wird, veröffentlichte er in acht Octavbänden in den Jahren 1772—1793.

Will's wissenschaftliche Thätigkeit war äußerst umfassend und vielseitig, entsprechend den verschiedenartigen Disciplinen, über die er in Altdorf seine akademischen Vorträge hielt. So lehrte er die ganze Philosophie und las daneben auch über Rhetorik, Poetik, schöne Wissenschaften und deutsche Sprachlehre. Als Erster trug er in Altdorf über Kantische Philosophie vor. Dann behandelte er in seinen Collegien die historische Wissenschaft im Ganzen wie im Einzelnen: allgemeine Geschichte und Statistik, deutsche Reichsgeschichte, Gelehrtengeschichte und die historischen Hülfswissenschaften. Endlich bot er seinen Hörern noch eine Encyklopädie der Wissenschaften. Mit seiner akademischen Thätigkeit ging die litterarische Hand in Hand. Auf all den oben genannten Gebieten hat er auch litterarisch gearbeitet. Zahlreiche Monographien und Abhandlungen in den gelehrten Zeitschriften, wie Meusel's Gelehrtem Deutschland, sowie die Fortsetzung der Köhlerischen Rechtshistorie und dessen Anleitung zur alten und mittleren Geographie, des historischen Bildersaals, der Bauer'schen Bibliothek rarer Bücher legen davon Zeugniß ab. Aber, wie sich denken läßt, waren diese Arbeiten, die er so auf den verschiedensten Gebieten lieferte, so anregend sie auch z. Th. gewesen sein mögen, von keiner durchschlagenden Bedeutung und mehr compilatorischer Natur. Sie waren bald überholt und veraltet. Anders dagegen verhält es sich mit seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Nürnberger Landes- und Ortsgeschichte. Was er hier geleistet, hat heute noch seine Bedeutung nicht verloren. Er zuerst machte mit Erfolg den Versuch, in Altdorf über Nürnbergische Geschichte vorzutragen. Er legte damit den Grund zu dem eifrigen Studium, das die Geschichte der Reichsstadt und ihres Gebiets bei den Nürnbergischen Localhistorikern wie Siebenkees, Waldau, Würfel, Kiefhaber u. A. fand, die der älteren Zeit gegenüber eine größere kritische

Schärfe und Zurückhaltung beobachteten, als das seither geschehen war. Will's Forschungen und Arbeiten zur engeren vaterländischen Geschichte, die bis in den Beginn der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, stehen jenen seiner Nachfolger auf diesem Gebiete keineswegs nach. Im Gegentheil, wie er hier zuerst der Bahnbrecher gewesen war, so blieb er auch der Führer. Auf den verschiedenartigen Pfaden, die er bei seinen Forschungen einschlug, darf ihm kritischer Sinn, besonnene Abwägung und außergewöhnlicher Fleiß, mit dem er stets weiter drang, nachgerühmt werden, wenn er sich auch nicht stets von dem Bann althergebrachter Anschauungen und Vorurtheile befreien konnte. Sein erstes größeres Werk, das „Nürnbergische Gelehrtenlexikon" (1755—1758), das in 4 Quartbänden die Nürnberger Gelehrten und Schriftsteller bis herab zu den unbedeutendsten, darunter auch jene, die sich nur zeitweilig in Nürnberg aufgehalten, biographisch vorführt und unter Aufführung ihrer Schriften in ihrer Bedeutung würdigte, ist ein Monument seines rastlosen Sammelfleißes, seiner umfassenden Belesenheit und seiner selbstlosen Gelehrtenarbeit. Die zeitgenössischen Gelehrten, Schriftsteller und Liebhaber betrachteten es als ein Muster. Es wurde von jeher fleißig benutzt, und auch heute noch müssen wir oft auf dieses treffliche Buch zurückgreifen, das, ein unentbehrliches Hülfsmittel, den Historiker nicht im Stiche läßt, wenn andere versagen.

Das gleiche gilt von seinen 4 Bänden „Nürnbergischer Münzbelustigungen" (1764—1767), worin er in den geschichtlichen Erläuterungen sich nicht minder als gewiegten Numismatiker denn als unterrichteten Historiker ausweist. Auf die überaus zahlreichen Beiträge, die er zur Geschichte der Stadt Nürnberg in seinem „Museum Noricum" (1759), das z. Th. eine Fortsetzung und Ergänzung seines Gelehrtenlexikons darstellt, in seinem „Literarischen Wochenblatt" (2 Bde. 1770), in seinem „Historisch-diplomatischen Magazin" (1780—1784, 2 Bde.), ferner in den „Materialien zur Nürnberger Geschichte" von Siebenkees und anderswo niederlegte, kann hier nur verwiesen werden. Zur Aufklärung der Geschichte der Stadt, ihrer Verfassung und Einrichtungen, zur Aufhellung der Geschichte einzelner patricischer und bürgerlicher Familien hat er wesentlich beigetragen. Auch die Geschichte Altdorfs, wo er so lange Zeit lehrte und wirkte, verdankt ihm mancherlei Aufklärungen und zusammenfassende Darstellungen: der Geschichte der Universität vom Jahre 1795 folgte ein Jahr darauf die der Landstadt Altdorf, andere geschichtliche Arbeiten, wie über die Alumnei zu Altdorf und das Collegiengebäude daselbst, waren längst vorausgegangen. Dann interessirte ihn wieder die Geschichte der Altdorfer Buchdrucker, denen er in seinem Museum Noricum einen Beitrag widmete. Auch mit der Geschichte des Brigittenklosters Gnadenberg beschäftigte er sich eingehend, kam aber damit nicht zum Abschluß; die Materialiensammlung, die er darüber angelegt hatte, ist in der Stadtbibliothek zu Nürnberg verwahrt.

Und so ließe sich noch manches anführen. Erwähnt seien noch seine „Beiträge zur fränkischen Kirchenhistorie in einer Geschichte der Wiedertäufer, welche Frankenland und Nürnberg beunruhigt haben". Seine letzte Arbeit, die ihn in seinen kranken Tagen beschäftigte, war eine Geschichte des Nürnberger Handels. Das Material, das er für diesen Zweck gesammelt hatte, konnte später Joh. Ferd. Roth für seine Geschichte des Nürnberger Handels verwerthen. W., der am 29. Juni 1797 sein 50jähriges Magisterjubiläum gefeiert hatte, starb am 18. September 1798.

Will-Nopitsch, Gelehrten-Lexicon. — Gedruckte Biographie in 8° ohne Angabe des Verfassers. — G. A. W., Bibliotheca Norica Willana. 1772 bis 1793, 8 Bde. Mummenhoff.

Will: Johann Friedrich W. wurde geboren am 26. Juni 1815 in Baireuth. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er auf den Universitäten zu München, Erlangen und Würzburg Medicin und Naturwissenschaften. 1839 promovirte er auf Grund seiner Dissertation: „Disquisitiones anatomicae oculorum compositorum insectorum". Nachdem W. darauf eine Studienreise nach den böhmischen Ländern unternommen hatte, erhielt er von R. Wagner, welcher damals Director des zoologischen Instituts in Erlangen war und Will's zoologische Kenntnisse schätzen gelernt hatte, die Aufforderung, ihn auf einer wissenschaftlichen Reise durch die Schweiz und Oberitalien nach Nizza zu begleiten. 1840 wurde W. auf Wagner's Empfehlung Assistent am Naturaliencabinet in Erlangen. Damals schrieb er: „De ratione et methodo anatomiae comparativae. Erlangae" und gab im Verein mit R. Wagner eine Uebersetzung von Prichard's „Naturgeschichte des Menschen" (Leipzig 1840) heraus. Am 19. März 1842 habilitirte er sich und übernahm die Leitung der zootomischen Uebungen. Im folgenden Jahre erhielt er ein Stipendium zu einem längeren Aufenthalte in Triest. Als Resultate seiner dortigen Studien veröffentlichte er eine Reihe schätzbarer Abhandlungen: „Vorläufige Mittheilung über die Structur der Ganglien und den Ursprung der Nerven bei wirbellosen Thieren" (Müller's Archiv 1844, S. 76—93); „Ueber die Begattung der Tellina planata" (Froriep's Notizen, Bd. 29, Nr. 620, 1844); „Ueber die Augen der Bivalven und Ascidien" (Froriep's N. Notizen, Bd. 29, Nr. 622, 1844); „Horae tergestinae" (Leipzig 1844); „Ueber das Leuchten einiger Meerthiere" (Archiv f. Naturg., Jahrg. 10, Bd. 1, 1844); „Ueber Distoma Beroës" (Archiv f. Naturg., Jahrg. 10, Bd. 1, 1844); „Ueber Staurosoma" (Archiv f. Naturg., Jahrg. 10, Bd. 1, 1844). 1845 wurde W. zum außerordentlichen Professor ernannt „mit einem Gehalte von 625 Gulden Geld und einem Bezuge von zwanzig Schäffel Waizen und fünf Schäffel Korn des Jahres im Geldanschlage zu 75 Gulden". Er hielt Vorlesungen über Zoologie, vergleichende Anatomie, Veterinärmedicin, Encyklopädie der Medicin und Anthropologie, von denen namentlich die letzteren sich außerordentlicher Beliebtheit erfreuten. Nachdem v. Siebold nach Freiburg berufen war, wurde W. die Direction des zoologischen Cabinets übertragen. Er unterzog sich der Aufgabe, die Sammlungen zu erweitern und die mannichfaltigen Lücken auszufüllen, mit regem Eifer und bestem Erfolge. In einem Berichte an den Senat wurde constatirt, daß schon in den beiden ersten Jahren seiner Amtsführung das zoologische Cabinet trotz des geringen Jahresetats von 600 Gulden, wovon noch die Besoldung eines Dieners und andere Ausgaben zu bestreiten waren, einen Zuwachs von 2230 Arten mit 5209 Exemplaren erhalten hatte. Auch durch die Vermehrung der Bibliothek, namentlich durch Anschaffung von Zeitschriften erwarb sich W. ein großes Verdienst.

Am 12. November 1848 wurde W. zum ordentlichen Professor ernannt. Er war der erste Professor in Erlangen, welchem gestattet wurde, das übliche Programm zum Eintritt in den akademischen Senat in deutscher Sprache zu schreiben und eine deutsche Rede zu halten: „Ueber die Absonderung der Galle". Programm zum Eintritt in den akademischen Senat (Erlangen 1849). W. war verheirathet mit Adelheid Mayer, Tochter des Advocaten Dr. Fr. Mayer. Aus dieser Ehe entsprossen acht Kinder, vier Söhne und vier Töchter, von denen zwei Söhne und die Töchter noch am Leben sind. W. starb am 20. Novbr. 1868.

W. Heß.

Will: Johann Rudolf W., Jurist. Er war zu Mainz am 26. November 1733 geboren, machte daselbst alle Studien, wurde 1759 Dr. iur. utr. und außerordentlicher, dann ordentlicher Professor der Rechte, Hofrath, Syndikus

und Secretär des Erzstifts, kaiserlicher und gräflich Falkensteinscher Appellationsgerichtsrath. Die Professur legte er im J. 1778 nieder. Er hat verschiedene dem Kirchenrechte angehörige Dissertationen geschrieben.

Weidlich, Biogr. Nachrichten II, 463; IV. Fortges. Nachr. S. 249. — Meusel IV, 220. Nachtr. I, 703. v. Schulte.

Willading: Johann Friedrich (v.) W. (1641—1718), von Bern, war der Sohn des Rathsherrn Christian W., der, aus altpatricischem Geschlecht, als Mitglied des Kleinen (täglichen) Rathes und als Landvogt zu Trachselwald der Stadt und dem Staate große Dienste geleistet hatte und 1694 gestorben ist. Die Mutter hieß Dorothea Tscharner. Er wurde getauft — der Tag der Geburt wird nirgends angegeben — am 7. Februar 1641. Nach der üblichen Vorbereitung zu dem in der angesehenen und begüterten Familie selbstverständlichen Staatsdienste wurde er 1673 in den Großen Rath aufgenommen, erhielt im folgenden Jahre das Amt des Großwaibels und 1677 dasjenige des Landvogts zu Aarwangen, folgte sodann 1694 seinem Vater als Mitglied des Kleinen Rathes und 1698 auch in der Würde eines Venners der Metzgerzunft. Seit 1694 war er Vorsteher der Salzverwaltung. Zu Ostern 1708 endlich wurde er als Schultheiß an die Spitze der Staatsregierung erhoben, nachdem ihm schon bei einer früheren Wahl im J. 1700 nur eine einzige Stimme gefehlt hatte.

W. galt, wie ein Zeitgenosse sagt, „als ein sehr kluger und dabei ernsthafter Mann“, der sich in den Regierungsgeschäften durch Umsicht und Ruhe ebenso wie durch Hingebung und Eifer bewährte. Vom Jahre 1694 hinweg hatte er nicht allein an der Leitung und Verwaltung des ausgedehnten Bernischen Gebietes bedeutenden Antheil, sondern er war nun auch fast regelmäßig berufen, die Interessen seiner Stadt im Kreise der eidgenössischen Boten, auf den Tagsatzungen und bei den Besprechungen der Evangelischen Stände zu vertreten. Wir finden ihn nicht weniger als 98 Mal in den „Eidgenössischen Abschieden“ als Berner Gesandter genannt. Hier fiel ihm namentlich eine wichtige Aufgabe zu, als es sich um die Ordnung der Erbfolge im Fürstenthum Neuenburg handelte. Schon 1694 wurde er mit einer Sendung nach Neuenburg betraut, um, wie es ausdrücklich heißt, „die diplomatischen Schliche der Franzosen zu durchkreuzen“, welche nach dem Tode des Herzogs von Longueville das Fürstenthum wieder einem französischen Bewerber, dem Prinzen von Conti, zuzuwenden versuchten. Seine Stellung war um so schwieriger, da die katholischen Kantone der Schweiz aus confessionellen Rücksichten diese Ansprüche Frankreichs unterstützten. Er kam in scharfen Gegensatz zu der bisher übermächtigen französischen Partei, und doch wurde das Gewicht seines Einflusses in dieser Sache so sehr anerkannt, daß 1699 die Tagsatzung „wegen Abwesenheit des Venners W. die bezügliche Berathung einstweilen einstellte“. Eine Sendung zum Gesandten Frankreichs, de Puysieux, nach dessen Residenz in Solothurn, führte er mit großem diplomatischen Geschicke. Doch erst 1707, als nach dem Absterben der Wittwe des letzten Fürsten von Neuenburg die Frage zum Entscheid kommen mußte, gelang es den vereinten Bemühungen Willading's und seines Amtsgenossen J. R. Sinner (s. A. D. B. XXXIV, 394), die für Bern — und gewiß für die ganze Eidgenossenschaft und für das Fürstenthum selbst — glücklichste Lösung zu finden. Der König von Preußen wurde als nächstberechtigter Erbe von Neuenburg anerkannt und damit die schweizerische Grenze einigermaßen gegen Frankreich gedeckt. Die Aufnahme und Versorgung religiöser Flüchtlinge aus Frankreich und aus den piemontesischen Thälern hat W. 1694 und 1699 vielfach beschäftigt; im J. 1698 und 1699 zeigte er sich freilich selbst als Anhänger eines äußerst starren Glaubensbegriffs, indem er als Mitglied der damals in Bern eingesetzten „Religions-Commission“ die harmlosen

Pietisten verfolgte. Als der Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges auch die Schweiz beunruhigte und die Sicherheit ihrer Grenzen bedrohte, kam W. mehrfach in die Lage, im Auftrage der Tagsatzung um die Anerkennung der Neutralität unterhandeln zu müssen. Dabei konnte man sich in Bern unmöglich verhehlen, daß eine Festsetzung Frankreichs nicht allein in Spanien, sondern auch an der Südgrenze der Schweiz, im Herzogthum Mailand, die Unabhängigkeit des Landes ernstlich gefährden würde. Im J. 1701 hatte W. einen Handelsvertrag mit Frankreich abzuschließen und 1705 und 1706 im Verein mit einem Züricher Gesandten im Namen der beiden Städte ein Bündniß mit Venedig zu erneuern. Es ist charakteristisch für den Bernischen Staatsmann, daß er für das letztere den Grund anführte, es liege im Interesse freier Staaten, sich gegen monarchische Gewalt zu schützen. Ihm selbst hat dasselbe die Auszeichnung des Marcusordens verschafft. Bedeutsam für die allgemeine europäische Politik, aber auch außerordentlich schwierig wurde die Stellung des Berner Schultheißen im weiteren Verlaufe des Spanischen Erbfolgekriegs, als die Schweiz — und Bern voran — die Hoffnung hegen konnte, die Freigrafschaft Burgund wieder von Frankreich abzulösen und damit sich selbst von der Uebermacht dieses Nachbarstaates unabhängig zu machen. Die überschlauen diplomatischen Künste des Bernischen Unterhändlers, de St. Saphorin, und die vielleicht damit zusammenhängenden wiederholten Verletzungen des schweizerischen Gebiets durch die kaiserliche Armee, im August 1709 bei Basel, zogen W. arge Verlegenheiten zu. Mehr als jemals war die Schweiz selbst nach den Religionsbekenntnissen getheilt, trat doch eben jetzt eine andere Frage in den Vordergrund: der Streit zwischen dem Abt von St. Gallen und seinen in der Mehrzahl reformirten Unterthanen im Toggenburger-Thale, die sich auf ihre alten Landesfreiheiten beriefen, während der Abt als Reichsfürst den Kaiser und den Reichstag zu Regensburg für seine fürstlichen Rechte in Bewegung setzen wollte. W. selbst mußte 1707 als Abgeordneter der evangelischen Kantone in St. Gallen mit dem Abte verhandeln, allein im Mai 1712 brach der Bürgerkrieg aus, der nun die beiden Religionsparteien gegen einander in die Waffen rief. Bern und Zürich blieben Sieger, und wieder war es jetzt der Schultheiß W., der 1713 und 1714 die Friedensunterhandlungen zu führen hatte mit dem aus seinem Kloster geflüchteten Abte. Allein die Angelegenheit zog sich in die Länge, erst am 15. Juni 1718 kam der Friede zu Stande; am 12. August wurde er von Bern angenommen und dem Schultheißen der Dank des Landes ausgesprochen. Nur vier Monate später, am 15. December 1718, ist derselbe plötzlich gestorben. W. hinterließ aus drei Ehen, nachdem er die aus der zweiten Verbindung geborenen vier Kinder sehr früh wieder verloren, nur eine einzige Tochter, Anna Margareta, welche dann ihrem Gatten, dem nachherigen Schultheißen Hieronymus v. Erlach (s. A. D. B. VI, 216) ein ungewöhnlich großes, auf 1,300,000 Berner Pfund geschätztes Vermögen zubrachte. W. besaß die ansehnlichen Herrschaften Urtenen und Mattstetten und hatte auch das schön gelegene, seither unter dem Namen „Hofwyl" durch Ph. Em. v. Fellenberg berühmt gewordene Gut Wylhof für sich erworben. Am 16. März 1710 hatte ihn Kaiser Josef I. in den Adelstand erhoben, gestützt auf die freilich unerwiesene Voraussetzung, daß seine Familie von einem nach dem Dorfe Willadingen genannten rittermäßigen Ministerialgeschlechte abstamme. Die Erbgüter Willading's gingen auf einen Brudersohn über, Christian Rudolf W., der, geboren 1690, ebenfalls zu den hervorragenden Bernischen Staatsmännern gehörte; derselbe starb, nachdem er das Schultheißenamt abgelehnt aber mehrere Gesandtschaften mit Glück ausgeführt hatte, im J. 1751.

v. Tillier, Geschichte des Freistaates Bern IV u. V. — Leu, Helvet.

Lexikon XIX, 469. — Amtl. Sammlung d. Eidg. Abschiede VI, 2 u. VII, 1. — J. R. Gruner, Genealogien der Berner Geschlechter, Handschrift d. Berner Stadtbibliothek. — Zu vergleichen ist aber ganz vorzüglich: Schweizer, P., Geschichte d. Schweizerischen Neutralität I, besonders S. 419—457, wo auch die übrige Litteratur angegeben ist. Hier werden gegen Willading's Schwiegersohn, H. v. Erlach, harte Vorwürfe ausgesprochen, die theilweise auch W. selbst mitberühren, aber vielleicht doch nicht völlig gerechtfertigt sind. Es war hier nicht gestattet, näher darauf einzutreten.

Blösch.

Willaerts: Abraham W., Marine- und Bildnißmaler, wurde als Sohn des Malers Adam W. in Utrecht, man weiß nicht in welchem Jahre, geboren. Seinen ersten Unterricht im Malen empfing er von seinem Vater, dann wurde er Schüler des in Italien gebildeten Jan van Bylert in Utrecht, noch später aber Simon Vouet's in Paris. Im J. 1624 wurde er Meister der Utrechter Malergilde und im J. 1638 ließ er dem dortigen Hiobsspital ein Gemälde zum Geschenk machen. Er selbst weilte damals im Gefolge des Grafen Johann Moritz von Nassau in Brasilien. Nach seiner Rückkehr nach Holland im J. 1644 hielt er sich eine Zeit lang bei dem Architekten Jacob van Campen auf dessen Landgut Randenbroek bei Amersfoort auf, dann ging er wieder auf Reisen und kam im J. 1659 nach Rom, wo er der dortigen Schilderbent unter dem Namen „Indiaen" beitrat. Wieder nach Utrecht heimgekehrt, vermählte er sich mit Maria de Rechteren van Hemert, mit der er am 3. October 1669 ein Testament auf Gegenseitigkeit machte. Bald darauf muß er gestorben sein, da seine Frau bereits am 30. November desselben Jahres als Wittwe zeichnet. — Beglaubigte Bilder von seiner Hand sind nur wenig bekannt. Das Rijksmuseum in Amsterdam bewahrt das Bildniß des Lieutenant-Admirals Jacob Baron van Wassenaer, Heer's van Obdam, von seiner Hand auf. Dagegen kann das früher unter seinem Namen gehende Porträt der Maria Rumpf in dem Museum Kunstliefde in Utrecht nicht von ihm herrühren, da es vom Jahre 1687 datirt ist. Ob die ihm in der Würzburger Universität und im Braunschweiger Museum zugeschriebenen Strandbilder aus den fünfziger Jahren von ihm oder von seinem Vater Adam herrühren, kann nicht entschieden werden, da nicht nur die Monogramme beider Künstler, sondern ihre Malweise und künstlerische Auffassung so ähnlich sind, daß wenigstens bisher eine genauere Feststellung ihres Eigenthums noch nicht hat erfolgen können.

Vgl. A. Houbraken, De groote schoubourgh. Den tweeden druck. In s'Gravenhage 1753, S. 368. — S. Muller, De Utrechtsche Archiven. I. Schilders-Vereenigingen te Utrecht. Utrecht 1880. (Register.) — Abr. Bredius, Catalogus van het Rijks-Museum van Schilderijen. Derde druck. Amsterdam 1887, S. 190. — Catalogus der tentoonstelling van oude schilderkunst te Utrecht. 1894, S. 87. — Oud-Holland. Amsterdam 1895. XIII, 48.

H. A. Lier.

Willaerts: Adam W., Seemaler, wurde in Antwerpen im J. 1577 geboren und wanderte nach Holland aus, wo er sich in Utrecht niederließ. Als sich dort im J. 1611 die Maler von den Sattlern trennten und mit den Bildschnitzern eine eigene Gilde bildeten, gehörte er zu denjenigen Künstlern, die diese Scheidung hauptsächlich anstrebten. Er trat von Anfang an der neuerrichteten Gilde bei und bekleidete seit dem Jahre 1620 wiederholt das Amt eines Decanes derselben. Im J. 1628 machte er dem Hiobsspital, als dessen Vorstand er noch im J. 1660 erscheint, ein Gemälde zum Geschenk. Er starb hochbetagt zu Utrecht am 4. April 1664. — W. gehörte zu den Vermittlern der vlämischen und holländischen Schule. Seine Specialität bildet das Küsten-

bild in der Art, wie man es in dem mit Jahreszahl 1620 bezeichneten Gemälde der Dresdner Galerie sieht: auf der einen Seite das bewegte Meer, auf der anderen die von einer mehr oder weniger reichen Staffage belebte felsige Küste. Da seine Gemälde dasselbe Monogramm wie diejenigen seines Sohnes Abraham tragen und ihnen auch sonst auffällig gleichen, wird man ihm unbedenklich nur die älteren Bilder, die seinen Namen tragen, zuschreiben dürfen, also z. B. die Seeschlacht bei Gibraltar im Amsterdamer Reichsmuseum (1617), die „Ziegenjagd an felsiger Meeresküste" in der Galerie Weber zu Hamburg (1620), das Hafenbild im Madrider Museum (1627), die „Maasmündung" in Rotterdam (1633) und den „Seesturm" in der Galerie Liechtenstein zu Wien (1633 oder 1653?). Indessen ist bei seinem, bis vor kurzem früher angenommenen, späten Ende die Möglichkeit einer längeren Thätigkeit nicht ausgeschlossen, weshalb ihm eine Anzahl späterer Bilder, die man früher seinem Sohne Abraham zuschrieb, angehören können, z. B. die „Hafenansicht" im Besitz des Herrn J. C. Gijsberti Hodenpijl van Hodenpijl zu Naarden (1649) und der „Schiffbruch" bei Herrn L. J. van Toulon van der Koog in Utrecht (1656).

Vgl. Cornelis de Bie, Het gulden Cabinet. Antwerpen 1611, S. 111. — A. Houbraken a. a. O., S. 60. — S. Muller a. a. O. (Register.) — Bredius a. a. O., S. 191. — H. Riegel, Beiträge zur niederländ. Kunstgeschichte. Berlin 1882. II, 179—181. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte d. Malerei. Leipzig 1838. III, 404, 405. — Catalogus der tentoonstelling van oude schilderkunst te Utrecht. 1894, S. 88.

H. A. Lier.

Willaerts: Cornelis W., der zweite Sohn Adam's, Landschaftsmaler, und wahrscheinlich Schüler seines Vaters, wurde im J. 1622 als Meister in die Utrechter Malergilde aufgenommen. Er starb vor dem Jahre 1675. Von seinen Landschaften, die an diejenigen Poelenburg's lebhaft erinnern und kleine italienische Motive mit badenden Hirten oder Nymphen behandeln, ist nur ein bezeichnetes Bild genauer bekannt: „Bacchus und Ariadne", während ein „Perseus und Andromeda" darstellendes ähnliches Gemälde ihm zugeschrieben wird. Beide befinden sich im Besitz des Herrn P. v. Semenoff in St. Petersburg. Andere kamen im Kunsthandel vor, ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort ist aber nicht mehr nachzuweisen.

Vgl. S. Muller a. a. O. (Register.) — Catalogus. . . . 1894, S. 89. — W. Bode, Studien z. Gesch. d. holländ. Malerei. Braunschweig 1883, S. 333.

H. A. Lier.

Willaerts: Isaac W., der dritte Sohn Adams, war gleichfalls Maler und lieferte Landschaften, Seestücke und Darstellungen von Fischen. Er wurde in Utrecht geboren, war Schüler seines Vaters und fand im J. 1637 Aufnahme als Meister in die Utrechter Malergilde. In den Jahren 1666 bis 1668 war er Obmann und im J. 1688 Decan derselben. Im J. 1687 erhielt er den Auftrag, die von Jan Scorel gemalten und jetzt im Museum Kunstliefde in Utrecht aufbewahrten Bildnisse von Utrechter Bürgern und Geistlichen, die eine Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht hatten, zu restauriren. Unter seinen Bildern ist das bekannteste die undatirte, aber bezeichnete Flußlandschaft im Museum Boymans zu Rotterdam. Außerdem kennt man noch eine Marine im Besitz der Wittwe Lemper in Kampen und eine Strandansicht bei Herrn J. Lind in Stockholm.

Vgl. Muller a. a. O. (Register.) — Catalogus . . . 1894, S. 90. — Woltmann u. Woermann a. a. O., S. 405. — M. Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens. Uebers. v. Franz Reber. München 1881, S. 420.

H. A. Lier.

Willamov: Johann Gottlieb W., Dichter, wurde am 15. Januar 1736 zu Mohrungen, dem damals kaum 1800 Einwohner zählenden Städtchen Ostpreußens geboren. Vom Vater, dem mildgesinnten Pfarrer Christian Reinhold W. unterrichtet, dem Herder ein ehrendes Andenken bewahrte, bezog er sechzehnjährig die Universität Königsberg, wo er sich neben der Theologie auch der Mathematik widmete: bei J. G. Lindner, Hamann's und Herder's Freunde, hörte er Vorlesungen über die schönen Wissenschaften. Schon im J. 1758 kam er in ein Amt: er wurde Professor am Gymnasium zu Thorn. „Am öden Weichselstrand", wie es in einem Gedicht vom Jahre 1766 heißt, lebte er arm, aber zufrieden und von seinen Schülern geliebt. Außer den „Dithyramben" (Berlin 1763), von denen später die Rede sein wird, veröffentlichte er die selten gewordene „Sammlung, oder nach der Mode: Magazin von Einfällen" (Breslau und Leipzig 1763). Eine Bemerkung Herder's in einem Briefe an Hamann vom August 1764 zeigt, daß W. das Büchlein wirklich verfaßt hat, was bezweifelt worden ist (Herder's Briefe an Joh. Georg Hamann, hsg. von Otto Hoffmann. Berlin 1889, S. 4). Den Inhalt bilden satirische Grabschriften in Vers und Prosa, Spott über die allerneueste Manier höflich und galant zu reden, über die Adelsnarren, über gedankenlose Uebersetzer nach der Mode. Im J. 1764 war ein Schauspiel fertig, das er einem Freunde nach Berlin sendete; es wurde jedoch erst nach seinem Tode gedruckt. In einer lateinischen Abhandlung nahm er Aristophanes gegen Batteux in Schutz (Herder an Hamann a. a. O. S. 25). Die gereimte Ode „das deutsche Athene" (Berlin 1765), in der er das „glückselige Berlin" rühmt, das griechisch glänzt und römisch sieget, wurde viel gelesen; Herder hob in der Königsbergischen Zeitung „glänzende Stellen" hervor: die Ode sei voll schöner, oft voll neuer Bilder. In demselben Jahre erschienen „Dialogische Fabeln in zwey Büchern, von dem Verfasser der Dithyramben" (Berlin 1765) und „Zwo Oden": an Gleim in seiner Krankheit und an Secretär Hube in Thorn. Allzu kärgliche Besoldung veranlaßte W. 1767 einem Rufe nach St. Petersburg zu folgen. Hamann hatte sich für ihn, wie ein Brief an Lindner 1765 bezeugt (Hamann's Schriften von Roth 3, 322) schon früher verwendet. Daß W. für die mit seinem Amte verbundenen ökonomischen Geschäfte durchaus ungeeignet war, erkannte Herder mit scharfem Blick. Auf der Durchreise hatte ihn W. in Riga im September 1767 besucht. Herder's Bemerkungen in Briefen an Hamann vom April und vom Herbst 1768 zeigen, daß er kein gutes Ende für den weltungewandten Dichter voraussah: „Wenn W. zum Director einer pompösen Schule in Petersburg nach den ewigen Anlagen der Natur gebauet ist, so bin ich Türkischer Mufti". Zwar wußte sich W. die Gunst der Kaiserin Katharina zu erwerben. Ihr widmete er die übrigens mißlungene, aber als erster Versuch doch bemerkenswerthe, in Hexametern verfaßte, „getreue, fast wörtliche Uebersetzung" der „Watrachomyomachie, oder Krieg der Frösche und Mäuse. Griechisch und deutsch" (St. Petersburg 1771, 8°, 38 S. mit Zeichnungen und Stichen von C. M. Roth in Petersburg). Auch stimmte zu Katharina's wie zu Rußlands Ruhme der deutsche Dichter wiederholt die Leier. Bald aber gerieth W. in Schulden; 1776 verzichtete er auf die Leitung der deutschen Schule und fristete kümmerlich mit Unterricht und Gelegenheitsschriften sein Leben. Und da er aus Scham, theils auch aus Großmuth die bei seiner Direction gemachten Schulden nicht alle angezeigt hatte, wurde er plötzlich auf der Straße ergriffen und ins Gefängniß geführt. Nach seiner bald erfolgten Befreiung fiel er in ein hitziges Fieber und starb, 41 Jahre alt, am 6. Mai 1777. Auf „Willamovs Tod, des deutschen Dithyrambensängers" erschien 1781 im „Deutschen Museum" ein Gedicht mit kurzen Anmerkungen über sein Leben von einem Ungenannten. Es

war Herder, der Landsmann Willamov's. Der mit W. befreundet gewesene Gleim warnte 1782 Heinse vor dem Lande, in dem die Büschinge nicht aufkommen, „in dem man die Willamove Hungers sterben läßt" (Briefw. zwischen Gleim u. Heinse, hsg. von K. Schüddekopf II, 128).

Seine Schriften hat W. noch bei Lebzeiten sammeln wollen. Den ersten Band schickte er dem Verleger Schwickert in Leipzig. Er erschien erst nach seinem Tode unter dem Titel „Johann Gottlieb Willamov's sämmtliche poetische Schriften" (Leipzig 1779, 8°, mit Vignetten von Geyser). Der zweite Band ist nie erschienen. Die Sammlung enthält Enkomien (Loboden), Dithyramben, Oden, Lieder; als Anhang eine, m. E. mit Unrecht nicht beachtete, Probe von Liedern aus dem Russischen. In Karlsruhe erschien ein Nachdruck 1783 bei Schmieder, ohne Vignetten, und in A. Schrämbl's Sammlung deutscher Dichter und Prosaisten enthielt der 36. Band die Schriften Willamov's (Wien 1793 bis 94, 16°): außer den von W. veröffentlichten lyrischen Gedichten finden sich dort nur die Fabeln und drei Kleinigkeiten.

Durch seine ohne des Verfassers Namen erschienenen Dithyramben gewann W. den Ehrennamen des preußischen Pindar. Die zehn Gedichte enthielten Gegenstände der Mythologie, auch Helden der Neuzeit rühmten sie: I Einleitendes Gedicht, II die Himmelsstyrmer, III Sicilien, IV Johann Sobieski, V Peter der Große, VI der Krieg, VII Friedrich der Große, VIII Peter Feodorowitz, IX der Friede, X Beschluß. In den Briefen, die neueste Litteratur betreffend (Berlin 1765, 21. Theil) schulmeisterte Grillo mit wenig Witz und viel Behagen den Dichter. „Eine deutsche Dithyrambe müßte den Bacchus von Anfang bis zu Ende als ihren Hauptvorwurf besingen." Den Gedichten Willamov's fehle, was die pindarische Ode kennzeichne: der Sprung, die Fiction, das Wunderbare. Grillo's Kritik enthielt viel Schiefes, und Nicolai hat ihn wegen dieser Leistung später von den Litteraturbriefen entfernt (Lessing's Werke, Hempel 9, 15). Der bescheidene Dichter aber machte sich für die zweite Auflage der Dithyramben (Berlin 1766, 12°, 78 S. mit einem Kernspruch aus Pindar, während die erste Auflage einen aus Horaz hatte) „die Erinnerungen, besonders in den Litteraturbriefen auf das beste zu nutze" (Vorbericht). Kein Gedicht blieb unverändert; W. feilte mit ausdauernder Geduld, wie er es bei allen Gedichten that. Auf den Bacchus führte er in wunderlicher Aengstlichkeit alles zurück, was sich auf ihn beziehen ließ; am Schluß erklärte er, daß das Publicum vor weiteren Anfällen seiner bacchischen Begeisterung sicher sein werde. In der späteren Sammlung seiner Gedichte 1779 nahm er unter die Dithyramben nur fünf Gedichte auf: an den Bacchus; die Himmelsstürmer; des Bacchus Rückzug aus Indien; der Burgunder; Bacchus und Ariadne. Dagegen kamen Friedrich, Peter, Hermann, Sobieski unter die Enkomien, andere Gedichte unter die Oden. Herder hatte schon 1764 den Gedichten seines Landsmannes viel Schönes nachgerühmt. Eine ausführliche Recension schickte er dann 1767 für die „Allgemeine deutsche Bibliothek" an Nicolai; aus ihr hebe ich nur wenige Sätze hervor: „die Muse unseres Dichters ist eine Tochter der Kunst, nicht der schöpferischen Natur". Das weist Herder an den einzelnen Gedichten nach. Den Hauptfehler findet er darin, daß jedes Bild in jedem Nebenzuge mit Zierraten überladen ist. In den „Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur" bestreitet er im Abschnitt „Pindar und der Dithyrambensänger" im Gegensatz zu Grillo's Kritik, dessen anmaßender Schulton ihn ärgert, daß jeder neue Geschmack verkehrt sein muß, der von den Regeln der weisen Alten abgeht. „Warum ist ein deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne griechische und lateinische Muster denn an sich unmöglich?" Die Kritik der Dithyramben Willamov's durch Herder ist darum nicht weniger streng, weil er von anderen Voraussetzungen als Grillo

ausgeht: er vermißt die dichterische Anschauung, die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit. Mit einem eigenen Trinklied schließt Herder, offenbar nach dem Vorbild seines Lieblingsdichters Ewald Kleist gedichtet, dessen „Dithyrambe" 1757 entstand. Herder hatte gewiß Recht: Willamov's Dithyramben erinnern mehr an Ramler's mühsame, gedrechselte Künstelei als an Klopstock's aus wahrer Begeisterung entstandene Oden. Was aber eine deutsche Dithyrambe sein soll, kann Schiller's bekanntes Gedicht, kann Goethe's siebente römische Elegie zeigen.

Die sanfte Poesie, urtheilte Herder, war mehr sein Feld als die heroische. In der That, in Willamov's Natur lag nicht stürmischer Schwung und kraftvolle Leidenschaft. Auch die Oden zum Preise der russischen Siege zeigen, daß er sich zu dieser Art der Dichtung zwang. Frisch ist das Abschiedslied der russischen Flotte (Juli 1770), in dem die Griechen zu den Waffen gegen der Saracenen eisernes Joch gerufen werden. Lieber als diese Oden und Kriegslieder lesen wir die einfachen Gedichte „auf eine verdorrte Linde", an seine Gattin, die er als Daphne feiert. Und Gedichte wie „der Samojede", der Kamtschadale" erinnern in Inhalt und Behandlung an Ewald Kleist's „Lied eines Lappländers" oder „Lied der Cannibalen", sie sind die rechten Vorgänger einer Schöpfung wie Schiller's „Nadowessier's Totenlied". Wie W. durch seine Dithyramben eine neue Gattung von Gedichten einführte, so machte er auch als Fabeldichter dadurch eine Neuerung, daß er die handelnden Wesen ohne jede epische Einleitung sofort reden ließ. Die Fabel war seiner gelassenen Natur gemäß. Er trifft meist den Charakter der Thiere; sein Dialog ist lebhaft, nicht weitschweifig, die Moral freilich nicht immer naheliegend, auch nicht immer treffend genug. Die Erfindung gehört ihm meistens selbst, die Anregung zu einer Fabel deutet er in Anmerkungen an. Einige Fabeln sind mehr Epigramme als Fabeln zu nennen. Eine „neue verbesserte Ausgabe" erschien nach seinem Tode (Berlin 1791), darin sind einige Fabeln weggelassen, die redenden Personen genauer bezeichnet. Daß Ramler aber in seiner „Fabellese" eine Anzahl Fabeln Willamov's sehr verändert hat, ist vom Unterzeichneten im „Euphorion" bemerkt worden. Zuletzt ein Wort über das oben erwähnte Schauspiel. „Der standhafte Ehemann" in 3 Aufzügen gehört dem Jahre 1764 an, herausgegeben aber ist es erst 1789 von Loewe und Peuker in der „Oberschlesischen Monatsschrift" (Grottkau, II, 316 f., 415 f., 500 f.). Diese überschätzen freilich das Werk sehr, denn ihre Anforderungen an ein Drama waren noch im J. 1789 gering, aber man kann mit Recht wol hervorheben, daß der Dialog lebendiger und nicht so geziert ist wie in den meisten Dramen vor Lessing's Auftreten; den Charakteren fehlt jedoch die Farbe des Lebens, und die Führung der Handlung zeigt keine feste Hand. Interessant ist, daß im Drama der Schauspieler Ackermann, der den Hausvater Diderot's spielte, rühmend erwähnt wird. — In demselben Bande der Monatsschrift (S. 461 bis 465) wurde auch ein von W. 1764 gedichtetes Te deum nachträglich bekannt. Der Capellmeister Agricola in Berlin hatte den Wunsch gehabt, nachdem Graun das lateinische Te deum componirt, ein deutsches in Musik zu setzen. W. und Gleim hatten ihre Gedichte einem Freunde Agricola's geschickt, dieser war aber inzwischen gestorben.

Goedeke IV², § 217. 3. — Dazu vgl. Ebeling, Gesch. der kom. Litt. in Deutschland II, 101. — Journal von und für Deutschl. 1792, S. 649. — Herders Lebensbild, 1. Bd., 3. Abth., 2. Hälfte, S. 1—15. — Haym, Herder I, 10, 65, 135, 197, 213. — Muncker, Klopstock, 1888, S. 222. — Sonntagsbeil. d. Voss. Ztg. 1897, Nr. 29 v. Unterzeichneten. — Euphorion 1897, IV. Bd., 3. Heft ebenso.

Daniel Jacoby.

Willdenow: Karl Ludwig W., Botaniker, wurde am 22. August 1765 in Berlin geboren. Sein Vater Karl Johann W. war daselbst Apotheker und hatte sich den Plan gemacht, daß sein einziger Sohn das wohl eingerichtete Geschäft im eigenen Hause einmal übernehme und weiterführe. Der Knabe, der sich zur Freude seiner Eltern entwickelte, mit Erfolg das Gymnasium besuchte und Wohlgefallen am Apothekergewerbe fand, trat daher bei seinem Vater in die Lehre und arbeitete, von tüchtigen Männern geleitet, privatim wacker weiter. Klaproth, der durch seine Mineralanalysen und chemischen Schriften hochgeschätzte Forscher, hatte den chemischen und Onkel Gleditsch, ein ausgezeichneter Pflanzenkenner und der erste Aufseher am botanischen Garten, hatte den botanischen Unterricht übernommen. Nach diesem trefflichen Vorbereitungsunterrichte bezog der junge W. die beste Apothekerschule, die es damals gab, die Wiegleb'sche Anstalt in Langensalza. Hier, in der Vaterstadt Hufeland's, bestand er Ostern 1785 sein Examen, und des Vaters Wunsch schien sich zu erfüllen. Allein der junge Pharmaceut strebte weiter. Statt in einer Apotheke eine Stelle anzunehmen, zog er auf die Universität Halle, um Medicin zu studiren. Im Februar 1789 promovirte er daselbst, und nun ließ sich der junge Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo für ihn die Umstände ganz besonders günstig lagen; denn niemand war hier gerade vorhanden, der in den beschreibenden Naturwissenschaften, besonders in Botanik unterrichten konnte, und W. war auf diesem Gebiete gut bewandert.

Von Kindheit an liebte er die Pflanzen und ihr Studium. Zunächst sammelte er Raupen, um Schmetterlinge daraus zu ziehen; aber bald interessirten den Knaben die herbeigeschafften Futterpflanzen mehr als die Thiere. Er fing an, Zweige und Blüthen zu trocknen, zu pressen und auf Papier aufzukleben. In Töpfen und Kästen, die er auf dem Dache eines Hinterhauses stehen hatte, führte er seine ersten Zucht- und Culturversuche aus. Onkel Gleditsch wußte diesen Forschertrieb zu unterhalten und in die rechte Bahn zu lenken, vor allem durch den Unterricht, den er dem Apothekerlehrlinge ertheilte. Aus dieser Zeit stammen die ersten Anfänge des Herbariums, das er eifrig bis zu seinem Tode weiterführte. Um seine „Freilandversuche" in größerem Stile betreiben zu können, hatte ihm Gärtner Bouché aus Gefälligkeit einige Beete in seinem Garten überlassen. An der Seite Sprengel's, des viel zu spät bekannt gewordenen „Entdeckers des Geheimnisses der Natur", lernte er den Standort mancher seltenen Pflanzen in der Umgebung Berlins kennen. Jeder Spaziergang war für ihn eine botanische Excursion, und so fleißig wie in Berlin, ebenso fleißig wurde von ihm in Langensalza und in Halle botanisirt. Aus den Sommerferien, die ihn kreuz und quer bald durch Thüringen, bald durch den Harz führten, und zwar in Begleitung seines Freundes Klein, des späteren Missionsrathes, brachte er stets reiche Pflanzenschätze mit nach Berlin. Sein Herbarium sollte alle Arten Nord- und Mitteldeutschlands in ausreichenden Exemplaren enthalten, ein Ziel, das er schon als Student erreichte und das schon im J. 1787 die Herausgabe seines Erstlingswerkes, der Berliner Flora („Prodomus florae Berolinensis") möglich machte. Das Büchlein fand in Fachkreisen eine gute Aufnahme und erwarb ihm viele Freunde; es führte ihn auch mit Alexander v. Humboldt zusammen (1788), der ihn in Berlin oft aufsuchte, um sich von ihm allerlei Pflanzen, besonders Kryptogamen erklären und bestimmen zu lassen. Die ausländischen Pflanzen, die Humboldt hier sah, erweckten auch in ihm den Wunsch, diese Länder zu besuchen. In der naturforschenden Gesellschaft zu Halle, deren Mitglied W. geworden, genoß er vielerlei Anregung und Belehrung. Hier studirte er auch die älteren und neueren Werke der botanischen Litteratur und die Reisebeschreibungen, die floristische Angaben ent-

hielten. Diese Berichte und die japanischen Pflanzen, die er von Thunberg erhielt, steigerten nicht wenig seine Sehnsucht nach den tropischen Florengebieten. Auch seine Doctorarbeit behandelt ein botanisches Thema. W. war also nur äußerlich Apotheker und Mediciner; seinem innersten Wesen nach war er vielmehr Botaniker, und das sollte er in Berlin bleiben und noch mehr werden, nachdem er einen schweren Conflict glücklich gelöst hatte, den Conflict zwischen seiner Reiselust und seiner Liebe zu Henriette Luise Habermus. Mit dieser jungen Dame hatte sich W. verlobt, und sein Vater, der seit 1786 Wittwer war und sich jetzt (1789) gar nicht recht wohl fühlte, freute sich, seinem Sohne das häusliche Heim recht hübsch herrichten zu können. Mitten in diesen Vorbereitungen starb Vater W. im Januar 1790. Darauf folgte eine unerwartete Freude, nämlich von Rußland her die Einladung, als Naturforscher an der geplanten Weltumsegelung theilzunehmen. Sollte er dieser ehrenden Aufforderung, die vielleicht kein zweites Mal wiederkehrte, folgen und seine Wander- und Forscherlust befriedigen oder sollte er hier bleiben und sich vermählen? Er entschied sich nach langem Schwanken für das nähere und sichere Ziel; er vermählte sich am 1. November 1790 und wirkte und forschte fortan in Berlin. Er ward der geistige Mittelpunkt aller jungen Leute, welche die beschreibenden Naturwissenschaften pflegten. Mit ihnen ging er botanisiren, ihnen ertheilte er Unterricht, und er hatte eine „große Menge Zuhörer". Um seinen Unterricht klar, inhaltsreich und fesselnd zu machen, suchte er unaufhörlich nach geeignetem Material sowol in der Natur, wie in den Werken seiner Bibliothek. Aus dieser Stoffansammlung entstand ein Buch, das in Berlin sieben Auflagen, in Wien zwei besondere Ausgaben und außerdem mehrere Uebersetzungen in fremde Sprachen erlebte, sein berühmter „Grundriß der Kräuterkunde" (Berlin 1792). Die Aufnahme, die sein Handbuch fand, entschied die Richtung, die sein Leben und Wirken nehmen sollte; er blieb, so lange er lebte, der erste wissenschaftliche Vertreter der Botanik in Berlin. Am 2. Februar 1798 wurde ihm die ordentliche Professur der Naturgeschichte beim königlichen Collegio medico chirurgico übertragen; drei Jahre später ward er „zum Botanisten der Akademie der Wissenschaften und zum öffentlichen Lehrer der Botanik (beim Forstdepartement und bei der Pépinière) bestellt", und als Friedrich Wilhelm III. in Berlin 1809 die Universität ins Leben rief, wurde W. auf den Lehrstuhl der ordentlichen Professur für Botanik berufen. Am 10. Juli 1812 starb W. viel zu frühe für die Wissenschaft. Seine Frau verlor einen zärtlichen Gatten, sein Sohn, sein einziges Kind (geb. 1795), einen liebevollen, fürsorgenden Vater, seine Freunde und Schüler einen sanften, wohlwollenden, dienstbereiten Freund und Lehrer. W. war ein fleißiger Schriftsteller und ein ausgezeichneter Kenner der heimischen und fremdländischen Flora. Sein Herbarium zählte weit über 20 000 Arten und enthielt die meisten Originalexemplare von denjenigen Pflanzen, die neu entdeckt und neu beschrieben waren. Linné's Species plantarum, die er neu herausgab, zeugen von seiner echt deutschen Gelehrsamkeit. Als Director des botanischen Gartens verfolgte er nicht nur wissenschaftliche, sondern auch praktische Fragen, welche den Obst- und Gartenbau fördern halfen. Er war kein einseitiger Systematiker, sondern ein Botaniker, der den wissenschaftlichen Vergleich übte und der den neueren Ideen durch sein stilles, nachhaltiges Wirken zum Siege verhalf. Ist er doch der geistige Urheber der „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen", die sein großer Freund Alex. v. Humboldt in einer besonderen Schrift zur Debatte stellte. W. hatte diese Fragen bereits in dem „trefflich ausgearbeiteten Abschnitte" (sagt Humboldt) von der Geschichte der Pflanzen in seinem Grundrisse aufgeworfen und beleuchtet. Er hat zuerst die Scheidelinie zwischen der europäischen und der mediterranen Flora gezogen,

zuerst die drei großen Florengruppen unterschieden, die wir jetzt die boreale, die tropische und die australische Florenreichsgruppe nennen, zuerst die drei großen pflanzengeographischen Mittelpunkte aufgefunden, die wir kurz als das klimatologische, das geologische und das biologisch-migratorische Problem zu bezeichnen pflegen. Interessant ist seine Idee, die Schöpfungscentren oder die Verbreitungsmittelpunkte der verschiedenen Floren auf die Gipfel der verschiedenen Hauptgebirge unseres Erdballes zu verlegen. Wäre W. nicht so früh gestorben, so würden wir seiner Hand das Werk verdanken, das sein Schüler K. S. Kunth herausgegeben, nämlich Humboldt's Nova genera et species plantarum. Auf Humboldt's Bitte: „Sei barmherzig, dieses Werk zu übernehmen. Hier ist ein Vorschlag. Du kommst mit Frau und Kind hierher", unternahm W. seine zweite Reise. Die erste hatte ihn (1804) durch Oesterreich über die Alpen nach Norditalien geführt. Auf der zweiten Reise (1810) lernte er Holland, Belgien und Frankreich kennen. Mehrere Monate hindurch arbeitete er fleißig in den Herbarien, die Humboldt aus Südamerika mit nach Paris gebracht hatte. Krank kehrte W. heim; der Keim des Todes steckte in ihm und ließ ihn das große Werk, das er begonnen, nicht vollenden. Zwischen Humboldt und W. bestand eine so innige Freundschaft, wie etwa zwischen Schiller und Goethe. W. war Botaniker und Pflanzengeograph, Humboldt dagegen stand auf einer viel breiteren Basis; er beherrschte die gesammten Naturwissenschaften.

Eine Zusammenstellung der Schriften und Aufsätze Willdenow's ist in nachstehenden Abhandlungen gegeben: v. Schlechtendal, Karl Ludwig Willdenow im Magazin d. Ges. naturforsch. Freunde, Berlin 1814, Bd. 6, S. V bis XVI. — Clemens König, Die historische Entwicklung der pflanzengeogr. Ideen Humboldt's in der naturw. Wochenschr. von Potonié, Berlin 1895, S. 77—81, 95—98 u. 117—124. Clemens König.

Wille: August v. W., geboren 1829 in Kassel, † 1887 in Düsseldorf. Dieser hochbegabte und vielseitige Künstler, ein geistvoller und jovialer Mensch, machte seine ersten Studien auf der Kasseler Akademie und ließ schon früh ein ungewöhnliches Talent erkennen. Zu seinen frühesten Arbeiten gehört eine Reihe humoristischer Gestalten, welche in den politisch aufgeregten Jahren 48 und 49 erschienen und in ergötzlicher Weise die alte Bürgerwehr darstellten. In Landschaft und Genre war W. mit gleicher Meisterschaft thätig und überaus fruchtbar. Von Kassel wandte sich der junge Künstler bald nach Düsseldorf und folgte dann einem Rufe nach Weimar, blieb jedoch nur wenige Jahre, da ihm das förmliche und akademische Wesen der dortigen Kunstschule nicht zusagte und ging zurück nach Düsseldorf, wo er bis zu seinem Tode blieb. Seine mit seltener Frische gemalten Bilder sind in der ganzen Welt zerstreut. Als hervorragend seien erwähnt „Jesuiten, den Plan zu einer Kirche prüfend", „Wirthshausleben im 17. Jahrhundert", „Der Bauer beim Antiquar" und die „Weinprobe im Klosterkeller". Auch als Illustrator war W. vielfach thätig.

Louis Katzenstein.

Wille: Balthasar W. (Willius), evangelischer Geistlicher, † 1656. W. hat als Doctor der Philosophie und der Theologie promovirt und wirkte zu Bremen als Professor der praktischen Philosophie und seit 1632 als Pastor an der Marienkirche; er wurde dann Professor der Theologie, Decan zu St. Ansgarii und Superintendent. Als solcher starb er am 7. August 1656 im 50. Jahre seines Alters und im 28. seiner Amtsthätigkeit. Nach seinem Tode wurde die Stelle eines Bremer Stadtsuperintendenten nicht wieder besetzt, sondern die vier ersten Prediger an den vier Pfarrkirchen der Altstadt hatten abwechselnd je ein halbes Jahr lang den Vorsitz in der Führung der Geschäfte des kirchlichen Ministeriums.

Schriften: „Prophet. Zacharias, Haggaeus & Malachias, commentar. illustrati" (Bremen 1638); „Praecepta ethica, oeconomica, politica" (ebd. 1645 u. 1650); „Sacrorum Analyticorum Dissertationes XIII. Exemplorum Analyticorum in Epistolam ad Galatas Dissert. X"; „Exercitationes Dominicales in Evangelia et Epistolas"; „Compendium S. Theologiae"; „Dissert. theologicae de coena Dominica, contra 'Erida Eucharisticam' Mich. Havemanni". (Ueber M. Michael Havemann und seine Schrift „Eris eucharistica, d. i. Streit und Unterschied zwischen den Lutherischen und Calvinischen Lehrern in dem wichtigen Artikel vom Abendmahl" (Hamb. 1647) vgl. J. H. Pratje, Kurzgefaßte Religionsgeschichte der Herzogthümer Bremen und Verden, III. Abschnitt, 2. Hälfte, Stade 1781, S. 23.) „Oratio inauguralis de philosophiae reverentia et obsequio erga theologiam". Gegen W. schrieb, Havemann seinen Anti-Willius (Hamburg, 16 Bde., 12°; diese Schrift enthält eine Entgegnung auf vier, von W. 1654 und 1655 wider ihn verfaßte Dissertationen. Vgl. Pratje a. a. O. S. 26.)

Vgl. Witte, Diarium biograph. T. I (1688), „Annus 1656, Aug. 7". — (Zedler,) Universallexikon, Bd. 57 (1748), Sp. 259. — Jöcher, Gelehrten-Lexikon IV (1751), Sp. 1991. — Unschuldige Nachrichten (Sammlungen v. A. u. N.) 1742, S. 138. — J. H. Pratje, Kurzgefaßter Versuch einer Geschichte der Schule und des Athenäi bey dem Königl. Dom zu Bremen in dreyen 1771—1773 gedruckten Stücken (kenne ich nur in einem Citat bei demselben Pratje, Kurzgefaßte Religionsgeschichte der Herzogthümer Bremen und Verden, 1—3. Stade 1776 ff.). — Christ. Nic. Roller, Versuch einer Geschichte d. Stadt Bremen. Th. II (1799), S. 145.

P. Tschackert.

Wille: Eliza W. geb. Sloman wurde am 9. März 1809 zu Itzehoe geboren als ein Sproß des berühmten englisch-deutschen Kaufmannshauses Sloman in Hamburg. Ihr Vater, Robert Smiles Sloman († 1867), brachte seine Rhederei zu außerordentlicher Blüthe und bewährte sich als einen Patrioten und Wohlthäter großen Stils, der u. a. der deutschen Flotte trübseligen Angedenkens ein Schiff zur Verfügung stellte. Die Mutter, Gundalene Brarens, war die Tochter eines friesischen Grönlandfahrers. Eliza verlebte nach ihrem eigenen Ausspruch eine ungewöhnlich glückliche Jugend in dem durch vielseitige Bildungsinteressen und feine Geselligkeit ausgezeichneten Vaterhause, in welchem namentlich die Musik eine reiche Pflege fand. Unter den Reisen, die ihre Bildung und Anschauung bereicherten, war wol die nach Paris die wichtigste; sie gewann dort die Freundschaft Börne's durch ihren poetischen Erstling „Der Sang des fremden Sängers" (1835), eine Schöpfung, die, als eine Klage um Polen, damals auch Chopin zu einer, übrigens nicht aufgezeichneten, Improvisation begeisterte. 1845 heirathete Eliza den Journalisten François Wille und zog mit ihm, da Reaction und Dänenthum sich immer unangenehmer geltend machten, 1851 an den Zürchersee auf das schöne, bei Meilen gelegene Gut Mariafeld, das sie von dem Reichsregenten Simon erwarben. Da that sich nun eine Tafelrunde auf, die ein Stelldichein aller einheimischen und deutschen Berühmtheiten darstellte, welche sich während der nächsten Jahrzehnte in dem nahen Zürich länger oder kürzer aufhielten. Da war Herwegh, Liszt, Mommsen, der Physiologe Ludwig, Moleschott, Köchly, Rüstow, die drei Gottfriede Keller, Semper und Kinkel, die Gräfin Plater (Karoline Bauer) u. s. w. Richard Wagner, der die gastliche Stätte 1852 zuerst betrat, fand 1864, als er vor innern und noch mehr vor äußeren Nöthen keinen Ausweg mehr wußte, monatelang in Mariafeld die aufopferndste Gastfreundschaft; und hier war es, wo ihn der Ruf des Baiernkönigs fand und der glänzenden Stellung in München ent-

gegenführte. Eliza W. war eine liebenswürdige Wirthin, eine allzeit hülfsbereite Freundin, wie sie eine vortreffliche Mutter und Gattin war. Der Adel der Seele und ein ungewöhnlicher Geist fesselten die Gäste nicht minder als die stillen Tugenden der Hausfrau. Neben den fünfzehn Briefen, die Richard Wagner an seine Freundin richtete, gibt es für den Geist, der auf Mariafeld herrschte, kein schöneres Zeugniß, als die Zeilen, womit C. F. Meyer, der mit seiner Schwester von 1866 bis zu seiner Verheirathung 1875 der häufigste Gast im Hause war, dem Ehepaar Wille seinen „Hutten" widmete. Diese Widmung gehört freilich dem Hausherrn mindestens so sehr, als der Frau des Hauses.

François W. (20. Januar 1811 bis 8. Januar 1896) war ein Mann von seltenem Geist und ausgeprägtester Individualität, der, wie Meyer, so manchen Andern magnetisch anzog. Er war der Sohn eines nach Hamburg ausgewanderten Neuenburgers und einer Hamburgerin. Er betrieb das Studium der Jurisprudenz und namentlich der Philologie, dem er als ein wilder, aber äußerst muthiger Student oblag, wie seine von Heine im Wintermärchen erwähnten Schmisse und die am Leib sichtbar gebliebenen zahlreichen Stich- und Schußwunden vollgültig bezeugten; deswegen weist auch Fritz Reuter in den Ollen Kamellen (VII. Theil) auf seinen unter den Freunden gangbaren Spitznamen le Balafré. Dieser Muth zog seinen Göttinger Corpsbruder Otto von Bismarck an, der Zeit seines Lebens Muth und Tapferkeit über Alles schätzte. In Hamburg, wo W. namentlich mit Heine und Wienbarg verkehrte, warf er sich auf die Journalistik und machte durch Geist und Schärfe seiner politischen Artikel und durch die Stärke seiner Ueberzeugung Aufsehen. Später griff er nur noch vorübergehend zur Feder, schrieb ein Buch über den Hamburger Mettlerkamp und hin und wieder eine Recension; er betheiligte sich in der Schweiz auch nur kurze Zeit, einmal in Gemeinschaft mit Gottfried Keller, am politischen Leben. Seine Bedeutung für die vielen Freunde lag in der Energie der Lebensführung, in der Kraft der Persönlichkeit, in der Schärfe des unabhängigen und anregenden Geistes, in den Tugenden des liebenswürdigen Wirthes. Nachhaltigen Eindruck machte er namentlich auf C. F. Meyer, den er als einen noch Namenlosen und in langsamer, stiller Entwicklung Begriffenen kennen lernte, so daß seine Einwirkung begreiflich war und nahe lag. C. F. Meyer beabsichtigte denn auch, den Lebenslauf seines merkwürdigen, vierzehn Jahre ältern Freundes zu schreiben.

Unähnlich ihrem Manne setzte Eliza W. ihre litterarische Thätigkeit niemals völlig aus, wiewol sie z. Th. nur noch nach großen Pausen etwas fertig stellte oder an die Oeffentlichkeit brachte. Nach dem schon erwähnten „Sang des fremden Sängers" publicirte sie 1836 „Dichtungen", die eine beträchtliche Formvollendung, aber im ganzen wenig Individualität zeigen. Uebrigens veranlaßte eine Recension dieses Buches, die Wille schrieb, ihre Bekanntschaft mit diesem. 1850 trat sie mit dem zweibändigen Roman „Felicitas" hervor (Leipzig, Brockhaus), der offenbar z. Th. Spiegelungen und Confessionen eigenen Seelenlebens enthält; das Ganze leidet an Breite, an Phantastik und an einer gewissen weitgetriebenen Idealisirung, so daß die Figuren trotz reicher Einzelheiten und verschiedener Anläufe zur Realistik selten scharfe Conturen und keinen rechten Boden unter den Füßen haben. Viel höher steht der 1871 erschienene dreibändige Roman „Johannes Olaf". Es ist ein Bildungsroman, hervorragend durch den psychologischen Ernst, den weiten Blick, den Adel der Gesinnung, den sehr substantiellen, persönlich gefärbten Gedankengehalt, durch den Reichthum an Handlung und da und dort durch die Energie der Charakteristik; er ist gelegentlich so poetisch, daß man sich unwillkürlich an G. Keller's „grünen Hein-

rich" erinnert fühlt, der übrigens keinen Einfluß auf die Entstehung des Buches gehabt hat. Schade, daß den ungewöhnlichen geistigen Gehalt der Schöpfung gewisse künstlerische Mängel beeinträchtigen; die Composition ist stellenweise schwerfällig, die Handlung, namentlich in der Mitte, etwas schleppend, und besonders macht sich neben ganz vortrefflichen realistisch gehaltenen Partien eine beinah abenteuerliche Phantastik geltend, woraus sich denn eine gewisse Unausgeglichenheit der ganzen Handlung ergibt. Sehr ansprechend erzählt Eliza W. in dem 1878 veröffentlichten „Stillleben in bewegter Zeit" Bekanntschaft, Verlöbniß und die ersten Ehejahre ihrer Eltern, wie sie auch das Milieu und den historischen Hintergrund anschaulich zeichnet und einige Erinnerungen ihrer Kindheit einflicht. Werthvoller würde die Gabe zweifelsohne sein, wenn die Verfasserin nicht die Form freier novellistischer Behandlung, sondern ausschließlich diejenige der culturhistorischen Schilderung und Berichterstattung gewählt hätte, die nun, der Natur des Stoffes entsprechend, doch überall den Gang der ausgeschmückten Erzählung wieder durchbricht, um ihre Rechte geltend zu machen. Im J. 1887 veröffentlichte Eliza W. die fünfzehn an sie gerichteten „Briefe R. Wagners" in der „Rundschau" und begleitete dieselben mit Erinnerungen und Erläuterungen. Diese letzte Gabe, die übrigens in mehrere Sprachen übersetzt wurde und die François W. nach dem Tode seiner Frau (23. Decbr. 1893) in Buchform herausgab, zeigt die ungewöhnliche Geistesfrische der Hochbetagten und den Adel ihrer Empfindung, zugleich aber auch die Neigung, unliebsame Verhältnisse möglichst schonend nur anzudeuten, überhaupt das Reale ein wenig in der Idealität zu verflüchtigen.

Neben der beträchtlichen Kraft realistischer Deutlichkeit, die Eliza W. nicht selten auszeichnet, ist dieses Bedürfniß, das Wirkliche einigermaßen aufzulockern und zu verflüchtigen, auffallend und merkwürdig. Es entspringt drei Quellen: der Nachwirkung der romantischen Schule, einer gewissen Unsicherheit des Stilgefühls, die das weibliche Geschlecht selten völlig überwindet, und schließlich dem Idealismus, der mit einer gewissen Hoheit über das Alltägliche hinwegzukommen sucht. Es trägt mit daran die Schuld, daß man heutzutage, wo man in Wirklichkeitsfragen strenge Forderungen stellt und sich gegen die abweichenden Kunstübungen früherer Jahrzehnte leicht verhärtet, den bedeutenden Gehalt, die poetische Kraft und den Adel der Persönlichkeit, die sich in Eliza Wille's „Johannes Olaf" manifestiren, nicht genügend gewürdigt hat.

(Anonym) Nekrolog, Neue Zürcher Zeitung 8. I. 1894. — J. V. Widmann, i. d. Nation 23. II. 1895. — C. F. Meyer, Mein Erstling: Huttens letzte Tage. Deutsche Dichtung 1. I. 1891. — Adolf Frey, François Wille. Neue Zürcher Zeitung 12. I. 1896; id. Biographische Blätter II, Heft 6.

Ad. Frey.

Wille: Johann Georg W., berühmter Kupferstecher, hieß ursprünglich Will, nannte sich aber später meistens Wille. Er ist geboren am 5. November 1715 in der Obermühle im Biberthal unweit Gießen (Oberhessen). Da die Mühle in der Nähe der Ortschaften Königsberg und Großenlinden liegt, hat man irrthümlich diese Orte auch als Geburtsstätten des Künstlers angegeben. Schon als Kind soll man ihn, wenn er weinte, durch Kreide oder Kohle, mit denen er hantirte, beruhigt haben. Im Alter von 10 Jahren gab ihn sein Vater zu einem Maler, später ging er zu einem Gießener Büchsenmacher in die Lehre, wo er Ornamente in das Metall graviren lernte. Das war offenbar eine gute Vorbildung für seinen spätern Beruf. Zwei Jahre blieb er da, dann ergriff er den Wanderstab und kam nach Straßburg. Hier lernte er den später gleichfalls so berühmt gewordenen Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt kennen,

der auf der Reise nach Paris begriffen war. Der ein paar Jahre ältere Schmidt übte von da ab einen entscheidenden Einfluß auf W. aus; ihre Freundschaft hielt das ganze Leben hindurch. Sie langten Ende Juli 1736 in der großen Kunstmetropole an.

In Paris begab sich W. zu dem berühmten Porträtmaler Nicolas de Largillière, der ihn wohlwollend aufnahm und ihm das Copiren seiner Bilder erlaubte. Largillière soll mit diesen Nachbildungen zufrieden gewesen sein, doch W. gab wegen seines kurzen Gesichts die Malerei auf. Diese Kunst, welche Gestaltungskraft und Sinn für Farbe voraussetzt, war wol auch nicht Wille's Talenten entsprechend. Dann arbeitete er einige Zeit bei einem Goldschmied Lelièvre und gravirte Uhrgehäuse und Waffen.

Erst durch Wille's Eintritt in das Atelier des vielbeschäftigten Kupferstechers Jean Daullé war die Bahn eröffnet, auf der er so große Erfolge erzielen sollte. Von 1738 an stach er verschiedene Blätter, die Daullé in Auftrag gegeben waren. Zufolge Le Blanc beendigte Daullé die Fleischtheile und begnügte sich sogar manchmal, nur die Platte mit seinem Namen zu bezeichnen. Der Verleger M. Odieuvre erwarb derartige kleine Bildnisse für sein Werk: L'Europe illustre, contenant l'Histoire abrégée des Souverains, des Princes .... et des Dames célèbres en Europe .... par M. Dreux du Radier .... Ouvrage enrichi de Portraits, gravés par les soins du Sieur Odieuvre (dazu das Recueil des portraits des Rois de France). Odieuvre zahlte nicht besonders, hatte aber immerhin, wie bei andern Künstlern, das Verdienst, ihn zu gelegener Zeit unterstützt zu haben.

Wichtig wurde des Künstlers Bekanntschaft mit dem berühmten Bildnißmaler Hyacinthe Rigaud, der sich seiner fördernd annahm und ihm Aufträge gab. Unterdessen war W. mit G. Fr. Schmidt immer verbunden geblieben. Der Letztere bediente sich seiner Hülfe bei verschiedenen Arbeiten. So bei den Bildnissen folgender Persönlichkeiten: Charles Gabriel, Bischofs von Auxerre (1739), Comte de Marche, spätern Herzogs von Orléans (1740), J. B. Rousseau (1740), Charles, Erzbischof von Cambrai (1741) und Daniel Le Chambrier (1742). Diese Arbeiten und noch mehr das von W. nach eigener Zeichnung gestochene Bildniß des Architekten Briseux (1742) machten den Künstler bekannt, und sein Ruf steigerte sich mit den Bildnissen des Marschalls Belle-Isle (1743), der Frau des Malers Rigaud Elisabeth (1743) und des Marschalls von Sachsen (1745). Im J. 1744 hatte er noch mit Schmidt, der den Kopf ausführte, das Porträt des Königs Philipp V. von Spanien gemeinsam gestochen. Weiter entstanden u. a. die Bildnisse: François Quesnay nach A. Chevallier (1747), Karl Prinz von Wales nach J. L. Tocqué (1748), König Louis XV. nach J. B. Le Moyne (1748), Jean Baptiste Massé nach Tocqué (1755), König Friedrich II. von Preußen nach A. Pesne (1757). Am 30. August 1755 war W. Aggregat der Pariser Akademie geworden, vermuthlich infolge des Beifalles, den sein erster Figurenstich: Tod der Kleopatra nach G. Netscher (1754) davongetragen hatte. Am 24. Juli 1761 wurde W. vollständiger Akademiker auf sein Porträt des Poisson de Marigny nach Tocqué hin und 1786 Conseiller derselben.

Seit 1754 entstanden nur noch ein paar Porträts, der Künstler wandte sich dem Genre zu. Er hatte soviel Einsicht, sich nur an Dinge zu wagen, die seinem Naturell mehr oder weniger congenial waren. Bilder der großen historischen Kunst ließ er bei Seite, wenn man nicht etwa La Mort de Marc Antoine nach Battoni (1778) dazu rechnen will, dagegen beschäftigte er sich mit den Kleinmalern, und so entstanden u. a. die Blätter: La Dévideuse nach G. Dou (1755), La cuisinière hollandoise nach G. Metzu (1756), La Mena-

gère hollandoise nach G. Dou (1757), La Tricoteuse hollandoise nach F. Mieris (1757), La Gazettière hollandoise nach G. Terborch (1758), La Liseuse nach G. Dou (1761), Le jeune Joueur d'Instrument nach G. Schalcken (1762), Les Musiciens ambulants nach Dietrich (1764), L'Instruction paternelle nach G. Terborch (1765), L'Observateur distrait nach F. Mieris (1766), Le Concert de Famille nach G. Schalcken (1769), Les Offres réciproques nach Dietrich (1771), Les bons Amis nach A. van Ostade (1773), Agar presentée à Abraham par Sara nach Dietrich (1775), Le Repos de la Vierge nach demselben (1776), La Tante de G. Dow nach G. Dou (1780), Les Délices maternelles nach seinem Sohne P. A. Wille (1781), Les Soins maternels nach demselben (1784), Le Maréchal-des-Logis nach demselben (1790). Auch einige unbedeutende Landschaften nach eigener Zeichnung stach der Künstler. Desgleichen 1753 eine Folge von 12 Landsknechten und Reitern nach Ch. Parrocel.

W. hatte eine Kunstsammlung zusammengebracht, bestehend aus Zeichnungen und Gemälden italienischer, französischer, niederländischer und deutscher Meister; am 6. December 1784 ließ er sie durch den Kunsthändler F. Basan unter den Hammer bringen. Es existirt ein Katalog dieser Auction.

Mittlerweile war W. alt geworden, sein Augenlicht ließ nach, und die Revolution brachte ihn um seine Habe. Er litt bittere Noth, da auch der Kunsthandel, durch den er sich helfen wollte, darniederlag. Allerdings muß dies mehr für die spätere Zeit der Umwälzung gelten, denn im J. 1794 theilte Meusel's Neues Museum mit: „Wille genießt 2000 Livres Gehalt und, damit er für nichts zu sorgen braucht, wenn Mangel entsteht, bringt ihm ein Conventscommissär täglich Brot und Fleisch". Um einigermaßen etwas zu verdienen, stellte der Künstler 36 ältere, aus verschiedenen Zeiten stammende Platten zusammen und fügte ein Titelblatt bei, worin er sich als armen, von einem Hunde geleiteten Blinden darstellt, der einem ebenfalls zum blinden Bettler gewordenen ehemaligen reichen Freunde und Gönner begegnet. Das Werk führt den Titel: „Varietés de Gravures, Faites en différentes époques, et terminées en l'an 8. et 9. de la République Par Jean Georges Wille de plusieurs Académies, Conseiller de la ci-devant Académie de Peinture de Paris, actuellement Doyen des Graveurs de l'Europe. An 1801". W. starb am 5. April 1808 zu Paris.

Wille's Porträt erschien öfter im Kupferstich, so von Schmidt, Ingouf und Bause. Das berühmteste aber verfertigte J. G. Müller im J. 1776; der Dargestellte ist darauf als Graveur du Roi, de leurs M$^{\text{tés}}$ Impériales et Roiales, et de Sa M$^{\text{té}}$ le Roi de Dannemarck, des Académies de Paris, Vienne, Rouen, Ausbourg et Dresde bezeichnet. Aus dieser Reihenfolge ersieht man seinen europäischen Ruf.

W. war zweifelsohne ein namhafter Künstler. Man könnte ihn etwa den G. Dou des Kupferstiches nennen; dem entsprach auch seine Vorliebe für die holländischen Kleinmeister. Aeußerste Gewissenhaftigkeit charakterisirt seine Manier. Gleich seinem Lehrer Daullé steht er unter dem Einflusse der beiden P. Drevet, die bei seiner Ankunft in Paris noch am Leben waren. Freilich übertrafen diese ihn bei aller Sorgfalt der Ausführung durch malerischere Wirkung und glänzendere Tinten. W. führte eben zu gleichmäßig aus und gerieth in das Metallene. Geist wird man in seinen Blättern wenig suchen, doch gewähren sie in gewissem Sinne hohen Genuß, wenn man — auch bei Zuhülfenahme des Vergrößerungsglases — die correcte Sauberkeit der Technik verfolgt. Wie die Linien an- und abschwellen, sich kreuzen, wie sie in punktirte Strichelchen und Punkte übergehen, wie auch die Nebensachen, Einfassungen ꝛc. gleichmäßig, exact ausgeführt sind, das Alles ist sehr interessant zu beobachten. W. kam dem auf

das Kleine und Zierliche gerichteten, des krausen Rococo allmählich satt werdenden Zeitgeschmacke entgegen. Einen großen Einfluß hat er auf die Entwicklung seiner Kunst ausgeübt, einen Einfluß, der sich indirect bis weit in unser Jahrhundert erstreckte. Er hatte viele Nachahmer und Schüler. Man nennt unter den Letztern J. G. Müller, C. C. Bervic, J. M. Schmutzer, H. Schmitz, E. Verhelst, die Brüder Karl Gottlieb und Heinrich Guttenberg, J. S. Klauber, C. G. Schultze, Chr. v. Mechel, J. M. Preißler, J. H. Rode, Halm, V. Vangelisti, L. Dennel, B. A. Duncker, A. Zingg, A. Tardieu.

Pierre Alexandre W., Sohn des Vorigen, geboren zu Paris am 9. Juli 1748, † nicht vor dem 9. Januar 1821, wo er eine Supplik an die Herzogin von Angoulême verfaßte, Genremaler, gehört seiner Geburt und Kunstweise nach ganz zu Frankreich, weshalb er hier keine ausführlichere Stätte finden kann. Er verkaufte nach dem Tode des Vaters den Haupttheil von dessen Platten an den Kunsthändler Jean; dieser und später seine Wittwe ließ sie wieder abdrucken,

Vgl. Catalogue de l'Oeuvre de J. G. Wille Graveur . . . par M. Charles Le Blanc (Leipzig 1847). — Nagler, Künstlerlexikon. — Mémoire et Journal de J. G. Wille, graveur du Roi, publiés . . . par Georges Duplessis, avec une préface par Edmond et Jules de Goncourt (Paris 1857).

Wilh. Schmidt.

Willebrand, Bischof von Utrecht, Sohn des Grafen Heinrich II. von Oldenburg-Wildeshausen, wurde nicht wegen seiner geistlichen Vorzüge noch im kirchlich-religiösen Interesse gewählt, sondern ganz allein als tüchtiger und erfahrener Kriegsmann. Am 28. Juli 1227 nämlich war der Utrechter Bischof Otto II in der Schlacht beim Dorfe Anen wider Rudolf von Koevorden und die aufrührerischen Einwohner Drenthe's, mit zahlreichen Tapferen gefallen, und diese Niederlage hatte im ganzen Bisthume und bei den bischöflichen Bundesgenossen große Aufregung und Erbitterung hinterlassen. Als nun im Capitelhause die Neuwahl vorgenommen werden sollte, wurden die grausam mißhandelten, verwundeten, aber ihrer Haft unter Bürgschaft entlassenen Grafen Gerhard von Geldern und Gisbrecht von Amstel hereingetragen und erbaten sich von den versammelten Prälaten, Vasallen und Adeligen einen Bluträcher. Auf Empfehlung des holländischen Grafen Floris IV. wurde die Bischofswahl auf den ihm verwandten Willebrand von Oldenburg gelenkt. Man hatte sich in ihm nicht getäuscht. Der Erwählte, seit 1225 Bischof von Paderborn, hatte sich vorher auf einem Zug gegen die Grafen von Schwalenberg (1226) als tapferer, unerschrockener Kriegsherr bewährt und war zwei Mal zum Kampfe wider die Ungläubigen als Kreuzfahrer ins Heilige Land gezogen. In ihm durfte man also hoffen, den gesuchten Rächer seines Vorgängers Otto gefunden zu haben. W. war bald bereit, sein Paderborner Bisthum mit dem Utrechter zu vertauschen. Er begab sich selbst zum Kaiser nach Apulien, und erwirkte vom Papst Gregor IX. die Erlaubniß zur Annahme der Wahl. Auf der Rückreise erhielt er in Donauwörth die Regalien und hielt am 20. August seinen feierlichen Einzug in Utrecht, wo er feierlich installirt wurde. Seine erste Sorge galt der Heerfahrt wider Rudolf von Koevorden und die Drenther. Schnell waren sie gezüchtigt und mit schweren Steuern gestraft. Dazu wurde ihnen auferlegt, zu Anen ein Kloster für 25 Benedictinerinnen zu stiften, welche für alle Zeit für die Seele des gefallenen Bischofs Otto II. beten sollten. Kaum aber war W. nach Utrecht heimgekehrt, als sich auch schon die Streitigkeiten unter Rudolf von Koevorden's Führung in Drenthe erneuerten; sie dauerten bis an Willebrand's Tod fort. Dem Bischofe, welcher daher ganz von Kriegssorgen in Anspruch genommen

war, blieb nur wenig Muße für die kirchlichen Interessen seines Bisthums übrig. Doch traf er neue Maßregeln zum Schutze der Geistlichen und der kirchlichen Güter, stiftete auch einen Benedictinerinnenconvent, Zwarte Water genannt, bei Zwartsluis in Overyssel, und bestätigte das Kloster Bethlehem bei Dötichem im Besitz seiner Güter und Privilegien. Als er sich eben aufs neue zum Krieg wider die aufrührerischen Drenther vorbereitete, starb er am 27. Juli 1235 zu Zwolle, einem von ihm kurz vorher mit Stadtrechte versehenen Dorf, und wurde zu Utrecht im St. Servatiuskloster bestattet.

Vgl. Anonymus de reb. Ultraject. apud Matthaeum. — Heda und Beka. — Moll, Kerkgesch. d. Nederl. II, 1. Th., S. 110 f. — Batavia Sacra II, 164 f.

J. C. van Slee.

Willebrand: Johann Peter W., königl. dänischer wirklicher Justizrath, wurde zu Rostock am 10. September 1719 geboren. Daß er zu der in Rostock seit dem 16. Jahrhundert blühenden Professorenfamilie W. in verwandtschaftlicher Beziehung stand, ist zwar nicht ersichtlich, läßt sich aber vermuthen. Sein Vater, Tobias W., war Kaufmann; seine Mutter, Margaretha Wendula, entstammte der altrostockischen Familie der Nembzau. W. studirte die Rechte und promovirte im J. 1742 zu Halle. Nachdem er darauf seine Kenntnisse durch mehrjährige Reisen im In- und Auslande bereichert hatte, ließ er sich als Advocat in Lübeck nieder, woselbst er sich im J. 1747 mit der Wittwe Johanna Maria Paarmann, geb. Meyer vermählte. Sein Wunsch, in kgl. dänische Dienste zu gelangen, veranlaßte ihn, die Gönnerschaft des dänischen Ministers, des Grafen Bernstorff, zu suchen, der ihm im J. 1755 beim Könige den Titel eines Justizraths auswirkte; zugleich wurde er zum Mitglied des Pinnebergischen und Altonaischen Oberappellationsgerichts und Oberconsistorii zu Glückstadt ernannt mit der Bedingung, seinen ständigen Wohnsitz in Altona zu nehmen. Da mit dieser Stellung weder ein Gehalt noch eine ernste und anhaltende Thätigkeit verbunden war, so bemächtigte sich des arbeitslustigen Mannes bald eine große Unzufriedenheit. Er ergriff daher im J. 1759 während eines zufälligen Aufenthalts in Kopenhagen eifrig die Gelegenheit, sich um das gerade erledigte Polizeidirectorat in Altona bei Bernstorff und dem Könige zu bewerben. Er hatte mit seiner Bewerbung Erfolg und trat, wenn auch durch die geringe Höhe des ihm zugebilligten Gehalts von Anfang an enttäuscht, dennoch mit frohem Muthe und in der Hoffnung auf eine ersprießliche Thätigkeit sein neues Amt an. Allein dieses wurde für ihn eine Quelle fortgesetzter Sorgen und Unannehmlichkeiten. Es gestattete seiner Wirksamkeit keineswegs den Spielraum und die Selbständigkeit, die er erhofft hatte. Indem er aber seine Competenzen zu erweitern suchte, gerieth er zu seinem Vorgesetzten, dem holsteinischen Oberpräsidenten, einerseits, zum Magistrate und den Bürgern Altonas andrerseits in ein derartig schlechtes Verhältniß, daß er allmählich alles Ansehen verlor und sich zur Thatenlosigkeit verdammt sah. Krank an Körper und Seele erbat er gegen Ende des Jahres 1766 seinen Abschied, der ihm im folgenden Jahre gewährt wurde. Er scheint die nächsten Jahre mit Reisen zugebracht zu haben und ließ sich dann im J. 1771 in Hamburg nieder. In dieser Stadt, zu deren Einrichtungen und Sitten er eine lebhafte Zuneigung gefaßt hatte, hat er in geistig anregendem Verkehre und mit litterarischen Arbeiten beschäftigt seinen Lebensabend verbracht. Er starb hier am 22. Juli 1786, wenige Monate nach dem Tode seiner Frau. Sein einziger Sohn, Christian Ludwig, lebte gleichfalls als Schriftsteller bis zu seinem 1837 erfolgten Tode in Hamburg.

Willebrand's Name ist hauptsächlich dadurch bekannt geworden, daß er der Verfasser einer hansischen Chronik war, der man, so wenig sie auch ernsten wissenschaftlichen Anforderungen schon damals genügte, doch das Verdienst bei-

messen darf, daß sie als eine der ersten Arbeiten auf diesem Gebiete weitere Kreise auf den Werth hansischer Geschichtsforschung aufmerksam zu machen gesucht hat. In dieser Chronik veröffentlichte W. zugleich ein von dem 1658 verstorbenen lübeckischen Bürgermeister Köhler hinterlassenes Manuscript, welches Aufzeichnungen über die hansische Geschichte enthielt. Diese, sowie die im Schlußtheile publicirten zahlreichen Urkunden, bezeichnete später Sartorius in seiner Geschichte des hanseatischen Bundes als das einzig Brauchbare der Chronik, die freilich bei den Zeitgenossen eine gute Aufnahme gefunden zu haben scheint. Uebrigens war W. selbst von seinem Werke wenig befriedigt, und er kündigte 20 Jahre später in einer kleinen „Betrachtung über die Würde der deutschen Hansa" genannten Schrift eine verbesserte Auflage desselben an. Doch ist diese so wenig wie eine schon im J. 1749 in Aussicht gestellte Fortsetzung des diplomatischen Theils der Chronik erschienen, vermuthlich da es an der erforderlichen Anzahl von Subscribenten fehlte. — Von den übrigen Arbeiten Willebrand's ist zunächst der im J. 1765 verfaßte „Abregé de la Police" zu nennen, ein Handbuch der Polizeiwissenschaft, welches ihm unter anderen Beifallsbezeugungen auch die Anerkennung der Kaiserin Katharina von Rußland eintrug. Eine Frucht seiner Polizeiwirksamkeit war ferner sein „Grundriß einer schönen Stadt" (Theil I 1775, Theil II u. III 1776), in welchem er die Grundsätze einer zweckmäßigen Stadtanlage und Stadtverwaltung darzulegen suchte. Die auf seinen Reisen gesammelten Erfahrungen legte W. 1758 in einem Buche „Historische Berichte und practische Anmerkungen auf Reisen in Deutschland und anderen Ländern" nieder, einem zum Theil in Briefen abgefaßten Führer und praktischen Reisehandbuch, welches 1799 in 2. Auflage erschien. Schließlich seien noch die anspruchslosen, aber liebenswürdigen kleinen Schriften „Hamburgs Annehmlichkeiten, von einem Ausländer beschrieben" (1. Aufl. 1772, 2. Aufl. 1783), und „Lübecks Annehmlichkeiten, von einem Ausländer beschrieben" (1774) erwähnt.

Meusel, Lexikon XV. — Lexikon d. hamb. Schriftsteller VIII. — Quellenmaterial boten, außer den Vorreden zu Willebrand's Werken, Acten des Staatsarchivs zu Schleswig. Ueber die Herkunft Willebrand's verdanke ich Herrn Dr. Koppmann in Rostock einige Mittheilungen.

Hans Nirrnheim.

Willehad, Bischof von Bremen. Sein Name war ursprünglich Vilhaed, er ist aber in der Geschichte nur bekannt unter dem Namen Willehad, erster Bischof von Bremen. Geboren war er in Northumberland in England ca. 730 aus einer angelsächsischen Familie. Nachdem er es zum Presbyter gebracht, brannte er vor Begier ein Heidenmissionar zu werden und es wurde ihm das denn auch verstattet. Er begann diese Wirksamkeit und nicht ohne Erfolg, zunächst in Dokkum, an dem Ort, wo 755 der heilige Bonifacius als Märtyrer gefallen. Von da zog er weiter nach Ostfriesland und gewann auch hier viele Seelen durch seine Predigt des Evangeliums, aber zugleich auch Feinde, so daß die Absicht kundgegeben ward, ihn zu tödten. Doch wurde durch Majorität beschlossen, das Loos über ihn zu werfen, wie die Sitte es mit sich bringe. (Homeyer, Ueber das germanische Loosen. Bremen 1864.) Er zog nun von hier nach dem Gau Thrianta (Drenthe) und machte von hier aus vielfach Missionsreisen selbst in das Dithmarscher Land hinein. Hier hat er endlich die erste christliche Kirche in Holstein in Melinthorp (Meldorf) gegründet. Nach Einiger Meinung soll das schon 774 geschehen sein, nach neueren Untersuchungen doch wahrscheinlich erst 780. Dieselbe ward freilich schon 782 wieder zerstört. (Bolten, Dithm. Gesch. I, 421. Chalybäus, Gesch. Dithm. Kiel 1888, S. 24.) Karl der Große, der von ihm wol allerlei erfahren, berief ihn

zu sich nach Worms 780 und wies ihm seine Wirksamkeit an im Gau Wigmodia an der Weser. Seine Wirksamkeit war hier von Bedeutung und von nicht geringem Umfang. Da trat Widukind, der Herzog der Sachsen, wieder auf und zerstörte die aufsprießende Saat. Die kaum erstandenen Kirchen sinken in Asche und ihre Priester werden verjagt, mehrere derselben, z. B. Atreban in Dithmarschen fallen unter dem Schwert. W. gelang es noch, sich durch die Flucht zu retten. Er ließ sich nun in Ut-Riustri, links von der Wesermündung nieder. In dieser unfreiwilligen Muße wandelte er nach Rom und besuchte auch den König Pippin in der Lombardei. Von da begab er sich in das Kloster Echternach bei Trier und hier sammelten sich um den Meister auch seine Schüler und Genossen. Er beschäftigte sich hier neben ascetischen Uebungen namentlich mit Abschreiben heiliger Schriften. Endlich 785 war der Friede wieder hergestellt. Als W. davon erfuhr, eilte er zum König nach Eresburg, der ihm seinen Wunsch erfüllte, sein Sendamt wiedergab und dazu noch das Kloster Justina als Beneficium. Den Rest seines Lebens lebte er in Frieden, erfreut durch den stetigen Fortgang der Bekehrung und durch Liebe und Achtung. Karl der Große ertheilte ihm, als dem ersten, am 13. Juli 787 zu Worms die Bischofsweihe. Seinen regelmäßigen Wohnsitz hatte W. von nun an in Bremen. Am 1. November 789 errichtete er hier eine stattliche Kirche. Gleich darauf hatte er eine Reise angetreten, auf der er am 8. November plötzlich verstarb in Blexen (bei Vegesack). Seine Leiche ward in Bremen bestattet, wo sie im Dome sich noch befindet. Die Wunder, die man an seinem Grabe zu sehen geglaubt, zeugen von dem hohen Ansehen, in welchem W. bei seinen Zeitgenossen gestanden.

Vita Sc. Willehadi in Th. Caesar triapostolator Septentrionii. Colon. 1642. — Mabillon, Acta SOB. III, 2, 364. — Monumenta German. II, 378. Als Verf. gilt im allgemeinen Ansgar, jedoch haben Dehio, Geschichte des Erzbisth. Hamburg, Bremen 1877, I. Anhang, Bd. II, S. 51 und Wattenbach, Geschichtsquellen, 4. Aufl. S. 201 Zweifel erhoben. Uebersetzt ist die Vita von L. Miesegaes, Bremen 1826 und von Laurent, Berlin 1856. — Adami gesta Hamb. Monumenta Germ. VII, 267. — Moller, Cimbr. litt. II, 905. — Kruse im Prov.-Ber. 1826, Bd. I, 6. — Klippel, S. Ansgar. Bremen 1845. — Ebert, Geschichte d. Lit. d. Mittelalters II, 340. — Carstens in Piper's Evang. Jahrbuch 1863, Nr. 133. — Jensen-Michelsen, Schlesw.-holst. Kirchengeschichte I, 98. — Klippel-Hauck in Herzog's theol. Realencyklopädie. 2. Aufl. XVII, 143. Carstens.

Willem: W., der Verfasser des Gedichts van den Vos Reinaerde ist der größte Dichter in niederländischer Sprache und der einzige, dessen Werk in die Weltlitteratur überging. Sein Gedicht ist zugleich der Knotenpunkt in der Entwicklung des Thierepos im Sinne Jacob Grimm's. Allerdings geht ihm eine Reihe von Gedichten in lateinischer und französischer Sprache voraus, welche einen Thierstaat mit dem Löwen als König, dem Bären, Wolf u. a. als Vasallen darstellen; aber so einheitlich, so fein und tief satirisch wie der Reinaert ist keines von ihnen. W. benutzt aus dem altfranzösischen Roman de Renart (éd. Martin, Straßburg 1882 ff.) die erste Branche, die Erzählung del jugement; aber nach anfänglich engem Anschluß wird er immer freier, und während das französische Dichtwerk mehr in drolligen Einzelheiten gefällt, aber als Ganzes ungleich und lose gefügt erscheint, setzt der Niederländer nicht nur Glanzstellen wie die Galgenrede des Fuchses hinzu, er gibt dem Ganzen erst den gleichmäßigen Zug der unheiligen Weltbibel, des ebenso durchgängigen, als scheinbar naiven Spottes auf die Ideale des Mittelalters, auf Gottes-, Herren- und Frauendienst. Vortrefflich durchgeführt ist auch die Parodie des Heldenepos. Gleich die etwa 1380 hinzugefügte Fortsetzung fällt völlig ab: sie läßt nach

dem Hoftag des Löwen, von welchem Reinaert glücklich entkommen ist, noch einen zweiten folgen, auf welchem er den Wolf Isegrim erst mit langen Reden, dann im Zweikampf besiegt. Diese Fortsetzung, die sich ‚Reinaerts Historie' nennt und als solche auch den umgearbeiteten ersten Theil, das Werk Willem's umfaßt, ist gelehrt anstatt volksthümlich, ist grob satirisch, besonders gegen die Kirche. Immerhin ward diese Historie in einer nachmaligen, vermuthlich von Henrik van Alkmer herrührenden Bearbeitung gegen 1487 gedruckt und gab hierdurch die Vorlage ab für den niederdeutschen Reinke de Vos, der Lübeck 1498 gedruckt, als Originalwerk und Stolz der niederdeutschen Litteratur galt und mehrmalige Uebersetzungen in vielen Sprachen, 1794 auch die dichterische Bearbeitung Goethe's hervorrief. Aus dem alten niederländischen Druck ging eine Prosa hervor, welche früh ins Englische überging und für ein niederländisches Volksbuch von 1564 (Neudruck Paderborn 1876) und dessen z. Th. in katholischem Sinn gereinigte Wiederholungen die Grundlage darbot. Aus diesem Volksbuch sind wenigstens einzelne der Hottentottenfabeln geschöpft, die W. H. J. Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, Weimar 1870, veröffentlicht hat; auch die spaßhaft verdrehten Thiererzählungen der Neger in Nordamerika, welche unter dem Namen des Erzählers Uncle Remus gesammelt worden sind, gehen hierauf zurück.

Von der Beliebtheit des Reinaert in seiner Zeit zeugt schon die Uebersetzung in lateinischen Distichen, welche ein Mönch Baldwinus dem Propst Johannes von Brügge (1270—1280) widmete. Dieser Reynardus Vulpes ist am besten von Knorr, Eutin 1860 herausgegeben worden. Um 1270 dichtete Jakob van Maerlant seine Reimbibel, deren geistlichgelehrten Werth er Reinaert und den Artusromanen entgegenstellt, ebenso wie dem „Traum Madocs". Von diesem Traum wird auch in dem mnl. Gedicht von der Burggräfin von Couci kurz gesprochen. Maerlant meint ein Gedicht Willem's, welches dieser in seinem Reinaert V. 1 anführt, indem er sich nennt W. die van Madoc maecte (so ist die Zeile zu lesen). Den Inhalt dieses verlorenen Gedichtes trifft wol am besten eine Vermuthung von H. E. Moltzer in der Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde 3, 312 ff. Danach war es ein Traum, den allerdings nicht ein Madoc selbst, sondern dessen Dienstmann Rhonawby gehabt und in welchem er Arthur und Owain beim Schachspiel gesehn haben soll. Dieser Inhalt paßt besser zur Dichtart Willem's, als etwa ein Leben des heil. Aidanus (Madoc heißt: mein kleiner Aed s. Zimmer's Nennius 258), vor dessen Geburt die Eltern träumten, daß ein Stern oder der Mond in den Mund der Mutter gefallen sei.

Die Beziehung Maerlant's auf W. trägt zur Zeitbestimmung des Reinaert bei; doch muß dieser schon vor 1250 angesetzt werden, weil Maerlant in seinen frühen romantischen Dichtungen bereits W. nachgeahmt zu haben scheint, wie besonders Franck in der Ausgabe des Alexander gezeigt hat. Andrerseits begrenzt die Benutzung der Renartbranche, welche um 1210 ihre älteste überlieferte Form erhalten haben mag, die Ansetzung der Entstehungszeit. Bei diesem ziemlich weiten Spielraum ist es doppelt schwer etwa in Urkunden nach einem Wilhelmus zu suchen, den wir für den Dichter halten möchten. Am meisten hat noch für sich ein Wilhelmus clericus, dessen Haus bei Hulsterlo in einer Urkunde von 1269 vorkommt, nach einem Nachweise von C. A. Serrure. Die Bezeichnung als clericus würde für den Dichter vortrefflich passen: clerken waren die meisten uns bekannten Verfasser mittelniederländischer Gedichte. Es wurden namentlich Personen mit geistlicher Bildung, aber weltlichem Berufe: Schreiber im Dienste von Herren oder Städten so genannt.

Hulsterlo, welches der Dichter scherzhaft in die von ihm erst erfundene,

dem Fuchse in den Mund gelegte lügenhafte Schatzgeschichte einflicht, lag im Ostende von Flandern bei Hulst; noch andere kleine, z. Th. nicht mehr nachweisbare Oertlichkeiten aus jener Gegend bezeugen, daß hier die Heimath des Dichters zu suchen ist. Er spricht mit Heimathsgefühl von dem Lande zwischen Gent und Antwerpen, er nennt es tsoete lant van Waes, wie der französische Epiker die douce France im Munde führt.

Aus dem Prolog geht ferner hervor, daß er für eine Dame dichtete. Darf man annehmen, daß sie vrauwe Alente (Adellind) hieß, deren Hahn Cantaert nach einem Helden der Fabel Willem's genannt war? Leider würde auch das nicht weiter auf die Spur Willem's führen. Einem aristokratischen Kreise gehörte er sicher an, wie aus seinem Schelten auf dorpers ende doren hervorgeht.

Reinaert. Willem's Gedicht van den vos Reinaerde und die Umarbeitung und Fortsetzung Reinaerts historie, hsg. und erläutert von E. Martin, Paderborn 1874. Dazu neue Fragmente des Gedichts v. d. v. R. Straßburg 1889 (QF. 65). Vgl. auch J. W. Muller, De oude en de jongere Bewerking van den Reinaert, Amsterdam 1884. Die Ausgabe van Heltens, Groningen 1886, geht zu weit in den Athetesen. Martin.

Willemer: Johann Jakob W. wurde am 29. März 1760 als Sohn eines reichen Bankiers in Frankfurt a. M. geboren und zur Uebernahme des väterlichen Geschäftes erzogen. Schon frühe zeigte er eine scharf ausgeprägte, häufig parador scheinende Eigenart; 1776 zog er bei einer Parade in Berlin durch eine vorlaute Bemerkung die Aufmerksamkeit des alten Fritz auf sich. 1781 vermählte er sich in Berlin mit Maria Magdalena Lang; vielleicht war er der „Frankfurter", der Goethe am 22. Februar 1781 in Weimar wenig gelegen kam; auf alle Fälle war er schon frühe mit seinem großen Landsmanne bekannt geworden. Als Chef der Frankfurter Bankfirma Johann Ludwig Willemer & Co. trat er bald in lebhafte geschäftliche Beziehungen zur preußischen und kurmainzischen Regierung; die erstere verlieh ihm 1788 die Stellung eines königlich preußischen Agenten beim Frankfurter Rathe mit den Rechten eines Consuls und den Titel eines Geheimen Rathes, und dem häufigen Verkehre mit Mainz verdankte er die nähere Bekanntschaft mit dem Historiker Johannes Müller. Auch in seiner Heimathstadt zeichnete er sich schon damals im Gegensatze zu seinen Standesgenossen durch seine Vorliebe für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen aus. Am 6. Juli 1789 wurde er in den Rath gewählt; sein Amt als preußischer Agent gab er zugleich auf. Als Senator gehörte er im October 1792 zu den Personen, die General Custine zur Sicherheit für die der Stadt Frankfurt auferlegte Contribution als Geiseln verhaften ließ; doch wurde er schon am nächsten Tage entlassen. Am 20. November 1792 legte er sein Senatorenamt nieder, nachdem er wenige Tage vorher seine Frau durch den Tod verloren hatte. Um diese Zeit begann er eine umfassende schriftstellerische und dichterische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten. „Er hatte — so urtheilt Creizenach — die Gesammtbildung des Zeitalters mit Lebhaftigkeit und Energie in sich aufgenommen. Ein warmer Deismus, an welchen sich philanthropische Bestrebungen knüpften, beseelte ihn; die sittlichen Wahrheiten des Christenthums nahm er als die höchsten an; mit dem positiven Offenbarungsglauben suchte er sich im Stillen abzufinden. Dabei behandelte er manche römisch-katholische Anschauungen mit einer achtungsvollen Rücksicht, die ihm hie und da verdacht wurde. Der Staatsphilosophie gab er sich mit Eifer hin; insbesondere die Probleme der öffentlichen Erziehung und der sittlichen Hebung des Volkes zogen ihn an. In der Einsicht, daß die Herbeischaffung des baaren Geldes nicht einseitig zu befördern sei, ist er vielen Zeitgenossen voran. Man könnte ihn den deutschen Popularphilosophen beizählen

und insbesondere der Gruppe von Johann Georg Schlosser, dem Schwager Goethe's, anreihen. Seine Darstellung ist kräftig, doch mitunter weitschweifig und bei vieler Wärme ohne Anmuth." Eine Aufzählung seiner zahlreichen Schriften und Schriftchen, die auch vielfach locale Angelegenheiten aller Art betrafen, kann hier unterbleiben; eine vollständige Sammlung derselben dürfte nur die Frankfurter Stadtbibliothek besitzen. Nachdem auch Willemer's zweite Ehe mit Frl. Chiron durch deren Tod gelöst war, verbrachte er die Sommerszeit auf der von ihm gepachteten Gerbermühle bei Oberrad und zog sich nach und nach aus seinem Geschäfte zurück, doch erscheint er noch 1815 als Chef seiner bald darauf eingegangenen Firma. 1800 wurde er in die Oberdirection des Frankfurter Nationaltheaters gewählt und beschäftigte sich jetzt viel, auch litterarisch, mit Theaterfragen; zur gleichen Zeit nahm er die jugendliche Marianne Jung (s. u.) in sein Haus auf, um sie den verderblichen Einflüssen der Bühne zu entziehen; erst am 27. September 1814 führte er sie als dritte Frau heim. In den Jahren 1814 und 1815 trat Goethe in nähere persönliche Beziehungen zur Familie Willemer. Schon bei ihrem Aufenthalte in Frankfurt 1797 hatten Goethe und Christiane Vulpius viel mit Willemer's verkehrt, 1805 und 1808 hatte auch der junge August dort freundliche Aufnahme gefunden und Christiane hatte sich 1808 bei der Uebernahme des Nachlasses der verstorbenen Frau Rath der Unterstützung des geschäftskundigen Freundes bedient; Goethe's Dankbrief dafür vom 5. December 1808 ist das erste schriftliche Denkmal der Freundschaft des Dichters, der W. darin mit „theurer alter Freund" anredet. Der Aufenthalt Goethe's am Rhein und Main 1814 und 1815 bildet den Höhepunkt der Freundschaft beider Männer: in dem gastfreien Hause Willemer's in der Stadt und auf dessen Landsitz Gerbermühle verlebte Goethe in anregender und bedeutender Gesellschaft die schönsten Stunden, die ihn der lange vernachlässigten Vaterstadt wieder näher brachten. Sie haben ihre poetische Verklärung in dem Westöstlichen Divan gefunden, dessen Werden mit Goethe's Aufenthalte auf der Gerbermühle und seinem Verkehre mit Willemer's Gattin Marianne enge verbunden ist. Beider Beziehungen zu Goethe endeten erst mit dessen Tod, wenn auch W. den Dichter nur noch einmal und Marianne ihn nicht mehr gesehen haben. Nach den Befreiungskriegen, an denen auch ein Sohn Willemer's als Freiwilliger theilnahm, wendete dieser sich wieder der Schriftstellerei auf localem und politischen Gebiete zu; in freisinniger Weise trat er für die politische Neugestaltung Deutschlands und Frankfurts ein, für erstere etwa im Sinne von Görres, für letztere auf Seiten der bürgerlichen Anschauung gegen die Ansprüche des reichsstädtischen Patriciates kämpfend. Trotz seiner vielfach angegriffenen politischen Haltung erhielt W. 1816 vom Kaiser von Oesterreich den Adel. Er starb am 19. October 1838. Sein einziger Sohn Abraham (Brammy), geboren 1794, trat nach dem Kriege in preußische Militärdienste und fiel am 19. Juni 1819 im Zweikampf; von den drei Töchtern der ersten Ehe ist die älteste, Rosette, die bedeutendste; vgl. über sie A. D. B. XXXVIII, 92. — Willemer's dritte Gattin Marianne war als Maria Anna Katharina Therese Jung am 20. November 1784 in Linz a. d. Donau geboren; ihr Vater war ein Instrumentenmacher. Schon in früher Jugend brachte sie der Balletmeister Traub zur Bühne; mit dessen Truppe kam sie 1798 nach Frankfurt und spielte auf dem dortigen Nationaltheater kleine Rollen. Als Mitglied der Theaterdirection wurde W. auf sie aufmerksam, nahm sie 1800 in seine Familie auf und ließ sie mit seinen Töchtern erziehen. Aus dieser Zeit stammt auch ihre Bekanntschaft mit Clemens Brentano; eine innige, aber von keiner Seite erklärte Zuneigung verband die beiden jugendlichen Herzen, die später bei aller Verschiedenheit der Naturen in eine warme Freundschaft ausklang. Als Tochter

des Hauses lebte Marianne in Willemer's Familie, bis sie 1814 dessen dritte Gattin wurde. Ihre Vermählung fällt in den ersten Aufenthalt Goethe's in der Familie Willemer. Wie die junge Frau in Liebe und Verehrung sich dem Dichtergreis zuwendete, wie sie ihre schöne poetische Gabe in den Dienst des Freundes als Mitarbeiterin am Westöstlichen Divan stellte, ist seit Herman Grimm's 1869 erfolgter Veröffentlichung und besonders aus Th. Creizenach's trefflichem Buche allgemein bekannt. Ihr reger Briefwechsel mit Goethe endete erst wenige Wochen vor des Dichters Tode. Von ihren Beziehungen zu Goethe hat sie bis zu ihrem Lebensende nur wenig und mit echtem Zartgefühl, von ihrer Betheiligung am Divan fast gar nicht gesprochen. Hochverehrt von ihren Angehörigen und Freunden, vielgefeiert als sinnige Gelegenheitsdichterin überlebte sie den Gatten noch 22 Jahre und starb am 6. Decbr. 1860 in Frankfurt a. M.

Vgl. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika). 2. Aufl., Stuttgart 1878. R. Jung.

Willems: Marcus W., Maler, wurde um das Jahr 1527 in Mecheln geboren. Er wurde, noch sehr jung, Schüler von Michael van Coxcyen dem Aelteren, bei dem er sich zu einem tüchtigen Meister entwickelte. Für die Kathedrale des h. Romuald (St. Rombaud) in Mecheln malte er zwei Bilder: die Enthauptung des Johannes und Judith, die dem Holofernes das Haupt abschlägt. Als Philipp II. am 6. September 1549 seinen Einzug in Mecheln hielt, entwarf er zwei Triumphbogen, auf deren einem er Scenen aus der Geschichte der Dido malte. Außerdem wird uns berichtet, daß W. Zeichnungen für Glasmaler, Decorateure und Teppichmacher entwarf. Er starb im J. 1561.

G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexicon. München 1851. XXI, 500. — E. Neefs, Histoire de la peinture et de la sculpture à Malines. Gand 1876. I, 241, 242. H. A. Lier.

Willenbücher: Johann Peter W., Schulmann und Förderer der altdeutschen Studien, wurde im J. 1748 zu Beerfelden in der Grafschaft Erbach von armen Eltern geboren und bezog, durch Privatunterricht und einjährigen Besuch der Prima des Frankfurter Gymnasiums vorbereitet, 1767 die Universität Halle: hier war er 1769 Senior des theologischen Seminars und genoß den nähern Umgang Semler's, er unterrichtete an den Anstalten des Waisenhauses und las Privatissima in den classischen und orientalischen Sprachen. Sein ganzes weiteres Leben hat W. dann in Brandenburg a. d. Havel zugebracht, wo er seit 1770 als Lehrer der schönen Wissenschaften am Rittercollegium, von 1772—1777 als Rector der Salderischen Schule, von da ab als Rector des neustädtischen Lyceums wirkte. In beiden Rectorämtern hat er eine energische und mehr und mehr von Erfolg belohnte Thätigkeit entfaltet und sich sowol um die Verbesserung der Unterrichtsmethoden wie um die ökonomische Stellung der Lehrer verdient gemacht, sodaß sein Name in der brandenburgischen Schulgeschichte mit Ehren fortlebt. Am 31. August 1794 ist er gestorben. — Außer einer Anzahl von Schulprogrammen, in denen zumeist Fragen der Pädagogik und Didaktik behandelt werden, gab er ein „Magazin für Jünglinge oder Sammlung von prosaischen Aufsätzen, Gedichten und kleinen Schauspielen" (2 Theile, Berlin 1783—1786) heraus und betheiligte sich als Mitherausgeber (mit Kinderling und E. J. Koch) sowie durch Beisteuer einiger culturgeschichtlich interessanter Urkunden aus dem Brandenburger Rathsarchiv an der Schrift „Für deutsche Sprache, Litteratur und Cultur", welche die deutsche Gesellschaft zu Berlin 1794 ihren hochadlichen Gönnern Dalberg, Herzberg, Schlieffen u. s. w. widmete. Durch das Zeugniß Kinderling's im Bragur 6, 127 wissen wir ferner, daß von W. herrührt die anonym erschienene „Praktische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der teutschen Sprache, von

den ältesten Zeiten bis ins 14. Jahrhundert, in einer Folge von Probestükken aus dem Gothischen, Altfränkischen, oder Oberteutschen, Niederteutschen und Angelsächsischen, mit spracherläuternden Uebersezzungen und Anmerkungen" (Lpz. 1789). Man kann dieses Büchlein die erste altdeutsche Chrestomathie für Anfänger und zum Selbstunterrichte nennen. In 12 Abtheilungen gibt W. ausgewählte Stücke aus der althochdeutschen, altniederdeutschen, angelsächsischen und gotischen Prosalitteratur mit Uebersetzung und sehr umfangreichem Commentar. Die gelehrte Leistung ist freilich schwach und steht weit hinter dem zurück, was schon lange vorher Männer wie Dietrich von Stade und Frisch gewußt und gelehrt haben. Eine so plumpe Fälschung wie das „Hilli kroti Woudana" wird mit Andacht vorgeführt und erläutert. Aber die Absicht des Verfassers, wie sie in der Vorrede dargelegt ist, verdient Anerkennung: W. erklärt die Bekanntschaft mit den älteren Sprachzuständen für jeden nothwendig, der die Muttersprache genauer verstehn wolle, er wünscht, daß diese Kenntniß nicht länger auf wenige Specialgelehrte beschränkt bleibe, sondern daß auch Schulmänner, Juristen, Geschichtskundige danach streben mögen, sie sich anzueignen, und er sieht in dem Mangel an „Vestigkeit in der grammatischen Auslegung" das größte Hemmniß für den Fortschritt der altdeutschen Studien.

Beiträge z. Geschichte der Saldria in Brandenburg a. d. H. Festschrift 1889. I, S. 83 (O. Tschirch); dazu briefliche Mittheilungen von Dr. Tschirch aus den (1772—1777 von W. geführten) Annales Saldriae. — Rasmus im Progr. d. Vereinigten Alt- u. Neustädt. Gymnas. zu Brandenburg 1897, S. 35 ff. — Raumer S. 252. Edward Schröder.

Willer: Georg W., ein Augsburger Buchhändler des 16. Jahrhunderts, dem ein bedeutsamer Fortschritt in der Entwicklung des Bücherverkehrs zu danken ist. Er ist es nämlich, der die buchhändlerischen Meßkataloge ins Leben gerufen hat. Bis dahin hatten zwar einzelne Verleger, um ihre Verlagswerke bekannt zu machen, von Zeit zu Zeit Verzeichnisse derselben ausgegeben, wenn es hoch kam, auch Reisende gehalten oder an drittem Ort Niederlagen errichtet. Hiemit wurde aber nur eine sehr beschränkte Anzahl der neu erschienenen Schriften zu weiterer Kenntniß gebracht und dazu noch innerhalb eines beschränkten Gebietes. Darüber hinaus waren die Gelehrten auf das angewiesen, was ihr Buchhändler zufällig von der Frankfurter Messe mitgebracht hatte, oder wovon sie durch ihren Briefwechsel mit Fachgenossen Kunde erhielten. Diese dürftigen Verhältnisse änderten sich mit einem Schlag für die Buchhändler wie für die Gelehrten, als W. anfing, seine Meßkataloge, d. h. Verzeichnisse der zur Frankfurter Messe gebrachten Bücher herauszugeben. Nun war die Bekanntmachung der neu erschienenen Litteratur mit einem Mal vervollständigt, einheitlich gestaltet und geregelt, und nicht nur dies: es ergab sich hieraus naturgemäß auch eine gesteigerte Nachfrage und weiterhin ein Aufschwung des Buchhandels, so bedeutend nach innen und außen, daß von da an ein neuer Abschnitt in der Geschichte desselben datirt. Zum ersten Mal gab W. seinen Meßkatalog in der Frankfurter Herbstmesse von 1564 heraus; von da ab ließ er jede Fasten- und Herbstmesse (nur die Fastenmesse von 1566 und 1567 macht eine Ausnahme) einen solchen erscheinen bis zu seinem Tod. Auch nachher noch wurde diese Veröffentlichung von seinen Söhnen fortgesetzt und noch aus dem Jahr 1627 kennt man einen Willer'schen Meßkatalog. Inzwischen war derselbe nicht nur von andern nachgeahmt worden, es waren ihm auch amtliche Verzeichnisse ähnlicher Art an die Seite getreten. Eine Zusammenfassung aber aller bis Frühjahr 1592 erschienenen Willer'schen Kataloge gab in letzterem Jahr Nicolaus Basse in Frankfurt heraus. Mit seinen Verzeichnissen wollte W. zunächst nur die Zwecke seines Geschäftes fördern; darum enthielten dieselben meist

nur Bücher, die bei ihm zu haben waren. Wenn sie aber doch gleichzeitig den größten Theil der zur Messe gebrachten Schriften umfaßten, so setzt dies einen großen Umfang des Willer'schen Geschäftes voraus. In der That tritt uns denn ein solcher auch sonst entgegen. In allen veröffentlichten Rechnungsbüchern von gleichzeitigen Buchhändlern kommt sein Name vor, in dem von Feyerabend in Frankfurt mit weitaus den größten Summen. Niederlagen hatte er sowol in Tübingen als in Wien und sicher auch noch an manchem andern Orte; mit Wien war sein Verkehr so bedeutend, daß er jede Woche einen eigenen Boten dorthin gehen ließ. Er war mit einem Wort ein Großsortimenter, wie es deren damals in Deutschland wenige gab. Viel unbedeutender war im Vergleich zum Bücherhandel Willer's Verlag. Doch fehlt derselbe nicht ganz. Als Marke hätte er dabei nach der Wiedergabe bei Lempertz das Bild einer Fichte gebraucht, um deren Stamm sich ein Spruchband schlingt mit der Aufschrift: Honos erit huic quoque pomo; doch muß hier eine Verwechslung bei Lempertz vorliegen, denn dieselbe Marke kommt auf den Werken des Welser'schen Verlagsgeschäftes ad insigne pinus vor und zwei Geschäfte haben sie sicher nicht gleichzeitig gebraucht. Die ersten Anfänge von Willer's bedeutendem Geschäft haben wir nicht festzustellen vermocht. Sie fallen ohne Zweifel noch vor 1550; im Jahre 1557 erscheint das Geschäft jedenfalls bereits in Blüthe. Was den Mann selbst betrifft, so ergibt sich aus der Unterschrift eines Bildes von ihm, das Lempertz mittheilt nach einem Stich von Alexander Mair, daß er 1592 im 77. Lebensjahre stand, also 1514 oder 1515 geboren ist. Er wird Bürger von Augsburg genannt und stammte auch dorther. Wenn Mezger (Augsburgs älteste Druckdenkmale, 1840, S. 10 f.) ihn zu einem Dr. Willer und damit zu einem akademisch gebildeten Manne macht, so beruht dies nachweislich auf einem Mißverständniß (sein Sohn Elias dagegen, gleichfalls Buchhändler, kommt unter den Heidelberger Immatriculirten des Jahres 1576 vor). Sein Tod muß 1593 oder 1594 erfolgt sein; in ersterem Jahre ist er noch selbst, im letzteren ist seine Wittwe im Steuerbuche eingetragen. Seine Söhne Elias und Georg setzten das Geschäft fort, zunächst gemeinsam, bis 1598 ersterer einen Antheil am Feyerabend'schen Geschäft in Frankfurt kaufte, allerdings um später wieder nach Augsburg zurückzukehren. Hier führte inzwischen Georg W. für sich die Buchhandlung weiter, wobei nun auch der Verlag eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Nach seinem Tod, 1631 oder 1632, verschwindet der Name W. aus den Meßkatalogen.

Vgl. Schwetschke, Codex nundinarius, 1850, S. IX ff., 8 ff. — Kirchhoff, Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Bdchn. 2, 1853, S. 24 ff. — Lempertz, Bilder-Hefte zur Geschichte des Bücherhandels. Jahrg. 1860, Taf. I. — Geschichte des Deutschen Buchhandels. Bd. 1, 1886 (siehe Register). — Archiv f. Frankfurts Geschichte. N. F. Bd. 7, 1881 (= Pallmann, S. Feyerabend, s. Register). — Briefliche Mittheilungen von Stadtarchivar Dr. Buff in Augsburg. K. Steiff.

Willers: Ernst W., Landschaftsmaler, geboren zu Vegesack (Oldenburg) am 11. Februar 1802 als der Sohn eines Gastwirths, trat erst bei einem Stubenmaler in die Lehre, dann beim Decorationsmaler Pose zu Düsseldorf in Arbeit. Infolge davon bemalte er eine Zimmerwand im väterlichen Hause mit einer Landschaft, wozu vermuthlich die majestätischen Riesenbäume in den heimatlichen Eichenwäldern von Neuenburg und Hasbruch Anregung und Vorbild gaben. Unterstützt vom Großherzog Peter ging W. 1824 nach Dresden zu Dahl, dann unternahm er verschiedene Ausflüge in die bairischen Alpen, welche er von der Zugspitze bis zum Königssee durchstreifte und längere Zeit zu München verweilte, wo er schon zu Anfang der dreißiger Jahre eines guten Namens sich erfreute. Mächtig förderte ihn eine Reise nach Italien (1835); hier sammelte

er eine große Anzahl von Zeichnungen und erntete mit seinen Aquarellen vielen Beifall. Insbesondere erregte 1838 in Rom eine große „Ansicht der Umgebung von Olevano", durch die meisterhafte Durchführung eine ungewöhnliche Ueberraschung und Aufmerksamkeit. Im Beginn der vierziger Jahre (ein Biograph verlegt Willers' griechische Reise auf 1857 und 58; das scheint aber nicht zutreffend, da Willers' „Athen" schon 1845 in Rom ausgestellt war) ging W. nach Griechenland, welches er nach allen Richtungen bereiste, einen wahren Schatz der anziehendsten Studien einheimsend, in denen ebenso die an schönen Linien reiche Landschaft als auch die frischen Scenen aus dem Volksleben nebst der trümmerreichen Architektur mit gleicher Trefflichkeit und großartigster Poesie behandelt waren. W. besuchte sodann Sicilien, wo die mächtigen Ueberreste der altgriechischen Bauwerke seinen Blick fesselten, doch gewann die Landschaft mit ihrer idyllischen oder hochdramatischen Stimmung bald wieder die Oberhand. Nächst seinem vorgenannten „Athen" machte 1846 ein umfangreiches Gemälde mit einem prächtigen Pinienwalde, mit weiter Fernsicht auf das Meer und eine sanfte Gebirgskette, großes Aufsehen und trug den Ruhm des Malers weit über die Alpen und in seine Heimath, von wo in anerkennendster Weise seine Bestallung zum oldenburgischen Hofmaler erfolgte. Damals erschien auch eine eigene Schrift über W. von Hermann Hettner (mit Vorwort von Stahr, Oldenburg 1846, abgedruckt in H. Hettner, Kleine Schriften, Braunschweig 1884, S. 287—311), welche bei äußerster Dürftigkeit an biographischen Detail doch eine treffliche Charakteristik des Künstlers und ein inniges Verständniß seiner Schöpfungen enthält. W. war eine kerngesunde echt friesische Natur, die alles Krankhafte, Süßliche und Moderne entschieden ablehnte. Den Grundzug aller seiner Dichtungen bildete, wie bei Fr. Preller, eine aus den gründlichsten Studien und Kenntnissen herausgearbeitete ideale Natur. Sein eigenstes Gebiet war die sogenannte historische Landschaft, die er im grandiosen Sinne eines Poussin und Claude Lorrain cultivirte. Ein imposanter Ernst spricht aus allen seinen Schöpfungen, auch in seinen friedlichen Stimmungen blieb er immer gemessen und feierlich. Ebenso war er aber auch Meister des Sturmes, des furchtbaren, wipfelbeugenden, walddurchfegenden Elements, des tobend aufbrausenden Wassers, der rasenden See. Aber niemals überschritt dieses Gewaltige, Ungestüme seiner Darstellungen das innige Gleichmaß von plastischer Bestimmtheit, Wahrheit und Formenschönheit. Seine Individualität offenbarte sich aber noch innerhalb allerlei anderen Grenzen. Die eigentliche Alpennatur fesselte ihn überhaupt nur wenig, ja das unruhige Spitzen- und Zackengewimmel derselben war seinem innersten Wesen geradezu widersprechend. Ebenso wenig befriedigten ihn die burgengekrönten Hügelketten des Rheines oder der Mosel, auch nicht das Tannendunkel der Harz- und Schwarzwaldberge. In Norddeutschland bildete einzig die heimathliche Eichenherrlichkeit seine Freude. Keiner hat ihn darin übertroffen. Hier machte er unermüdlich große Bleistiftstudien, in welchen er mit völliger Verzichtleistung auf die Wirkung der Laubpartien, dem Rindenpanzer der Riesenstämme und Aeste mit allen Furchen, Knorren und Astlöchern seine eingehende Aufmerksamkeit und minutiöseste Durchdringung zuwendete. Auch die vielbeliebte Auffassung der italischen Landschaften mit dem „ewig blauen Himmel" und den rosig umhauchten Bergen, den Orangen- und Myrtenhainen verschmähte W. gründlich; ebenso wenig stand die Schönheit der oberitalischen Seen bei ihm in Gunst, noch weniger die weiche, üppig-süße Landschaft am Golf von Neapel. Aber Rom und die Campagna, das Albaner- und Sabinergebirge, die Felsennester wie Civitella (1842) und Olevano, nebenbei auch etwas mit Räuberromantik staffirt, nicht zu vergessen die „Grotte der Egeria" (1849, in Weimar), welche ihn zu seinem großartigsten, herrlichsten, wie auch räumlich größten Bilde begeisterte. Zum höchsten Können

gelangte Willers' Kunst durch seine griechischen Landschaften. Die köstliche Feinheit, womit er die reiche, wundervolle Bodenplastik wiedergibt; die durchsichtige Klarheit der Lüfte und weitesten Fernen; die stille, ernste Größe und vor allem der tief elegische Hauch, der rings über der sonnenverbrannten und baumlosen Oede liegt: diese Vorzüge verleihen seinen Bildern einen eigenen, vornehmen Reiz, unter welchen hier nur „Akrokorinth", die „Akropolis", der „Piräus" genannt werden. Obwol mächtig der Farbe, wie Wenige seiner Art, machte W. davon nicht weiteren Gebrauch als ihm, mit kluger Berechnung und haushälterischer Sparsamkeit der Effecte, gerade nur nothwendig däuchte. — Die volle Grandiosität seiner gestaltungsreichen Phantasie documentirte W. mit besonderer Vorliebe in Kohlenzeichnungen und Cartons, die er zu seines Herzens eigener Erbauung ausführte, ohne Bestellung und ohne besondere Aussicht auf eine solche. Er war eben durchweg Dichter und Künstler, und die Ausübung seiner Gaben bot ihm genug beseeligenden Lohn; Ansprüche an das Leben machte er wenige und seine Bedürfnisse waren gering und bescheiden. Seine Oelbilder hatten immer Freunde und Absatz; selten fand er sich veranlaßt einem Kunstverein etwas Uebriges anzubieten. Auch mit der Ausstellung dieser langsam gereiften und immer ganz durchgebildeten Werke hielt er gerne zurück, nur bisweilen, gleichsam als Beweis, daß neben den landläufigen Richtungen auch noch Heil zu finden und die Träger eines idealen Princips nicht ausgestorben seien, ließ er dann, am liebsten in den damaligen Sommerausstellungen der Münchener Künstlergenossenschaft, einen Cyclus los. Nach seiner 1858 erfolgten Rückkehr aus Italien, woselbst der nachmalige Dichter Jos. Victor Scheffel als angehender Landschaftsmaler seine Zuflucht zu W. genommen hatte und im Frühlinge 1852 unter seiner Leitung zu Albano im Studienmalen und Componiren sich versuchte (vgl. A. Ruhemann, J. V. v. Scheffel, 1887, S. 127 ff.), nahm W. seinen bleibenden Wohnsitz zu München, wo er sich in behaglicher Stille einspann, nur der Ausübung seiner Kunst zugewendet. W. gehörte zu den Glücklichen, die im Bewußtsein ihres Werthes und der Richtigkeit des von ihm gefundenen Weges ihre eigene Bahn wandeln, mit liebenswürdiger Bescheidenheit sich niemals überheben, jedes ehrliche Streben achten, jede anmaßliche Aufdringlichkeit aber spurlos abschütteln und vornehm zu übersehen wissen. Der erste Eindruck bei persönlicher Berührung war nicht anziehend und gewinnend. Seine ernste Erscheinung, mit dem schönen feingeschnittnen, langbärtigen und kurzhaarigen Haupte, war fesselnd und achtunggebietend; die Rede wortkarg und beinahe knurrig. Erst bei weiterer Berührung und wenn das Gefühl des Verstandenseins aus dem sonst stechenden Auge blitzte und seelenvoll aufleuchtete, dann that sich allmählich der ganze Mann auf und gewährte den Einblick in ein warmes, unendlich klares und anziehendes Gemüth. Sein Porträt hat Rahl 1857 gemalt und Grützner in seinem „Jägerlatein" zu dem alten Förster benützt, der mit innigem Vergnügen den classischen Schnurren zuhört, womit ein grüngeröckelter nagelschuhiger Jünger Nimrods eine gemischte Gesellschaft erlustigt. W. erlag am 1. Mai 1880 einer Lungenentzündung. Ein Bruder von ihm, welcher zu Oldenburg nach derselben Richtung der Kunst oblag, war schon früher gestorben. Beide theilten eine überraschende Aehnlichkeit, welche zu einer Komödie der Irrungen leicht Anlaß gegeben hätte.

Vgl. Raczynski III, 366. — Nagler 1851. XXI, 501. — Seubert 1879. III, 589. — Nekrolog in Nr. 137 d. Allgem. Ztg., 16. Mai 1880 und in Lützow's Zeitschrift 1880. XV, 545. — A. Fitger in Nr. 11973 d. Weser-Zeitung, Bremen 9. Mai 1880. — Kunst-Vereins-Bericht f. 1880, S. 61. — Gf. Schack, Meine Gemäldesammlung 1881, S. 208 ff. — Eine Ausstellung seiner Bilder, Skizzen, Kohlenzeichnungen u. Aquarelle erfolgte in München (1880), Wien, Oldenburg, Berlin (1881) u.s.w. Hyac. Holland.

Willibald, erster Bischof von Eichstätt. Von ihm sind fünf verschiedene Lebensbeschreibungen überliefert, wovon aber nur jene geschichtlichen Werth besitzt, welche von einer ungenannten angelsächsischen, mit ihm selbst verwandten Nonne in Heidenheim stammt. Diese beruft sich bei der Beschreibung der Orientreise auf die eigene Erzählung des Heiligen, welche derselbe auf ihre Bitte hin am Vorabend der Sonnenwende, am Dienstag den 23. Juni (778) machte. (Vergl. die neueste und beste Ausgabe von Holder-Egger in Mon. Germ. hist., Script. XV, 1, 80—117, sowie die Litteraturangaben bei Potthast, Wegweiser, 2. Aufl. 1637—1638.)

W. wurde um 700 in England geboren, da er bei der Bischofsweihe im October (741) gerade 41 Jahre alt war. Er hatte einen Bruder Wynnebald (Wunibald), der am 18. December 761 als erster Abt von Heidenheim starb. Einen dritten Bruder, dessen Name nicht überliefert ist, brachte später (um 728) Wynnebald mit sich nach Rom. Auch eine Schwester Walburgis wird genannt, welche am 25. Februar 779 starb. Diese heiligen Geschwisterte waren mit dem hl. Bonifatius blutsverwandt und unterstützten ihn in seinem Apostolate in Deutschland.

W. zeichnete sich durch geistige Begabung und Thatkraft besonders aus. Im Alter von drei Jahren verfiel er in eine schwere Krankheit, wobei die Eltern ihn dem klösterlichen Leben zu widmen gelobten. Mit fünf Jahren übergaben sie ihn deshalb einem gewissen Theodred, der ihn ins Kloster Waldheim (Waltham, Hampshire, ö. Southampton) zu Abt Egwald brachte. Hier wuchs W. heran und bildete sich zu einem willensstarken, gottbegeisterten und frommen Mönche aus. Im Alter von 20 Jahren faßte er den Entschluß zu einer Pilgerfahrt nach Rom und wußte alle Hindernisse in beredter Weise zu besiegen. Auch seinen damals neunzehnjährigen Bruder Wynnebald wußte er dazu zu bewegen wie auch endlich trotz aller Bedenken und Gegenvorstellungen den alten Vater, den spätere Quellen Richard nennen. So setzten sie im Frühsommer 720 von Southampton nach Rouen über, durchquerten unter Besuch verschiedener Heiligthümer Frankreich und Oberitalien. In Lucca erkrankte und starb der Vater, dessen Ueberreste in der Kirche des h. Priscianus beigesetzt wurden. Zu Martini desselben Jahres (11. Novbr. 720) langten sie in Rom an. Beide Brüder traten hier in ein Kloster ein und lebten in klösterlicher Zucht, doch beide erkrankten vorübergehend in der heißen Sommerzeit. Nach drei Jahren, zu Ostern (28. März) 723, trat W. mit zwei Begleitern eine Pilgerfahrt ins hl. Land Palästina an, während sein Bruder in Rom zurückblieb. Nach siebenjährigen Kreuz- und Querfahrten, auf welchen er gleich anfänglich in Syrien auf kurze Zeit in Gefangenschaft gerieth, dann vier Mal längere Zeit in Jerusalem weilte, einmal durch zwei Monate das Augenlicht verlor, sonst einmal erkrankte —, kam er im Herbste 729 nach Italien zurück, worauf er von Neapel aus nach Montecassino pilgerte und sich dort unter Abt Petronax ins Kloster aufnehmen ließ. Da verblieb er zehn Jahre lang, bis zum Herbste 739, indem er ein Jahr die Stelle eines Sacristans, dann ein Jahr die eines Decans, endlich acht Jahre die eines Pförtners (vier Jahre im oberen Kloster und vier Jahre im unteren am reißenden Flusse) versah. Nach Ablauf dieser Zeit erbat ihn ein spanischer Priestergast als Reisebegleiter nach Rom, wo sie am Feste des hl. Andreas (30. Novbr.) 739 anlangten, da er nach Angabe der Nonne 17 Jahre (Frühjahr 723 bis Herbst 739) von Rom abwesend gewesen war.

Während dem war sein Vetter Bonifatius, mit der Mission in Deutschland, zumal in Franken, Thüringen und Baiern, beschäftigt gewesen. Noch unter Herzog Hugbert († vor dem 1. Nov. 735 — vgl. Hundt in Abhandlungen der k. b. Akademie, III. Cl., XII, 168 u. das Regest S. 194, Nr. 1), also schon

734 oder 735 visitirte er im päpstlichen Auftrage die kirchlichen Verhältnisse in Baiern und begab sich darauf (wahrscheinlich wol schon 735 statt 739, vgl. Seefried, Chronologia Willibaldina I, 2 ff. Sep.-Abdruck aus den Beilagen der „Augsburger Postzeitung": I, 1893, Nr. 49—52, II, 1895, Nr. 36—38) zum dritten und letzten Mal nach Rom, um persönlich Bericht zu erstatten und neue Missionäre anzuwerben. Er blieb diesmal fast ein ganzes Jahr in Rom. Auf dem Rückweg hielt er sich am langobardischen Hofe und an dem bairischen des Herzogs Odilo längere Zeit auf, wo er im päpstlichen Auftrage und im Einverständnisse mit dem Herzog die Organisation der kirchlichen Verhältnisse allmählich durchführte und das Land in Diöcesansprengel theilte, etwa 736/737, jedenfalls vor October 739. (Siehe Vita s. Bonifatii cap. 28 [Mon. Germ. hist., Script. II, 346].)

Auf der Romreise suchte Bonifatius neue Mitarbeiter für die deutsche Mission zu gewinnen. Unter andern folgte ihm Wynnebald mit einer Schar anderer Freunde, der, nachdem er Priester geworden war, einen Seelsorgsposten in Thüringen erhielt, von wo aus er sieben Kirchen zu versehen hatte. Am 29. October 739 beantwortete Papst Gregor III. den Bericht des hl. Bonifatius (Mon. Germ. hist., Epistolae III, 293). Als dann einen Monat später W. nach Rom kam und der Papst dies erfuhr, ließ er ihn rufen und sagte ihm, wie Bonifatius ihn zum Mitarbeiter anwerben wollte, worauf er ihn mahnte, dem Rufe Folge zu geben. W. glaubte nun zunächst erst die Erlaubniß des Abtes einholen zu müssen, doch der Papst bedeutete ihm, daß solches nicht mehr nöthig sei, wenn er selbst ihn zur Mission auffordere. So trat W. zu Ostern (740) die Reise nach Deutschland an. Er besuchte das Grab des Vaters in Lucca und nach einem Besuche am langobardischen Hofe zu Pavia (Ticinä) kam er über Brescia (Prixa) an den Gardasee (Cartha), hierauf zu Herzog Odilo nach Baiern, bei dem er eine Woche blieb; hierauf verweilte er ebenfalls eine Woche beim Grafen Suitger und dann gingen beide zu Bonifatius nach Lindhart (bei Mallersdorf in Niederbaiern, nach Seefried I, 22 Lindenhardt bei Pegnitz in Oberfranken). Bonifatius war über Willibald's Ankunft hoch erfreut und schickte beide nach Eichstätt, wo Suitger für Bonifatius Schenkungen gemacht hatte. Diese Gegend sollte sich W. ansehen, ob sie ihm zur Niederlassung tauglich scheine. Dieselbe war damals noch verwüstet und nur eine kleine Marienkirche befand sich dort. W. und Suitger blieben hier einige Zeit, suchten dann wieder Bonifatius in Freising auf und kehrten mit ihm nach Eichstätt zurück, wo nun W. zum Priester geweiht wurde, am 22. Juli, dem Tage des hl. Apollinaris und der hl. Maria Magdalena (740). Nach einem Jahre berief Bonifatius W. zu sich nach Thüringen, wo dieser bei seinem Bruder Wynnebald Wohnung nahm, der ihn schon $8^1/_2$(!) Jahre, nämlich seit der Abreise von Rom (723) nicht mehr gesehen hatte. Hier in Thüringen zu Sülzenbrücken (Sulzeprucge, bei Ichtershausen, s. Erfurt) wurde W., damals gerade 41 Jahre alt, im Herbst, drei Wochen vor Martini im Beisein der Bischöfe Burchard von Würzburg und Wizo von Buraburg, die beide kurz zuvor zu Bischöfen bestellt worden waren, zum Bischofe geweiht. Leider bezeichnet die Biographie hier nicht hinreichend genau das Jahr. Die gewöhnliche Annahme ist nun, daß W. am 22. Juli 740 zum Priester und im October 741 zum Bischofe geweiht worden sei, zumal er an der ostfränkischen (ersten deutschen) Synode am 21. April 742 schon als Bischof theilnahm. Andere wollen die Bischofsweihe auf October 742 oder 743 ansetzen, wobei zu bemerken ist, daß im letzteren Falle obige Angabe von $8^1/_2$ Jahren die natürlichste Erklärung fände, da Wynnebald vor seinem Abgange aus Rom W. noch in Montecassino

besucht haben dürfte, ohne daß die Lebensbeschreiberin davon Erwähnung macht. Da aber das Datum der Synode schon in der Vatican. Hs. des 8. Jahrhdts. überliefert ist (vgl. Böhmer-Mühlbacher, Karol. Regesten 19 Nr. 44), und daher die Synode nicht auf ein späteres Datum zurückgeschoben werden kann und auch kein anderer Bischof mit dem Namen Willibald aufzufinden ist, so wird man wol bei der Annahme verbleiben müssen, daß W. schon 741 Bischof wurde. (Vgl. dagegen die Ausführungen von Seefried a. a. O. und die Einwendungen Dünzelmann's in Forschungen zur deutschen Geschichte XIII, 4 ff., welche durch Loofs, Zur Chronologie S. 9 ff. neuerdings aufgenommen und scharfsinnig begründet, doch durch A. Hauck's Antwort in Kirchengeschichte Deutschlands I, 474 Anm. 2 wieder entkräftet wurden.)

Acht Tage nach der Bischofsweihe kehrte W. nach Eichstätt zurück, begann daselbst die Erbauung eines Klosters sammt einer großen Kirche und führte die Lebensweise von St. Benedict auf Montecassino ein. Ueber das fernere Leben und Wirken sind wir leider sehr ungenügend unterrichtet. Die Nonne fügt der Lebensbeschreibung nur noch bei, daß die Leute der Umgebung von weit und breit W. zuliefen, um auf seine salbungsvollen Predigten zu lauschen. Und aus der Lebensgeschichte seines Bruders Wynnebald erfahren wir noch, daß sich dieser nach einigen Jahren noch unter Herzog Odilo, also vor 748 ebenfalls vorübergehend nach Baiern zog und zuerst in 'Nordfiluse', also an der Vils niederließ. Drei Jahre später ging er zu Bonifatius nach Mainz und ließ sich in die dortige Geistlichkeit aufnehmen. Doch er wünschte sich bald das klösterliche Leben zurück, begab sich wieder nach Eichstätt und begann mit Bischof W. die Gründung des Klosters Heidenheim zwischen der Altmühl und Wörnitz (750—751), dem hierauf Wynnebald bis zu seinem Tode am 18. December 761 vorstand. W. wohnte 762 der Synode von Attigny bei, wo er das Privileg K. Pippin's für Fulda (Böhmer-Mühlbacher 31 Nr. 70) unterfertigte und an der berühmten Gebetsverbrüderung theilnahm (Mon. Germ. hist., Leges I, 30). Auch mit dem Kathedralkloster St. Peter in Salzburg schloß er eine solche Verbrüderung ab. (Siehe Th. G. v. Karajan, Verbrüderungsbuch, S. 70 Nr. 16 und Einleitung S. XLII.) Zur Leitung des Klosters Heidenheim berief W. nach dem Tode Wynnebald's ihre Schwester Walburgis, welche um 728 nach Deutschland kam und in Bischofsheim die klösterliche Profeß ablegte. Diese erbaute alsbald bei Heidenheim auch ein Nonnenkloster und ließ 777 die Ueberreste Wynnebald's aus dem Grabe erheben. Am 24. September 778 wurde die neue Kirche geweiht und in der Gruft derselben Wynnebald's Gebeine beigesetzt; wenige Monate später wurden auch die irdischen Ueberreste der am 25. Februar 779 verstorbenen Walburgis in derselben Gruft beerdigt.

Außer dem Doppelkloster Heidenheim entstand während der Regierung Willibald's noch das Kloster Solenhofen, während Hasen- oder Herrenried, dann Gunzenhausen und Monheim, wie auch das räthselhafte St. Sebaldusstift in Nürnberg etwas späteren Ursprungs sein dürften. (Siehe Rettberg, KG. II, 360—363; Hauck, KG. I, 493 Anm. 4.)

Aus der Spätzeit Willibald's erfahren wir noch, daß er am 25. März 783 der Schenkungsurkunde der Aebtissin Enchiltis von Milz (Milize) sein Siegel aufdrückte, sowie daß er noch 785 und 786 Seelgeräthsvergabungen nach Fulda machte. (Schannat, Corp. trad. Fulden. No. CXL und LXXVIII, sowie 311 No. 81. Vgl. dazu Eckhart, Franc. orient. I, 703—704.) Ums Jahr 785 assistirte W. auch noch bei der Weihe Bernwelf's zum neuen Bischof in Würzburg. (Vita Burchardi in Mon. Germ. hist., Script. XV, 60. Vgl. dazu Hauck, KG. II, 309.) Durch diese Zeugnisse ist zweifellos sicher gestellt, daß die Zeitangaben bei Gundechar (Mon. Germ. hist., Script. VII, 245) ganz

unbeglaubigte Aufstellungen des 11. Jahrhunderts sind, denn W. kann nicht schon 781 oder gar 779 gestorben sein und muß statt 77 wol 85 oder 86 Jahre alt geworden und statt nur 36 wol 45 Jahre Bischof gewesen sein. Er starb nach alter Ueberlieferung am 7. Juli und zwar höchstwahrscheinlich 786 oder 787, womit auch ganz stimmt, daß der erste Schreiber des 784 angelegten Verbrüderungsbuches von St. Peter seinen Namen erst nachträglich der Reihe der verstorbenen Bischöfe angefügt hat. (Mon. Germ. hist., Necrol. II, 1, 26, col. 63.)

Hauthaler.

Willibert, Erzbischof von Köln (870—889). Als nach König Lothar's Tode im J. 869 seine Oheime Karl und Ludwig sich um Lothringen stritten, war die Neubesetzung des durch die Wirren der 60er Jahre arg betroffenen Kölner Bischofssitzes eine der wichtigsten Fragen. Durch sein rasches Eingreifen war hierbei Ludwig der Deutsche im Vortheil. Sein Candidat, der einem angesehenen Geschlechte entstammende Kölner Cleriker W., ging aus der durch Erzbischof Liutbert von Mainz in Deutz auf Ludwig's Betreiben veranstalteten Wahl am 7. Januar 870 hervor. Noch am selben Tage erhielt W. die Bischofsweihe. Auch durch seinen abgesetzten Vorgänger Gunthar wurde er anerkannt, obwol dessen Neffe Hilduin schon von Bischof Franko von Lüttich im Auftrage des westfränkischen Königs Karl für Köln geweiht worden war. König Ludwig wandte sich alsbald an den Papst Hadrian, sowie an Kaiser Ludwig II. und die Kaiserin Engelberta, um die Bestätigung Willibert's zu erlangen, der als ein Mann aus guter Familie geschildert wird, ausgezeichnet durch strengen Wandel und beredte Predigt. Der Papst behielt sich aber die Anerkennung vor, bis sich W. in Rom persönlich gestellt habe, und seine Wahl, die dem Papste voreilig und präjudizirlich erschien, geprüft sei. Auf diesem ablehnenden Standpunkte verblieb Hadrian bis zu seinem Tode, obwol sich auch Clerus und Gemeinde von Köln in dringenden Fürschreiben für W. verwandten, und W. selbst durch ein nach Rom übersandtes Glaubensbekenntniß seine Rechtgläubigkeit zu erweisen versuchte. Ebenso weigerte die Synode zu Douzy 871 W. die Anerkennung. Die Gegenintriguen, welche König Karl anzettelte, übten ihre Wirkung auch bei Hadrian's Nachfolger Johann VIII., der sich anfänglich gegen die Bestätigung sträubte und erst im J. 874, nachdem inzwischen 873 Gunthar gestorben war, W. das Pallium übersandte.

Noch im Jahre vor Willibert's Wahl wurde in Köln eine Synode abgehalten, an der sich W. in seiner Eigenschaft als Bischof trotz der päpstlichen Nichtbestätigung betheiligte, und ebenso im J. 873 eine von W. selbst berufene Provinzialsynode, bei welcher die Einweihung des Domes wiederholt und die Vermögensauseinandersetzung zwischen der Domkirche und den Secundarkirchen bestätigt wurde. Erzbischof W. blieb der Vertrauensmann Ludwig's des Deutschen. Im Juli 876 ging er als dessen Gesandter zusammen mit den Grafen Adelhard und Meingaud nach Ponthion zur Synode, wo er von König Karl den Erbantheil seines Herrn am Reiche Kaiser Ludwig's forderte. Nothgedrungen mußte er nach seines Königs baldigem Tode Karl dem Kahlen folgen, als dieser sich gegen den Meersener Vertrag Lothringens bemächtigte und auch seine Metropole besetzte; aber er mahnte ihn mit ernsten Worten von einem Ueberfall seines Neffen Ludwig des Jüngeren ab, da dieser nur den Frieden begehre. Als seine Worte keinen Erfolg hatten, sandte W. schleunig den Priester Hartwig zur Warnung an Ludwig, worauf dieser den Sieg bei Andernach erfocht.

Als sodann die Normannenstürme durch Lothringen brausten, wurden Willibert's Diöcese und sein Bischofssitz besonders hart mitgenommen. Im Winter 881 auf 882 wurde Köln zerstört. W. wandte sich zur Flucht nach Mainz.

Die Einfälle wiederholten sich, da Karl III. keinen Widerstand leistete. Als dieser den ostfränkischen Grafen Heinrich nach Friesland zum Seekönige Gottfried sandte, schloß sich ihm in Köln W. an, dessen ehrwürdige Persönlichkeit vorzüglich geeignet erschien, den Betrug, von dem W. ohne Zweifel keine Ahnung hatte, zu bemänteln. W. nahm an den Verhandlungen theil, die in der Nähe von Cleve gepflogen wurden, blieb aber der gewaltthätigen Ermordung Gottfried's fern, welche die Festsetzung des Raubvolkes an der Rheinmündung vereitelte.

Mehrfach nahm W. an den Synoden theil. Von den Kölner Synoden der Jahre 870 und 873 war bereits oben die Rede. Im J. 878 ward er von Papst Johann VIII. zur Synode nach Troyes geladen. Am 1. April 887 hielt er selbst eine Kölner Provinzialsynode ab. Im Juni 888 betheiligte er sich an dem ersten allgemeinen Reformconcil der deutschen Geistlichkeit unter König Arnulf, welches u. a. die sämmtlichen Privilegien der Klöster Korvei und Herford bestätigte gegen den Protest des Bischofs Egilmar von Osnabrück, der über die Entziehung des Zehnten klagte. W. war der Vorsitzende eines Gerichtes von neun Bischöfen, welches die Beschwerden des Osnabrücker Bischofs zurückwies, wogegen dieser allerdings Recurs beim Papste ergriff. Bald darauf starb W. am 11. September 889 nach 19jährigem durch die wirren Zeitverhältnisse sehr beeinträchtigten Pontificate. Im Dome fand er seine Ruhestätte.

Ennen, Geschichte I, 209 ff. — Ley, Die kölnische Kirchengeschichte I, 109—111. — Hegel, in Dtsche. Städtechron. XIV, CCXLIX ff. — Dümmler, Geschichte d. ostfränkischen Reiches II², 292 ff.; III², 35 ff. — Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, S. 544 ff. (passim).

Keussen.

Willibrord, der Stifter des Bisthums Utrecht, wurde 657 oder 658 in Northumberland geboren und starb 81 Jahre alt am 6. November 738, vielleicht 739. Sein Vater war ein sehr frommer Mann Namens Wilgils, wie ihn Alcuin nennt, der aus seiner Familie stammte und dem von ihm gestifteten Klösterlein vorstand. Seinen Sohn W. übergab er schon als kleines Kind dem Kloster Ripon, wo er unter Wilfrid's Leitung erwuchs und mit 20 Jahren Mönch wurde. Dann führte ihn der seinen Landsleuten eigene, halb ascetische, halb wissensdurstige Wandertrieb nach Irland in das unter Egbert blühende Kloster Rathmelsigi (später Melfont), von wo die Bekehrung Frieslands erstrebt wurde; vergeblich hatte Wigbert dort zwei Jahre sich bemüht, aber Pippin's Sieg über Radbod 689 eröffnete bessere Aussichten. Egbert, der durch andere Pflichten verhindert wurde, schickte 690 W. mit elf Gefährten aus, der sich sofort zu Pippin begab und von diesem mit Schutzbriefen ausgerüstet wurde; dann reiste er, nachdem er von Radbod die Erlaubniß zur Predigt erhalten hatte, nach Rom, um vom Papst Sergius I. (687—701) die Vollmacht zur Mission und Reliquien zur Einweihung von Altären und Kirchen zu erhalten; das erzählt nur Beda, aber es entspricht durchaus der Gewohnheit dieser Angelsachsen. Als seine Wirksamkeit Erfolg hatte, schickte ihn Pippin mit Zustimmung seiner Gefährten wieder nach Rom, wo er nun nach seiner eigenen Aufzeichnung am 22. November 695 die Bischofsweihe erhielt mit dem Namen Clemens, der aber wenig gebräuchlich wurde. Als Sitz des Bisthums wurde ihm Utrecht zugewiesen, aber Radbod erwies sich als halsstarrig. Deshalb begab er sich zu einem Dänenkönig Ongend, den man an der Grenze der Dänen und Friesen vermuthet, ebenso vergeblich, doch brachte er von da 30 Knaben mit. Heimkehrend landete er an der heiligen Insel Fosetisland (Helgoland), wo er die heiligen Rinder schlachtete und im heiligen Quell Knaben taufte. Kaum entging er der Todesstrafe, welcher einer seiner Gefährten nach der Entscheidung des Looses verfiel, und Radbod schickte ihn fort. In die Folgezeit fällt die

Stiftung des Klosters Echternach, wozu ihm Dagobert's Tochter Irmina 698 und später Pippin die Grundstücke schenkten; noch viele andere Schenkungen strömten ihm zu und sein persönlicher Einfluß muß sehr bedeutend gewesen sein; auch der Herzog Heden von Thüringen stiftete auf seinen Rath das Kloster Hamelburg und gab ihm ansehnlichen Grundbesitz. Endlich eröffneten auch die Siege Karl Martell's und der Tod Radbod's 719 günstigere Aussichten für Utrecht, wo und von wo aus er nun die Einführung des Christenthums und die Organisation der kirchlichen Einrichtungen vollzog. Hochverehrt starb er am 6. (nach Andern 7.) November, nach der wahrscheinlichsten Angabe 738.

Schon während seines Lebens hat Beda über ihn berichtet (Hist. eccl. IV, 10, 11), eine sehr wichtige eigenhändige Aufzeichnung von W. selbst vom Jahre 728 steht in der Pariser Hs. Lat. 10 837 (Neues Archiv II, 293). Eine in schlechtem Latein geschriebene Biographie von einem Schottenmönch ist verloren, war aber noch dem Abt Thiofrid von Echternach (1083—1110) bekannt; Auszüge aus dessen Werk über ihn und dem durch urkundliche Nachrichten wichtigen des Mönchs Theoderich hat Weiland, Mon. Germ. SS. XXIII herausgegeben. Auf den Wunsch des mit W. verwandten Erzbischofs Beornrad von Sens hat Alcuin sein Leben und seine Wunder beschrieben, sehr werthvoll, aber doch leider ganz überwiegend homiletisch und unsern Wünschen durchaus nicht genügend. In der ursprünglichen Gestalt ist es nur in Jaffé's Bibl. Rer. Germ. VI, 32 bis 79, zu finden, das zweite, in Versen verfaßte Buch auch in den Poetae aevi Carol. II, 207—220. Auf leeren Phantasien beruht die Darstellung von Alberdingk-Thijm 1861 (deutsch 1863 von Troß), wo W. als Vorkämpfer der auf Errichtung einer unabhängigen deutschen Kirche gerichteten Politik der Päpste im Gegensatz zu der egoistischen fränkischen Mission dargestellt wird.

Moll, Kerkgeschiedenis van Nederland I, 95—118. — Zuppke, Uebers. u. Bearb., 1895, S. 148—159. — Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I (1887), S. 396—409. W. Wattenbach.

Willich: Cäsar W., Maler, wurde im J. 1825 in Frankenthal in der Rheinpfalz als Sohn eines Advocaten geboren, der eine Zeit lang als liberales Mitglied der bairischen Kammer der Abgeordneten eine politische Rolle spielte. W. zeigte schon als Kind Neigung und Begabung für die Kunst und war in der glücklichen Lage, bereits in seiner Gymnasialzeit in seiner Vaterstadt und später in Hanau etwas für seine künstlerische Ausbildung thun zu können. Im J. 1843 siedelte er nach Berlin über und wurde unter Jakob Schlesinger's Anleitung Schüler der dortigen Akademie. In München, wohin er sich im J. 1846 wandte, wurde er zunächst Schüler Karl Schorn's und später Schwind's, sah sich aber infolge der politischen Wirren des Jahres 1848 genöthigt, seine Zuflucht in der Schweiz zu suchen. Er lebte hier mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen bis zum Jahre 1849 und begab sich im folgenden Jahre nach Antwerpen, wo er Schüler Gallait's wurde und sein erstes selbständiges Bild: „Ein geistliches Gericht zur Zeit der Hexenprocesse“ malte. Mitte der fünfziger Jahre siedelte er nach Paris über, wohin ihn der Ruhm Couture's und seiner Schule zog. Er lebte damals in sehr angenehmer Gesellschaft, da Künstler wie Feuerbach, Henneberg und Spangenberg zu seinen Freunden zählten. Nach dreijährigem Aufenthalt in Paris trieb es ihn im J. 1858 nach Italien, das er zuerst eine Zeit lang bereiste, bis er sich für längere Dauer in Rom niederließ, wo er sich namentlich mit Porträtstudien befaßte. Durch seinen Freund Wesendonk erhielt er den Auftrag, das Bildniß Richard Wagner's zu malen. Er begab sich deshalb nach Biebrich, wo sich Wagner damals aufhielt, und entschloß sich um dieselbe Zeit, im J. 1861 seinen bleibenden Wohnsitz nach München zu verlegen. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Studium des Nackten

und dem Porträtiren. Seit dem Jahre 1869 verheirathet, lebte er in behaglichen Verhältnissen und betheiligte sich lebhaft an dem gesellschaftlichen und künstlerischen Treiben der bairischen Hauptstadt. Er starb infolge eines Herzleidens zu München am 15. Juli 1886.

Vgl. Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst. Wien 1863. II, 48. — Herm. Alex. Müller, Biographisches Künstler-Lexikon der Gegenwart. Leipzig 1882, S. 559. — Bericht über den Bestand und das Wirken des Kunstvereines München während des Jahres 1886. München 1887, S. 69, 70. — N. Oesterlein, Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek. Leipzig 1886. II, S. 46 Nr. 3545 und S. 135 Nr. 3958.

H. A. Lier.

Willich: Jodocus W. (Wilcke), Polyhistor, geboren 1501 zu Rössel (Ressel) im damaligen Bisthum Ermland (Regbez. Königsberg), verlor früh seinen Vater; aber seine Angehörigen, durch des Knaben vortreffliche Gaben bewogen, ließen ihm den erforderlichen Unterricht ertheilen, um ihn nach Frankfurt auf die dort 1506 gegründete Universität zu schicken, welche schon mehrere Resselianer angelockt hatte. W. bewies seine Erkenntlichkeit dadurch, daß er 1530, als er schon selbst an der Universität lehrte, seinen Stiefbruder Gregor Wagner (geboren 1511) aus der zweiten Ehe seiner Mutter Brigitta, zu sich kommen ließ und für sein Fortkommen sorgte (s. A. D. B. XL, 501). W. war inzwischen 1516 vom damaligen Rector Lacher in die Matrikel der Universität eingetragen worden (Friedländer I, 45 b, 10), erwarb sich 1517 den Titel als Baccalaureus, 1522, so früh es gestattet war, die Magisterwürde und ward durch einstimmige Wahl unter die Zahl der Professoren aufgenommen. Alsbald begann er neben dem Professor Gregor Faber (Schmidt), welcher zuerst das Griechische an der Universität gelehrt hatte, dann als dessen Nachfolger die Erklärung der alten Classiker, verbunden mit Vorträgen über die Rhetorik, auf welche damals für die Fertigkeit im Lateinischsprechen besonderes Gewicht gelegt wurde. Wenn W. bald nachher ein Anerbieten des Professors Wimpina, für ihn den Druck seiner Werke in Basel bei der Froben'schen Officin zu überwachen, ablehnte, obwol er sich daraus für die Zukunft manche Vortheile versprechen konnte, so erklärt sich dies zunächst daraus, daß er den Beschützer Tetzel's 1518 in dessen Thesenstreit mit Luther nicht unterstützen wollte, da er selbst schon je länger je mehr sich Luther's Lehre zuneigte; dazu kam aber noch, daß er mit der ihm eigenen geistigen Spannkraft sich neben den sprachlichen Studien auch noch dem medicinischen Studium unter Matthäus Zimmermann († 1532) und Christian Schirach († 1560) zuwandte, um sich dadurch den Zugang zu den sogen. höheren Professuren: der Medicin, Jurisprudenz und Theologie zu bahnen. Und schon 1527 stand er in dem Ruf eines geschickten Arztes, wie dies Matthäus Hostus (1509—87, s. A. D. B. XIII, 191), sein langjähriger Schüler und später sein Biograph, welcher in jenem Jahr die Universität Frankfurt bezog, ausdrücklich bezeugt. So ward W. auch 1533 von seinem in Wittenberg schwer erkrankten und von den Aerzten schon aufgegebenen Freunde Crullius zu einer Consultation dorthin gerufen, und stellte ihn glücklich wieder her. Für W. aber hatte diese Reise noch eine wichtige Folge: er lernte die dortigen Reformatoren kennen und schloß sich besonders an den nur um vier Jahre älteren Melanchthon an, mit dem er auch weiter in Verbindung blieb. — Als Kurfürst Joachim I. am 11. Juli 1535 starb, theilten seine Söhne Joachim II. und Johann nach den Bestimmungen seines Testaments die Lande. Ersterer war kurz vorher durch den Tod seiner Gemahlin Magdalene, der Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, Wittwer geworden und beschloß nun beim König Siegismund I. von Polen (reg. 1506—48) um die Hand seiner Tochter

Helene werben zu lassen. An die Spitze einer Gesandtschaft an den Hof nach Krakau stellte er 1525 den Bischof von Lebus und Ratzeburg Georg v. Blumenthal, und gab ihr als Begleiter auch W. mit wegen seiner Fertigkeit im Gebrauch der lateinischen Sprache, da diese in Polen bei Hofe die übliche im Verkehr mit Fremden war. Die Gesandtschaft führte ihren Auftrag zur Zufriedenheit des Kurfürsten aus; W. aber nahm diese Gelegenheit wahr, dem Bischof, als Kanzler der Universität, seine lateinische Uebersetzung der damals noch dem Aristoteles zugeschriebenen, jetzt aber allgemein ihm abgesprochenen Physiognomica (vgl. Pauly-Wissowa, Realencyclopädie des klassischen Alterthums, 3. Aufl. 1895, Bd. II, S. 1049) zu widmen.

Der Wittenberger Druck von Nikolaus Schirlentz trägt am Schluß die Jahreszahl 1538, aber die Widmung rührt schon aus den Michaelisferien von 1536 her, und lobt des Bischofs Verdienste um die Universität, daß er den Kurfürsten ansporne sie zu unterstützen, und auch die Klöster, wie in früheren Zeiten geschehen, zur Beförderung der Wissenschaften (in promovendis studiis bonarum artium) gebrauchen wolle. Wenn er noch hinzusetzt: der Bischof halte fest an der evangelischen Lehre (velut unguibus affixus Evangelicae doctrinae), so darf daraus nicht auf dessen Hinneigung zur Reformation geschlossen werden, deren Gegner er vielmehr stets war und auch dann noch geblieben ist, als der Kurfürst Joachim II., nach dem Vorgange seines Bruders Johann von Küstrin, am 1. November 1539 in Spandau sich öffentlich zu derselben bekannte. Und schon am 3. April 1540 überwies er nach Anhörung der in Berlin versammelten Landstände das Karthäuserkloster vor Frankfurt a. O. nebst allen seinen Ländereien und Einkünften der dortigen Universität zur Besoldung der „Legenten“; weitere Schenkungen folgten noch aus anderen Stiftern. Diese Maßregeln aber, die mit Recht eine Reformation der Universität genannt wurde, kann man gewiß nicht dem Rathe des Bischofs zuschreiben; dieser hätte vielleicht einige Klosterschulen eingerichtet; wol aber dürfte man dabei an den Einfluß Willich's denken, der gerade damals in besonderer Gunst beim Kurfürsten stand. Denn nicht bloß ward ihm eine neue Professur der Medicin übertragen, so daß er sich einen Hausstand gründen konnte durch seine Vermählung mit Regina, der Tochter des Bürgermeisters Hieronymus Jobst. Der Kurfürst schickte auch seine zwei ältesten Söhne, Johann Georg und Friedrich mit seinem Neffen Albrecht von Mecklenburg auf die Universität Frankfurt und übergab sie der Leitung Willich's und des Professors Sabinus, welcher seit 1538 an der Universität lehrte und durch seine Gattin Anna Melanchthon neue Verbindungen mit Wittenberg für W. eröffnete. Als der Kurfürst 1542 nach Ungarn gegen die Türken zog, ernannte er diesen für sich und seine Familie zum Leibarzt und nahm ihn mit sich auf diesen Feldzug.

Mittlerweile hatte W. noch Zeit gefunden, sich auf einem ihm bisher fremden Gebiet schriftstellerisch zu versuchen. (Es sei hier bemerkt, daß alle seine Werke, auf deren vollständige Aufzählung wir verzichten, lateinisch geschrieben waren.) Begreiflicherweise war bisher keine Lehrkraft für die evangelische Theologie an der Universität vorhanden. Erst 1542 trat Andreas Musculus aus Wittenberg (s. A. D. B. XXX, 93) in die Lücke ein. W. aber gab schon 1540 die sonntäglichen Perikopen aus den Evangelien mit Erklärungen heraus, nachdem er einen Angriff des Bischofs, daß er, weil kein Theologe, dazu nicht qualificirt sei, durch eine gründliche Abhandlung über den Laienkelch in der alten Kirche abgewiesen hatte. Es folgten nun in ähnlicher Weise (1540 bis 1542) die Briefe an Titus und die beiden Briefe an den Timotheus, letztere dem Herzog Albrecht von Preußen gewidmet, der „statt der Finsterniß das Licht des Evangeliums dort verbreitet habe“. Auch das Buch Hiob übersetzte er, so-

wie einige Psalmen aus dem Hebräischen und versah sie mit Erklärungen. Bald aber wurde er mit dem Bischof von Lebus abermals an den polnischen Hof geschickt, einen Beweis seiner versöhnlichen Gesinnung gegen jenen. Die Gesandtschaft sollte dem Kronprinzen Siegismund August, dem Schwager des Kurfürsten durch seine Frau Helene, zu dessen Vermählung gratuliren mit Elisabeth, der Tochter des Königs Ferdinand von Böhmen und Ungarn am 21. April 1543. W. besuchte von Krakau aus die berühmten Steinsalzgruben von Wieliczka und gab davon eine Beschreibung, sowie der Dialogus de locustis veranlaßt wurde durch eine schwere Heuschreckenplage in Sarmatien, wie der Verfasser sagt, nützlich zu lesen für Philosophen, Aerzte und Theologen. Nach seiner Rückkehr aus Polen schreibt W. seinen „Commentarius anatomicus“ in vier Büchern über alle Theile des menschlichen Körpers (1543/44), beruhend auf dem Studium des Hippocrates und Galenus, welche er auch in seinen Vorträgen erklärte und theilweise übersetzte.

Die bisher erwähnten Schriften hatte W. auswärts — in Wittenberg, Straßburg — drucken lassen; denn als er, wie erwähnt, es abgelehnt hatte Wimpina's Werke in Basel druckfertig herzustellen, ließ dieser sie unter seinen Augen in Frankfurt bei Johann Hanau drucken (s. A. D. B. X, 497). Bisher hatte Hanau zwar die Schriften der Humanisten herausgegeben, aber die Kundschaft Wimpina's und der Domherrn wollte er nicht zurückweisen und ließ lieber die andere Partei fallen, zu der auch W. gehörte. Als aber nach dem Augsburger Reichstag Wimpina nicht wieder nach Frankfurt zurückkehrte, sah Hanau sich seiner Hauptstütze beraubt und verließ die Stadt, die nun ohne Presse blieb. Denn der von der Reformation der Universität erwartete Aufschwung ließ auf sich warten, und da auch Berlin im J. 1540 noch keinen Drucker besaß, sah der Kurfürst sich genöthigt zum Druck der „Märkischen Kirchenordnung“ Johannes Weiß aus Leipzig kommen zu lassen, welcher sie in den Räumen des früheren Grauen Klosters zu Stande brachte. In Frankfurt berief die Universität erst später den Nicolaus Wolrab aus Leipzig als ihren Buchdrucker. 1547 ging aus dessen Presse hervor das von dem Stiefbruder des Jodocus W., Gregor Wagner, nach dem Französischen bearbeitete Drama: „Wie Untreue den eigen Herrn schlecht“, sowie 1548 eine Ausgabe des Augsburger Interims. Aber auch Wolrab konnte sich in Frankfurt nicht halten. Da trat an seine Stelle 1549 der Nürnberger Johann Eichhorn (geb. 1521, † 1581), dem der Kurfürst vorläufig die Räume des früheren Franziscanerklosters bei der jetzigen Unterkirche einräumte. Bald erweiterte er seine Druckerei, erwarb Grund und Boden in der Stadt und wurde der Stammvater einer bis in das 18. Jahrhundert in Frankfurt, wie auch einige Zeit lang in Stettin, thätigen Buchdruckerfamilie. Daß Eichhorn und W. in ihren Interessen sich begegneten ist selbstverständlich: W. lieferte für Eichhorn's Pressen Manuscripte, die wol schon der Erlösung aus dem Pult geharrt hatten. So erschienen denn in rascher Folge 1550/51: eine Ausgabe des Terenz mit Erläuterungen seines Stiefbruders Gregor Wagners, des Tacitus Germania nebst Abhandlungen von W., Excurse sprachlichen und archäologischen Inhalts (unter dem Titel „Experimenta“) zu Virgil's Werken; endlich auf ganz anderem Gebiete eine den Resellianern gewidmete Schrift, in deren Einleitung er der Liebe zur engeren Heimath und den Angehörigen warm das Wort redet und sie aus dem classischen Alterthum mit Beispielen belegt. Den Inhalt aber bildet ein ausführlicher Katechismus des evangelisch-lutherischen Glaubens, welcher des Verfassers gründliche theologische Durchbildung bekundet. Geschmückt ist das Buch mit einem Medaillonbild des Verfassers von 5 cm Durchmesser mit der Umschrift: Jodocus Willichius doctor, aetatis suae XLIX. F. F. (d. h. Franz Friedrich, der Name des Holz-

schneiders der Officin); innerhalb des Kreises das charaktervolle Brustbild mit der Zahl 1550, auf dem Titel des Buches: 1551.

Mittlerweile war der Bischof Georg in seinem neu erbauten Schloß auf dem Höhenzuge am linken Oderufer bei Lebus am 25. Novbr. 1550 gestorben und dann in der Domkirche zu Fürstenwalde begraben worden. Erst im Novbr. 1551, nach längeren Verhandlungen, ward Georg Horneburg gewählt. Festhaltend an seinen bischöflichen Rechten, war er doch milder in der Form als sein Vorgänger und als Freund der Wissenschaften besonders rücksichtsvoll gegen W. Dies bewies er gleich, als im J. 1552 wieder eine Pest in Frankfurt ausbrach. Der Bischof, der häufig beim Kurfürsten in Berlin weilte, forderte ihn auf, mit seiner Familie auf sein Schloß überzusiedeln, worauf W. noch einige Studenten zum Unterricht und zu litterarischer Handreichung mitnahm. Von hier ward W. im October zu ärztlicher Berathung nach Halle berufen, der damaligen Residenz der Erzbischöfe von Magdeburg. Eben war aber nach dem Tode des Markgrafen Friedrich von Brandenburg (Willich's Zögling in Frankfurt 1541) in der erzbischöflichen Würde sein jüngerer Bruder Siegmund gefolgt (geb. 1538), und so zögerte W. nicht, dessen Ruf zu folgen. Bald auch kehrte er, erfreut, daß die Gefahr beseitigt war, zurück zu den Seinen. Aber diese überkam nun unerwartet ein schweres Leid. Am 12. November wurde W. selbst bei einem Morgenspaziergang vom Schlage gerührt; am 14. November wurde die Leiche nach Frankfurt übergeführt und in der Marienkirche beigesetzt. Eine „Ars magirica“, d. h. Ueber die Bereitung der Speisen, an welcher W. noch in Lebus gearbeitet hatte, gab sein Schwager Dr. Wolfgang Justus (oder Jobst), später mit dem bekannten Conrad Geßner bei dessen Vetter Jacob G. in Zürich heraus. Eine andere Gruppe von Schriften schloß sich an die von W. selbst nach 1539 dem Rath Eustathius v. Schlieben gewidmete Schrift „De pronunciatione rhetorica“, d. h. vom Vortrage, der äußeren Haltung des Körpers, der Geberde, dem Ton, der Stimme u. s. w. Nun verband damit der Professor Christophorus Corneus (1518—1594), sein College, aus dessen gehaltenen Vorträgen die „Erotemata in rhetoricen ad Alexandrum“ (fälschlich damals dem Aristoteles zugeschrieben, vgl. Pauly-Wissowa a. a. O. II, 1054) und ein selbständiges Werk des W. „Liber unus Erotematum rhetoricorum“. Das Ganze erschien 1561 in Straßburg in officina P. Machaeropoei. Endlich 1564 wurde (mit einer Vorrede von W., Frankfurt 1550) eine Schrift: „De formando studio“ und zwar de verborum und de rerum copia comparanda, die man eine Art Stilistik nennen könnte, ohne Angabe des Ortes und Druckers herausgegeben, sie muß wol für einen Nachdruck gelten und zeigt als Signet auf dem Titel nur einen Baum auf einer Insel mit der Umschrift: Viret undique laurus.

Schließlich sei über seine Familie erwähnt, daß ihm von seiner Frau Regina drei Söhne und eine Tochter geboren wurden; um erstere besser erziehen zu können, vermählte sie sich später mit dem Dr. med. Caspar Hoffmann. Als zum 100jährigen Jubiläum der Universität Frankfurt 1606 der Archidiakonus Pistorius (Becker) die von seinem Schwiegervater, dem oben genannten Matthäus Hostus verfaßte Biographie Willich's herausgab, widmete er sie dessen damals noch lebenden Nachkommen: seinem Tochtersohn D. U. J. Johannes Henner und drei Söhnen seines ältesten Sohnes Jodocus II, damals noch Studenten, Erasmus, Jodocus, Theodor. Auch beim zweiten Jubiläum der Universität verfaßte 1706 J. C. Becman in der Notitia Universitatis eine sorgfältig geschriebene Vita Jodoci Willichii (fol. 226—232), die, obwol auf Pistorius beruhend, einiges Neue bietet. Von Möhsen (Gesch. d. Wissensch., S. 524) läßt sich dies weniger sagen. Wenn Adamus, vitae erudit. medicorum 1705, dem

auch Jöcher, Gelehrten-Lexikon IV, 1996 folgt, von einem Aufenthalt Willich's in Erfurt spricht, so beruht dies auf einem schwer erklärlichen Mißverständniß. Einige dankenswerthe Beiträge hat Dr. Loewenstein in der Geschichte der medicinischen Facultät in Frankfurt a. O. (Mitthlgn. des dortigen Histor. Vereins 1873) geliefert. R. Schwarze.

Willigis, Erzbischof von Mainz (Mitte Januar 975 bis zu seinem Tode am 23. Februar 1011). Jahr und Ort seiner Geburt sind unbekannt, wie überhaupt seine Herkunft im Dunkeln liegt. Schon die erste Nachricht darüber, die uns Thietmar von Merseburg überliefert (Chron. lib. 3 cap. 5), zeigt die Anfänge der später so üppig wuchernden Legendenbildung: wir können ihr nur entnehmen, daß W. ein Sachse war, wol in der Gegend von Walbeck, vielleicht in Schöningen, das sich seiner von altersher rühmt, als Sohn eines Landwirths geboren worden ist. Wie das in hohen und niedern Kreisen damals und später gerne geschah, dürfte ihn die Mutter zum geistlichen Stande bestimmt haben, doch erfahren wir nicht, wo er seine erste Ausbildung erhielt. Für sein Fortkommen war entscheidend, daß Volkold (s. A. D. B. XL, 245), der Lehrer König Otto's II., ihm seine Gunst zuwandte und den begabten, kenntnißreichen jungen Priester seinem Schüler empfahl. Als Volkold im J. 969 Bischof von Meißen wurde, trat W. an seine Stelle, wenn auch nicht als Lehrer, so doch als vertrauter Berather und Gehülfe des jungen Kaisers. Seine Fähigkeiten müssen sehr bald auch von Otto dem Großen erkannt worden sein, denn schon wenig später (970 oder 971) ernannte er ihn zum Kanzler. In dieser Eigenschaft hatte W. nicht allein Gelegenheit, persönlichen Einfluß am Hofe zu gewinnen, sondern es war ihm auch die Möglichkeit gegeben, weitreichende politische Thätigkeit zu entfalten. In diesem Sinne war das Amt von dem Bruder Otto's des Großen Bruno geleitet worden, dessen Nachfolger Liutolf und Liutger aber hinter den an Rang und Begabung sie weit überragenden Erzcapellanen Bruno und Wilhelm zurücktreten mußten. Für W. lagen die Verhältnisse günstiger, da Erzbischof Rutpert von Mainz als Erzcapellan keine bedeutende Rolle spielte, der Kanzler in unmittelbarer Beziehung zu den beiden Kaisern bleiben konnte. Es war für W. die beste Schule und von höchstem Werthe, unter den Augen Otto's des Großen Grundsätze und Ziele einer Politik kennen zu lernen, deren Erfolge gerade seit dem Jahre 970 in glänzender Fülle der Mitwelt vor Augen gebracht wurden, und man darf sagen, daß W. die günstige Gelegenheit aufs beste zu benützen verstanden hat. In der Kanzlei selbst hat W. Reformen von besonderer Art nicht vorgenommen, doch können wir wahrnehmen, daß während seiner Amtswaltung bessere Ordnung eingehalten und die Ausfertigung der Urkunden gleichmäßiger gestaltet und gehandhabt wurde, als dies früher der Fall war. Fehlt es uns auch für diese Zeit an anderen Nachrichten über des Kanzlers Wirken, als jenen, welche wir aus dem Itinerar der beiden Kaiser, in deren Gefolge er sich befand, ableiten können, so dürfen wir doch annehmen, daß er sich die Zufriedenheit Otto's des Großen erworben, die Gunst des Sohnes bewahrt hat. Den glänzendsten Beweis kaiserlicher Huld erfuhr W., als Otto II. ihn nach dem am 13. Januar 975 erfolgten Ableben des Erzbischofs Rutpert zu dessen Nachfolger bestimmte. Die kaiserliche Verfügung, welche bei vielen, die an der niederen Geburt des Erkorenen Anstoß nahmen, Widerspruch hervorrief, wurde rasch ins Werk gesetzt, schon am 25. Januar erhielt der neue Erzbischof von dem Kaiser eine Bestätigung der Privilegien seines Hochstiftes unter besonderer Hervorhebung der Immunität (DO. II, 95). Sofort suchte der neue Metropolit auch bei dem Papste um die Erneuerung der kirchlichen Vorrechte an und im März wurde auch die dem entsprechende Bulle ausgefertigt, in der unter anderem der schon

von den früheren Erzbischöfen behauptete Vorrang bei der Krönung des Königs und bei dem Vorsitze der deutschen Synoden neuerdings verbrieft wurde. Damit war die rechtliche Grundlage gesichert, auf der sich das Wirken des mächtigsten Metropoliten Deutschlands frei entfalten konnte.

Mit allem Eifer widmete sich W. den nächsten Aufgaben seines Amtes, er begann den Bau des Domes zu Mainz, richtete in dem verfallenen Kloster auf dem Disibodenberg ein Kanonikat ein und hatte das Glück, gleich im ersten Jahre eine sehr wichtige Erweiterung seines Erzsprengels durch die Einverleibung des neu gegründeten Prager Bisthums, dessen ersten Inhaber Deothmar er im Januar 976 zum Brumpt weihen konnte, und damit auch des mährischen Bisthums zu erreichen. Auf einer Ende April 976 abgehaltenen Synode beschäftigte sich W. mit der Erledigung eines in Aschaffenburg ausgebrochenen Schulstreites, der schwere Uebelstände enthüllt hatte und ihm Anlaß bot, in diesen verrotteten Verhältnissen mit kraftvoller Strenge Wandel zu schaffen und mit weiser Erwägung für die Zukunft eine gedeihliche Entwicklung des für die Heranbildung des Clerus so wichtigen Schulwesens anzubahnen. In demselben Jahre weihte er die Bischöfe Erpo von Verden und Gamenolf von Konstanz, welche mit Deothmar von Prag die Reihe der durchwegs tüchtigen Männer eröffnen, die während seiner langen Regierungszeit auf die Bischofsstühle seiner Erzdiöcese erhoben wurden. Neben diesen kirchlichen Angelegenheiten nahmen ihn während der Jahre 976 und 977 die Geschäfte der Reichsregierung stark in Anspruch; in den bairischen Wirren, welche das Gefüge des Reiches so schwer zu erschüttern drohten, stand er seinem Kaiser treu zur Seite und war er namentlich bemüht, die Stellung des Bischofs Piligrim von Passau (s. A. D. B. XXVI, 131), der sich damals als die zuverlässigste Stütze der kaiserlichen Macht in diesen Ländern erwies, zu kräftigen. Aus den nächsten Jahren erfahren wir von W. nicht viel mehr, als daß er im April 980 an einer zu Ingelheim abgehaltenen Synode, die sich mit den Angelegenheiten der Klöster Stablo und Malmédy beschäftigte, theilnahm, dann den Bischof Gebhard von Konstanz, in den Jahren 981 und 982 die Bischöfe Rethar von Paderborn und Eticho von Augsburg ordinirte, doch dürfen wir aus diesem Mangel an Nachrichten nicht darauf schließen, daß sich sein Einfluß und seine Thätigkeit verringert hätten, denn beide sehen wir unvermindert, sobald sich wieder Anlaß bot, mehr von ihm zu erzählen, und das geschah, als Kaiser und Reich schwere Bedrängniß zu überwinden hatten.

Nach der Niederlage, welche Kaiser Otto II. am 13. Juli 982 gegen die Sarazenen erlitten hatte, vereinten sich die deutschen Fürsten, ihrem Herrscher zu Hülfe zu eilen, ein Beschluß, an dem W. gewiß den besten Antheil gehabt hat. Nachdem er die Leiche des am 1. November 982 in Lucca verstorbenen Herzogs Otto in Aschaffenburg beigesetzt hatte, begab er sich an der Spitze seines Aufgebotes im Frühjahre 983 nach Italien und traf Ende Mai beim Kaiser in Verona ein, wo ihn die Verhandlungen des großen und entscheidenden Reichstages fortan beschäftigten. Am 7. Juni erscheint W. an der Spitze der Fürsten, welche sich für die Friedensanerbietungen der Venetianer verwendeten, am 14. Juni erhielt er zur Belohnung seiner großen Verdienste eine Schenkungsurkunde, welche seinem Erzstifte reichliche Einkünfte aus der Burg Bingen und dem zugehörigen Rheingau sicherte. Im Gefolge des Hofes ging er nach Mantua, wo er am 29. Juni den Böhmen Adalbert (s. A. D. B. I, 67) zum Bischofe von Prag weihte. Bevor er sich von seinem Herrscher, mit dem er in diesen Tagen zum letzten Male verkehren sollte, trennte, erhielt er den höchsten Beweis des kaiserlichen Vertrauens, indem ihm Otto II. seinen dreijährigen Sohn übergab, der in Verona zum Könige gewählt worden war, und den W.

in Gemeinschaft mit Johann von Piacenza am Weihnachtstage in Aachen krönte. Inzwischen war Otto II. am 7. December in Rom gestorben. Kaum war die Trauerkunde nach Deutschland gelangt, als schon die Herrschaft des königlichen Kindes schwer bedroht wurde. Der Vetter Heinrich aus der bairischen Linie strebte unter dem Anspruch der Vormundschaft nach der Krone, dem westfränkischen Könige Lothar schien die Zeit günstig, um in gleicher Weise selbstsüchtige Pläne zu verfolgen. Da war es W., der nach beiden Seiten hin Krone und Reich schützte, alle Absichten der Gegner zu Schanden machte und es durchsetzte, daß am 29. Juni 984 Otto III. seiner Mutter Theophanu übergeben wurde, welche nunmehr die vormundschaftliche Regierung übernahm (s. A. D. B. XXXVII, 717). Diese erste Hälfte des Jahres 984 war die Zeit des glänzendsten und erfolgreichsten Wirken des Mainzer Metropoliten, ihr folgten elf Jahre seines größten Einflusses. Unterstützt von dem Kanzler Bischof Hildibald von Worms stand er der Kaiserin-Mutter als erster und zuverlässigster Rathgeber zur Seite und übernahm, als sie im Herbst 989 sich nach Italien begab, während ihrer Abwesenheit, wie einst sein Vorgänger Wilhelm, die Sorge für König und Reich. Die gleiche Stellung behielt er nach ihrem Tode (15. Juni 991) auch unter Adelheid bei. Fast in jedem Jahre weilte der Hof in Mainz, zahlreiche Interventionen in den königlichen Urkunden beweisen deutlich den hohen, auf das ganze Reichsgebiet sich erstreckenden Einfluß des Mainzer Erzbischofs. In derselben Zeit entwickelte er auch eine umfassende kirchliche Thätigkeit. Im J. 984 bewies er seinem Lehrer und Gönner Volkold herzliche Dankbarkeit, indem er den von den Böhmen aus seinem Bisthum vertriebenen Bischof gastlich aufnahm und ihm in Erfurt würdigen Unterhalt gewährte. Im J. 987 ordinirte er den Bischof Liutolf von Augsburg und weihte die Kirche zu Dolta, am 18. October desselben Jahres nahm er in Gegenwart des Hofes die Einkleidung der Schwester Otto's III. Sophie vor, wobei es zu einem Streite mit dem Hildesheimer Bischofe Osdag kam, den Theophanu zunächst noch gütlich beizulegen vermochte. Zur selben Zeit kam Bernward (s. A. D. B. II, 505), der sich schon früher an W. angeschlossen hatte, an den Hof. Noch vor dem Tode der Theophanu hatte W. die Errichtung eines neuen Stiftes zu Ehren des h. Stephan bei Mainz in Angriff genommen und erwirkte demselben in den Jahren 992 und 994 vom Könige reiche Güterschenkungen. Die Sorge für die Ausstattung dieses Stiftes veranlaßte ihn zur Errichtung neuer Kirchen auf dem Lande, deren Zehnten zu diesem Zwecke verwendet wurden, was die Urbarmachung bisher unbewohnter Gebiete zur Folge hatte. Ein ausgezeichneter Mitarbeiter erwuchs ihm in Burkard (s. A. D. B. III, 563), dem er das Amt eines Kämmerers und die Propstei von S. Victor verlieh, welche von beiden zu einem Stifte erweitert wurde, dessen Weihe W. im J. 994 vornehmen konnte und das gleichfalls vom Kaiser im J. 997 freigebig bedacht wurde. Manche Sorge bereitete ihm das Prager Bisthum, das Adalbert im J. 989 verlassen hatte, um in Italien unstät umherzuirren. Der Erzbischof, der mehr auf strenge Pflichterfüllung als auf die mystischen Neigungen einer überreizten Natur hielt, mahnte ihn zur Heimkehr und setzte es durch, daß auch der Papst und eine römische Synode in seinem Sinne entschieden. Am 16. October 992 nahm er an der Domweihe zu Halberstadt theil, am 15. Januar 993 weihte er den Bernward zum Bischofe von Hildesheim und im Juli 995 war er mit dem Könige auf einer Synode zu Gandersheim anwesend.

Als Adelheid's Vormundschaft endete und Otto III. selbst die Regierung übernahm, behielt W. seine Vertrauensstellung zunächst bei. Mit Hildibald geleitete er im April 996 den zum Papste ausersehenen Bruno (s. A. D. B. IX, 626) nach Rom. Hier traf er wiederum auf Adalbert, der sein Bisthum

zum zweiten Male verlassen, und den er schon früher auf Bitten des Böhmenherzogs zur Rückkehr aufgefordert hatte. Trotzdem Adalbert bei dem jungen Kaiser und dem Papste besseres Verständniß für seine Wünsche fand, mußte er doch dem Drängen seines Metropoliten auch diesmal nachgeben. Der Kaiser begab sich, als er noch im selben Jahre wieder die Heimath aufsuchte, zunächst nach Mainz und am 6. November erhielt W. für sein Erzstift einen weitausgedehnten Forst zwischen Hainbach und Lauter, dessen Rest im Bienwalde erhalten ist, man darf darin die Belohnung für die während der Vormundschaft geleisteten Dienste erblicken. W. geleitete den Kaiser noch an den Niederrhein und hielt sich auch im Juli des nächsten Jahres am Hofe in Sachsen auf. Doch tritt er jetzt ebenso wie in den Zeiten Otto's II. mehr zurück und wir erfahren von ihm nur aus Anlaß einzelner kirchlicher Amtshandlungen. Am 10. April 997 weihte er den Burkhard zum Priester, im selben Jahre theilte ihm Papst Gregor V. die Beschlüsse einer zu Pavia abgehaltenen Synode mit, am 7. September 998 ordinirte er den Thiedbag zum Nachfolger des am 23. April 997 von den Preußen getödteten Adalbert. Im October 999 finden wir ihn bei dem Kaiser in Rom und von da dürfte er sich unmittelbar zur Kaiserin Adelheid nach Selz begeben haben, wenn wir ihn unter jenem Erzbischofe verstehen dürfen, der auf ihr Geheiß am 7. December die Gedächtnißmesse für Otto II. las. Ob er dann bei der hohen Frau bis zu ihrem Tode (16. December) verweilte, wissen wir nicht. Als Otto III. im April des Jahres 1000 von seiner Wallfahrt zum Grabe Adalbert's nach Gnesen an den Rhein zurückkehrte, kam ihm W. in Thüringen entgegen, wurde in Kirchberg von dem Kaiser ehrenvoll empfangen und bewog ihn, das Bisthum Worms seinem Kämmerer Burkard zu übertragen, den er bald darauf in Heiligenstadt weihte. Ueber Mainz begab sich Otto III. nach Aachen, damals oder vielleicht etwas später, als der Kaiser auf der Rückkehr in Tribur verweilte, trafen beide das letzte Mal zusammen und wir dürfen annehmen, daß Otto III. und der Mann, der ihm die Krone, ja vielleicht das Leben gerettet hatte, in gutem Einvernehmen schieden. Doch schon in nächster Zeit sollte dasselbe getrübt werden infolge eines Streites, in den W. mit dem Bischofe Bernward von Hildesheim über das Kloster Gandersheim gerieth. Wir sind über die rechtlichen Ursachen dieser Entzweiung und über das Verhalten des Mainzer Erzbischofs nicht genügend unterrichtet, da der einzige Bericht über diese Angelegenheit von dem Lehrer und Vertrauten Bernward's Thangmar herrührt, der Licht und Schatten sehr parteiisch zu Gunsten seines Schülers vertheilt hat. Jedenfalls hatte W. eine feste Ueberzeugung von seinem Rechte und er mußte Gründe haben, welche diese Ueberzeugung stützten. Der Streit nahm allerdings im weiteren Verlaufe einen persönlichen Charakter an und wurde durch Umstände und Einflüsse, wie den Ehrgeiz der Prinzessin Sophie, durch die Kränkung, welche W. über das Verhalten des von ihm so begünstigten Bernward, das er nur zu leicht als Undank auffassen konnte, und über die rücksichtslose Behandlung, welche ihm von Seite des päpstlichen Legaten zu Theil wurde, empfinden mußte, verschärft. Wie früher erwähnt, hatte W. schon im J. 987 eine Amtshandlung in Gandersheim vorgenommen, sich aber mit Osdag ausgeglichen und später auch mit den Bischöfen Gerdag und Bernward in gutem Einvernehmen gelebt. Während also der Erzbischof nicht weiter an die Sache rührte, lehnte sich Sophie, welche während der letzten Lebensjahre der kranken Aebtissin Gerberga immer mehr an Einfluß im Kloster gewann, bei jeder Gelegenheit gegen Bernward auf. Als nun im J. 1000 die neu erbaute Stiftskirche geweiht werden sollte, lud sie hiezu den Erzbischof ein, der ihrem Wunsche gern willfahrte und die Feier zuerst auf den 14., dann auf den 21. September ansetzte. Bernward, der gleich-

falls eingeladen war, erklärte, am 21. September durch Reichsgeschäfte verhindert zu sein, und erschien dann am 14., jedoch um die Weihe vorzunehmen. Das gelang ihm aber nicht und er begnügte sich, eine Messe zu lesen, wobei die Nonnen sich höchst ungebührlich benahmen. Aber auch W. konnte am 21. September die Handlung nicht durchführen und es wurde zur Entscheidung der Streitfrage eine Synode auf den 29. November anberaumt. Schon am 2. November aber begab sich der Hildesheimer auf die Reise nach Italien, um die Sache dem Kaiser und dem Papste vorzulegen. Durch seine Abwesenheit wurde ein Erfolg der am 29. November in Gandersheim abgehaltenen Synode vereitelt, wenn auch W. auf derselben seine Ansprüche als zu Recht bestehend erklärte, was nach Rom berichtet wurde und hier böses Blut machte. Bernward hatte bei Kaiser und Papst gute Aufnahme und bei Herzog Heinrich von Baiern, einem alten Hildesheimer Scholaren, dankenswerthe Unterstützung gefunden. Auf dessen Rath wurde am 13. Januar 1001 in der Sebastianskirche eine Synode abgehalten, welche zu Gunsten Bernward's entschied, die Absendung eines Legaten und die Abhaltung einer sächsischen Synode, die auf den 21. Juni angesetzt wurde, beschloß. Bernward verabschiedete sich am 20. Februar von dem Kaiser und traf am 10. April wieder in Hildesheim ein. Die Pöhlder Synode war gleichfalls erfolglos, W. verließ sie in höchstem Unwillen am 23. Juni und wurde hierauf von dem Legaten Friedrich, der eine neue Synode auf Weihnachten anberaumte, von den priesterlichen Functionen suspendirt. Nun drohte es zum offenen Kampfe zu kommen. Bernward hatte, obwol leidend, sofort nach seiner Rückkehr begonnen, seine Stadt zu befestigen, er fand dann in Hilwartshausen und in Gandersheim bewaffneten Widerstand. Doch wurde am 15. August in Frankfurt eine Synode abgehalten, zu der Bernward seine Vertrauten schickte und auf der beschlossen wurde, daß weder der Mainzer noch der Hildesheimer das Kloster Gandersheim bis zu einer in der Pfingstoctave 1002 verabredeten Zusammenkunft betreten sollten. Die Zeit der Waffenruhe benützte Bernward, um seinen Lehrer Thangmar nach Italien zu senden, der aber nichts auszurichten vermochte und am 13. Januar 1002 die Heimreise antrat. Zehn Tage später starb Otto III. und dieses Ereigniß drängte den Streit der Bischöfe zurück, noch bevor er auf die politische Lage, die inneren Verhältnisse des Reiches merkbaren Einfluß hatte üben können. W. ließ sich durch die von Herzog Heinrich dem Gegner bewiesene Gunst nicht abhalten, für ihn einzutreten, wie nach dem Tode Otto's II. hielt er auch jetzt an dem Rechte des königlichen Hauses fest und krönte am 7. Juni den Baiernherzog in Mainz. Mit Unrecht hat man dieses Verhalten durch einen Handel erklären wollen, den der Prätendent mit dem Erzbischofe über die Gandersheimer Sache abgeschlossen haben soll, es würde dies durchaus dem Charakter des Metropoliten widersprechen und der Gegenstand des angeblichen Handels wäre doch zu geringfügig. Allerdings scheint W. insofern einen Erfolg aufweisen zu können, als Sophie von ihm am 10. August 1002 bei der Krönung der Königin Kunigunde in Paderborn zur Aebtissin geweiht wurde, aber dabei handelte es sich keineswegs um eine Entscheidung in der Hauptfrage, sondern nur um ein höfisches Zugeständniß an die Prinzessin, welche sich ebenfalls um die Anerkennung Heinrich's große Verdienste erworben hatte. W. nahm unter dem neuen Könige, mit dem er in der politischen und kirchlichen Auffassung vielfach übereinstimmte, durchaus jenen Rang ein, der ihm infolge seiner hohen Stellung, seiner Begabung, reichen Erfahrung und großen Verdienste zukam. Er machte im J. 1003 seinen Einfluß zu Gunsten einer milderen Behandlung des Grafen Ernst, eines Vetters des aufrührerischen Markgrafen Heinrich, geltend; im Januar des nächsten Jahres wurde er zu Erzbischof Gisiler von Magdeburg entsendet, um ihn zum Nachgeben in der

Merseburger Sache zu bewegen, und ordinirte nach dessen Tode den neuen Erzbischof Tagino (s. A. D. B. XXXVII, 353) am 2. Februar. Im Juli desselben Jahres nahm er an einer Synode theil, welche sich mit der von Heinrich II. getadelten Ehe des Frankenherzogs Konrad beschäftigte, im J. 1005 führte er den Reformabt Gotthard (s. A. D. B. IX, 482) in Hersfeld ein, nicht ohne dessen Eifer durch wohlgemeinte Rathschläge zu mäßigen. Im Jahre 1006 weihte er die Kirche zu Merschbach. Zu Ende desselben Jahres erfolgte in Pöhlde unter Vermittlung des Königs der Ausgleich mit Bernward über Gandersheim. W. gab seinen Anspruch auf, lebte fortan mit Bernward in gutem Einvernehmen und wurde in die Hildesheimer Gebetsbruderschaft aufgenommen. Im nächsten Jahre erwies er sich dem Könige hülfreich bei der Gründung des Bamberger Bisthums. Sein Kämmerer Megingaud wurde im J. 1008 gegen den Bruder der Königin, Adalbero, zum Erzbischof von Trier erhoben, am 13. März 1009 ordinirte W. den Bischof Meinwerk von Paderborn, am 30. August desselben Jahres konnte er endlich die Weihe des von ihm erbauten Domes zu Mainz vornehmen, doch am selben Tage vernichtete ein verheerender Brand das stolze Werk. Zwar nahm W. ungebeugten Muthes sofort die Wiederherstellung in Angriff, doch sollte er die Vollendung nicht mehr erleben, am 23. Februar 1011 raffte ihn der Tod hinweg.

Schon dieser gedrängte Ueberblick über die aus dem Lebensgange des Mainzer Erzbischofs überlieferten Thatsachen beweist die hohe Bedeutung, welche W. für die Geschichte des deutschen Reiches besitzt. Frei von jeder Selbstsucht hat er seinen Einfluß nur in sehr bescheidenem Maße für die Bereicherung seines Hochstiftes verwerthet, dagegen stets nach festen und einfachen Grundsätzen für das Wohl des Reiches gewirkt, man kann ihn unter diesem Gesichtspunkte als den bedeutendsten deutschen Staatsmann seiner Zeit rühmen. Es sollte nicht vergessen werden, daß er gerade in Zeiten der Noth und Gefahr seinen Mann gestellt und die Einheit des Reiches mit Thatkraft und Geschick gewahrt hat.

Neben diesem vornehmlich politischen Wirken wurde er, wie wir sahen, auch den kirchlichen Aufgaben seines Amtes gerecht. Allerdings scheint er der ascetischen Richtung, wie sie sich von Italien und Lothringen aus verbreitete, nicht besonders geneigt gewesen zu sein, seine Welterfahrung, seine politische Auffassung und sein strenger Sinn für das Gefüge der staatlichen und kirchlichen Ordnung dürften ihm die Gefahren aufgedeckt haben, welche diese Richtung im Gefolge haben mußte, doch hat er, in seiner Weise, zur Erweckung und Befriedigung der religiösen Gefühle nach Kräften und mit Erfolg beigetragen. Er selbst war ein ausgezeichneter Prediger von volksthümlicher Wirkung, sorgte für die Armen freigebig aber mit verständiger Ordnung und war eifrig bemüht, neue Kirchen und Stifte zu gründen. Außer den schon früher erwähnten führen die Kirchen zu Eltville, Schloßborn, Brunnen, Jechaburg und Seesbach ihren Ursprung auf ihn zurück, dankt ihm das Kloster Bleidenstadt seine Erneuerung. Der vortrefflich gebildete Mann fand in wohlgeordneter Tagesarbeit immer Zeit, sich auch mit litterarischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Wir haben gesehen, wie er gleich anfangs das Schulwesen seiner Diöcese reformirte, und wir haben Zeugnisse dafür, daß er auch über diesen nächsten praktischen Zweck hinaus in der gleichen Richtung unaufhörlich thätig war; er berief Ekkehard II. aus St. Gallen nach Mainz; noch ist eine Augustinushandschrift erhalten, die auf sein Geheiß geschrieben und von ihm in Gemeinschaft mit seinen Schülern bearbeitet worden ist, einer aus diesen, der Lorscher Mönch Throtmar rühmt das strenge und unbeirrbare Urtheil seines verehrten Meisters. Nicht minder war W. für die Pflege der bildenden Künste bemüht, wozu ihm vor allem die zahlreichen Kirchenbauten, die er veranlaßte und förderte, reichliche Gelegenheit boten. Großes Aufsehen erregten

die beiden erzgegossenen Thüren, welche auf seine Anordnung entstanden und die heute am Dome angebracht sind, während das sagengeschmückte Kreuz Benna wol in das Reich der Erfindungen zu verweisen ist. Gerühmt wird auch sein ausgezeichnetes Verwaltungstalent, mit dem er die Einkünfte seines Erzstiftes erhöhte und zweckmäßig verwendete. Jedenfalls wird er auch dem in Mainz von altersher blühenden Handel seine Fürsorge haben angedeihen lassen, er ließ Münzen schlagen und achtete auf die Besserung der Wege und den Bau von Brücken über den Main und die Nahe.

So zahlreich auch die Nachrichten sind, die uns über W. zu Gebote stehen, sie vermögen uns doch kein annäherndes Bild von seinem Wirken und seiner Persönlichkeit zu geben. Was ja oft zutrifft, daß das Leben gerade der größten Männer den geringsten Anreiz zur Beschreibung gewährt, weil bei ihnen alles einfach zu liegen scheint, macht sich bei ihm in besonderem Maße geltend, da er in einer Zeit lebte, in der klare Geschlossenheit des Charakters nur auf geringes Verständniß rechnen konnte. So hat er trotz aller Verehrung, welche ihm die Mitlebenden entgegenbrachten, keinen seiner würdigen Biographen gefunden. Man hat sich begnügt, ihm alle Eigenschaften zuzuschreiben, mit denen man in jenen Tagen das Idealbild eines hohen Geistlichen auszustatten gewohnt war, doch kann man aus diesen erbaulichen Schilderungen nicht viel mehr erschließen, als daß der Gesammteindruck, den er auf die Zeitgenossen übte, ein gleichmäßig günstiger war; in keiner Weise aber geben sie uns das Mittel an die Hand, die zerstreuten Nachrichten zu einem abgerundeten Bilde seiner inneren Persönlichkeit zu verbinden, ebensowenig wie wir eine Anschauung von seiner äußeren zu gewinnen vermögen. Dankbarer hat sich ihm das deutsche Volk erwiesen, das ihn mit Stolz den Seinen nennt und sein Andenken in anmuthiger Sage bis auf den heutigen Tag forterhalten hat.

Die Geschichtschreiber der sächs. Kaiserzeit in Mon. Germ. SS. 3. und 4. Bd. — Ann. Colon. SS. I, 99. — Ann. Wirzib. SS. 2, 242. — Appendix vitae s. Bonifacii SS. 2, 357. — Ann. Ottenbur. SS. 5, 3. — Mariani Scotti Chron. SS. 5, 555. — Chron. Hildesh. SS. 7, 847. — Wolfhere Vita Godehardi SS. 11, 177, 201. — Vita Meinwerci SS. 11, 110—114. — SS. 13, 70, 210, 311, 314. — Ann. Magdeburg. SS. 16, 154. — Ann. s. Disibodi SS. 17, 6. — Chron. Lauresham. SS. 21, 398. — Ekkehardi Casus S. Galli ed. Meyer von Knonau, cap. 89. — N. Archiv 13, 131 und 19, 699. — Chronica minor in SS. 24, 187. — Alberici Trium Fontium Chron. in SS. 23, 775. — Flores temporum in SS. 24, 237. — Libellus de Willigisi consuetudinibus in SS. 15, 743 ff. — Officium Willigisi ed. Guerrier, Moskau 1869. — Gudenus CD. Mogunt. 1, 352 No. 129; 3, 1033 No. 11. — Jaffé-Löwenfeld, Regesta pontif. 1, 490; No. 3784, 3876, 3905, 3917. — Mon. Germ. Diplomata 1. und 2. Bd. (Einleitungen, DO. II. 95, 150, 306; DO. III. 105, 107, 156, 189, 233, 249, 251). — Janicke, UB. des Hochstiftes Hildesheim 1, 45 Nr. 55. — Jaffé, Mon. Moguntina 351—358, No. 20—22. — Will, Regesten d. Mainzer Erzbischöfe XXXVII ff. u. 117 ff. — Leibnitz, Ann. imperii 3. Bd. — Giesebrecht, Gesch. d. d. Kaiserzeit 1. u. 2. Bd. — Hirsch, Jahrb. Heinrichs II. 1. u. 2. Bd. — Hauck, Kirchengesch. Deutschlands 3. Bd. — Offenbeck, De Willigisi Vita, Münster 1859. — Euler, Erzb. Willigis, Progr. von Schulpforta 1860. — Falk in Katholik 1881, 1, 273 ff. — Heinrich Böhmer, Willigis von Mainz, Leipzig 1895. — Sickel, Erläuterungen zu den Diplomen Ottos II. in Mitth. des Instituts für oest. Geschichtsf. Ergänzungsband 2, 77 ff. — Kehr in Hist. Zeitschr. 66, 427 ff. — Uhlirz in N. Archiv 21, 117 ff. — Hölzer, Der Streit um die Nachfolge Ottos II., Ratibor 1895. — Bayer in Forschungen

zur d. Gesch. 16, 178 ff. — Dannenberg, Münzen d. sächs. Kaiserzeit 1, 308. — Specht, Gesch. d. Unterrichtswesens, S. 185 ff. — Wattenbach, Geschichtsquellen[6] 2, 110, 407. — Wattenbach, Schriftwesen[3], S. 335. — Falk, Die ehem. Dombibl. z. Mainz, S. 8. — Werner, Der Dom zu Mainz 1, 239, 494. — Falk, Kunstthätigkeit in Mainz. — Falk in Katholik 1869, 1, 219 ff. u. 1871, 1, 499 ff. — Will, ebd. 1873, 2, 715 ff. Karl Uhlirz.

Willing: Johannes W., reformirter Theologe, geboren 1525, † am 10. Juli 1572. Von seinen in Ravensburg lebenden Eltern zum Priester bestimmt, erhielt er in Waldsee, wo er auch seine Vorbildung empfangen hatte, schon im September 1545 mit Altersdispens die Priesterweihe, entschloß sich aber nach einem Jahre, sich auf das Amt eines evangelischen Geistlichen vorzubereiten und wandte sich nach Zürich, wo sich Bullinger seiner annahm. Von hier sandte ihn der Rath seiner Vaterstadt zur Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg, doch kehrte er schon um Pfingsten 1548 nach Ravensburg zurück. Eine ihm von dem Rathe angetragene Predigerstelle schlug W. aus, weil er sich dem von Ravensburg angenommenen Interim nicht unterwerfen wollte, ging, von allen Mitteln entblößt, wieder nach Zürich, dann nach Bern, Basel und Straßburg, wo ihn ein Ravensburger Landsmann, Pfarrer Johann Lenglin, nicht nur gastfreundlich aufnahm, sondern auch dem Grafen Philipp von Hanau zur Verleihung der Pfarrei in Pfaffenhofen empfahl. Hier wirkte er mehrere Jahre in evangelischem Geiste, bis ihn im Juni 1552 der Ravensburger Rath als Pfarrer in seine Vaterstadt berief. Obwol sich W. stets dagegen verwahrte, daß er ein Zwinglianer sei, und immer erklärte, er bekenne sich zu der Augsburger Confession in ihrem rechten Verstande, wurde er hier bald des Zwinglianismus beschuldigt und im November 1554 entlassen. Im Prättigau in Graubünden fand W. ein neues Amt, kam von da im Juni 1556 nach Reutte bei Ulm und 1559 nach Ulm selbst. Auch hier gelangte aber um diese Zeit das strenge Lutherthum zur Herrschaft und W. mußte nach zwei Jahren weichen, weil er es ablehnte, die Schweizer zu verdammen. Nun fand er in der Pfalz, wo sich Kurfürst Friedrich III. in dieser Zeit dem Calvinismus anschloß, eine Zuflucht und bald als Hofprediger und Mitglied des Kirchenrathes eine ehrenvolle und einflußreiche Stellung. Als solcher begleitete er im April 1566 Friedrich III. zu dem Reichstage nach Augsburg und veröffentlichte die dort von ihm gehaltenen Predigten, wegen deren Inhalt man nicht bloß ihn, sondern auch den Kurfürsten schwer angriff (vgl. Kluckhohn, Briefe Friedrich's des Frommen I, 651, 653 und 655), 1567 zu Heidelberg im Drucke. Auch als Kurfürst Friedrich im November 1566 nach Amberg ging und den mißglückten Versuch machte, in der Oberpfalz seine reformirten Anschauungen zur Geltung zu bringen, hatte er neben Olevian auch W. als theologischen Berather und als Prediger bei sich. Als sich W. jedoch 1569 bei dem Streite über die Kirchenzucht auf die Seite der Gegner derselben stellte, büßte er Friedrich's Vertrauen ein, gab seine Stellung als Hofprediger auf und ging als Pfarrer nach Bretten. Doch hielt Pfalzgraf Joh. Casimir auch ferner noch große Stücke auf W. und zog ihn 1571 an seinen Hof nach Kaiserslautern. Als bald darauf Kurfürst Friedrich III. die seinem Patronate unterstehende Egidienpfarrei in Speier mit einem evangelischen Pfarrer besetzen wollte, übertrug er sie W., welcher im April 1572 dort aufzog, aber schon wenige Monate darnach mit Hinterlassung einer Wittwe und mehrerer unmündiger Kinder starb. Als Theologe wenig bedeutend, ist W. doch wegen seiner zeitweise hervorragenden Betheiligung an den kirchlichen Kämpfen bemerkenswerth.

Vgl. außer den bekannten Werken zur pfälzischen Kirchengeschichte besonders die erwähnten Predigten Willing's auf dem Augsburger Reichstage,

in denen er S. 185 ff. seinen Lebensgang eingehend schildert. Auch einige archivalische Notizen sind verwerthet. Rey.

Williram (Wilram, in latinisirter Form mit doppeltem m), Abt von Ebersberg, Paraphrast des Hohen Liedes, † am 5. Januar 1085. Als Gesippter des Bischofs Heribert von Eichstätt († 1042), der ein Neffe mütterlicherseits des Erzbischofs Heribert von Köln, Sohnes des Grafen Hugo von Worms, war, kam W. jung in das Domcapitel zu Bamberg, wo er das Amt des Scholasters erhielt und ihn die Mönche des Michaelsberges in ihre weitere Brüderschaft aufnahmen. Dann trat er ins Kloster Fulda ein und ging zu Anfang 1048 auf Wunsch des ihm gewogenen Kaisers als Abt nach dem bairischen Ebersberg. Von den Verhältnissen dieses Klosters unbefriedigt, wollte er, natürlich in der nämlichen Stellung, in sein Mutterkloster zurück. Zu diesem Zwecke hat er (1075?) sein noch zu besprechendes Werk Heinrich dem Vierten gewidmet; aber er mußte in Ebersberg ausharren. Hier wurden damals, wol auf seinen Betrieb die Traditions- und Tauschnotizen gesondert zusammengestellt, auch eine Klosterchronik geschrieben. W. selbst benützte zwischen 1059 und 1063 des Bischofs Haimo von Halberstadt Commentar zum Hohen Liede, um eine ähnliche lateinische Erklärung desselben in leoninischen Hexametern zu verfassen. Glücklicherweise hat er seine Vorarbeiten dazu: Uebersetzung des Schrifttextes, Zurechtlegung des Erläuterungsstoffes in deutscher Sprache, mit lateinischen Brocken aus Haimo und anderswoher vermischt, in einer Nebencolumne beigegeben. Diese Vorarbeiten allein sind für uns von erheblichem Werthe. Seinen Zeitgenossen jedoch galt W. als „ausgezeichneter Versemacher“.

Die gesammte Litteratur bis 1884 verzeichnet Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl., I. Bd., S. 29—30.

v. Oefele.

Willisen: Friedrich Adolf Freiherr v. W., königlich preußischer General der Cavallerie, am 11. August 1798 zu Magdeburg geboren und in der Basedow'schen Schule zu Dessau unterrichtet, trat am 1. Mai 1815 beim 27. Infanterieregimente in den Dienst, nahm an den Junikämpfen dieses Jahres in den Niederlanden theil, ward am 25. October 1816 Officier und kam im J. 1823 in den Generalstab, in welchem er verblieb bis er, am 24. April 1838 als Major und Escadronchef in das 3. Dragonerregiment versetzt, zur Cavallerie überging. Inzwischen hatte er sich am 11. November 1834 mit einer Tochter des Generals v. Brause, des früheren Militärgouverneurs Kaiser Wilhelm's I., damals Director der Allgemeinen Kriegsschule, einer Schwester der Gemahlin seines Bruders Wilhelm (s. u. S. 292), verheirathet. Im Jahre 1837 lernte er die Kriegführung der Franzosen in Algerien kennen und wohnte u. a. der Einnahme von Constantine bei. König Friedrich Wilhelm IV., Willisen's großer Gönner, wählte ihn bald nach seiner Thronbesteigung, am 21. October 1840, zum Flügeladjutanten. Aus dieser Stellung kehrte W. am 31. März 1846 in den Frontdienst der Cavallerie zurück und commandirte zunächst das 10. Husarenregiment, ward aber schon am 27. Juli 1848 von dieser Stellung wieder entbunden und zum General à la suite des Königs ernannt, wohnte im Hauptquartiere Radetzky's den Feldzügen der Oesterreicher von 1848 und 1849 in Italien bei, übernahm am 28. August des letzteren Jahres das Commando der 13. Cavalleriebrigade in Münster, vertauschte dieses nach Jahresfrist mit dem der 8. in Erfurt und erhielt am 7. Juni 1856 die 6. Division, von deren Commando er am 8. Juli 1858 auf sein Ansuchen entbunden wurde. Inzwischen war er zum Generallieutenant aufgerückt und seit 1856 auch zum Oberstallmeister des Königs ernannt. Als Preußen am 23. Juli 1862 das Königreich Italien anerkannt hatte, ward er Gesandter am dortigen Hofe. Der

Eintritt in die Diplomatie beendete Willisen's wechselvolle Laufbahn. Er starb in dieser Stellung, am 17. März 1863 zum General der Cavallerie befördert, am 24. August 1864 zu Genzano im Albanergebirge an der Malaria.

W., in der Oeffentlichkeit, um ihn von seinen beiden Brüdern, welche gleich ihm Officiere waren, zu unterscheiden, meist mit dem in der Taufe ihm nicht beigelegten Namen „Eduard" und einem hinzugefügten nicht gerade schmeichelhaften Beiworte bezeichnet, war unter König Friedrich Wilhelm IV. eine gewichtige Persönlichkeit, die auf sehr verschiedenen Gebieten ihren Einfluß äußerte. Vor mancherlei Neuerungen, welche er dem preußischen Heere zugedacht hatte, blieb dieses zu seinem Glücke bewahrt. Sie stammten aus Frankreich, für dessen Einrichtungen W. eine große Vorliebe hatte. Zuerst war es die Einführung der mit dem Namen des Stallmeisters Baucher, eines Cirkuskünstlers, bezeichneten Art und Weise Pferde zuzureiten, eines trügerischen Blendwerkes; dann folgten, als die Früchte einer im J. 1855 von W. nach Frankreich unternommenen Reise, der Vorschlag, nach dortigem Muster an Stelle von Truppenübungen in wechselndem Gelände die Ausbildung in stehenden Lägern treten zu lassen, und das Verlangen, das seit 1848 in der Ausgabe begriffene Zündnadelgewehr durch eine Umarbeitung der vorhandenen glatten Infanteriegewehre in gezogene zu ersetzen, wie es die französische Heeresverwaltung nach den Angaben des Capitän Minié gethan hatte. Die Verwirklichung beider Vorschläge wurde durch den damaligen Prinzen von Preußen abgewendet (vgl. Militärische Schriften Kaiser Wilhelm's des Großen, 2. Bd., Berlin 1897). Der erstere ward ohne große Schwierigkeiten erledigt, der andere aber wurde erst nach heftigen Kämpfen, an denen der König sich persönlich in Willisen's Sinne betheiligte, und unter Abschwächung der von dessen Widersachern aufgestellten Forderungen, zu Gunsten des Zündnadelgewehres entschieden und keineswegs ist ausgeschlossen, daß das preußische Heer ohne diese Waffe in die Einigungskriege eingetreten wäre, wenn nicht die Erkrankung des Königs dessen Nachfolger in der Regierung die Macht verliehen hätte, die von ihm stets und mit aller Ueberzeugung vertretene Fortsetzung der Ausrüstung mit derselben Waffe zu befehlen. Des Prinzen von Preußen Wege hatte W., damals noch Major und Flügeladjutant, bereits im J. 1843 gekreuzt, als der König diesem auftrug, ein Exercierreglement für die Cavallerie zu bearbeiten, während der Prinz von Preußen an der Spitze einer für Cavallerieangelegenheiten berufenen Commission stand, zu deren Geschäftsbereiche jene Arbeit gehört hätte. Auch zum Zwecke der Reorganisation des Heeres verfolgte W., von dem es im Heere hieß, daß er wie Baucher schösse und wie Minié ritte, seine eigenen Pläne, die aber nur eine akademische Bedeutung erlangt haben.

Den Glauben an Baucher und seine Künste theilte mit ihm Willisen's ältester Bruder, Karl Freiherr v. W., geboren am 21. December 1788, † am 22. April 1873 als Generallieutenant außer Dienst, welcher auf dem Titelblatte des von ihm übersetzten Buches „Methode der Reitkunst nach neuen Grundsätzen von F. Baucher" (Berlin 1843) sich „einen Ueberzeugten" nennt, das Vorwort aber mit seinem Namen und als Commandeur des 7. Cürassierregiments unterzeichnet. B. Poten.

Willisen: Karl Georg Gustav Freiherr v. W., königlich preußischer General der Cavallerie, am 19. October 1819 zu Breslau geboren und im Cadettencorps erzogen, ein Sohn des Generals Karl v. W. (s. oben), wurde am 5. August 1837 zum Portepeefähnrich, am 6. März 1838 zum Secondlieutenant im 7. Cürassierregimente ernannt, besuchte von 1844 bis 1846 die Allgemeine Kriegsschule und ward alsdann, mit Ausnahme einer sechsmonatlichen Unterbrechung im Jahre 1858/59, während deren er eine Escadron im 2. Dragonerregimente befehligte, in Adjutantur- und Generalstabsstellungen ver-

wendet; im Sommer 1864 befand er sich als Generalstabsofficier der 13. Infanteriedivision auf dem Kriegsschauplatze in den Elbherzogthümern und wohnte dem Uebergange nach Alsen bei. Am 4. Januar 1866 trat er als Oberstlieutenant an die Spitze des Neumärkischen Dragonerregimentes Nr. 3, mit welchem er an den Cavalleriekämpfen der Schlacht von Königgrätz einen hervorragenden, aber verlustreichen Antheil hatte. Den Krieg von 1870 machte Oberst v. W. bis zum Anfange des Winters bei seinem Regimente mit, welches der 3. Infanteriedivision als Divisionscavallerie beigegeben war, am 23. November aber wurde er mit dem Commando der großherzoglich badischen Cavalleriebrigade beauftragt. In dieser Stellung vielfach, zur Lösung besonderer Aufgaben, an die Spitze gemischter Truppenabtheilungen berufen, nahm er unter Werder an den Ereignissen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze theil, kehrte, durch Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Classe ausgezeichnet, heim und wurde bei dem alsbald erfolgenden Eintritte der badischen Truppen in den Verband des preußischen Heeres zum Commandeur der 28. Cavalleriebrigade in Karlsruhe ernannt, eine Stellung, welche er, seit 1871 Generalmajor, am 7. December 1875 mit der an der Spitze der 28. Division vertauschte. Seit 1876 Generallieutenant wurde er am 23. November 1882 zum Gouverneur von Berlin ernannt und ist als solcher, nachdem er am 20. September 1884 zum General der Cavallerie aufgerückt war, am 24. Juli 1886 gestorben. Während des letzten Abschnittes seiner Dienstzeit war er verschiedentlich zur Mitarbeiterschaft an Vorschriften für seine Waffe und zur Leitung größerer Uebungen derselben berufen gewesen.

Militär-Wochenblatt Nr. 63, Berlin 1886. B. Poten.

Willisen: Karl Wilhelm v. W., königlich preußischer Generallieutenant, am 30. April 1790 zu Staßfurt geboren, kam im J. 1804 aus dem Cadettencorps als Gefreiter-Corporal zum Infanterieregimente Herzog von Braunschweig Nr. 21, ward am 30. Januar 1806 Fähnrich, als solcher in der Schlacht von Auerstädt am 14. October 1806 schwer verwundet und am 20. October 1807 bei der nach dem Frieden von Tilsit vorgenommenen Verringerung des Heeres „dimittirt“. Er studirte nun in Halle, schloß sich 1809 der Schill'schen Schar an, nahm mit dieser an dem Gefechte von Dodendorf theil und ging dann in österreichische Dienste, in denen er als Lieutenant bei einem Jägerbataillone Aufnahme fand, aber im Generalstabe verwendet wurde und bei Wagram focht. Nach einer anderen Angabe soll er auch am 22. August 1808 zum Souslieutenant im sächsischen Chevaulegersregimente Polenz ernannt sein. Nach Abschluß des Friedens von Schönbrunn (14. October 1809) in die Heimath beurlaubt, wurde er 1811 zu Teutschenthal bei Halle, wo er sich im Hause von Verwandten aufhielt, durch westfälische Gendarmen als dienstpflichtiger Unterthan verhaftet und zu Kassel auf dem Kastell gefangen gehalten. Erst im Spätsommer 1813 gelang es ihm zu entkommen, ein kühner Sprung befreite ihn, unter mancherlei Gefahr und Mühsal erreichte er die preußischen Truppen. Nachdem er seine Entlassung aus dem österreichischen Dienste erhalten hatte, ward er am 18. September in Preußen als Premierlieutenant und Brigadeadjutant angestellt und am 20. December zum Generalstabe commandirt. Die Feldzüge von 1813 und 1814 machte er beim schlesischen Heere, den von 1815 in Blücher's Hauptquartiere, den letzteren als Capitän, mit, für Auszeichnung beim Sturme auf Namur erhielt er das Eiserne Kreuz 1. Classe, als dessen Ehrensenior er gestorben ist. Nach Friedensschluß im Generalstabe verblieben und auch als Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule verwendet, legte er hier seinen Vorträgen ein von ihm ausgearbeitetes „System der Kriegführung“ zu Grunde, aus welchem später, als nach Clausewitz' Tode dessen Werke im Druck erschienen waren, die namentlich durch Decker und Pönitz (Pz.) heftig angegriffene „Theorie des großen

Krieges angewendet auf den russisch-polnischen Feldzug 1831" hervorging (Theil 1 und 2, Berlin 1840). W. vertritt die Ansicht, daß die Kriegswissenschaft sich von Grund auf von gegebenen, unveränderlich feststehenden Daten aus entwickeln lasse, während Clausewitz sie als ein Ergebniß der Erfahrung betrachtet. Aufsätze über den nämlichen Feldzug, welche er im Militär-Wochenblatte veröffentlicht hatte (Jahrgang 1832: Beiträge zu dem russisch-polnischen Feldzuge 1831; Zur Schlacht von Grochow; Ostrolenka; Erstürmung von Warschau) und welche seine Lehren, indem sie die russische Kriegführung bloßstellten, bestätigten, verbunden mit freisinnigen Aeußerungen über militärische und politische Angelegenheiten, zogen ihm vorübergehend die Ungnade des Königs zu, verschafften ihm dagegen den Ruf eines hervorragenden Strategen. Er gehörte damals zum Generalstabe des vom Prinzen Wilhelm von Preußen, nachmals Kaiser Wilhelm I., befehligten III. Armeecorps, wurde aber 1832 als Chef des Generalstabes zum V. Armeecorps versetzt, an dessen Spitze General v. Grolman (s. A. D. B. IX, 715) stand, und eignete sich in diesem Verhältnisse eine genaue Kenntniß der Provinz Posen und eine große Vorliebe für die Polen an. Als Oberst wurde er am 24. April 1841 zum Commandeur der 3. Infanteriebrigade zu Stettin, als solcher am 7. April 1842 zum Generalmajor und zum Commandeur der 11. Landwehrbrigade zu Breslau ernannt.

Die Ereignisse des Jahres 1848 führten ihn in ganz andere Verhältnisse. In Erfüllung eines von der aus Posen nach Berlin entsandten polnischen Deputation, welche verlangte, daß die politischen Verhältnisse ihrer Heimath auf nationaler Grundlage ganz neugestaltet würden, vorgetragenen Wunsches ward W. am 24. März zum königlichen Commissarius für die Provinz Posen und zum Vorsitzenden einer zur Ausarbeitung von Vorschlägen für diesen Zweck zusammenzuberufenden, aus Mitgliedern beider Nationalitäten zu bildenden Commission ernannt. Die Polen waren seiner Sympathie sicher und rechneten darauf in ihm ein williges Werkzeug für die Verwirklichung ihrer auf völlige Loslösung der Provinz von den übrigen Theilen des preußischen Staatsverbandes hinzielenden Bestrebungen zu finden. Eine vom Staatsministerium am 4. April ihm ertheilte Instruction wies W. an zuvörderst auf Herstellung von Ruhe und Ordnung hinzuwirken, ermächtigte ihn sodann aber zu weitgehenden Zugeständnissen. Am 5. April langte er in Posen an. Am 6. richtete er seine erste Ansprache an die „Einwohner des Großherzogthums", welche die deutsche Bevölkerung in große Aufregung versetzte, die polnische nicht voll befriedigte; die ihm gestellte Aufgabe, zunächst den Gesetzen Achtung zu verschaffen, ließ er unerfüllt, die Angriffe der Polen auf die deutsche Bevölkerung, denen er entgegentreten sollte, dauerten fort und die militärischen Befehlshaber schickten sich alsbald an, ohne Rücksicht auf W., mit bewaffneter Hand Ruhe und Ordnung herzustellen, womit sie am 9. Mai zu Ende kamen. W. erlebte diesen Tag nicht mehr in seiner Stellung, er hatte sich derselben nicht gewachsen gezeigt und war bereits in der Nacht vom 18./19. April nach Berlin zurückgereist; am 4. Mai traf der zu seinem Ersatze bestimmte General Ernst v. Pfuel (siehe A. D. B. XXV, 705) in Posen ein, um die durch eine Allerhöchste Cabinetsordre vom 26. April genehmigte Scheidung der Provinz in einen polnischen und in einen deutschen Theil vorzunehmen. Willisen's ganz verfehlte Amtsführung verwickelte ihn in einen Federkrieg mit dem damaligen Major im Generalstabe v. Voigts-Rhetz (s. A. D. B. XL, 216), seine eigene Handlungsweise hat er in „Akten und Bemerkungen über meine Sendung nach dem Großherzogthum Posen im Frühjahr 1848" (Berlin 1849) zu rechtfertigen gesucht.

W. ward ob seiner Haltung von den Deutschen und namentlich von der sogenannten Militärpartei, welche mit den im März 1848 geschaffenen Zuständen

nicht einverstanden war, auf das heftigste angefeindet, König Friedrich Wilhelm IV. aber entzog ihm seine Gunst nicht, W. ward am 25. Juli zu den Officieren von der Armee versetzt und das Ministerium Auerswald übertrug ihm alsbald Sendungen in das Ausland: nach Paris, wo er dahin wirken sollte, daß Frankreich den preußischen Plänen für die Neugestaltung Deutschlands keine Hindernisse in den Weg lege, nach Wien, zu Jellačić nach Kroatien und nach Italien. Hier befand er sich auch im Frühjahre 1849 und sah die sardinischen Kriegsvorbereitungen, unmittelbar darauf begab er sich in das österreichische Heerlager zu Radetzky, woraus ihm ein schwerer Vorwurf gemacht wurde. Die Kenntniß von den Vorgängen des Feldzuges von 1848, die er in nächster Nähe der Ereignisse und durch Theilnahme an denselben erworben, hat er verwerthet, um unter dem Titel „Der italienische Feldzug des Jahres 1848“ (Berlin 1849) seinem Werke über die Theorie des großen Krieges einen dritten Theil hinzuzufügen. Da er sich seit längerer Zeit bei den verfügten Beförderungen zurückgesetzt sah, hatte er um seine Verabschiedung gebeten und war am 19. April 1849 als Generallieutenant mit Pension zur Disposition gestellt. Als er sich in dieser Stellung befand, suchte ihn im Februar 1850 zu Paris Rudolf Schleiden auf, welcher die Sache Schleswig-Holsteins bei der französischen Regierung betrieb, und machte ihm den Antrag an Stelle des scheidenden Bonin den Oberbefehl des Heeres der Elbherzogthümer in dem gegen Dänemark zu gewärtigenden Kriege zu übernehmen. W. war schon im Herbst 1849 für diese Verwendung in Aussicht genommen gewesen; Erkundigungen, welche man damals über seine Befähigung eingezogen hatte, waren jedoch theilweise sehr ungünstig ausgefallen, Viele unter den Befragten hatten ihm Thatkraft und Charakter abgesprochen, während Andere ihn für einen hervorragenden Heerführer erklärten und daher hatte die Statthalterschaft von Unterhandlungen zunächst abgesehen. Jetzt nahm sie dieselben von neuem auf und gestand die von W. gestellten Bedingungen ohne weiteres zu. Sie lauteten: Gehalt des preußischen Generallieutenants im activen Dienste; eintretenden Falles Gewährung der in Preußen aufgegebenen Pension; Vermehrung der Truppen in dem Umfange, daß 30 000 Mann sofort in das Feld rücken können; Bereitstellung der für eine sechsmonatliche Kriegführung erforderlichen Geldmittel; fortlaufende Kenntniß von den politischen Absichten der Statthalterschaft. W. erwirkte nun seine Entlassung aus dem preußischen Militärverhältniß, welche am 18. April 1850 unter Streichung seines Namens in der Liste der mit Pension verabschiedeten Officiere bewilligt wurde. Schon am 8. d. M. war er in Rendsburg angelangt und hatte alsbald seine neue Stellung angetreten.

Er fand ein tüchtiges, zweckmäßig organisirtes und gut ausgebildetes, in zwei Feldzügen an den Krieg gewöhntes Heer vor, welches freilich durch den Abgang zahlreicher preußischer Officiere gerade damals eine empfindliche Einbuße an seinem inneren Gehalte erlitt, aber, statt mit diesem, wie es war, den nahe bevorstehenden Kampf aufzunehmen, führte er Neuerungen ein, die, wenn sie auch Verbesserungen sein mochten, in diesem Augenblicke nicht anders als schädlich wirken konnten. Es waren namentlich eine grundlegende Aenderung der Infanterietruppenverbände und die Einführung der zweigliedrigen Stellung statt der dreigliedrigen. Die letztere Anordnung machte das Exercierreglement zum großen Theile unbrauchbar, ohne daß ein neues zum Ersatze desselben vorhanden gewesen wäre. Seine beiden ersten Gehülfen, der Chef des Generalstabes von der Tann (s. A. D. B. XXXVII, 347) und der Sous-Chef Major Wyneken (s. d.), waren wenig geeignet ihren General wirksam zu unterstützen.

Am 2. Juli schloß Preußen seinen Frieden mit Dänemark, am 13. rückte W. in das Herzogthum Schleswig ein. Er that es widerwillig, erst ein

Befehl der Statthalterschaft nöthigte ihn dazu und am 18. knüpfte er von der Stadt Schleswig aus auf eigene Hand Unterhandlungen mit dem dänischen Obergeneral v. Krogh an, durch welche er den Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhüten suchte. Trotzdem kam es zu solchen. Am 25. Juli wurde die Schlacht bei Idstedt geschlagen. W. verfügte über 27 000 Mann, die Dänen waren fast 38 000 Mann stark. Die Schleswig-Holsteiner erwarteten ihre Gegner in einer bei Idstedt, zwischen Schleswig und Flensburg, vorbereiteten Stellung, aus der sie jedoch am Kampftage auch angriffsweise vorgingen; die Dänen verfuhren von vornherein offensiv. Der in der Frühe des Morgens begonnene Kampf schwankte, abwechselnd hielt sich eine jede der beiden Parteien für geschlagen, um Mittag aber waren die deutschen Aussichten entschieden sehr günstige, da ließ sich W., durch theilweise Mißerfolge entmuthigt und schon seit einigen Stunden planlos, von Wyneken zum Abbrechen des Gefechtes und zum Rückzuge bestimmen. Unverfolgt langte er bei Rendsburg an. Es begann nun ein Zeitabschnitt des Schwankens und der Unschlüssigkeit, durch welche alles thatkräftige Vorgehen verhindert wurde. Erst das dringende Verlangen der Statthalterschaft veranlaßte W., wieder etwas zu unternehmen. Es geschah durch einen mißlungenen Angriff auf den Brückenkopf von Missunde am 12. September. Kurz vorher hatte die Statthalterschaft ihn wegen eines seine Handlungsweise vertretenden, im Hamburger Correspondenten veröffentlichten Aufsatzes, in welchem sie eine Kritik ihrer eigenen Haltung fand, entlassen wollen; W. hatte damals eingelenkt. Der Gang jenes Gefechtes bewies von neuem, daß nicht Mangel an persönlicher Tapferkeit ihn abhielt dem Feinde energisch zu Leibe zu gehen, aber es fehlten ihm Entschiedenheit und festes Wollen, Selbstvertrauen und moralischer Muth. — Wiederum folgte eine Zeit der Planlosigkeit und Unthätigkeit bis W., durch die Statthalterschaft getrieben, sich zu dem Versuche entschloß, das nach der Idstedter Niederlage freiwillig aufgegebene Friedrichstadt wiederzuerobern. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich, die zum Theil unter Willisen's Augen unternommenen Sturmversuche wurden durch die dänische Besatzung blutig abgeschlagen, unverrichteter Sache kehrte der General am 5. October nach Rendsburg zurück. Jetzt war seine Kraft ganz gebrochen, sein Vertrauen auf die Armee völlig dahin, und mit Recht war er überzeugt, daß Schleswig-Holsteins Sache nicht durch die Waffen ausgetragen werden würde, aber er selbst hatte das Seinige dazu gethan die Hoffnung auf eine solche Entscheidung zu vereiteln. Als die Statthalterschaft darauf drang, daß sie herbeigeführt und der Feind ernstlich angegriffen werden solle, und daß, wenn W. sich dazu nicht bereit erkläre, seinem Ausscheiden entgegengesehen würde, reichte er am 7. December sein Entlassungsgesuch ein. Noch am nämlichen Tage ward dasselbe bewilligt. Von Niemand vermißt und von Wenigen bedauert kehrte W. in seine Heimath zurück. Am 11. October 1861 verlieh König Wilhelm ihm von neuem die aufgegebene Pension, welche Schleswig-Holstein nicht zahlen konnte. Mit seinem Rücktritte vom Commando schied W. aus dem öffentlichen Leben, war aber ab und an noch schriftstellerisch thätig, indem er eine Arbeit „Ueber große Landesvertheidigung oder Festungsbau und Heerbildung“ (Berlin 1860) herausgab und als einen vierten Band seiner Theorie des großen Krieges „Die Feldzüge der Jahre 1859 und 1866“ (Leipzig 1868) erscheinen ließ. — Er lebte zunächst auf Reisen, nahm alsdann seinen bleibenden Wohnsitz zu Dessau und ist dort am 25. Februar 1879 gestorben. Er war zwei Mal verheirathet; zuerst mit einer Tochter des schon als Schwiegervater seines Bruders Friedrich Adolf genannten Generals v. Brause, alsdann seit 1867 mit einer Schwester des späteren Reichskanzlers Grafen Caprivi, hat aber keine Kinder hinterlassen.

Ueber Willisen's Persönlichkeit und Eigenart äußern sich drei Gewährsmänner in nachstehender Weise: Feldmarschall Graf Moltke, welcher sein Schüler war und mit ihm dem Generalstabe angehörte, schreibt: „W. ist unstreitig ein geistreicher und tüchtiger Mann, aber er ist ein Theoretiker"; General Heinrich v. Brandt, welcher im J. 1829 unter seiner Leitung an einer Generalstabsübungsreise theilnahm, urtheilt: „W. hatte ein freimüthiges Wesen, trotz seiner barsch scheinenden Haltung eine gewisse Gutmüthigkeit und ein bedeutendes Talent Verwicklungen zu beherrschen. Sein unerbittlicher Menschenverstand, die Feinheit seines Geistes, dabei ein gewisser Hochmuth und Stolz, ließen ihn sich auf dieser Reise öfter wohl zu einem Betragen gegen Lützow (einen seiner Unterleiter; A. D. B. XIX, 722) hinreißen, das ganz nahe an eine Art Ironie streifte und ihn fast aus der Gesetzlichkeit heraustreten ließ"; Theodor v. Bernhardi berichtet an Ludwig Tieck, nachdem er Willisen's Bekanntschaft gemacht hat: „Von W. bin ich nicht sehr erfreut. Sollte er jemals Einfluß auf die Leitung eines deutschen Heeres gewinnen, so wäre dies ein großes Unglück. Er verhält sich zu unserer Zeit gerade so wie Phull und Massenbach zu der ihrigen und wäre also gerade der rechte Mann dazu solche Tage wie die von Jena und Prenzlau wieder heraufzuführen". — W. war ein Mann von Geist und Herz, kenntnißreich und wohlwollend, aber ohne festes Wollen und praktische Beanlagung.

v. Löbell's Jahresberichte über Veränderungen und Fortschrittte im Militärwesen für 1879, Berlin. — R. Hepke, Die polnische Erhebung und die deutsche Gegenbewegung in Posen, Berlin 1848. — Generallieutenant von Willisen und seine Zeit, Stuttgart 1851 (vom schleswig-holsteinischen Garnisonauditeur Lüders, einem Widersacher des Generals). B. Poten.

Willkomm: Ernst Adolf W., Schriftsteller, wurde am 10. Februar 1810 als Sohn des Pfarrers Karl Gottlob W. in Herwigsdorf bei Zittau geboren. In seine ersten Kinderjahre, von denen er selbst interessante Mittheilungen gibt, drang noch der Lärm der Napoleonischen Kriege hinein, der 1813 sogar sein Heimathdorf berührte und die Familie zwang, vorübergehend in Zittau bei den Großeltern mütterlicherseits Schutz zu suchen. Den ersten Unterricht ertheilte ihm und seinem um zwei Jahre älteren Bruder der Vater selbst, ein ernster, schweigsamer, pflichttreuer Mann und humaner Geistlicher, durch dessen düstern Ernst der nervöse Knabe leicht eingeschüchtert wurde, während er sich an die Mutter, eine heitere, joviale Natur, die oft Geschichten erzählte, leichter anschloß. Während der Bruder mit Fleiß und Ausdauer die Schriftsteller des Alterthums studirte, wurde Ernst wenig von diesen Sachen gefesselt und machte sich lieber mit dem landwirthschaftlichen Betriebe vertraut. Aber er war von Natur schwächlich und nervös, sodaß die bäuerlichen Erzählungen von Hexen, Gespenstern und anderem Spuk stark auf seine Einbildungskraft wirkten und ihm sogar ein heftiges Nervenfieber zuzogen, dessen Folgen, Nervenschwäche und Schlaflosigkeit, ihn körperlich sehr herunterbrachten. Ostern 1822 wurde er in die Untertertia des Gymnasiums zu Zittau aufgenommen und bezog 1830 die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Auch hier, wo W. mit den Schriftstellern des jungen Deutschlands, besonders mit Herloßsohn, Böttger, Gutzkow und Kühne in engeren Verkehr trat, war er noch sehr nervenleidend, zeitweise bis zum Somnambulismus. Als ihn die Rechtswissenschaft nicht mehr befriedigte, wandte er sich der Philosophie und Aesthetik zu und begann auch schon in diesen Jahren seine schriftstellerische Thätigkeit. Als deren erste Früchte sind zu nennen: die Novelle „Julius Kühn" (2 Bücher, 1833), die kleine Gedichtsammlung mit dem Titel „Buch der Küsse" (1834), in der 33 Küsse, vom Lebenskuß bis zum Todeskuß, in sentimentaler Reflexion, nicht ohne Phantasie, Decenz und Anmuth im Ausdruck besungen werden, das

fünfactige Trauerspiel „Herzog Bernhard von Weimar“ (1834), das von den Zeitgenossen als das Werk eines frischen, selbständigen Talentes gerühmt wird, wie auch seine blühende, bilderreiche Sprache besondere Anerkennung findet, und das aus drei fünfactigen Theilen bestehende dramatische Gedicht „Erich XIV., König von Schweden“ (1834), eine offenbar viel zu breit angelegte Dichtung, die zwar einige echt dramatische Scenen voll Kraft und guter Wirkung hat, deren Verse, fünffüßige Jamben, aus einer reichen Dichterader geflossen, aber doch oft recht holpricht sind, und deren Sprache, obgleich prägnant und kräftig, etwas geschraubtes hat, sodaß sie selbst schon damals als zu sententiös empfunden wurde.

W. blieb auch nach Vollendung seiner Studien zunächst in Leipzig und gab hier von 1837—39 mit Alexander Fischer (s. A. D. B. VII, 49) die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater“ heraus, für die er selbst einige warme und scharf geschriebene dramaturgische Aufsätze und Kritiken sowie einige Scenen aus einer historischen Tragödie „Heinrich der Finkler“ lieferte. Nachdem W. in den Jahren 1845 und 1846 Italien besucht hatte, wovon seine „Italienischen Nächte“ (2 Bde., 1847) Zeugniß ablegen, ging er nach Norddeutschland und nahm 1849 als Berichterstatter am Feldzug in Schleswig theil. Noch in demselben Jahre übernahm er dann die Leitung der „Lübecker Zeitung“, von der er jedoch bereits 1852 wieder zurücktrat. In Lübeck hatte er sich auch am 1. October 1850 mit Anna Marie Christine Rosendahl aus Flensburg vermählt, einer trefflichen Frau, die sich mit einigen Jugendschriften litterarisch versucht hat und ihm vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen schenkte. 1852 siedelte W. nach Hamburg über und war hier von 1853—57 für den unterhaltenden Theil der Zeitschrift „Jahreszeiten“ und das Feuilleton des „Hamburgischen Correspondenten“ thätig. Eine sichere, feste Stellung anzunehmen war ihm bei seinem starren, eigenwilligen Charakter unmöglich; er sträubte sich gegen jede bindende Verpflichtung und konnte sich keinem fremden Willen beugen. So kam es, daß er, um die schweren pecuniären Sorgen, die ihn zu Zeiten unsäglich drückten, einigermaßen zu lindern, sein Dichtertalent nicht allein der Kunst widmen konnte, sondern zum Broterwerb ausnutzen mußte und sich gezwungen sah, ohne große Scrupel rasch und viel zu produciren. Diese Sorgen und quälendes Heimweh veranlaßten ihn einige Jahre später in seine Heimath zurückzukehren, wo er sich nun in Bernstadt niederließ, bis die spießbürgerlichen Verhältnisse dieser kleinen Landstadt den hochstrebenden Mann so gewaltig niederdrückten, daß er sich entschloß, wieder nach Hamburg zu ziehen, wo er sich seit 1859 durch Aufnahme von Pensionären in sein Haus ein auskömmliches Einkommen sicherte. Er wurde Hamburger Bürger und lebte sich dort so ein, daß er förmlich für das Leben und Treiben der mächtigen Hansestadt schwärmte, wie denn auch einige seiner besten Romane („Die Familie Ammer“ und „Rheder und Matrose“) diesen Eindrücken ihre Entstehung verdanken. Nach dem Tode seiner Gattin, die 1880 starb, zog er zu seiner älteren Schwester nach Zittau. Wenn er auch, außer den nur langsam fortschreitenden, sehr ausführlichen, aber auch viel culturgeschichtlich Interessantes enthaltenden „Jugenderinnerungen“ (erschienen als Fragment Leipzig 1887) in den späteren Jahren nichts mehr geschrieben hat, so war doch der stattliche Mann mit dem lang herabwallenden, weißen Barte und der scharf gebogenen Nase bis zu seiner letzten Stunde geistig frisch und ein anregender Gesellschafter, der sich freilich als eingefleischter Republikaner mit dem Gange der deutschen Politik nie recht befreunden konnte. Er starb in Zittau am 24. Mai 1886.

In Willkomm's litterarischer Thätigkeit, die in mehr als 100 Bänden zum Ausdrucke gekommen ist, kann man nicht unschwer fünf Perioden unterscheiden. Der ersten gehören die schon genannten Jugendwerke an, von denen besonders

die beiden Dramen ihn als Nachahmer unserer classischen Dichter und Shakespeare's zeigen; die zweite wird vornehmlich durch zwei Werke, „Die Europamüden" (2 Bde., 1838) und „Lord Byron" (3 Bde., 1839) charakterisirt. In jenem reflectirt er mit einem Ernste, der oft dem Lächerlichen sehr nahe ist, über die extremsten Forderungen des Jungen Deutschland, redet von mißverstandener Civilisation, verkannter Glaubenslehre und boshaft verdrehten Menschenrechten und schafft Gestalten, die zum Theil reine Caricaturen verständiger Menschen sind, überspannte Phantasten, deren Ueberspanntheit in einem übertriebenen Pessimismus wurzelt und alles Heil für die Zukunft Europas von Amerika erhofft. In seiner Nachschrift sagt er selbst darüber: „Ich habe ein Bild großer Lebensschmerzen, kein Kunstwerk schreiben wollen". In „Lord Byron", einem Lebensbilde des Dichters in einzelnen Novellen, zeigt sich, wenigstens in seinen besten Theilen, die mit glühender Phantasie geschrieben sind, wie sonst fast nirgends bei W. die Fähigkeit, kurz und scharf zu charakterisiren, die Sprache ist oft schwungvoll und bilderreich, während sich sonst bei ihm eher etwas Trockenes und Nüchternes bemerkbar macht. Sind diese beiden Werke in ihrem Gehalte, ihrer Darstellung und Stilisirung auch so gewaltig von einander verschieden, so gehören sie doch beide jener Zeit und Lebensauffassung an, die W. mit dem Jungen Deutschland verband. In den vierziger Jahren hat er sich dann an historische und sociale Stoffe gewagt, aber auch hier durch breite Reflexionen das künstlerische Gefüge seiner Erzählungen stark beeinträchtigt. Besseres leistete er in dieser Zeit mit seinen Skizzen aus dem Volksleben (wie „Grenzer, Narren und Lotsen", „Wanderungen an der Nord- und Ostsee", „Im Walde und am Gestade") und mit seinen „Sagen und Märchen aus der Oberlausitz" (1845), die in einfacher, schlichter Sprache erzählt sind, allerdings zuweilen auch durch die romanartigen Ausschmückungen aus Willkomm's eigener Phantasie nicht ganz den natürlichen, volksthümlichen Charakter tragen wie z. B. die Grimmschen Märchen. Seiner folgenden Schaffensperiode gehören dann die schon erwähnten Hamburger Romane an, die zwar zu den besten Erzeugnissen seiner Muse zu rechnen sind, spannende Handlung und eine gewisse realistische Charakterisirung der Personen aufweisen, aber doch auch wieder an seinem unverbesserlichen Fehler, zu breiter Ausführung und zu weitläufigen Betrachtungen kranken. Und daran leiden ebenso auch die Romane seiner letzten dichterischen Thätigkeit, die wol zu seinen schwächsten gehören und den allgemeinen Typus der Romanwaare der sechziger Jahre widerspiegeln, bei denen eine bewegte und verwickelte Handlung die Hauptsache ist und auch vom Dichter als Hauptsache angesehen wird, während er mit den Mitteln, die Handlung spannend zu erhalten nicht eben wählerisch ist, das Unwahrscheinlichste als das Effectvollste herbeizieht und die Charaktere meist höchst oberflächlich abthut. Man kann bedauern, daß W. sich in seinem Schaffen nicht zu beschränken wußte oder vielmehr sich gezwungen sah, zum Broterwerb möglichst viel zu schreiben; denn er hatte wol eine tüchtige Anlage, etwas besseres zu leisten. Eine vollständige Aufzeichnung seiner Schriften, denen nur noch ein „Handbuch für Reisende im Riesengebirge" (1853) und die Novelle „Das gefährliche Vielliebchen" (1879) hinzuzufügen sind, gibt die 4. Auflage von Brümmer's Dichterlexikon.

Für viele der hier mitgeiheilten Einzelheiten aus seinem Leben bin ich verschiedenen Verwandten Willkomm's zu Danke verpflichtet.

Max Mendheim.

Willkomm: Moritz W., Botaniker, geboren zu Herwigsdorf bei Zittau am 29. Juni 1821, † zu Schloß Wartenberg in Böhmen am 26. August 1895. Im elterlichen Pfarrhause erhielt W. den vorbereitenden Unterricht und ging dann auf das Zittauer Gymnasium über, welches er nach siebenjährigem Besuche

1841 mit dem Zeugniß der Reife verließ, um auf der Universität Leipzig Medicin und Naturwissenschaften zu studiren. Für letztere und insbesondere für Botanik hatte er schon frühzeitig Neigung gefaßt und sie durch häufige Excursionen in die heimathlichen Berge und in das Riesengebirge bethätigt. Hierbei war ihm der Lichenologe Flotow ein treuer Berather. Auch während seines Leipziger Aufenthaltes genoß W. das Wohlwollen des Directors des botanischen Gartens O. Kunze, der ihn zu seinem Assistenten erwählte. Als W. infolge seiner Parteinahme für die Ziele der deutschen Burschenschaft noch vor Abschluß seiner Studien Leipzig zu verlassen gezwungen wurde, war es wiederum Kunze, welcher ihn zu einer wissenschaftlichen Reise über die Schweiz und Frankreich nach Südspanien veranlaßte, wozu die Mittel durch hochherzige Gönner der Botanik bereitgestellt wurden. Durch diese Reise wurde für W. die Richtung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit entschieden. Die Erforschung der iberischen Halbinsel blieb die Hauptaufgabe seines Lebens und der Gegenstand seiner wichtigsten Publicationen. Noch zwei Mal weilte W. in diesem Lande. Das zweite Mal schon 1850 und das letzte Mal, wobei neben wissenschaftlichen auch gesundheitliche Rücksichten maßgebend waren, 1873. Nach der Rückkehr von seiner ersten, zwei Jahre währenden Forschungsreise, im J. 1846, setzte W. in Leipzig seine naturwissenschaftlichen Studien fort, welche er durch seine 1850 erfolgte Promotion zum Dr. phil. zu einem vorläufigen Abschluß brachte. Schon zwei Jahre darauf habilitirte er sich an derselben Universität zum Privatdocenten der Botanik auf Grund einer Abhandlung: „Die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel und deren Vegetation“ und wurde 1855 zum außerordentlichen Professor und Custos des Universitätsherbariums ernannt. Bald darauf berief ihn jedoch die sächsische Regierung als Professor der organischen Naturgeschichte an die Forstakademie zu Tharand. Hier lehrte er bis 1868, in welchem Jahre er einem Rufe nach Dorpat folgte zur Uebernahme des Lehrstuhls für Botanik und der Direction des botanischen Gartens. Schließlich vertauschte er auch diese Stellungen mit den entsprechenden an der deutschen Universität zu Prag, wohin er im Beginn des Jahres 1874 übersiedelte. Nach fast zwanzigjähriger segensreicher Wirksamkeit daselbst trat er 1893 in den Ruhestand, den er in befriedigender körperlicher wie geistiger Rüstigkeit allerdings nur noch zwei Jahre genießen durfte. W. starb im 75. Lebensjahre. Durch zahlreiche Anerkennungen in der Form von Verleihungen der Mitgliedschaft seitens verschiedener gelehrter Körperschaften des In- und Auslandes sowie durch die Heranziehung seines Namens bei der Benennung neuer Pflanzenarten wurden die Verdienste des trefflichen Floristen gewürdigt.

Ein Jahr nach seiner Rückkehr von der ersten spanischen Reise, im Jahre 1847, verfaßte W. zunächst ein mehr beschreibendes Reisewerk: „Zwei Jahre in Spanien und Portugal“, dem schon 1852 „Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens“ folgten. In beiden zeigte sich der Verfasser als trefflicher Erzähler und scharfer Beobachter von Land und Leuten. Aehnliche Tendenz besitzen auch die späteren Schriften: „Die Halbinsel der Pyrenäen“ (1855) und: „Spanien und die Balearen“ (1876). Die Ergebnisse seiner botanischen Forschungen legte W. ebenfalls in mehreren Werken nieder. Nach der in seiner bereits erwähnten Leipziger Habilitationsschrift veröffentlichten pflanzengeographischen Studie, erfolgte 1852 die Herausgabe der „Icones et descriptiones plantarum Europae austro-occidentalis praecipue Hispaniae“, die 1856 abgeschlossen wurde. Eine auf die Balearen ausgedehnte Fortsetzung des Werkes unter dem Titel: „Illustrationes florae Hispaniae insularumque Balearium“ erschien dann später 1881 und wurde 1892 beendet. Zusammengefaßt hat W. sämmtliche floristischen Resultate in dem großen dreibändigen, zusammen mit

Joh. Lange in den Jahren 1861—80 veröffentlichten Buche: „Prodromus florae hispanicae“, worin 5089 Pflanzenspecies, darunter von W. allein 3679 beschrieben werden. Ein 1893 erschienener Supplementband ist ebenfalls vollständig von ihm verfaßt. Noch kurz vor seinem Tode vollendete W. das Manuscript zu dem bedeutendsten, seinen Forschungen in Spanien entsprossenen Werke, das als wichtiger Beitrag zur Pflanzengeographie dauernden Werth behalten wird. Abgedruckt ist die Arbeit in der von Engler und Drude herausgegebenen und „Vegetation der Erde“ benannten Sammlung pflanzengeographischer Monographien und 1896 unter dem Titel: „Grundzüge der Pflanzenverbreitung auf der iberischen Halbinsel“ erschienen. In der Einleitung gibt der Verfasser einen Ueberblick über die Geschichte und Litteratur der botanischen Erforschung der Halbinsel, woran sich vorzugsweise nichtspanische Botaniker betheiligt haben. Der dann folgende erste Hauptabschnitt behandelt die Verbreitung der Vegetationsformationen auf Grund eines vorausgeschickten, durch eine Regenkarte der Halbinsel erläuterten kurzen Abrisses der physischen Geographie des Landes. Der zweite und weitaus längste Theil enthält eine eingehende Schilderung der sechs aufgestellten Vegetationsbezirke und der in ihnen auftretenden Pflanzen. Anhangsweise sind die durch Cultur und Verkehr entstandenen Veränderungen in der Vegetation angegeben und die angebauten Pflanzen aufgezählt. Eine zweite Karte gibt ein Bild der Steppen und einiger Vegetationslinien der Halbinsel. Von den zwei beigegebenen Heliogravüren stellt die erste einen Theil des bekannten Palmenhaines von Elche, die zweite einen Pinienhain bei Cartaya in der Provinz Huelva dar. Die Textfiguren veranschaulichen meist einzelne Charakterpflanzen des Gebietes. Zum Vergleich der Flora des behandelten Landes mit derjenigen anderer Länder ist auch der ausführliche Index recht brauchbar. Aus Willkomm's Thätigkeit in Tharand entsprang eine Reihe von Arbeiten forstwissenschaftlichen Inhalts. Dazu gehören: „Deutschlands Laubhölzer im Winter“ (1852); „Die Nonne, der Kiefernspinner und die Kiefernblattwespe“ (1858); ferner die zum praktischen Gebrauche bestimmten Bücher: „Führer ins Reich der deutschen Pflanzen“ (1863); „Waldbüchlein“ (1880) und „Forstliche Flora von Deutschland und Oesterreich“ (1880). Als Meister in der Erzählung, wie seine schon erwähnten spanischen Reiseberichte und seine später herausgekommenen „Streifzüge durch die baltischen Provinzen“ (1872) beweisen, besaß W. auch in hohem Maaße die Gabe der Popularisirung wissenschaftlicher Errungenschaften. Davon zeugen sein schon 1856 veröffentlichtes, dann mehrfach aufgelegtes populäres Buch: „Die Wunder des Mikroskops oder die Welt im kleinsten Raum“ und zahlreiche Aufsätze, welche er für die vom Prager deutschen Verein herausgegebene Sammlung gemeinnütziger Vorträge geschrieben hat. Dahin gehören: „Ueber europäische Culturpflanzen amerikanischer Herkunft“ (1877); „Ueber die Bedeutung der Pilze im Haushalte der Natur und für das Leben der Menschen“ (1878); „Ueber die Nadelhölzer und ihre Beziehungen zur Vegetation der Vorwelt“ (1891); „Ueber den Lotos und Papyrus der alten Aegypter und die Papiererzeugung im Alterthum“ (1892); „Ueber Characterpflanzen der Mittelmeerländer, deren Herkunft und Geschichte“ (1895). Auch für zahlreiche andere wissenschaftliche und technische Zeitschriften lieferte W. gern gesehene Beiträge.

E. Roth, Moritz Willkomm. Leopoldina XXXII. 1896, Nr. 6, aus: Biogr. Blätter, Bd. II, Heft I. — J. A. Henriques in Boletino da Sociedade Broteriana. Coimbra 1891. — Botan. Centralblatt. Bd. LXVI, Nr. 9/10. 17. Jahrg. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Willmann: Michael Lucas Leopold W., 1629—1706, schlesischer Maler, geboren 1629 zu Königsberg i. Pr. als der Sohn des dortigen Malers Peter W., protestantisch getauft und erzogen, ward kaum 16jährig von seinem Vater zur See nach Amsterdam geschickt, um dort und in Antwerpen an den Werken der großen Meister die Kunst zu studiren, der er sich schon im väterlichen Hause mit Eifer zugewendet hatte, und zwar unter specieller Leitung des Malers de Backer, der ihn im Gebrauche des Pinsels wie der Radirnadel unterwies. Aus den Niederlanden fand er bei den vielfachen Beziehungen mit Brandenburg seinen Weg nach Berlin an den Hof des großen Kurfürsten, dem er mehrere Bilder malen durfte und auch den Titel eines Hofmalers zu danken hatte. Doch trieb ihn die Sorge um seinen Lebensunterhalt bald weiter, und auch in Prag, wohin er sich zunächst wandte, fand er wol Gelegenheit, einige Bilder zu malen, aber nicht die Möglichkeit einer dauernden Niederlassung, und durch Schlesien nach seiner preußischen Heimath zurückgekehrt entschloß er sich bald in der schlesischen Landeshauptstadt, die weniger als alle anderen schlesischen Städte von den Schrecken des 30jährigen Krieges gelitten hatte, seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen, um hier seiner Kunst zu leben. Diesen Entschluß hat er gegen Ende des Jahres 1649 zur Ausführung gebracht, aber hier zu Breslau sich in seiner künstlerischen Thätigkeit durch den Neid der Malerzunft sehr gehemmt gesehen. W. hat damals die mythologischen Stoffe, die er der Sitte der Zeit folgend vorzugsweise behandelte, gegen religiöse vertauscht und dann nun viel Gelegenheit gefunden, den zahlreichen schlesischen Klöstern, die nach dem westfälischen Frieden allmählich wieder zu Kräften kommend daran gingen, ihre in dem langen Kriege fast durchgängig ruinirten Stiftsgebäude und Gotteshäuser neu aufzurichten und auszuschmücken, seine Kunst zur Verfügung zu stellen. Dies gelang ihm auch nach Wunsch, namentlich seitdem der Prälat von Leubus Arnold Freiberger, Abt 1636—1672, ihm dort eine dauernde Stätte bereitet und er durch seinen Uebertritt zum Katholicismus (etwa 1650) das seiner Beschäftigung in diesen Kreisen entgegenstehende Hinderniß beseitigt hatte. Die großen Cistercienserstifter Schlesiens, außer Leubus noch Grüssau, Kamenz, Heinrichau, Trebnitz, Rauden, Himmelwitz, aber auch sonst noch eine überaus große Anzahl von schlesischen Kirchen wurden mit Werken seines Pinsels geziert, und sein Verdienst ist es, wenn deren Bilderschmuck wesentlich das Durchschnittsmaß überragt. Seine Productivität und sein Fleiß waren staunenswerth; an 1600 Bilder werden ihm zugeschrieben, wenngleich bei manchem seine Schüler, unter denen sein Sohn Michael, seine Tochter Anna Elisabeth, sein Stiefsohn Lischka und namentlich auch sein Schwiegersohn Neunherz figuriren, mit thätig gewesen sind. Ein nicht geringes Talent, speciell auch für Farbengebung, eine an den guten Mustern der niederländischen Meister gebildete Zeichnung wird ihm von allen Kennern zugestanden. Die Schlesier pflegten ihn ihren Apelles zu nennen. Unterhalb des Klosters Leubus auf dem rechten Oderufer, dessen sanft ansteigende der Mittagssonne offen liegende Lehne einst zum Weinbau einlud und noch heut von Fremden der anmuthigen Umschau auf den Fluß, den Eichenwald und das stattliche Klostergebäude wegen besucht wird, hatte W. sich ein mit Kunstgeschmack und einer gewissen Opulenz ausgestattetes Heim erbaut, das pietätvoll lange Zeit erhalten, 1849 ein Raub der Flammen geworden ist. Das Haus war die Stätte einer 1660 geschlossenen glücklichen und mit sechs Kindern gesegneten Ehe. Hier starb W. 76 Jahre alt am 26. August 1706. Sein Leichnam ward auf Befehl des Leubuser Abtes einbalsamirt und in der Klosterkirche daselbst beigesetzt.

Knoblich, Leben u. Werke d. Malers Michael Lucas Leopold Willmann. Breslau 1868.

Grünhagen.

Wilmans: Franz Friedrich Roger W., Geschichtsforscher und Archivar, wurde am 18. Juli 1812 zu Bielefeld geboren, kam aber bei der Versetzung seines Vaters ins Kriegsministerium schon 1817 nach Berlin. Er erhielt dort seine Erziehung auf dem französischen Gymnasium und seine gelehrte Ausbildung an der Universität in den Jahren 1832—1835 durch das Studium von Philologie und Geschichte; seine Doctorarbeit (1835) war eine quellenkritische Untersuchung über Dio Cassius. Nachdem er 1835 die philologische Staatsprüfung abgelegt hatte, unterrichtete er einige Jahre als praktischer Schulmann am Cadettencorps und Joachimsthal'schen Gymnasium. Daneben blieb er aber auch auf seinem Lieblingsfelde, dem Geschichtsstudium thätig, indem er in verschiedenen Zeitschriften, u. a. auch in Pertz' Archiv, Aufsätze und Besprechungen veröffentlichte und 1840: „Die Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft König und Kaisers Otto III." herausgab. Die Arbeit, auf Anregungen in Ranke's Seminar zurückgehend, hatte ihn in nahe Beziehungen zu den namhaftesten Bearbeitern deutscher Geschichte: Waitz, Giesebrecht, Köpke, Dönniges und Hirsch gebracht, sodaß er 1845 als Mitarbeiter zur Herausgabe der Monumenta Germaniae herangezogen wurde. Als solcher lieferte er werthvolle Beiträge zum 10., 11., 12. und 20. Band der Scriptores, indem er viele kleinere Chroniken und Excerpte aus solchen herausgab, Register und Glossare fertigte, dann aber vor allem die Chronik Otto's von Freising und seiner Fortsetzer sowie die von ihm entdeckte Lebensbeschreibung des h. Norbert bearbeitete. Die Drucklegung dieser Arbeiten konnte jedoch größtentheils erst erfolgen, nachdem W. schon in seinem neuen Wirkungskreis, dem er die Hauptarbeit seines Lebens widmen sollte, eingetreten war, in die Stelle eines Provinzialarchivars in Münster. Er wurde dort der Nachfolger Erhard's, eines vielseitigen als Archivar und Geschichtsforscher gleich tüchtigen Gelehrten (s. A. D. B. VI, 197). Aber er trat würdig und mit Erfolg in seine Stelle. Das ist ganz besonders anzuerkennen, weil W., obwol in keiner Weise sachlich vorgebildet, gerade als Archivar in der technischen Behandlung der seiner Obhut anvertrauten Schätze, in der Formirung der Gruppen, der Uebersichtlichkeit der Aufstellung ganz hervorragendes geleistet hat. Wenn ihm dazu auch die trefflichen Informationen des hochverdienten Directors v. Lancizolle (s. A. D. B. XVII, 583) und theilweise die Thätigkeit seines Vorgängers zur Richtschnur dienen konnten, so läßt die Art der Ausführung doch ein bedeutendes Organisationstalent und die Fähigkeit, die großen zu bewältigenden Massen von Archivalien zu überblicken, zusammenzufassen und wieder zu gliedern, deutlich erkennen. Er kann daher mit Recht als der zweite Begründer des Münsterschen Staatsarchives bezeichnet werden und zwar um so mehr, als erst zu seiner Zeit erfolgte zahlreiche Ueberweisungen diesem Institute im wesentlichen seinen jetzigen Umfang und damit seine Bedeutung gaben. Baute er so als Beamter auf der von Erhard gelegten Grundlage mit erhöhtem Erfolge und erweiterter Einsicht fort, so förderte er auch lebhaft die von Erhard gepflegten geschichtlichen Arbeiten, wenn auch mit der Modification, welche seiner anderweiten Vorbildung und seinen anders geleiteten Interessen entsprach. Erhard war im wesentlichen Autodidact gewesen; seine geschichtlichen Arbeiten nahmen von seinem eigentlichen Studium, der Medicin, den Anfang und liefen auf dem Umweg über die allgemeine Geschichte der Wissenschaften in äußerst verdienstliche Veröffentlichungen zur Provinzialgeschichte aus, Arbeiten, die obwol sie vor 50 Jahren erschienen, noch jetzt maßgebende Grundlagen für den Forscher bieten. W., in der strengen und vielseitigen Berliner Schule vorgebildet, ging von der allgemeinen Weltgeschichte aus, um sich dann allmählich auf die ältere deutsche Geschichte zu beschränken. Die Bearbeitung der Quellen für die Darstellung hatte ihn die Wichtigkeit des eigent-

lichen Quellenstudiums und die Verantwortlichkeit der Herausgeberarbeit kennen gelehrt. So war er trefflich vorgeschult, als an ihn in Münster die Aufgabe herantrat, Erhard's Urkundenveröffentlichungen fortzuführen. Das erste, was er begann, war die mühevolle und entsagungsreiche aber dringend nothwendige Anfertigung eines Registers zu den Arbeiten seines Vorgängers. Dann griff er bald dessen Plan einer systematischen und vollständigen Veröffentlichung der westfälischen Urkunden wenigstens bis zum Jahre 1300 auf; es war ihm vergönnt von den vier in Aussicht genommenen Abtheilungen eine ganz (Münster), die zweite (Paderborn) zum Theil auszuführen. Aber darin ging er über Erhard hinaus, daß er nicht nur der Provinzialgeschichte dienen wollte; seine frühere Beschäftigung mit der Reichsgeschichte ließ ihn die Wichtigkeit der localen Quellen für dieselben ebenso klar erkennen, wie er bei seinen früheren Arbeiten die Schwierigkeiten empfunden hatte, diese Quellen ohne die Kenntnisse des Localforschers richtig auszubeuten und zu verwerthen. Seine dienstlichen Arbeiten — Repertorisirungen — gaben ihm nun Gelegenheit, diese ältesten Quellen der Provinzialgeschichte, die Kaiser- und Papsturkunden, nach allen Seiten hin zu untersuchen: historisch, topographisch, graphisch, diplomatisch. Dabei war er vielfach gezwungen, seine eigenen Wege zu wandeln, sich selbst Straßen ins Dickicht zu hauen, denn die jedem auf diesem Gebiete jetzt Arbeitenden zu Gebote stehenden Hülfsmittel von Stumpf, Potthast, Sickel, Ficker existirten damals noch nicht oder erschienen, als er sich anschickte, seine Arbeiten zum Abschlusse zu bringen. Daß trotzdem diese Arbeiten, insbesondere „Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen“, Band I (erschienen 1867) eine gute Aufnahme fanden und auch heute, nachdem so tiefe und eingehende Forschungen auf dem Gebiete der Urkundenlehre fast eine Umwälzung hervorgerufen haben, noch geschätzt und genannt werden, beweist ihre Güte; aber sie würden noch viel mehr Anerkennung und Beachtung gefunden haben, wenn das Werk übersichtlicher angelegt und klarer gegliedert wäre; gerade das aber bereitete fast unüberwindliche Schwierigkeiten, weil die Menge und Verschiedenheit der einzelnen behandelten Gegenstände eine klare Disposition nahezu unmöglich machte. Die zahlreichen kleinen Abhandlungen Wilmans' aus seiner Münsterischen Zeit aufzuzählen ist hier nicht der Ort (sie können in dem Anhange des unten angezogenen Diekamp'schen Nachrufes nachgesehen werden), trotzdem verdienen zwei, welche für W. besonders charakteristisch sind, hervorgehoben zu werden: die Arbeiten über „die Abdinghofer Fälschungen“ und über die „ländlichen Schutzgilden Westfalens“. In dem ersten Aufsatze gibt er eine meisterhafte Quellenkritik, die nicht bei der diplomatischen und inhaltlichen Betrachtung Halt macht, sondern auch die auf den fraglichen Urkunden beruhende vita Meinwerci mit in den Kreis der Betrachtung zieht. Die zweite geht feinfühlig den bis in die Neuzeit reichenden Spuren der alten „Gilden“ nach und beweist, mit wie viel Einsicht und Eifer W. sich die Erklärung der von ihm bearbeiteten Documente angelegen sein ließ; sie ist leider bei den vielfältigen neuen Arbeiten über das Gildewesen sehr zum Nachtheile dieser Arbeiten kaum beachtet worden. Es hing das aufs engste damit zusammen, daß er es nicht liebte, sich in der Oeffentlichkeit zu bewegen und nur gezwungen aus seinem stillen Gelehrtendasein hervortrat. So zeigte er nur selten vor größeren Kreisen, wie er nicht nur seine Wissenschaft beherrschte, sondern sich auch für das gesammte geistige Leben unseres Volkes interessirte; dafür war er aber im kleinen Kreise als anregender Gesellschafter um so mehr beliebt und gerne gesehen. Keiner aber, der in westfälischer Geschichte während der letzten Jahrzehnte gearbeitet hat, konnte das, ohne mittelbar oder unmittelbar Wilmans' Hülfe in Anspruch zu nehmen, und bereitwillig theilte er aus dem Schatze seines Wissens und seiner Kenntnisse mit, anregend

und fördernd. Freilich hat er nicht immer den Dank geerntet, der ihm gebührt hätte. Als in späterer Zeit seine Kräfte zu erlahmen begannen und er nur noch mit Anstrengung seine geplanten Arbeiten weiter führen konnte, wurde ihm noch die Freude daran durch Angriffe aus dem eigenen Kreise vergällt; Angriffe, zu denen er vielleicht Veranlassung gegeben hatte, die aber in Form und Fassung das Maß überschreitend sich nicht mehr gegen W. als Forscher, sondern gegen ihn als Menschen wandten. (Vgl. darüber Finke in der Einleitung zum Paderborner UB., Abth. IV, S. IV.) Er hat sie unerwidert gelassen, da er zu dem Niveau des Angreifers hinabzusteigen sich nicht entschließen konnte, zog sich aber infolge derselben von den ihm Jahrzehnte lang ans Herz gewachsenen, Jahrzehnte lang von ihm gehegten Arbeiten am Westfälischen Urkundenbuche zurück (1880). Weitere Pläne auszuführen war ihm nicht mehr vergönnt; er starb nach nur kurzer Krankheit am 28. Januar 1881. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens waren ohne bemerkenswerthe äußere Ereignisse dahin geflossen. Doch fehlte es ihm nicht an äußerer Anerkennung, da er 1859 den Titel Archivrath, 1867 den eines Geheimen Archivraths erhielt und am 18. Januar 1874 durch Verleihung des Rothen Adlerordens ausgezeichnet worden war. Die Münchener Akademie der Wissenschaften erkannte seine Verdienste um die Wissenschaft an, indem sie ihn 1869 zu ihrem außerordentlichen Mitgliede ernannte; ebenso 1870 die „Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde zu Leyden“.

Nekrologe von W. Diekamp in der Zeitschrift f. vaterländische (westfäl.) Geschichte u. Alterthumskunde 39, S. 186 ff. (mit Verzeichniß der Schriften) und in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Classe der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften zu München, 1881. I, S. 115 ff.

F. Philippi.

Wilmanns: Gustav W., ordentlicher Professor an der Universität Straßburg, wurde am 30. December 1845 zu Jüterbogk geboren. Der Vater, zuletzt königlicher Baurath, siedelte 1852 mit einer zahlreichen Familie nach Berlin über, wo Gustav bis Ostern 1864 das Friedrich Wilhelmsgymnasium besuchte und sodann bis 1867 Philologie und Geschichte studirte. Er promovirte am 18. December 1867 auf Grund seiner Dissertation: De sacerdotiorum p. p. R. quodam genere. Praecedit quaestio de Laurento et Lavinio oppidis (Berlin 1867). Als fleißiger Student hat er Haupt, Kirchhoff, Droysen, Hübner, Jaffé und Andere gehört, die Anregung, die seinem Leben die Richtung geben sollte, empfing er in den Vorlesungen und besonders den Uebungen von Theodor Mommsen. Es war die erste große Freude seines bisher in stiller Arbeit verlaufenden Lebens, wie ganz allmählich aus dem in scheuer Ehrfurcht betrachteten Lehrer ein warmer Freund wurde. Demnächst absolvirte er, um für alle Fälle gesichert zu sein, die Staatsprüfung und trat am Kölnischen Gymnasium sein pädagogisches Probejahr an. Aber noch ehe er es beendet hatte, wurde er nach Dorpat als Docent berufen, etwa in die Stellung eines außerordentlichen Professors an deutschen Universitäten. Schon damals war entschieden, daß er seine Arbeitskraft zunächst der Epigraphik widmen würde, nicht in dem Sinne, als ob das eine besondere Wissenschaft sei, denn er hatte sich tief durchdrungen von der Wahrheit des von Mommsen oft betonten Satzes, daß Epigraphik wie Numismatik ohne Philologie und Geschichte nur traurige Schattenbilder einer Wissenschaft seien, wol aber in dem, daß seine eigene Forschung wenigstens für Jahrzehnte diese Richtung nehmen sollte. Vorbereitende Arbeiten waren seine Exempla inscriptionum latinarum, die ihm in der Durcharbeitung der fertigen Bände und der Scheden zu den unfertigen des Corpus inscriptionum latinarum das gesammte Arbeitsgebiet übersehen lehrten, und eine Reise nach Steiermark,

um die früher copirten Römischen Steine nachzuprüfen, die ihn mit der schwierigen Technik des Inschriftenlesens vertraut machte. Mit besonderen Schwierigkeiten hatte er hier in civilisirtem Lande nicht zu kämpfen, obwol es ihm in abgelegenen nur relativ civilisirten Gebirgsthälern begegnete, daß ein Localblättchen nicht undeutlich zu verstehen gab, das „nette Herrchen aus Berlin" möchte wol ein preußischer Spion sein, und den Behörden ein nachdrückliches videant consules zurief, sodaß erst die Gelehrten des Landes einen beruhigenden Artikel nachsenden mußten mit der Aufforderung, dem ganz harmlosen Reisenden ja keine Schwierigkeiten zu bereiten. Nach Abschluß der Reise im Sommer 1869 ging W. nach Dorpat, das während derselben ihm immer „wie ein düsterer Schatten" vorgeschwebt hatte, und die frische Wirksamkeit auf diesem Vorposten deutscher Wissenschaft (er las römische Geschichte der Republik und des Kaiserreichs, Epigraphik und Staatsalterthümer) ließen ihn bald dort heimisch werden. Die streitbaren deutschen Gelehrten hielten gut zusammen und verloren den Muth und den Humor nicht, denn auf dem Boden, wo nur zu zu bald der tiefernste, tragisch endende Todeskampf des Deutschthums ausgefochten werden sollte, gab es vorerst nur lustige Plänkeleien, so als von oben die Weisung erging, die Universität habe künftig mit der Centralstelle nur russisch zu correspondiren, und auf die Beschwerde der Professoren, man könne ja kein Wort russisch, unter der Hand von Petersburg der gutmüthige Wink kam, man solle nur Couverts mit russischer Adresse drucken lassen, über den deutschen Inhalt wolle man hinwegsehen. W. hatte gerade noch Zeit gehabt, von Dorpat aus sich Petersburg anzusehen, als ihn das deutsche Reich 1872 an die neue Universität Straßburg berief, der er während der letzten sechs Lebensjahre, die ihm noch beschieden waren, zunächst als außerordentlicher, im letzten Jahre als ordentlicher Professor angehört hat. Mittlerweile hatte er die Bearbeitung des Afrika gewidmeten Bandes (Tunis und Algier) des Corpus inscriptionum latinarum übernommen. Ein besonders reiches Erntefeld öffnete sich hier der Epigraphik, wie überall, wo auf die hohe Cultur des Alterthums nach gründlicher Verwüstung nicht eine neue Cultur, die Trümmer der alten vernichtend, gefolgt ist. Treffliche Vorarbeiten von Victor Guérin und namentlich von Leon Renier lagen vor, aber der strenge Grundsatz des Corpus, daß das Werk durchweg auf Autopsie gegründet werden sollte, verlangte auch abgesehen davon, daß selbst Renier's Abschriften sich doch nicht als vollgenügend erwiesen, trotz der großen dem Besuche eines Deutschen entgegenstehenden, theils natürlichen, theils politischen Schwierigkeiten, die neue Bereisung des Landes. Daß W. für diese Aufgabe wissenschaftlich durchaus gerüstet war, wußte jeder der ihn kannte vorher, aber welches Maß von praktischer Umsicht, körperlicher Zähigkeit gegenüber den Anstrengungen und Gefahren der Reise, welche Geschicklichkeit im Umgang mit Menschen, welche Energie, Klarheit und Findigkeit in der Verfolgung seiner Ziele er entfalten würde, das hat wol Niemand geahnt. Im Herbste 1873 ging er über Neapel, Syracus, Malta nach Tunis, wo ihm neben Empfehlungen der deutschen Regierung besonders solche des Prinzen Friedrich Karl gute Dienste leisteten; die erste Reise in die Halbinsel südlich von Tunis war nur ein harmloses Vorspiel, denn W. machte die Reise mit Dr. Junker zusammen, und ein mitgenommenes Zelt schaffte den Reisenden saubere, trockene, warme Unterkunft für die Nacht, und ein Koch sorgte für gute Verpflegung; aber auf den großen Touren nach Tubursuk, von da nach Mograwa, über Kairnân, die heilige Stadt der Mohammedaner, an die Küste nach Susa (Hadrumetum), von da nach Sfakes und der Insel Kerkena, Gabes und der Insel Dscherba, durch die Wüste nach Cassa, von da nördlich über Kef unter mannich-

fachen Zügen kreuz und quer nach Smala und zurück über Kef nach Tunis hatte er mit den Schrecken des afrikanischen Winters und den unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren der Reise in der Wildniß in einer Weise zu kämpfen, daß man erstaunt, wie der zarte, fast übermäßig hellblonde, kurzsichtige Mann sie ertragen konnte; aber er ertrug sie nicht nur, sondern kehrte gestählt, gekräftigt, gehoben im freudigen Bewußtsein des schönen Erfolges im Mai 1874 zurück. Im Sommer 1875 ging er über Paris, wo er die schwierige Aufgabe mit den französischen Gelehrten Fühlung zu gewinnen glücklich löste, nach Algier, wo ihm in den uncivilisirten Gegenden ähnliche natürliche Hindernisse wie in Tunis entgegentraten, auf der ganzen Reise aber politische Schwierigkeiten, die gar nicht zu überwinden gewesen wären, wenn nicht die nachdrückliche Verwendung des jetzigen Reichskanzlers, damaligen Botschafters in Paris, Fürsten Hohenlohe ihm schließlich durch General Chancy Empfehlungen der Militär- und Civilbehörden verschafft hätte. Im März 1876 war er in Paris zurück, und die Grundlage für den 11 000 Inschriften umfassenden Band war durch Vergleichung aller erreichbaren Steine gelegt, aber um einen nur zu theuren Preis: die erste Reise schien seine körperlichen Kräfte gesteigert zu haben, die zweite hatte sie aufgerieben. Als er im Sommer 1877 in Berlin erschien, war er ein gebrochener Mann; er begann noch im Winter seine Vorlesungen, aber bald mußte er sie aussetzen, es folgten noch einige Leidensmonate in Baden-Baden, während deren eine Schwester ihn mit aufopfernder Treue pflegte; am 6. März 1878 verschied er. Auf dem Krankenlager drückte ihn keine Sorge schwerer als die um sein nun unfertig bleibendes Werk, und dem Sterbenden war der schönste Trost, daß Mommsen ihm schrieb, er möge versichert sein, daß, wenn ihm etwas zustoßen sollte, e r in seinem Sinne und in seinem Namen die Arbeit zu Ende führen werde, wie er selber im umgekehrten Falle auf Wilmanns' Eintreten an seiner Stelle zähle. So trat denn trauernd der Greis des Jünglings Erbschaft an, und 1881 erschienen die „Inscriptiones Africae latinae"; auf dem Titel steht collegit G. Wilmanns, aber von S. 408 ab ist es für die Freunde des Verstorbenen immer wieder ein Schmerz zu sehen, wie zwischen der bisherigen Note: descripsi oder contuli und der dann folgenden contulit G. Wilmanns" der Tod eine dunkle Scheidewand gezogen hat. Die einzige Frucht seiner Arbeit, die er noch selbst gezeitigt hat, die schöne Abhandlung „Die römische Lagerstadt Afrikas", hat er in der Gabe der Freunde zum 30. November 1877 dem Lehrer und Freunde dargebracht.

Zahlreiche Briefe von Wilmanns aus Afrika sind aufbewahrt und dürften demnächst erscheinen; über ihn vgl. die vita in der Dissertation, den kurzen Nachruf in Bursian's Biogr. Jahrbuch, Ad. Michaelis, Worte am Grabe des Dr. G. W. am 10. März 1878, und Mommsen's Vorrede z. VIII. Bande des C. I. L. C. Bardt.

Wilms: Friedrich Robert W., Berliner Chirurg, war am 9. September 1824 zu Arnswalde i. d. Neumark als Sohn eines Apothekers geboren, siedelte aber schon früh mit seinen Eltern nach Stargard i. Pommern über, wo er das Gymnasium besuchte und 1842 von diesem zur Universität Berlin entlassen wurde. Das Studium der Medicin brachte ihn in nahe Beziehungen zu den beiden dortigen Anatomen Johannes Müller und Schlemm; er war namentlich längere Zeit Amanuensis des Ersteren und arbeitete auch unter dessen Aegide seine Dissertation („Observationes de Sagitta mare Germanicum circa insulam Helgoland incolente c. tabula", Berolini 1846), mit welcher er am 23. December 1846 zum Dr. med. et chir. promovirt wurde. Das Material zu dieser Dissertation hatte er auf den jährlichen Reisen, die Johannes Müller zu wissenschaftlichen Zwecken an die See unternahm und bei welchen es W.

vergönnt war, den großen Forscher zu begleiten, gewonnen. Nachdem W. das Staatsexamen gemacht, führte ihn eine wissenschaftliche Reise nach Prag und Wien, von welcher zurückgekehrt, er 1848 in die eben eröffnete Kranken- und Diakonissenanstalt Bethanien in Berlin als Assistenzarzt eintrat. Indem er sich mehr und mehr der Chirurgie zuzuwenden begann, wurde er 1852 zum ordinirenden, 1862 aber zum dirigirenden Arzte der chirurgischen Abtheilung gedachter Anstalt ernannt. Seine in derselben und in der sich mehr und mehr hebenden Privatpraxis gemachten Erfahrungen verschafften ihm, bei der Bescheidenheit und gleichzeitigen Sicherheit seines Auftretens, bei den Aerzten sowol wie beim Publicum und den Staatsbehörden sehr bald die allgemeinste Anerkennung, so daß sich nicht nur seine consultative Praxis zu einer außerordentlichen Höhe erhob, sondern er auch zum Geheimen Sanitätsrath und bereits 1861 zum Mitgliede der Oberexaminationscommission für das Fach der Chirurgie ernannt wurde. Vorzügliche Dienste hatte er Gelegenheit, in den Feldzügen 1866 und 1870—71 als consultirender Generalarzt im Felde zu leisten, wo er den Militärärzten ein sehr gesuchter und erwünschter Berather war. Seine Verdienste daselbst wurden durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes erster Classe und die Stellung als Generalarzt à la suite des Sanitätscorps anerkannt. Der Tod dieses durch persönliche Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Mannes erfolgte ziemlich unerwartet nach kurzem Kranksein am 23. September 1880.

Was seine Leistungen als Chirurg anlangt, so waren dieselben auf dem litterarischen Gebiete ohne Bedeutung; denn außer einigen Berichten über seine chirurgische Abtheilung hat er litterarisch nichts hinterlassen. Dagegen war er für die Chirurgie in Berlin und den chirurgischen Nachwuchs daselbst ein großer Förderer. Als eines seiner Hauptverdienste muß es bezeichnet werden, daß er den sehr in Mißcredit gerathenen Luftröhrenschnitt bei Diphtherie mit aller Energie wieder einführte, daß er ebenso für die Empyemoperation Propaganda machte und andere wenig geübte Operationen, wie die der Blasenscheidenfistel, des veralteten Dammrisses und des äußeren Harnröhrenschnittes wieder aufnahm. Trotz seiner hervorragenden chirurgischen Technik war er doch ein treuer Anhänger der conservativen Richtung, namentlich inbetreff der Glieder. Bei den Schußwunden erwies er sich als ein Anhänger der „Maximen“ von Stromeyer, dem er im Felde auch persönlich näher trat. Obgleich er niemals eine eigene Lehrthätigkeit entwickelt hat, ist doch aus seiner Schule eine Reihe ausgezeichneter Chirurgen der Gegenwart hervorgegangen. Neben seinen hervorragenden Kenntnissen in allen Zweigen des Hospitalwesens, machten die Staatsbehörden sich auch seine Erfahrungen auf dem Gebiete des Kriegssanitätswesens zu Nutze, indem er im J. 1866, nach beendigtem Kriege, zum Mitgliede der für die Reform des Militärmedicinalwesens eingesetzten Commission und zum Examinator in der Oberstabsarztprüfung ernannt wurde. — Zu früh wurde er dem Leben und seiner mannichfaltigen segensreichen Thätigkeit entrissen.

Hahn in Berliner klin. Wochenschrift 1880, S. 577. — O. Veit ebd. S. 589. — Boerner in Deutsche med. Wochenschrift 1880, S. 529, 1881, S. 181, 197 (Selbstbiographie). — Deutsche Militärärztliche Zeitschrift, Jahrg. 9 1880, S. 477. — Paul Güterbock in v. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie, Bd. 26, 1881, S. 241. — Rohlfs in seinem Archiv für d. Gesch. d. Medicin, Bd. 8, 1885. E. Gurlt.

Wilms: Georg Ludwig W., Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 26. März 1806 in Duisburg a. Rh. als der Sohn des Kaufmanns Friedr. Wilh. W. geboren, erhielt seine erste Bildung durch Privatlehrer, dann auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter den Rectoren Nonne und Daniel Schulze. Nach abgelegter Abgangsprüfung bezog er im

Herbste 1824 die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studiren, wandte sich aber, vornehmlich durch seinen Lehrer Heinrich beeinflußt, bald ausschließlich philologischen Studien zu, war auch Mitglied des von Heinrich geleiteten philologischen Seminars. Herbst 1826 ging W. nach Berlin, wo er hauptsächlich Boeckh's Führung genoß, und wurde ein Jahr darauf — Herbst 1827 — nach abgelegter Staatsprüfung zuerst als Hülfslehrer an das Gymnasium in Herford berufen. Bereits 1829 wurde er zum Conrector an dieser Anstalt befördert, 1836 aber als Oberlehrer an das Gymnasium in Dortmund versetzt und hier 1843 zum Prorector ernannt. Seine vorzüglichen Leistungen als Lehrer, die Vielseitigkeit seiner Begabung und seiner Interessen — u. a. auch für die Hebung des gewerblichen Unterrichts und des Fortbildungsschulwesens — fanden auch in Dortmund bald allgemeine Anerkennung und lenkten die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf ihn; nach Ablehnung anderer Anerbietungen folgte W. im Herbste 1850 der Berufung in das Directorat des Gymnasiums und der Realschule in Minden und wurde im December in dieses Amt eingeführt. Seine zehnjährige Leitung wurde eine Zeit überraschenden Aufschwungs für die Mindener Anstalten: W. selbst war ein hervorragender Didaktiker, der es verstand, auch sein Lehrercollegium zu schulen; mit der Hebung der Leistungen der Anstalt wuchs das Vertrauen der betheiligten Kreise, zumal W. bei der Vielseitigkeit seiner Bildung, die auch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen umfaßte, auch die Realabtheilung zur Blüthe zu bringen wußte. Sein Hauptverdienst beruhte aber in der Ausbildung der jungen Lehrer, welche seitens der Behörden in größerer Zahl ihm überwiesen wurden und bei ihm die geschickteste und sorgsamste Anleitung, die treuste, aber auch strengste Führung und Zucht fanden. Das Mindener Gymnasium wurde durch W. ein Seminarium praeceptorum namentlich für die Provinz Westfalen. — Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten haben besonders seine Arbeit über Cato „M. Porcii Catonis vita et fragmenta“ (1839 und 40) und die Mindener Programmabhandlung „Aphorismen zur lateinischen Grammatik“ (I, 1855) dauernden Werth. Die letztere behandelte die Fragen der Orthoepie zum Zwecke der Durchführung einer richtigen Aussprache des Lateinischen in den Gymnasien und hat in dieser Beziehung eine ganz besondere Bedeutung gewonnen. Von einer begonnenen Geschichte des Mindener Gymnasiums konnte nur das 1. Heft „Die Reformation in Minden“ 1860 erscheinen. W. starb bereits am 28. Juni 1860 in Bad Rehberg.

Zum Gedächtniß von G. L. Wilms, von R. H. im Pädagog. Archiv 1861, S. 126—146. R. Hoche.

Wilms: Josef W., Stillleben- und Genremaler, wurde am 2. August 1814 zu Bilk bei Düsseldorf geboren. Er hatte das Unglück infolge einer Krankheit mit neun Jahren taubstumm zu werden. Seine künstlerische Erziehung empfing er seit dem Jahre 1829 an der Akademie in Düsseldorf, wo Schadow und Th. Hildebrandt seine Lehrer waren. Von einzelnen Studienreisen abgesehen, hielt er sich dauernd in Düsseldorf auf. Seine Stillleben, die gut ausgeführt sind und des Humors nicht entbehren, standen dort in gutem Ruf, dagegen wollten ihm Figurenbilder nicht recht gelingen, eine Behauptung, für die das große Schmaußbild: „Der durch Erbschaft reich gewordene Student“ (1839) angeführt wird. Als wohlgelungen werden folgende Bilder genannt: „Küchenstück mit Schinken“ (1835—1836), „Des Burschen Morgenschlaf nach einem Gelage“ (1836), „Der Doctorschmauß“ (1837), „Punschservice bei Lampenlicht“ (1840), „Die Revolution im Maleratelier“ (1851). W., der bis ins hohe Alter thätig war und gelegentlich auch Porträts malte, starb zu Düsseldorf am 28. October 1892.

Vgl. J. J. Scotti, Die Düsseldorfer Malerschule. Düsseldorf 1837, S. 156. — H. Püttmann, Die Düsseldorfer Malerschule. Leipzig 1839, S. 239, 242. — R. Wiegmann, Die kgl. Kunstakademie zu Düsseldorf. Düsseldorf 1856, S. 410. — H. A. Müller, Biograph. Künstler-Lexikon der Gegenwart. Leipzig 1882, S. 560, 561. — Kunst f. Alle. München 1893. VIII, 75. H. A. Lier.

Wilmsen: Friedrich Philipp W., geboren am 23. Februar 1770 in Magdeburg, † am 4. Mai 1831 in Berlin. Sein Vater war Prediger an der deutschreformirten Kirche in Magdeburg. Als drittes Kind unter 16 Geschwistern entwickelte er sich geistig besonders früh, war aber der Mutter seiner körperlichen Schwäche und oft bedenklichen Nervenreizbarkeit wegen ein besonderes Sorgenkind. „Laß dieses Herz ganz an dir kindlich hangen" — so schrieb sie bald nach seiner Geburt in ihr Tagebuch und hatte die Freude, ihn noch im Glanzpunkt seines Lebens und seiner Wirksamkeit zu sehen, und in dem vielbeschäftigten Schriftsteller und allenthalben in Anspruch genommenen Seelsorger den liebevollsten und zärtlichsten Sohn zu finden. Des Vaters geistige Regsamkeit und der Mutter gefühlvolle Tiefe waren auf ihn übergegangen. Letztere war von einer, besonders damals ungewöhnlichen Geistesbildung, und nachdem ihr Gatte schon eine Reihe von ihr in homiletischer Form verfaßter erbaulicher Aufsätze unter dem Titel „Predigten eines Frauenzimmers" veröffentlicht hatte, gab ihr Sohn 1812 ein von ihr gesammeltes Erbauungsbuch unter dem Titel „Die Lehren und Gebote der Religion Jesu Christi in Sprüchen und Liedern" heraus, dem er ein Vorwort für seine Kinder und Enkel vorausschickte. Der ernste stille Geist des Pfarrhauses, der sich besonders am Vorabende der Sonn- und Festtage geltend machte, äußerte sich schon früh auf die Entwicklung des Knaben, und verbreitete sich nachher klärend auf sein ganzes Wesen. Als er sieben Jahr alt war, wurde sein Vater als dritter Prediger an die Parochialkirche nach Berlin berufen, wohin die Familie übersiedelte. Während des ersten Jahres hier ließ der Vater Friedrich und seinen älteren Bruder im Haus unterrichten; den Religionsunterricht übernahm er aber selbst, und zwar nach der alten starren Form der damaligen Dogmatik, sorgte daneben jedoch gewissenhaft für fortschreitende Ausbildung der Verstandeskräfte, der Sprache und des Geschmacks. Dem sich immer vergrößernden Kinderkreis, der sich allabendlich um den Vater schaarte, bot derselbe anregende Lectüre, und vor allem machten die damals erscheinenden „Volksmährchen von Musäus" auf den mit reicher Einbildungskraft begabten Friedrich besondern Eindruck. Als er nun nach einem Jahr mit seinem Bruder auf das Gymnasium zum Grauen Kloster kam, um die bis dahin vernachlässigten alten Sprachen und die Geschichte in ihren Bildungsgang aufzunehmen, machte sich bei ihm die alte Schulzucht in welcher der Stock regierte, und die mit den alten düstern Klosterräumen übereinstimmte, bis zur Unerträglichkeit fühlbar, und er selbst hat später seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eingreifender Reformen im Schulwesen auf diese widrigen Erfahrungen zurückgeführt. Vorläufig dienten sie nur dazu, ihn der Wissenschaft zu entfremden, und ein Uhrmacher, der im elterlichen Hause unten wohnte, und dem oblag das künstliche Glockenspiel der Parochialkirche in Ordnung zu halten, hatte ihn so für seine Kunst zu interessiren gewußt, daß er beschloß auch Uhrmacher zu werden. Da mußte er Zeuge sein, wie dieser Mann, als er gerade inmitten seiner Walzen, Stifte und eisernen Räder des großen Mechanismus im Thurm oben saß, um etwas zu repariren, vor seinen Augen fürchterlich zermalmt wurde, da durch die Unvorsichtigkeit des Gehülfen das Triebwerk plötzlich in Gang gerieth. Dieser entsetzlichen Erfahrung folgte bald ein ebensolcher Schrecken. Als der Knabe mit andern Genossen in dem Gewölbe unter der

Kirche spielte, und sich hinter eine Thür verstecken wollte, fand er dort die Leiche eines Soldaten, der sich an derselben erhenkt hatte. Ein bedenkliches Nervenfieber, in welches er infolge dessen verfiel, ließ eine bis an sein Lebensende dauernde Reizbarkeit zurück. Auch zwei in seine Jugend fallenden Unglücksfälle seiner Brüder dienten dazu diese Reizbarkeit immer von neuem zu erhöhen. Einer derselben ertrank beim Baden, ein anderer brach bei einem gemeinsamen Ferienbesuch bei einer verheiratheten Schwester, vor seinen Augen im Eise ein, und versank sofort rettungslos. Auch Friedrich selbst hätte sein Leben beim Baden fast eingebüßt, wäre er nicht durch seinen Lehrer Moritz vom grauen Kloster, der einzige, an dem er hing, gerettet worden. Als dieser bald darauf an das Joachimsthal'sche Gymnasium übertrat, ließ auch W. sen. seine Söhne diese Anstalt besuchen. Hier regte ihn der berühmte Engel, dessen Lieblingsschüler er bald wurde, außerordentlich an und ihm verdankte er seine später einfache, leichte, klar fließende Sprache. Im J. 1787 bezog er die Universität Frankfurt a. O., die er besonders der dortigen „reformirt theologischen" Facultät wegen zu wählen genöthigt war, da er der reformirten Confession besonders zugethan und die damalige Beschränktheit einen viel strengeren Unterschied der Bekenntnißformen machte als jetzt. Aber die Lehrer sagten ihm ihrer Trockenheit wegen nicht zu, und das Studentenleben stieß ihn ab, sodaß er nach einem Jahr ins Vaterhaus zurückkehrte. Ein Versuch zu predigen, den er bald darauf auf der väterlichen Kanzel machte, gelang so über Erwarten, daß er nun frischen Muthes nach Halle ging, und nach fleißigem Studium erst einige Jahre später nach bestandener Candidatenprüfung zurückkehrte. Dort hatte er sich nebenbei viel mit Gellert, Lavater, Klopstock und Herder's Schriften beschäftigt. In Berlin erwarb er sich nun während der nächsten sechs Jahre seinen Unterhalt durch Unterricht an Dr. Hartung's Privatlehranstalt, und bereitete sich auf seinen eigentlichen Beruf durch fleißige Vertretung der Berliner Geistlichen auf den verschiedensten Kanzeln vor, wofür ihm von der Hof- und Domkirche für sich und einen andern Candidaten ein ansehnliches Reisestipendium für Deutschland und die Schweiz zu theil wurde. Dort trat er auch mit Lavater, Heß und Hirzel in persönlichen Verkehr. Die französische Staatsumwälzung und die dadurch einander entgegenziehenden feindlichen Heere drohten den Freunden die Rückkehr nach dem Norden abzuschneiden, sodaß sie ihre Reise abbrachen und heimwärts zogen. Von Hamburg aus, wohin W. noch zum Schlusse ging, wurde er im Frühjahr 1797 an das Todtenbett seines Vaters gerufen. Er fand ihn nicht mehr lebend, aber unmittelbar nach der Bestattung traten die Hausväter der Gemeinde zusammen und wählten ihn an seines Vaters Stelle. Am 6. August 1798, in seinem 29. Jahre, wurde er eingeführt. Ueber diese Lebensperiode spricht er in seiner „Constantia" (Berlin) in der dritten Person. 1799 vermählte er sich mit Wilhelmine Zenker, der Tochter des nachmaligen Geheimraths und königl. Tresoriers Zenker, die er selbst sechs Jahre in der Hartung'schen Schule unterrichtet hatte. Nun begann für W. neben einem unbeschreiblich glücklichen Familienleben die segensreichste und arbeitsreichste Zeit. Schon als Candidat hatte er den Plan gefaßt, dem nur für das Landvolk bestimmten „Rochow'schen Kinderfreund" einen andern zur Seite zu stellen, der ein allgemeines Lehr- und Lesebuch für Bürgerschulen sein sollte, und wie groß das Bedürfniß danach war, beweist die schon im ersten Jahr nöthige erneute Auflage und der Wunsch, den „brandenburgischen" in einen „deutschen Kinderfreund" umzuwandeln. Er wurde durch dies vortreffliche Kinderbuch der erste Lehrmeister fast des ganzen nördlichen Deutschlands, und erlebte selbst noch 121 Auflagen je zu 5000 Exemplaren (während 1852 die 198. Auflage davon bei Reimer in Berlin erschien). An dies Werk schlossen sich je nach innerm

Triebe und äußerer Veranlassung „Lehrbuch der Moral und Religion", „Leitfaden für den Unterricht der Geographie", ein „Gesangbuch für Volksschulen", ein „zweiter Theil des Kinderfreundes", „Uebungsblätter für Selbstbeschäftigung" — alles während der nächsten zehn Jahre. Den Ton für seine Kindergeschichten fand er in der Kinderstube in seinem sich stetig vergrößernden Kinderkreise. Eine erweiterte Thätigkeit erwuchs ihm, als zum Andenken der Königin Luise die „Luisenstiftung" gegründet wurde, welche unter dem Protectorate der je regierenden Königin oder einer Prinzessin damit begann, 24 jungen Mädchen aus gebildeten Ständen ihre Ausbildung bis zu völliger Selbständigkeit zu geben. Ebenso erzog sie sechs Mädchen aus den niedern Ständen zu guten Dienstboten. Mit den Jahren wuchs die Anstalt aber weit über diesen Rahmen hinaus, und blüht noch heute als eines der segensreichsten Institute. W. gab wöchentlich von der Gründung an neun Stunden und widmete ihm auch sonst einen großen Theil seiner Kraft durch Vorträge und dergleichen. Auch die Oberaufsicht über das Kornmesser'sche Waisenhaus, welches zwölf vaterlosen Knaben Obdach gab, übertrug man ihm, ebenso wie die über das Hospital und die Armenverwaltung der Parochialgemeinde und die Administration der Kurmärkischen Prediger-Wittwencassen. Vor allem wuchs aber seine Personalgemeinde von Jahr zu Jahr und erforderte seine Kräfte. Ueber seine Kanzelberedsamkeit äußert sich einer seiner Zeitgenossen: „W. predigte aus der Fülle des Geistes und Herzens, nach ernster Meditation, einfach das Thema und Theile des Textes entwickelnd nicht mit rhetorischem Glanz, nicht mit stürmischem Feuer, aber mit fortreißender Lebendigkeit, sich immer steigernder Wärme, und besonders aus einem Guß!" — Eine der ersten Früchte des nach den Kriegsjahren neu erwachenden kirchlichen Lebens war die, wenigstens für Berlin schon 1817 bewirkte Union der beiden evangelischen Confessionen. So feierten auch die Prediger der Parochialkirche, die alle früher streng reformirt waren, mit ihnen W., am 31. October in der schönen Nicolaikirche mit ihren lutherisch genannten Amtsbrüdern das Abendmahl nach vereinigtem Ritus. Wie Friedrich Wilhelm III. bedacht war durch die Union unter seinen Unterthanen ein neues Band der Liebe zu knüpfen, so berief er auch eine Commission zur Sammlung eines neuen zeitgemäßen Gesangbuches und über zehn Jahre lang kam W. jeden Donnerstag mit dem Propst Hanstein, Marot, Ribbeck, Ritschl, Schleiermacher, Theremin, Spillecke und später Neander zur Prüfung der Lieder zusammen. Und trotz dieser Arbeitslast ließ W. im Gebiete der religiösen und Erbauungsschriften von 1811 bis 1820 noch erstehen: „Hersiliens Lebensmorgen" und die „Eugenia", eine sehr gelungene Umarbeitung von Sturm's Morgen- und Abendbetrachtungen. Auf pädagogischem Gebiet eine „Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen", „Die ersten Verstandesübungen". Von Bildungsschriften für größere und kleinere Jugend sind noch zu nennen: eine „Fortsetzung von Knigges Umgang mit Menschen", „Eine glückliche Familie", „Der Leselustige", „Klio, historisches Taschenbuch" (1811), „Die Erde und ihre Bewohner" (mit Kupfern, 3 Bde., 1812—15), „Erzählungen von einer Reise 1796" (1813), „Regeln des Umgangs mit den Kindern praktisch dargestellt" (1818), „Pantheon deutscher Helden", histor. Lesebuch f. d. Jugend. Selbst während der letzten zehn Jahre seines Lebens, in denen Wilmsen's Gesundheit, die ja nie eine kräftige gewesen war, sehr an zu wanken fing, benutzte er jede erträgliche Stunde, um durch die Arbeit am Schreibtisch Herr über seine Schmerzen und Schwäche zu werden, und haben sich aus dieser letzten Zeit noch eine Reihe von größeren Erzählungen erhalten: „Eusebia", „Theodora", „Miranda", „Jucunde", „Benigna", „Euphrosine" und die „Heldengemälde". Am 4. Mai 1831 beschloß W. in den Armen der Seinigen sein pflichttreues, gesegnetes und thatenreiches Leben.

M. Sydow.

Wilt: Marie W., die berühmte Opernsängerin, war am 30. April 1834*) in Wien geboren. Ihre Mutter, ein blutarmes Mädchen aus dem Volke, starb bei der Geburt derselben im Choleraspital. Die Kleine ward danach als gänzlich verwaist dem Findelhaus übergeben und wäre wol nie im Leben zur Berühmtheit gelangt, hätte nicht Dr. Freiherr v. Pratobevera, ein angesehener Arzt, mit dem armen Findling Mitleid gefühlt. Auf sein Zureden fand sich seine Schwester, Frau Fanny Tremier, bereit, die kleine Marie Liebenthaler (so hieß ihr Muttername) an Kindesstatt anzunehmen und ihr eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen. Schon in frühester Jugend offenbarte sich ein großes musikalisches Talent, Musik war ihre Leidenschaft, oder wenn man lieber will, ihre zweite Natur. Voll Lust und Liebe machte sie sich an das Studium dieser anziehenden und doch so schwierigen Kunst. Sie brauchte nicht eigentlich zu lernen, ihr wunderbarer Instinct ließ sie das meiste schon im voraus errathen. Die halbe Mädchenzeit verträllerte und durchzwitscherte sie gleich einem muntern Vöglein, das seine Empfindungen in Tönen als der ihm angeborenen Sprache aushaucht. Zu gleicher Zeit bildete sie sich zur tüchtigen Pianistin aus, ihr Hauptaugenmerk blieb jedoch auf den Gesang gerichtet. Ihre Stimme war im 16. Jahre noch schmächtig und wenig kraftvoll, in der Mittellage sogar sehr schwach. Als sie die Jenny Lind hörte, gerieth ihr Inneres in Aufruhr. Nur Ein Gedanke beschäftigte sie unablässig, es ihr nachzuthun und gleich der schwedischen Nachtigall eine große Sängerin zu werden. Da ihr Geld nicht langte, um Singstunden nehmen zu können, wohnte sie zwei Monate lang als Begleiterin einer Gesangsschülerin dem Unterrichte an, welchen die treffliche Singmeisterin Buchholz-Falconi ertheilte und wußte vom bloßen Zuhören einigen Nutzen zu ziehen. Das steigerte ihre Sehnsucht nur noch mehr, nun selbst bei einem berühmten Gesangslehrer diese Kunst zu erlernen. Ihrem rastlosen Drängen Folge gebend führte die Pflegemutter sie zu einer Capacität, deren Richterspruch über ihre Zukunft entscheiden sollte. Das angerufene kritische Orakel, der Gesangprofessor Kunt, that seinen Machtspruch und erwies sich dabei, wie derartiges sich oft ereignet, als falscher Prophet. „Was wollen Sie singen, mein Kind", meinte er achselzuckend, „Sie haben ja keine Stimme". Das traf. Wie Eisreif fiel es der Kunstnovize aufs Herz, ihr kühnstes Hoffen vernichtend. Das traumhaft sie umgaukelnde Schattenbild von Künstlerruhm verflog. Zwar durfte sie zum Trost für diese Kaltwasserstrahlbegießung mit dem berühmten Geiger Ferdinand Laub Beethoven's Violinsonaten zusammen spielen, doch die Laufbahn, der sie, einem unwiderstehlichen Drange folgend, zustrebte, schien für sie endgültig verschlossen. Tiefe Resignation bemächtigte sich ihrer. Da die Ausführung ihres Lieblingswunsches für immer vereitelt schien, wollte sie mit der thatsächlichen Welt sich abfinden, ihr Lebensschiff in den ruhigen Hafen einer bürgerlichen Ehe lenken. Statt mit dem Notenbuch in die Gesangsstunde und dann mit den Rollenheft zur Bühnenprobe schritt die Neunzehnjährige am Arme des Ingenieurs Franz Wilt zum Altare. Lange Jahre obliegt sie nun als sparsame Hausfrau in der Abgeschlossenheit einer engumfriedeten Existenz ihren Pflichten. Eine Abwechslung in ihr einförmig hinfließendes Leben brachte die Versetzung ihres Mannes, dem sie inzwischen eine Tochter geboren hatte, nach Dalmatien. Während ihr Gatte mit dem Ausstecken neuer Straßen beschäftigt war, durchstreifte sie einsam, zumeist in der Tracht einer Morlakin unter vielen Entbehrungen und Gefahren die unwirth-

*) Dieses von allen bisherigen diesbezüglichen Angaben abweichende Datum ward mir vom Schwiegersohn der Künstlerin, Herrn Heinrich Gottinger, Theaterdirector in Graz, mitgetheilt.

lichen Gegenden dieses Berglandes und übte inmitten der großartigen wilden Natur bald an brausenden Wasserfällen, bald am Meeresufer ihre Stimme. Auch ihr Charakter härtete sich bei dieser rauhen Lebensweise. Die unbeugsame Energie, welche späterhin in ihrem Handeln so augenfällig hervortrat, scheint dort erworben worden zu sein. Innerlich verändert und gereift kehrt sie nach Wien zurück. Infolge eines hartnäckigen Brustleidens muß sie auf Jahre hinaus dem Singen entsagen, selbst das Sprechen fällt ihr schwer, das geraume Zeit zum Flüsterton herabgestimmt wird. Endlich ist sie genesen, und gleich faßt sie wieder der alte Drang mit unwiderstehlicher Gewalt und ruft sie hinaus in die Oeffentlichkeit, ihre Kunst zu zeigen. War doch ihre Stimme mit der Gesundung wiedergekehrt und hatte sich zu überraschender Fülle und Schönheit entfaltet. Sie singt zuerst in Kirchen, dann seit 1863 in Concerten. Die glückliche Bewältigung der Partie der Jemina in Schubert's Lazarus verschafft ihr den ersten ausschlaggebenden Erfolg. Gleichzeitig empfängt sie gründliche Ausbildung unter der sorgsamen Anleitung von Dr. Josef Gänsbacher, dem bekannten Gesangsprofessor, Sohn des bedeutenden Kirchencomponisten und einstigen Studiengenossen C. M. v. Weber's und Meyerbeer's, Johann Gänsbacher. Das Dilettantenhafte, das ihrem Gesange bisher angeklebt hat, weicht nun von ihm, sie wird zur Künstlerin, die durch seinen Vortrag und Ausgeglichenheit der Stimmlagen entzückt. Zu Ostern 1865 tritt sie in einem großen Concerte gemeinsam mit Frau Desirée Artôt auf. Bei einem Besuche, den sie der gefeierten Primadonna macht, singt sie die Arie aus „Fidelio" vor. Die Artôt erklärt es für eine unverzeihliche Faulheit, wenn sie mit diesen Stimmmitteln nicht zum Theater geht. Das entscheidende Wort ist gefallen, wie ein Blitz fährt es in ihre Seele und facht hier ein verzehrendes Feuer an. In heroischem Starrsinn bietet sie den sich entgegenthürmenden Hindernissen, allem sie umgebenden Zweifel und Hohne Trotz und folgt dem Weg, den ihr der Rath der Freundin sowie ihr eigener Stern weisen. Sie nimmt bei Carl Maria Wolf dramatischen Unterricht. Ihre gesammte Baarschaft bringt sie zum Opfer, und da sie nicht ausreicht, muß der Erlös für einen Brillanten, ihr einziges Kleinod, die Kosten desselben bestreiten helfen. Sie darbt und spart, entwickelt einen Riesenfleiß und lernt binnen wenigen Monaten die Rollen der Norma, Donna Anna und des Fidelio. In Graz betritt sie in der letztgenannten Rolle im December 1865 die Bühne und wird sofort von Gye, dem Director des Coventgardentheaters, für die nächste Saison in London angeworben. In Berlin, wohin sie im März 1866 als Gast berufen wird, geräth sie durch eine Kohlengasvergiftung in ernstliche Lebensgefahr. Da sie ihres leidenden Zustandes halber am festgesetzten Tage nicht auftreten kann, nimmt dies Herr v. Hülsen zum Anlaß, von der Unterzeichnung des bereits fertigen Vertrages, der sie an Berlin fesseln sollte, Abstand zu nehmen. Schon beginnt sie verzagt zu werden, als Gye sie nach London bringt, wo sie als Signora Vilda Furore macht und den ersten Gesangsternen, der Grisi und Jenny Lind, als ebenbürtig an die Seite gestellt wird. Namentlich als Norma erregt sie ungetheilte Begeisterung, auch als Valentine in den „Hugenotten" und Leonore im „Troubadour" wird sie hochgefeiert. Ihr vordem fast unbekannter Name dringt in die weite Welt. Im Herbst desselben Jahres eilt sie nach Venedig. Hier findet sie als österreichische Künstlerin — es war kurz nach Beendigung des Krieges — kühle Aufnahme und löst infolge dessen den bereits mit Mailand abgeschlossenen Vertrag. Wenn die W. innerhalb des nächsten Jahrzehnts auch wiederholt als Gast in London und mit ebenso durchschlagendem Erfolge in Moskau und Petersburg auftrat, ihre Liebe gehörte doch ihrer Vaterstadt; ihr Wunsch, hier den Schauplatz ihres Wirkens zu finden, sollte erfüllt werden. Die Zweifel,

welche man daselbst gehegt hatte, ob sie als Bühnensängerin ihren Rang ausfüllen könne, schwanden gleich bei ihrem ersten Auftreten. Am 8. März 1867 debütirte sie in der Wiener Hofoper in der Rolle der Leonore im „Troubadour" und errang einen durchschlagenden Erfolg. Den Reizen ihres an Kraft und Wohllautsfülle unübertroffenen Organs gab sich alles gefangen. Ihr Spiel war allerdings noch unbeholfen, doch die orgelstarke Klanggewalt ihrer Stimme machte diesen Mangel wett. Nun wird sie eingegliedert in die Künstlerschar der kaiserlichen Hofoper, in deren erster Reihe sie über elf Jahre sang und noch lange fortgewirkt hätte, falls nicht ein mit ihrem Gatten getroffenes Uebereinkommen sie verpflichtet haben würde, die erste deutsche Gesangsbühne und damit Wien überhaupt zu verlassen. Der Conflicte im häuslichen Kreise war nämlich kein Ende. Ihr Gatte hatte von vornherein gegen die Ergreifung wie später gegen die Fortsetzung der Bühnenlaufbahn Stellung genommen. Das Zusammenleben der beiden Ehehälften war infolge der fortgesetzten Reibereien unmöglich geworden, im März 1878 erfolgte die gerichtliche Scheidung. Am 17. desselben Monats nahm die W. von der Wiener Hofbühne Abschied. Man war sich vollständig klar darüber, was man an ihr verlor. Während eines Decenniums hatte sie eine der Grundstützen des Spielplans gebildet und reichlich die Gelegenheit genützt, ihr vielseitiges Können zu zeigen. Die Wirksamkeit, die sie entfaltet, war ebenso intensiv als mannichfaltig geartet gewesen. Im Opernsang italienischer, französischer und deutscher Schule war sie gleich sattelfest. Bellini (Norma), Donizetti (Lucrezia) und Verdi (Elvira in „Ernani"; Leonore im „Troubadour"; Amalia im „Maskenball"; Aida) fanden in ihr eine nicht minder stilgetreue von echt musikalischer Auffassung durchseelte Interpretin als Mozart (Constanze; Gräfin in „Figaros Hochzeit"; Königin der Nacht; auch in „Don Juan"), Beethoven (Fidelio), Weber (in „Euryanthe" und als Rezia), Wagner (Ortrud und Elisabeth), Goldmark (Sulamith) und wieder Gluck (Armida), Meyerbeer (in „Robert" und den „Hugenotten", weiter als Bertha und Selica), Halévy („Jüdin"), Thomas (Ophelia), ja ihre erstaunliche Sicherheit in der Wiedergabe verschieden gearteter Rollen war so einzig, daß sie es wagen durfte, in „Don Juan" an zwei aufeinanderfolgenden Abenden die Donna Elvira und die Donna Anna, in den „Hugenotten" einmal die Valentine, ein andermal die Königin zu singen, in „Euryanthe" die Titelrolle und die Eglantine, im „Robert" die Alice und Isabella — eine Kraftprobe, die ihr kaum jemand nachmachen wird. Auch die eben flügge gewordene ungarische Nationaloper schmückte sie mit den klangsatten Lauten ihrer Kehle. In „Hunyady Laszlo" und „Bank Ban", Opern des ihr innig befreundeten Franz Erkel, entfesselte sie in Pest nicht enden wollende Beifallsstürme. Als dramatische wie als Coloratursängerin hatte sie sich Lorbeern geholt. Auch im Concertsaal trat sie oft auf und verhalf den Aufführungen großer Werke, bei denen sie mitwirkte, jedesmal zum Siege, insbesondere in den Haydn'schen Oratorien, in Schumann's „Paradies und Peri", in den Requiems von Brahms und Verdi entzückte sie, den stärksten äußeren Erfolg erzielte sie in Händel's Cäcilienode. Auch als Liedersängerin genoß sie einen ausgezeichneten Ruf. Bis in die kleinsten Einzelheiten hinein war die Kunst ihr zu eigen geworden, sie gefiel sich oft in Wagnissen, die nur sie sich erlauben durfte. In der großen Bravourarie in Hunyady Laszlo beispielsweise schlug sie das dreigestrichene E leise an, ließ es zum ff anschwellen und rauschte sodann prestissimo in einer Toncascade durch zwei Octaven herab. In solchen Glanzleistungen lag indeß keineswegs das Um und Auf ihrer Kunst. Sie wußte im leidenschaftlichen Gesang packende Wirkung auszuüben, auch das eigentlich Seelenvolle war ihr nicht fremd, wiewol in der sinnlichen Schönheit und Stärke ihres Organs stets der Hauptaccent ihrer

künstlerischen Darbietungen stak. In Anerkennung der großen Verdienste, die sie sich erworben, war sie 1869 zur k. k. Kammersängerin ernannt worden. Das Wiener Publicum umjubelte die W., kein Wunder, daß, als es nun plötzlich zum Scheiden von der geliebten Stätte ihrer Thaten kam, stürmische Zurufe: Hierbleiben! aus dem Zuschauerraum ihr entgegenschollen. Sie wandte sich zunächst nach Leipzig, wo sie bereits im September als Brünnhilde im „Ring des Nibelungen" von Richard Wagner, für dessen Musik sie eine leidenschaftliche Vorliebe hegte, auftrat. Bloß drei Monate hatte sie gebraucht, um die überaus schwierige Rolle einzustudiren. Es hatte sie um so härtere Mühe gekostet, da sie von Haus aus an einem mangelhaften Wortgedächtniß litt, und nur ihre eiserne Willenskraft sich dieses erzwungene Kunststück abtrotzte. Die beispiellose Ausdauer ihrer Stimme, der die aufreibendste Abnützung nichts anzuhaben vermochte, verschafften der ehrgeizigen Sängerin einen großen Triumph. Als sie im Mai 1879 die Leipziger Bühne verließ, wurden ihr seitens ausländischer (auch amerikanischer) Bühnen die verlockendsten Anträge gemacht, doch die Vielumworbene schlug sie sämmtlich aus und blieb ihrer Ueberzeugung, welche sie schon 1866 Gye gegenüber, als er sie auf zehn Jahre verpflichten wollte, ausgesprochen, daß sie eine deutsche Künstlerin sei und bleiben wolle, treu. Seitdem gehörte sie keinem Theater als ständiges Mitglied mehr an, sondern trat als Gast an verschiedenen Bühnen Oesterreichs und Deutschlands auf, anfangs häufig in Frankfurt a. M., dann in Pest und Wien, wo sie mit der alten Wärme gefeiert ward und auch bei Concertaufführungen mitwirkte. Sie besaß noch die volle Mächtigkeit sowie die unversehrte Frische ihres Organs und setzte namentlich durch die schwindelnde Höhe, welche ihre phänomenale Stimme mühelos zu erklettern vermochte, in Erstaunen. Im Zenith ihres Künstlerruhmes stehend zog sie sich 1886 von der Bühne zurück. Als sie im Juli 1891 beim Mozartfest in Salzburg sich wieder öffentlich hören ließ und die Marterarie Constanzens vortrug, war eine betrübliche Wandlung vor sich gegangen. Die Leichtbeweglichkeit und Jugendlichkeit ihrer Stimme war dahin, nur mühsam mit der stärksten Selbstbezwingung vermochte sie die übernommene Aufgabe zu Ende zu führen. Man gewahrte die Reste einer ehemaligen Größe, erkannte aber auch, daß die einstige Leuchtkraft dieses strahlenden Gesangsgestirns im Erblassen begriffen sei. Das war ein harter Schlag für die davon Betroffene. Bereits einige Jahre früher war bei ihr eine scharfe nervöse Reizbarkeit hervorgetreten, welche wol in den ihren natürlichen Anlagen zuwiderlaufenden Ueberanstrengungen, die sie sich aufgebürdet, ihren eigentlichen Grund hatte. Schon als Kind lernte sie sehr schwer und wurde öfters ohnmächtig, wenn sie sich zwang, Schwieriges sich einzuprägen. Als sie nun in reiferen Jahren ihrem Gedächtniß soviel zumuthen mußte (den größten Theil ihrer Rollen lernte sie deutsch und italienisch zugleich), war dies nur mit der äußersten Anspannung ihrer geistigen Kraft möglich, ganz besonders steigerte die übers Knie gebrochene Einstudirung der Brünnhildenpartie ihr Nervenleiden. Seit dem Rücktritt von der Bühne lebte sie meist in Zurückgezogenheit und gefiel sich in Seltsamkeiten, welche Befremden erregten. Ihre große Sparsamkeit nahm wunderliche Formen an, während sie zu gleicher Zeit über sehr große Summen leichtherzig und auch großmüthig verfügte. Selbstmordgedanken beschäftigten sie unablässig. Die Aerzte, mit denen sie zusammenkam, quälte sie mit Fragen über die leichteste Todesart. Zudem war in der gealterten Frau ein mächtiges Sehnen nach Liebesglück erwacht, welches ihr bittere Erfahrungen eintrug. Sie war Anfällen von Irrsinn ausgesetzt und deshalb von ihrer Tochter in eine Heilanstalt für Geisteskranke in Graz gebracht worden, aus der sie bald danach gemäß dem Gerichtscommissionsbefunde entlassen ward. Kurz vor ihrem Tode begab sie sich

freiwillig in eine Nervenheilanstalt in Hacking bei Wien. Am 24. September 1891 Nachmittags stürzte sie sich vom 4. Stockwerk im „Zwettelhof" (nächst der Stephanskirche) in den Lichthof, wo ihr Leichnam infolge der Höhe des Sturzes und der wuchtigen Schwere des niedersausenden Körpers zu einer unförmigen Masse zermalmt aufgefunden ward. So hatte die Unglückliche in geistiger Verstörtheit ihrem Dasein ein jähes, grausiges Ende bereitet.

Eine der herrlichsten Sängerinnen sank mit ihr ins Grab. Im sinnlichen Glanz ihres eine ungehörte Wohllautfülle bergenden, kraftvollen und doch dabei höchst biegsamen Organs und der bis zur Vollendung gesteigerten technischen Gewandtheit lag der Schwerpunkt ihrer künstlerischen Bedeutung. Als eigentlich dramatische Sängerin konnte sie sich weder mit der Dustmann noch der Materna messen, in der Feinheit des Ausdrucks stand sie hinter der Patti und Artôt zurück. Ihr Spiel stand mit der gesanglichen Leistung nicht auf gleicher Höhe. Etwas schablonenhaftes klebte ihm an, der Mangel an echtem Theaterblut verrieth sich in dem im Geleise des Herkömmlichen bequem verharrenden schwerfälligen Geberdenspiel, auch ihre äußere, gar sehr der Plumpheit zuneigende Erscheinung erwies sich zur Erweckung von Bühnenillusion als nicht vortheilhaft, der Verkörperung gewisser poetischer Rollen sogar geradezu widerstrebend, aber die sieghafte Elementargewalt ihrer schlackenfreien Stimme, der von warmer musikalischer Empfindung durchströmte Vortrag halfen diese Mängel verdecken. Das Instrument, welches die hier mit vollen Händen spendende Natur in ihre Kehle gelegt, suchte in der That seinesgleichen an Pracht, Fülle und geschmeidigster Beweglichkeit. Es war in wuchtiger Größe, dröhnender Kraft wie in zartester Tongebung gleich gut verwendbar, ungewöhnlicher Umfang war ihm eigen und vor allem erlesene Reinheit und Schönheit des Klangs.

Welch feinsinnigen Gebrauch von ihren außergewöhnlichen Stimmmitteln sie auch außerhalb der Bühnen-, Concert- und Kirchenräume — in der freien Natur gemacht, davon gibt das Erlebniß eines Ohrenzeugen, Dr. Josef Gänsbacher Aufschluß, der in einem Schreiben dasselbe also schildert: „Eine Wunderleistung ihres Talents ist nur Wenigen bekannt, die es aber gleich einer Mythe weiterverbreiten. Wie alle echten Künstler war die Wilt eine große Naturschwärmerin, die kurzen Zeiträume während des Hochsommers brachte sie meistens im Gebirge zu. Da war es denn einmal, daß am dämmernden Abend auf dem Attersee eine Gesellschaft von Freunden in die stille ruhige Wasserfluth hinaus den Kahn steuerte. Auf den Berggipfeln lagen noch Lichtstreifen, die der Tag dort vergessen hatte, in der von den nahen Höhen beschatteten Seefläche begann bereits die Nacht ihren Einzug zu halten. So feierlich war das Schweigen, daß zuletzt auch der weiche Schlag der Ruder verstummte, um die Weihe des Augenblicks nicht zu stören. Da erhob Marie ihre Stimme erst in leisen Klängen, dann höher aufsteigend in langsamen Läufen und Trillern, die sie wie Rosenketten den Bergen zuwarf — dazwischen innehaltend. Und Echo erwachte und gab die wundervollen Töne wieder in zauberhafter Verklärung, die nichts Irdisches mehr hatte, als ob Ariel von Berg zu Berg sich blitzschnell geschwungen hätte, jetzt von da, jetzt von dort das schöne Lied wiederholend — eine Scene, von welcher der Dichter sagt: „Horch . . . wie dein Sang in die Brust den Bergen drang, wie dein Wort die Felsenseelen freudig fort und fort erzählen". — Auch solche, einem augenblicklichen Impulse entsprungene, mit vollendetem Geschmack dargebotene Improvisationsfertigkeit kennzeichnet ihr Künstlerthum, das nichts Angelerntes zeigte, vielmehr als die durch rastlosen Fleiß wohlgereifte Frucht einer seltenen Naturanlage in die Erscheinung trat.

Max Dietz.

Wiltheim: Alexander W., Historiker und Archäolog, geboren in Luxemburg am 3. October 1604, † am 15. August 1684 (so nach de Backer; Neyen gibt als Todesjahr 1694 an). Er stammte aus einer angesehenen Luxemburger Familie. Im J. 1626 in den Jesuitenorden eingetreten, war er sodann während sechs Jahren als Lehrer der Rhetorik und während weiteren sechs Jahren als Studienpräfect thätig. Nach dieser Zeit wurde er auch im Kirchendienst verwendet. In späteren Jahren war er Rector der Studienanstalt der Jesuiten in Luxemburg. Die gelehrten Forschungen Wiltheim's waren in erster Reihe der Geschichte, Kirchengeschichte und Alterthumskunde seines engeren Heimathlandes gewidmet. Seine gelehrten Werke auf diesem Gebiete sind noch bei neueren Historikern sehr geschätzt. Er folgte darin dem Beispiele seines älteren Bruders Johann Wilhelm W., von welchem ebenfalls mehrere Schriften zur luxemburgischen Geschichte handschriftlich erhalten sind (als Hauptwerk Disquisitiones antiquariae historiae Luxemburgensis), erlangte aber einen viel bedeutenderen Namen als dieser. Im Zusammenhang mit seinen antiquarischen Studien war W. auch einer der ersten, die sich um die wissenschaftliche Ausbildung der Paläographie und Diplomatik verdient machten; der berühmte Bollandist Papebroch wird darin als sein Schüler genannt. Die zahlreichen Schriften Wiltheim's sind nur zum Theil gedruckt; andere sind handschriftlich in den Bibliotheken von Brüssel und Luxemburg vorhanden. Von seinen gedruckten Schriften sind außer mehreren kleineren Gelegenheitsschriften die folgenden zu nennen: „Gubernatores Luxemburgenses" (Treviris 1653); Acta S. Dagoberti, Francorum Regis et Martyris" (Augustae Trevirorum 1653); „De phiala reliquiarum S. Agathae, Virginis et Martyris dissertatio" (Aug. Trev. 1656); „Diptychon Leodiense ex consulari factum episcopale et in illud commentarius" (Leodii 1659); dazu: „Appendix ad Diptychon Leodiense" (Leodii 1660), und ein zweiter späterer Nachtrag: „Ad Diptycha Leodiensia antehac a se edita annotationes" (Leodii 1677. Diese Publication ist mit den beiden Nachträgen wieder gedruckt bei Ant. Fr. Gori, Thesaurus veterum Diptychorum, T. I, p. 1—119, Florentiae 1759); „Catalogus Abbatum Coenobii Munsteriensis" (Treviris 1664); „Vita Venerabilis Yolandae Priorissae ad Mariae Vallem in Ducatu Luciliburgensi" (Antverpiae 1674. Nach Wiltheim's Angabe frei bearbeitet nach einem in deutschen Versen verfaßten Leben der Yolanda von einem Dominicaner Hermann. Deutsche Uebersetzung von P. Stehres: „Leben der Gräfin Yolanda von Vianden", Luxemburg 1841). Eines der Hauptwerke Wiltheim's wurde erst im J. 1842 gedruckt: „Luciliburgensia sive Luxemburgum Romanum; hoc est Arduennae veteris situs, populi, loca prisca, ritus, sacra, lingua, viae consulares, castra, castella, villae publicae, iam inde a Caesarum temporibus Urbis adhaec Luxemburgensis incunabula et incrementum investigata atque a fabula vindicata", ed. Aug. Neyen (Luxemburgi 1842. Mit einer Karte von Luxemburg zur Römerzeit und Abbildungen von Alterthümern und Inschriften, die auf die Geschichte des Landes zur Römerzeit Bezug haben, zusammen 99 Tafeln). Unter den ungedruckt gebliebenen Schriften Wiltheim's (— vollständig verzeichnet sind dieselben bei de Backer und bei Neyen —) sind zu nennen die „Annales Abbatiae S. Maximini prope Treviros" (begonnen von Johann Wilhelm W., fortgeführt von Alexander W., Handschrift in Brüssel), und ein in der Bibliothek der Bollandisten in Brüssel vorhandener „Tractatus de Clavis Domini" (vgl. über denselben F. X. Kraus, Beiträge zur Trierischen Archäologie und Geschichte, Bd. I, 1868, S. 105 f.).

Calmet, Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine, T. I (1728), p. CVII s. — Hontheim, Historia Trevirensis, T. III (1750), p. 225, 1004, 1020. — Biographie universelle, T. 50 (1827), p. 609 s. — Michel

Müller, Chronique de l'ancien collége de Luxembourg; Programme de l'Athénée de Luxembourg 1837/38. — Feller, Biographie universelle, T. VIII (éd. revue 1850), p. 409. — Aug. Neyen, Biographie Luxembourgeoise, T. II (éd. 2, 1876), p. 247—249. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, VI. série (1861), p. 791—793. — Hurter, Nomenclator, T. II (ed. 2, 1893), p. 534 s.

Lauchert.

Wimmer: Bonifaz W., Benedictinerabt, geboren zu Thalmassing bei Regensburg am 14. Januar 1809, † in der Abtei St. Vincent in Pennsylvanien am 8. December 1887. Sein Taufname war Sebastian. Nachdem er in Regensburg die Gymnasialstudien absolvirt und am Lyceum daselbst 1826 bis 27 Philosophie studirt hatte, begab er sich 1827 an die Universität München, wo er zuerst Jurisprudenz studiren wollte, dann aber der Theologie sich zuwandte. Nach Vollendung der theologischen Studien bereitete er sich im Clericalseminar zu Regensburg unter Wittmann's Leitung auf den Empfang der Weihen vor; am 1. August 1831 empfing er die Priesterweihe. Darauf war er zuerst an der Wallfahrtskirche zu Altötting als Geistlicher thätig, trat aber, nachdem inzwischen in ihm die Neigung zum Klosterleben erwacht war, am 31. Juli 1832 in das Benedictinerkloster Metten als Novize ein; am 29. December 1833 legte er die Gelübde ab. Von da an war er theils wieder in der Seelsorge, einige Zeit als Lehrer an der mit der Abtei St. Stephan in Augsburg verbundenen Studienanstalt, seit 1841 am Ludwigs-Gymnasium in München thätig. Hier verschaffte er sich auch genauere Kunde über die kirchlichen Verhältnisse der Katholiken deutscher Herkunft in Nordamerika und beschäftigte sich mit der Frage, auf welche Weise für die kirchlichen Bedürfnisse derselben besser gesorgt werden könne. Seine Idee, daß durch die Gründung eines Benedictinerklosters an einem geeigneten Orte in Nordamerika ein fester Mittelpunct geschaffen werden solle, sprach er zuerst in einem 1845 in der „Augsburger Postzeitung" veröffentlichten Artikel öffentlich aus. Zur Ausführung dieses Planes fand er die Unterstützung des Königs Ludwig I. von Baiern und des Ludwig-Missionsvereins. Am 25. Juli 1846 konnte er mit vier Studenten der Theologie, die später Priester im Benedictinerorden wurden, und mit 15 anderen jungen Leuten, die in dem zu gründenden Kloster Laienbrüder werden wollten, die Reise antreten; am 16. September 1846 landeten sie in New-York. Der Bischof O'Connor von Pittsburg wies W. das in seiner Diöcese in Pennsylvanien liegende St. Vincent als geeigneten Ort für die Klostergründung an. Am 24. October 1846 konnte W. dort die erste Niederlassung des Benedictinerordens in Nordamerika begründen und seinen Begleitern das Ordenskleid geben. Wimmer's Berichte in die Heimath über die Anfänge und die erste Entwicklung seines Unternehmens, darunter seine in der Augsburger „Sion" veröffentlichten Schreiben und briefliche Mittheilungen, sind, ebenso wie sein schon angeführter erster Artikel von 1845, gesammelt in dem unten genannten Werk von Moosmüller. Originalberichte Wimmer's aus seinen letzten Lebensjahren über den Stand und Fortgang seines Werkes sind in den „Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner-Orden", Jahrgang VI (1885), Bd. 1, S. 412—424, und Jahrgang VII (1886), Bd. 1, S. 459—467 veröffentlicht unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte des Benedictiner-Ordens in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika". Im J. 1847 erhielt W. neuen Zuwachs durch die Ankunft des P. Petrus Lechner aus dem Kloster Scheyern, der sich mit einer Anzahl von weiteren Novizen ihm anschloß. Dadurch wurde nun auch der Bau eines neuen eigentlichen Klostergebäudes nothwendig. Im April 1849 konnten die mit W. aus Deutschland gekommenen jungen Theologen zu Priestern geweiht

werden. Um indessen mit der Zeit dem Priestermangel abzuhelfen, ließ er sich die Gründung und Ausgestaltung einer guten Klosterschule in seinem Kloster besonders angelegen sein, um hier bei dem schwachen Zuzug von Geistlichen aus der deutschen Heimath einen einheimischen Nachwuchs für den geistlichen Stand zu erziehen. Im J. 1850 traf die nachgesuchte päpstliche Bestätigung des Klosters ein. Von einer Reise nach Deutschland im J. 1851 kehrte W. mit neuen Mitteln und neuen Candidaten für den Orden zurück. 1855 wurde nach mehrjährigen Bemühungen die Erhebung des Klosters St. Vincent zur Abtei erreicht, nachdem W. selbst nach Rom gereist war. W. wurde vom Papst am 17. September 1855 auf vorläufig drei Jahre zum Abte ernannt, nach Ablauf derselben vom Capitel seines Klosters wieder gewählt, am 27. Juli 1866 endlich auf Lebenszeit bestätigt. Inzwischen wurde von St. Vincent aus nicht nur eine rege Missions- und Pastorationsthätigkeit entfaltet, sondern das Kloster wurde auch der Mittel- und Ausgangspunkt für die Gründung weiterer Benedictinerklöster, von denen mehrere mit der Zeit selbständige Abteien wurden, wie St. Johann in Minnesota, St. Benedict in Atchison in Kansas, St. Mary's in Newark in New-Jersey, Maria-Hilf in Belmont in Nord-Carolina. W. behielt als Abt des Mutterklosters und Präses der nordamerikanischen Benedictiner-Congregation die Oberleitung. 1883 erhielt er aus Veranlassung seines fünfzigjährigen Profeßjubiläums den Titel Erzabt.

Lindner, Die Schriftsteller des Benedictiner-Ordens, Bd. II (Regensburg 1880), S. 49. — Bonifacius Wimmer, in den Studien u. Mittheilungen aus dem Benedictiner-Orden, 1881, Bd. 1, S. III—XIV. (Mit Porträt.) — O. Moosmüller, Bonifaz Wimmer. New-York 1891. — B. Lesker, Erzabt Bonifaz Wimmer, Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Neue Folge Bd. XII, Heft 12, Frankfurt a. M. 1891. — Literarischer Handweiser, 1891, Nr. 538/9, S. 648 f. — Ed. Schmitt, Bibliographie der Benedictiner-Schriftsteller der Ver. Staaten Nordamerikas, S. 10, 17 f. (Beilage zu den Studien u. Mittheilungen aus dem Benedictiner-Orden, 1892).

Lauchert.

Wimmer: Christian Friedrich Heinrich W., Pädagoge und Botaniker, geboren zu Breslau am 30. October 1803, † ebendaselbst am 12. März 1868. Auf dem Friedrichs-Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, trat W. mit dreizehn Jahren in die Prima dieser Anstalt, in welcher Classe er fünf Jahre lang blieb, um nach abgelegter Reifeprüfung, Michaelis 1821 die Universität Breslau zu beziehen zum Studium der Philologie und Naturwissenschaften. Am 30. September 1826 trat W. an demselben Gymnasium, auf dem er seine Schulbildung erlangte, als ordentlicher Lehrer ein, erhielt 1835 den Professortitel und wurde Ostern 1843 zum Director des Gymnasiums erwählt. Bis zum Jahre 1863 stand er der Anstalt als Leiter vor. Da berief ihn der Breslauer Magistrat in die neugeschaffene Stelle eines Stadtschulraths, in dem Vertrauen, daß seiner pädagogischen Erfahrung, seiner Umsicht und seinem Tacte die Lösung der vielen neuen Aufgaben gelingen würde, welche auf dem Gebiete des höheren und des Volksschulwesens in jenen Jahren der Stadt Breslau gestellt waren. Das auf ihn gesetzte Vertrauen hat W. in hohem Grade gerechtfertigt. Unter seiner Leitung hat sich das Schulwesen seiner Vaterstadt nach jeder Richtung hin bedeutend entwickelt, sowol was die Neuschaffung von Schulen verschiedener Art, als auch deren Organisation und die materielle Stellung der Lehrkräfte betrifft. Es gelang Wimmer's nie ruhender Energie, verbunden mit großer Klarheit und Schärfe des Verstandes sowie einem concilianten Wesen allen betheiligten Factoren gegenüber, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihm entgegenstellten. Diese großen Erfolge hat W., der, als er Schulrath wurde, an

der Schwelle des sechzigsten Lebensjahres stand, in noch nicht ganz fünfjähriger Thätigkeit errungen. Sein kräftiger Körper bewahrte seine Jugendfrische bis gegen Ende des Jahres 1867. Da stellten sich asthmatische Beschwerden ein, welche zunächst durch sorgsame ärztliche Behandlung zurückgedrängt, im März 1868 mit erneuter Heftigkeit auftraten und dem Wirken des thätigen Mannes inmitten seiner Berufsarbeit und ganz unerwartet infolge eines Herzschlages im 65. Jahre seines Lebens ein Ziel setzten.

Neben seiner praktischen Thätigkeit führte W. sein nie rastender Geist und ein inneres Bedürfniß immer wieder zur Wissenschaft hin. Die schon auf der Schule in ihm erwachte Neigung zur Botanik bildete sich im Laufe der Jahre zu einer recht productiven litterarischen Thätigkeit aus und es beruht gerade Wimmer's wissenschaftliche Bedeutung in der wol einzig dastehenden Verbindung gründlicher naturwissenschaftlicher und philologischer Gelehrsamkeit. Wie dem praktischen Schulmanne, so ist auch dem Gelehrten die Anerkennung nicht versagt geblieben. Er erlangte die Mitgliedschaft verschiedener gelehrter Gesellschaften, wirkte mehrere Jahre als Secretär der botanischen Section der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur und zuerst in gleicher Eigenschaft, später als Director der Section für Obst- und Gartenbau. Auch erhielt er für seine wissenschaftlichen Verdienste im J. 1853 von der philosophischen Facultät der Breslauer Universität die Würde eines Ehrendoctors. Nach anderen Anerkennungen hat der bescheidene Mann nicht gestrebt. Im stillen Familienkreise und im Verkehr mit jüngeren Freunden wußte er durch seine gewinnende Güte und die liebenswürdige Feinheit seines Geistes die Herzen aller ihm näher Stehenden zu fesseln. Durch seine Universitätslehrer Passow und Schneider war W. in die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums eingeführt worden. Namentlich hatte letzterer ihn für Theophrast und dessen naturwissenschaftliche Schriften zu interessiren verstanden. Auf dem Gebiete der altgriechischen naturwissenschaftlichen Litteratur bewegen sich denn auch fast ausschließlich Wimmer's philologische Arbeiten. Er gab 1854 und 1862 die Werke Theophrast's in einer kleineren und 1866 in einer größeren, mit lateinischer Uebersetzung versehenen Ausgabe bei Didot in Paris heraus. Im Zusammenhang mit diesen Arbeiten stand das Studium der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles. Schon 1838 veröffentlichte er seine „Phytologiae Aristotelicae Fragmenta“, in welchen die zerstreuten Angaben des Aristoteles über die Natur der Pflanzen mit großem Fleiße zusammengestellt sind. 1844 und 1851 erschienen als Gymnasialprogramme seine „Lectiones Theophrasteae“ und 1859—61 seine „Lectiones Aristotelicae“. Seit 1858 arbeitete W. gemeinschaftlich mit dem Physiologen Aubert an den Werken des Aristoteles. 1860 erschien dessen Zeugungs- und Entwicklungsgeschichte und 1867 die Bearbeitung der „Historia Animalium“. Wimmer's botanische Leistungen liegen hauptsächlich auf dem Felde der botanischen Systematik. Im Verein mit gleichstrebenden Freunden, mit Schummel, Günther, Grabowski, Krause und Wichura unternahm W. in der Mitte der zwanziger Jahre zahlreiche Excursionen in die heimathliche Provinz nach allen Richtungen hin und erlangte so eine gründliche Kenntniß der schlesischen Flora. Schon 1824 veröffentlichte er mit Günther und Grabowski eine „Enumeratio stirpium phanerogamarum“. Drei Jahre später erschien dann der erste Band der größeren mit Grabowski herausgegebenen „Flora Silesiae“ in lateinischer Sprache und in der Anordnung des Linné'schen Systems, deren zweiter und dritter Band 1829 folgten. Eine deutsche Umarbeitung des Werkes unter dem Titel: „Flora von Schlesien. Handbuch zur Bestimmung und Kenntniß der phanerogamen Gewächse dieser Provinz“, kam 1832 heraus. Von dieser wurde bald eine erweiterte Bearbeitung nothwendig durch Ausdehnung

des Gebietes auf Oesterreichisch-Schlesien oder das obere Oder- und Weichselquellengebiet. Sie erschien 1840 und gibt die Pflanzen in der Ordnung des Endlicher'schen Systems. Auch dieses Buch erlebte bereits nach vier Jahren eine neu redigirte und bereicherte zweite Auflage in zwei Bänden. Der erste enthält die Beschreibung der 1288 aufgeführten Pflanzenarten; der zweite ist durch eine meisterhafte pflanzengeographische Schilderung der schlesischen Vegetationsverhältnisse, durch eine Statistik der Flora, eine Geschichte und Litteratur der schlesischen Floristik und durch eine von H. R. Göppert entworfene Uebersicht der fossilen Flora Schlesiens ausgezeichnet und besitzt noch heute unbestrittenen Werth. Eine dritte Auflage kam 1857, eine vierte kurz nach des Verfassers Tode im Mai 1868 heraus. Es entsprach einer Lieblingsneigung Wimmer's, die wol in seiner kritisch angelegten Natur wurzelte, zur speciellen Bearbeitung gerade solche Pflanzengenera zu wählen, bei welchen zur Feststellung ihrer Artverhältnisse ein großer Aufwand von Unterscheidungsvermögen nöthig war und welche, der vielen Mittelformen wegen, früheren Bearbeitern besondere Schwierigkeiten geboten hatten. So war es ihm darum zu thun von den schlesischen Arten der Gattungen Carex, Rubus, Mentha, Viola u. A. eine klarere Uebersicht, als sie bisher bestand, zu gewinnen. Besonders aber studirte er die Bastardformen, namentlich innerhalb der Gattungen Hieracium und Salix, zu deren Feststellung er wiederholte Reisen unternahm und mit botanischen Fachgenossen eifrig correspondirte. W. war nächst Lasch (s. A. D. B. XVII, 731) der erste, welcher in das Chaos von Weidenformen neues Licht brachte. Er verpflanzte zu diesem Zweck Weidenstecklinge in einen von ihm gemietheten Garten und unterzog ihre Entwicklung einer jahrelangen Beobachtung. Hierbei waren Krause und vor allem Wichura (s. A. D. B. XLII, 316) seine erfolgreichen Mitarbeiter. Eine Zusammenstellung der bis 1853 ermittelten hybriden Pflanzen der schlesischen Flora erfolgte in den Denkschriften der schles. Gesellsch. (1853) in der Jubiläumsarbeit: „Wildwachsende Bastardpflanzen, hauptsächlich in Schlesien beobachtet". Die Weidenbastarde wurden außerdem in mehreren Jahresberichten der schles. Gesellsch. 1841—66, sowie in der Zeitschrift Flora von 1845, 46, 48 und 49 erläutert. Ferner erschien noch von ihm und Krause herausgegeben 1857 ein „Herbarium Salicum", durch welches die schlesischen Weidenformen dem botanischen Publicum in authentischen Exemplaren zugänglich gemacht wurden. Ihren Abschluß endlich fand Wimmer's dreißigjährige Weidenforschung in einer zwar schon 1859 vollendeten, aber erst 1866 publicirten umfangreichen Monographie, welche sämmtliche europäische Formen umfaßt, unter dem Titel: „Salices europaeae". Neben den speciellen Beschreibungen der 34 als echt angeführten und der 74 Bastardformen behandelt die Einleitung die biologischen und morphologischen Verhältnisse der Gattung Salix und eine kritische Beurtheilung der älteren Bearbeitungen. Auch in der Schullitteratur hat W. Verdienstliches geleistet. Seinem Bemühen, den naturwissenschaftlichen Unterricht auf der Schule zu höherer Geltung zu bringen, entsprangen zwei Lehrbücher, welche höchst anregend gewirkt haben. Sie führen beide den Titel: „Das Pflanzenreich. Anleitung zur Kenntniß desselben". Die erste Bearbeitung führt die Pflanzen nach dem natürlichen System, die zweite nach dem Linné'schen auf. Sie sind ausgezeichnet durch eine große Zahl geschickt ausgewählter und trefflich ausgeführter Illustrationen, die zu einem „Atlas des Pflanzenreichs" vereinigt sind. Beide Bücher wurden wiederholt aufgelegt.

Biogr. v. F. Cohn in den Jahresberichten d. bot. Section d. Schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur 1867. — Pritzel, thes. litt. bot.

E. Wunschmann.

Wimmer: Gottlieb August W., lutherischer Prediger, geboren am 12. August 1791 (nach Anderen am 20. August 1791, auch 1793) in Wien, † daselbst am 12. Mai 1863, von hervorragender Bedeutung für die Erweckung lebendigen evangelischen Glaubenslebens und die Hebung des Schulwesens in der lutherischen Kirche Ungarns, zunächst in den deutschen Gemeinden. Die Eltern waren arme Evangelische, der Vater, aus Oberösterreich, stand in Diensten eines adligen Herrn, die Mutter, geb. Roth, stammte aus Regensburg. Sie hatte den Knaben fromm erzogen und noch auf ihrem Todtenbette den neunjährigen Sohn, der den Vater bereits verloren hatte, ermahnt, zu studiren und ein Geistlicher zu werden. Dieser Wunsch der sterbenden Mutter blieb im Herzen des Knaben haften und gab seinem Lebensweg die Richtung. In die Lehre zu harten Meistern gethan, angeekelt von dem wüsten Treiben der Gesellen verließ W. mit zehn Jahren Wien, mit dem Vorsatz in Schemnitz eine Schule zu besuchen, das er nach achttägiger Fußwanderung, mittellos, bald bei deutschen Bauern, bald in einem Kloster übernachtend, erreichte. Unter vielfachen Entbehrungen besuchte er verschiedene evangelische Gymnasien Oberungarns, — „traurige Jahre der Prüfung, der Läuterung“ nennt sie W. Am evangelischen Lyceum zu Oedenburg studirte er 1813/14 Theologie, war dann Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium zu Gyönk (jetzt nach Bonyhad in dem Tolnaer Comitat verlegt) und zwei Jahre, „die schönsten seines Lebens“, Hofmeister in der Familie des Stephan v. Szontagh. Nach einer achtmonatlichen Reise durch Oberungarn, Oesterreich und Deutschland, die ihn auch im October 1816 nach Jena führte, wo er Collegia hörte, aber wegen mangelnder Unterstützung nicht bleiben konnte, kehrte er nach Oedenburg zurück, von wo er am 18. October 1818 nach Oberschützen als Pfarrer berufen wurde. Mit einer geringen Unterbrechung von zwei Jahren hat er hier während dreißig Jahren eine vielseitige, für die evangelische Kirche und Schule höchst segensreiche Thätigkeit entfaltet, welche durch manche Besonderheit und Eigenthümlichkeit seiner Gemeinde begünstigt wurde. Oberschützen, im Eisenburger Comitat belegen, etwa zwei Stunden entfernt von dem Punkt, wo die Grenzen Niederösterreichs, Steiermarks und Ungarns zusammenstoßen, gehört zu den wenigen Gemeinden Ungarns, die ausschließlich aus deutschen evangelischen Bauern bestanden, sogenanten Hienzen (Czörnig, Die Vertheilung der Völkerstämme in der oesterreichischen Monarchie. Wien 1856, S. 8), Nachkommen der frühesten fränkischen Ansiedlungen, die besonders im Eisenburger und Oedenburger Comitat sich finden. Es liegt in einem von der Verkehrsstraße abgelegenen Nebenthal der Lafnitz, das, von den östlichen Abhängen des Wechsels ausgehend, in die ungarische Ebene zwischen Güns und Steinamanger führt. Da der Boden des obern Thales nicht sehr ergiebig ist, haben sich die Bauern Oberschützens, wie so viele Gebirgsbewohner Oesterreichs und Ungarns auf den Hausirhandel und andere Nebenbeschäftigungen verlegt. So waren diese Oberschützer Bauern trotz ihrer Abgelegenheit, indem sie Manufacturwaaren von den Großhändlern in Wien und Graz einkauften und sie hausirend in den österreichischen Alpenländern und in den ungarischen Comitaten an den Mann brachten, in steter Berührung mit beiden Hälften der Monarchie geblieben und auch in der magyarischen Sprache nicht unbewandert. Bis zum Toleranzedict Josef's II. 1781 war diese evangelische Gemeinde für ihre kirchlichen Bedürfnisse auf die beiden sogenannten Articulargemeinden des Comitats, auf Dömölk und Nemes-Csoo, jenseits Güns, angewiesen. Hierhin mußten sie, acht Stunden weit, ihre Kinder zur Taufe bringen. Trotzdem hatte Oberschützen und die zahlreichen in gleicher Lage befindlichen evangelischen Gemeinden der Umgegend an ihrem Bekenntnisse festgehalten. Das kirchliche Leben wurde zwar nur durch die häusliche Erbauung

gepflegt, aber um so fester hingen die Kinder an dem, wozu sie von den Eltern gewöhnt waren. Im J. 1781 hatte auch Oberschützen, von seiner Grundherrschaft, dem Grafen Theodor Batthyányi, wohlwollend unterstützt, sich eine evangelische Kirche erbaut und einen Prediger angestellt. Als W. dorthin kam, der dritte Pfarrer seit 1781, war er bestrebt, die noch von Alters her vorhandenen kirchlichen Formen mit neuem evangelischem Glaubensleben zu erfüllen, u. a. auch, wie aus den spärlichen Nachrichten hervorgeht, eine strengere Kirchenzucht zu üben. In seinen Anordnungen fand er manchen Widerspruch, doch konnte sich die Gemeinde schließlich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß er ihr Bestes anstrebte. Seine Hingebung und sein Eifer beschränkte sich nicht nur auf das kirchliche Gebiet: da kein Arzt am Orte war, impfte er die Schutzpocken; er zog Leidenden die Zähne aus; stand ihnen in ihren Krankheiten helfend zur Seite; er sorgte für die Einführung edler Obstsorten, lehrte sie die Veredlung ihrer Bäume durch das Pfropfen und wenn heute „ganz Oberschützen in einem Obstgarten gelegen ist", so ist das auch die Frucht seines gesegneten Wirkens. Ein Wort von W., an einem Grabe gesprochen, soll die Veranlassung gewesen sein, daß eine Klage wider ihn anhängig gemacht wurde und seine Widersacher seine Entfernung zuwege brachten. Im October 1833 verließ er Oberschützen und wurde Prediger zu Modern bei Preßburg. Nun erkannten seine Pfarrkinder, was sie an ihm verloren hatten. Nach wenigen Monaten begehrten sie seine Rückkehr, die aber erst nach einem langen Proceß, dessen Kosten (2500 fl.) die Gemeinde zu tragen hatte, vom Kirchendistricte im October 1835 erlaubt wurde. Vom Vertrauen seiner Gemeinde getragen konnte W. nun ausführen, was er zur Neubelebung christlichen Gemeindelebens für heilsam erachtete. Er führte zunächst 1839 ein neues Gesangbuch, das ältere Berliner, ein, das seither wiederholte Auflagen für die Oberschützener Pfarrei erlebt hat. Vor seiner Zeit war eine Bibel eine Seltenheit in der Gemeinde: W. trat mit den evangelischen Kreisen Deutschlands in Berlin und Herrnhut, mit denen der Schweiz, besonders mit dem ehrwürdigen Pfarrer Legrand in Basel, sowie mit England in Verbindung. Ueberall dorthin unternahm er Reisen. Nun verbreitete er die Bibel weithin in Ungarn. In der Zeit von 1838—1848 hat er über 100 000 Bibeln und Neue Testamente in den drei Hauptsprachen des Landes, in magyarischer, deutscher und slavischer Sprache verkauft und vertheilt; daneben auch das Neue Testament in serbischer und rumänischer Sprache. Im Nachmittagsgottesdienste lehrte er seine Bauern, die Bibel aufschlagen und zur Erbauung gebrauchen. Ein alter Bauer bezeugte noch lange nachher den Eindruck dieser Bibelstunden mit den Worten: „Wir waren wie im Himmel, wenn unser geistlicher Herr W. uns die Bibel erklärte". Indeß so lange Wimmer's Gemeinde noch ihrer Grundherrschaft, den Grafen Batthyányi in Bernstein unterthänig war, konnte sie und ihr Pfarrherrr in Gemeindeangelegenheiten, namentlich auch in der Verbesserung des Schulwesens nicht selbständig handeln. So bewog W. die Gemeinde im J. 1840 sich von der Herrschaft Bernstein mit 40 000 fl. loszukaufen. Eine bedeutende Leistung für eine Gemeinde von 1000 Seelen, die ohne Wimmer's Initiative, ohne einen mäßigen Wohlstand und den weiteren Gesichtskreis in praktischen Dingen, den sich manche Bauern bei ihrem Hausirhandel angeeignet hatten, wol kaum möglich gewesen wäre. Hatte sich bisher doch nur eine einzige Gemeinde im ganzen Königreich von ihrer Herrschaft losgekauft; eine Befreiung der Gemeinden wurde erst in den fünfziger Jahren von der Regierung überall durchgeführt. Im folgenden Jahre schaffte W. die verschiedenen Stolgebühren ab und bestimmte eine mäßige Kirchensteuer für jedes Haus. Dann begann er sich der Schule zu widmen, deren nothwendige Hebung er selbst durch häufig ertheilten Unterricht erkannt hatte. Die Gemeinde-

schule sollte eine Musterschule für andere werden; ein Seminar mit vierjährigem Cursus sollte die Lehrer heranbilden. Die Bedeutung dieser Pläne tritt um so mehr hervor, wenn man bedenkt, daß bisher die Lehrer nur durch einen Lehrcursus von zwei bis vier Monaten an den Elementarschulen vorbereitet wurden und erst in den vierziger Jahren einige römisch-katholische Präparandien mit zweijährigem Cursus ins Leben traten. Für die Ausführung seiner Verbesserungen fand W. leider keine Unterstützung bei den kirchlichen Behörden des Landes. Auf dem lutherischen Districtualconvent gefragt, woher er denn die Mittel nehmen wolle, ein solches Institut zu gründen und zu erhalten, antwortete W.: „Ich glaube, unser Herr Jesus hat noch nicht Bankrott gemacht". Hier sowie schon bei der Einführung des neuen Gesangbuchs zeigte es sich, daß er sich nicht des Vertrauens der kirchlichen Behörden zu erfreuen hatte. Kam es doch soweit, daß die Oberschützener Gemeinde auf einem Senioratsconvente erklärte, sich von ihrem Seniorat trennen zu wollen. Freilich blieb diese Erklärung ohne weitere Folgen. Aber mit reichhaltiger Unterstützung auswärtiger evangelischer Freunde — W. brachte 1845 für den Bau des Seminars 10 000 fl. von Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, 2500 fl. von Pfarrer Legrand in Basel — und der eignen Gemeinde konnte 1845 im Frühjahr das Seminar mit zwölf Zöglingen, denen Wohnung, Unterhalt und Unterricht kostenlos gewährt wurde, eröffnet werden. W. zog Lehrer aus Deutschland heran, er ließ die Calwer Schulbücher vom ABCbuch bis zur Kirchengeschichte in Güns drucken und übersetzte sie selbst ins Magyarische, sowie er für slavische Uebersetzungen sorgte. Es war somit von W. das erste evangelische Schullehrerseminar für Ungarn und für Oesterreich ins Leben gerufen. Denn aus Kärnten, Oberösterreich, auch aus der westlichen Hälfte des Reichs, fanden evangelische Lehrer Aufnahme. Der Ruf der gesammten Anstalten verbreitete sich bald in Ungarn, sodaß Pensionäre aus der Nähe und Ferne Oberschützen besuchten und neben den Elementarclassen auch eine Art Mittelschule entstand. Ein im Juli 1848 herausgegebener Prospect kennzeichnet den entschieden christlichen Geist, dessen Förderung W. sich in seinen Schulen und im Internat zur Aufgabe gemacht hatte, ohne dem damaligen Zeitgeist auch nur die geringste Concession zu machen. „Die Religion", so heißt es darin, „ist keine Sache, die veraltet, welche je gleichgiltig werden dürfte. Wenn alle menschlichen Einrichtungen schwanken, wenn Himmel und Erde vergehen, die Offenbarung und das Wort Gottes bleiben, sie bleiben unentwegt ewig dieselben. Deswegen unterrichten wir unsere Kinder unter Gottes gnädigem Beistand auf das gründlichste im reinen Worte Gottes, wie solches im Alten und Neuen Testament geschrieben ist und wie solches in unserer evangelischen Kirche gelehrt und gepredigt werden muß". Fügen wir nun noch hinzu, daß W. im J. 1845 auch einen evangelischen Unterstützungsverein in seiner Gemeinde gründete, der nach Art der Gustav Adolf-Stiftung Diasporagemeinden mit Geld unterstützte und in den Jahren 1845—1885 über 10 000 fl. dazu verwandte, daß W. seine Pfarrkinder für die Heidenmission zu erwärmen wußte, und der erste evangelische Missionar, der aus Ungarn hervorgegangen ist, Samuel Böhm, der im Dienst der Baseler Mission sein Leben in Afrika beschlossen hat, aus Wimmer's Gemeinde stammte, so werden wir nicht anstehen, W. zu den thätigsten und gesegnetsten Arbeitern im Reiche Gottes zu zählen. Daneben hat W. außer verschiedenen Werken ascetischen und liturgischen Inhalts auch namentlich umfangreiche geographische Werke über die fremden Erdtheile, sowie zwei Monographien über die Comitate Oedenburg und Aba-Ujvar verfaßt. Wimmer's Thatkraft wurde auch allmählich anerkannt und trotz mancher Differenzen mit seinen Amtsgenossen erfreute er sich in einer wahrhaft patriachalischen Stellung, wie sie wol nur bei

den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes und seiner selbständigen Gemeinde möglich war, eines großen Vertrauens von nah und fern. Aus diesem patriarchalischen Leben wurde er durch die politischen Umwälzungen des Jahres 1848 herausgerissen.

Wie schon Wimmer's Uebersetzungen evangelischer Bücher ins Ungarische bezeugen, hatte er bei seinen Arbeiten stets auch das Wohl und die Förderung seines nunmehrigen Vaterlandes, Ungarns, im Auge. Mit der ihm eigenen Energie begrüßte er auch die Erhebung Ungarns, ohne zu ahnen, daß dies in Wien als Hochverrath angesehen würde. W. bot bei der Annäherung von Jellacic's Scharen, die bereits das Oedenburger Comitat verwüsteten, den Landsturm seiner Gemeinde auf und rettete das Eisenburger Comitat vor dem Schicksal des Oedenburger, und „ich ahnte gar nicht", so schreibt W., „daß ich, treuster der Patrioten, der Urheber so vieles Schönen und Guten, der Retter des Comitats, zum Hochverräther erklärt war. Was wußte ich, was in Wien geschah?! daß mich dies augenblicklich verbitterte, wer kanns verdenken?!" Sobald Windischgrätz die Grenze überschritten hatte, im December 1848, erschienen zwei Mal Kroaten in Oberschützen, um den auf der Liste der Geächteten stehenden W. gefangen zu nehmen. Am 27. December verließ W., nachdem er noch einmal in der Kirche das Frühgebet gehalten hatte, seine Gemeinde und seine Familie und, bald als Kraxenträger, bald als Kutscher verkleidet, überschritt er die steirische Grenze, von den Spähern unerkannt. In München hielt er sich sechs Wochen auf, um seine erfrorenen Füße zu heilen. Unstät begab er sich nach der Schweiz, dann ist er im August 1849 in Berlin, wo er der Regierung, freilich erfolglos, eine Denkschrift über die ungarischen Verhältnisse überreichte. (Majlath, Geschichte der Magyaren, Regensburg 1853, Bd. V, S. 301.) In London traf W. mit Coryphäen Ungarns, Klapka und Pulszky, zusammen und entschloß sich mit seiner Tochter Adele nach Amerika auszuwandern. In New-York im Januar 1850 angekommen, wurde er von deutschen Predigern daselbst gebeten, sie dann und wann zu vertreten. Auch hier zündete sein Wort und nach der letzten Predigt im August desselben Jahres wurde ihm neben andern Ehrengeschenken ein silberner Becher als Andenken „an die letzte Predigt in der Matthäuskirche" verehrt. Indeß die amerikanischen Verhältnisse, auch wie er sie in Tennessee, wo er seine Ansiedlung beabsichtigte, kennen gelernt hatte, sagten ihm nicht zu. Dies und die Schwierigkeit für seine Gattin, die Reise von Ungarn nach Amerika allein unternehmen zu müssen, bestimmten W. nach Europa zurückzukehren. Im September 1850 landete er wieder in Bremen, wo er eine zweite Heimath fand und seinen Lebensabend zubrachte. Eine amtliche Stellung hat er hier nicht innegehabt. Aber sein positiv-gläubiger Standpunkt, seine große Beredsamkeit veranlaßten die gleichgesinnten Kreise, die seinen Bibelstunden beigewohnt hatten, in der reformirten S. Martinikirche einen Abendgottesdienst für W. einzurichten. Er wirkte dadurch in großem Segen. Mit der Politik befaßte er sich nicht, was vielleicht die demokratische Partei in Bremen von ihm erwartet hatte, zu deren Führern damals u. a. auch der Pastor Dulon gehörte. Diese Partei sah sich in W. gründlich getäuscht und damit mag der pöbelhafte Auftritt zusammenhängen, der W. in einem dieser Abendgottesdienste, am 11. März 1852, bereitet wurde, indem rohe Haufen in die Kirche drangen, zu lärmen anfingen, sich Cigarren anzündeten u. s. w. Erst in spätern Jahren gingen die Gottesdienste Wimmer's an dieser Kirche ein. Dagegen betheiligte er sich an den Arbeiten der innern Mission und u. a. an der Seelsorge an den Gefängnissen, so lange er in Bremen war. Infolge der Strapazen auf der winterlichen Flucht im J. 1849 war der Greis von Gichtleiden heimgesucht. Trotzdem blieb er auch noch litterarisch thätig und schrieb

u. a. auch im „Courier an der Weser" manche Artikel. Als in Oberschützen die renovirte Kirche am 16. November 1862 eingeweiht wurde, schrieb er ein Wort der Ermahnung und Segens, voll heiligen Ernstes an seine einstmalige Gemeinde, in dem Vorgefühl, daß dies das letzte Wort an sie sein werde. Von Sehnsucht nach seinen Kindern in Oesterreich ergriffen, wagte W. im Mai 1863, obgleich noch nicht amnestirt, sich nach Wien zu begeben. Die Erlaubniß, sich hier vier Wochen aufhalten zu dürfen, wurde ihm gewährt, überdies ließ der Erzherzog Rainer ihm sagen, er möge nicht ängstlich sein, eine völlige Begnadigung werde gewiß folgen. In Oberschützen erweckte die Nachricht von Wimmer's Ankunft in Wien eine freudige begeisterte Erregung. Allein seine Tage waren gezählt: schon am 12. Mai endete eine acute Lungenentzündung in Gegenwart seiner beiden Töchter und Schwiegersöhne sein Leben. Einer derselben, Pfarrer Kühne aus Efferding, hielt die Leichenrede in der evangelischen Pfarrkirche Wiens. Unerschütterliches Gottvertrauen, herzliche Liebe zum Volke waren die Triebfedern seiner rastlosen Thätigkeit, um evangelischen Glauben und Leben zu wecken.

Angaben über W. finden sich zerstreut bei: Joh. Ebenspranger, 50jähr. Geschichte der ev. Schulanstalten in Oberschützen. 1895. — Jul. Stettner, Zur 100jähr. Jubelfeier des ersten Kirchweihfestes v. Oberschützen. 1885. — Ernst Blochmann, Gedächtnißpredigt z. Andenken an Wimmer. Wien 1863. — J. Fr. Iken, Die Wirksamkeit von P. Dulon in Bremen. Bremen 1894, S. 28. — Auf Grund von Wimmer's eigenen und seiner Tochter Aufzeichnungen sind die genannten Angaben ergänzt, resp. berichtigt in Sam. Kurz, ev. Lehrer: G. A. Wimmer. Schilderung seines Lebenslaufs. Budapest 1895. — Ein erschöpfendes Bild seines Lebens fehlt.

W. Sillem.

Wimpffen: Friedrich Ludwig Freiherr v. W. (Wimpfen), in seiner letzten Dienststellung französischer Divisionsgeneral, war am 2. April 1732 im Herzogthume Zweibrücken geboren, wo sein Vater als Baillif im Dienste des Landesherrn stand, die Mutter war eine geb. de Fonquerolle. W. trat jung in das französische Heer, nahm im österreichischen Erbfolgekriege an Feldzügen am Rhein und namentlich in den Niederlanden theil, war 1756 Secondcapitän im Infanterieregimente Alsace und erhielt, als Frankreich im folgenden Jahre anfing, sich am Siebenjährigen Kriege zu betheiligen, eine Grenadiercompagnie in dem aus den schlechtesten Elementen des Ersatzes neugebildeten Regimente Zweibrücken, mit welchem er bei Roßbach, Sandershausen, Lutterberg, Bergen und bei andern Gelegenheiten focht. Für sein Verhalten in dem bei Sandershausen in der Nähe von Kassel am 25. Juli 1758 gelieferten Treffen, in welchem der Herzog von Broglie die Hessen unter dem Prinzen von Ysenburg schlug, erhielt er das Ludwigskreuz; am Tage der Schlacht von Bergen bei Frankfurt a. M., dem 13. April 1759, verlor er ein Auge, gewann aber Herz und Hand seiner demnächstigen Gemahlin, Kunigunde de Goy, aus einer Refugiésfamilie stammend, welche ihn bewog den Dienst des katholischen Königs von Frankreich mit dem des evangelischen Herzogs Karl Eugen von Württemberg zu vertauschen. Der Uebertritt wurde dadurch erleichtert, daß der Herzog der Krone von Frankreich Hülfstruppen gestellt hatte. Bald darauf lief jedoch der aus diesem Anlasse geschlossene Subsidienvertrag ab und W. ward zunächst nach Spanien gesandt um dort die Hülfstruppen unterzubringen, damit der Herzog mittelst fremden Geldes seiner Liebhaberei am Soldatenstande fröhnen könne. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung, W. kehrte unverrichteter Sache nach Württemberg zurück und verlebte nun die Zeit bis zum Jahre 1770 in einem Taumel von Vergnügungen und Ergötzlichkeiten an dem glänzenden Hofe Karl Eugen's, zu

dessen Günstlingen er gehörte und der ihn, nachdem versucht war durch ein am 2. März 1772 zu Stande gekommenes Abkommen, den sogenannten Erbvergleich, des Herzogs besonders durch den für das Militär gemachten Aufwand genährten Streitigkeiten mit den Landständen ein Ende zu machen, zum General ernannte, ihm 1774 ein eigenes Füsilierregiment verlieh und ihn zum Directeur des Kriegsrathes ernannte. Als solcher legte W. dem Herzoge einen Plan vor, dessen Verwirklichung, bei verminderten Ausgaben, das Halten einer Truppenmacht ermöglichen sollte, welche im Bedarfsfalle leicht auf eine Stärke von 20 000 Mann gebracht werden könnte. Der Herzog billigte den Plan anfangs, änderte aber plötzlich seinen Sinn und befahl W. einen anderen zu entwerfen, der ihn, da seine Vorliebe für den Soldatenstand sonstigen Liebhabereien Platz gemacht hatte, in den Stand setzen sollte auf Kosten des Militärhaushaltes für jene größere Summen aufzuwenden. Auch dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Es wurde vielmehr am 29. October 1776 ein anderer vom Herzoge selbst bearbeiteter, durch welchen sogar Wimpffen's eigenes Regiment aufgelöst wurde, ins Werk gesetzt, der letztere fiel in Ungnade, wurde seines Amtes enthoben und schied bald darauf ganz aus dem württembergischen Dienste.

Er suchte nun anderswo sein Glück zu machen und seine heeresorganisatorischen Fähigkeiten zu verwerthen. Es gelang ihm aber weder in Spanien, noch in Oesterreich, Baiern oder Preußen für sich und seine zwölf Kinder, zur Hälfte Söhne, zur Hälfte Töchter, ein Unterkommen zu finden, bis ihm ein solches in Frankreich geboten ward. Hier wurde er 1790 Generallieutenant, war 1791 Gouverneur von Neu-Breisach, lehnte im November d. J. das Ansinnen ab den ausgewanderten Prinzen den Platz zu überliefern, befehligte 1793 unter Beauharnais eine Division der Rheinarmee, wurde als Feind der Republik verdächtigt, in Paris eingekerkert, durch den Sturz des Schreckensregiments am 9. Thermidor in Freiheit und in seinen alten Stand wiedereingesetzt und starb am 24. December 1800 zu Mainz, wo er auf dem Friedhofe der Peterskirche beerdigt wurde. Außer mehreren von ihm verfaßten, heeresgeschichtliche und Finanzfragen betreffenden, französisch geschriebenen Büchern erschienen unter seinem Namen Denkwürdigkeiten seines Lebens, „Ma vie privée“ (Paris 1788) betitelt, deren Urheber zu sein er leugnete.

Göttingisches historisches Magazin, hrsg. von C. Meiners und L. T. Spittler, IV, 490. Hannover 1789 (nach Ma vie privée). — K. Pfaff, Geschichte des Militärwesens in Württemberg, S. 70, 82. Stuttgart 1842.

B. P.

Wimpffen: Maximilian Freiherr v. W., k. k. Feldmarschall, geboren zu Münster in Westfalen am 19. Februar 1770, † zu Wien am 27. August 1854. Als jüngster Sohn des im J. 1816 verstorbenen Feldmarschalllieutenants Georg Siegmund W. trat er im Alter von 11 Jahren in die Militärakademie zu Wiener-Neustadt ein, aus welcher er am 1. November 1786 als Fahnencadett zum Infanterieregiment Clerfait (gegenwärtig Nr. 9) ausgemustert wurde. Im folgenden Jahre zum Fähnrich bei gleichzeitiger Transferirung zu Alvinczy-Infanterie (gegenwärtig Nr. 19) ernannt, avancirte er in diesem Regimente im J. 1788 zum Unterlieutenant, 1789 zum Oberlieutenant und 1795 zum Capitänlieutenant. Er machte die Türkenkriege mit und erhielt beim Sturm auf Belgrad am 30. September 1789, bei welcher Gelegenheit er sich durch Muth und unermüdliche Thätigkeit besonders hervorthat, durch einen Steinsplitter eine bedeutende Contusion am linken Fuße, welche ihn jedoch nicht hinderte in den Reihen der Kämpfenden zu bleiben. Zum Grenadierbataillon Morzin eingetheilt, marschierte er mit demselben im J. 1791 nach den Niederlanden; in diesem und dem folgenden Jahre versah er zumeist Adjutantendienste beim

Feldmarschalllieutenant Alvinczy. Im Feldzuge 1793 eroberte W. an der Spitze einer Grenadiercompagnie das Dorf Neerwinden in der gleichnamigen Schlacht, wurde aber durch eine Gewehrkugel am rechten Fuße verwundet und zum Kriegsgefangenen gemacht; da er sich aber bei Dumouriez als Neffe des französischen Generals Felix Wimpffen auswies, so wurde er nach sechs Wochen auf Parole entlassen und konnte noch in demselben Jahre an der Belagerung von Valenciennes und an der Schlacht von Maubeuge theilnehmen. Im Jahre 1794 machte er den Feldzug in den Niederlanden mit, wurde aber 1795 gelegentlich seiner Beförderung zum Capitänlieutenant von den Grenadieren zum Regimente an die Riviera eingetheilt, woselbst ihm die Vertheidigung von Loano, dem äußersten Stützpunkte am linken Flügel, übertragen wurde, eine Aufgabe, welche er mit den geringen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln glänzend löste und die Stadt Loano erst räumte, als der allgemeine Rückzug der Armee begann. Bei Beginn des Feldzuges im J. 1796 wurde W. zum Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe ernannt und wurde zuerst dem Feldzeugmeister Beaulieu, dann dem Feldzeugmeister Alvinczy zugetheilt. Er nahm wesentlichen Antheil an dem Treffen an der Brenta (am 6. November) und an der Schlacht bei Caldiero (am 12. November 1796) und stand in der Schlacht von Arcole (am 15. bis 17. November 1796) als dirigirender Officier des Generalquartiermeisterstabes am linken Flügel in Verwendung. Im J. 1797 wurde W. mit der Leitung der Geschäfte des Generalquartiermeisterstabes des Feldmarschalllieutenants Bellegarde in Tirol betraut, verschanzte im Winter 1798 eine Position bei Feldkirch in Vorarlberg und versuchte im J. 1799 die dem General Laudon bei Tauffers in den Rücken gekommenen Abtheilungen anzugreifen und dadurch Laudon zu degagiren; bei einem dieser Angriffe zerschmetterte ihm ein Schuß vollkommen das rechte Achselgelenk, sodaß W. monatelang zwischen Leben und Tod schwebte; er besuchte zur Heilung die Schwefelbäder in Baden bei Wien, doch heilte die Wunde erst nach drei Jahren zu, wenngleich auch dann noch der rechte Arm gelähmt blieb. Trotzdem rückte W. ins Hauptquartier des Feldzeugmeisters Bellegarde nach Verona ein und versah daselbst die Dienste eines Flügeladjutanten, wenngleich er den Arm in der Binde trug, aufs Pferd gehoben werden, und sich zum Schreiben der linken Hand bedienen mußte. Noch im J. 1799 war W. zum Major befördert worden und ihm von der Tiroler Landschaft die Tiroler Ehrenmedaille verliehen worden. Im J. 1801 avancirte W. zum Oberstlieutenant beim Infanterieregimente Kray (gegenwärtig Nr. 34), und wurde 1802 als solcher zum Infanterieregimente Ignaz Gyulai (gegenwärtig Nr. 60) übersetzt. Als im J. 1803 das neue Militäradministrationssystem eingeführt wurde, kam W. als Generalcommando-Adjutant zum innerösterreichischen Generalcommando nach Graz, woselbst er bis zum Jahre 1805 verblieb; in diesem Jahre zum Oberst im Generalquartiermeisterstabe ernannt, wurde W. nach dem Falle von Ulm ins Hauptquartier des Kaisers Franz berufen, betheiligte sich als Referent eines Comités, welches die Kriegsoperationen zu leiten hatte und verschanzte eine Position vor und hinter Olmütz. W. ging dann zum Corps des Feldmarschalls Fürsten Johann Liechtenstein; als trotz seiner Abmahnungen die Schlacht bei Austerlitz beschlossen wurde, erhielt W. den Befehl die Führung der Hauptcolonne zu übernehmen; er forderte Kutusow auf, die Höhen von Prazen zu besetzen; dies geschah jedoch nicht, die Franzosen kamen hierin den Verbündeten zuvor und man mußte vergebliche Versuche machen um den Feind zu delogiren. Bei einem dieser Angriffe wurde W. im rechten Arme und im rechten Fußgelenke schwer verwundet und mußte außer Gefecht gesetzt werden. Für seine rege Theilnahme an der Schlacht von Austerlitz wurde ihm das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresienordens zu-

erkannt. Im J. 1806 war W. wieder Generalcommando-Adjutant in Graz, wurde 1807 zum Generaladjutanten des Erzherzogs Karl und zum Referenten der Generalmilitärdirection in Wien ernannt. Bei Ausbruch des Feldzuges 1809 zum Generaladjutanten der Hauptarmee bestellt, erfolgte nach der Schlacht bei Regensburg am 26. April 1809 Wimpffen's Ernennung zum Generalmajor und Chef des Generalquartiermeisterstabes. Die hervorragenden Leistungen Wimpffen's in den blutigen Tagen von Aspern am 21. und 22. Mai 1809 bezeugt zur Genüge Erzherzog Karl's Relation; er erkennt „in den einsichtsvollen Dispositionen und der rastlosen Verwendung des Chefs des Generalstabes Generalmajors v. W. die erste Grundlage des Sieges". Noch auf dem Schlachtfelde wurde ihm das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresienordens zuerkannt. Als nach der Schlacht von Znaim Erzherzog Karl das Obercommando der Armee niederlegte, trat W. von seiner Stelle als Chef des Generalstabes zurück und wurde als Brigadier in Böhmen, Polen und im J. 1810 in Siebenbürgen verwendet. Im J. 1812 kam er zum Corps der Reserve nach Polen, 1813 befehligte er eine Division bei der Donauarmee, kämpfte die Völkerschlacht bei Leipzig mit, wurde am 2. September 1813 zum Feldmarschalllieutenant ernannt und erhielt eine Division bei der Hauptarmee. Nach Beendigung des Feldzuges wurde W. zum Militärcommandanten in Troppau ernannt, rückte 1815 als Commandant eines detachirten Corps gegen Frankreich ins Feld und kehrte im J. 1816 wieder auf seinen Posten nach Troppau zurück, woselbst er bis zum Jahre 1820 verblieb. Wimpffen's Thätigkeit im Feldzuge 1815 ist in einem Aufsatze der österreichischen militärischen Zeitschrift, Jahrgang 1863 geschildert.

Nach dem Abmarsche Frimont's gegen Neapel übernahm W. das Generalcommando im Venetianischen; von hier aus unterstützte er auf das wesentlichste den mit der Niederdrückung der Revolution in Piemont betrauten Feldmarschalllieutenant Bubna, indem er denselben durch die aus eigenem Antriebe zugesendeten Truppenverstärkungen in die Lage setzte von Mailand gegen Novara vorzurücken und dadurch das piemontesische Heer zum Rückzuge zu zwingen. Am 14. Januar 1821 erhielt W. die Würde eines geheimen Rathes und wurde im März 1824 zum Chef des Generalquartiermeisterstabes ernannt. Diese Stelle bekleidete W. bis zum 1. November 1830, an welchem Tage seine Ernennung zum Feldzeugmeister und commandirenden General in Niederösterreich erfolgte. Auf diesem Posten verblieb er, bis er infolge der in so vielen Feldzügen erlittenen schweren Verwundungen und ertragenen Strapazen sich nicht mehr im Stande fühlte den Anforderungen seiner hohen Stellung gerecht zu werden; im J. 1844 bat W. um die Versetzung in den Ruhestand, wurde aber in Anerkennung seiner langen ersprießlichen Dienstleistung bei gleichzeitiger Beförderung zum Feldmarschall zum Capitän der ersten Arcierenleibgarde ernannt. Am 5. December 1852 wurde ihm die hohe Auszeichnung zu theil, zum Ritter des goldenen Vließes ernannt zu werden. W. beendete sein thaten- und ruhmreiches Leben am 27. August 1854 in Wien, nachdem er nahezu 70 Jahre seines Lebens dem Ruhme der Armee gewidmet hatte; sein Leichnam wurde im Heldenfriedhof zu Wetzdorf bei Stockerau begraben, wohin ihm wenige Jahre später Radetzky, der unsterbliche Vater der Armee, zur ewigen Ruhe folgte. Zum Schlusse möge noch erwähnt sein, daß es der Anregung Wimpffen's zu danken ist, daß dem Grafen Franz Kinsky, dem Reformator der Wiener-Neustädter Militärakademie, im Parke der Anstalt, am 4. October 1830 ein würdiges Denkmal gesetzt worden ist; W. hatte schon im J. 1808 bei seinen einstigen Akademiekameraden die Errichtung eines Denkmals und die Sammlung von

Beiträgen hiezu angeregt, doch bedurfte es einer Zeit von 22 Jahren, bis dieser pietätvolle Gedanke zur That werden konnte.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs in Wien. — Acten der Fachrechnungs-Abtheilung des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria Theresien-Orden und seine Mitglieder, 1. Bd. — Wurzbach, Biogr. Lexicon, 56. Bd. Pallua-Gall.

Wimpina: Konrad (Koch) W., Theolog, erster Rector der Universität Frankfurt a. O., eifriger Gegner Luther's, den er als einer der letzten Scholastiker in zahlreichen Schriften bekämpfte, geboren um 1460 zu Buchen im Odenwalde (Conradus ex Fagis), wo sein Vater Gerber war, gewöhnlich genannt Wimpina oder Wimpinas von Wimpfen a. Neckar, nach dem Kanonikat, das er dort besaß. 1479 in Leipzig unter dem Rector Johann Herold immatriculirt, ward er 1481 Baccalaureus, ging dann wahrscheinlich einige Zeit nach Rom, um classische Studien zu betreiben, begann 1484 als Magister in Leipzig philosophische Vorlesungen zu halten, disputirte eifrig und verfaßte 1486 oder 1487 für seine Zuhörer seine erste Schrift: „Praecepta augmentandae rhetoricae orationis commodissima et ars epistolandi“, eine Anweisung zur Anfertigung von Reden und Briefen mit Beispielen und Mustern in vier Theilen, die einen guten Einblick gewährt in die manierirte und hohle Phrasenkunst, Schmeichelei und sittliche Unbedenklichkeit (vgl. als Beispiel für das genus scommaticum Ovid, amorum I el. V) der damaligen humanistischen Rhetorik. Ganz hat sich W. von derselben nie frei zu machen vermocht, auch in seinen späteren reiferen Schriften bleibt noch ein beträchtliches Maß davon bestehen. — Nachdem er in Würzburg die Priesterweihe empfangen hatte, Kanonikus in Wimpfen, Professor der Philosophie in Leipzig (1491), Mitglied des Fürstencollegiums daselbst (1492), Vorsteher desselben (1493—1505), dann Baccalaureus (1492) und Licentiat der Theologie (1494) geworden war, begann er seine Laufbahn als Lehrer der Theologie, die ihn später in die großen Glaubenskämpfe des 16. Jahrhunderts führte. — Seinen damaligen Standpunkt bezeichnen zwei von ihm 1493 und 1496 herausgegebene Schriften: „De ortu, progressu et fructu theologiae“, eine Einleitung in seine Vorlesungen über Thomas von Aquino, und „Errologium sive De erroribus philosophorum lib. 1“, später unter dem Titel: „De sex philosophorum erramentis eorumque confutationibus“ in drei Büchern erschienen. W. steht hier ganz auf dem Boden der Scholastik. Aristoteles, Averroes, Avicenna u. a. m. erscheinen ihm an sich als durchaus brauchbare Stützen des christlichen Lehrgebäudes; er verwirft sie nicht wegen ihres unchristlichen Geistes, sondern insofern ihre Schriften Irrthümer allgemeiner Natur enthalten. Beide Schriften sind wissenschaftlich wenig gründlich. — Daneben beschäftigte er sich eifrig mit der Pflege der Dichtkunst, obwol ihm dichterische Begabung mangelte. Sein frühestes lateinisches Gedicht war wol das Lobgedicht auf die Stadt und Universität Leipzig (vgl. Geiger, Renaissance und Humanismus. Berlin 1882, S. 472 f.). Es hebt nach altem Brauch von den ältesten Zeiten (Caesar) an und schildert in zahlreichen Versen die Stadt und die Universitätsverhältnisse in Leipzig. Schlechter Versbau und Nachlässigkeiten mancher Art beeinträchtigen die geschichtlich beachtenswerthe Dichtung. — Dem folgte nach mehr als zehn Jahren (1497) ein umfangreiches Heldengedicht von 1832 Hexametern, in welchem W. die Thaten des Herzogs Albrecht von Sachsen besingt (von neuem hrsg. von Chr. G. Wilisch, Altenburg 1725). — Die Bekleidung der Rectorwürde (Sommersemester 1494) und des Decanates (im folgenden Wintersemester) der Artistenfacultät gab ihm Veranlassung und Gelegenheit, auch seine Beredsamkeit zu zeigen. Drei seiner Reden aus jener Zeit sind erhalten in Orationum sive Sermonum liber unus. Coloniae s. a., Fol. Sie sind reich an Ver-

gleichen aus der Geschichte, besonders der römischen, bringen eine Menge von Citaten aus den mannichfaltigsten Schriftstellern wie sie damals in Collectaneen eifrigst gesammelt wurden, ermangeln aber des feineren, geschmackvollen lateinischen Ausdrucks und ermüden durch zu lange Perioden. — Hierzu kamen Studien über das Wesen und die Wirkungen der himmlischen Kräfte, die er in der Schrift: „Tractatus utiles et admodum jucundi ...“ veröffentlichte, sie umfassen die Schriften: 1) De nobilitate corporis coelestis; 2) de eo, an animati possint coeli appellari; 3) de nobilitate animarum (motricum) und fanden Aufnahme in der Farrago miscellaneorum. Coloniae apud Joa. Soterem 1531 fol., die der Kölnische Dominicaner Joh. Romberg von Kierspe, ein sehr thätiger Gegner der Reformation, herausgab. — W. steht hier mit seinen Anschauungen noch ganz auf dem Grunde der Scholastik mit starrer Hinneigung zur Astrologie. Daß die himmlischen Körper leben bezw. Seelen haben, die sie zu selbständigen, geistigen Wesen machen, leugnet er allerdings, aber indem er alle scheinbar selbständigen Kräfte der Welt von Gott, als der Urkraft, durch Mittelwesen, Engel, in Bewegung gesetzt und erhalten werden läßt, kommt er zu der Behauptung (lib. II), daß diese Wesen (intelligentiae et motrices) zu denjenigen Engeln gehörten, die man sonst virtutes zu nennen pflege. Nur die Klugheit und Vorsicht, welche jede Unterstützung der Idololatrie zu vermeiden fordere, rathe von der Verehrung derselben als göttlicher Wesen ab. — Derselben Zeit gehört an die „Oratio invocatoria“, eine selbständige Einleitung in freie Disputationen, disputationes quodlibeticae, welche er zwar mit den olympischen Spielen vergleicht und von diesen herleitet, aber im christlichen Sinne als ein certamen gehalten sehen will. — Ebenfalls noch in Leipzig verfaßte er seine beiden theologischen Schriften: „Pallilogia de nobilitate Christi“ (so der Titel in der Farrago) und die „Panegyrici de laudibus Christi“. Wenn wir sie theologische Schriften nennen, so entspricht dies zwar dem Urtheile des Verfassers; wir können sie nur als philosophische Dissertationen bezeichnen, welche mit der Theologie wenig oder nichts zu thun haben, sondern z. B. die nobilitas oder laus Christi für sehr weltliche Zwecke in Anspruch nehmen. Denn in der ersten sucht W. den Nachweis zu führen, daß der Theologie, da sie das Studium Christi zum Gegenstande habe, welcher vom Vater entstammend alle Geschöpfe an Herrlichkeit (nobilitas) übertreffe, Niemand das Vorrecht vor allen übrigen Wissenschaften streitig machen dürfe. Die Abhandlung zeigt nicht nur eine ermüdende Breite, sondern stößt geradezu ab durch hohles rednerisches Pathos und durch unbedenkliche Heranziehung der heidnischen Mythologie zur Erklärung und Verherrlichung des hohen christlichen Gegenstandes. — Die „Panegyrici“ sind fünf ins Latein übertragene Predigten über denselben Gegenstand, quod alio quodam jam pridem concionante vernacula fere lingua declamatum fuit. Sie schildern mit demselben Aufwand von Phrasen die hohen Eigenschaften und Thaten Christi, ohne irgendwie in das Wesen und die Tiefe des erhabenen Stoffes einzudringen, wiederum mit widerlicher Einmischung heidnisch-mythologischer Bilder und Beziehungen. — Die Abfassung fällt auf die Grenze des 15. und 16. Jahrhunderts. Daß er seinen eigenen Ruhm dabei nicht vergessen, zeigt die „Centuria scriptorum insignium, qui in accademiis, praesertim Lipsiensi et Francofordiensi, floruerunt“. Die Schrift ist erst 1514 verfaßt, geht aber auch auf seine Leipziger Wirksamkeit zurück, die durch ihre Trefflichkeit den Neid und die Eifersucht Vieler erregt habe. Zarncke (vgl. unten) u. A. haben nicht ohne Grund W. im Verdacht, daß er selbst der Verfasser der Centuria und so sein eigner Lobredner gewesen sei. — Aber dieser Ruhm blieb nicht unwidersprochen. W. erfuhr später eine Reihe von heftigen Angriffen, besonders aus den Kreisen der Humanisten, sodaß sogar der Erzbischof Albrecht von Magdeburg veranlaßt

wurde, zu seinen Gunsten einzuschreiten. — Ernster und bedeutsamer war indeß ein Kampf, den W. noch in Leipzig auszufechten hatte. W. war in Gemeinschaft mit seinen Leipziger Collegen Martin Pollich (Mellerstadt) und Johann Staupitz bei der Begründung der Universität Wittenberg von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen (1501 u. 2) zu Rathe gezogen worden. Sei es nun, daß die Berufung Pollich's, der zwar auch Theolog war, aber hauptsächlich als Mediciner sich einen verbreiteten Ruf erworben hatte (vgl. den Streit Pollich's mit Simon Pistoris), zum Rector der neuen kursächsischen Universität den Neid Wimpina's erregt hatte, sei es, daß Pollich Wimpina's hochmüthige Ueberschätzung der Theologie gegenüber den anderen Wissenschaften geißeln wollte — er bezeichnete in einer Schrift in ziemlich wegwerfendem Sinne die Theologie als aus der ars poetica hervorgegangen. Das konnte trotz der Unbestimmtheit des Ausdrucks damals nur so gedeutet werden, daß die Beschäftigung mit der Theologie nicht einen besondern, heiligen und an Würden vor allen anderen ausgezeichneten Stand von Gelehrten voraussetze, sondern wie auch andere Wissenschaften von denjenigen betrieben werden müsse, welche die liberales artes, insbesondere die ars poetica betrieben, also von den Humanisten. Dagegen erhob sich W. in einer stolzen und hochfahrenden Rede, welche er am 5. Januar 1503 in der Paulinerkirche in Leipzig bei Gelegenheit seiner Promotion zum Doctor der Theologie in Gegenwart des Cardinals Raymund hielt, und verfaßte, als Pollich nicht schwieg, zur weiteren Widerlegung des Gegners nicht weniger als sechs Streitschriften (1503—1505), in welchen er mit allem Aufwande scholastischer Scheingelehrsamkeit den Nachweis zu führen suchte, daß die Theologie monarcham et architectonicam habituum scientialium sei. W. scheint Pollich nicht völlig verstanden zu haben; allerdings wechselte dieser in späteren Entgegnungen seinen Standpunkt: er habe bei der Bezeichnung ars poetica nur an poetische Figuren, Gleichnisse u. A. gedacht, die Gott verwende, um den Empfängern der göttlicheu Offenbarung deutlich zu werden; sodann sei die Theologie als Dichtkunst zu bezeichnen, quod principia theologiae se ipsa in esse verbi intelligibilis praecedant, endlich sei der Glaube schon durch die Schöpfung in uns gepflanzt und daher die Anfänge der Theologie uns, d. h. jedem Gläubigen, anerschaffen. — W. vertheidigte seine Sache im Tone verletzter Eitelkeit mit oft nur scheinbaren, oft auch gesuchten Gründen; Pollich erwiderte die hochmüthigen Verunglimpfungen des Gegners mit Spott und Hohn und traf ihn gerade an seiner schwächsten Seite, indem er dessen poetische Leistungen, besonders das Gedicht auf den Herzog Albrecht von Sachsen, unbarmherzig geißelte. — Dieser Streit war nicht nur eine Gelehrtenfehde wie viele jener Zeit; seine Bedeutung beruhte darin, daß durch ihn im Zeitalter der nahenden Reformation einer der ersten, aber auch nachhaltigsten Versuche gemacht wurde, die Theologie, insbesondere die scholastische, von ihrem angemaßten Throne herabzustürzen. Er gewinnt auch an wissenschaftlichem Interesse dadurch, daß in den beiden Kämpfen, wenn wir von der der Zeitgewohnheit angehörigen Klopffechterei absehen, der sich später schärfer ausbildende Gegensatz zwischen der neuen und der alten wissenschaftlichen Richtung in den Anfängen erscheint, der bald darauf auf den beiden von ihnen gegründeten und in gewisser Weise vertretenen Universitäten Frankfurt und Wittenberg geschichtliche Bedeutung gewann.

W. wurde 1505 mit einer großen Zahl anderer Gelehrten vom Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg zur Einweihung jener Universität (4. Oct. 1505) nach Berlin geladen, zum Dank für seine Bemühungen um die Einrichtung derselben zu ihrem ersten Rector ernannt und durch die Verleihung von Kanonikaten zu Brandenburg und Havelberg geehrt. Da der Zulauf Studirender anfänglich zu gering war, wurde die thatsächliche Eröffnung der

neuen Akademie bis ins nächste Jahr verschoben und endlich der 26. April 1506 als unwiderruflich letzter Termin des Beginnes der Vorlesungen festgesetzt. Durch lockende Einladungsschreiben gelang es ihm wirklich schon unter seinem Rectorat 988 Studirende in Frankfurt zu vereinigen. — Als Decan der theologischen Facultät verfaßte er 1508, um akademische Disputationen anzuregen, die „Epitome problematum“. Sie enthält die Dispositionen für 120 Disputationen über ebensoviele Thesen (Problemata), welche wissenschaftlich meist unfruchtbare, ganz in der hergebrachten scholastischen Art durchgeführte metaphysisch-abstracte Themata behandeln. Durch solche Bücher konnte das Herabsinken der theologischen Disputationen zu geistlosen Spielereien nur befördert werden. Dasselbe gilt von den „Disputationes quodlibeticae“, die über allgemein-wissenschaftliche Fragen gehalten werden sollten. Er leitete sie durch eine Rede ein (1510), in der er Anweisungen für ihre Abhaltungen ertheilte. Er spricht darin seine Ansichten über das oberste Princip, über die Naturkräfte und die in ihnen waltenden geistigen (böse und gute) Wesen und über den Menschen in seiner Abhängigkeit von diesen Wesen aus. Es sind zum Theil dieselben Anschauungen, welche wir in seiner etwa gleichzeitigen Schrift „De Fato“ (verfaßt in der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthaltes) kennen lernen, in der er auch die reale Existenz des Fatums als einer „quidditas in rerum natura“ und seine thatsächliche Wirksamkeit in der Astrologie behauptet. — Im J. 1513 wurde er nach Cöln an der Spree berufen, um bei der Priesterweihe des zum Erzbischof von Mainz postulirten und zum Erzbischof von Magdeburg designirten Bruders Joachim's I., des Markgrafen Albrecht, in der Marienkirche zu Berlin die Weiherede zu halten. In der ihm schon zur Natur gewordenen superlativen Art pries er in ihr die unvergleichliche Erhabenheit des Amtes eines Priesters, der als Taufender gleichsam Schöpfer, in der Beichte Erlöser, am Altare Befreier aus dem Fegefeuer sei; gleichzeitig schmeichelte er dem Kurfürsten und dessen Hause in einer auch für die damalige Zeit übertriebenen Weise. — Auch seine damals in Frankfurt gehaltenen religiösen Festreden bezw. Predigten über Christus, die Hoheit Mariae und über die Sendung des heiligen Geistes erscheinen abstoßend durch das Uebermaß rhetorischer Mittel und die unnöthige Heranziehung abstracter metaphysischer Speculationen. — Eine besonders eifrige polemische Thätigkeit entfaltete W. gegen Luther bei dessen erstem öffentlichen Auftreten. Schon 1517 war der Grund zur Gegnerschaft gegeben, als Luther, welcher erfahren hatte, daß W. dem Sylvius Egranus, der die Legende von den drei Ehemännern der h. Anna bekämpft hatte, entgegenzutreten beabsichtige, seine Schrift gegen diese Legende veröffentlichte (vgl. Enders, Briefwechsel Luthers I, 133). W. erwiderte darauf in der Schrift: „De divae Annae trinubio eiusque generosa trium filiarum et nepotum propagine asservandis“ (1518), in welcher er die Ueberlieferung der Legende aufrecht zu erhalten suchte. Der heftigste Kampf entbrannte indeß erst um die Lehre vom Ablaß in den Luther'schen Thesen. W. nahm sofort nach der Veröffentlichung derselben für Tetzel Partei. Von Frankfurt a. O. aus ließ er diesen, der bei ihm verweilte (s. A. D. B. XXXVII, 608) 106 Gegenthesen gegen Luther veröffentlichen, die er offenbar selbst verfaßt hatte (vgl. Anacephalaeosis I, fol. XXXIX: At huius Martini Lutheri errorum auspicia subscripta scheda invulgata fuere. Quibus quum nos pari invulgata scheda tum primum replicuissemus et quaquaversum hanc pro vostris exhibitam ac in disputationem quoque Francophordii ad Oderam missam archivis post hac inclusissemus, coeptae Anacephalaeosis series nunc poscere videtur ut hanc quoque hic subnecteremus. Tetzel sollte nach der Vertheidigung dieser Thesen zum Doctor der Theologie promovirt werden. Im Grunde enthielten sie nichts als die Wiederholung der bisher geltenden Ablaßlehre, im übrigen aber eine

schwache Erwiderung auf die ernsten Bedenken und Zweifel des Wittenberger Augustiners. Sie bleiben dabei, daß der Ablaß nicht nur von allen Sündenstrafen, sondern auch die Seelen aus dem Fegefeuer befreie; schon die geringste Zerknirschung reiche aus zur Vergebung der Sünden. Der Papst verkaufe darum den Ablaß, damit auch die anderen Menschen an dem guten Werke der Herstellung der Peterskirche theilnehmen könnten. Das frivole Wort Tetzel's vom klingenden Gelde im Kasten bestätigte und erweiterte These 33 mit fast höhnischer Wendung des Gedankens: Quisquis ergo dicit non citius posse animam evolare, quam in fundo cistae denarius possit tinnire, errat. — Auch die 50 weiteren Thesen, welche unter dem Namen Tetzel's im Mai 1518 gegen Luther's „Sermon von Ablaß und Gnade" (1518) veröffentlicht wurden, dürften zu einem guten Theile auf die Mitarbeit Wimpina's zurückgeführt werden, wenn sie dieser auch nicht wie jene sich zu eigen gemacht hat durch Aufnahme in sein größeres Werk „Sectarum, errorum . . . ab origine ferme christianae ecclesiae ad haec usque nostra tempora . . . anacephalaeoseos librorum partes tres", das er Francophordiae ad Oderam 1528 herausgab. In dieses Werk nahm er auch alle diejenigen kleineren Schriften auf, in welchen er Luther entgegengetreten war, um zu zeigen, daß das Lutherthum nicht eine besondere neue Lehre, sondern nur die Zusammenfassung aller bisher in der Kirche hervorgetretenen schlimmsten Irrlehren, vor allem aber der Pighardischen, Hussitischen und Wiclefitischen Ketzereien enthalte. Die drei Bücher zerfallen in acht, neun und vier Theile, von denen die letzten die vier Jahre früher herausgegebenen Schriften: „De fato"; „De providentia"; „De praedestinatione" und „De bona fortuna" enthalten. Die alten Häretiker, meint W., hätten nur einzelne Lehren der Kirche angegriffen und geleugnet, Luther greife die Kirche selbst und die göttliche Einsetzung des römischen Primates an. Damit stelle er sich dem Arius gleich, der Christum für einen bloßen Menschen erklärte, damit er nicht als das Haupt der Kirche eingesetzt werden könne (Fol. Vb u. VI). Ist der Gedanke auch unklar, so war damit doch erreicht, daß Luther als zweiter Arius hingestellt war. — Im weiteren schildert er in den ersten vier Büchern die Häresien der Katharer, Waldenser, Albigenser bis zu Wiclef, bei welchem er mit der Widerlegung beginnt und so bis zu Huß u. A. m. fortschreitet. Bei Luther setzt er mit allen Mitteln seiner Gelehrsamkeit ein, um, gestützt auf die Kirchenväter, besonders Augustin und Thomas von Aquino, nachzuweisen, daß dessen Lehren vom Ablaß, der Erbsünde, den Sacramenten, der Ohrenbeichte, dem freien Willen u. s. w. völlig falsch und verwerflich seien. In gleicher Weise behandelte der zweite Theil die Lehren von den Gelübden, dem Priesterthum, dem Meßopfer (in den Worten: dies thut zu meinem Gedächtniß habe facite die Bedeutung: opfert; daher die M e ß o p f e r), der Heiligenverehrung und der Rechtfertigung. Auch der Verwerfung des Aristoteles durch Luther, der diesen einen calumniosissimum calumniatorem, histrionem, Prothea, illusorem vaferrimum genannt hatte, „der die Kirche mit der griechischen Larve so sehr geäfft hatte", tritt er zu Gunsten des Philosophen sehr entschieden entgegen. Es sei durchaus nicht Unrecht, wenn die Wahrheiten, die dieser erkannt habe, zum Vortheile der christlichen Wahrheit verwendet würden. — Alles in allem darf man urtheilen, daß die Anacephalaeosis das Bedeutendste enthält, was in dieser Zeit neben Cochlaeus und Berthold von Chiemsee (Tewtsche Theologey) von römischer Seite gegen die Lehre Luther's vorgebracht worden ist. — Ueber Wimpina's späteres Leben besitzen wir weniger Nachrichten. Daß er bis 1530 in Frankfurt a. O. gelebt habe, ist wol nicht zu bezweifeln. In diesem Jahre begleitete er mit seinen Collegen Mensing und Elgersma und dem Stendaler Propst Redorffer den Kurfürsten Joachim auf den Reichstag nach Augsburg. Offenbar zur Bekämpfung der Lutheraner berufen,

trat er bald hervor, indem er in Gemeinschaft mit jenen Theologen die 17 Schwabacher Artikel, welche ein Coburger Drucker hinter dem Rücken Luther's veröffentlicht hatte, fälschlich als das für den Reichstag vorbereitete Bekenntniß der Evangelischen ansah und zur Widerlegung desselben die ebenfalls in 17 Artikeln verfaßte Schrift: „Gegen die Bekanntnus Martini Luthers auff dem jetzigen angestellten Reychßtag zu Augsburg . . . Augsburg 1530“ (mit einer Widmung an Joachim I.) herausgab. Der Zweck war, von vornherein die Gemüther gegen Luther und seine Lehre einzunehmen. Man solle sich nicht täuschen lassen durch die scheinbare Rechtgläubigkeit der Artikel. Luther habe darin viele Irrthümer verschwiegen, welche sich in seinen anderen Schriften fänden, und müsse zweifellos bestraft werden, da er viele Menschen durch Gotteslästerungen und andere Verbrechen verführt habe. Auch unter den zwanzig katholischen Theologen, welche die Confessio Augustana zu widerlegen bestimmt wurden, befand sich W. (mit Mensing und Redorffer), ebenso unter den am 13. August gewählten Theologen (nebst Eck und Cochläus), welche mit den Evangelischen über die streitigen Artikel unterhandeln sollten. Am 21. August meldete Eck, am 22. August Melanchthon dem Kaiser das Ergebniß der Verhandlungen, der am 24. August noch einmal eine gemischte Commission von sechs Mitgliedern zur Beilegung aller Streitigkeiten zusammentreten ließ, in welcher sich indeß W. nicht befand. — Von Augsburg begleitete er seinen Kurfürsten wahrscheinlich nach Köln und vermittelte hier die Herausgabe seiner späteren Schriften durch Romberg von Kierspe in der oben erwähnten Farrago miscellaneorum 1531. Nach Frankfurt a. O. kam er wol nicht wieder zurück; er starb in dem Kloster Amorbach in Franken (17. Mai 1531), in dessen Kirche er auch sein Grab fand.

Eine ausführliche Geschichte des Lebens und der Werke Wimpina's hat (vom katholischen Standpunkte) R. Mittermüller im 21. Bande der Zeitschrift: „Der Katholik“, Mainz 1869, 1. Hälfte, S. 640 ff.; 2. Hälfte, S. 1 ff., 129 ff., 257 ff. u. 385 ff. gegeben. Vgl. dazu H. Laemmer, Die vortridentinische Theologie. Berlin 1858, S. 30. — Fr. Zarncke, Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Univ. Leipzig; in d. Abhandlungen d. k. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. III, 525 f., 914. — A. Kawerau in Herzogs Real-Encyclopädie, 2. Aufl., Bd. 17, S. 195 ff. — A. W. Dieckhoff, Der Ablaßstreit. Gotha 1886. — C. J. Hefele, Conciliengeschichte IX, herausg. von J. Hergenröther. Freiburg 1890, S. 25 ff. u. 848 ff. — Jul. Heidemann, Die Reformation in der Mark Brandenburg. Berlin 1889, S. 79, 162, 164, 174. — Von den Aelteren: J. J. Mader, Scriptorum insignium, qui in celeberrimis, praesertim Lipsiensi . . . academiis . . floruerunt, Centuria. Helmstedt 1660. — Wilisch, Commentarius poeticus de Alberti animosi expeditionibus bellicis. Altenburg 1725. — Küster in Seidel's Bildersammlung, S. 33—35.

Ad. Brecher.

Winck, bairische Künstlerfamilie. Johann Chrysostomus W., Maler zu Eichstädt, fertigte Altargemälde. Nagler nennt von ihm in der Dominicanerkirche zu Eichstädt „ein reiches Gemälde, welches den hl. Dominicus in der Glorie vorstellt, wie er einer mit Ketten beladenen Nonne erscheint“. In der Kirche der barmherzigen Brüder zu Neuburg a. d. Donau malte er sämmtliche Altarbilder. Der Fürstbischof Johann Anton von Eichstädt, für den er thätig war und dessen Porträt er malte, ernannte ihn zum Hofmaler. Er starb 1790 zu Eichstädt.

Thomas Christian W., Maler und Radirer, geboren zu Eichstädt 1738, war zuerst Schüler seines älteren Bruders J. Chrysostomus, hierauf kam er auf fünf Jahre nach Eggenfelden zu Anton Scheidler, dann kehrte er nach Eichstädt zurück. Nachdem er noch ein Jahr lang daselbst bei Jacob Faicht-

mayr gearbeitet hatte, begab er sich nach Augsburg, Freising und München, wo er bei dem kurfürstlichen Hofmaler Johann Michael Kaufmann eintrat. In München gründete er seinen Ruf. Er malte Decorationen für das dortige Hoftheater und fing dann auch an al fresco zu malen. Für Kurfürst Maximilian III. malte er die vier Jahreszeiten in Oel (kamen in das Schloß Lustheim) und errang sich damit vielen Beifall, sodaß er 1769 zum Hofmaler ernannt wurde. Sechs Gemälde aus der griechischen Mythologie bestimmte Max III. als Vorbilder für Tapeten, die in der neuerrichteten kurfürstlichen Hautelissemanufactur gewebt wurden und in die sogenannten kölnischen Zimmer der Residenz kamen. Die Pfarrkirchen zu Starnberg, Vierkirchen, Geltofing, Haag, Inning, Egling, Raisting, die Wallfahrtskirche des Klosters Metten zu Lohe ꝛc. bemalte er mit lebendigen Fresken. Altarblätter findet man u. a. im Josefspitale zu München, in der Schloßkirche zu Fürstenried, in der Kirche zu Schlehdorf (1781), in der Pfarrkirche zu Aldersbach (1782), in der obern Pfarre zu Ingolstadt, in Scheiern. Im Schleißheimer Schloß bemalte er den Speisesaal mit einem großen Deckenfresco, die Ankunft des Odysseus auf der Insel der Kalypso vorstellend. In der Galerie daselbst befinden sich von den Jahreszeiten der Frühling und der Herbst und außerdem die Skizze zu einem Wandgemälde: Christus treibt die Verkäufer aus dem Tempel (1793). W. hat auch radirt; Nagler, Künstlerlexikon, führt sieben Blatt auf, die mit leichter Nadel und gewandter Zeichnung ausgeführt sind. Der Künstler besaß jedenfalls eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit, er componirte gewandt und zeichnete verhältnißmäßig gewissenhaft, er ist ein hervorstechender Vertreter der ausgehenden Kunstweise des Rococco. Besondere Vertiefung wird man von derartigen Leuten nicht erwarten. Im J. 1794 soll eine Medaille auf ihn gefertigt worden sein, die im Avers sein Bildniß, im Revers die Inschrift Vivitur Ingenio zeigte. Die Sache scheint sich so zu verhalten, daß die ursprüngliche Zeichnung dazu von Winck's Schwiegervater F. A. Schega herrührte, die Medaille selbst aber von J. M. Bückle geschnitten wurde. W. starb am 7. Februar 1797 zu München.

Johann Amand W., Vetter der beiden Vorigen, Maler von Eichstädt, war in München thätig. Er malte ziemlich kleinliche Stillleben in Oel, die sich zu ihrer Zeit eines großen Rufes erfreuten und noch häufig vorkommen. Er starb 1820 zu München im Hospitale. W. Schmidt.

Winckel: Friedrich Wilhelm W., Sohn des königlichen Kreisphysicus Hofrath Dr. Winckel zu Berleburg, wurde dort am 7. September 1804 geboren. Zuerst von seinem Vater und dem Pastor Usener, dann seit 1819 von seinem Verwandten, dem Kirchenrath Dilthey in Diez mit Sorgfalt und gutem Erfolge unterrichtet, besuchte er von 1820—1824 die Gymnasien zu Weilburg, Wetzlar und Soest, studirte von 1824—1827 in Berlin und gehörte von 1827—1829 dem Predigerseminar zu Wittenberg an. 1833 wurde er als Pfarrer nach Raumland bei Berleburg berufen, von wo er 1838 nach seiner Geburtsstadt übersiedelte, in der er bis 1854 als zweiter, nachher als erster (Ober-) Pfarrer und Superintendent bis zu seinem am 13. December 1876 erfolgten Tode eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete und die Gunst des fürstlichen Hauses in hohem Grade genoß. Die großen Verdienste, die er sich als Seelsorger und Gelehrter erworben, erkannte auch die benachbarte Universität Marburg an, die ihm am 21. November 1868, dem hundertjährigen Geburtstag Schleiermacher's, die theologische Doctorwürde verlieh. Außer einigen kleineren theologischen Schriften — einer katechetischen Bearbeitung der ersten 13 Capitel des Briefes Pauli an die Römer (1850), drei 1852 gehaltenen Predigten (1852/53), deren eine dem Gedächtniß des Fürsten Albrecht gilt, und einem Katechismus zur Vorbereitung auf die Communion (1874) — veröffentlichte W. verschiedene Beiträge zur Ge-

schichte der Grafschaft Wittgenstein, über welche eine erschöpfende Darstellung immer noch aussteht. Schon 1842 erschien seine Biographie des Grafen Casimir zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1687—1741), die zugleich eine kurze Geschichte des Hauses Wittgenstein und der Stadt Berleburg enthält und 1850 durch das im 4. Bande der Tholuck'schen Sonntags-Bibliothek publicirte Lebensbild desselben Grafen nach früher W. unzugänglichen archivalischen Quellen eine werthvolle Ergänzung fand. Sodann stellte W. aus den Aufzeichnungen des vorher nur wenig bekannten Grafen Ludwig des Aelteren (1532—1605) 1855 dessen Selbstbiographie zusammen, die diesen Grafen als einen äußerst frommen und hervorragenden Fürsten erscheinen läßt, würdig der großen Lobeserhebungen seiner Zeitgenossen. Leider hat W. diese Publication nicht zu Ende geführt, sondern sich andern Arbeiten zugewandt. 1861 entwarf er in den Protestantischen Monatsblättern (Bd. 17) ein Bild des heldenmüthigen Prinzen Victor von Wied (1782—1812), das in etwas erweiterter Form 1863 nochmals zum Abdruck gelangte. Im Auftrag der königl. Regierung zu Arnsberg endlich verfaßte er als Anhang zu dem neuen Lagerbuche seiner Pfarrkirche eine Chronik der evangelischen Gemeinde Berleburg, die, mit der Gründung der Stadt (1258) beginnend, 1868 bis zum Jahr 1605 fortgeführt war und soweit auch im Druck (1872) vorliegt.

Die biographischen Angaben, welche ich Herrn Generalsuperintendenten D. Nebe verdanke, sind den Acten d. kgl. Consistoriums zu Münster entnommen.

P. Bahlmann.

Winckel: Heinrich W., wirksamer Reformator in Niedersachsen, geboren 1493 zu Wernigerode, † zu Braunschweig 1551. Von der Jugenderziehung, die ihm sein Vater, ein mäßig bemittelter Ackerbürger und wie es scheint Böttcher, bis ins 15. Lebensjahr an seinem Geburtsorte angedeihen ließ, wissen wir nichts Näheres. Im J. 1507 in das alte ansehnliche Augustinerchorherrenstift zu S. Johannes vor Halberstadt eingekauft, nahm er mit regem Eifer an dem Klosterleben theil, und zwar sowol an der äußeren geschäftlich-ökonomischen Thätigkeit, wie an den Studien, die er durch emsiges Lesen auf seiner Zelle so erfolgreich förderte, daß der Orden sich veranlaßt sah, ihn 1511 die Universität Leipzig beziehen zu lassen. Was er von den freien Künsten und Wissenschaften sich hier aneignete, theilte er, ins Kloster zurückgekehrt, lehrend seinen Brüdern mit. Eine förmliche Schule scheint damals noch nicht darin bestanden zu haben; eine solche wurde aber begründet, als der aus der Reformationsgeschichte bekannte D. Eberhard Widensee als Propst im J. 1522 einen um seines Bekenntnisses willen vertriebenen französischen Hochschullehrer D. Antonius Felix ins Kloster aufnahm und mit ihm einen tiefer gehenden sprachlich-theologischen Lehrcursus begann, zu welchem bald strebsame Zöglinge aus verschiedenen Städten der Umgegend sich herzufanden. In dieser kleinen reformatorischen Akademie, in der besonders die Grundsprachen der heiligen Schriften neben der Exegese getrieben wurden, wird nun W. selbst ein fleißiger Schüler und bald ein überzeugter Bekenner der Reformation und feuriger Verehrer Luther's. Da aber das bischöfliche Kirchenregiment schon im zweiten Jahre nach der Gründung die Schule aufhob, wenigstens die Prediger des reformatorischen Bekenntnisses vertrieb, auch den D. Widensee zur Flucht nöthigte, so konnte W. vorläufig seine innere Ueberzeugung nicht öffentlich ausbreiten. Da gaben die unruhigen, auch auf die Bischofsstadt wirkenden Bewegungen des Bauernaufruhrs den Anlaß, daß das kirchliche Regiment seine Zustimmung dazu gab, daß der friedliebende und milde W. auf den Wunsch des evangelisch gesinnten Raths, als Patrons, zum Pfarrer an der Stadt- und Marktkirche S. Martini gewählt wurde. In

kürzester Zeit hatte er sich die ganze Liebe und das Vertrauen der Gemeinde gewonnen. Wegen der eben erwähnten Eigenschaften hätte ihn auch der Cardinal Albrecht gern behalten, ließ ihm aber, da W. mit seiner evangelischen Ueberzeugung offen hervortrat, durch seine Räthe die Bedingung stellen, daß er am Sonntage Messe halten, und da er sich deß weigerte, daß er es doch an den Festtagen oder mindestens einmal im Jahr thue. Aber der für seine Person so milde und bescheidene Mann erklärte mannhaft, das sei gegen sein Gewissen: gestatte ihm dieses einmal Messe zu halten, so könne er es auch hundert und tausendmal thun. In gebührender Ehrerbietung gab er dem Kirchenfürsten in einem ausführlichen Schreiben über die Gründe dieser Ablehnung Rechenschaft, erhielt aber keine Antwort. Dagegen wurde ihm sein Pfarramt genommen, und das Kloster, dessen Liebling er gewesen war und das ihn zum Prior erwählt hatte, ertheilte ihm ein Dimissorium, gab ihm aber außer einem geringen Zehrpfennig, trotz seiner großen Verdienste um den Convent, nichts mit auf die Reise, und all seine von redlichen, auch altkirchlichen Leuten unterstützten Bemühungen, etwas von seinem gesammten ans Kloster gezahlten Vatererbe herauszubekommen, blieben damals und später ohne jeden Erfolg. Aber Rath und Gemeindeglieder ließen ihn nicht im Stich, und so bescheiden auch die ihm dargereichten Mittel waren, so gab er doch seiner hohen Freude darüber Ausdruck, daß nun sein lange gehegter Wunsch in Erfüllung ging, in Wittenberg, wohin er im Herbst 1525 sich begab, zu den Füßen Luther's und seiner vornehmsten Mitarbeiter, unter denen ihn Melanchthon besonders werth hielt, sich in das Studium der heiligen Schriften in den Ursprachen versenken und sich in der Führung des kirchlichen Amtes vervollkommnen zu können. Da die Halberstädter stets an der Hoffnung festhielten, ihren W. wiederzugewinnen, so unterhielten sie ihn dauernd in Wittenberg. Von dort zog er denn auch 1527/28 der Pest wegen mit dem Lehrkörper nach Schlieben und Jena, wo wir ihn im Frühjahr 1528 anwesend finden. Aber er war mittlerweile durch seine Glaubenstreue und Tüchtigkeit als Prediger in weiteren Kreisen bekannt geworden, und als zu der Zeit, als er in Jena war, die reformatorische Bewegung der Stadt Braunschweig zum Siege gelangte, wünschte man ihn dort zum Leiter oder Superintendenten aller evangelischen Gemeinden zu gewinnen. Besonders ein trefflicher Sohn Braunschweigs, der christliche Rechtskundige Autor Sander, war hierbei thätig. Durch zwei ungefähr gleichzeitige Abordnungen an den Rath zu Halberstadt und an W. in Jena wurde es erreicht, daß W. dem Rufe nach Braunschweig folgen konnte, doch behielt sich der Rath zu Halberstadt vor, ihn jederzeit binnen Vierteljahrsfrist wieder bekommen zu können. In Braunschweig, wo er Ende Februar anlangte, begann W. alsbald sein Werk zu großer Befriedigung der Gemeinden. Da es aber bei den besonderen Schwierigkeiten, wie die schnelle Bildung und das Anwachsen junger Gemeinden sie mit sich brachte, eines durchgreifenden Organisators bedurfte, wozu W. sich nicht eignete, so war dieser sehr damit einverstanden, als hierzu Luther's Mitarbeiter Bugenhagen gewählt wurde, den er an der Spitze der braunschweigischen Geistlichkeit zu dieser Aufgabe einsegnete. Als dieser, der in der zweiten Hälfte des Mai ankam, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die Kirchenordnung festgestellt, dann um die Wende der Monate September und October Braunschweig verlassen hatte, war W. ebenfalls gar nicht eifersüchtig, als statt seiner Mag. Mart. Görlitz zum Superintendenten, er aber neben ihm zum Helfer oder Coadjutor bestellt wurde. Für ihn war es entscheidend, daß Luther, „der Prophet der letzten Weltzeit", es so gewollt hatte. Freilich vermochte weder Görlitz noch W., noch beide zusammen in der ersten bewegten Zeit aller Schwierigkeiten Herr zu werden, aber in rühmenswerther Eintracht und Hingebung trieb W. mit Görlitz das ihm be-

fohlene Werk mit Erfolg und allgemeiner Anerkennung. Er hatte täglich abwechselnd in allen Kirchen zu predigen, auch lateinische Vorträge an der Schule zu halten. Es wäre genug gewesen, wenn sich W. um Braunschweig, das damals die leitende Stellung im evangelischen Niedersachsen hatte, unvergängliche Verdienste erwarb — ein Zeugniß, das dankbare Söhne der Stadt ihm gegeben haben; aber dem bescheidenen Manne war es beschieden, von hier aus noch an drei wichtigen Orten jenes Stammesgebiets der Reformation grundlegende Dienste zu leisten. Die erste dieser Städte war Göttingen. Hier hatte zwar 1529 die reformatorisch gesinnte, zumeist aus Kleinbürgern und Handwerkern bestehende Partei den Sieg über die Altkirchlichen davongetragen, aber es war zu bedenklichen Ausschreitungen und Unruhen gekommen, die durch einen ungeschickten Prädicanten geschürt wurden. In dieser Noth bat der Rath die befreundete Stadt Braunschweig, ihnen auf eine gewisse Zeit den Mag. W. zu überlassen, von dem sie gehört hätten, daß er nicht zum Aufruhr sondern das Wort Gottes zur Erlangung der Seligkeit predige. Das geschah, und es zeigte sich bald, daß man sich in W. nicht getäuscht hatte. Außer durch seine Predigt wirkte er auch durch seine Mithülfe beim Entwurf einer neuen Kirchenordnung. Einmal über das andere suchte Göttingen um Verlängerung des Urlaubs für W. beim Rathe zu Braunschweig nach, und als dieser es zuletzt ablehnen mußte, bat man W. selbst dringend, doch eine dauernde Anstellung in Göttingen anzunehmen. Das konnte dieser aber wegen der Verpflichtung, die er Halberstadt gegenüber eingegangen war, nicht. Noch größer war die Aufgabe, die ihm drei Jahre später in Hannover gestellt wurde. Diese Stadt war dadurch in große Bedrängniß gerathen, daß bei dem längeren Streit zwischen dem Rath und den Gilden, was zugleich einem Gegensatz zwischen den Altkirchlichen und der zur Reformation neigenden Gesammtbürgerschaft entsprach, der Rath aus der Stadt entwichen war. Hierdurch waren nicht nur in der Stadt schlimme Unordnungen entstanden, sondern es waren ihr auch mächtige Feinde erwachsen. So galt es auch hier nicht nur die evangelische Lehre, sondern auch Frieden und Ordnung zu predigen. Dazu wurde wieder von Braunschweig W., und diesmal mit ihm sein Amtsbruder Andreas Hoier von S. Ulrich, um Michaelis 1533 entsandt. Auch hier richtete er das ihm befohlene Werk treulich aus, half auch wieder bei der Herstellung einer Kirchenordnung nach dem Vorbild der braunschweigischen. Nach einem Vierteljahr baten die Leiter des hannöverschen Gemeinwesens ihre Schwesterstadt dringend, ihnen W., den sie als Superintendenten bestellen wollten, zu überlassen. Das konnte Braunschweig, bei aller Geneigtheit der Nachbarstadt zu helfen, nicht gewähren, weil Winckel's Aufgabe bei ihnen eine zu große war, doch durfte er fast ein Jahr lang in Hannover bleiben. Nun machte die Stadt noch einen Versuch, mit Hülfe v. Amsdorf's in Magdeburg W. durch Tausch mit einem andern Magister zugestanden zu erhalten, aber auch darauf konnte Braunschweig nicht eingehen. Als am 6. September 1534 W. und Hoier wieder in ihre Stellungen zurückkehrten, wollte man ihnen nach damaliger Weise ein Geldgeschenk mitgeben; sie lehnten dasselbe aber ab, damit es nicht scheine, als hätten sie das Evangelium Christi um Geld feil. Nun gab ihnen der Rath zu Hannover wenigstens die anerkennendsten Lobbriefe mit. Noch länger als die Halberstädter, die Ende 1539 W. von seiner Verpflichtung gegen sie lossprachen, mußten die Evangelischen in Hildesheim auf die Erlangung der Bekenntnißfreiheit warten. Als das altkirchliche Rathsregiment im August 1542 endlich mit Hülfe des Schmalkaldischen Bundes gestürzt war, wurde vom Kurfürsten von Sachsen Bugenhagen, vom Landgrafen von Hessen Anton Corvinus, vom Rathe zu Braunschweig W. zur Ordnung des neuen evangelischen Kirchenwesens nach Hildesheim entsandt. Wie Bugenhagen

bezeugt, war hier noch alles zu thun, da bis zur Ankunft der neuen Prediger jede Gemeindebildung der Reformationsverwandten unterdrückt war. Nachdem er am 1. September an der durch Bugenhagen geleiteten feierlichen Eröffnung des evangelischen Gottesdienstes zu S. Andreas theilgenommen hatte, hielt W. Tags darauf an derselben Kirche seine Antrittspredigt über Ps. 87, 3. Als der Weihbischof Sannemann bald darnach im Dom eine Gegenpredigt hielt, wohnte W. mit Corvinus derselben an, und da sie deren Inhalt dem Evangelium gemäß erkannten, gaben sie ihm offen ihre Zustimmung zu erkennen, da das Abweichende sich nur auf nebensächliche Aeußerlichkeiten — Platten und Kappen — beziehe. Aber der Eifer der Evangelischen, die den langen von den Altkirchlichen erlittenen Druck in zu schmerzlicher Erinnerung hatten, verhinderte eine friedliche Verständigung. Vier Monate lang — auf Bitten Hildesheims war der Urlaub wiederholt verlängert — leistete W. wieder mit den genannten Theologen seinen anstrengenden Dienst mit täglichem Predigen und Lehren, auch durch seine Betheiligung bei Abfassung der Hildesheimer Kirchenordnung, die erst zwei Jahre später im Druck erschien. Während sein wenigstens mittelbarer Einfluß auf die Reformation in seiner Vaterstadt Wernigerode und Osterwieck wahrscheinlich ist, wissen wir noch, daß im J. 1533 Moritz Piderit, der erste evangelische Prediger in Lemgo, durch W. und Görlitz in Braunschweig in die Wahrheit des Evangeliums tiefer eingeführt und zur Führung des Pfarramts gründlich angeleitet wurde.

Eines besonderen Lobes der pastoralen Wirksamkeit und Tüchtigkeit Winckel's bedarf es nicht, da das Verlangen aller Gemeinden, an denen er wirkte, ihn dauernd oder doch möglichst lange zu behalten, dafür Zeugniß genug ist. Sein Vortrag war nicht nur angenehm und wohllautend, er war auch für seine niedersächsischen Zuhörer, zumal den gemeinen Mann, um so eindringender und verständlicher, als W. in seiner sächsischen Muttersprache zu ihnen redete. Um ihnen die Summe der evangelischen Lehre in kurzer, leicht zu behaltender Gestalt beizubringen, dichtete er das Katechismuslied der Prädicanten zu Braunschweig: „Nu lath uns Christen frölick syn". W. hat wenigstens seit dem 16. Jahrhundert als Verfasser gegolten, und wenn Phil. Wackernagel in seinem Kirchenlied III, 737 f. das Lied dem Herm. Bonnus beizulegen scheint, weil es in dem zweiten uns bekannten Drucke Magdeburg 1543 (der erste ist ein Jahr älter) mit mehreren Liedern zusammensteht, die als von jenem niedersächsischen Dichter corrigirt bezeichnet werden, so scheint uns eine solche Angabe mehr gegen als für Bonn's Urheberschaft des Liedes zu sprechen. Gegen Anfang 1543 nach Braunschweig zurückgekehrt fand W. sehr viel Arbeit vor, denn ihm war auch die Mitarbeit an der Visitation der Kirchen im Hildesheimschen und Braunschweigischen, die von 1542—1545 von den schmalkaldischen Bundesgenossen vorgenommen wurde, übertragen. Und da über Jahr und Tag zwischen der Superintendentur des Mart. Görlitz und dem Amtsantritt seines Nachfolgers Medler im October 1545 verfloß, so hatte W. in dieser Frist auch jenes Amt mit zu versehen. W. verband mit großer Festigkeit in Glaubensfragen eine oft bewährte Friedensliebe, mit einer seinem Berufe gemäßen Würde eine entgegenkommende Freundlichkeit und Leutseligkeit, mit reichem Wissen eine überaus große Bescheidenheit. Und seine große Uneigennützigkeit erscheint bei ihm um so löblicher, als er fast ganz unbemittelt war und in späteren Jahren, als er verheirathet war und Kinder hatte, wegen deren Unterhaltung der äußeren Mittel benöthigt war.

Ein kurzer Lebenslauf und Würdigung Winckel's findet sich in dem Catalogus ministrorum verbi in ecclesia Brunsvicensi auf dem Stadtarchiv zu Braunschweig, der auf den dortigen Geistl. Autor Hustet, hinsichtl. Winckel's auch auf Matth. Bergius zurückzuführen ist. Diese Mittheilungen sind in

Rehtmeyer's Braunschw. Kirchen-Hist. meist einfach übersetzt. Von Schriftstellern der Reformationszeit ist neben Hamelmann, Hist. ren. evang. besonders Joh. Winnigstedt, Halb. Chronik bei Abel, Chroniken, zu nennen. Unter den Archivalien des kgl. Staatsarch. zu Magdeburg kommen zumeist Acta Stift u. Fürstenth. Halb. II, 838 in Betracht. Während im Stadtarch. z. Braunschweig nach freundlichst ertheilter Auskunft die betr. Acten nicht erhalten sind, bieten die Archive zu Göttingen, Hannover u. Hildesheim über W. verhältnißmäßig viel. Von neueren Schriften sind die von Langenbeck, Erdmann, Bahrdt, Keyser über die Einführung d. Reformation in Halberstadt, Göttingen, Hildesheim, G. Uhlhorn, Bilder aus d. kirchl. Leben d. Stadt Hannover; 2. Die Reformation, inbetr. Braunschweigs, Hänselmann, Die Anfänge des Lutherthums in Braunschw. (im Braunschw. Tageblatt 1886, Febr. u. März) u. dessen Einl. zu d. Ausg. d. Braunschw. Kirchenordn. v. 1528 zu vergleichen. Eine ausführl. Darstellung des Lebens u. der Wirksamkeit Winckel's mit urkundl. Anlagen im Jahrg. 1896 der Zeitschr. des Hist. Ver. f. Niedersachsen S. 133—314 und in Nr. 53 der Schriften d. Ver. f. Reformationsgesch., beide v. d. Unterzeichneten. Ed. Jacobs.

Winckel: Ludwig Heinrich Sophus W. wurde am 28. November 1809 zu Berleburg in Westfalen als Sohn des fürstlichen Sayn-Wittgenstein-Berleburgischen Leibarztes geboren. Seine erste Schulbildung erhielt er in der Vaterstadt, besuchte dann das Gymnasium in Soest; trat 1827 in das königl. medicinisch-chirurgische Friedrich Wilhelms-Institut ein und wurde am 4. August 1832 auf Grund einer Doctordissertation: „De partus dolorum natura“ promovirt. Bald darauf wurde er, auf Antrag des Fürsten seiner militärischen Verpflichtungen entbunden, als zweiter Arzt in Berleburg angestellt, blieb dort bis zum Jahre 1842; dann zog er nach Gummersbach im Regbez. Köln und von hier im J. 1868 nach Mülheim a. Rhein, wo er als Kreisphysicus und Geheimer Sanitätsrath am 15. August 1892 starb.

Als er nach Gummersbach übergesiedelt war herrschte dort ein große Typhusepidemie und kam außerdem die Knochenerweichung bei Frauen ganz außerordentlich häufig vor. Er begnügte sich nun nicht damit den Frauen in den durch jenes Leiden bewirkten Geburtsnöthen beizustehen, sondern war jederzeit beflissen, seine Patientinnen über die Natur jenes gefährlichen Knochenleidens zu belehren und so durch die schönste ärztliche Thätigkeit die Frauen jener Gegenden vor dieser traurigen Erkrankung zu bewahren. Der Erfolg dieser Bemühungen war ein sehr glücklicher, denn die Abnahme der Knochenerweichungsfälle ist in jenen Gegenden nach Angabe dortiger Aerzte in den letzten Jahrzehnten sehr deutlich zu bemerken. Die ausgedehnte schwere geburtshülfliche Praxis, welche er zu besorgen hatte, führte ihm naturgemäß eine Reihe sehr interessanter und wichtiger Fälle zu, besonders in operativer Beziehung und es dürfte kaum einen zweiten Bezirksarzt geben, der so oft in die Nothwendigkeit versetzt wurde in Privathäusern und unter den dürftigsten Verhältnissen den Kaiserschnitt auszuführen, wie er. Seine Resultate sind dabei für die damalige Zeit sehr günstige gewesen. Dieselben wurden von ihm in der Monatsschrift für Geburtshülfe ꝛc. von Credé und Martin Bd. XVI, XVII, XXII u. XXV publicirt. Seit 1856 war er zum Kreisphysicus des Kreises Gummersbach ernannt. Als er 1868 auf seinen Antrag in derselben Stellung nach Mühlheim a. Rhein versetzt worden, brachte er es durch unausgesetzte Bemühungen bei Hoch und Niedrig, bei der Regierung und Gemeinde durch Schriften und Vorträge dahin, daß ein eigenes städtisches Krankenhaus daselbst gegründet wurde, an dem er dann längere Zeit als Arzt thätig war. Seine weiteren Publicationen bezogen sich auf den Werth der künstlichen Frühgeburt bei Beckenenge (Centralblatt f. Gynaek. V 197, 1881), auf die Anwendung von Extractions-

instrumenten in der Seitenlage der Kreißenden (Centralblatt f. Gynaek. 1883, Nr. 2), und auf weitere Kaiserschnitte (Centralbl. f. Gynaekol. 1886, Nr. 24). 1870/71 war er Vorstand eines Hospitals für im Krieg Verwundete und hat in demselben viele Operationen ausgeführt. Seinen letzten (18.) Kaiserschnitt machte er im J. 1889 kurz vor Beendigung seines 80. Lebensjahres wiederum mit Erhaltung von Mutter und Kind.

Er war von Liebe für seine Wissenschaft durchglüht, ein theilnehmender aber doch sehr energischer Arzt, eine vielfach anregende Persönlichkeit, ein ausgezeichneter Operateur und vielen jungen Aerzten ein trefflicher Lehrer. F. v. Winckel.

Winckell: Georg Franz Dietrich aus dem W., Forstmann, geboren am 2. Februar 1762 auf dem Rittergute Priorau (im Kurkreise Sachsen), † am 31. Mai 1839 in Schierau (bei Dessau). Er verlor seinen Vater, den kurfürstlich-sächsischen Oberhofgerichtsassessor Karl Gottlob a. d. W., schon in seinem ersten Lebensjahre, mußte daher mit noch acht Geschwistern zunächst von der Mutter, als deren Liebling er sich selbst bezeichnet, erzogen werden. Als diese 1769 zur zweiten Ehe mit dem sächsischen Premierlieutenant v. Schierbrand schritt, erhielt er in diesem einen gütigen Stiefvater. Die ersten grundlegenden Schulstudien machte er 1773—1777 auf dem königl. Pädagogium zu Halle; 1777—1780 setzte er dieselben auf der Landesschule zu Grimma fort. Zu Ostern 1780 bezog er die Universität Leipzig, um, dem Wunsche seines Vormundes gemäß, Jurisprudenz zu studiren. Aus eigenem Antrieb fügte er seinem Studienprogramm noch cameralistische Fächer ein. Ein unglücklicher Sturz vom Pferde im zweiten Jahre seiner Studienzeit zwang ihn aber, die juristische Laufbahn, weil diese zu einer mehr sitzenden Lebensweise nöthigte, aufzugeben und einen Beruf zu wählen, bei dem durch häufige Bewegung im Freien die durch seinen Fall geschwächte Brust nach und nach sich wieder stärken konnte. Mit Freude ergriff er diese Gelegenheit, sich dem Forst- und Jagdwesen zuzuwenden, wofür er schon von Jugend auf eine besondere Liebhaberei hatte. Er trat infolgedessen 1781 bei dem Hofjäger Hähnel zu Sitzenroda (bei Torgau) in die forstliche Lehre ein. Während einer dreijährigen Lehr- und Lernzeit unter den Augen dieses wackeren Mannes, der jedoch vorwiegend nur Jäger war, suchte er nicht nur in der Jagdkunde möglichst reiche Kenntnisse und Fertigkeiten sich anzueignen, sondern auch im Forstwesen; hierbei dienten ihm die Schriften von Flemming, Döbel, Beckmann und Zanthier als Grundlage. Seine Hoffnung, als Sprößling einer der ältesten adeligen Familien Sachsens als Jagdpage eingeschrieben zu werden und in dieser Carrière mit der Zeit zu einer hervorragenden Stellung als Forstmann zu gelangen, ging nicht in Erfüllung, da es ihm, infolge einer von einem seiner Vorfahren geschlossenen Mesalliance nicht möglich war, die erforderliche geschlossene Reihe von Ahnen nachzuweisen. Er zog sich daher auf das ihm bei der Erbtheilung zugefallene Rittergut Schierau zurück, wo er theils dem Betriebe seiner eigenen Forstökonomie und Jagd, theils dem weiteren Studium im Walde und in den besten forstlichen Werken sich hingab. 1791 begründete er daselbst durch seine Verheirathung mit Fräulein v. Ludwiger aus dem Hause Zschepkau einen eigenen häuslichen Herd. Durch die Verhältnisse gezwungen, mußte er aber sein Gut schon 1794 an die Frau Erbprinzessin von Anhalt-Dessau verkaufen. Eine Folge dieses Verkaufs war sein Eintritt in die Dienste des regierenden Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau. Vorläufig erhielt er nur die Hofcharge eines Kammerjunkers; jedoch wurde ihm die Zusage ertheilt, im Forst- und Jagdfache placirt zu werden, sobald die Theilung des damals noch nicht erledigten Fürstenthums Anhalt-Zerbst vollzogen sein werde. Da aber diese Zusage nach der erfolgten Theilung nicht erfüllt und auch ein nochmaliges Gesuch um Anstellung im

Forstdienste abschlägig beschieden wurde, suchte er 1802 um seine Entlassung aus dem dessauischen Hofdienste nach, der ihm ohnehin niemals sympatisch gewesen war. Er verließ Dessau, jedoch mit der Hoffnung auf dereinstige Rückkehr, da er sich der Gunst des Erbprinzen erfreute. Seinen nächsten Wohnsitz schlug er in einem seiner einzigen noch lebenden Schwester gehörigen Landhause zu Obernitzschka (bei Wurzen) auf; 1807 ließ er sich in Machern (bei Leipzig) nieder. In diese Jahre der Muße fällt die Herausgabe seines „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber" (3 Theile; mit 2 Kupfern und Tabellen, 1805—1806). Die Anregung zu diesem berühmt gewordenen Buche verdankte er dem Hofrath Spazier, mit welchem er in Dessau bekannt geworden war. Die 2. Auflage besorgte er noch selbst (1820—1822). Nach seinem Tode wurde das Werk in drei weiteren Auflagen (1858, 1865 und 1878) von Dr. Johann Jakob v. Tschudi herausgegeben. Dieses classische Buch behandelt alle zur Jagd gehörigen Gegenstände auf Grund eigener Kenntniß und Erfahrungen mit der größten Gründlichkeit in ausführlicher Weise. Man kann es noch heute als die beste Grundlage für jagdliches Wissen und jagdliche Erfahrungen bezeichnen; es wird auch thatsächlich fast stets angerufen, wenn unter den Jüngern Diana's eine Meinungsverschiedenheit über einen jagdlichen Gegenstand entsteht. Auf Empfehlung des Geheimeraths Moritz v. Thümmel wurde ihm endlich noch die Freude zu Theil, im October 1812 zum Administrator der etwa 40 000 bairische Tagwerke umfassenden Forste des Kämmerers Freiherrn v. Thüngen zu Thüngen (in Franken) ernannt zu werden. Bis 1832 verblieb er auf diesem Posten; zuletzt ließ er sich wieder in Schierau nieder. Von 1823 ab war er zugleich Mitredacteur der Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen in Baiern. Außerdem lieferte er Beiträge in den Sylvan. Er war Mitglied der Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen.

Die Bedeutung Winckell's für die Forstgeschichte liegt in dem oben genannten Jagdhandbuch. Zweifellos hat er auch erfolgreich in den Thüngen'schen Forsten, die größtentheils aus Buchen- und Eichenhochwald bestehen, gewirkt; jedoch war er als Forstmann nicht hervorragend. Seine Selbstbiographie zeugt von wohlthuender Bescheidenheit, ernstem Streben nach Erweiterung seiner Kenntnisse und regem Pflichtgefühl.

Laurop und Fischer, Sylvan, Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde auf das Jahr 1823, S. 3 (Selbstbiographie). — Pfeil, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, fortgesetzt von Dr. Nördlinger, 45. Band, 2. Heft, 1863, S. 186. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums &c. II, S. 397 und 404, Bemerkung 23; III, S. 396. — Theodor Hartig, Lehrbuch für Jäger von G. L. Hartig, I. Band, 10. Aufl. 1877, S. 25. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 557. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner &c., 1885, S. 412.

R. Heß.

Winckelmann: Johann Joachim W., classischer Alterthumsforscher und Kunstgelehrter, geboren am 9. December 1717. Seine Vaterstadt war Stendal in der preußischen Altmark, sein Vater ein armer Schuhflicker, der nicht in der Lage war dem Sohne eine über den landläufigen Unterricht hinausgehende Erziehung zu geben. Noth und Entbehrung haben Winckelmann's Jugend begleitet, eiserner Fleiß und Thatkraft haben schon frühzeitig sein Streben ausgezeichnet, die dürftigen Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, lassen es bewunderungswürdig erscheinen, daß er höhere Ziele nie aus dem Auge verlor. Die Möglichkeit, die Lateinschule des Ortes zu besuchen, mußte er sich durch Currendsingen, durch Freitische und Nachhülfestunden erkämpfen, da die sonstigen Unterstützungen nicht ausreichten. Der Rector der Schule, Esajas Wilhelm

Tappert nahm ihn zu sich ins Haus, wodurch er die Aufsicht über die Schulbibliothek erhielt. Was Stendal und die Schule bieten konnten, mußte für den strebsamen Jüngling bald erschöpft sein. Es ist merkwürdig, wie sich ihm, der Anregungen nur aus sich selbst schöpfen konnte, trotz aller zopfigen Zuthaten, mit denen damals das Studium des classischen Alterthums behängt war, die Sehnsucht aufdrängte die griechische Sprache kennen zu lernen, deren Studium ein Vorrecht bevorzugter Geister war. Das nächste Ziel für ihn war Berlin; er gelangte zu Fuße dahin und erreichte es, daß er im März 1735 als Schüler in das Kölnische Gymnasium aufgenommen wurde. Auch hier fand er nicht volle Befriedigung seiner Wünsche, wenngleich es ihm gelang durch Unterrichtung und Beaufsichtigung der Kinder des Rectors Bake Wohnung und Zehrung zu erhalten. Doch die Lehrer des Gymnasiums waren ihm in seinem Studium nicht das, was er erwartet hatte und nach anderthalb Jahren war der Entschluß gereift Berlin wieder zu verlassen. Hatte ihn in dieser Zeit die Sehnsucht griechische Autoren zu besitzen zu einer mit den dürftigsten Mitteln unternommenen Reise nach Hamburg, wo eine berühmte Bibliothek versteigert wurde, bewogen, so war für die Wahl eines andern Gymnasiums und zwar in Salzwedel der Ruf maßgebend, in dem der dortige Rector wegen seiner Bibliothek stand. Aber auch hier nichts als Enttäuschung. So kehrte er 1737 in seine Heimathsstadt zurück, wo er als Präfect des Singechors und durch Unterricht so viel verdiente, daß er seine Examina auf der Schule machen konnte. Wie für andere bedeutende, aber mittellose Geister seines Gleichen, die die Universität besuchen wollten, ergab sich die Wahl der Facultät von selbst. Es war die Theologie, die ihm wenigstens materiell durch Stipendien Aussicht auf Fortkommen bot. Im April 1738 ließ er sich an der Universität Halle immatriculiren. Hatte ihm die Theologie von Haus aus nicht zugesagt, weil sie seiner Neigung nicht entsprach, so fand er in Halle auch im übrigen keine Anregung, die ihn über das Niveau des Gewöhnlichen hätte erheben können. Die Collegien des durch seine Streitigkeiten um sein System bekannt gewordenen Christian von Wolff, „die ihm wie im Mondschein von Weitem ein Ungeheuer geschienen", waren „ein Klotz, da ich nahe kam". Auch die ästhetischen, aber wenig mit bildender Kunst sich befassenden Vorträge des jugendlichen Professors Alexander Baumgarten haben schwerlich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Unzufriedenheit und Mittellosigkeit, mehr aber noch eine gewisse Unstätigkeit seines Wesens, die nicht zu leugnen ist, so sehr wir auch ihre innere Berechtigung anerkennen mögen bei der Unmöglichkeit geistige Befriedigung inmitten banaler Alltäglichkeit zu finden, kurz allerhand Schwierigkeiten, die Leben und Studium mit sich brachten, trieben ihn nun von Stelle zu Stelle, von Ort zu Ort. Vorübergehend war er mit der Ordnung der Bibliothek des Hallenser Kanzlers v. Ludewig beschäftigt, dann (1740) nahm er eine Stelle als Hausmeister bei dem Rittmeister v. Grollmann auf Osterburg in der Altmark an, wo er sich hätte wohl fühlen können, wenn ihm die Formen der höheren Geselligkeit und vor allem die modernen Sprachen geläufig gewesen wären, zu deren Erlernung ihm bisher keine Gelegenheit geboten worden war. Dies nachzuholen war das Streben der nächsten Zeit. Und nun reifte in ihm der jetzt wundersame, einer früheren Neigung entsprechende Entschluß Medicin und Mathematik zu studiren, zu welchem Zwecke er sich 1741, im Frühjahr, zugleich auch der neueren Sprachen halber, nach Jena begab, wo er allerdings von seinem Aufenthalte, was die letzteren anlangt, wenig Vortheil gehabt hat, dagegen sich hinsichtlich der Medicin und Naturwissenschaften dem Professor Georg Erhard Hamberger zu lebhaftem Dank verpflichtete. Dasselbe Jahr 1741 brachte ihn zu einem Entschluß, der folgenschwer hätte sein können, wenn er ihn hätte durchführen können. Ohne

äußerlich zu einem Abschluß seiner Studien gekommen zu sein, dachte er daran eine sog. „akademische Reise" und zwar nach Paris zu unternehmen, weniger um, wie früher angenommen wurde, die Spuren Julius Cäsar's im alten Gallien zu verfolgen, gewiß auch nicht kunstgeschichtlicher Interessen wegen, sondern seiner bibliothekarisch-antiquarischen Neigungen halber, vielleicht auch um die Hochschule des Lebens kennen zu lernen und die französische Sprache sich anzueignen. Die Reise wurde im Herbst zwar angetreten, aber in Fulda aufgegeben, weil seine Mittel erschöpft waren. Die nächste Absicht in diesem so abenteuerlichen Leben war auf ein Unterkommen in Berlin gerichtet, Umstände brachten es aber mit sich, daß er die Stelle als Erzieher bei dem Oberamtmann Lamprecht in Hadmersleben bei Halberstadt annahm, eine Stellung, die ihm zusagte, da sie ihm neben sonstigen Annehmlichkeiten Befriedigung seiner gelehrten Neigungen gewährte, wenn diese auch theilweise noch sehr vager Natur waren und mehr und mehr auf encyklopädisches Wissen denn auf die Bearbeitung bestimmter Materien hindrängten. In der Umgebung von Hadmersleben durchsuchte er die Bibliotheken der Gutsherrschaften, fand französische Litteratur in Fülle, die ihn auf das moderne Geistesleben hinwies, und in des französischen Freidenkers Pierre Bayles encyklopädischem Werke „Dictionnaire historique et critique" glaubte er eine Quelle gefunden zu haben, die aber mehr quantitativ als qualitativ eine Fundgrube war. Unendlich groß war die Fülle der Notizen, die er aus derartigen Werken zusammentrug und abschrieb, meist auf gut Glück hin und schwerlich in der bestimmten Absicht, sie als wissenschaftliches Material zu verwerthen. Aber diese ganze Art zu arbeiten, der heilige Ernst, mit dem er sein Wissen zu mehren suchte, die wahrhaft fieberhafte Sucht Bücher durchzuarbeiten und sich zu seiner innern Beruhigung Excerpte zu machen, diese Energie und Leistungsfähigkeit zwingen uns nicht nur Bewunderung ab, sondern sie geben uns als Charakterzüge, die aus dem innersten Wesen des Menschen fließen, den Schlüssel sein Lebenswerk zu begreifen. Selten in der Geschichte der Wissenschaft sind Erfolge durch eisernen Fleiß bei materiell schwierigen Verhältnissen in dem Maße verdient worden als durch Winckelmann. Es ist schwer zu sagen, ob er sich schon damals mit bestimmenden Idealen für seine Zukunft trug. Zunächst lebte in ihm der Wunsch seine Lage zu consolidiren, ein seinen gelehrten Neigungen entsprechendes menschenwürdiges Dasein sich zu begründen. Eine Aussicht hierfür schien sich ihm zu bieten als ihm durch Vermittlung eines ehemaligen Studienfreundes das Conrectorat in Seehausen, einer kleinen altmärkischen Stadt, angeboten wurde. Am 16. April 1743 wurde er von dem Rector in das neue Amt eingewiesen, dem er nun fünf Jahre seines Lebens widmete, das ihn aber so wenig befriedigte, daß dieser fünfjährige Aufenthalt für ihn mehr als verlorene Zeit bedeutete. Bei 120 Thalern Gehalt unterrichtete er im Hebräischen, Griechischen, in Latein, Geometrie und Logik mit Gewissenhaftigkeit und Treue im Amte. Da es seinen Schülern an Exemplaren griechischer Autoren fehlte und solche nur für theures Geld zu beschaffen waren, gewann er es über sich, passende Lesestücke aus jenen in mehreren Exemplaren abzuschreiben. Er selbst schreibt später (1757): „Wenn ich zuweilen an den Schulstand zurück denke, so wundert mich, daß ich meinen Nacken unter dieser Last so lange habe beugen können". Allerhand Reibereien im Amte trugen das ihrige dazu bei seine Thätigkeit ihm zuwider zu machen. „Am 9. November 1744, nach Beendigung des Schulexamens, wurde ein zwischen dem gelehrten Conrector, der sich höheren Aufgaben gewachsen fühlt, und den Schülern, denen es an Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften fehlt, entstandener Streit von den Patronen gerichtlich ausgemacht." Hierzu kommen noch Zerwürfnisse mit dem Kircheninspector, dem Ortsgeistlichen Valentin Schnackenburg, an dessen Predigten W., dessen kirch-

liche Ueberzeugung sehr wenig zur Orthodoxie inclinirte, keinen Gefallen finden konnte. Er versüßte sich die Zeit, da er Sonntags den langweiligen Predigten zuzuhören verurtheilt war, durch Lectüre des Homer, was wenig pädagogisch war und ihm heftigen Tadel zuzog. Was ihn aber noch mehr kränken mußte, war der Zweifel an seiner kirchlichen Gesinnung und an seinem Latein, indem der Geistliche behauptete, er verstehe keinen einzigen lateinischen Dichter, habe überhaupt zum Lehramt kein Geschick. Die schlichten Worte, denen er später selbst Ausdruck leiht, belehren uns eines bessern: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ Kinder mit grindigen Köpfen das Abc lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen, und Gleichnisse aus dem Homer betete". Da er den Tag über seinem Amte leben mußte, blieb nur die Nacht für seine Privatstudien übrig; da arbeitete er, so erzählt einer seiner Studienfreunde, der Dr. Uden in Stendal (Ges. W. XI, 488), für sich bis um 12 Uhr, da er dann seine Lampe auslöschte und bis um 4 Uhr auf seinem Stuhle fest schlief; um 4 Uhr wachte er wieder auf, zündete sein Licht an und studirte für sich bis um 6 Uhr, da sein Unterricht wieder anging. Gewiß war der Wunsch die Fesseln dieser unerquicklichen Thätigkeit zu lösen sehr stark: indessen er durfte dagegen nichts Ungewisses eintauschen, da die Sorge für den alten Vater, der sich im Hospital ohne Präbende befand, ihn an seinen Erwerb band, und mehrere Aussichten, die sich zur Besserung seiner Lage zu bieten schienen, sich stets zerschlugen. Lichtblicke in diesem Dasein bildeten die Besuche, die er während der Ferien fremden Bibliotheken abstattete; alljährlich pflegte er auch nach Leipzig zur Messe zu reisen, um die dortigen Buch- und Kunstläden zu sehen und die Eindrücke auf sich wirken zu lassen, die die Messe mit sich brachte. Endlich als 1748 der Vater die Augen geschlossen hatte, verwirklichte er seinen längst gehegten Plan und gab sein Lehramt auf. Als er im Sommer des genannten Jahres in Stendal war, kam er auf der dortigen Superintendentur angeregt durch einen jungen Mann auf den Gedanken sich an den Grafen Heinrich v. Bünau in Nöthnitz bei Dresden wegen Anstellung an seiner großen, über 40 000 Bände umfassenden Privatbibliothek zu wenden. Bünau, von Haus aus für den Staatsdienst vorbereitet und mit der diplomatischen Laufbahn wohl vertraut, war der Verfasser der durch umfassendes Quellenstudium ausgezeichneten „Genauen und umständlichen teutschen Kaiser- und Reichshistorie" und anderer geschichtlicher Werke, eine vornehme Natur, tüchtig als Forscher, splendid und weitsichtig als Sammler. Von des Grafen Reichshistorie waren bis zum Jahre 1743 vier Bände erschienen; aber, so hörte W., es sollte weiter fortgesetzt werden, zu welchem Zwecke der Graf Auszüge u. s. w. anfertigen ließ. Außerdem waren auch bibliothekarische Arbeiten zu erledigen, für die W. der geeignetste Mann war. Winckelmann's Bewerbungsschreiben, französisch abgefaßt, ist vom 16. Juni 1748 datirt und noch erhalten (Ges. W. IX, 8 ff.). Der Graf entsprach dem Gesuch und noch in demselben Jahr verließ W. seinen bisherigen Wirkungskreis, um nach Nöthnitz und nach Sachsen zu übersiedeln. In dem Entlassungszeugniß, das ihm der Generalsuperintendent Nolten ausstellte, wird ihm nachgerühmt, daß er in der griechischen Litteratur mehr als gemeine Kenntnisse erlangt habe, „welche einer bessern Belohnung werth gewesen, wenn man sie in hiesigen Gegenden hätte ertheilen können".

Die Uebersiedlung nach Dresden schnitt in das Leben des in kleinen Verhältnissen aufgewachsenen und thätigen Schulmeisters, der trotz der Unnatürlichkeit seiner bisherigen Lage ideale Interessen in sich trug und an der Erfüllung seines wissenschaftlichen Berufes mit zäher Energie festhielt, als eine Thatsache ein, deren Folgen, nicht nur äußerlicher Natur, von fundamentalster Bedeutung

für sein Geschick und seine Bestimmung wurden. Es ist bekannt, wie die ganze eigenartige Constellation der damaligen Zeit auf einen Umschwung des geistigen Lebens hinwies, der für die Nation in Sachen der Ueberzeugung, der Anschauung, des Geschmacks eine völlige Umwandlung, einen Bruch mit alten Traditionen bedeutete. Eine solche Zeit mit ihrem man möchte sagen, Stil- und Glaubenswandel, da geistige Capacitäten seltener Größe entstanden und in ihren Werken eine neue Welt predigten, in der Nähe einer durch den Glanz einer königlichen Hofhaltung, durch Pracht und Luxus berühmten, durch Geschmack und raffinirtes Leben ebenso wie durch allerhand Anregungen, die es den geistigen Bedürfnissen des Menschen bot, ausgezeichneten Stadt, wie es Dresden war, verbringen zu können, war eine Gunst des Schicksals, die in Winckelmann's Leben nicht hoch genug anzuschlagen ist. Hatte auch die Bedeutung, die Dresden in der Kunstgeschichte einnimmt, ihren Höhepunkt damals bereits überschritten, so war doch in den vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre des Jahrhunderts manch künstlerisch und kunstgeschichtlich große That zu verzeichnen. Man denke daran, daß die eigentliche Glanzzeit in der Entwicklung der königlichen Gemäldegalerie unter die Regierung Kurfürst Friedrich August's II. (1733—1763) fiel: damals gelangten mit der Sistina und den übrigen Meisterwerken der Italiener die Schätze nach Dresden, die den Weltruhm der Galerie heutigen Tages noch ausmachen. Auch die italienische Künstlercolonie, die August der Starke gerufen hatte, war noch thätig: erst 1754 wurde die von Chiaveri erbaute Hofkirche vollendet.

Herder hat in der „ungekrönten Preisschrift" „Denkmal Johann Winckelmanns" betitelt, einmal die Frage aufgeworfen: Wenn ich mir über Einen Punkt in Winckelmann's Leben Aufschluß wünschte, so wärs der Zeitpunkt, da er sich der Kunst des Alterthums so entschieden widmete. Die Frage überrascht auf den ersten Blick, weil man annimmt, die Anregungen, die W. auf sein eigentliches Lebenswerk hingeführt haben, müßten von der bekannten Antikensammlung ausgegangen sein, die damals in einem Pavillon des Großen Gartens und später im Japanischen Palais untergebracht war, seit einigen Jahren aber sich im Albertinum befindet. Die Sammlung, wesentlich eine Schöpfung August's des Starken, war sicher die schönste und werthvollste diesseits der Alpen; sie setzte sich zum Theil aus Kunstdenkmälern der sog. Brandenburgischen Sammlung, zum größten Theil aus Antiken zusammen, die 1728 vom Fürsten Agostino Chigi und vom Cardinal Alessandro Albani erworben worden waren. 1736 folgten die drei bekannten herkulanischen Frauenstatuen nach, womit in der Hauptsache die Erwerbungen antiker Bildwerke im vorigen Jahrhundert abgeschlossen waren. Aber mit diesen Antiken war zu Winckelmann's Zeit wenig oder gar nichts anzufangen. „Ich kann, so schreibt er später (1763) in der ‚Abhandlung von der Empfindung des Schönen' (Ges. W. II, 406), das Vorzüglichste von Schönheit nicht angeben, weil die besten Statuen in einem Schuppen von Bretern, wie die Heringe gepacket, standen, und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren." Nur wenige der Antiken will er genauer kennen, u. a. die genannten Frauenstatuen aus Herkulaneum. So bleiben denn, suchen wir nach der Quelle der kunsthistorischen Studien, nur die Schätze der Gemäldegalerie übrig, deren fascinirende Wirkung sich bei dem nach Schönheit dürstenden Gemüth erfolgreich geltend machte. Weitere Anregungen empfing er aus dem persönlichen Verkehr mit Männern, die mit ihm gleiche oder ähnliche Interessen hatten. Zwar schreibt er im März 1752 (Ges. W. IX, 28): „Ich habe keinen Appetit Bekanntschaft mit hiesigen sogenannten Gelehrten zu machen: außer daß ich dann und wann die beiden Bibliotheken besuche. Hingegen bin ich unter die

Maler gerathen". Wörtlich darf man diese vertrauliche Aeußerung nicht verstehen, da das Gegentheil von ihr erweislich ist; sicher aber ist, daß er den Männern des praktischen Künstlerberufes ein dankbarer Schüler zu sein alle Ursache hatte. In erster Linie galt das von dem später nach Leipzig berufenen und hier als Zeichenlehrer des jungen Goethe hauptsächlich bekannt gewordenen Adam Friedrich Oeser, als Künstler ein bescheidenes Talent, der in der Geschichte lediglich von dem Rufe zehrt bedeutende Männer in die Geheimnisse der ausübenden Kunst eingeführt zu haben, ein Mann, der aber die Gabe besaß theoretisch anzuregen und durch seine Kunstanschauung und sein Lehrtalent befruchtend auf andere zu wirken. So hat ihm W., so hat ihm Goethe zu danken. W. hat ihn später (Ges. W. X, 183) streng aber unbefangen beurtheilt, wenn er ihn einen Mann nennt, der einen großen fertigen Verstand hat und so viel weiß, als man außer Italien wissen kann, dessen Leistungen als Künstler dagegen z. Th. in recht drastischen Worten kritisirt werden. Ganz anders ist aber das Verhältniß zu beurtheilen als Winckelmann's künstlerische Interessen lediglich in Dresdener Boden wurzelten. Ende 1753 nimmt er bei Oeser Zeichenstunde; er ist „sein einziger Freund und wird es bleiben"; von Oeser lernte er „sehen" und von seiner reichen Erfahrung Kunstwerke zu beurtheilen, Schönheit und Mängeln nachzuempfinden, und von der Art und Weise, wie er, wenn es meist auch nur Gemmenabdrücke waren, von der Antike abstrahirte, hat er großen Nutzen gezogen. Als W. später die Stellung beim Grafen Bünau aufgab, zog er bis zu seiner Abreise nach Italien in das Haus Oeser's und im unmittelbaren Gedankenaustausch mit ihm wurde die erste Schrift niedergeschrieben: „die Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", im Frühjahr 1755 veröffentlicht, mit drei Vignetten von Oeser's Hand geschmückt und König Friedrich August II. gewidmet. Eine Apotheose der griechischen Kunst, wie sie nicht begeisterter aber auch nicht einseitiger sich denken läßt, ein Kampf gegen den Verfall des Formen- und Schönheitssinnes, wie er sich in der damaligen, von französischen Elementen durchsetzten Kunst äußert. „Der einzige Weg für uns groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten, und was jemand vom Homer gesagt, daß derjenige ihn bewundern lernet, der ihn wohl verstehen gelernet, gilt auch von den Kunstwerken der Alten, sonderlich der Griechen." Hier wird zum ersten Male (Ges. W. I, 35) das berühmt gewordene Wort von der „edlen Einfalt und stillen Größe der griechischen Statuen" ausgesprochen; die alleinigen Träger eines guten Geschmacks seien die Griechen gewesen und wenn unsere Künstler zu den Werken der Alten, die die schönste Natur zeigten, zurückkehren und diese nachahmen würden, so würden sie schneller und leichter zu einem guten Geschmack gelangen als durch directe Nachahmung der Natur. Die Schrift erregte Aufsehen. Angeblich waren von ihr nur fünfzig Exemplare gedruckt worden und der Umstand, daß sie von Liebhabern, die sie als Druck nicht mehr erhalten konnten, abgeschrieben wurde, macht sie interessant genug. Aber damit ließ sich der Verfasser nicht genügen. An die Schrift hatten sich viele Discussionen angeknüpft, deren unerwiesene Stellen und z. Th. wunderliche Ansichten zum Widerspruch reizten. Natürlich fehlte es auch nicht an Beifall. W. griff da, was das Interesse an dem Werkchen nur noch steigern mußte, zu dem Mittel in eigener Person aber anonym eine Antikritik zu verfassen, die als „Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke" im folgenden Jahre (1756) erschien, wozu er nun wieder als „Beantwortung des Sendschreibens" und der „Erinnerungen eines Ungenannten" eine „Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung u. s. w." niederschrieb und kurz vor seiner Abreise nach dem Süden veröffentlichte.

Der Kreis von Männern, in deren Gesellschaft W. in Dresden und in Sachsen manchen Vortheil für seine Studien zog, war aber keineswegs auf Oeser beschränkt. Aus dem Künstlerkreise standen Christian Wilhelm Ernst Dietrich, das bekannte Universaltalent, das die Manieren aller verstorbenen Maler wieder hervorzauberte und Alles malte, was die Auftraggeber haben wollten, ihm nahe, sowie eine Reihe von Kunstfreunden, deren Namen einen guten Klang in der zeitgenössischen Litteratur besitzen. Das waren Christian Ludwig v. Hagedorn, der Bruder des Dichters, der gelehrte Verfasser der „Betrachtungen über die Malerei“, Generaldirector der beiden sächsischen Kunstakademien, ein Mann von feinem Urtheil, bekannt und geschätzt als Kenner und Sammler von Gemälden; Christian Gottlob Heyne, der Alterthumsforscher und spätere Göttinger Universitätsprofessor, seit 1753 ähnlich wie W. mit bibliothekarischen Arbeiten aber an der Bibliothek des Ministers Grafen von Brühl beschäftigt; Philipp Daniel Lippert, der seine Laufbahn als Glaserlehrling begonnen, dann Maler in der Meißner Porzellanfabrik und schließlich Aufseher der Antiken bei der Akademie der Künste geworden war, in der Wissenschaft bekannt durch seine „Daktyliothek“, zu der Johann Friedrich Christ in Leipzig den lateinisch geschriebenen Katalog verfaßte. Besonders interessant wäre es zu erfahren, ob W. mit dem letzteren in Verbindung stand. Wir sahen, daß er öfters nach Leipzig kam und Christ, der an der Universität die ordentliche Professur der Poesie bekleidete, als Philolog wie Kunstgelehrter gleich hochgeschätzt, der sogar die Archäologie zum Gegenstand akademischer Vorlesungen machte, insofern er specielle Collegien über alte Kunst las, war ganz der Mann, mit dem sich W. durch Interessengemeinschaft verbunden fühlen mußte. Wir erfahren indessen nicht, ob beide sich persönlich nahe getreten sind; hinsichtlich ihrer Anschauung und ihrer Ziele waren sie es umsomehr. „Das Antike, es bestehe in Schriften oder in anderen Werken der Kunst und der Gelehrsamkeit hat nach dem Geständniß der Kenner, an Gründlichkeit, einleuchtender Schönheit für den andern einen merklichen Vorzug“, so schrieb Christ und in seinen Vorlesungen begegnen wir einer ganz vernünftigen Classificirung der Alterthumswissenschaft. Sein Schüler war einst Lessing gewesen.

Um W. in seinen weitern Lebensschicksalen begleiten zu können und um den Hauptschritt, die Katastrophe seines Lebens, zu verstehen und zu würdigen, bedarf es wieder der Rückkehr in die Bünau'sche Bibliothek und zu der Thätigkeit, die sein Leben dort ausfüllte und ihm mehr als sechs Jahre geistig und körperlich in Anspruch nahm. Im Dienste seines Herrn hat er für dessen Geschichtswerk, von dem erst vier Bände erschienen waren, Excerpte gemacht, Urkunden und Chroniken abgeschrieben als Vorarbeiten für die weiteren Bände, die indessen nicht erschienen sind, sodaß Winckelmann's Arbeit vergebliche Mühe war. Dann war er aber auch bibliothekarisch thätig und arbeitete an einem großen Katalog der Bibliothek über die Litteratur der deutschen und italienischen Geschichte und des öffentlichen Rechts. In der Zeit, die er für sich erübrigen konnte, ging er mit übermenschlichem Fleiße seinen Neigungen nach. Die Alten blieben natürlich seine Freunde: Nachts kehrte er bei „Sophokles und seinen Gesellen“ ein, er tractirte griechische Codices und in den Jahren 1753 und 1754 las er den Homer drei Mal durch „mit all' der Applikation, die ein so göttliches Werk erfordert“. Seine Hauptthätigkeit war indessen doch nur Handlangerarbeit und wenn er sich auch anfangs damit befreunden konnte, so konnte sie ihm auf die Dauer der Zeit selbstverständlich keine Befriedigung gewähren. Sein rastloser Geist wäre zur Indolenz verurtheilt worden, hätte er nicht eine Veränderung der Lage herbeigesehnt. Hierzu kam noch die Sorge für die Gesundheit. „Meiner Gesundheit ist nicht anders zu helfen, so klagt er im Juli 1754, als

durch eine Veränderung. Mein Brod kann ich, wenn der Graf sterben sollte, auf keine anständige Art verdienen, da ich keine einzige fremde Sprache reden kann, einen Schuldienst mag ich nicht, zur Universität tauge ich nicht, mein Griechisch gilt auch nirgends" (Ges. W. IX, 78). Seine Krankheit scheint nicht unbedenklich gewesen zu sein; er klagt über ungewöhnliche Nachtschweiße, Schwäche des Magens, er genießt in der Woche nur ein Mal Fleisch, des Mittags vielmals nur eine Wassersuppe und trinkt Molken. „Aber alle diese angewandte Sorgfalt will gegen das Uebel nicht helfen." Wir müssen das Alles in Rücksicht ziehen, wenn wir seine Gemüthsstimmung beurtheilen und verstehen wollen, warum er in die Hand einschlug, die ihm das Schicksal darbot. Es ist bekannt, daß W. zur katholischen Kirche übertrat. Jahrelang ist der Confessionswechsel vorbereitet worden; über Gründe und die Aussichten, die er daran knüpft, spricht er sich in den Briefen aus der Dresdner Zeit offenmüthig aus.

Zu den Besuchern der Bünau'schen Bibliothek gehörte auch der damalige Nuntius am sächsischen Hofe, der Cardinal Graf Alberigo von Archinto, ein feingebildeter und gelehrter Herr, Aristokrat und gewiegter Diplomat, dem man nichts geringeres nachsagte, als daß er nach der dreifachen Krone strebe. Er bewundert Winckelmann's Gelehrsamkeit, räth ihm, betroffen von seinem kränklichen Aussehen, zu einer Reise nach Italien, er verspricht ihn dorthin zu führen, wo er auch seine Kenntnisse der schönen Bildwerke des Alterthums durch das Anschauen aufklären und erweitern könne. W., ohne Erfahrungskunst des lebendigen Menschen, ahnte nichts, sah nichts, als das redliche Bemühen, ihm zu helfen. Der Cardinal ward immer herablassender, er und W. werden Freunde. Schließlich kommt er mit der Bedingung: Uebertritt zur römischen Kirche, was W. als eine im Grunde genommen gleichgültige Sache dargestellt wurde, was aber Bedingung eines sorgenfreien Aufenthaltes in Rom sei. (So nach alten Aufzeichnungen bei Justi I, 309.) Der Cardinal, ein feiner Menschenkenner, wie er in seiner Mission am Platze war, hatte W. durchschaut. Aber nicht nur das. Mit der Thatsache einen Gelehrten, von dessen Arbeit manches zu erwarten war, zum Convertiten gemacht zu haben, sich bei seiner Rückkehr nach Rom brüsten und diesen selbst als das Product seiner Ueberzeugungskunst präsentiren zu können, war eine gar verlockende Aussicht, die im Cardinalscollegium sicher Anerkennung versprach. Wir übergehen hier weiterhin die Einzelheiten der jesuitischen Propaganda; ihre Anfänge datiren in das Jahr 1751 zurück und mehrere Jahre lang hat W. den Verlockungen und Verheißungen widerstanden, ja sein Vorhaben definitiv aufgeben wollen. Die Verheißungen erwiesen sich stärker als er: am 11. Juli 1754 erfolgte der förmliche Uebertritt durch den Profeß in der Capelle der päpstlichen Nuntiatur in Dresden, unter Beisein des Beichtvaters, des Jesuitenpaters Rauch, der zugleich Beichtvater des Königs war. Dem Biographen wird es nicht leicht den Maßstab zur Beurtheilung dieses Glaubenswechsels zu finden. Auf Convertiten, wenigstens auf solchen aus bürgerlichem Kreise, pflegt ein Makel zu haften, der das Ansehen und die Würde der Persönlichkeit in der Regel stark herabstimmt. Und das ist umso mehr der Fall, wenn der Confessionswechsel nicht der eigenen inneren Ueberzeugung entspringt, sondern durch Utilitätsprincipien wie bei W. bestimmt wird. Wollen wir die Ueberzeugungstreue in kirchlich-religiösen Dingen und die Stimme des Gewissens zum Maßstab für diese Beurtheilung heranziehen, so wird man vor diesem Richterstuhl über W. als Menschen, der einen sittlichen Fonds in sich fühlen soll, das Schuldig um so eher sprechen müssen, als seine Aeußerungen über das, was dem katholischen Christen heilig ist, mehr als Blasphemie waren. Wir werden indessen doch geneigt sein den Hergang in einem milderen Lichte anzusehen und

weniger Kritik der Charaktereigenschaften als menschliches Fühlen dem Endurtheil zu Grunde legen, wenn wir nochmals die Lage überblicken, die zu der Conversion führte. Das Werk des Genius söhnt uns alsdann mit seiner irdischen Schwäche aus. Die Apologie allerdings, die Goethe in seiner Charakteristik Winckelmann's aus allgemeinen Gründen versucht hat, ist in diesem Umfange nicht zu rechtfertigen, wenn er schreibt: „Der Dresdner Hof bekannte sich zur römischen Kirche und kaum war ein anderer Weg zu Gunst und zu Gnade zu gelangen als durch Beichtväter und andere geistliche Personen. Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die im Kreise des Privatmannes irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen". Eigentlich kirchliche Gesinnung besaß W. überhaupt nicht, im Grunde genommen hatte er also bei der Conversion nichts einzutauschen. Im bittern Kampf um die Existenz, vom Schicksal herumgeschlagen, voller Wünsche, Sehnsucht und Hoffnung und bei allem Ringen und Streben mit siebenunddreißig Jahren im Amte eines etwas bessern Schreibers — unter solchen Verhältnissen ist Indifferentismus in Fragen der kirchlichen Erlangung des Seelenheils keine vereinzelte Erscheinung. Seine Ueberzeugung war rationalistischer Natur: „Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinct: demselben mußt du und ich, aller Widersetzlichkeit ohngeachtet, folgen. Dieses ist die offene Bahn vor uns. Auf derselben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin gegeben" (Ges. W. IX, 43). Dann bekennt er auch freimüthig, daß er an Pflichten, die weiter als die Vernunft gehen, sich nicht gebunden halte (das. S. 42). Als Grundmotiv seiner Handlungsweise gibt er aber selbst an (Ges. W. IX, 40): „Die Liebe zu Wissenschaften ist es, und die allein, welche mich bewegen können, dem mir gethanen Anschlag Gehör zu geben. Es ist mein Unglück, daß ich nicht an einem großen Ort geboren bin, wo ich Erziehung und Gelegenheit haben konnte, meiner Neigung zu folgen, und mich zu formiren". Schließlich drängte ja die Sorge um die Gesundheit — die Andeutungen, die er über sein ungünstiges Befinden in seinen Briefen macht, legen die Annahme nahe, daß er schwindsüchtig geworden war —, nicht nur auf ein Fortkommen aus der bisherigen Stellung gebieterisch hin, sondern sie wies direct nach dem Süden, wo also, Alles in Allem genommen, für ihn zu finden war, was er als Gelehrter und als Mensch suchte.

Die Aussicht nach Rom, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, beherrschte nach dem Uebertritt zur katholischen Kirche naturgemäß Winckelmann's ganzes Leben. Die Aufgabe seiner Stellung an der Bünau'schen Bibliothek war der nothwendigste Schritt, um ganz sich den Vorbereitungen für die Reise widmen zu können. Am 17. September 1754 theilt er dem Grafen Bünau den Confessionswechsel mit; wenige Tage darauf verläßt er Nöthnitz, zunächst um nach Dresden zu übersiedeln; im December desselben Jahres zieht er zu seinem Freunde Oeser „in der Frauen Gasse in Ritschels Hause". Einer Regelung bedurfte nun nur noch die materielle Seite, durch die der Aufenthalt in Italien und die Möglichkeit dort ganz wissenschaftlichen Arbeiten leben zu können, gewährleistet werden sollten. Der Cardinal Archinto hatte ihm versprochen ihn bei dem Kurprinzen Friedrich Christian vorzustellen, der ein Freund der griechischen Litteratur war. In dessen Auftrage sprach der Leibarzt Lodovico Bianconi bei ihm vor, um sich zu erkundigen, womit man ihm dienen könne. Bianconi war ein gebildeter Mann und hatte allerhand gelehrte und auch künstlerische Interessen; er war später u. a. als Agent bei antiken Ankäufen für den sächsischen und preußischen Hof thätig, wollte sich auch litterarisch hervorthun und medicinische Schriftsteller des Alterthums herausgeben; auch sonst

huldigte er antiquarischen Studien und wir finden es bei ihm erklärlich, wenn er sich für seine Zwecke des gelehrten Proselyten zu versichern suchte. Neben diesen in der Hofluft athmenden einflußreichen Elementen war aber die wohlwollende Gesinnung des Königs in erster Linie nöthig. Wir sahen oben, daß W. seine Erstlingsschrift ihm widmete. Der König nahm sie sehr gnädig auf und soll die bekannten Worte geäußert haben: „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen". Der praktische Nutzen, der hieraus entsprang, war der, daß ihm eine Pension von zweihundert Thalern durch den Pater Rauch, zunächst auf zwei Jahre ausgezahlt wurde; doch mußte er versprechen, nach seiner Rückkunft in Dresden „sich gebrauchen zu lassen". Am 24. September 1755 reiste er ab; der Weg ging über Eger, Regensburg, Augsburg, dann durch Tirol. Hier in Oberbaiern geht sein Herz auf vor Freude an der Natur. „Ich bin freudiger gewesen in einem Dorfe, mitten in einem Kessel von Gebirgen mit Schnee bedeckt, als selbst in Italien" (Ges. W. IX, 127). Dann kommt er nach Venedig, wo seine Bewunderung an den Schönheiten der Stadt merkwürdigerweise schon nach wenigen Tagen erlischt. Weiter führt der Weg, auf dem den Bibliotheken eifrigst Besuche abgestattet wurden, über Bologna, Ancona, Loreto quer durch das Land hindurch nach der ewigen Stadt. Nach einer Reise von acht Wochen traf er hier am 18. November wohlbehalten ein. Der Fisch war jetzt im rechten Wasser.

„In Rom ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft worden", so schreibt W., indem er den Empfindungen Ausdruck gibt, die ihn in der ewigen Stadt und im Hinblick auf die Eindrücke, beherrschen, die jedes empfindsame Gemüth auf Schritt und Tritt und von Tag zu Tag in mächtiger Fülle erhält. Wie mußte aber besonders der Alterthumsfreund, der hier die Welt greifbarer Ideale vor sich hatte, in Begeisterung gerathen, wenn er sah, wie der todte Buchstabe seiner Autoren angesichts der gewaltigen Ueberreste einer großen Culturwelt sich hier in Leben verwandeln ließ und mit einem Mal als eine Offenbarung erschien, was das Auge des nordischen Forschers nur als nebelhaftes Bild gesehen hatte. Und Rom und Italien hatten im 18. Jahrhundert und bis weit in das unsrige hinein für den Alterthumsforscher eine weit größere Bedeutung als heutigen Tages. Durch die erfolgreichen Funde und Ausgrabungen, die besonders in den letzten fünfundzwanzig Jahren auf griechischem und kleinasiatischem Boden gemacht worden sind, ist der größere Theil des Schwerpunktes archäologischer Studien nach Osten verlegt worden, eine Thatsache, die u. a. durch Gründung eines archäologischen (deutschen Zweiginstituts in Athen und archäologischer Schulen anderer Nationen Ausdruck gefunden hat. Aber auch diesseits der Alpen ist für den, der tiefer in das Studium des Alterthums und in seine Monumentalwelt eindringen will, hinreichend für Anregung und Studienmaterial gesorgt worden. In allen europäischen Haupt- und manchen Universitätsstädten, in Berlin, München, Dresden, Wien, um nur die deutschen zu nennen, sind kostbare Sammlungen antiker Originale der Plastik und der Kleinkunst zusammengebracht und in Gypsmuseen Gelegenheit geschaffen worden, antike Kunst und antikes Leben aus lebendigen Quellen zu erfassen, wozu noch die großen Errungenschaften des modernen Geistes auf dem Gebiet der graphischen Künste kommen. Zu Winckelmann's Zeit existirten vereinzelte Anfänge von Antikensammlungen, wie z. B. in Dresden, wo aber so gut wie nichts zu sehen war: die Metropole aber für das ganze antike Leben war Rom, dann Neapel, von wo aus der Name Pompeji die gebildete Welt in Aufregung setzte, und neben vielen kleineren Städten Italiens besonders auch Florenz. In den „Anmerkungen über die Alterthümer in Rom", für einen Freund 1761 niedergeschrieben (Ges. W. XI, 424), zählt W. die sehenswerthesten damaligen Antikensammlungen in Rom auf, an deren Bestand

in der Folgezeit manches verändert worden ist. Es sind die Sammlungen auf dem Capitol und im Belvedere des Vatikans, in den Villen Borghese, Medici, Ludovisi, Farnese, Albani u. A., Stätten, aus denen der größere Theil von Winckelmann's kunstgeschichtlichen Werken herausgeboren ist. Manche Schätze dieser Galerien, wie z. B. theilweise der Villen Albani und Borghese kamen unter Napoleon I. nach Paris, andere, wie z. B. die aus medicäischem Besitze, darunter die Niobiden wurden später nach Florenz gebracht. Bis zur Wende des Jahrhunderts waren sie alle in Rom vereint. Zu diesen Zeugnissen aus dem Alterthum kamen nun noch die baulichen Ueberreste in der Stadt und in der Campagna und für ein empfängliches, nach Schönheit dürstendes Gemüth, wie es W. besaß, der unübersehbare Reichthum von Gemälden moderner Meister, die in Galerien und Palästen vereinigt oder an die Wand gemalt waren. In seinen Bibliotheken, für die, wie sich Justi (II, 94) ausdrückt, die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das goldene Zeitalter war, besaß aber Rom noch einen besonderen Schatz. W., der sich mit Gewalt zu ihnen hingezogen fühlte, arbeitete besonders gern in der Corsinischen an der Lungara, doch genoß er in der Benutzung nicht die Freiheit, die er in Nöthnitz besessen; diese fand er erst in der reichhaltigen Bibliothek des Cardinals Passionei.

Auf der Höhe des Monte Pincio, oberhalb der spanischen Treppe bei Trinità de' Monti, wo er „ganz Rom bis an das Meer übersehen kann“, bezog W. seine erste Wohnung. Bevor wir uns über den Gang seiner Studien und über seine Werke unterrichten, bedarf es zunächst einer Umschau im Kreise der Künstler und Gelehrten und vornehmen Herren, die mit scharfem Blicke sein tiefes Wissen erkennend, durch freundschaftlichen Verkehr mit ihm seine Studien in umfassendster Weise fördern halfen. Von größtem Einfluß für ihn wurde die Freundschaft, die er mit dem jugendlichen sächsischen Hofmaler, dem bekannten Anton Raphael Mengs schloß. In beiden Männern lebte ein geistesverwandter Zug. Mengs war damals bereits eine anerkannte Größe, und die Vornamen, die er von Raffael und Correggio erhalten, waren ihm in der Beurtheilung seiner Zeitgenossen nicht ungünstig. W. selbst nennt ihn (Ges. W. IV, 229) den größten Künstler seiner und vielleicht auch der folgenden Zeit, in dessen unsterblichen Werken sich der Inbegriff aller Schönheiten in den Figuren der Alten finde. W. hat Mengs' Freundschaft und den Kunstgesprächen mit ihm viel zu verdanken, und andererseits hat Mengs bei seiner Begeisterung für classische Ideale aus dem Verkehr mit dem gelehrten Forscher viel Nutzen gezogen. Es ist nicht wunderbar, daß auch Winckelmann's Studien und Arbeiten bald unter dem Banne dieses anregenden Verkehrs standen. Von Haus aus waren allerdings Pläne für Bücher kunstwissenschaftlichen Inhalts nicht in Aussicht genommen; er war mit dem Wunsche zu sehen und zu lernen gekommen, allenfalls auch sich mit griechischen Codices zu befassen und die Bibliotheken zu durchsuchen. Aber in dieser Umgebung, in dieser Welt von Kunstwerken, von Künstlern berathen und von ihren Theorien inspirirt — mußten da nicht Gedanken zu Plänen reifen, und diese sich in litterarischer Form krystallisiren, auch wenn er sich anfänglich gegen seinen Willen dazu entschließt? Schon im Frühjahr des Jahres 1756 erfahren wir aus Briefen (Ges. W. IX, 150 und 164), daß er sich mit dem Gedanken zu verschiedenen Schriften trägt, „sonderlich zu einem großen Werke von dem Geschmack der griechischen Künstler“. Da aber die Arbeit einige Jahre erfordere, weil er zu diesem Zwecke die alten Autoren wieder durchlesen müsse, so werde er zunächst erst auf einen Theil bedacht sein. Im Belvedere des Vaticans, wo „die Wunder des griechischen Meisels“ stehen, fand er den Stoff zu seiner Betrachtung: er will die dort befindlichen Statuen beschreiben, den Apollo, den Laokoon, den Torso, den sog. Antinous u. A.

Bei der Beurtheilung dieser Kunstwerke soll ihm Mengs behilflich sein. Im November desselben Jahres 1756 trägt er aber dem Buchhändler Walther in Dresden den Verlag eines Werkchens an, das sich mit der „Ergänzung der Statuen und anderer Werke des Alterthums" beschäftigen soll; aber auch über vier antike Tempel will er schreiben, desgleichen eine Inventarisation der Antiken in den Gärten und Galerien Roms bearbeiten und schließlich denkt er — bereits ein Jahr, nachdem er hier angekommen — an „ein sehr weitläufiges Werk", an eine Geschichte der Kunst, die er bereits angefangen hat. (Ges. W. IX, 184.) Indessen ist das erste Manuscript, das W. angesichts der genannten Meisterwerke des Belvedere verfaßt hat, nicht der Oeffentlichkeit übergeben worden. Von Justi wurde es (vgl. II, 38) in einer Bibliothek in Florenz entdeckt und in seinem Gehalte sorgfältig analysirt. Jenes Werk „von dem Geschmacke der griechischen Künstler" ist nicht zur Ausführung gekommen; von der Beschreibung der Statuen des Belvedere erschien die „Beschreibung des Torso" zuerst im ersten Stück des fünften Bandes der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" 1759 (später wieder abgedruckt am Schlusse des „Versuches einer Allegorie, besonders für die Kunst", Dresden 1766; vgl. Ges. W. I, 267 ff.), während die Beschreibung des Apoll später dem vierten Abschnitt der Kunstgeschichte einverleibt wurde. Die beiden Abhandlungen, auch in ihrer edlen Form mustergültige Erzeugnisse der deutschen Sprache, werden, so riesengroße Fortschritte die Alterthumswissenschaft auch gemacht haben mag, immer als ein bleibender Gewinn, als das Schönste mit angesehen werden, was je über Antiken geschrieben worden ist. Die ästhetische Werthschätzung eines Kunstwerkes in der einfachen, jedermann verständlichen Form, das intime, beinahe visionäre Eindringen in künstlerische Gedanken und deren poesievolles Erfassen sind selten in so abgeklärter Weise dargestellt worden.

Rom und Winckelmann — die beiden Namen, die in so inniger Beziehung stehen, sind selbst heutigen Tages, wo das Gepräge der ewigen Stadt viel von seinem Glanze verloren hat und der Zauber des Althergebrachten unter dem nivellirenden Einfluß der Neuzeit immer mehr zu verschwinden droht, nicht denkbar ohne, man möchte sagen, das bindende Glied, das sich in dem Namen des Cardinals Alessandro Albani verkörpert. Der berühmte Kirchenfürst (geb. 1692 zu Urbino) hat sich durch seine Sammelleidenschaft, die reichen Kenntnisse, die er sich auf dem Gebiete der Antike und ihres Handels, wegen deren er als der erfahrenste Sammler seiner Zeit galt, erworben hatte, nicht minder durch seinen Geschmack, wie endlich durch den herrlichen, seinen Kunstschätzen gewidmeten Bau vor der Porta Salaria in Rom für alle Zeiten ein unvergängliches Andenken gesichert. Die Villa Albani, ein ganzer Complex mit Garten, Casino und anderen Gebäuden, jetzt im Besitze der Familie Torlonia und durch die modernen Bauten ihrer unvergleichlich schönen Lage beraubt, ist mit ihrem kostbaren Inhalt (eine früher zusammengebrachte Antikensammlung des Cardinals, ging in den Besitz des capitolinischen Museums über) die eigenste Schöpfung des Cardinals. In ihrer künstlerischen Anlage, dem wunderbaren Arrangement und dem Zauber, den früher die Natur über diese Schöpfung breitete, verkörperte sie eine der schönsten und vornehmsten Sammlungen, die man in Italien fand. Von den Antiken, die sie ehemals barg, ist mancherlei Werthvolles, was nach dem Napoleonischen Kunstraub wegen der Höhe der Transportkosten nicht zurückgegeben wurde, in andern Besitz gelangt, aber auch in dem, was sie heutigen Tages noch birgt, ist sie ein herrliches Denkmal verständnißvoller Kunstpflege und noblen Sinnes. Der Cardinal Albani war kein Mann, der sich durch gründliche Buchgelehrsamkeit und durch antiquarisches Wissen auszeichnete; aber umso mehr erfüllte ihn das Bedürfniß, sich an eine Autorität anzulehnen, deren Kenntnisse ihm Nutzen bringen

konnten. Und diesen Mann fand er in W. Dieser wieder konnte es als die glücklichste Fügung seines Lebens betrachten, einen so großmüthig denkenden Freund auf römischem Boden gefunden zu haben. Aus freien Stücken bot ihm der Cardinal neben einem kleinen Gehalt von zehn Thalern monatlich an, in seinen Palast zu ziehen. Hier fesselte ihn die kostbare, von Papst Clemens XI. angelegte Bibliothek. „Diese genieße ich, ohne zu arbeiten: denn der Cardinal will nur den Vorzug haben, einen auswärtigen Gelehrten zur Gesellschaft zu haben". (Ges. W. X, 17.) „Aber, was mir weit mehr werth ist, als ein großer Haufe von Büchern, ist das Cabinet von Handzeichnungen und Kupferstichen, worunter unter andern ein großer Band von Zeichnungen des berühmten Poussin sich befindet, und zwölf Bände von dem Domenichino." (Ges. W. IX, 360.) W. selbst ist Zeuge von der Entstehung der Villa gewesen; er sah den Grundstein zum Casino legen und unter seinen Augen „wuchs sie täglich an Schönheit". Der Bau und die Vollendung der ganzen Anlage muß sich ziemlich in die Länge gezogen haben, denn obwohl W. schon im Februar 1758 schreibt, daß der Cardinal die Villa benutzt habe, kann er doch erst im October 1762 melden, daß die Einweihung bevorstehe und „im künftigen Carnevale werden wir daselbst zusammenleben". Ueber den Reichthum der damals in dem Casino und in den übrigen Bauten ebenso wie in dem Garten aufgespeicherten Antiken, über den künstlerischen Werth und ihre Provenienz, können an dieser Stelle nicht einmal Andeutungen gegeben werden. Es mag der Hinweis genügen, daß W., so eng er mit dem Cardinal befreundet war, ebenso eng mit seinen Kunstschätzen sich verwachsen fühlte. Denn für seinen Gönner war er nicht nur die wissenschaftliche Autorität, die kunstgeschichtliche Fragen zu lösen berufen war. Auch praktisch war er thätig, indem er die Bauten beaufsichtigte, Ankäufe von Kunstwerken machte und Ausgrabungen veranstaltete, deren Ertrag der Sammlung zu Gute kommen sollte. W. hätte sich keine schönere, keine vornehmere Stellung wünschen können. Er durfte sich eines Daseins erfreuen, auf dem keinerlei Druck lastete, in dem er materiell über alle Sorgen erhaben war und der anregende Verkehr, in dessen Mittelpunkt die vornehme Persönlichkeit des Cardinals stand, ließ ihn besonders nachdrücklich die Veränderung seiner Lage empfinden. Die Villa Albani ist für ihn der Mittelpunkt von Schönheiten der alten und der neuen Kunst, welch' letztere namentlich durch Mengs' bekanntes Deckenbild des Parnaß seiner Meinung nach auf das glänzendste vertreten war. Er genießt „eine stolze Ruhe" und lebt, „wie er es sich ehemals nicht in Träumen wünschen konnte". Deshalb regt sich auch bei ihm immer mehr das Gefühl der Dankbarkeit. Er wollte sie bezeugen durch Abfassung eines Verzeichnisses, an das er schon im J. 1761 denkt; es sollte eine Beschreibung der Gebäude, des Gartens und des künstlerischen Arrangements umfassen, dann an die Kunstdenkmäler anknüpfend, Anmerkungen über die Kunst bei den alten Völkern enthalten und endlich von den durch Schönheit, Arbeit und Gegenstand merkwürdigen Werken reden. Obwol der Cardinal später selbst die Abfassung einer derartigen Denkschrift wünschte, und obwol Zeichnungen zu den Bildern dazu schon fertig waren, kam sie doch nicht zu Stande. Die umfangreiche Ausbeute, die W. die Villa lieferte, ist in die einzelnen Abschnitte der Kunstgeschichte und dann in die Monumenti Inediti verarbeitet worden. Hier begegnet der Leser auf Schritt und Tritt Hinweisen und Ausführungen, die ihn vor die Originale in die Villa des kunstsinnigen Cardinals führen.

Eine im Vergleich zu dem modernen Princip ihrer kunstgeschichtlichen und exegetischen Werthschätzung größere Rolle spielen zu Winckelmann's Zeit die geschnittenen Steine. Ihr Studium und ihre Kenntniß war damals bei weitem mehr verbreitet als heutigen Tages. W. bot sich eine besondere Gelegenheit sich in dieses Studium zu vertiefen. Der im J. 1757 in Florenz verstorbene Baron Philipp

v. Stosch, damals ein bekannter Kunstkenner und Sammler, hatte neben andern Schätzen auch eine stattliche Sammlung antiker geschnittener Steine hinterlassen, die in ihrer Art so bedeutend war, daß sie im J. 1765 von Friedrich d. Gr. für Berlin erworben wurde. Von den Erben des verstorbenen Besitzers erhielt W. den Auftrag zu der Sammlung ein erklärendes Verzeichniß zu schreiben, eine wegen der verschiedensten Probleme, die namentlich hinsichtlich der Echtheit an die Kritik gestellt werden, schwierige, wie auf geschichtlichem und kunstmytho-logischem Gebiete wichtige Aufgabe, wozu er sich im August 1758 auch entschließt und zum Zweck der Katalogisirungsarbeit längere Zeit in Florenz zubringt. Zwei Jahre später erschien in Florenz das Verzeichniß unter dem Titel: „Description des pierres gravées du feu baron de Stosch dediée à son Eminence Monseigneur le cardinal Alexandre Albani“ (in 4° und 596 Seiten). Eine in Briefform gehaltene kurze Anzeige „Nachrichten von dem berühmten Stoschischen Museo in Florenz an den Herrn Legationsrath von Hagedorn“ (Florenz, Januar 1759) erschien zuerst in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“ V. Stück (Ges. W. I, 277 ff.).

Der ergiebige Boden Italiens, der in allen Gegenden durch Trümmerstätten und Funde die Erinnerung an eine untergegangene große Culturwelt erweckt, gab auch W. Veranlassung sich anderweit im Lande umzusehen. Damals richteten sich die Blicke der Gebildeten zumeist nach dem Süden, nach Neapel und den vom Vesuv verschütteten campanischen Landstädten, wo in der Tiefe des Bodens ungeahnte Schätze gefunden worden waren, ohne daß man eine sichere Kunde über Einzelheiten erhalten hätte oder jene Schätze wissenschaftlich ausgebeutet worden wären. W. erkannte bald, daß in den hier, in Pompeji und Herculaneum, wo griechische Cultur noch zu Hause gewesen war, gemachten Funden eine der wichtigsten Quellen für die Kenntniß des antiken Lebens und der antiken Kunst gegeben war, die vor den in römischen Museen vereinigten Kunstwerken den großen Vorzug besaß, daß die ganze antike Umgebung als der unmittelbarste Hintergrund durch die Ausgrabungen aus dem Boden hervorgezaubert wurde. War W. doch auch schon von Dresden aus auf eine Reise nach Neapel zu dem Zwecke aufgefordert worden dem Kurprinzen Friedrich Christian durch Bianconi Bericht über den Stand der Ausgrabungen einzusenden. Die Reise, die später wiederholt wurde, kam im Frühjahr 1758 zu Stande. Ein Aufenthalt von zwei und einem halben Monat, während dessen auch Pästum besucht wurde, gab ihm, trotzdem die neapolitanischen Gelehrten ihre Schätze, deren Ausbeutung sie als ihr Privileg betrachteten, eifersüchtig zu hüten suchten, die Gelegenheit einen Ueberblick über das Gewonnene zu erhalten, genau zu beobachten und wissenschaftliche Schlüsse zu machen. Dieselben sind theilweise niedergelegt in den in den Jahren 1758—1763 an den Hofrath Bianconi zur Mittheilung an den Kurprinzen gerichteten Briefen, die, in italienischer Sprache abgefaßt, im J. 1779 in der Antologia Romana zuerst abgedruckt wurden; sie wurden dann von Daßdorf ins Deutsche und Französische übersetzt, später von Fea berichtigt und darnach von Fernow von neuem ins Deutsche übertragen (abgedruckt Ges. W. II, 227 ff., vgl. S. 330). Eine zweite Reise machte W. im J. 1762 in Gesellschaft des Grafen Heinrich v. Brühl; die Ergebnisse derselben faßte er zusammen in dem „Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen an den Hochgebornen Herrn Heinrich Reichsgrafen von Brühl“ (Dresden, bei G. C. Walther 1762, Ges. W. II, 3 ff.), eine fern von städtischem Treiben, in der behaglichen Stille des Landsitzes des Cardinals Albani, auf Castel Gandolfo, niedergeschriebene summarische, aber vortrefflich erläuternde Uebersicht über die Resultate der Ausgrabungen, die sich des größten Beifalls erfreute. Die hier ausgesprochene Absicht, mit der Zeit eine ausführliche Abhand-

lung zu schreiben, da er suchen werde, diese Schätze von Zeit zu Zeit wiederum zu sehen, ging bereits zwei Jahre später, 1764, in Erfüllung, wo W. in Gesellschaft von Heinrich Füeßli aus Zürich und dem jungen Volkmann aus Hamburg abermals nach Neapel und Umgebung ging. In demselben Jahre noch erschienen die „Nachrichten von den neuesten Herculanischen Entdeckungen an Herrn Heinrich Füeßli in Zürich“ (im 1. Stück des 9. Bandes d. Bibl. d. sch. W. u. fr. K., Ges. W. II, 149 ff.), in denen auch Pompeji in das Bereich der Darstellung gezogen wird. Die letzte Reise endlich nach dem Süden erfolgte im J. 1767. Damals lernte er in Neapel den Baron d'Hancarville kennen, der ihm für seine Untersuchungen werthvoll wurde, sowie den englischen Gesandten Hamilton, den Besitzer einer der schönsten Sammlungen antiker Thongefäße, von denen er eine Reihe publiciren wollte. Auch mit dem Plane trug er sich, über die herculanisch-pompejanischen Ausgrabungen ein zusammenfassendes Werk und zwar in französischer Sprache zu schreiben, das aber nicht zur Ausführung gekommen ist.

Die größeren wissenschaftlichen Abstecher, die W. von Rom aus nach Florenz und Neapel machte, sind die einzigen Reisen gewesen, die ihn in Italien über das Weichbild der ewigen Stadt hinausgeführt haben. Nachdem sein Leben durch den Aufenthalt im classischen Süden in die glücklichsten Bahnen gelenkt worden war, mag man es als eine Ungunst des Schicksals ansehen, daß ihm nicht das gewährt wurde, was seinem Lebenswerk die eigentliche Krone hätte aufsetzen können. Es hat zwar von seiner Seite nicht an Versuchen gefehlt, den Gesichtskreis durch Erweiterung der Monumentenkenntniß zu vergrößern und voll Sehnsucht ist der Blick nach dem griechischen Osten gelenkt gewesen. Im J. 1767 will er Sicilien besuchen, um die Vasensammlungen in Catania, Taormina und Syrakus und die Ruinen von Girgenti kennen zu lernen, aber die Reise ward verhindert durch die Nachricht Kaiser Josef II. wolle Rom besuchen. Sein größter Herzenswunsch war aber nach Griechenland selbst zu kommen, um da, wo die Quellen der antiken Kunst in ihrer größten Höhe in lauterster Schönheit klar zu Tage liegen, aus der Fülle schöpfen, am Borne selbst genießen zu können. Die Worte, die am deutlichsten das oft geäußerte Verlangen wiederspiegeln, hat er am Schlusse des 3. Capitels des 8. Buches seiner Kunstgeschichte folgendermaßen ausgesprochen (Ges. W. V, 281): „Ich kann nicht umhin, mein Verlangen zu eröffnen, welches die Erweiterung unserer Kenntnisse in der griechischen Kunst sowohl als in der Gelehrsamkeit und in der Geschichte dieser Nation betrifft. Dieses ist eine Reise nach Griechenland, nicht an Orte, die von vielen besucht sind, sondern nach Elis [womit Olympia gemeint sein dürfte], wohin noch kein Gelehrter noch Kunstverständiger hindurch gedrungen ist. Diese Reise müßte mit Vollmacht (d. h. von der Pforte) unternommen werden, nemlich an allen Orten graben zu lassen ..... Ich bin versichert, daß hier die Ausbeute über alle Vorstellung ergiebig seyn, und daß durch genaue Untersuchung dieses Bodens der Kunst ein großes Licht aufgehen würde“. Auch zu dieser Reise ist es nicht gekommen, und der Wunsch, die Feststätte des alten Olympia aus ihren Trümmern wieder erstehen zu lassen, für dessen Verwirklichung W. bis an sein Lebensende noch eingetreten ist, sollte erst über hundert Jahre später in Erfüllung gehen.

Die verschiedenen und mannichfachen Eindrücke, die W. angesichts der an den den einzelnen von ihm besuchten und durchforschten Stätten Italiens aufbewahrten Antiken wie nicht minder an den Werken der Renaissancekunst in so reichem Maße und in so unmittelbar lebendiger Wirkung empfing, haben, wenn man von den oben genannten Schriften auch absieht, seine litterarische Thätigkeit so sehr in Anspruch genommen, daß man der Verarbeitung des reichen Materials

die vollste Anerkennung zollen muß. Eine Reihe kleinerer Aufsätze erschien wie ihre Vorgänger in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste", so die beiden ästhetischen Aufsätze „Erinnerung über die Werke der Kunst" (1759; Ges. W. I, 241 ff.), und „Von der Grazie in den Werken der Kunst" (1759; Ges. W. I, 226 ff.), Aufsätze erziehlicher Art, besonders für die Hand unerfahrener Italien-Fahrer, von denen der Verfasser die Erfahrung gemacht hat, „wie sie von blinden Führern geleitet werden und wie nüchtern sie über die Meisterstücke der Kunst hinflattern". Die merkwürdige Gegenüberstellung der Antike und der Renaissancekunst und die Beurtheilung der letzteren zu Gunsten jener, entspricht ganz Winckelmann's innerer Ueberzeugung. Das Hauptsächliche in den Werken der Kunst ist für ihn die Idee, der Verstand oder das Denken der Künstler; er liegt tief in ihren Werken, während es in der neueren Welt ist „wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Ware ausstellen". Gegen das eigene Denken setzt er das Nachahmen, nicht die Nachahmung; unter jener versteht er eine knechtische Folge, „in dieser aber kann das Nachgeahmte, wenn es mit Vernunft geführet wird, gleichsam eine andere Natur annehmen, und etwas eigenes werden". Das Zweite, was bei Betrachtung von Kunstwerken wesentlich ist, ist die Schönheit. In Worten definirt er sie als bestehend „in der Mannichfaltigkeit im Einfachen". „Die Linie, die das Schöne beschreibt, ist elliptisch, und in derselben ist das Einfache und eine beständige Veränderung: denn sie kann mit keinem Zirkel beschrieben werden und verändert in allen Punkten ihre Richtung." Als dritter Gesichtspunkt kommt die „Ausarbeitung", die Technik in Frage. Den antiken Künstlern werden Raffael, Michelangelo und Bernini gegenüber gestellt, aber diese haben sich jenen gegenüber von der „Grazie" entfernt.

Winckelmann's Hauptwerk, die „Geschichte der Kunst des Alterthums", führt uns wieder in das erste Jahr seines römischen Aufenthaltes zurück, und es wurde bereits oben darauf hingewiesen, wie ihn der Gedanke damals bewegt hat. Dann schreibt er, nachdem ein Theil des Manuscripts vollendet gewesen, aber wieder umgearbeitet werden mußte, im August 1759 (Ges. W. IX, 361), daß der erste Theil beendigt sei und bereits in Leipzig liege, um gedruckt zu werden. Trotzdem verzögert sich die Veröffentlichung z. Th. infolge der Wirren des siebenjährigen Krieges noch fünf Jahre, bis zum Jahre 1764. Uns liegt das Werk in zwei verschiedenen Bearbeitungen vor. Die dem Kurfürsten Friedrich Christian gewidmete, in der Vorrede (Rom, Juli 1763) Anton Raffael Mengs geweihte Originalausgabe erschien im genannten Jahre in Dresden. Bald nach ihrem Erscheinen hat W. an eine neue Bearbeitung gedacht und eine solche auch vorbereitet, bis er vorzeitig aus dem Leben schied. Nachdem 1766 in Paris und gleichzeitig in Amsterdam eine französische Ausgabe erschienen war, veröffentlichte er das Jahr darauf als Nachtrag und Berichtigung die „Anmerkungen über die Geschichte der Kunst des Alterthums" (2 Theile, Dresden, wie die Originalausgabe bei Walther), bald denkt er auch an eine völlige Neubearbeitung, die aus buchhändlerischen Rücksichten gegen den sächsischen Verleger in französischer Sprache in Berlin erscheinen sollte. Auch eine englische Uebersetzung wurde von Johann Füeßli in Zürich vorbereitet. Eine neue Auflage erschien erst nach seinem Tode. Sie wurde mit seinen Zusätzen, Berichtigungen und Verbesserungen versehen, im J. 1776 auf Veranlassung der Wiener Akademie durch Justus Riedel besorgt, auf Kosten der Winckelmann'schen Originalität; sie ist wenig genau und deshalb als historisches Document nicht brauchbar. Sie ist indessen in die gesammelten Werke übergegangen (Bd. III ff.). Die folgenden kurzen Ausführungen beziehen sich auf die erste Ausgabe.

Die Kunstgeschichte zerfällt in zwei Theile, in einen systematischen: Untersuchung der Kunst nach dem Wesen derselben, und in einen geschichtlichen: Nach

den äußeren Umständen der Zeit unter den Griechen betrachtet. Der letztere Theil weist folgende Unterabtheilungen auf: 1. Von der Kunst der ältesten Zeiten (d. h. von dem sagenhaften Dädalus an) bis auf Phidias, 2. Von den Zeiten des Phidias an bis auf Alexander den Großen, 3. Von der Kunst nach Alexander und von der Abnahme derselben, 4. Von der griechischen Kunst unter den Römern und den römischen Kaisern (d. h. vom ersten vorchristlichen Jahrhundert an bis zu Antoninus Pius), 5. Fall der Kunst unter dem Septimius Severus; den Schluß macht ein kurzer Hinweis auf die in Byzanz aufgestellten antiken Bildwerke. Der erste systematische (ästhetisch-technische) Theil verbreitet sich zunächst über allgemeine Begriffe (Anfänge, Entstehung der Kunstformen) und über die Verschiedenheit der Kunst unter den einzelnen Völkern; im zweiten Capitel wird von der Kunst unter den Aegyptern, Phöniziern und Persern berichtet, im dritten Capitel von der Kunst der Etrusker, der Volsker, der Campaner und auf Sardinien; die beiden letzten Capitel behandeln die griechische und die römische Kunst. „Die Kunst der Griechen ist die vornehmste Absicht dieser Geschichte, und es erfordert dieselbe, als der würdigste Vorwurf zur Betrachtung und Nachahmung, da sie sich in unzählig schönen Denkmalen erhalten hat, eine umständliche Untersuchung, die nicht in Anzeigen unvollkommener Eigenschaften und in Erklärungen des Eingebildeten, sondern im Unterricht des Wesentlichen bestände, und in welcher nicht bloß Kenntnisse zum Wissen, sondern auch Lehren zum Ausüben vorgetragen würden. Die Abhandlung von der Kunst der Aegypter, der Etrusker und anderer Völker kann unsere Begriffe erweitern und zur Richtigkeit im Urtheil führen; die von den Griechen aber soll suchen, dieselben auf Eins und auf das Wahre zu bestimmen, zur Regel im Urtheilen und im Wirken.“ (1. Theil, 4. Capitel zu Anfang.) Diese richtige Erkenntniß Winckelmann's erscheint uns um so größer, wenn wir das Material überblicken, auf dem das gelehrte Urtheil des achtzehnten Jahrhunderts fußen konnte. Von Originalwerken griechischen Meisels, die uns Dank der erfolgreichen Funde und Ausgrabungen in fast unübersehbarer Fülle jetzt bekannt sind, kannte man damals so gut wie nichts. Die italienischen und anderen Galerien waren angefüllt von Antiken aller Art; aber was man besaß, stammte nicht von griechischem oder asiatischem Boden, sondern war in Italien gefunden. Der Skulpturenschatz (denn die Plastik ist für Winckelmann's ganze Geschichtsconstruction Ausgangs- und Zielpunkt) setzte sich zusammen aus Werken der späten und spätesten Zeit, aus Werken römischer Kunst und römischen Copien griechischer Meisterwerke. Die stilvolle Größe der griechischen Kunst konnte W. nur ahnen, nicht schauen. Mit wahrhaftem Seherblick hat er durch die Nachbildungen der römischen Zeit hindurch die hohe Schönheit der griechischen Kunst erkannt und den schöpferischen Genius des Griechenthums geschildert, von dem in Rom nur ein schwacher Abglanz zu finden war. Winckelmann's Kunstgeschichte hat aber in der Geschichte der Wissenschaft nach zwei Seiten hin noch eine besondere Bedeutung. W. ist der erste, der wirkliche Kunstgeschichte schreibt, der die Antiken nicht als Werke auffaßt, die eine Quelle für die antiquarische Gelehrsamkeit bilden, sondern die um ihrer selbstwillen existiren. Sein Bestreben war ihnen nachzuempfinden, ihre Schönheit zu begreifen, ihre Sprache zu verstehen. Auf diese Weise gelingt es ihm, in das Wesen der Antike einzudringen und der Pfadfinder zu werden für die Archäologie und Kunstgeschichte, wie sie sich seitdem erfolgreich entwickelt haben. Aber auch rein äußerlich macht Winckelmann's Werk Anspruch auf bahnbrechende Bedeutung. Das Gebäude, das hier gegeben wird, ist an sich eine originelle, selbständige Schöpfung, die an nichts früheres anknüpfen konnte, wie seine Darstellung durchgehends von persönlicher Anschauung ausgeht und diese einen Vorstellungskreis umfaßte, den vor ihm niemand besessen hatte. Wenn

das Werk auch vollständig veraltet ist, so mindert das seine Größe keineswegs herab. Wie nur irgend ein epochemachendes Erzeugniß des menschlichen Geistes, ist und bleibt es ein Markstein in der Wissenschaft, die Sein und Werden vergangener Zeiten zu ergründen sucht.

Eine Studie, „Anmerkung über die Baukunst der Alten", welch' letztere in der „Kunstgeschichte" als Ganzes nicht behandelt worden war, erschien 1761 in Dresden. (Ges. W. I, 327 ff.) Hervorgegangen ist sie aus dem gewaltigen Eindruck, den die dorischen Tempel des alten Pästum auf ihn gemacht hatten. Das Fragment einer neuen Bearbeitung der genannten Studie findet sich nach Winckelmann's Handschrift abgedruckt in den Ges. W. I, 511 ff. Eine weitere, aber schon 1759 niedergeschriebene baugeschichtliche Arbeit brachte das Jahr 1762: die „Anmerkungen über die Baukunst der alten Tempel zu Girgenti in Sicilien" (Ges. W. I, 288 ff.). Von seinen beiden letzten Werken ist der (ohne seinen Namen, weil er glaubte, bekannt genug zu sein, erschienene) „Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst", der königl. großbritannischen Gesellschaft der Wissenschaften auf der Universität Göttingen zugeeignet und 1766 erschienen (G. W. II, 427 ff.; neue Ausgabe auf Grund von Winckelmann's Handexemplar von Dressel, Leipzig 1866) zwar lang vorbreitet gewesen und langsam ausgereift, aber unerfreulich und mit den übrigen Werken nicht gleichwerthig. Dagegen bildet das große kunsthermeneutische Werk, die Monumenti antichi inediti (Rom 1767, 2 Bde. in Fol.) für alle Zeiten ein Vermächtniß, das dem Namen Winckelmann's die größte Ehre macht. Bereits 1763 kündigt er es in der Vorrede zur „Kunstgeschichte" als ein Werk an, „welches in welscher Sprache, auf meine eigene Kosten gedruckt, auf Regal-Folio, im künftigen Frühlinge zu Rom erscheinen wird. Es ist dasselbe eine Erläuterung niemals bekannt gemachter Denkmale des Alterthums von aller Art, sonderlich erhobener Arbeiten in Marmor, unter welchen sehr viele schwer zu erklären waren, andere sind von erfahrenen Alterthumsverständigen theils für unauflösliche Räthsel angegeben, theils völlig irrig erklärt worden". Das reich ausgestattete, auf seine eigenen Kosten hergestellte und dem Cardinal Albani gewidmete Werk enthält 216 Tafeln, auf denen die verschiedensten antiken Kunstdenkmäler, zur größeren Hälfte indessen Reliefs und diese wiederum mit Rücksicht auf die Villa Albani, nachgebildet werden. Der italienische Text: „trattato preliminare" ist von den Herausgebern von Winckelmann's Werken als „Vorläufige Abhandlung von der Kunst der Zeichnung der alten Völker" verdeutscht worden. (Ges. W. VII.) Grundlegend ist das Werk für die Methode archäologischer Interpretation geworden, für die W. hauptsächlich seine Belesenheit in den griechischen Dichtern und seine genaue Kenntniß der Mythologie zu statten kam. Diese Methode geht von dem Grundsatze aus, daß es lediglich die griechische Götter- und Heldensage ist, aus der die antiken Kunstdarstellungen geflossen sind, ein Satz, der seitdem die fundamentalste Grundlage aller archäologischen Interpretation bildet.

Winckelmann's Ruf erfüllte seine Zeitgenossen und es fehlte nicht an ehrenvollen Anträgen und Bezeugungen, die von der Werthschätzung seiner Persönlichkeit beredtes Zeugniß ablegten. Von der päpstlichen Regierung war er 1763 zum Oberaufseher aller Alterthümer in Rom ernannt worden, zwei Jahre später erging an ihn der Ruf von Berlin aus die Stellung eines Aufsehers der Bibliothek und des Münz- und Alterthumscabinets zu übernehmen, die er anzunehmen entschlossen war, schließlich aber doch nicht antrat, da die Gehaltsfrage von Friedrich II. nicht in der Weise geregelt wurde, wie ihm selbst erst von Berlin aus von Nicolai in Aussicht gestellt worden war. Dafür ward er aber in Rom von andern deutschen Fürsten geehrt und aufgesucht; 1765 kam der junge, kunstsinnige, ausgezeichnet gebildete Fürst Leopold Friedrich Franz von

Dessau, zu dem er in freundschaftlichste Beziehungen trat, im October des nächsten Jahres der Erbprinz von Braunschweig. Mit Dresden, von wo aus er über die festgesetzten zwei Jahre hinaus die versprochene Pension von zweihundert Thalern, später nur die Hälfte bezogen hatte, waren die Fäden schon früher abgerissen, nachdem Kurfürst Friedrich Christian nach einer kurzen, viele Aussichten eröffnenden Regierung von kaum drei Monaten im December 1763 gestorben war. Die Sehnsucht, wieder einmal nach Deutschland zurückzukehren, die Stätten seiner Jugend und seiner früheren Thätigkeit aufzusuchen, sowie die vielen Einladungen, die von befreundeter Seite an ihn ergingen, ließen in W. endlich, nachdem er über zwölf Jahre im Süden zugebracht und körperlich und geistig ein neuer Mensch geworden war, den Wunsch zur That werden: mit dem ihm befreundeten, nach Berlin berufenen Bildhauer Cavaceppi, (der die Reise beschrieben hat; vgl. Ges. W. XI, 332 ff.) verläßt er Rom am 10. April 1768. Aber als die beiden Reisenden kaum die Tiroler Berge betreten hatten, wirkten schon Landschaft und Bauart abstoßend auf W. ein; in München wurden ihm mancherlei Ehren erwiesen, aber Cavaceppi gelingt es nicht, ihn zur weiteren Fahrt nach dem Norden zu bewegen. Große Schwermuth und innerer Widerwille, den er nicht bemeistern kann, drängen zur Umkehr; er fühlt jetzt, „daß für ihn außer Rom kein wahres Vergnügen zu hoffen ist". Von München ging er nach Wien, wo er aufs glänzendste empfangen wird. Aber auch hier hat er vor Sehnsucht nach dem Süden keine Ruhe. Am 1. Juni trifft er in Triest ein, wo er im großen städtischen Gasthause am Petersplatze absteigt. Hier macht er an der Tafel die Bekanntschaft mit einem Italiener, Namens Francesco Arcangeli, der den Eindruck „eines Herrn" macht, aber äußerlich sehr reducirt aussah und eine bewegte Vergangenheit hatte, die ihn bereits ins Gefängniß geführt hatte. W. war arglos genug, dem Schurken sich anzuvertrauen; beide sind viel beisammen, gehen miteinander spazieren und W. muß jenem wiederholt die goldenen Medaillen zeigen, mit denen er in Wien beschenkt worden war. Am Morgen des 7. Juni, als er das Verlangen des raublustigen Italieners wieder erfüllen will, wird ihm von diesem, als er sich niederbeugt, um den Koffer zu öffnen, eine Schlinge um den Kopf geworfen. Fünf Dolchstiche, die der Meuchelmörder führen konnte, brachten ihm tödtliche Wunden bei. Ihnen erlag W. noch am Nachmittag des nämlichen Tages. (Den ausführlichen Bericht über seinen Tod s. G. W. XI, 345 ff.) Wenige Stunden vor seinem Tode konnte er noch sein Testament aufsetzen lassen. Nach verschiedenen kleineren Legaten bestimmte er, daß über sein ganzes Vermögen „nach Gutdünken und Belieben Seiner Eminenz des Herrn Cardinals Alexander Albani, seines gnädigsten Herrn und Gönners, ganz frei verfügt werden soll". (Ges. W. XI, 379.) Der Leichnam des großen Gelehrten ward am 9. Juni ohne Trauergepränge nach der Kathedral- und Pfarrkirche des heiligen Justus gebracht und in der gemeinsamen Grabstätte einer der damals bestehenden Brüderschaften beigesetzt. Als die Grabstätte später geräumt werden mußte, kamen die Gebeine in das allgemeine Beinhaus. In jener Kirche wurde ein Kenotaph errichtet; auf dem ehemaligen Begräbnißplatze, der jetzt zu einem Museo lapidario umgewandelt worden ist, wurde ihm 1832 ein Denkmal gesetzt. Freunde und Verehrer ließen sein Bildniß im Pantheon in Rom zur Seite von Raffael's Grabmal anbringen (später in die Protomotek des Conservatorenpalastes übertragen) und auch seine Vaterstadt Stendal hat den Tribut der Dankbarkeit gegen ihren großen Sohn durch ein ehernes Monument entrichtet. Lauter aber und eindringlicher als diese Zeichen des Dankes und der Erinnerung wird Winckelmann's Werk seinen Namen bewahren, solange es eine Wissenschaft gibt und geistige Bildung als das höchste Gut gilt im Leben der Völker. Heißt es aber Winckelmann's Einfluß auf seine Zeit-

genossen und den Samen, den er ausgestreut, abzuwägen, so genügt es, die Namen Lessing und Goethe zu nennen und darauf hinzuweisen, daß W. es gewesen ist, auf dessen Schultern die classische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts vorwiegend ruht.

Litteratur. A. Werke und Briefe: Gesammtausgabe der Werke in acht Bänden, Dresden 1808—1820 in 8°, Bd. 1 und 2 von C. L. Fernow, Bd. 3—8 von Heinrich Meyer und Johann Schulze, Bd. 8 abgeschlossen von C. G. Siebelis. Dazu als Nachtrag Bd. 9—11 die Briefe enthaltend, herausgegeben von Friedrich Förster, Berlin 1824—1825. Aus ihr sind die oben in den Text eingestreuten Citate entnommen. Neudruck der Dresdener Ausgabe in zwei Bänden in 4° Dresden 1829 und 1847. Vollständige deutsche Ausgabe mit den Briefen von Joseph Eiselein, 12 Bde. in 8°, Donaueschingen 1825—1829, Abbildungen und Denkmale dazu in Fol. das. 1835. Italienische Ausgabe, 12 Bde. mit 1 Bd. Abbildungen, Prato 1830—1834. Populäre Ausgabe der „Geschichte der Kunst des Alterthums" nebst einer Auswahl der kleineren Schriften, mit einer Biographie Winckelmann's und einer Einleitung von Julius Lessing, 2. Aufl., Heidelberg 1882. Neudruck der „Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke" hrsg. von Seuffert (Heilbr. 1885), des „Versuches einer Allegorie" von Dressel (s. o.). Die Briefe an Berendis gab Goethe heraus in dem bekannten Buche „Winckelmann und sein Jahrhundert, in Briefen und Aufsätzen", Tübingen 1805, S. 1—160; die Briefe an die Züricher Freunde (nach den auf der Züricher Stadtbibliothek aufbewahrten Originalen) Hugo Blümner (Freiburg i. B. und Tübingen 1882). Handschriftlicher Nachlaß (mehrfach benutzt, aber noch nicht gedruckt), zwei Bände auf der Hamburger Stadtbibliothek, ferner 21 Hefte, aus dem Besitze des Cardinals Albani stammend, auf der Pariser Nationalbibliothek; weitere Papiere auf der École de médecine in Montpellier und voraussichtlich in italienischen Bibliotheken und Archiven. — B. Biographisches: Das Hauptwerk, zugleich eine Gelehrten- und Künstlergeschichte der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts: Carl Justi, Winckelmann, Sein Leben, seine Werke, seine Zeitgenossen, nach gedruckten und handschriftlichen Quellen dargestellt, 2 Bde., Leipzig 1866 und 1872 (Bd. 1 W. in Deutschland, Bd. 2 W. in Italien); Otto Jahn in den „Biographischen Aufsätzen" (Leipzig 1866), S. 3 ff.; Herder, Denkmal Johann Winckelmann's, eine ungekrönte Preisschrift aus dem Jahre 1778, nach der Kasseler Handschrift herausgegeben von Albert Duncker (Kassel 1882). Von den Darstellungen aus der Feder von Zeitgenossen ist am bekanntesten die Würdigung von Goethe in dem oben genannten Werke. — Ausführliche bibliographische Nachweise nebst einem ausgezeichneten Abriß von Winckelmann's Wirken bei Stark, Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst (Handbuch der Archäologie der Kunst Bd. 1), Leipzig 1880, S. 193 ff. Julius Vogel.

Winckelmann: Johannes W., hessischer Theologe. Er wurde im Jahre 1551 (oder 52) zu Homberg in Niederhessen geboren, besuchte (seit 1567) das Marburger Pädagogium, darauf die dortige Universität und wurde dann Leiter der Lateinschule in seiner Vaterstadt. Nachdem er diese Stelle einige Jahre bekleidet hatte, übernahm er 1576 das Majorat der Stipendiaten an der Marburger Hochschule und trat hier auch in nahe Beziehungen zu Aegidius Hunnius. Später setzte er auf Wunsch Wilhelm's IV. hauptsächlich in Basel seine Studien fort und erwarb dort (1581) die theologische Doctorwürde. In die Heimath zurückgekehrt, ward er (1582) Hofprediger des genannten Landgrafen in Kassel, der ihn später (1592), nachdem Hunnius seine Professur infolge theologischer Zwistigkeiten hatte aufgeben müssen, zu dessen Nachfolger ernannte. In dieser Stellung wirkte W. erfolgreich bis zum J. 1605, wo der calvinistisch gesinnte Landgraf

Moritz die sog. Verbesserungspunkte in seinem Gebiete einführte. Da W. als strenger Lutheraner sich den Anordnungen des Landesfürsten widersetzte, mußte er mit drei andern angesehenen Theologen Marburg verlassen und stellte sich unter den Schutz des Landgrafen Ludwig V. von Darmstadt, dem er sodann bei der Gründung eines Pädagogiums und eines Gymnasiums in Gießen gute Dienste leistete. Als letzteres (1607) zur Universität erhoben wurde, übernahm W. eine theologische Professur und brachte, unterstützt von Balthasar Mentzer, der mit ihm von Marburg herübergekommen war, in kurzer Zeit die theologische Facultät zu großem Ansehen; daneben wirkte er in Gießen segensreich als Prediger und Superintendent. Als Ludwig, dem in dem Marburger Erbschaftsstreit durch Kaiser Ferdinand II. die Marburger Landschaft zugesprochen war, die Universität von Gießen nach Marburg verlegte (1625), erhielt W. die Erlaubniß, in Gießen seinem geistlichen Amte ferner vorstehen zu dürfen, er kam aber auch zuweilen nach Marburg, um seine akademische Lehrthätigkeit hier wieder aufzunehmen. Allein zunehmende Altersschwäche machte ihm letztere bald unmöglich. Er starb in Gießen am 13. August 1626. — Winckelmann's Bedeutung liegt weniger in seiner rein wissenschaftlichen und litterarischen Wirksamkeit als in seiner praktischen Lehrthätigkeit und dem Antheil, den er an den Verfassungskämpfen der hessischen Kirche im Beginn des 17. Jahrhunderts genommen hat.

Fr. W. Strieder, Grundlage z. e. hess. Gel.- u. Schriftsteller-Gesch. XVII, 112 ff., wo auch neben der älteren Litteratur seine zahlreichen Schriften angeführt sind. — H. Heppe, Kirchengesch. beider Hessen I, 443 und II, 9 ff. Vgl. auch desselben Einführung d. Verbesserungspunkte in Hessen, S. 10 ff. — Vilmar, Gesch. d. Confessionsstandes d. evang. Kirche in Hessen, S. 169 ff.

J. Pistor.

Winckelmann: Johann Just W., hessischer Schriftsteller, insbesondere Verfasser von Werken zur hessischen und oldenburgischen Geschichte, wurde am 29. August 1620 als jüngster Sohn des Theologen Joh. W. (s. o.) in Gießen geboren. Da er seinen Vater früh verlor, schickte ihn die Mutter zu Verwandten nach dem nahen Butzbach, wo er auch in der Lateinschule unterrichtet wurde. Von hier siedelte er (1633) nach Marburg über, um dort das Pädagogium und später die Universität zu besuchen. Der Kreis der von ihm betriebenen Studien war der damaligen Gewohnheit gemäß ziemlich ausgedehnt: neben der Theologie, der Philosophie und Jurisprudenz widmete er sich der Geschichtswissenschaft und war u. a. auch Zuhörer des Joh. Balthasar Schupp. Nachdem er (1639) die Magisterwürde erworben hatte, ging er (1640) nach Herborn, um dort seine Studien fortzusetzen. Aber schon im folgenden Jahre finden wir ihn auf ausgedehnten Reisen, die vornehmlich Holland zum Ziele hatten. Nach seiner Rückkehr in die Heimath trat er in die Dienste des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt und nahm an der Erstürmung von Butzbach (20. April 1646) theil, wandte sich aber bald wieder wissenschaftlicher Beschäftigung zu und machte dem Landgrafen den Vorschlag, eine Geschichte des hessendarmstädtischen Hauses und Landes auszuarbeiten. Georg billigte den Plan, ernannte W. zu seinem Historiographen und verschaffte ihm Zutritt zu den Archiven und Registraturen des Landes. Später begann auch Landgraf Wilhelm VI. von Hessen-Kassel dem Unternehmen Winckelmann's seine Theilnahme zuzuwenden, und W. dehnte nunmehr seinen Plan auch auf dessen Gebiet aus. Mit Eifer machte er sich ans Werk. Er sammelte eine Anzahl von handschriftlichen Chroniken, verschaffte sich Abschriften von wichtigen Urkunden, copirte Inschriften und reiste, da er auch eine Beschreibung von Land und Leuten liefern wollte, überall umher, um die Städte und Schlösser mit ihren Alterthümern und Sehenswürdigkeiten, die Bergwerke und Manufacturen in Augenschein zu nehmen. Bald darauf (1653) trat W. in die Dienste des Grafen

Anton Günther von Oldenburg und war hier gleichfalls litterarisch thätig: er verfaßte u. a. auf Veranlassung dieses Fürsten eine Geschichte von dessen Regierung („Oldenburgische Friedens- und der benachbarten Oerter Kriegshandlungen"). Daneben arbeitete er an seiner hessischen Chronik weiter, sandte in den Jahren 1654—57 die ersten vier seines auf acht Theile berechneten Werkes ein und kam später wiederholt in die Heimath, wo von beiden fürstlichen Häusern eine Commission mit der Censur der Arbeit betraut worden war. Weil die zahlreichen aus politischen Rücksichten erwachsenen Bedenklichkeiten der Commission eine baldige Drucklegung der Chronik nicht erwarten ließen, so entschloß sich W., der nach Anton Günther's Tod (1667) nach Bremen übergesiedelt war, das Unternehmen auf eigene Hand fortzuführen und ließ zunächst die ersten fünf Theile des Werkes drucken (1697). Da inzwischen die Theilnahme, die der darmstädtische Hof der Arbeit entgegengebracht hatte, aus verschiedenen Gründen erkaltet war, so mußte auf eine weitere Ausstattung mit Karten, Abbildungen u. s. w., wie sie anfangs im Plane des Verfassers lag, verzichtet werden. Letzterer sollte indeß die Vollendung des Werkes nicht erleben: ehe der sechste Theil, der der eigentlichen Landesgeschichte gewidmet war, im Druck fertiggestellt wurde, starb W. am 3. Juli 1699 zu Bremen in großer Dürftigkeit.

Der letzte (sechste) Theil der Chronik, wie sie gedruckt vorliegt, enthält die hessische und die ältere thüringische Geschichte bis zur Trennung der beiden Länder, ist aber nur zum Theil von W. verfaßt worden — die Fortsetzung (von S. 377 an) rührt von dem hanauischen Archivar Bernhard her — und hat heute wenig Werth mehr, da wir über ein reicheres chronikalisches und namentlich urkundliches Quellenmaterial verfügen, als es W. zu Gebote stand, dem es außerdem vielfach an Genauigkeit und an Schärfe des Urtheils gebrach. Nicht höher stehen auch seine Arbeiten zur oldenburgischen Geschichte. Dagegen enthält der geographische und topographische Theil seines Werkes, in den er auch benachbarte Gebiete (z. B. die Wetterau) hineingezogen hat, manche brauchbare, auf gute Beobachtung gegründete Mittheilung über Land und Leute, deren Werth durch die etymologischen Spielereien und wunderlichen Ansichten über die älteste Geschichte der von ihm beschriebenen Territorien nicht wesentlich beeinträchtigt wird.

H. B. Wenck, Hess. Landesgesch. I. Bd. (Von d. Quellen d. hess. Gesch. § 25.) — Fr. W. Strieder, Grundlage z. e. hess. Gel.- u. Schriftsteller-Gesch. XVII, 130 ff. — K. W. Justi, Hess. Denkwürdigkeiten III, 268 ff. (über e. lateinische Bearbeitung d. hess. Chronik Winckelmann's). — v. Halem, Gesch. d. Herzogthums Oldenburg I, 21 ff. und II, 493. — Jahrbuch f. d. Gesch. d. Herzogthums Oldenburg I, 38. — v. Wegele, Gesch. d. dtschn. Historiographie, S. 443 u. 729 f. — Handschriftliches Material über Winckelmann befindet sich u. a. noch in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

J. Pistor.

Winckler: M. Andreas W. (Vinglerus), gelehrter Drucker, geboren am 16. September 1498 im Dorfe Winckel, Diöcese Allstedt, † am 27. Juni 1575, kam 1520 von Wittenberg, wo er studirt hatte, als Synergus des Anton Pauß an die Schule zu Corporis Christi in Breslau und wurde 1525 vom Rath zum Rector der Elisabethschule bestellt. Auf das Zureden seiner Freunde ging er 1535 nach Wittenberg, um sich den Grad eines Magisters zu erwerben. Um dieselbe Zeit legte er in Breslau unbeschadet seines Schulamtes eine eigene Druckerei an, und die Dienste, welche er mittelst derselben der Wissenschaft geleistet hat, stehen denen, die er sich als Schulmann durch Unterricht der Jugend erwarb, sicher nicht nach. Die von ihm gelieferten Drucke sind correct und schön.

Ehrhardt, Presbyterologie I, 95. — Köstlin, Johann Huß, S. 210. — Schönborn, Beiträge z. Gesch. d. Schule u. d. Gymnas. z. Maria Magdal. II. Progr. 1844. Schimmelpfennig.

Windler: Georg W., Magister und Theolog, geboren zu Bischofswerda, 1523 Capellan, Hof- und Stiftsprediger an der Neuen Stiftskirche in Halle a. S., begann als einer der ersten 1524 in der Domkirche daselbst die evangelische Lehre zu verkünden. Auf Betrieb eines seiner ehemaligen Mitgeistlichen an der Neuen Stiftskirche, des Kanonikus Konrad Hoffmann, wurde W. 1528 nach Aschaffenburg vor den Erzbischof von Mainz, den Cardinal Albrecht, berufen, um sich zu rechtfertigen. Von diesem scheinbar im Frieden geschieden, wurde W. vor dem Antritt seiner Rückreise mit List von seinem Diener getrennt und dann nach langem Hinhalten auf fremdem Pferde mit einem unbekannten Begleiter auf den Heimweg entlassen. Kaum war er zwei Meilen von Aschaffenburg entfernt, so wurde er im Walde (Spessart) von bewaffneten, vermummten Reitern überfallen und ermordet. Als den Hauptanstifter dieser Gewaltthat bezeichnete man allgemein jenen Kanonikus Hoffmann, der sogar den Mord mit eigner Hand ausgeführt zu haben im Verdacht stand. Luther richtete „Ein Trostschreiben an die Christen zu Halle über Ehrn Georgen Winclers, ihres Predigers, Tod", in welchem er über die grausame That berichtete. Der Cardinal Albrecht von Mainz, der sich durch diese Darstellung verletzt fühlte, ließ Luther bemerken, daß er ihn ungerecht in Verdacht gebracht habe. Indeß dieser antwortete, er habe zwar selbst daran gedacht, den Erzbischof mit der Sache nicht in Verbindung zu bringen; aber es sei doch W. im Gehorsam gegen des Erzbischofs Befehl erschienen und dabei um das Leben gebracht worden. Der Erzbischof könne seine Unschuld nicht besser beweisen, als wenn er die Mörder bestrafe. Vgl. Luther's Werke. Altenburg 1661. Bd. III, S. 841. Ob die von Michael Vehe, Propst an der Stifts- und Domkirche in Halle, in seinem katholischen „New Gesangbüchlin geystlicher Lieder vor alle gutthe Christen nach Ordnung christlicher Kirchen" (Leipzig 1537) angeführten Lieder: 1. Die Propheten seind erfüllet. 2. Zu Tisch dieses Lämmleins so rein ... 3. Lobsinget mit Freuden alle Rechtgläubigen ... 4. Vater im Himmel, wir Deine Kinder bitten ... 5. Da Jesus an dem Kreuze stunde ... W. anzurechnen seien, erscheint fraglich, da die Unterschrift derselben: G. W. eher auf Georg Witzel, der 1541 auch selbständig christliche Gesänge (Odae christianae) veröffentlichte, zu gehen scheinen.

Vgl. J. C. v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises. Halle 1755. Bd. I, S. 841 ff. — E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs. 2. Aufl. Stuttgart 1867. Bd. II, S. 170 ff.

A. Brecher.

Windler: Johann W., berühmter lutherischer Geistlicher der pietistischen Richtung, wurde am 13. Juli 1642 in einer Mühle zu Golzern bei Grimma geboren. Sein Vater, Martin W., war Bauhandwerker und Mühlenpächter, seine Mutter Maria geb. Drechsler. In seiner Jugend mußte er das Vieh seiner Eltern hüten. Von seinem neunten Jahre an besuchte er die Schule zu Grimma. Seine Mutter wollte von früh an ihn einen Geistlichen werden lassen. Im J. 1656 kam er auf die Thomasschule zu Leipzig; daß er hier namentlich unter der Leitung des Conrectors Friedrich Rappelt gründlich auf das Studium der Theologie vorbereitet sei, ist vielleicht eine ungenaue Angabe in dem Leichenprogramm von Edzardi (s. unten), da wenigstens nach A. D. B. XXVII, 301 Rappelt damals gar nicht mehr an der Thomasschule war. Im J. 1659 begann W. das Studium der Theologie zu Leipzig; hierbei leitete ihn besonders Andreas Beyer (vgl. Jöcher I, Sp. 1065) an. Wegen mangelnder Mittel

ging er schon nach zwei Jahren wieder nach Grimma, wo er durch Unterricht sich seinen Unterhalt erwarb und privatim weiter studirte. Im J. 1664 konnte er zu Jena den philosophischen Doctor machen. Nach zwei Jahren treffen wir ihn dann wieder in Leipzig, wo er Privatvorlesungen hielt, mehrfach disputirte und auch ab und an predigte. Darauf nahm er im J. 1668 die Stelle eines Instructors bei dem Herzog Philipp Ludwig zu Holstein-Sonderburg auf Wiesenburg (an der Zwickauer Mulde) an; als solcher begleitete er in dem genannten Jahre den zweiten Sohn des Herzogs nach Tübingen, wo ihm nun auch Gelegenheit ward, während mehrerer Jahre noch seine eigenen theologischen Studien fortzusetzen. Er trat hier in nähere Beziehungen zu den berühmten Theologen Tobias Wagner (s. A. D. B. XL, 582), Johann Adam Osiander (XXIV, 483) und auch noch zu Christoph Wölflin (Jöcher IV, Sp. 2038). Von Tübingen aus ward er im J. 1671 vom Landgrafen Georg Christian von Hessen-Homburg zum Diakonus in Homburg berufen. Es ist nicht bekannt, wie der Landgraf auf ihn aufmerksam wurde; doch ist es (nach Geffcken's Untersuchungen, vgl. unten), nicht unmöglich, daß Spener, der seit 1666 als Senior in Frankfurt a. Main stand, ihn schon dem Landgrafen empfohlen hat; gewiß ist, daß Spener ihn schon damals hochschätzte und ihn damals im Dom zu Frankfurt a. M. ordinirt hat, wobei unsicher bleibt, von wo ihre Bekanntschaft herstammt. Von Homburg aus wurde W. im J. 1672 als Pfarrer und Metropolitan nach Braubach berufen und sodann nach vier Jahren (1676) als Hofprediger und Assessor des Consistoriums nach Darmstadt. Diese wiederholten Versetzungen in wichtigere Stellungen, bei denen wol Spener nicht unbetheiligt war, lassen uns doch auch erkennen, welche Anerkennung W. in seinem Wirken fand. Durch häufigere Besuche bei Spener in Frankfurt lernte er diesen immer besser kennen und die bekannten Bestrebungen Spener's fanden Winckler's ungetheilten Beifall und W. muß fortan zu den aufrichtigsten und treuesten Freunden Spener's gezählt werden. W. richtete denn auch in Darmstadt die von Spener eingeführten sog. Privatconvente ein, d. h. Zusammenkünfte zu gemeinsamer Erbauung in Privathäusern, meistens in der Amtswohnung des Geistlichen, durch welche namentlich der Eindruck der Predigt am Sonntage verstärkt und sie so für das Leben fruchtbarer gemacht werden sollte. An Winckler's Privatconventen — wir würden etwa sagen Bibelstunden — hatte der fürstliche Kammerrath Wilhelm Christoph Kriegsmann solches Wohlgefallen, daß er sie in einer eignen Schrift: „Symphonesis Christianorum oder von den einzelnen Zusammenkünften der Christen", empfahl, wobei es ihm wol begegnete, daß er in dieser Empfehlung zu eifrig war. Jedenfalls war Balthasar Mentzer II, der seit dem Jahre 1652 Oberhofprediger und Superintendent in Darmstadt war (vgl. Jöcher III, Sp. 444 f. — aus dem Artikel A. D. B. XXI, 374 ist das nicht zu ersehen —) damit nicht einverstanden, und darunter mußte nun auch W. leiden. Obwol Mentzer Winckler's große Gaben und lebhaften Eifer anerkannte und dadurch, daß W. in zweiter Ehe in Darmstadt die Enkelin von Mentzer's Bruder geheirathet hatte, ihm auch persönlich nahe stand, so suchte er doch nach dem Tode des Landgrafen Ludwig's VI. († am 24. April 1678) während der viermonatlichen Regierung Ludwig's VII. W. zu entfernen, zumal auch der junge Landgraf mit Winckler's Auftreten nicht zufrieden war. Während Kriegsmann aus seinem Amte entlassen und seine Schrift unterdrückt ward, wollte Mentzer W. zur Annahme eines Pastorates in Amsterdam bewegen; doch dieser zog es vor, da er sich in seiner Wirksamkeit in Darmstadt behindert sah, einem Rufe des Kurfürsten von der Pfalz, der ihm die Stelle des lutherischen Predigers an der Concordienkirche in Mannheim anbot, zu folgen (1678). Einige Tage später würde er die erbetene Entlassung in Darmstadt nicht mehr erhalten

haben; am 30. August 1678 starb Ludwig VII. und nun kam die Regierung an seine Stiefmutter Sophie Dorothea als Regentin für ihren minderjährigen Sohn Ernst, die von W. sehr viel hielt und ihn nicht entlassen hätte. Auch in Mannheim war seines Bleibens nicht lange. Die Kirche, an der er stand, war auch den Reformirten zum Gebrauche eingeräumt, und das gab zu mancherlei Unzuträglichkeiten Anlaß.

So folgte W. denn schon im Jahre 1679 einem Rufe der Grafen von Loewenstein-Wertheim, denen Spener ihn in einem uns noch erhaltenen Schreiben (Spener, Letzte theologische Bedenken u. s. f., 2. Aufl., 1. Theil, Halle 1721, S. 393 ff.) sehr warm empfohlen hatte, als Pastor und Superintendent nach Wertheim. Aber auch hier sollte er noch nicht bleiben; obschon er in reichem Segen wirkte und abgesehen von seinem Verhältniß zu den Katholiken mit seiner Lage auch zufrieden war, folgte er doch nach fünf Jahren einem Rufe nach Hamburg, weil er in ihm Gottes Willen erkannte. Ein angesehener hamburgischer Kaufmann Paul Berenberg (geb. 1628, † 1699), aus einer bekannten von den Niederlanden nach Hamburg gekommenen Familie (vgl. Die niederländische und hamburgische Familie Amsinck. Erster Theil, Hamburg 1886, in den Anlagen S. XLVIII ff.), hatte bei häufiger Anwesenheit in Frankfurt Spener kennen gelernt; als nun im J. 1683 das Pastorat (jetzt Hauptpastorat genannt) zu S. Petri in Hamburg neu besetzt werden sollte, wünschte er, daß Spener sich bereit finden ließe, eine etwa auf ihn fallende Wahl anzunehmen, und schrieb an ihn in diesem Sinne. Spener lehnte nun aber für seine Person ab, wies aber Berenberg auf W. hin, dem er ein in jeder Beziehung ehrenvolles Zeugniß gab; außer Winckler's stattlicher Gelehrsamkeit rühmte er an ihm eine solche Gabe zu predigen, daß er ihr die seine nicht vergleichen dürfe (vgl. Spener a. a. O., 3. Theil, S. 118 f.). An St. Petri wurde W. nun zwar nicht gewählt, auch nicht einige Monate später an St. Nicolai; aber als dann wieder nach nur wenigen Monaten das Pastorat zu St. Michaelis in der Neustadt zu Hamburg zu besetzen war, konnte Paul Berenberg schon am Tage vor der Wahl an Spener schreiben, daß W. ohne allen Zweifel „mit allen Stimmen einhellig" gewählt werden würde; und so geschah es auch: am 31. August 1684 ward W. einstimmig gewählt. Nachdem er am 15. Septbr. in Wertheim seine Abschiedspredigt gehalten, kam er im October in Hamburg an und hielt am 4. November seine Antrittspredigt, wobei ihn der Senior D. Klug in sein Amt einführte. — W. ist dann in diesem Amte 21 Jahre bis zu seinem Tode verblieben; mehrfache Berufungen in andere, zum Theil sehr angesehene kirchliche Stellungen, die an ihn noch ergingen, hat er ausgeschlagen, weil er es als den Willen Gottes erkannte, trotz der vielen Unannehmlichkeiten und Kämpfe, die er in Hamburg zu bestehen hatte, auf seinem Posten auszuharren. Es war damals in Hamburg eine böse Zeit; in Kirche und Staat, die verfassungsmäßig aufs engste verbunden waren, gährte es gewaltig, und es ist nicht leicht, sich in unserer Zeit von den damaligen kirchlichen Streitigkeiten und von der Art, wie sie geführt wurden, eine richtige Vorstellung zu machen. (Zu Folgendem ist zu vergleichen, was über diese Streitigkeiten in der A. D. B. schon in den Artikeln Hinckelmann XII, 460 ff., Horb XIII, 120 ff. und Mayer XXI, 99 ff. mitgetheilt ist.) — Ein Beweis von dem Ansehen, welches W. alsbald in Hamburg gewann, ist es, daß schon wenige Wochen nach seinem Amtsantritt auf seinen Vorschlag Johann Heinrich Horb, der Schwager Spener's, auf den Aufsatz für das Pastorat zu St. Nicolai gebracht und am 28. December 1684 auch einstimmig gewählt wurde. Hingegen war es nicht nach Winckler's Wunsche, daß nach dem Tode Anton Reiser's († am 27. April 1686, vgl. über ihn A. D. B. XXVIII, 119 ff.) am 24. October

1686 Johann Friedrich Mayer zum Pastor zu St. Jacobi in Hamburg gewählt ward. Die Erlebnisse der nächsten Jahre haben W. Recht gegeben; übrigens hatte sich auch das Ministerium (d. h. das Collegium der Geistlichen) gegen die Wahl Mayer's erklärt und nur auf Wunsch des Senates wegen der unruhigen Zeiten — es waren die durch Schnitger und Jastram (beide wurden am 4. October 1686 hingerichtet) erregten politischen Unruhen, die die ganze Stadt damals aufregten — seinen Widerspruch aufgegeben. Mayer hatte gehofft, in Wittenberg, wo er Professor und Universitätsprediger war, nicht entlassen zu werden; aber Spener, der seit kurzem (seit Juli 1686) Oberhofprediger und Mitglied des Oberconsistoriums in Dresden war, fühlte sich nicht veranlaßt ihn zu halten, obschon Mayer damals für einen Freund Spener's gehalten werden mußte. Es scheint in der That so, daß in diesem Verhalten Spener's der eigentliche Grund der feindlichen Stellung, die Mayer gegen Horb und dann auch gegen den weit bedeutenderen W. einnahm, gesucht werden muß (so urtheilt namentlich auch Geffcken unter voller Anerkennung der großen Gaben Mayer's, während Wolters im ganzen viel günstiger über Mayer urtheilt; vgl. die unten zu nennenden Schriften). Der Gegensatz zwischen beiden kam zuerst zu öffentlichem Ausbruch bei dem Streit über die Zulässigkeit der Opern. Das zuerst im J. 1678 in Hamburg eröffnete Opernhaus war am 28. Januar 1686 wegen der politischen Unruhen durch Beschluß der Bürgerschaft geschlossen worden. Als dann im Juli desselben Jahres der Senat den Wiederbeginn der Aufführungen gestattete, predigte W. dagegen. Schon vor ihm hatte sich namentlich auch Reiser gegen die Opern erklärt. Ende Juli wurden dann die Opern wieder verboten, worin W. einen Sieg des Wortes Gottes sah. Als dann aber im J. 1687 die Interessenten des Opernhauses die Vorstellungen wieder beginnen wollten, mußte ihnen daran liegen, sich vorher der Zustimmung des Ministeriums zu vergewissern; sie wandten sich zu diesem Zwecke an Mayer. Die Einzelheiten des nun ausbrechenden Streites zu erzählen, würde hier zu weit führen. Der Senat wandte sich an das Ministerium, das sich in seiner Majorität für Zulassung der Opern erklärte. Gegen diesen Beschluß sprach sich W. in einer eignen Schrift aus, die er dem Senat und dem Ministerium zuschickte; der Senat erbat sich vom Ministerium ein Gutachten über sie, und das Ministerium beauftragte Mayer mit der Abfassung des Gutachtens. Mayer faßte dieses in einer Weise ab, daß man ihm das Behagen anmerkt, W. das Uebergewicht seiner dialektischen Gewandtheit und seiner Gelehrsamkeit fühlen zu lassen; mag W. auch in der Sache nicht immer recht haben, seinem redlichen Eifer und gewissenhaften Ernst stellt Mayer nur persönliche Bitterkeit und Gehässigkeit gegenüber. Das Ministerium eignete sich in seiner Majorität Mayer's Gutachten an; die Opern wurden wieder gestattet, und W. hat seinerseits den Streit nicht öffentlich weiter geführt. Viel unangenehmere Folgen als dieser Streit hatte derjenige, der im J. 1690 über den sog. „Religionseid" ausbrach, für W. Nachdem W. schon seit dem Jahre 1687 für „Graduirte und Studiosen", wie es in der handschriftlichen Chronik von Otto Sperling heißt, Collegia in seinem Hause eingerichtet hatte, also ihnen exegetische Vorlesungen gehalten hatte, fing er im September 1688 an, Montags von 10 bis 11 Uhr morgens (später geschah es zwei Mal wöchentlich) in seinem Hause allen, die da kommen wollten, einen Abschnitt aus der Bibel auszulegen und ihnen Zweifel und Fragen zu beantworten. Anfangs ließ er (vgl. sein gedrucktes Sendschreiben an Hanneken, 1690, Blatt B 2 r) auch andere reden, er gab das aber wieder auf, weil es ihn mehr aufhielt, als daß es Nutzen brachte. Der Andrang, namentlich auch von Frauenzimmern, war gewaltig groß; sein Haus konnte die Zuhörer nicht fassen. Wir haben hier deutlich die uns schon bekannten Privat-

convente (collegia pietatis), wie W. sie in Darmstadt und Wertheim gehalten und die er nun, nachdem er fast vier Jahre in Hamburg war, auch hier einführte; er hat die Sache also nicht übereilt; aus seinen Aeußerungen (in der ebengenannten Schrift) sehen wir, wie er sich die Sache gewissenhaft überlegt hatte und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er auf diese Weise am besten Frömmigkeit und Glauben in seiner großen Gemeinde verbreiten könne. Dem Ministerium war diese Sache nun aber sehr zuwider; wollte man auch Winckler's Absehen für christlöblich halten, so sei die Sache doch ungebräuchlich, bringe andere Prediger in Verachtung und befördere den Separatismus. Was den letzteren Vorwurf anlangt, so lag es W. äußerst ferne, dergleichen Bestrebungen zu fördern; aber es traten damals in Hamburg bei andern, die W. nicht fern standen, entschieden separatistische Bestrebungen auf. Namentlich haben der Candidat Nicolaus Lange (s. A. D. B. XVII, 648 ff.; er ist nicht zu verwechseln mit dem gleichzeitigen Prediger Johann Lange zu St. Petri in Hamburg, einem Gegner von W. und Horb, s. A. D. B. XVII, 639 f.) und der frühere Prediger Eberhard Zeller um diese Zeit in Hamburg in dieser Weise kirchenfeindlich und irreführend gewirkt; und obschon W. selbst ihr Verhalten mißbilligte, wie wir aus seinen Briefen an Spener sehen, wurden er und seine Freunde, namentlich Horb und Abraham Hinckelmann, der seit Februar 1689 Pastor zu St. Catharinen war, von ihren Gegnern im Ministerium auch für diese ungesunden Auswüchse der Privatconvente verantwortlich gemacht. Am 14. März 1690 überraschte der Hauptpastor zu St. Petri Samuel Schultz, der seit dem 26. October 1688 Senior war, in einem Convent des Ministeriums seine Collegen damit, daß er ihnen einen Revers vorlegte, den sie unterschreiben sollten, um sich dadurch eidlich zu verbinden, die „durch einige Zeit her bekannt gewordenen pseudophilosophos, antiscripturarios, laxiores theologos und andere fanaticos, namentlich Jacob Böhmen, auch chiliasmum tam subtiliorem quam crassiorem verwerfen, ihre Anhänger für keine Brüder erkennen, sie nicht entschuldigen, ... vielmehr ihren Irrthümern bei gegebener Gelegenheit öffentlich widersprechen" zu wollen, ... „und dagegen alle Neuerung, sie habe Namen, wie sie wolle, ob sie gleich das Ansehen gewinne der Verbesserung des Christenthums ... mit Ernst zu verhüten". Schultz gab an, sein Zweck dabei sei, die Gemüther im Ministerium zu vereinigen; in Wahrheit war nichts so geeignet, wie dieses völlig eigenmächtige und unberechtigte Vorgehen, die Gemüther zu erhitzen und schon vorhandene Gegensätze zu verschärfen. W., der als der im Amtsalter nächste Hauptpastor zuerst zu votiren hatte, ließ sich durch das friedliche Vorgeben zunächst fangen und gab seine Unterschrift unter der Bedingung, daß seine Privatconvente nicht mit unter die zu meidenden Neuerungen befaßt seien; die übrigen Anwesenden unterschrieben alle außer Horb; übrigens fehlten in der Sitzung von 27 Mitgliedern des Collegiums 10. Zu den Abwesenden gehörte Hinckelmann, der, als ihm der Revers dann vorgelegt wurde, entschieden seine Unterschrift verweigerte. Auch W. nahm, nachdem er sich die Sache zu Hause überlegt hatte, seine Unterschrift zurück. Da nun W., Hinckelmann und Horbius sich nicht allein gegen den Inhalt des Reverses, obschon sie auch diesen nicht billigten, aussprachen, sondern ganz besonders auch gegen die Berechtigung des Seniors, eine solche eidliche Verpflichtung durch Unterschrift zu verlangen, so entspann sich hierüber ein heftiger Streit, der auch nicht aufhörte, als der Senat am 9. April den Revers annullirt hatte. Mayer, der die Sache des Seniors völlig zu der seinigen machte, trotzte dem Senate und holte von verschiedenen theologischen Facultäten Gutachten ein; die dem Ministerium günstigen responsa, zu denen namentlich das Wittenberger zählte, ließen Mayer und Schultz drucken,

um namentlich auch auf den Senat einzuwirken, während sie das Leipziger, das dem Ministerium ungünstig war, nicht veröffentlichten. Auch W. und seine Freunde suchten auswärts Hülfe; sie wandten sich an mehrere Gelehrte, u. a. auch an Spener; der letztere gab ein besonders bündiges und eingehendes Bedenken ab, in welchem er das ganze Verfahren von Schultz und seinen Genossen verurtheilte. Der Senat, der den Streit zu schlichten suchte, gab schließlich darin nach, daß der Revers in Ehren bleiben sollte, nur sollten W., Hinckelmann und Horbius nicht zur Unterschrift gezwungen werden, und diese versprachen, unter dieser Bedingung den Revers nicht weiter anfechten zu wollen; dieser Vertrag kam am 4. November 1690 zu Stande und ward am 7. November vom Ministerium angenommen. Jedoch ließ sich Mayer trotzdem vom Ministerium beauftragen, Spener zu widerlegen, was zu einem mehrfachen Schriftenwechsel zwischen beiden führte. Mayer's Erbitterung gegen Spener beeinflußte dann auch sein Verhalten gegen Horb, der ein Schwager Spener's war, in den gegen diesen nun ausbrechenden Streitigkeiten. Für den Anfang und die Geschichte dieses Streites, der vom Januar 1693 bis zum Juni 1694 die ganze Stadt in Bewegung setzte, muß hier auf das im Artikel „Horb", Bd. XIII, S. 122 f. Gesagte verwiesen werden. Obschon W. von Anfang an diesen Streit für einen völlig unnöthig und böswillig von Mayer herbeigezogenen ansah und am liebsten sich zurückgehalten hätte, so ward er doch wider seinen Willen in ihn hineingezogen; er billigte keineswegs in allem Horb's Verfahren, trat aber doch offen und muthig für ihn ein, soweit ihm Unrecht geschah und namentlich als er von Mayer und den von diesem fanatisirten Massen auch auf eine äußerlich gemeine Weise verfolgt ward. Gegen die sachlichen Vorwürfe, die Horb von Mayer und seinen Freunden gemacht wurden, und die in der Beschuldigung gipfelten, daß Horb ein „Quäker" sei — mit diesem völlig unpassenden Ausdruck wurden diejenigen bezeichnet, welche die auf Verinnerlichung des Christenthums gerichteten Bestrebungen Spener's und seiner Freunde billigten —, vertheidigte W. ihn in vier Predigten, die er im April und Mai 1693 hielt und dann unter dem Titel: „Der unrechtmäßig verquakerte gute Lutheraner" (Hamburg 1693, 4°) herausgab. Außer einigen andern kleineren Schriften hat W. dann in dieser Angelegenheit im Februar 1694, als Mayer's äußerer Sieg über Horb schon entschieden war, zusammen mit Hinckelmann einen ausführlichen Bericht über diese ganze Streitsache verfaßt: „Gründlicher Beweis, daß sowol in der ganzen Zeit ihres geführten Predigtamts als auch noch letztens in der Streitsache mit Herrn Pastor Horbio keine Gefahr der Verlierung reiner und wahrer Lehre unter denen Lehrern gewesen und also die neulichst entstandene große Unruhe ohne Grund sei". Dieser Bericht, der größtentheils von W. verfaßt und bei weitem das Beste ist, was damals über diese Sache geschrieben ist, wurde dem Senat eingereicht; am 16. März beschlossen die Sechziger und Hundertachtziger, d. h. die Vertreter der kirchlichen Collegien und der Bürgerschaft, ihn drucken zu lassen, was dann auch sogleich geschah. Unerwünschteres konnte für Mayer nicht geschehen; er wußte in seiner Erregung kaum mehr, was er that; er schrieb eine Gegenschrift, die dann von W. wieder beantwortet wurde, und so wurden noch einige Schriften hin und her geschrieben, bis auf eine ernste Mahnung des Kaisers Leopold an den Senat vom 3. April der Senat eine allgemeine Amnestie herbeiführte, die von der Bürgerschaft am 8. Juni angenommen ward und der auch das Ministerium sich fügen mußte. Die letzte Schrift in der Sache ist Winckler's „Gründlicher Beweis, daß er die hamburgische Kirche nicht irre gemacht hat"; sie erschien am 4. Juni, und man darf sagen, daß W. mit ihr das Feld behalten hat; ihren Ausführungen werden auch wir zustimmen müssen. Horb und Hinckelmann überlebten das Ende des Streites nicht lange;

an W. ist die Aufregung und Anstrengung, die er ihm brachte, auch nicht spurlos vorübergegangen; und wenn dann auch zunächst ruhigere Jahre, in welchen er ungestörter seinen eigentlichen Arbeiten nachgehen konnte, für ihn kamen, so stand ihm doch noch ein neuer Kampf mit Mayer bevor. — Im J. 1695 ward W. vom Grafen Detlef v. Rantzau (s. A. D. B. XXVII, 276) zu seinem Beichtvater und zum Propst der Reichsgrafschaft Rantzau ernannt und als Propst auf dem gräflichen Hause Rantzau eingeführt; er hat dieses Amt neben seinem hamburger auch noch unter Detlef's Nachfolger verwaltet; im J. 1701 legte er es aber, weil ihm die Arbeit bei seinen abnehmenden Kräften zu viel ward, nieder (vgl. Bolten, Hist. Kirchennachrichten von der Stadt Altona, 1. Band, Altona 1790, S. 37). — Nach dem Tode des Senior Schultz ward W. am 7. Juni 1699 vom Senat zum Senior erwählt; er hat dieses Amt bis zu seinem Tode verwaltet. Gleich in den Anfang seines Seniorats fallen einige sehr wichtige Einrichtungen, betreffs derer man sich nur wundert, daß sie nicht früher getroffen sind. Zunächst führte W. ein ordentliches Candidatenexamen ein; sodann arbeitete er eine Sammlung von Collecten u. s. f. aus, die sofort eingeführt wurden; und endlich gab er der hamburgischen Kirche ihr erstes officielles Gesangbuch. W. gab Mayer, dem amtsältesten Hauptpastor nach ihm, den Auftrag, dieses Gesangbuch zusammenzustellen. Das Gesangbuch erschien schon im April 1700 und enthält in diesem ersten Drucke 318 Lieder; daß die Zählung der Lieder falsch ist, daß sieben Lieder unter verschiedenen Nummern doppelt abgedruckt sind und Anderes sind Zeichen von der Eile, mit der es verfertigt ist; in demselben Jahre erschien noch ein neuer verbesserter Druck mit 326 Liedern und wahrscheinlich auch noch der dritte mit 331 Liedern. — Am Beginn des neuen Jahrhunderts schien es, als wenn W. in Hamburg seine Stellung verlassen werde; während er, wie schon erwähnt, verschiedene Berufungen, die in Hamburg an ihn ergingen, abgelehnt hatte, war er, als er am 25. Februar 1701 zum Superintendenten in Lübeck erwählt wurde, anfänglich bereit, dem Rufe zu folgen. Namentlich auch die noch immer anhaltenden bürgerlichen Unruhen in Hamburg, deren Ende noch gar nicht abzusehen war (und auch erst 1710 kam), machten ihm seine Stellung in Hamburg schwer. Doch vermochten ihn die Bitten seiner Freunde in Hamburg, sie nicht zu verlassen; es mußte ihm auch fraglich scheinen, ob er, da seine Gesundheit erschüttert war — er sollte gerade zu einer Cur nach Wiesbaden — noch in einen neuen Wirkungskreis treten dürfe. Er hat dann in Hamburg noch schwere Jahre gehabt. Mayer, der sich in Hamburg nicht mehr glücklich fühlte, nahm im J. 1701 eine Berufung nach Greifswald an; er ward dort Generalsuperintendent, Präses des Consistoriums, Professor der Theologie, Rector der Universität und Hauptprediger zu St. Nicolai; als er dahin zog, um diese Aemter zu übernehmen, hatte er sein Amt in Hamburg nicht niedergelegt, vielmehr seiner Gemeinde in Hamburg in Aussicht gestellt, zu den künftigen Fasten wiederzukommen, um ihr den gekreuzigten Jesum zu predigen. Es war jedenfalls seine Schuld, daß seine Freunde in Hamburg glaubten, er werde wieder nach Hamburg zurückkehren. Mayer legte dann zwar, weil er es übel nahm, daß W. als Senior bei der Besetzung einer Predigerstelle zu St. Jacobi völlig den bestehenden Ordnungen gemäß die Stelle des nicht vorhandenen Hauptpastors vertrat, von Greifswald aus am 21. Februar 1702 sein Hamburger Amt nieder; aber er hinderte es nicht, daß seine Freunde damit nicht zufrieden waren und den Versuch machten, seine frühere Berufung nach Hamburg wieder in Gültigkeit treten zu lassen. Es entstand hieraus der berüchtigte Streit über die renovatio vocationis, der wie der frühere Horbische ganz Hamburg längere Zeit in Unruhe versetzte, in welchem die demokratischen Elemente, die Mayer's Rückkehr er=

zwingen wollten, sich wieder Alles erlaubten und leider auch manches ertrotzten, und in welchem auch wieder eine kaum zu übersehende Reihe von Streitschriften erschien. W. bewies auch in den sehr unangenehmen Streitigkeiten, in die ihn, ohne daß er es im geringsten verschuldet hätte, diese Angelegenheit hineinzog, seine Sachlichkeit, Klarheit und einen unbeugsamen Muth; aber als der Kampf dann im J. 1704 endlich äußerlich damit endete, daß Mayer erklärte, er dächte garnicht daran, wieder nach Hamburg zu kommen, und ihm an St. Jacobi ein Nachfolger gewählt ward, war Winckler's Kraft gebrochen; auch eine Cur in Ems, die er noch versuchte, brachte keinen bleibenden Erfolg; er starb am Palmsonntage, den 5. April 1705, nachdem er am 22. März zum letzten Mal seine Kanzel bestiegen hatte. Obschon in Hamburg die Zeiten noch nicht wieder ruhig waren und die Feinde der Ordnung sich über Winckler's Tod freuten, weil der ihnen recht unbequeme Strafprediger nun verstummte, so zeigte sich doch bei seinem Tode, in welchem Ansehen er bei allen Gutgesinnten stand; bei seinem Leichenbegängniß betheiligte sich die ganze Stadt. — W. war nicht nur ein ausgezeichneter Prediger, wie es damals nach dem Zeugniß der Zeitgenossen wenige gab, sondern auch ein tüchtiger Theologe. Mit vielen Gelehrten stand er in Briefwechsel. Wenn er auch im wesentlichen in seiner Auffassung dessen, was der Kirche noth sei, die Spener'schen Grundsätze vertrat, so war er doch kein blinder Nachfolger Spener's; in vielen Dingen war er vorsichtiger und in seinem Urtheil klarer. Es zeigte sich das z. B. auch in der Stellung, die er den sog. Offenbarungen des Fräulein Rosamunde Juliane von der Asseburg (s. A. D. B. I, 622) gegenüber einnahm; das „schriftmäßige und wohlgemeinte Bedenken", das W. dem diese Offenbarungen vertheidigenden „Sendschreiben an einige Theologos" des Lüneburger Superintendenten Johann Wilhelm Petersen entgegensetzte und das Hamburg 1693 (in 4°) erschien, ist mit großer Nüchternheit und Gründlichkeit geschrieben und brachte die Sache für alle Urtheilsfähigen zur Entscheidung. — Von besonderer Bedeutung ist der Einfluß geworden, den W. auf August Hermann Francke gehabt hat, als dieser im J. 1688 sich bei ihm als Hauslehrer aufhielt. Grade in dieser Zeit hatte W. auch den Plan, eine Bibelgesellschaft zu gründen, erwogen, wie er später durch Francke's Einfluß in der v. Canstein'schen Bibelgesellschaft zur Ausführung kam. — W. gab mehrere Ausgaben der Lutherischen Bibelübersetzung auf seine und seiner Freunde Kosten heraus; zu einer Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung, die zuerst im J. 1693 zu Lüneburg erschien (2. Aufl. 1702), schrieb er die Vorrede. Mit ganz besonders günstigem Erfolge war er dann auch für die Errichtung guter Volksschulen in Hamburg thätig; zur Gründung von vier Schulen hat er die Veranlassung zum Theil von der Kanzel aus gegeben und dann, als ihm die Mittel durch private Gaben zur Verfügung standen, ihre Einrichtung selbst besorgt; zwei von diesen, die Rumbaum'sche und die Wetken'sche stehen noch, wenn auch in allmählich veränderter Gestalt, in gesegneter Wirksamkeit. So erkannte W. nach vielen Seiten hin vorhandene Bedürfnisse und wußte ihnen in praktischer Weise zu genügen.

Georgius Eliezer Edzardi, Elogium funebre .... Joannis Winckleri, abgedruckt in Fabricius, Memoriae Hamburgenses, Hamburgi 1711, vol. III, pag. 351 sqq. — Joannis Molleri Cimbria literata, tom. II, pag. 990 sqq. — Johannes Geffcken, Johann Winckler und die hamburgische Kirche in seiner Zeit. Hamburg 1861. — Herzog, Theologische Realencyklopädie, 2. Aufl., Theil 17, S. 199—202. — Hamburgisches Schriftstellerlexikon, Band 8, S. 65 ff.; hier auch ein Stammbaum seiner Nachkommen und ein Verzeichniß seiner Schriften. — K. J. W. Wolters, Die kirchlichen Zustände (in Hamburg) vor 200 Jahren, in: Hamburg vor 200 Jahren, gesammelte Vorträge,

herausgegeben von Theodor Schrader, Hamburg 1892, S. 143—216. — Eine Sammlung an W. gerichteter Briefe bewahrt d. Stadtbibl. in Hamburg.

Carl Bertheau.

Windler: Johann Joseph W., einer der besten Liederdichter des älteren Pietistenkreises, wurde am 23. December 1670 zu Lucka in Sachsen-Altenburg geboren, wo sein Vater, Gottfried W., Stadtschreiber war. Er studirte zu Leipzig Theologie und ward hier durch die biblischen Vorlesungen Johann Caspar Schade's und August Hermann Francke's für die pietistischen Bestrebungen gewonnen. Schon im J. 1692 ward er in Magdeburg Prädicant am Hospital St. Georg, einem Siechenhause vor dem Sudenburger Thor, und Nachmittagsprediger zu St. Petri. Im J. 1695 ward er Feldprediger bei einem kurbrandenburgischen Regimente, das er nach Holland und nach Italien begleiten mußte. Nach dem Ryswicker Frieden (1697) machte er eine Studienreise durch Holland und England. Im J. 1699 (oder 1698?) wurde er zum Diakonus am Dom in Magdeburg erwählt; er ist dann bis zu seinem Tode am Magdeburger Dom geblieben. Nachdem er schon im J. 1703 im Nebenamt zum Inspector des Holzkreises ernannt war, ward er 1709 erster Domprediger und 1716 zugleich Consistorialrath. Er starb am 11. August 1722, noch nicht 52 Jahre alt. — W. war ein tüchtiger und begabter Prediger, der in seinem Amte unter reichem Segen gewirkt hat. Er gehört zu den ernsten und besonnenen Pietisten der ältern Schule, die sich die späteren Maßlosigkeiten und Geschmacklosigkeiten nicht zu Schulden kommen ließen. Wie mehrere seiner Gesinnungsgenossen trat auch er gegen das Theater auf. Als die Velten'sche Truppe nach Magdeburg kam und hier u. a. auch Molière'sche Komödien spielte, sprach er sich auf der Kanzel dagegen aus und veröffentlichte eine Schrift dagegen: „Des h. Vaters Chrysostomi Zeugniß wider die Schauspiele, verdeutschet und in etwas erläutert". Dadurch ward die Frau Catharina Elisabeth Velten (Velthemin), die damals als Wittwe die Truppe leitete, veranlaßt, die A. D. B. XXXIX, 584 (Zeile 5 v. u.) genannte Schrift gegen W. herauszugeben. (Die Darstellung dieses Vorganges bei Devrient, Geschichte der Schauspielkunst, 1. Bd., Leipzig 1848, S. 385 ff., verwechselt ihn wahrscheinlich mit einem andern). — Bekannter ward W. durch seine Theilnahme an den kirchlichen Unionsbestrebungen des Königs Friedrich I. von Preußen. Als dieser im J. 1703 ein Unionscollegium einsetzte, das über eine Vereinigung der lutherischen mit der reformirten Kirche berathen sollte, ward als Vertreter der Lutheraner neben dem Propst zu Cöln a. d. Spree Julius Lütkens (s. A. D. B. XIX, 700) W. in dasselbe berufen. Die Verhandlungen hatten bekanntlich keinen Erfolg, wurden auch, nachdem Lütkens wegen des Uebergewichtes der Reformirten seine Theilnahme verweigerte, bald eingestellt. Unter den Schriften, die damals erschienen, die Union zu befürworten, hat keine solches Aufsehen erregt, als die unter dem Titel „Arcanum regium" erschienene. Diese kleine Schrift ist ursprünglich von einem Prediger Johann Welmer (vgl. Historia bibliothecae Fabricianae, vol. IV, pag. 425), der zu Schermke bei Wanzleben stand († 1704), geschrieben; sie kam handschriftlich in Windler's Hände, der sie mit einigen einleitenden Sätzen vermehrte und sie bei einem Gespräche, das er während der Verhandlungen mit dem Könige hatte, diesem als einen Entwurf, wie etwa die gewünschte Union sich herbeiführen ließe, überreichte. Sie soll dann aus dem Cabinet des Königs entwendet sein und ist jedenfalls ohne Windler's Willen und Wissen gedruckt. Der Unterzeichnete kennt drei verschiedene Drucke aus dem Jahre 1703; aber es mag noch mehr geben. Der wahrscheinlich älteste hat auf dem Titel nur die Worte: „Arcanum regium. Anno 1703" und besteht aus sieben unpaginirten Blättern in Octav; Name eines Verfassers oder Druckorts

ist nicht genannt. Ein zweiter Druck hat folgenden langen Titel, der auf den Inhalt hinweist: „Arcanum Regium, das ist ein königlich Geheimniß für einen regierenden Landesherrn, darinnen ihm entdeckt wird, wie er sich bei seinen über die Religion zertheilten Unterthanen nach Gottes Willen zu verhalten habe, damit er eine Gott wohlgefällige Vereinigung unvermerkt stifte und in kurzer Zeit befördere; ans Licht gestellt von Wincklero, Diacono an der Thum-Kirche zu Magdeburg". Frankfurt [a. d. O.?] 1703, 8°. Ein dritter Druck erschien in 4°, 4 Blätter, s. l. 1703 unter dem Titel: „Johann Joseph Wincklers, Dohm-Predigers in Magdeburg, arcanum regium samt dem vertheidigten Wittenberg"; (das vertheidigte Wittenberg ist ein Gedicht zu Ehren Wittenbergs, die Zugabe desselben zeigt, daß dieser Druck des arc. reg. von einer Seite veranstaltet ist, die mit seinem Inhalt nicht übereinstimmt). Während in dem zu zweit genannten Druck W. nicht als der Verfasser des arcanum regium, sondern nur als der Herausgeber bezeichnet wird, was er aber auch nicht war, wie u. a. auch schon das Fehlen seiner Vornamen wahrscheinlich macht, wird in dem an dritter Stelle genannten W. gradezu als Verfasser bezeichnet; und als solcher galt er damals auch vielerwärts. Der Inhalt der Schrift, die aus thesenartigen Sätzen besteht, ist ein doppelter; zunächst wird das ius episcopale eines Fürsten so dargestellt, als ob vermöge desselben eine Union der beiden Kirchen ohne weiteres befohlen und durchgeführt werden könne; und sodann wird gezeigt, daß eine solche Union auch von Bestand sein werde, wenn man bei der Ausbildung der künftigen Geistlichen statt auf „Meinungen" das Gewicht auf „Gottseligkeit" lege; Privatbeichte, Meßgewänder, Hostien, Lichter auf dem Altar, aber auch eine Reihe von Festtagen, wie z. B. die dritten Feiertage, müßten abgeschafft werden; die Landeskinder sollen nicht in Wittenberg, sondern nur in Halle studiren dürfen u. dgl. m. Es ist begreiflich, daß diese Ansichten und Vorschläge, namentlich von Seiten der Lutheraner aufs heftigste bekämpft wurden; es erschien eine Reihe von Schriften und Gegenschriften, fast alle anonym oder pseudonym. Unter ihnen sind als besonders sachlich gehalten und deshalb als von hervorragenderer Bedeutung zu nennen: „Des Ministerii zu Hamburg christliches Bedenken über das sogenannte arcanum regium, die Religionsvereinigung der Lutheraner und Reformirten betreffend" (Hamburg 1703) vom Senior Johann Winckler (soviel uns bekannt, mit unserm W. nicht verwandt, vgl. über ihn oben S. 365 ff.) verfaßt, eine Schrift, die um so mehr in Betracht kommt, als ihr Verfasser auch zu den Pietisten gehört, und: „Allerunterthänigste Adresse an ein großmächtiges Oberhaupt im Namen der evangelisch-lutherischen Kirche, die Religionsvereinigung betreffend nebst einem Vorschlage zum gesegneten Kirchenfrieden", gleichfalls anonym 1703 erschienen, von Valentin Ernst Löscher verfaßt (s. A. D. B. XIX, 211). W. gab noch in demselben Jahre (?) seine Schrift heraus, in der er bezeugte, daß er das arcanum regium nicht verfaßt und nicht herausgegeben habe, die Ueberreichung desselben an den König als eine Uebereilung seinerseits bezeichnete und offen aussprach, daß er mit vielen Sätzen dieser Schrift garnicht übereinstimme u. s. f.; sie hat den Titel: „Johann Joseph Wincklers aufrichtige Entdeckung seines Herzens gegen alle Christen und insonderheit gegen die christliche Gemeinde im Dom zu Magdeburg bei der über einem gewissen Unionsproject entstandenen großen Unruhe aus dringender Noth zur Rettung seines heiligen Amts zum Druck gegeben", und erschien zuerst Wernigerode s. a. [1703?], 24 Seiten 4°, und in einem zweiten Abdruck s. l., 24 Seiten 8°, „gedruckt im Jahre 1704". In der That stimmen viele Sätze im arcanum regium und namentlich die in ihm sich aussprechende Gleichgültigkeit gegen die Lehre der lutherischen Kirche nicht zu Winckler's sonst bekannten Ueberzeugungen; eine von ihm selbst anerkannte Uebereilung hat ihm

aber viele Unannehmlichkeiten bereitet. — Für uns kommt er nun aber hauptsächlich als Dichter geistlicher Lieder in Betracht. Zuerst erschienen Lieder von ihm in größerer Anzahl im Anhange zur zweiten Auflage von Heinrich Georg Neuß' (s. A. D. B. XXIII, 556) Hebopfer zum Bau der Hütten Gottes (Wernigerode 1703). Der Anhang enthält 21 Lieder unter der Bezeichnung „auserlesene geistliche Lieder"; gewöhnlich werden diese Lieder sämmtlich W. zugeschrieben, doch können ihm völlig sicher nur diejenigen vier unter ihnen zugewiesen werden, die sich auch im Freylinghausen'schen Gesangbuch von 1714 befinden und in der von Kirchner herausgegebenen Nachricht über die Liederverfasser des Freylinghausen'schen Gesangbuches (Halle 1771) auf Grund des Zeugnisses seiner an den Consistorialrath Sucro verheiratheten Tochter als von ihm gedichtet bezeichnet sind. Hernach erschienen Lieder von W. in dem Schlechtiger'schen Gesangbuch (Berlin 1704) und in der ersten Auflage des Porst'schen Gesangbuches (Berlin 1708); das Freylinghausen'sche Gesangbuch von 1714 enthielt außer den vier schon erwähnten noch sechs andere Lieder von W., die hier zum Theil zum ersten Mal gedruckt sind. Außerdem wird ihm noch ein zuerst im Wernigeröder Gesangbuch von 1735 nachweisbares Lied (von Kirchner, vgl. Fischers Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 348) zugeschrieben. Wenn er dieses und alle im Neuß'schen Anhange enthaltenen Lieder verfaßt hat, so kennen wir zum mindesten 28 Lieder von ihm, im anderen Falle wenigstens 10. Unter ihnen ist wol das verbreitetste und bekannteste das Lied: „Ringe recht, wenn Gottes Gnade dich nun ziehet und bekehret", zuerst gedruckt 1714 (als Einzeldruck früher), ein besonders kräftiges Heiligungslied, das nur etwas zu lang ist, von dem die besten Strophen in keinem Gemeindegesangbuch fehlen sollten. Andere Lieder von W. sind: „Meine Seele senket sich hin in Gottes Herz und Hände", bei Neuß 1703; „Jesu, Herr der Herrlichkeit, süßer Heiland frommer Herzen", ebenda; „Der Geist, der von des Höchsten Thron mit Blitz und Licht und Kraft ausgehet", bei Schlechtiger 1704 und Freylinghausen 1714.

Wetzel, Hymnopoeographia III, 436 f. — Jöcher IV, Sp. 2010. — Goedeke, 2. Aufl., III, 297, Nr. 58. — Rambach, Anthologie IV, 234 ff. — Bode, Quellennachweis, S. 173 f. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd. 4, S. 383 ff. — Blätter für Hymnologie 1888, S. 170 f. — James Mearns in John Julian, a dictionary of hymnology, S. 1286. — Ueber das arcanum regium und den durch es veranlaßten Streit: Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, welche sonderlich außer der evang.-luth. Kirche entstanden, Bd. 1, 3. Aufl., S. 509 ff.; Bd. 3, S. 1080 ff. — M. v. Engelhardt, Valentin Ernst Löscher, Dorpat 1853, S. 96 ff.

Carl Bertheau.

Winckler: Johann Friedrich W., geboren zu Wertheim am 13. December 1679, kam in seinem fünften Jahre mit seinem Vater, dem spätern Senior Johann W. (s. o. S. 365 ff.), nach Hamburg. Zunächst wurde er im Hause unterrichtet; schon sehr früh gab ihn sein Vater zu Esdras Edzardi (siehe A. D. B. V, 650) in den Unterricht des Hebräischen und Rabbinischen. In seinem zwölften Jahre ward er nach Frankfurt a. M. zu Hiob Ludolf (A. D. B. XIX, 394) gesandt, um von diesem in den andern orientalischen Sprachen und im Aethiopischen unterwiesen zu werden. Als wegen Kriegsgefahr der Aufenthalt dort unsicher ward, nahm ihn der Vater wieder nach Hamburg und ließ ihn von Joachim Morgenweg (s. A. D. B. XXII, 234), der damals Katechet am Zuchthause war, unterrichten. Im J. 1695 ging er zum Studium der Theologie nach Greifswald, wo er nach zwei Jahren Magister ward. Er unternahm darauf eine längere Reise nach Holland und England, auf welcher er die persönliche Bekanntschaft vieler Gelehrten machte und namentlich auf der Bod-

lejanischen Bibliothek in Oxford orientalische Handschriften studirte. Von hier lud ihn Ludolf ein, zu ihm nach Frankfurt zu kommen, um ihm mit Johann Heinrich Michaelis bei der neuen Bearbeitung seiner äthiopischen Grammatik behülflich zu sein (sie erschien Frankfurt a. M. 1702 in Folio; die erste Auflage war London 1661 in Quart herausgekommen). Nachdem er nach Hamburg zurückgekehrt war, sandte ihn sein Vater im Herbst 1703 nach Helmstedt, um dort die Studien zweier jüngerer Brüder zu leiten. Schon am 18. März 1704 ward er, noch nicht 25 Jahre alt, zum Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium in Hamburg erwählt. In diesem Amte war er noch nicht acht Jahre, als er am 3. Januar 1712 an Stelle des schon im Juni 1710 verstorbenen Franciscus Wolf zum Hauptpastor zu St. Nicolai erwählt wurde, in welcher Stellung er dann während 26 Jahre bis zu seinem Tode verblieb; im J. 1730 ward er auch zum Senior der hamburgischen Kirche erwählt. Auch als Pastor setzte er seine gelehrten, namentlich seine orientalischen Studien fort; er hat dann aber auch eine Anzahl erbaulicher Schriften und Predigten drucken lassen. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Fürsorge für die eine der von seinem Vater gegründeten Schulen, die sog. Winckler'sche. Er war ein außerordentlich beliebter Prediger; seine Kirche war so gefüllt, daß die Kirchenvorsteher immer neue Sitzplätze mußten anlegen lassen. In seinen letzten Jahren nahm seine Gesundheit ab; Badereisen brachten nicht den gewünschten Erfolg; er starb in seinem 59. Jahre am 24. October 1738.

Das Leichenprogramm für Joh. Friedr. Winckler von Joachim Dietrich Evers ist abgedruckt in: Fabricius, Memoriae hamburgenses, tom. VIII, pag. 355 sqq. — Joannis Molleri Cimbria literata, tom. II, pag. 1005 sq. — Mönckeberg, Die St. Nikolai-Kirche in Hamburg, Hbg. 1846, S. 154 ff. — Lex. d. hamburgisch. Schriftsteller VIII, 86 ff. — Jöcher IV, Sp. 2009.

Carl Bertheau.

Winckler: Johann Heinrich W., Philosoph wolffianischer Richtung, geboren am 12. März 1703 zu Wingendorf in der Oberlausitz, wurde 1739 außerordentlicher, 1742 ordentlicher Professor an der Universität in Leipzig, woselbst er im J. 1770 starb. Goethe hat als Leipziger Student bei W. Vorlesungen gehört. (Vgl. Wahrheit und Dichtung, Buch VI.) Unter den Schriften Winckler's sind am bekanntesten die „Institutiones Philosophiae Wolfianae utriusque, contemplativae et activae, usibus academicis accommodatae“ (Lips. 1735).

Zedler's Universallexikon LVII, 558 ff. O. Liebmann.

Winckler: Johann Dietrich W., Sohn von Johann Friedrich W. (s. o. S. 375) und Enkel von Johann W. (s. o. S. 365 ff.), wurde am 27. Decbr. 1711 zu Hamburg geboren. Er besuchte zunächst das Johanneum und sodann das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt; auf letzterem wurde er am 26. April 1728 immatriculirt und verweilte dort vier Jahre; er hielt hier beim Jubelfest der Augsburgischen Confession im J. 1730 die Festrede. Um Ostern 1732 begab er sich nach Leipzig zum Studium der Theologie und Philosophie; hier ward er am 16. Februar 1736 Magister. Er wollte sich nun gerade als Docent in der philosophischen Facultät habilitiren, als er am 25. October 1736 als Nachfolger seines Lehrers Johann Albert Fabricius zum Professor der Beredsamkeit und der praktischen Philosophie am Gymnasium in Hamburg erwählt ward, obschon er noch nicht 25 Jahre alt war. Im J. 1737 vertauschte er die Professur der praktischen Philosophie mit der der Logik und Metaphysik. In den folgenden Jahren ward er einige Male nach auswärts in geistliche Aemter berufen; er lehnte aber zunächst ab. Im Juli 1740 war er bei der Besetzung einer theologischen Professur in Wittenberg mit

in Aussicht genommen, ward aber nicht gewählt. Als dann am 3. Juli 1744 der Ruf in die Superintendentur nach Hildesheim an ihn erging, nahm er ihn an und trat, nachdem er noch in Hamburg sich verheirathet hatte, am 15. October das neue Amt an. Am 26. November desselben Jahres promovirte er in Rinteln zum Doctor der Theologie. In Hildesheim hatte er einen unangenehmen und langwierigen Streit mit dem katholischen Pater Isverding darüber, daß er in einer Reformationspredigt geäußert hatte, die Katholiken hätten neben Christo noch andere Mittler. Am 2. Juli 1758 ward er zum Hauptpastor an St. Nicolai in Hamburg erwählt und am 6. December vom Senior Wagner in dieses Amt eingeführt. Als Johann Melchior Goeze im J. 1770 das Seniorat niedergelegt hatte, ward W. vom Senat zum Senior erwählt; er nahm aber die Wahl nicht an. Als er dann neun Jahre später bei einer abermaligen Vacanz des Seniorats noch einmal gewählt ward, nahm er die Wahl an und verblieb in dieser Würde bis zu seinem Tode, der am 5. April 1784 erfolgte. Er war drei Mal verheirathet gewesen; ihn überlebten nur aus seiner ersten Ehe ein Sohn Johann Christian, der Jurist wurde und nach Riga ging und dort ohne Nachkommen starb, und zwei Töchter. — W. war ein Gelehrter nach Art seines Lehrers Fabricius, ein Polyhistor mit guter philologischer Schulung; dabei ein ernster Theolog und ein auf die Erbauung seiner Gemeinde bedachter Geistlicher. Er hat sehr viel geschrieben; das Hamburger Schriftstellerlexikon führt 98 Druckschriften von ihm an, unter denen viele erbaulichen Inhalts sind; und dieses Verzeichniß ist noch nicht vollständig, namentlich fehlen einige pseudonym von ihm herausgegebene Werke; außerdem schrieb er noch viele Artikel in Zeitschriften. Als Senior hat er sich unleugbar um die hamburgische Kirche verdient gemacht.

Neubauer, Nachricht von den itztlebenden . . . Theologen u. s. f. Züllichau 1743, S. 409 ff. — Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands, 4. Bd., S. 733 ff. — Mönckeberg, Die St. Nikolai-Kirche in Hamburg, Hamburg 1846, S. 161 ff. — Lex. d. hamburg. Schriftsteller, Bd. 8, S. 76 ff.

Carl Bertheau.

Winckler: Willibald W., Belletrist, wurde am 1. Juli 1838 zu Magdeburg geboren und, weil die Eltern früh starben und seine einzige nähere Verwandte, eine Großmutter, wegen Alters und Kränklichkeit ihn nicht bei sich behalten konnte, im dortigen Waisenhause erzogen, wo dem aufgeweckten Knaben bei den Jahresprüfungen öffentliches Lob und auszeichnende Preise zufielen, nicht bloß Anzeichen seiner großen Fähigkeit raschen Lernens und Reproducirens, sondern auch der, sich in die verschiedensten Verhältnisse zu schicken. Mit vierzehn Jahren mußte er zunächst auf Pflege seines Triebes zu höherer Bildung verzichten und, auf Anlaß des Vormundes, in ein heimisches Colonial- und Materialwaarengeschäft als Lehrling eintreten. Das hat ihn schwere innere Opfer gekostet, und später hat ein Sonett von ihm das so ausgedrückt, er habe im Kreise tiefverschwiegner Syruptonnen seine Jugendwonnen aus Freiligrath's Gedichten gesogen, die, voran „Löwenritt“, ihn auch als Muster anregten. Aber 1855 schon schlug die Stunde der Befreiung. Auf Wunsch des Vormunds nach Kairo gehend, um ins Contor eines großen Geschäftshauses einzutreten, folgte er damit dem unstillbaren Drange in die Ferne. Zwei Jahre darauf nahm der dasige österreichische Consul Krämer den strebsamen Jüngling als Privatsecretär an. Auf diesem Posten füllte W. vermöge glücklicher Anlagen durch rastlosen Fleiß die Lücken seines Wissens, die die kümmerliche Kindheit verursacht hatte, aus, namentlich auch mit Hülfe der dortigen Bibliothek seines Vorgesetzten. Abgesehen von seiner Geschicklichkeit, sich schnell in ungewöhnliche Dinge hineinzufinden, wofür auch das Gedichtbüchlein „In Aegypten“ (1861) ein Beleg ist,

hatte er sich das Recht auf eine Stellung, wie er sie bekleidete, durch gründliches Studium der Umgangsmundart erworben: seine „Grammatik des Vulgär-Arabischen“ (1862), der vielleicht schon 1859 eine „Arabische Sprachlehre“ vorangegangen war, erhielt ein recht günstiges Urtheil Sachverständiger. Auch betheiligte er sich 1860 an der Orientirungsexpedition des österreichischen Consuls Theodor v. Heuglin bis nach Aden; „Der Sclavenjäger. Erzählung aus dem Sudan“ (1868) geht noch darauf zurück.

Bald danach übersiedelte W., mit flüchtigem Aufenthalte in Deutschland, nach den Vereinigten Staaten, wo sein Schicksal sich erst recht bunt gestaltete. Da er das Englische zu wenig beherrschte, schleppte sich W., sonach wie es scheint in einem halben Verzweiflungsacte hinübergegangen, in New-York mittels Privatunterricht in deutschen Familien durch, bis die verbreitete „New-Yorker Abendzeitung“, infolge etlicher gelungenen Artikel und gehaltvollen Gedichte auf ihn aufmerksam geworden, ihn in die Redaction einreihte, worauf W., der journalistische Debütant, gern und dankbar einging. Seit 1863 war er dann ständiger Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ und lieferte für deren Feuilleton die ältesten seiner Stimmungsbilder aus dem Volksleben der Union, hauptsächlich aber regelmäßige Correspondenzen über den amerikanischen Bürgerkrieg, dabei auch eine lange über des Präsidenten Abraham Lincoln Ermordung durch Booth im Fordstheater in Washington am 14. April 1864, der er beigewohnt hatte. Von 1866 an war er als Vertreter desselben Weltblattes auf dem Kriegsschauplatze in Mexiko thätig, wurde aber, wol gerade infolge der Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, wodurch sich seine ungeschminkten Mittheilungen wie die früheren auszeichneten, von Kaiser Maximilian, dem durch die Franzosen eingesetzten österreichischen Erzherzoge, ausgewiesen. Damit brach auch seine Function im Dienste der „Kölnischen Zeitung“ ab, und seine Beschäftigung in der Zeit von 1867 bis 1870 wechselte nun wiederholt. Er ist da bei verschiedenen deutschen Preßunternehmungen in den Vereinigten Staaten betheiligt gewesen, in Chicago, Milwaukee, Cincinnati und anderwärts, anfangs einige Zeit auch mit Leucht zusammen Herausgeber des Wochenblattes „Belletristische Blätter“ in Baltimore, auf deren Erfolg hin Redacteur des „Westen“, d. i. Sonntagsbeilage der Illinois-Staatszeitung in Chicago. Hier lernte er seine nachherige Frau, eine junge hübsche Schauspielerin kennen und heirathete sie bald. Von dieser Thatsache abgesehen, bildet einen Niederschlag seiner damaligen Lebensführung wol die Gestalt, gewiß das Schicksal des Journalisten Heinrich Vischer (lautet ähnlich wie W!), Redacteurs der „Fackel“ in „Kleinstadt“, in Winckler's Roman „Die deutschen Kleinstädter in Amerika“ — sollte unter diesem Ortsnamen übrigens Minneapolis zu verstehen sein? —, zumal dieser gut deutsch fühlende und wirkende, dabei vom Verfasser sichtlich zum Träger seiner Anschauungen gewählte Mann der Feder sich sogleich zu Beginn die Urheberschaft der mehrfach darin citirten „Lieder eines Wandervogels“ zuschreibt, die W. gerade in jener Zeit gedichtet und in Chicago hat drucken lassen. Eingangs 1870 folgte er einem Rufe der Verlagsfirma Eduard Hallberger in Stuttgart, um an deren Familienjournalen ständig mitzuarbeiten, womit er endlich seine Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande und einer sichern geregelten Thätigkeit erfüllt wähnte. Jedoch fand er da weder diese Ruhe noch die begehrte litterarische und gesellschaftliche Sphäre. Feodor Wehl, damals eben in seine Intendantenwirksamkeit am Hoftheater der schwäbischen Residenz leidlich eingewöhnt, schildert in seinem bezüglichen Memoirenbande Winckler's Hineinplatzen in die dortigen philiströsen Verhältnisse anschaulich. Beziehungen zwischen beiden bestanden schon von Chicago her, wo W. über seiner Gattin Auftreten in Wehl'schen kleinen Stücken an diesen berichtet hatte, und so entwickelte sich ein gewisser Verkehr, indem Wehl dem Ehe-

paar W. die Directionsloge anbot und letzteres in dem anregenden Hause Wehl's verkehrte, wovon Winckler's amüsante Plauderei „Ein Thee-Abend bei Feodor Wehl" in der „Didaskalia", Beilage zum „Frankfurter Journal", ein Bild entworfen hat. Wehl copirt a. a. O. diese Skizze mit ebensoviel Wohlbehagen wie Winckler's Tadel des mangelhaften Zusammenhangs der verschiedenartigen geistigen Kräfte, die Stuttgart damals barg, andrerseits spricht er deutliches Bedauern über Winckler's Randalierdrang aus der ihn, als er die Theaterreferate „für ein kleines, wenig ernsthaft zu nehmendes Ortsblatt ‚Die Bürgerzeitung'" besorgte, mit dem mit ihm zuerst engbefreundeten Feuilletonredacteur der gelesensten dasigen Zeitung, des „Neuen Tagblatts", hart aneinanderbrachte; dessen Gegnerschaft erbte der friedliche Wehl, der ihn abgemahnt hatte. Dem scharfen Menschenkenner Wehl war Winckler's unstätes und leicht erregbares Talent schnell klar geworden, wie das Umrißporträt beweist: „W. W. war poetisch beanlagt und journalistisch nicht ohne Uebung, aber das amerikanische Leben hatte seine an sich burschikose Natur ein wenig verwildert. Er machte die Feder gern zum Stock und fuchtelte damit ziemlich ausgelassen umher. Hätte er länger gelebt und in Deutschland sich wieder eingewöhnt, so würde er vielleicht eine schätzenswerthe Zeitungskraft geworden sein". Dafür spricht auch, daß W. in Stuttgart nachmals, namentlich während des Siebziger Krieges, ein reges Streben entfaltet; er ist aber, auf einem Erholungsausfluge nach dem Harze begriffen, schon am 28. Juli 1871 zu Bernburg in Anhalt rasch an Darmverschlingung oder „an einer Erkältung, die er sich durch rasches Trinken nach langem Marsche auf einer Ferienreise zugezogen," verstorben, erst 33 Jahre alt. So war er am Ende seines Lebens nach einer Abwesenheit von über anderthalb Jahrzehnten wieder nahe dem Geburtsorte angelangt. Der Nekrolog des „Schwäbischen Merkur" (s. u.) schrieb zur persönlichen Charakteristik: „W. W. hinterläßt eine tieftrauernde Wittwe [auch den Ursprung dieser Ehe spiegeln „Die Kleinstädter" ab] und drei kleine Kinder; er war ein ebenso glücklicher als liebender und treubesorgter Gatte und Vater. Der Schlag, der die [heute unauffindbare] Familie betroffen, ist furchtbar, aber auch Winckler's nähere Freunde trauerten aufrichtig um den heitern, edeln und streng-sittlichen Mann, und die Briefe voll warmer Theilnahme, die die Witwe in dieser Zeit von den hervorragendsten deutschen Dichtern und Schriftstellern empfing, beweisen, welche Achtung und Verehrung sie dem seinem Wirken und Schaffen zu früh Entrückten zollen".

Willibald Winckler's Veröffentlichungen erstrecken sich über den Zeitraum eines Jahrzehnts und sind zwar, abgesehen von jener Studie zur Kenntniß der modernen ägyptischen Sprache, sämmtlich belletristisch, lehnen sich aber doch der Art seiner augenblicklichen äußeren Beschäftigung an. Obschon kaum zur zartbesaiteten Natur angelegt und, durch die Unruhe der Existenz vom Knaben an durchaus auf die materiellen Interessen gelenkt, huldigte er doch gern und nicht unberufen der lyrischen Dichtkunst, sowol in dem litterarischen Debüt „In Aegypten. Gedichte von W. Winckler. Erstes Bändchen" (Prag 1861; weiter nichts erschienen), das nun demgemäß sehr wenig wirklich Orientalisches, nämlich eigentlich nur die sechs nachgedichteten Ghasele, enthält, starken Realismus, keinerlei Emphase für die Märchenpracht seiner Umgebung und Mangel tiefer greifender Ideen verräth, dafür aber entschiedenes Festhalten an der deutschen Heimath; ferner in den nicht im gleichen Maße am Alltag haftenden „Liedern eines Wandervogels" (1869), einem Spiegel seines fahrenden Journalistenthums in Freuden und Nöthen, in Erlebnissen und seelischen Stimmungen, endlich in einer längeren Anzahl deutschpatriotischer Gedichte, theils aus Anlaß des Dänenkriegs, in dem mit mehreren deutsch-amerikanischen Dichtern veranstalteten „Schleswig-Holstein-Album" (1864), theils, und zwar in reger Fruchtbarkeit,

an Ausbruch und Verlauf des deutsch-französischen Krieges anknüpfend. Letztere, das Preußenkind nicht verleugnend, erschienen theilweise zuerst in „Ueber Land und Meer", Jahrg. XXIV, wo Nr. 47 S. 3 unter dem Titel „Das Ende vom Liede. Frei nach dem Französischen" ein humoristisch-satirisches Stimmungsbild über einen steht, der die Marseillaise spielen lernt, aber, als er auslernt, von deren Verbot überrascht wird, so Nr. 45 S. 10 „Wir spielen Sechsundsechzig (Stuttgart, 25. Juli 1870)", Nr. 48 S. 14 „Prolog", Nr. 49 S. 10 „Rothbart Friedrich", eine Kyffhäuser-Phantasie, die von Barbarossa auf Kronprinz Friedrich Wilhelm überspringt, Nr. 50 S. 11 „Lebwohl mein Lieb!", Nr. 51 S. 13 „Wir sterben oder siegen!" („Vom deutschen Meer bis zum deutschen Rhein erklingen die alten Lieder", componirt von Ernst Mascheck); sie zeigen nationale Wärme nnd volksthümlichen Schwung ohne jede Verstiegenheit und fanden wol alle in seiner Sammlung „Für das rothe Kreuz" (1870) Aufnahme. Die „Lieder eines Wandervogels" begegneten beiderseits des Oceans, wie der Verfasser an angezogener Stelle seines amerikanischen Romans mit launiger Befriedigung registrirt, besonderer Theilnahme, sodaß sie 1871 eine zweite „gesichtete und vermehrte" Auflage erlebten.

Noch enger verarbeitete Winckler's sonstiges Schaffen unmittelbare Eindrücke. Da ist zunächst „Der Sclavenjäger. Erzählung aus dem Sudan", abgedruckt im „Roman-Magazin des Auslandes" 1868 (Nr. 10), S. 720—784; eigentlich keine „Erzählung", sondern eine afrikanische Abenteurergeschichte mit ganz lebhafter Schilderung, aber ohne sonderlich romantische Situationen. Dann der Roman „In der Tiefe", von etwa demselben Umfange, 1871 in der Hallberger-schen Zeitschrift „Zu Hause. Geschichten und Bilder zur Unterhaltung", Jahrgang VI, gedruckt. Die übrigen periodischen Publicationen dieses selben Verlags, für den er bloß während des letzten Lebensjahres verpflichtet war, insbesondere „Ueber Land und Meer" und „Illustrirte Welt", brachten von W. damals eine große Anzahl kürzerer Beiträge, die außer dem über „Sieben Osterfeiertage in Egypten" sich ausnahmelos auf neuamerikanisches Leben, wie schon 1864 die historische Novellette „Vier Schreckenstage in New-York" und 1867 in der „Kölnischen Zeitung" sein Lebensbild „Ein Ritter vom goldenen Cirkel", auch die humoristischen Blätter „Schulze und Müller in Amerika" (1868), bezogen. Neben den neuen „New Yorker Skizzen" sei der, sicherlich nur durch den unerwarteten Krieg abgerissene, Cyklus „Amerikanische Städtebilder" in „Ueber Land und Meer" XXIV Nr. 9, S. 174 und 433, genannt, wo Chicago erst als „die Gartenstadt des Westens", dann, in einer authentischen Porträtirung des dunklen Quartiers der Süd-Clarkstraße, als Musterboden amerikanischer Gaunerei erscheint. Hübsch ist auch der Artikel über „Die [jährliche deutsche] Feier des amerikanischen Nationalfestes am 4. und 5. Juli [1870] in Stuttgart" ebd. Nr. 48 S. 14, der obgenannten von Ferd. Freiligrath, seiner Jugend Tröster, veranlaßten packenden edelpatriotischen „Prolog" enthält. Andere, kürzere Notizen zu Nordamerikas Cultur- und Gesellschaftsleben, wofür die Illustrationserklärung „Nach dem Centralpark New Yorks mit der Pferdeeisenbahn" (XXIV Nr. 41 S. 12) als Beispiel diene, übergehen wir und erwähnen neben der köstlichen Schnurre „Onkel Tims Katze. Eine naturhistorische Skizze aus dem Amerikanischen" (Nr. 43 S. 21) den gerade noch voll ausgereiften zweibändigen Roman „Die deutschen Kleinstädter in Amerika", 1871 (nicht 1872 oder gar 1873, wie z. B. in Heinsius' und Kayser's Bücherlexicis steht) als Bd. 22 des XXVI. Jahrgangs der von Alfred Meißner redigirten „Bibliothek deutscher Original-Romane" ,Album' zugleich in Leipzig und New-York herausgekommen. Dieser stellt auf Grund vielseitiger Erfahrungen und scharfer Beobachtungen, allerhand eigene Personalien dabei einwebend, einen Ausschnitt aus dem Dasein einer jungen deutschen „Kleinstadt"

im fernen Westen der Unionsrepublik in fesselnden Bildern vor Augen; allerdings zieht hier wie bei Winckler's früheren epischen Anläufen wiederum das culturhistorische und sociale Colorit viel mehr an als die Handlung selbst. Es bleiben noch diejenigen Dichtungen Winckler's zu erwähnen, die aus seinem Nachlasse nie in Druck gelangt sind und dahier bloß nach der Aufzählung des Nachrufs im „Schwäbischen Merkur" genannt werden können: „Süden und Westen, ein Roman", „In den Küstenwäldern von Yukatan, Novelle", „Aus den Tagen des mexikanischen Kaiserreichs. Reisebriefe", „Maximilian's I. letzte Tage, Trauerspiel", „Der Schatz des Rhampsinit, Posse" u. s. w. Man sieht, sämmtliche lehnen sich im milieu an Grund und Boden an, den W. aus Augenschein genau kannte.

Wie bereits bemerkt, trägt der Redacteur Vischer im letzterschienenen Buche mancherlei Züge vom Verfasser. Da jener nun als „Dr." bezeichnet (und mit dem ersten Capitel als glücklicher Bräutigam vorgestellt) wird, so kann dies vielleicht als Bestätigung für die anderweit nicht controllirbare Angabe im Eintrag des Todtenregisters der St. Aegidien-Kirche zu Bernburg gelten, wo es heißt: „Dr. Willibald Winkler aus Stuttgart, ein Ehemann, angeblich 33 Jahre alt, ..." Wann und wo W. hätte promoviren sollen, ist übrigens unklar; er war auch durchaus ein feuilletonistisches Talent, freilich mit schönen Anlagen auf dem hauptsächlich beackerten Felde, und sein jugendliches Scheiden ist daher beklagenswerth.

Ganz kurze Nekrologe: Kölnische Zeitung vom 2. August 1871, Zweites Blatt, S. 3, unter „Vermischte Nachrichten", sowie „Meyers Deutsches Jahrbuch" I (1872) S. 265; ausführlich dagegen, anonym, aber sichtlich von einem genauen Bekannten in der „Schwäbischen Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abtheilung" vom 9. Septbr. 1871, Nr. 213, S. 2701: „Willibald Winkler. Nekrolog", woraus hier die genauere, mit Wehl's Notiz übereinstimmende, Angabe der Todesart und die der nachgelassenen Inedita stammen. Eine Biographie gab zuerst Fr. Brümmer, Dtsch. Dicht.-Lex. II, 511, hier noch „Winkler" schreibend, wie es auch auf dem Außentitel der „Kleinstädter" und sonst gelegentlich heißt, und gleichlautend Lex. d. dtschn. Dichter u. Pros. des 19. Jhrhs.[3] II, 493 f. (u. 4. Ausg. IV s. v.): daselbst willkommene Daten über die Jugend. Die angezogenen Mittheilungen Feodor Wehl's stehen in seinem Buche „Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung" (1886), S. 125 f., der Abdruck von Winckler's Schilderung des Wehl'schen Jour fixe ebd. S. 240. Freundl. Mittheilungen der Redaction der „Kölnischen Zeitung" und der Stuttgarter „Deutschen Verlagsanstalt" sowie Aufsuchen aller irgend zugänglichen Veröffentlichungen ermöglichten vorstehende Biographie eines Mannes, der das harte Geschick eines deutschen Wanderjournalisten im Leben wie im Tode verkörpert. Die Copie der amtlichen Todesaufzeichnung wird dem Magistrate der Stadt Bernburg verdankt. Anonyme, wenig lobende Besprechung der Gedichte „In Aegypten" i. d. Blätt. f. lit. Unterhaltung 1862, S. 530 f. (von deren Redacteur Herm. Marggraff?).

Ludwig Fränkel.

Windeck: Eberhard W., der Verfasser des Buches von Kaiser Sigmund, wurde zu Mainz um das Jahr 1380 geboren. Zwei eigene Angaben, aus denen sich sein Geburtsjahr erschließen läßt, stimmen nicht überein; die eine, bestimmtere, führt auf 1382, die andere auf 1379. Sein Vater war Kulmann W.; der Name seiner Mutter ist unbekannt. Die Familie nannte sich nach dem Hause Windeck, einem Eckhause an der Fischpforte zu Mainz neben dem Hause Hohenloh. Windeck kommt auch sonst als Mainzer Hausname vor. Ein Haus auf der obern Leergasse führte ihn, ferner, und zwar schon 1315, ein steinernes Haus hinter dem Hof zum Stein in der Vorstadt Selhofen. Auch

das Haus Wonneck, gegenüber St. Barbara gelegen, nach dem sich ein Geschlecht nannte, das oft mit dem Eberhard's verwechselt wird, ist davon zu unterscheiden. Der erste, den man mit Sicherheit zu den Vorfahren Eberhard's rechnen kann, ist Konrad zu W., gewöhnlich Kulmann genannt, 1310—1319 nachweisbar, 1311 mit Elisabeth von der Fischpforte verheirathet, 1318 im Haus Hohenloh wohnend, 1329 todt. Eckard, 1316 Domvicar, 1325—1344 Dechant von St. Johann zu Mainz, und dessen Bruder Eberhard, 1331—1341 erscheinend, 1332 unter den im Widerstand gegen die Zünfte zeitweilig auswandernden Rathsfreunden genannt, könnten Brüder Kulmann's gewesen sein. Dieser hinterließ drei Söhne, Jakob, Hermann und Werner, welche 1329 Anwartschaften auf Kanonikate an Mainzer Stiftern erhielten, von denen aber Jakob, auch Jeckel genannt, in den weltlichen Stand zurückgekehrt ist, in dem er 1352—1377 vorkommt. Er oder der vorgenannte Eberhard mag der Großvater unseres W. gewesen sein. Vom Vater desselben wissen wir nur, daß er eine Zeit lang die städtische Goldwaage in Pacht hatte; er hatte die umlaufenden Goldmünzen auf ihre Vollwichtigkeit zu prüfen, erhob dafür eine Gebühr, durfte aber keine Wechselgeschäfte treiben. Aus angesehener Familie stammend, muß er doch in seinen Verhältnissen zurückgekommen sein; zu Ausgang des 14. Jahrhunderts lebte er, wie sein Sohn erzählt, im Hause zum Spiegel in großer Armuth. Das mag auch der Grund gewesen sein, daß der junge Eberhard frühzeitig seinen Blick in die Ferne richtete. Im Mai 1393 verließ er seine Eltern, anscheinend gegen deren Willen, und wandte sich nach Worms. Sein Vater aber ließ ihn wieder holen und behielt ihn zu Hause bis zur Herbstmesse. Da zog er wieder hinweg, offenbar als Gehülfe eines Kaufmanns, und zwar nach Erfurt. Hier blieb er bis zum folgenden Jahr (1394), worauf er durch Unterfranken wieder auf sechs Wochen nach Hause kam. Ein reicher Kaufmann nahm ihn dann mit nach Böhmen, zunächst nach Eger, wo er ein Vierteljahr bei Nikolaus Junker, Rüdiger Junker und Franz Benzelin war, dann nach Prag, von wo er 1395 wieder in der Heimath eintraf. Die nächste Reise führte ihn über Köln, Aachen, Brabant und Hennegau nach Paris. Hier verweilte er drei Jahre (1396—1399), reiste dann über Luxemburg nach Mainz zurück und blieb ein Jahr bei seinen Eltern. Am 31. Mai 1400 starb sein Vater und am 14. Juni wurde sein Bruder Hermann geboren. W. befand sich damals bereits wieder fern von Mainz, und zwar unter der Dienerschaft Herzog Stephan's von Baiern-Ingolstadt, den er nach Paris, Brüssel, Lüttich und Aachen begleitete. 1402 suchte er den Herzog in Ingolstadt auf, um eine Forderung an ihn geltend zu machen, erhielt aber nichts. Auf der Donau fuhr er nach Regensburg, wo ihm seine Habe gestohlen wurde, und weiter hinab nach Wien. Hier trat er bei dem Nürnberger Kaufmann Lorenz Grolant ein und verließ Wien erst im J. 1406, um nach Ofen überzusiedeln. Eine Botschaft seiner Mutter rief ihn vorübergehend von Ofen nach Mainz zuück; er sollte seiner Schwester einen Mann verschaffen und fand auch einen solchen in Klaus Bockenheimer von Worms. 1408 reiste er von Ofen nach Venedig, um hier im Nürnberger Hof Gelder zweier Nürnberger Kaufleute und eigene zu hinterlegen. In der Fastenmesse 1409 war er in Nürnberg. Auch das folgende Jahr brachte eine Reise von Ofen nach Nürnberg. In dieser Zeit scheint W., der in Ofen offenbar Factor eines Nürnberger Großkaufmanns war und daneben auch für sich Geschäfte gemacht haben mag, zuerst in Berührung mit Angelegenheiten König Sigmund's gekommen zu sein, indem er bei Uebernahme einer Summe von 40 000 Gulden, die der deutsche Orden an den König entrichtete und worüber dieser am 2. März 1410 quittirte, thätig war; er hat „die Gulden mit der großen Lilie, wie sie Ludwig und Ruprecht schlugen", zählen helfen.

In Windeck's Ofener Jahre fällt auch ein für ihn nicht eben rühmlicher Vorgang. Einem Bürger von Ofen schuldete er 50 Gulden, und da er nicht zahlen konnte, verpfändete er ihm dafür Edelsteine von entsprechendem Werth. Als nach Ablauf der Pfandfrist das versiegelte Säcklein, welches die Pfänder enthalten sollte, geöffnet wurde, fanden sich darin andere, fast werthlose Steine vor. Allerdings verübte W. diesen Betrug nur in einer augenblicklichen Geldverlegenheit; später verglich er sich gütlich mit dem Hintergangenen. Wie er in König Sigmund's Dienst gekommen ist, erzählt er leider nicht, doch geschah es ohne Zweifel durch seine Verbindung mit Großkaufleuten, die zu dem in steter Geldverlegenheit befindlichen königlichen Hofe Beziehungen hatten. Er sagt nur, als der König in Ungarn Hof gehalten habe (es war im J. 1412), sei er im September von ihm gen Preßburg gezogen. Da hätten ihn, fährt er dann fort, die Preßburger gefangen gesetzt und würden schlimm mit ihm umgegangen sein, hätten sie eine Schuld an ihm gefunden; so aber hätten sie ihn gehn lassen müssen. Diesen lakonischen Bericht können wir aus Preßburger Nachrichten ergänzen. Danach hat W. in Preßburg eine Verschwörung der Gemeinde wider den Rath anzetteln wollen und wurde deshalb ins Gefängniß geworfen. Gegen Bürgschaft und das Versprechen sich dem Gericht zu stellen entlassen, setzte er von auswärts seine Umtriebe fort und ließ seine Bürgen im Stich. Eine vermögende Preßburgerin, die er geheirathet hatte, brachte er um Hab und Gut und ließ sie dann im Elend sitzen. Auch das Preßburger Spital soll er um 500 Gulden geschädigt haben. Von ihm selbst hören wir, daß er, der Preßburger Haft erledigt, durch Steiermark nach Cremona reiste. Hier fand er — es war um Weihnachten 1413 — König Sigmund und blieb bei ihm bis auf die Fasten, worauf er durch Kärnten nach Ungarn zog. Briefe, die ihm der König zur Beilegung seiner Preßburger Händel gegeben hatte, sandte er ein; sie halfen ihm aber nichts. Die weitere Reise ging nach Krakau, wo er sich vier Wochen aufhielt, und dann über Schlesien nach Berlin, wo ihn der Markgraf als Mühlenmeister in Dienst nahm. Er blieb hier von Mittsommer 1414 bis gegen Fastnacht des nächsten Jahres. Da mochte er, wie er sagt, kein Bier mehr trinken, nahm seinen Abschied und begab sich nach Mainz. Ende März 1415 wandte er sich nach Konstanz zu König Sigmund und begleitete diesen von dort aus auf der Reise nach Perpignan (Juli bis September). Zu Anfang des folgenden Jahres brachte er dem König Geld von Genf nach Lyon und zog alsdann im Gefolge desselben mit nach Paris. Von hier nach den Niederlanden verschickt, traf er in der ersten Hälfte des April wieder bei Sigmund in St. Denis bei Paris ein. Auch nach England folgte er dem König. Am 3. Mai 1416 fuhr er von Calais ab; die stürmische Ueberfahrt nach Dover dauerte zwei Tage und zwei Nächte. Nach der Rückkehr Sigmund's aus England nach Calais bekam W. Ende October den Auftrag, die kostbaren Geschenke, welche Sigmund vom König von England erhalten hatte, in Brügge zu versetzen. Die Wiedereinlösung verzögerte sich; Sigmund schickte das Geld nicht. Im Juli 1417, kurz vor dem Verfalltag eilte W. von Brügge, wo er 17 Wochen gewartet hatte, zum König nach Konstanz und erhielt mit Mühe die erforderlichen Anweisungen. Binnen 8½ Tagen war er von Konstanz wieder in Brügge. Die eingelösten Kleinodien sowie kostbare Stoffe und Pelze, die er für Sigmund gekauft hatte, ließ W. von Nürnberger Kaufleuten unter ihren eignen Waaren nach Köln schaffen, übernahm sie hier selbst und lieferte sie in Konstanz beim König glücklich ab. Unterwegs, in Mainz, hatte er sie seinen dortigen Verwandten gezeigt, seinem Vetter Konrad Iseneck, seiner Base Gutchen, Katherinen zu Schenkenberg, gleichfalls einem Bäschen, und Katharinen zum Floße. 1418 in den Fasten ließ Sigmund durch W. den Städten Mainz, Worms und Speyer

vorschlagen, die vom Reich an Kurpfalz verpfändeten Orte Oppenheim, Kaiserslautern, Odernheim, Winternheim, Ober- und Niederingelheim und Schwabsburg einzulösen. Die Verhandlungen führten jedoch nicht zum Ziele. Ende September sandte ihn der König dem vom Konstanzer Concil nach Rom reisenden Papst Martin V. mit Briefen nach. W. fand den Papst in Pavia, begleitete ihn nach Mailand und reiste dann über den Mont Cenis, den er am 27. October in tiefem Schnee passirte, nach Romelin zum Herzog von Savoyen. Ueber Genf kehrte er dann nach Mainz zurück, wo er längere Zeit blieb. Von da muß er sich wieder nach Ungarn gewandt haben, denn er erzählt, daß er in der Nacht des 23. September 1419 zu Ofen im Traum die zwei Thürme des Mainzer Domes und der Liebfrauenkirche in Brand stehen sah. Der Traum war vor Mitternacht und bekümmerte ihn darum so, daß er ihn nach Hause schrieb. Er erhielt die Antwort, Erzbischof Johann von Mainz sei in jener Nacht gestorben. Als König Sigmund am 4. März 1420 zu Breslau 23 Bürger wegen Empörung gegen den dortigen Rath enthaupten ließ, war W. anwesend und mit ihm ein anderer Mainzer, Christian Valkenberg. Anfangs August, als Sigmund Prag verlassen hatte, reiste W. nach Budweis. Aus dem Jahr 1421 wissen wir nichts von ihm. Im folgenden Jahre aber fand er Gelegenheit, von Sigmund eine Belohnung seiner Dienste zu erlangen. Er wußte, daß schon vor zwei Jahren Henne zum Echzeller der Alte, wohnhaft im Gelthus zu Mainz, der vom Reich die Aue bei Ginsheim an der Gerau zu Lehn getragen, gestorben und die rechtzeitige Muthung dieses Lehns unterblieben war. Er zeigte das dem König an, erbat und erhielt die Belehnung zu Regensburg am 21. Juli 1422. Um jedoch in den wirklichen Besitz des Lehns zu kommen, den ihm die Erben des verstorbenen Inhabers verweigerten, mußte er sich im März 1423 nach Ungarn zu Sigmund begeben. Am 23. Mai verließ er ihn zu Kaschau und kehrte, mit Empfehlungsbriefen an den Erzbischof von Mainz und die Burgmannen von Friedberg versehen, nach Mainz zurück. Im Juli 1423 sandte ihn Erzbischof Konrad von Mainz in der Geldrischen Erbschaftsangelegenheit zum Grafen von Egmont nach Arnheim, von wo er Ende August in Frankfurt bei seinem Auftraggeber wieder eintraf. Eine Reise in der selben Sache zu König Sigmund trat W. Ende September von Mainz aus an. Nachdem er im Wildbad die Aufträge des Erzbischofs entgegengenommen hatte, wandte er sich nach Ulm und fuhr von da die Donau hinab. Auf der Donauinsel Csepel bei Ofen traf er um Martini den König. Die Entscheidung verzögerte sich jedoch bis in den August 1424, während welcher Zeit W. in Ungarn in der Nähe des Königs blieb und bei diesem, gleichfalls im Auftrag Erzbischof Konrad's, auch für die jungen Grafen von Bitsch thätig war, und fiel schließlich nicht zu Gunsten des Grafen von Egmont, da die von Sigmund geforderte Summe ausblieb. Während dieses Aufenthalts beim König benutzte W. einen günstigen Moment, um für sich selbst eine Gnade zu erwirken. Durch Urkunde vom 9. August 1424 erlaubte ihm Sigmund, eine Wochenrente auf dem Mainzer Rheinzoll von dem derzeitigen Pfandinhaber Peterchen zum Floße, dem Nachfolger des Langhenne zum Jungen, für 200 Gulden einzulösen und gab sie ihm für sich und seine männliche Erben zu Lehn. Die Freude, mit der er den Vorgang erzählt, läßt den Werth der Gabe erkennen. Aber erst im folgenden Jahre (1425) kam er in Besitz. Im Juni 1426 war er auf dem Reichstag zu Nürnberg. Fortan scheint er größere Reisen nicht mehr unternommen zu haben. In den Streitigkeiten, welche 1428 zwischen den Zünften und den Patriciern zu Mainz wieder ausbrachen, hat er auf Seiten der ersteren eine große Rolle gespielt. Er war in der von den Zünften gewählten Zehnercommission, welche über die städtische Schuld und die sonstigen Gebrechen des Gemeinwesens be-

rathen sollte. Es wird gewöhnlich behauptet, daß er dabei die Vergangenheit seiner Familie verleugnet habe. Jener oben angeführte Eberhard erscheint allerdings 1332 in der Partei der patricischen „Alten“. Ob sich aber die Windeck später auf der Höhe der Rathsgeschlechter gehalten haben, ist doch sehr zweifelhaft. In den Jahren 1428 und 1429 wird W. als einer der beiden Baumeister der Pfarrkirche von St. Quintin genannt. Eine ungedruckte Urkunde von 1430 bezeichnet ihn als Kürschner; vermuthlich hat er mit Pelzwaaren gehandelt, deren er auch schon früher für König Sigmund besorgte (Sigmundbuch S. 83) und sich der Kürschnerzunft angeschlossen. Im übrigen finden wir ihn theils als Inhaber, theils als Zahler von Zinsen auf verschiedenen Mainzer Häusern und Grundstücken. Zwischen 1424 und 1426 war sein älterer Bruder Henne, der anscheinend in guten Vermögensverhältnissen gelebt hatte, mit Hinterlassung eines Töchterchens, Gretchen genannt, gestorben, und seine Wittwe Clara hatte sich bald darauf mit Peter zum Jungen wieder verheirathet. Mit diesem gerieth W., der schon wegen der Zollablösung und wegen seiner politischen Haltung mit der zu den „Alten“ gehörenden Familie zum Jungen in Feindschaft lebte, über den Nachlaß seines Bruders in erbitterte Streitigkeiten, die bis zu seinem Tode währten. Im September 1428 kam es sogar zu Thätlichkeiten zwischen beiden Gegnern, und im folgenden Jahr machte sich Peter zum Jungen auf die Fahrt nach Preßburg, um dort gegen W., „den schnöden bösen landverlaufenen Böséwicht“, Material zu sammeln, das er dann in beglaubigter Form dem Mainzer Stadtrath unterbreitete. Seinem Spürsinn verdanken wir die oben benutzten Nachrichten aus Windeck's Preßburger Zeit. Er mag auch veranlaßt haben, daß das Preßburger Spital in den Jahren 1430 und 1431 alte Schuldforderungen gegen W. geltend machte. Windeck's Preßburger Frau, Elisabeth mit Namen, lebte noch im J. 1430 nach Peters zum Jungen Aussage im Spital zu Wien in den dürftigsten Umständen. Sie muß bald darauf gestorben sein, denn 1435 finden wir ihn mit einer Mainzerin, Anna Hexheim, vermählt. Ueber seine zweimalige Verheirathung hat er selbst nichts überliefert. Außer seinen schon genannten Geschwistern Henne, Hermann und der mit Claus Bockenheimer verheiratheten Schwester hatte er noch eine Schwester, Else, die mit Hanmann Gößel von Eltville verehelicht gewesen zu sein scheint. Die Streitigkeiten der dreißiger Jahre zwischen Stadt und Geistlichkeit zu Mainz verfolgte er mit großem Interesse und scharfer Parteinahme für die Stadt, ohne jedoch, wie es scheint, persönlich hervorzutreten. Als die Nachricht von Kaiser Sigmund's Tode nach Mainz kam, mußte er, wie er klagt, manche Rede hören, die er nicht gern hörte, und dazu schweigen; der Rückhalt, auf den er bei seinen vielen Händeln wol oft gepocht, war nun dahin. W. wird zuletzt als lebend erwähnt in einer Urkunde vom 29. December 1439. Bereits im folgenden Jahre scheint er gestorben zu sein, da er in einem von Mittsommer zu Mittsommer laufenden Zinsverzeichniß des Mainzer Petersstiftes, in dem er zuerst 1435/36 als Ackerpächter aufgeführt ist, im Rechnungsjahr 1439/40 noch erscheint, während 1440/41 Claus Schenkenberg an seiner Stelle steht. Von seiner zweiten Frau Anna hinterließ er einen unmündigen Sohn Eberhard. Für diesen und seine Mutter wird in einem ohne Datirung überlieferten, aber mit Sicherheit um die Mitte des Jahres 1442 zu setzenden Lehnbrief König Friedrich's Windeck's Bruder Hermann als Lehnträger der Mainzer Zollrente bestellt. Der junge Eberhard hat den Stamm nicht fortgepflanzt, sondern muß früh gestorben sein, denn 1462 erhielt sein Oheim Hermann die Zollrente zu Lehn. Von diesem Hermann, der 1421 in Erfurt studirt hatte und in einer lustigen Mainzer Eßgesellschaft den Namen Kalbfleisch führte, stammt der doctor juris und kur-

mainzische Rath Hartmann von Windeck, 1505—1517 Schultheiß zu Mainz. Sein Siegel zeigt noch das Wappen, wie W. es führte: zwei schwimmende Fische. Die Bilderhandschrift C des Sigmundbuches gibt auch die Farben an: der Schild war schwarz, die Fische weiß.

Nach Abschluß seiner Wanderjahre in seiner Vaterstadt seßhaft geworden, unternahm es der zu Wohlstand gelangte Geschäftsmann, was ihm aus der Geschichte seiner Zeit theils durch eigene Wahrnehmung, theils durch Mittheilungen Anderer bekannt geworden, um die Gestalt seines Herrn und Wohlthäters Sigmund gruppirt in einem umfangreichen Werke niederzulegen, das er „Kaiser Sigmunds Buch" nannte. Ohne höhere Bildung und ohne Sinn für geordnete, geschweige gefällige Composition, hat er darin zusammengetragen, was ihm von Zeitungen, Urkunden, Actenstücken, historischen Liedern und ähnlichen Materialien zu Handen kam, und damit die Erinnerungen seines eignen bewegten Lebens verbunden. Nicht aus Gewinnsucht, sagt er in der Vorrede, habe er die Arbeit unternommen, sondern auf Bitten von Fürsten und Herren. Er mag hier, wie es auch sonst bisweilen den Anschein hat, den Mund etwas voll genommen haben. Jedenfalls macht das Werk, wie es vorliegt, mehr den Eindruck eines Hausbuches. Dazu paßt auch die Mahnung des Autors an die Jugend, es ihm nachzuthun, fremde Länder und großer Herren Dienst aufzuzusuchen, um Ehre und Wohlstand zu erlangen. Tiefere Kenntniß der Geschichte seiner Zeit, Einblick in die Politik darf man bei W. nicht suchen; er ist ein an der Oberfläche der Dinge haftender Erzähler und mannichfachen Stoff vermittelnder Sammler. Aber innerhalb dieser Grenzen muß sein Buch als sehr werthvoll bezeichnet werden. Charakteristisch ist sein Zorn über die Habsucht der Pfaffen, der übrigens in den Mainzer Wirren zwischen Geistlichkeit und Gemeinde eine besondere Anregung fand. Bei der Ausarbeitung hat er sich der Hülfe seines Schreibers Heinrich von Nürnberg bedient. Die Mittheilungen aus seinem Leben, von denen manche einer gewissen ursprünglichen Kraft der Darstellung nicht entbehren, lassen sich hier und da deutlich als stückweise Dictate erkennen. Sie treten freilich sehr zurück hinter der Masse der übernommenen Bestandtheile, namentlich der Zeitungen. Fremdartige Stücke, wie die Nachrichten über den heiligen Hieronymus, die Beschreibung des heiligen Grabes zu Jerusalem, die Weissagungen der heiligen Hildegard, fallen aus dem Rahmen des Sigmundbuches heraus. Ihre Aufnahme erklärt sich nur aus dem Begriff eines Hausbuches, für welches der Urheber ohne Rücksicht auf das eigentliche Thema Alles zusammenträgt, was ihn interessirt. Die in der Regel aus dem Gedächtniß gegebenen Jahreszahlen sind unzuverlässig; starke Irrthümer erscheinen darin nicht selten. Blinde Verweisungen und ungehörige Wiederholungen stören mehrfach; das Ganze läßt eine endgültige Redaction vermissen. W. ist offenbar gestorben, ehe es zu einer solchen kam.

Wir besitzen das im J. 1438 abschließende, dann aber noch weitergeführte Sigmundbuch in zwei Fassungen. Die erste, mit einem von W. selbst oder doch aus seinen Materialien beigegebenen, bis zu Ende des Jahres 1439 reichenden Anhang, der 1440 fertiggestellt wurde und wahrscheinlich mit der Sage von Alter und Entstehung der Städte Trier und Mainz geendigt hat, stellt sich in der aus Mainz stammenden, um 1500 geschriebenen Handschrift H dar und ist als die ursprüngliche zu betrachten. In ihr sind die Textabschnitte nur durch räumliche Trennung markirt. Die zweite Fassung führt unter Streichung einiger Ausführungen, namentlich solcher Mainzischen Inhalts, den Anhang bis in das Jahr 1443, indem sie eine Beschreibung der Krönungsfahrt König Friedrich's anfügt. Sie ist 1443 nach Windeck's Tode hergestellt und zerlegt den Text (oft sehr ungeschickt) in Capitel mit Ueberschriften und Abbildungen. Es scheint,

daß ein Exemplar des Sigmundbuches bald nach Windeck's Tod in die Hände eines oberdeutschen, wahrscheinlich Straßburger Buchmalers gerathen ist, der das Werk durch Fortführung bis auf die Gegenwart und Illustrirung interessanter zu machen suchte. Abkömmlinge dieser Fassung liegen in den Handschriften G C V[1] V[2] vor, von denen der neue Herausgeber W. Altmann die am stärksten interpolierte (V[2]) seiner Ausgabe zu Grund gelegt hat.

Man hat W. auch eines der drei Gedichte über die Mainzer politischen Wirren der Jahre 1428/29 zuschreiben wollen, aber mit Unrecht, wie ich näher nachgewiesen habe (Forschungen z. deutschen Geschichte XXV, 99—112).

Ueber Windeck's Leben hat zuerst Droysen in den Abhandlungen der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften III, 147—229 ausführlich gehandelt. Neuerdings Altmann S. XXV—XXXIX seiner Ausgabe (Berlin 1893), der S. 473—516 ein Urkundenanhang zur Geschichte Windeck's beigefügt ist. — Zu vergleichen ist A. Wyß, Eberhard Windeck's Buch von Kaiser Sigmund und seine Ueberlieferung. Leipzig 1894. Aus d. Centralbl. f. Bibliothekswesen XI, 433—483 besonders herausgegeben.

Arthur Wyß.

Windeck: Johann Paul W., katholischer Theologe, † am 12. December 1620. Er war von Geburt ein Elsäßer, aus Schlettstadt. Studirt hat er an der Universität Freiburg im Breisgau, wo er am 8. November 1555 immatriculirt wurde; 1556 Baccalaureus, 1558 Magister. Von da an bis zum Ende des Jahrhunderts läßt sich sein Lebensgang nicht näher verfolgen. 1594 erscheint er als Rector des Seminars zu Ensisheim; in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts, in denen seine unten zu nennenden Schriften erschienen sind (1602 bis 1604), als Doctor der Theologie, und als Kanonikus und Custos der Collegiatkirche zu Markdorf im Bisthum Constanz. In dieser Zeit veröffentlichte er rasch nach einander drei größere theologische Werke, deren wesentlich polemische Tendenz schon aus den Titeln ersichtlich ist: „Controversiae de mortis Christi efficacia, inter Catholicos et Calvinistas hoc tempore disputatae. In quibus CCLXXXVI argumentis, Calvinistarum errore destructo, confirmatur veritas catholica, contra quam, Christum non pro omnium hominum salute mortuum esse, horribiliter blasphemant Professores Calvinismi Genevenses, Basileenses, Heidelbergenses, Tigurini, Bernenses etc." (Coloniae Agrippinae 1603). „Prognosticon futuri status Ecclesiae, oppositum insulsi cuiusdam per Sueviam Lutherologi libro, ab hinc bimestri edito, de signis ruituri papatus, aliisque sectariorum iactabundis mendaciis. In quo duabus et quadraginta rationibus apodicticis demonstratur, Lutheranorum, Calvinianorum, aliasque sectas, contra Romano-Catholicam Ecclesiam longe lateque ac dire grassantes, brevi esse perituras: illam vero stabili constantia permansuram. . . . Item, christiana deliberatio, de optimo religionis statu continendo, seu quibus remediis a Catholicorum provinciis Sectae omnes arceri, aut ubi nidificarunt, funditus evelli queant" (Coloniae Agrippinae 1603). „De Theologia Jureconsultorum libri duo. Quorum prior quadraginta amplius Romanae Ecclesiae dogmata, quae hodie a Sectariis oppugnantur, non solum ex Canonibus et Traditione veteris Ecclesiae, sed etiam ex Justiniani Imperat. Legibus comprobat, et eas a Lutheranorum Jurecons. depravationibus vindicat. Posterior praecipuos casus recenset, in quibus Canones Pontificii et Jura Civilia conveniunt, aut dissident: et multa de Jurisdictione Ecclesiae tractat" (Coloniae Agrippinae 1604). Am Schlusse seiner Controversiae führt W. noch die Titel mehrerer Werke an, die er unter den Händen habe, und in denen besonders die Polemik gegen den Calvinismus fortgesetzt werden sollte, die aber nicht erschienen sind. — Im Jahre 1604 verwendete sich der Erzherzog Maximilian von Oesterreich, dem W. sein

„Prognosticon futuri status Ecclesiae“ gewidmet hatte, für ihn bei der Universität Freiburg, um ihm eine theologische Professur an derselben zu verschaffen; am Anfang des Jahres 1605 trat W. als Ordinarius in die theologische Facultät ein. In den Studienjahren 1610/11 und 1614/15 bekleidete er auch das Rectorat der Universität (König, Verzeichniß der Rectoren und Prorectoren der Universität Freiburg, im Freiburger Diöcesan-Archiv, Bd. 23, 1893, S. 102). In dieser Zeit veröffentlichte er noch einen „Commentarius de Principum Electorum, quibus Regis Romanorum electio commendata est, origine . . .“ (Coloniae 1616). Als Professor war er bis zum Jahre 1618 thätig, wo er wegen körperlicher Schwäche seine Vorlesungen einstellen mußte.

Bayle, Dictionnaire historique et critique, 6. éd., T. IV (Basel 1741), p. 507 s. — H. Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. B., Bd. II (1859), S. 319 f. — F. Stieve, Die Politik Baierns 1591—1607, Bd. II (1883), S. 699—705. — J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, Bd. V (1886), S. 428—431. — Hurter, Nomenclator, T. I (ed. 2, 1892), p. 172. Lauchert.

Winder: Engelbert W., Philolog und Dichter, wurde am 29. Januar 1848 zu Bildstein bei Bregenz geboren. Er besuchte das Gymnasium in Feldkirch und studirte dann an den Universitäten zu München und Wien Philologie. Nachdem er im J. 1872 für kurze Zeit Supplent am Landstraßer Gymnasium in Wien gewesen war, wurde er als Lehrer an das Stadtgymnasium nach Bozen berufen und im J. 1881 als Professor an das Gymnasium zu Innsbruck versetzt. Er starb in Meran, wohin er sich begeben hatte, um Heilung von seinen Lungenleiden zu suchen, am 7. December 1891. W., dem die gütige Fama nachrühmte, daß er der bedeutendste Dichter Vorarlbergs seit Hugo von Montfort gewesen sei, ließ im J. 1889 zur Feier des österreichischen Kaiserjubiläums eine historische Dichtung: „Rudolf der Stifter in Tirol“ (Innsbruck) erscheinen, in der er den Heimfall der Grafschaft Tirol an Oesterreich nach dem frühen Tode Meinhard's IV. erzählt. Das Werk zeugt von treuer Gesinnung gegen das österreichische Kaiserhaus, steht aber in poetischer Hinsicht nicht sehr hoch. Als Litterarhistoriker versuchte sich W. in einer kurzen Würdigung seines Landsmanns Hermann v. Gilm (H. v. Gilm, seine Gedichte und Einführung in die Litteratur, Innsbruck, Wagner, 1889), die er zuerst in dem „Boten für Tirol und Vorarlberg“ veröffentlichte. Aus Programmabhandlungen des k. k. Staatsgymnasiums in Innsbruck von den Jahren 1887—1890 ging seine ebenso brauchbare als wichtige Darstellung der „vorarlberger Dialectdichtung“ hervor (Innsbruck 1890). Wie sein Schwiegervater, der bekannte Arzt Dr. Greising in Feldkirch, zählte W. zu den Mitgliedern der conservativen Partei in Tirol.

Vgl. Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts, 4. Aufl., Leipzig (1896), IV, 358. — Blätter für litterarische Unterhaltung, Leipzig 1889, I, 213, 214. — Dresdner Anzeiger, 1891, Nr. 346, 6. Beilage S. 27 (nach der Wiener Zeitung).

H. A. Lier.

Windheim: Christian Ernst v. W., Orientalist und evangelischer Theologe, † 1766. — W. wurde am 29. October 1722 zu Wernigerode geboren, wo sein Vater Rudolf August v. W. gräflich stolbergischer Landdrost war. Im elterlichen Hause sorgsam erzogen und zu Braunschweig auf dem Martineum vorgebildet, studirte er seit 1741 zu Halle philosophische, theologische und juristische Wissenschaften. Wolf und Baumgarten hatten daselbst hauptsächlich Einfluß auf ihn. Den Abschluß seiner dortigen Studien machte seine Promotion zum Magister am 21. Mai 1745, nachdem er am 10. Mai vorher unter Baumgarten disputirt hatte. Der Ruf Mosheim's zog ihn darauf auf die Universität

Helmstedt, wo er sich am 2. October dieses Jahres in der philosophischen Facultät habilitirte. 1746 wurde er Adjunct derselben Facultät; seine Disputation pro loco fand am 11. Juni statt. Im folgenden Jahre vermittelte Mosheim, als er als Kanzler nach Göttingen übersiedelte, die Berufung Windheim's in eine außerordentliche Professur der Philosophie daselbst. Aus dieser Stellung folgte er 1750 einem Rufe als ordentlicher Professor der Philosophie und der orientalischen Sprachen nach Erlangen, wo er am 17. October seine Antrittsvorlesung (de usu scholarum contra Hobbesium) hielt. Hier lebte er sich so angenehm ein, daß er einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie und außerordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen ablehnte und bis an sein Lebensende der Erlanger Hochschule erhalten blieb. Auch erhielt er im J. 1761 infolge der Ablehnung des Göttinger Rufes und, weil der Markgraf Friedrich, sein Landesherr, ihn als Kanzelredner schätzen gelernt hatte, die Erlaubniß, theologische Vorlesungen zu halten. Auf die Pflege der deutschen und der englischen Sprache verwandte er viel Fleiß. So erklärt sich, daß die „Teutschen Gesellschaften" zu Göttingen und zu Jena, auch am 20. September 1759 die zu Erlangen ihn zum Ehrenmitglied machten. Im J. 1760 wurde er zugleich Vorsteher und Scholarch des Gymnasiums zu Erlangen. In den letzten Jahren trieb er auch Oekonomie und Naturgeschichte, starb aber schon am 5. November 1766 im Alter von 44 Jahren zu Timmenroda im Fürstenthum Blankenburg auf seinen Erbgütern, wohin er gegen Herbst dieses Jahres wegen einer gefährlichen Erkrankung seines Vaters gereist war.

Seine Lehrthätigkeit in Erlangen hatte er 1750 mit einer Vorlesung über Michaelis' Einleitung in die Bücher des Neuen Bundes begonnen; dann las er hebräische Grammatik nach Danz, cursorische Erklärung alttestamentlicher Bücher, Arabisch und Syrisch, die Apokalypse und die Apostelgeschichte, später Logik nach Wolf und Metaphysik nach Baumgarten, Naturrecht nach Darjes, Oratorie nach Gottsched und über Paulinische Briefe. Im J. 1753 kündigte er Vorlesungen über philosophische Themata an. Seine theologischen Vorlesungen, die er seit dem Sommersemester 1761 hielt, erstreckten sich auf Dogmatik nach Mosheim, Moral, Apologetik und Pastoraltheologie, christliche Alterthümer, Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts nach Mosheim'schen Heften, die Lehre von der Kirche (die er von dem Gifte, welches Hobbes und Thomasius in sie gebracht, reinigen wolle), Polemik nach dem Bedürfnisse der Zeit, da jetzt andere Waffen als früher nöthig seien, Hermeneutik und Homiletik mit homiletischen Uebungen.

W. war zwei Mal verheirathet: zuerst mit einer Tochter des Göttinger Kanzlers v. Mosheim, Dorothea Augusta Margaretha, sodann mit Friederica v. Reizenstein, Tochter des ehemaligen Markgräfl. Brandenburg. Hauptmanns August Siegmund v. Reizenstein.

Schriften (der Zeitfolge nach geordnet, wobei nur die wichtigeren herausgehoben werden; die Titel aller andern Arbeiten finden sich bei Fickenscher [s. unten] II, 143 ff.): „De Paulo, gentium apostolo, contra Thomam Morganum (Dissertatio)" (Halle 1745); „Dissertatio: meditationes psychologicae de facultate diiudicandi" (Helmstedt 1745); „Diss. de memoria" (ib. 1746); „Diss. de intellectu divino, qua Socinianismus philosophicus argumentis suis privatur" (ib. 1746); drei Schreiben an seine Zuhörer: 1) „Philosophischer Beweis von der Wirklichkeit der Wunderwerke dieser Welt" (ebd. 1746), 2) „Von dem letzten Zwecke Gottes bei der Schöpfung der Welt" (ebd. 1746), 3) „Von den Engeln" (ebd. 1747); „Observationes theologico-historicae ad Benedicti XIV P. M. nuperam ad episcopum Augustanum epistolam. Quibus cum de aliis rebus, tum de sanctis ecclesiae romanae rituque canonizandi disseritur" (ib. 1747); „Die Kunst stets fröhlich zu sein" (Auszug aus Sarasa's lateinischem Buche gleichen

Namens) (ib. 1747, 4. Aufl. 1755); „Dissertationes de obligatione in genere“ (Göttingen 1748); „Dissertationes de erroribus vulgi in libris sacris non probatis“ (ib. 1748); „Göttingische philosophische Bibliothek“, Bd. I (Hannover 1749); Bd. IX (Nürnberg 1757); „Sendschreiben an seine Zuhörer von der Erleichterung der Erlernung der morgenländischen Sprachen“ (Göttingen 1750); „Grundriß einer Ethik der Gelehrten“, in den Erlanger Gel. Anz. 1751 Nr. 14 bis 46; „Bemühungen der Weltweisen vom Jahr 1700—1750“ (Nachrichten und Auszüge von ihren Schriften) Bd. I—VI (Nürnberg 1751—1754); „Diss. philol.: Literae epentheticae Hebraeorum“ (Erlangen 1752); verschiedene Abhandlungen in den Erl. Gel. Anz. Jahrg. 1752 (Die Zweifelhaftigkeit der römischen Kirche in ihrem Glaubensgrunde; die Vielweiberei des Lamech u. a. m.); „Diss.; theses philologicae selectae“ (Erlangen 1753); „Fragmenta historiae philosophicae sive commentarii, philosophorum vitas et dogmata illustrantes, olim seorsim editi nunc coniunctim recusi“ (ib. 1753); „Diss. de nonnullis ad doctrinam de permissione mali spectantibus etc.“ (ib. 1753); „D. de dualitatis ratione nominum Hebraeorum maxime appellativorum“ (ib. 1753); „Diss. de viribus vivis earundemque mensura“ (ib. 1754); „Richard Pococke's Beschreibung des Morgenlandes und einiger andrer Länder“. Aus dem Englischen. (3 Theile 1755); „Hugo Grotii annotationes in N. T. recensuit et praefatione de Socinianismo Hug. Grotii auxit“. T. I und II (ib. 1755 und 1757); „Diss. in locum difficiliorem Hoseae X com. 10“ (ib. 1755); „Johann Jackson's chronologische Alterthümer der ältesten Königreiche“ u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt (Nürnberg 1756); zwei naturwissenschaftliche Aufsätze in (H. Friedr. Delius) Fränk. Sammlungen Bd. 5 (Nürnberg 1760) 8°, Stück 28 und 29. — Zu nennen sind endlich die von W. veranstalteten Ausgaben von Schriften seines Schwiegervaters Mosheim (Anweisung, die Gottesgelahrtheit vernünftig zu erlernen Helmstedt 1756); Elementa theologiae dogmaticae (ebd. 1—3, 1758—1780); Allgemeines Kirchenrecht der Protestanten (Helmstedt 1760; Einleitung in die Sittenlehre der h. Schrift (ebd. 1760); Einleitung, die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion gründlich zu beweisen (Erlangen 1762, 3. Aufl. 1771); Erklärung der Briefe Pauli an die Gemeinde zu Korinth (1762); Anweisung, erbaulich zu predigen (Erlangen 1763, 2. Aufl. 1771); Streittheologie der Christen, Th. I—III (Erlangen 1763—1764)].

Vgl. (Delius, Hofrath) Memoria viri dum viveret generosiss. atque ampliss. Chr. Ern. de Windheim etc., Erlangae 1766 Fol. — Fikenscher, Gelehrten-Geschichte der Univ. Erlangen (Nürnberg 1806), II, 140—151. — Hirsching-Ernesti, Hist.-lit. Handbuch, XVI. Bd. (Leipzig 1813), S. 143 ff. — (Engelhardt,) Die Universität Erlangen von 1743—1843, Erlangen (1843) S. 44 ff. P. Tschackert.

Windisch Graetz: Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu W., k. k. Feldmarschall, geboren zu Brüssel am 11. Mai 1787, † in Wien am 21. März 1862. Als sein Motto schrieb er 1847 und oftmals später: Offenheit, Energie und Consequenz bleiben stets zum Regieren die wichtigsten Eigenschaften, wer diese nicht hat, ist zum Regieren nicht gemacht.

Der Geschichtsschreiber, welcher sich mit der Darstellung der Ereignisse in den Jahren 1848 und 1849 beschäftigt, begegnet selbst dann, wenn er dieselben als Zeitgenosse mit durchlebt, einer unleugbaren Schwierigkeit in der Aufgabe, der Nachwelt die weitgreifende Verwirrung, den Grad der Auflösung jeder staatlichen und politischen Ordnung klar zu legen, welcher in den Frühjahrs- und Sommermonaten 1848 besonders in Mittel-Europa eingetreten war. Sowol derjenige, der die politischen Zustände der vorangegangenen Zeit für gänzlich unhaltbar erachtet, sowie jene, welche mit den aus dieser Geschichtsepoche her-

vorgegangenen Entwicklungen mehr oder weniger einverstanden sind, werden einsehen müssen, daß die allgemeine Schwäche der Regierungen, welche den populären Bewegungen gegenüber nicht bloß die Einsicht, aber selbst das Gefühl ihrer Pflichten verloren zu haben schienen, daß der Mangel an politischer Erfahrung bei der großen Masse der Gebildeten, die zur entscheidenden Mitwirkung in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen wurden, nahezu unvergleichbare Erscheinungen vor Augen stellt.

Der während einer langjährigen Zeit der politischen Ruhe entstandene Mangel an Muth bei solchen, denen es nicht an Erfahrung gebrach, die leidenschaftliche wenn auch in manchen Kreisen ideale Verfolgung nationaler Ziele, die sich z. B. in der österreichischen Monarchie so vielfach kreuzten und für welche die Bahn in einem Augenblicke frei erscheinen mußte, in welchem von vielen die Berechtigung, von beinahe allen Menschen die Haltbarkeit der bestandenen politischen Ordnungen geleugnet wurde und innerhalb dieser Verhältnisse die positive Wirksamkeit einer europäisch revolutionären Verschwörung, über deren Ziele gestritten werden mag, die aber zu der Zeit unbestreitbar ihren Weg in der Auflösung aller gesetzlichen Grundlagen zu verfolgen suchte, — hatten einen Zustand hervorgerufen, der heutzutage nahezu jeder Schilderung spottet. Die blutigen Kriege, welche in den folgenden Jahrzehnten mit an Zahl immer steigenden Heeren geführt wurden, der in seinen Mitteln und Wegen bis zu den neueren Sprengwerkzeugen und zum Massenmorde fortgeschrittene sociale Kampf haben die Erscheinungen der Jahre 1848 und 1849 gegenwärtig oft unterschätzen lassen; der ernste Historiker wird aber die Bedeutung der geschichtlichen Thatsachen jener Jahre ebensosehr an sich, als in ihren weittragenden Folgen zu würdigen wissen müssen.

Unter den sehr wenigen Männern, die in dieser Epoche unbefangen im Geiste und kräftig im Wollen und Handeln geblieben waren, waren solche zu finden, die einer oder der anderen Partei zum Siege zu verhelfen suchten, andere, die den Verhältnissen die Machtelemente abzugewinnen suchten, welche jede Bewegung dem geschickten und entschlossenen Unternehmer bietet.

Es war eine günstige Fügung des Geschickes, daß der Mann, dessen Thaten Oesterreich aus den Gefahren dieser Ereignisse herausführen sollte, weder ein Machtpolitiker, noch ein Mann der Parteien war, daß W. im klaren Urtheile über die staatlichen Lebensbedingungen, in voller Einsicht in die Wege der Bewegung kein anderes Ziel vor Augen hatte, als das, dem Kaiser das Reich, dem Oesterreicher sein Vaterland und in der Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung der ferneren Zukunft die freie Bahn zu erhalten. Der Weg, der dann auf dieser wiedergewonnenen freien Bahn gegangen wurde, war nicht der seinige. Der Widerstreit zwischen seinen Anschauungen und jenen der leitenden Kreise im Frühjahre 1849 war die wesentliche Ursache seiner Entfernung von der Heeresführung in Ungarn. Wie immer bis zum heutigen Tage die geschichtlichen Entwicklungen in der österreichischen Monarchie den Auffassungen des Feldmarschalls über die Ausbeutung seiner Erfolge Recht geben mögen, der eben angedeutete Widerstreit wird erst vollständig gewürdigt werden können, wenn die Geschichte jener Zeit noch um ein bedeutendes älter geworden — die Accorde ihrer Epoche ausgeklungen haben.

Die Persönlichkeit Windisch Graetz' in dem einheitlichen Zusammenklange ihrer Eigenschaften hatte sich an einem reichen und vollen Leben entfaltet. Dieses Leben zeigt uns den Genuß der Jugend in That, in Liebe und Freundschaft, eine freie und erfolgreiche Wirksamkeit der Mannesjahre, dann in späterer Zeit eine historische Thätigkeit in vollster Ausnützung der ganzen eigenartigen Entwicklung.

Wenn auch der angeborene Thatendrang in ihm den Trieb zur historischen Wirksamkeit wach erhalten hatte, so war er doch mit zu viel Fäden an eine Vergangenheit geknüpft, in die er sich mit vollen Pulsschlägen eingelebt, als daß er auch den größten Ruhm mit dem Sturze dieser Vergangenheit hätte erkaufen mögen.

Der Umstand, daß seine Thätigkeit immer im Zusammenhange mit Herz und Glauben geblieben, hatte ihn anderseits jugendlicher und vertrauensvoller erhalten, als die Mehrzahl seiner Genossen.

So konnte er später in Wahrheit von sich sagen, daß er „leider" zu großen Verdiensten gelangt, und dieses Gefühl mußte seine sittliche Kraft erhöhen, während die jugendfrischere Auffassung, die er sich bis in sein sechstes Jahrzehnt gewahrt, ihm gestatteten, auch den Anforderungen einer neuen Zeit und neuen Erscheinungen eine unbefangene Würdigung entgegenzubringen.

Das Geschlecht, aus welchem Alfred W. hervorgegangen, sein Haus, welches von dem alten Dynastengeschlechte der Grafen von Weimar-Orlamünde im Beginne unseres Jahrtausend abgezweigt, seinen Stammsitz schon damals an den südlichen Grenzen der Steiermark genommen, hatte in der Folge der Jahrhunderte ungewöhnlich wechselvolle Schicksale erfahren.

Der Einfluß, die Macht und der diese beiden begründende Besitz desselben waren in Kämpfen gestiegen und gefallen. Auch die letzte große Umwälzung in unseren Ländern, die Reformation und ihre Folgen waren nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Existenz dieser Familie geblieben; es scheint uns aber, daß die Vertreter dieses Namens in besonderem Grade jene stolze Unabhängigkeit des Charakters, jenes, augenblickliche Vortheile verachtende Festhalten an der eigenen Ueberzeugung bethätigt haben, welche wol als die ersten Bedingungen bezeichnet werden können, um den berechtigten Anforderungen an höhere Lebensstellungen zu genügen. Sein Vater, Graf Josef Niklas (s. u. S. 416) hatte in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in unabhängiger Muße gelebt und war in vielfachem Verkehr einerseits mit dem Hofe Kaiser Josef's II. und anderseits mit französischen Encyklopädisten und deutschen Gelehrten, namentlich auch mit Kant in brieflicher Verbindung gestanden. Die von ihm veröffentlichten Werke betreffen religiöse, philosophische, politische und judicielle Fragen, mit einer ganz besonderen Entschiedenheit sich gegen die damals sehr verbreiteten geheimen Gesellschaften wendend.

Nach dem früh verstorbenen Vater trat Alfred W. unter der Vormundschaft seiner Mutter in den Besitz des Majorates und am 24. Mai 1804 in die Reichsfürstenwürde, zu welcher sein Haus erhoben wurde, nachdem es bis dahin nur zwei Stimmen auf den Grafenbänken des Reiches zu vertreten hatte; er wurde von seiner Mutter, der zweiten Gemahlin des Grafen Josef Niklas, Franziska Leopoldina Prinzessin von Arenberg und zwar größtentheils auf dem Lande in Böhmen erzogen und wandte in frühester Jugend seine Neigung dem Soldatenstande zu, welcher Neigung er trotz mancher Widersprüche in der Familie, trotzdem die Mehrzahl seiner Vorfahren die staatsmännische und diplomatische Laufbahn verfolgt hatten und trotzdem zu jener Zeit die Häupter reichsständischer Familien sich nur selten hierarchischen Dienstverhältnissen einordneten, mit aller Entschiedenheit treu blieb. In diesem Sinne wurde seinen Studien die in jener Zeit mögliche militär-wissenschaftliche Ausbildung beigefügt.

Im Juni 1804 von Sr. Majestät als Oberlieutenant in das 2. Ulanenregiment Schwarzenberg eingereiht, rückte er bei Beginn des Feldzuges 1805 zum Rittmeister vor und erlebte im Werneck'schen Corps in der Gegend von Ulm seine ersten Gefechte. Hier mit einem großen Theile der Armee in Gefangenschaft gerathen, verschaffte ihm seine Auswechslung eine Vorstellung bei

Kaiser Napoleon und hiermit die für ihn einzig gebliebene Gelegenheit, den großen Kriegerfürsten jener Zeit zu sehen. Während so viele seiner Genossen durch die verderblichen Erscheinungen und unglücklichen Ereignisse dieses Krieges entmuthigt wurden, hinterließen dieselben bei W. die gewichtigsten Lehren, vermochten jedoch in ihm weder die Freude an seinem Beruf, noch das Vertrauen in die Zukunft der Sache seines Vaterlandes zu mindern, im Gegentheile wandte er sich mit umso größerer Begeisterung und Zuversicht den Umgestaltungen und Neuschöpfungen zu, mit welchen der Generalissimus Erzherzog Karl das kaiserliche Heer für die Kämpfe des Jahres 1809 heranbildete. Vor Beginn dieses letztgenannten Feldzuges zum Escadronscommandanten ernannt, führte er mit bestem Erfolge in selbständiger Verwendung Streifcommanden bis tief nach Franken hinein zur Beobachtung der feindlichen Colonnen, rückte später mit seinem Regimente auf das Schlachtfeld von Aspern und wurde am 22. Mai durch einen Schuß in den Unterleib verwundet. Kaum von seiner Wunde genesen und als Major in das 1. Ulanenregiment Graf Merveldt eingetheilt, führte er 2$^1/_2$ Escadronen dieses Regimentes in denkwürdigen Gewaltmärschen in die Gegend von Eger, woselbst der alte General der Cavallerie Baron Kienmayer mit einem aus den Reservetruppen in Böhmen zusammengerafften Heereskörper dem heranrückenden französischen Armeecorps unter Junot und dem König von Westfalen gegenüberstand. Es gelang dem alten Helden, welcher dem jungen Major die Führung seiner gesammten meist aus Reserveescadronen gebildeten Reiterei übergab, in den Gefechten von Gfres (8. Juli) und bei Plauen (12. Juli) die beiden feindlichen Corps zu schlagen und den genannten König durch W., der seinem damaligen Feldherrn zeitlebens die treueste Anhänglichkeit bewahrte, bis in die Gegend von Erfurt verfolgen zu lassen; Vortheile und Erfolge, deren Werth für die kaiserliche Armee durch den Waffenstillstand von Znaim zu nichte gemacht wurde. Nach dem Kriege 1809 widmete der Fürst seine Zeit vor allem dem Dienste und seiner militärischen Ausbildung und blieb dem Getriebe der Kriegs- und Friedensparteien, welches schon vor und theilweise während des Feldzuges 1809, vornehmlich aber nach der Wagramer Schlacht in allen Kreisen der österreichischen Gesellschaft schroff und leidenschaftlich hervorbrach, vom soldatischen Standpunkte grundsätzlich ferne, reichte indessen bei der Aufstellung des Auxiliarcorps unter Schwarzenberg zu Gunsten Napoleon's sein Gesuch um Dienstentlassung ein, welches Kaiser Franz als unbeschränkten Urlaub erledigte. 1813 zur Armee eingerückt, wurde er als Oberstlieutenant zum Graf O'Reilly 6. Chevaulegersregiment versetzt, führte in den Gefechten vom 6. bis 14. October bei Penig und Liebertwolkwitz die Vorhut des 4. Armeecorps Graf Klenau, erfocht in den drei Ruhmestagen bei Leipzig, besonders in den glänzenden Gefechten am Kolmberge am 16. October diesem tapferen Regimente, welches bei einem unglücklichen Zufalle im russischen Kriege unverschuldet seine Estandarten verlor und diese auf Befehl des Kaisers erst nach dem ersten Gefechtserfolg wieder erhalten sollte, seine alten Ehrenzeichen wieder und rückte als Commandant der Vorhut der leichten Division Moriz Liechtenstein am 20. December 1813 bei Lauffenburg über den Rhein. — Bis Mitte Februar als Vorhutcommandant bei wiederholten Gefechten in thätigster Verwendung, übernahm W. sodann als Oberst das Commando des 8. Cürassierregiments Großfürst Constantin von Rußland, mit dessen Escadronen er am 23. Februar bei Troyes neun Mal attackirte und am 25. März bei La fère Champenoise in die feindlichen Regimenter der jungen Garde eindrang, 1200 Gefangene und 11 Geschütze eroberte. Die hervorragenden kriegerischen Leistungen des jungen Obersten, welche ihm die allgemeine Anerkennung, mannichfache Auszeichnungen, darunter das Maria Theresien- und russische Georgskreuz einbrachten, erwarben ihm eine

ausgezeichnete Stellung in der kaiserlichen Armee und seine ganze Haltung die besondere Gunst und ein ungewöhnliches Vertrauen seines Kaisers. Mit seinem Regimente während des Wiener Congresses den dortigen militärischen Festlichkeiten beigezogen und in dem Bestreben, seine sociale Stellung zum eingehendsten Verkehre mit älteren und im politischen und militärischen Leben höher stehenden Zeitgenossen zu benützen, fand Fürst W. den Anlaß und die Möglichkeit den größeren Verhältnissen der Politik näher zu treten. Der Fürst war schon 1814 als österreichischer Vertreter bei der Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien in seine Staaten entsendet, wobei ihn dieser König mit einem Orden betheilte, welchen W. 34 Jahre später bei dem Einfalle Sardiniens in das kaiserliche Italien Carlo Alberto durch die kaiserlichen Vorposten zurücksenden ließ. 1815 als Commandant der österreichischen Besatzungstruppen in Paris unter die Befehle des Herzogs von Wellington gestellt, zog ihn dieser vielfach in seine Gesellschaft und blieb nicht ohne dauernden Einfluß auf W.

In den nun folgenden Friedensjahren widmete sich W. vor allem thätigst seinem militärischen Berufe, er gründete ein sich reich entfaltendes Familienleben, beschäftigte sich eingehend mit der Verwaltung seiner Güter, pflegte fortgesetzt den Verkehr mit den leitenden Persönlichkeiten im Staate und verfolgte mit stets gesteigertem Interesse die politischen Bewegungen seiner Zeit. Während dreizehn Jahren Commandant des unter seiner Führung in Krieg und Frieden als mustergültig angesehenen Regiments Constantin-Cürassiere, von 1826 an Commandant der Grenadierbrigade in Prag, einer Elitetruppe, welche bis zu den Tagen des Jahres 1848 in seinem Befehlsbereiche durch ausgezeichnete Leistungen sich bewährte, stand er von 1833 bis 1839 als Feldmarschalllieutenant und Divisionär in Prag. Feldmarschall Graf Radetzky hatte im Beginne der 30er Jahre Reformen in der Führung größerer Truppenkörper bei der Armee in Italien eingeführt, welche in den leitenden Militärkreisen in Wien leidenschaftliche Gegnerschaft fanden; es gelang W. durch das Vertrauen Kaiser Franz' und die Erfolge, die er bei seinen Truppen mit ähnlichen Mitteln erreichte, diese wichtigen Reformen in längerem Kampfe, bei welchem er Radetzky's Ansicht im wesentlichen vertrat, zur Durchführung zu bringen. Im September 1833 während einer Zusammenkunft des Kaisers Franz mit Kaiser Nikolaus von Rußland zu Münchengrätz und mit dem Oberbefehl der dort concentrirten Truppen betraut, war er in täglicher Berührung mit den beiden Monarchen, und gewann in hohem Grade die Zuneigung des Zaren, welcher schon in jungen Jahren 1814 und 1815 in Paris auf den Wunsch Kaiser Alexander's I. vielfach mit ihm zusammengetroffen war. Den Kaiser Franz drückten in jener Zeit sowol äußere als innere Regierungs- und überdies manche Familiensorgen, insbesondere bezüglich der angegriffenen Gesundheit seines Nachfolgers. In solcher Stimmung forderte der Monarch den in voller Manneskraft und Entschlossenheit vor ihm stehenden Zaren zu dem Versprechen auf, seinem Nachfolger, falls dieser jemals in Gefahr kommen sollte, treu und redlich zur Seite zu stehen. Der Zar gab feierlich Wort und Handschlag, dieser Erwartung zu entsprechen und empfing knieend den Segen des österreichischen Kaisers. Kein Zeuge war zu dieser ernsten Stunde gegenwärtig, aber beide Herrscher, jeder für sich, theilten in den nächsten Tagen W. das Vorgefallene mit, der 15 Jahre später berufen war, den russischen Kaiser an seine Versprechungen zu erinnern. Im J. 1837 vom russischen Kaiser zu großen Truppenübungen im südlichen Rußland geladen, wurde der in Münchengrätz stattgehabte persönliche Verkehr fortgesetzt.

„Diese Truppen sind Ihre Reserve" sagte der Kaiser von Rußland zu dem Fürsten W., der inbezug auf internationale Verhältnisse die Ergebnisse des

Wiener Congresses und der Kriege seiner Jugend, vielleicht um so ernstlicher im Auge behielt, weil er die Dinge aus einem entfernteren Gesichtspunkt betrachtend, den täglichen Reibungen des politischen Wechselspiels entfernter blieb; er war ein ernster und zuverlässiger Anhänger der bestehenden Allianz.

Im J. 1817, bald nach Eintritt der Friedensepoche hatte er sich mit Eleonore, der 19jährigen Tochter des Fürsten Josef zu Schwarzenberg und der Fürstin Pauline, geborenen Prinzessin von Arenberg, die 1811 zu Paris bei dem Brande des Botschaftshotels ihres Schwagers, als sie eines ihrer Kinder aus den Flammen retten wollte, umkam, verehelicht. Seine Frau, welche ihm fünf Söhne und zwei Töchter geboren, weihte ihm in unbedingtester Hingebung ein Herz, das für alles Große und Schöne zu erglühen vermochte, sie führte in ihrem Hause den Einfluß, den sie zum Guten haben mußte, fügte aber auch nicht sich allein ihrem Gatten, sondern des ganzen Hauses Treiben im engeschlossenen Kreise um seines Sinnes Wesen. Mehr als 40 Jahre später, nachdem er so ziemlich Alles erfahren, was ein menschliches Herz höher schlagen läßt, nachdem sein Schicksal ihn durch menschliche Freude und menschliches Leid, durch Lust und Trauer geführt, sprach er es in ernster Stunde aus, daß ein solches Verhältniß denn doch das einzige sei, welches dem Menschen dauernde und werthvolle Zufriedenheit zu schaffen vermöge; daß der Werth und die Bedeutung dieses Familienlebens daher nicht ohne Einfluß auf die Charakterentwicklung Windisch Graetz' bleiben konnte, ist einleuchtend. W., dessen ausgedehnter Grundbesitz sich größtentheils in Böhmen befand, widmete der Verwaltung desselben sowie den daraus hervorgehenden socialen Aufgaben stets eine ernste und im Verhältniß zu seinen Genossen hervorragend thätige Sorge — er legte bedeutenden Werth in eine Gastfreundschaft, die er im weitesten Sinne seinen Freunden, seinen Standesgenossen, vor allem aber seinen Waffenbrüdern und den ihm unterstellten Officieren zu bieten verstand.

Im Sommer 1840 wurde der Fürst zum commandirenden General in Böhmen ernannt, welche Stellung er bis zum Herbste 1848 bekleidete. Was er in derselben leistete, wie er den Geist der Mannschaft hob, Officiere und Generale im Interesse des Dienstes in Erfüllung ihrer Pflichten aneiferte und überwachte, wie er den gemeinen Mann, wie dessen Vorgesetzten gegen jede Unbilde, woher sie kommen mochte, schützte, wie er die Schlagfertigkeit der Truppen steigerte, die Officiere zum Selbstdenken und zu überlegtem Vorgehen in unerwartet eingetretenen Situationen allmählich heranbildete, kurz, wie er die Truppen des böhmischen Generalates zu einem Körper voll bewußten Lebens unter gleichzeitiger Weckung patriotischen und edlen Standesgefühles hob, dies Alles im einzelnen darzustellen müssen wir uns versagen und können eben nur die Thatsache und den Erfolg andeuten.

In den Herbstlagern bei Kolin 1841 und Theresienstadt 1846, bei welchen jeweilig gegen 40 000 Mann der böhmischen Heeresabtheilung den deutschen Bundesinspectionen und an deren Spitze dem Prinzen von Preußen, nachmaligen König Wilhelm I. vorgeführt wurden, ließen die hervorragende Schulung und hohe Ausbildung wahrnehmen, welche diese Truppen in den Jahren 1848 und 1849 erweisen sollten. W. trat hier auch in ein engeres persönliches Verhältniß zu dem Prinzen. Radetzky in Italien, Langenau in Galizien und W. in Böhmen waren in Oesterreich die commandirenden Generale jener Zeit, welche in den ihnen unterstehenden Corps den dauerndsten Eindruck hinterließen. Gelegentlich eines nicht unbedeutenden Arbeiteraufstandes, welcher in den industriereichen Vorstädten Prags 1844 ausgebrochen war, eilte der eben abwesende Commandirende in die Hauptstadt, ergriff die entschiedensten Maßregeln zum Widerstand gegen die Aufständischen und verfügte sich, nur von seinem unmittel-

baren Gefolge begleitet, zu Pferde durch die bis dahin versperrten Stadtthore in die aufständische Vorstadt; aus der Mitte eines ihm begegnenden Volkshaufens, der die Leiche eines Aufständischen begleitete, rief man: „Da sehen Sie her, das haben Ihre Soldaten gethan". Der General sein Pferd anhaltend, erwiderte, daß dieses Unglück nicht von seinen braven Truppen herbeigeführt worden sei, aber die Verantwortung hiefür auf Jene falle, welche das Volk zu gesetzwidrigen Handlungen verleitet hatten. Der Commandirende ritt ruhig im Schritt in die aufgeregten Volksmassen, die sich langsam öffneten, nach und nach zu grüßen begannen und sich der kaltblütig, würdigen und sicheren Haltung des Generals gegenüber zu gesetzlichem Verhalten zurückzogen. W. war zu Beginn des Jahres 1848 in seinem 61. Lebensjahre in weitgreifender militärischer Thätigkeit und entschiedener Mitwirkung bei allen höheren Fragen berufen, zu solcher Stellung gelangt, daß für den Fall eines Krieges nebst Radetzky in Italien auf ihn als Feldherrn des österreichischen Heeres gerechnet wurde. Im wesentlichen mit der conservativen Richtung der großen Cabinette, wie man sie damals nannte und mit den leitenden österreichischen Staatsmännern, vor allem mit dem ihm eng befreundeten Fürsten von Metternich einverstanden, war ihm anderseits die ausschließliche Defensive, der Mangel an belebender Thätigkeit fehlerhaft erschienen, auf welche die gealterten Männer jener Zeit sich beschränken zu können glaubten. Er galt als ungestümer, unbequemer Mahner gegenüber den Centralbehörden, genoß aber das Ansehen eines nicht zu umgehenden, bedeutenden Mannes, der im Augenblicke ernster Ereignisse einen sicheren Rückhalt versprach.

Als im Winter 1847/48 das Brausen der Revolutionsstürme bereits hörbar wurde, suchte der Fürst, welcher bei den Centralbehörden das nöthige Verständniß für die seinerseits gewärtigten Ereignisse nicht fand, sein Generalat für das Commando möglichst bereit zu stellen. Während der Märztage 1848 in Wien anwesend, um daselbst die Aufstellung einer Beobachtungsarmee an der französischen Grenze zu besprechen, deren Führung er übernehmen sollte, war er zufällig Zeuge der Bewegung jener Tage und der sich an dieselben knüpfenden Ereignisse. Als diese zum Zusammenbruche aller leitenden Kräfte der Staatsverwaltung führten und dem unberechenbaren Weiterdringen des siegreichen Aufstandes nur die vollständigste Rathlosigkeit gegenüberstand, wurde der Fürst in den höchsten Kreisen bestürmt, als Dictator an die Spitze der Regierung zu treten und alle Vollmachten des Monarchen in seiner Hand vereinigend, die drohende weitere Auflösung zu hemmen. Trotz längerem Widerstreben gegen die so unvorbereitete Uebernahme solch schwieriger Aufgabe, trotz dem Hinweise auf die Wichtigkeit seiner Rückkehr auf seinen Posten in Böhmen, der im Augenblicke allgemeiner Aufregung seine Anwesenheit erheischte, vermochte ihn die Rücksicht auf die schwere Verantwortung für Kaiser und Reich, die ihm aufgezwungene Stellung einzunehmen. W. lehnte den Titel eines Dictators als mit den monarchischen Principien unvereinbar ab und trat, als „mit allen Vollmachten" ausgerüstet, sein Amt an; er bezog eine Wohnung in der Burg, verfügte vor allem die militärische Sicherstellung der Residenz, machte hiermit den Drohungen des Aufruhres ein Ende, als deren Dolmetsch sich eben so sehr die Böswilligen wie die schwachsinnig Wohlgesinnten erwiesen hatten; er entfaltete eine bedeutende Truppenmacht, stellte die Ruhe wieder her, versammelte von neuem die durch die Ereignisse aus aller geordneten Thätigkeit geworfenen Organe der Staatsverwaltung, verfügte die Verstärkung der inzwischen von der Revolution und dem König von Sardinien überfallenen Armee in Italien, veranlaßte den Abgang des Generalstabschefs der Armee Feldmarschallieutenant Baron Heß in

das Hauptquartier Radetzky's, sowie die Ernennung des Obersten Jellačič zum Banus von Kroatien und vermochte es, durch seine Maßregeln der Bewegung einen mehrwöchentlichen Stillstand zu gebieten. Während dieser Zeit wurde das constitutionelle Ministerium gebildet, an welches er seine außerordentlichen Vollmachten übergab, und welchem die Aufgabe zufiel, in der wiederhergestellten gesetzlichen Ordnung die nothwendigen Neugestaltungen zur Durchführung zu bringen. Von den Gefahren, die das Vaterland bedrohten, in seinem tiefsten Innern ergriffen, in keiner Weise aber entmuthigt, zog sich W. auf seine Güter in Ungarn zurück, um die ihm so nöthig gewordene Erholung zu gewinnen. Die kurze aber an ernsten Augenblicken reiche Wirksamkeit, die er an erster Stelle im Reiche geübt, hatte die Patrioten in ihm den Hort der Ordnung und Gesetzlichkeit, den energischen Vertreter der monarchischen und conservativen Interessen erkennen lassen, sie hatte aber auch die Muthlosen und die schwachsinnigen Ideologen vermocht, sich in scheuer Angst vor dem entschiedenen Manne zurückzuziehen und den Haß der Verschwörung hervorgerufen, der die Macht dieser Persönlichkeit als eine stete Bedrohung ihrer Unternehmungen erschien.

Die Ereignisse des Monates Mai in Wien, welche in wiederholten Gassenemeuten Ministerien stürzten und Verfassungsentwürfe zum Falle brachten, die Entwicklungen, die dieselben gewärtigen ließen, endlich die sich steigernde Verwirrung in Böhmen riefen den Fürsten auf seinen Posten in Prag an die Spitze der kaiserlichen Truppen in Böhmen. Die europäisch revolutionäre Verschwörung, der seit dem 2. Juni in Prag tagende Slavencongreß, der die nationalen Gegensätze verschärfte, dann die Schwäche der berufenen Autoritäten in Wien, welche vergebens die heranwachsende Anarchie zu beschwichtigen versuchten, alles dies steigerte noch die Aufregung Prags und selbst einige energische Maßregeln des neuen Gouverneurs Grafen Leo Thun blieben erfolglos. Indessen hatte die Umsturzpartei, vom Auslande gestärkt, den schon durch sein energisches Auftreten in Wien mißliebig gewordenen Fürsten nun auch in Prag und zwar durch die aller Schranken ledige, aber auch wie im sinnlosen Taumel zügellose Presse angefeindet, auf das Empörendste verleumdet, so daß es kaum ins Gewicht fiel, als die Prager Garnison eine Erklärung abdrucken ließ, in welcher sie ihrer Entrüstung über diese Vorgänge, wie auch ihrer Verehrung für ihren Führer lauten entschiedenen Ausdruck gab. Als am 6. Juni bei der wie gewöhnlich um diese Zeit abgehaltenen Revue über sämmtliche in Prag garnisonirenden Truppen, ungeachtet des Verbotes jeder als in Reih und Glied in der kaiserlichen Armee unstatthaften Demonstration, den Commandirenden ein endloses Hurrah begrüßte, benutzten die durch ausländische Revolutionselemente verführten Aufrührer diesen Umstand aufs neue, dem Fürsten W. volksfeindliche Tendenzen zu unterschieben. Der Slavencongreß brachte eine große Menge Ausländer, besonders Polen und Franzosen, in diese Stadt und stündlich wurde es deutlicher, daß eine blutige Katastrophe demnächst hereinbrechen werde. Am 10. Juni fand ein Slavenball statt, bei welchem der Commandirende, obgleich vielfach anonym gewarnt und bedroht, ebenfalls erschien. Die späteren Untersuchungen stellten fest, daß nur die Anwesenheit der Officiere, die ihren General gleich beim Eintreten umgaben, und nicht mehr verließen, ein Attentat auf dessen Person verhütete. So brachen die Pfingstfeiertage heran. Obgleich die politischen Maßregeln bis dahin noch in den Bereich des Guberniums gehörten, so unterließ der commandirende General es doch nicht, militärische Vorkehrungen zu treffen, um die Hauptvortheile eines etwaigen Gassengefechtes den Insurgenten zu entziehen, die Truppen vor Verlusten möglichst zu sichern und ohne großes Blutbad Herr der Stadt und der mit ihr

verbundenen Vorstädte zu werden. In diesem Sinne wurden unter anderem die Generale gewarnt, sich mehr als nöthig in einzelne Gassenkämpfe einzulassen, hingegen angewiesen, sich auf die Gewinnung der Hauptcommunicationen zu beschränken, während die Truppen belehrt wurden, in jedem Gassenkampfe womöglich im Innern der Häuser vorzudringen, sonst aber mit zwei Tirailleurketten längs den beiderseitigen Häuserreihen vorzugehen und die jenseitigen Thür- und Fensteröffnungen unter Feuer zu nehmen. Er verstärkte die Garnison der Stadt und erklärte auf die wiederholte Androhung einer Katzenmusik, daß, wenn sie ihm als Privatmann gelte, er sie mit Gleichmüthigkeit aufnehmen, eine derartige der Würde des commandirenden Generals angethane Insulte aber mit Waffengewalt zu verhindern wissen werde. Während der General so seine Maßregeln traf, blieb auch die Umsturzpartei nicht müßig und bereitete sich zum Kampfe vor. Eine mit dem frühesten Morgen des Pfingstsonntages, 11. Juni, im Clementinum, Universitätsgebäude tagende Versammlung von Studenten beschloß, von französischen Barricadeurs und von Abgesandten des polnischen Centralclubs zu Paris geleitet, eine Deputation an den commandirenden General zu senden, mit dem Verlangen um Ausfolgung von mehreren tausend Stück Feuergewehren, 80 000 scharfen Patronen und einer ausgerüsteten Batterie an die Studentenlegion und um Entfernung der an einigen Punkten der Prager Festungswerke aufgestellten Kanonen. Auf dieses Begehren antwortete der Fürst: die Gewehre und Munition benöthige er zur Ausrüstung der kaiserlichen Truppen und Kanonen werde er auf keinen Fall verabfolgen; den drohenden Warnungen entgegnend, daß er mit ruhiger Gelassenheit die Dinge erwarte, die da kommen würden und seine Pflicht als commandirender General erfüllen werde. Gleichzeitig hatten die Studenten an allen Straßenecken rothgedruckte Placate anschlagen lassen, worin sie ihre Begehren dem Volke kundgaben und dieses zur Unterstützung desselben aufforderten. Das Herabreißen dieser Placate durch das Militär und einige gutgesinnte Bürger führte zu bedeutenden, jedoch noch unblutigen Conflicten mit den Studenten und einem Theile der übel gesinnten Nationalgarde. Die aufgeregte Stimmung der Bevölkerung benutzend, ordneten die Führer der Umsturzparteien für Montag den 12. Juni eine große Volksversammlung am Roßmarkt zu einer bei der St. Wenzelstatue zu lesenden Messe um 10 Uhr vormittag an, die auch abgehalten wurde. Aufreizende Reden, Verwünschungen gegen die Aristokratie, die gutgesinnten Bürger, das Militär und dessen Chef, enthusiasmirten die Menge zu einem feierlichen Schwur der Verbrüderung und gegenseitigen Unterstützung. Fast zur selben Zeit erschien eine Deputation Prags von wol 200 achtbaren Bürgern im Generalcommando und brachte dem Fürsten mit der Versicherung des ungeheuchelten Vertrauens, die Bitte vor, derselbe möge die Zügel in seiner festen Hand bewahren, da es wohlbekannt, daß das Auftreten der Umsturzmänner dahin gerichtet sei, ihn von seinem Posten zu entfernen. Um Mittag theilten sich die Volksmassen am Roßmarkte und zogen unter Absingung böhmischer Spottlieder durch die Gassen der Stadt. Ein solcher Haufe begegnete beim Generalcommando der zurückkehrenden Bürgerdeputation und fing an, sie zu insultiren und zu bedrohen. Eine eben zur Ablösung marschirende, von einem Lieutenant befehligte halbe Grenadiercompagnie rückte heran und suchte Ordnung zu machen. Der Lieutenant wurde von einem Studenten thätlich angefallen und erhielt einen betäubenden Schlag ins Genick; schon zog der Student eine Pistole gegen ihn, als die Grenadiere mit gefälltem Bajonett in die Rotte eindrangen, die sich mit dem Rufe: „Barricaden, das Militär greift an" in alle Straßen zerstreute. Der Student, der den Schlag auf den Officier geführt hatte, wurde gefangen, und die Grenadiere waren eben im Begriffe, ihn niederzuhauen, als Fürst W. auf

die erste Nachricht dieses Vorfalles bloßen Hauptes auf die Straße eilend, ihn den Händen der wüthenden Soldaten entriß. Beim Erscheinen des Fürsten auf der Straße fielen aus den gegenüberliegenden Häusern mehrere auf ihn gerichtete Gewehrschüsse und da gleichzeitig vom Graben her ein Feuern vernommen wurde, so erfolgte der Befehl zur Alarmirung der Garnison. Die auf den Fürsten gerichteten Schüsse waren theilweise in das Generalcommandogebäude gedrungen und tödteten die Gemahlin des Commandirenden.

Auf das Tiefste erschüttert, aber unbewegt in seiner ruhigen Entschlossenheit, befahl der Fürst auf die Bitte einer neuen Deputation um Schonung und Gewährung einer kurzen Frist zur Beruhigung der Volksmassen, das Feuer der ausrückenden Truppen einzustellen und wiederholte Besänftigungsversuche bis zum Ablaufe einer Stunde vorzunehmen; doch allerorts hatten sich Barricaden nach kunstgerechten Plänen erhoben, der Gouverneur wurde auf dem Clementinum gefangen gesetzt, die begütigend einschreitenden Officiere wurden mit Insulten von den Aufrührern abgewiesen, von letzteren die Feindseligkeiten mit einem heftigen Feuer auf die Truppe begonnen. Fürst W. wollte nun selbst in die Straßen, um das Volk zu beruhigen und im Falle des Nichtgelingens sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen. Da kreuzten die Grenadiere, die das Generalcommando besetzt hatten, die Bajonnette und nöthigten, in der Furcht den Fürsten, der durch 22 Jahre als Brigadier, Divisionär und commandirender General ihr Führer gewesen, durch einen zweiten Meuchelmord zu verlieren, — ihn zur Rückkehr in sein Haus. Alle Versuche, die Massen zum Verlassen ihrer drohenden Stellungen zu bewegen, scheiterten, es mußte die Gewalt der Waffen in Anwendung kommen. Generalmajor v. Schütte erhielt den Befehl, mit seinen Truppen vom Graben gegen die Kettenbrücke vorzudringen. Im Sinne der vom Commandirenden ausgegebenen Gefechtsmaßregeln für den Straßenkampf stürmte er mehr als zehn Barricaden und gewann die Verbindung der Kleinseite, während Major v. Cerrini von anderer Seite, nicht ohne schwere Verluste, doch mit Erfolg vordrang.

Beim Einbruche der Nacht trat eine Waffenruhe ein, die Garnison blieb in den eroberten Stellungen. Generalmajor Rainer war gleich im Beginn der Gefechte verwundet worden und Rittmeister Prinz Alfred W., ein Sohn des Commandirenden, der sich nebst mehreren anderen Officieren freiwillig der Sturmcolonne angeschlossen, wurde durch einen Schuß am linken Fuß schwer blessirt. Am Morgen des 13. Juni erschien eine Deputation bei dem Fürsten mit Anträgen zu einer Capitulation, die auch unter der Bedingung der Freilassung des Gouverneurs Grafen Thun und der Wegräumung der Barricaden bewilligt wurde. Der ersterwähnte Punkt ward sogleich, der letztere auf der bei weitem ruhiger gestimmten Kleinseite ebenfalls schnell, in der Alt- und Neustadt dagegen nur langsam ausgeführt. Mit dem 14. Juni traten jedoch die Ereignisse in Prag durch das Erscheinen einer vom Wiener Ministerium abgesendeten Hofcommission (General der Cavallerie Graf Mensdorff und Hofrath Kleszansky) mit dem Auftrage, das Benehmen des Fürsten W. zu untersuchen, in eine neue Phase. Die Umsturzpartei, von neuen Hoffnungen erfüllt, erneuerte ihre Forderungen und verstärkte ihre Barricaden der Alt- und Neustadt, während die Hofcommission den Commandirenden ersuchte, den Altstädter Ring, das Kinsky-Palais und das Carolinum zu räumen, welche die Truppen am 12. erstürmt hatten. W. gab nach, war aber, das nichts weniger als beruhigende Verhalten der Aufrührer erwägend, bereits entschlossen, das rechte Moldauufer zu verlassen und eine bessere Stellung am Hradschin einzunehmen. Während der unfruchtbaren Verhandlungen der Hofcommission im Rathhause begann er in der Nacht vom 14. bis 15. seinen Abmarsch. Mitten unter seinen Grenadiren, die nicht

zugeben wollten, daß er sich zu Pferd setze und ihn baten, in ihren Reihen zu Fuße zu marschiren, langte er in der Position am Hradschin an, während er die steinerne Brücke und die Insel Campa, dann alle Zugänge zur Kleinseite besetzen, die Kanonenbatterien am Ufer und eine Mörserbatterie am Plateau des Hradschin aufführen ließ. Die Insurgenten, welche den Abzug der Garnison in der Nacht für das gänzliche Aufgeben der Stadt hielten, ermuthigten ihre Anhänger. Siegesplacate wurden verbreitet, ein selbständiges böhmisches Ministerium, ein böhmischer Commandant und nationale Garnison, vor allem aber die Stellung Windisch Graetz' vor ein Nationalgericht und Entfernung der Grenadiere und der übrigen Truppen aus der Provinz begehrt. Um so größer war der Schrecken der Aufrührer, als sie im Glanze der Morgensonne des 15. Juni ihre Gegner im Besitze der Kleinseite und der dominirenden Anhöhen und die Geschütze und Mörser auf die Alt- und Neustadt gerichtet sahen. Ein allgemeines Feuer der Insurgenten vom rechten Ufer auf die militärischen Stellungen an der Kleinseite verstummte gegen Mittag auf einige wohl angebrachte Geschützladungen. Die Hofcommission verfügte sich auf das königliche Schloß und erklärte, die einzige Hoffnung zur Beruhigung der Gemüther läge in der Uebergabe des Commandos von Seiten des Fürsten W. an den General der Cavallerie Grafen Mensdorff, wozu sich der Erste ohne weiteres bereit zeigte, wenn dadurch der Stadt die Ruhe wiedergegeben und das Land Böhmen dem Kaiser erhalten werden könne. Kaum war jedoch diese Nachricht unter die Truppen gekommen, als Officiere und Generale sich versammelten und eine Adresse an den Fürsten mit der Bitte richteten, sie nicht zu verlassen, sondern das Commando wieder in seine Hand zu nehmen, die allein im Stande sei, die gute Sache, die Ehre der Garnison zu retten. Diesen Wahrnehmungen und dem Umstande gegenüber, daß die Insurrection in keiner Weise ihren der Hofcommission ausgesprochenen Zusagen nachkam, daß im Gegentheile die Aufregung absichtlich gesteigert, die Mittel des Widerstandes vermehrt wurden, veranlaßten diese Commission selbst, auf ihre Wirksamkeit zu verzichten und den Fürsten W. zur Wiederannahme des Commandos zu bewegen. Der Fürst erklärte Prag am 16. in Belagerungszustand, kündigte der Deputation der Stadtverordneten an, daß bis 17. mittags die Unterwerfung erfolgen müsse oder dieselbe erzwungen werden würde. Alle Maßregeln wurden getroffen, um bewaffnete Zuzüge, das Eindringen der in der Umgegend und in den nächstgelegenen Kreisen sich sammelnden Landsturmabtheilungen zu verhindern, während die Truppen angewiesen wurden, ihr Feuer bis zum Ablauf der der Stadt gewährten Frist einzustellen, ein Befehl, der von den Truppen insolange durchgeführt wurde, bis einer ihrer Kameraden durch das gegnerische Feuer gefallen war. Nun ließ der Commandirende die der Kleinseite nächstgelegenen Mühlen mit Haubitzgranaten beschießen. Nachdem der weithin leuchtende Brand dieser Mühlen einen durchgreifenden Erfolg bei der Bevölkerung nicht herbeiführte, wurde die Alt- und Neustadt Prag in der Nacht vom 16. bis 17. mit Bomben beworfen, denen der Brandsatz nicht beigefügt war. Am 17. Morgens unterwarf sich die Stadt und wurde im Verhältnisse, als die Barricaden abgetragen und die Waffen abgeliefert wurden, militärisch besetzt. Die Leiter des Aufstandes waren mehrerentheils entflohen, eine Untersuchungscommission war eingesetzt, die Clubs wurden geschlossen, alle wie immer genannten Volkswehren aufgelöst, der auf dem Wege in die böhmische Hauptstadt begriffene Landsturm lief auf die Nachricht dieser Ereignisse auseinander, und es gelang, die Ruhe wieder allerwärts herzustellen und den Gesetzen Achtung zu verschaffen. Die Seelengröße des Fürsten inmitten der Stürme jener Tage, die bewundernde und unbedingte Anhänglichkeit und Hingebung der Truppen an ihren langjährigen Führer, das Beispiel vollendeter Pflichttreue, das er geboten, die unentwegte

Consequenz seiner Handlungsweise, der Sieg, den er zuerst über den bis dahin in allen Hauptstädten Europas erfolgreichen Aufstand errungen (die Pariser Junischlachten waren noch nicht geschlagen), hatten ihm eine Stellung geschaffen, die er angesichts der immer weiter greifenden Bewegung in Wien und in allen Nachbarstaaten nicht mehr aus den Händen zu geben, entschlossen war. In wiederholten öffentlichen Erklärungen sprach er es aus, daß sein Kampf weder der Unterstützung, noch der Unterwerfung einer oder der anderen Nationalität gegolten, daß es sich ihm und seinen braven Truppen nicht um politische Formen handle, daß er aber Gesetz und Ordnung vertreten, das Land dem Kaiser und Reich erhalten, den thatsächlich erwiesenen Verschwörungen entgegengetreten, die anarchischen Bestrebungen niedergeworfen habe. Vier Monate hindurch, vom halben Juni bis Anfang October, führte W. einen mühevollen Kampf mit dem in Wien sich folgenden, aber durchwegs der Gassenemeute gegenüber gleich machtlosen Ministerium, Anfangs in der Erwartung an den Vortheil, den er in Böhmen über den Aufruhr gewonnen, eine Stärkung der staatlichen Autorität im ganzen Reiche zu knüpfen, später als die Handlungsweise der Ministerien in Wien diese Hoffnung zu nichte machte, mit dem Ziele sich selbst in jeder Richtung die Mittel zu bewahren, bei dem voraussichtlichen Fortschreiten der revolutionären Bewegung mit kräftiger Hand in die Ereignisse einzugreifen; er drohte endlich in diesem Kampfe, falls die Centralbehörden ihn zum Aeußersten treiben würden und die Auflösung auch des letzten Hortes der Ordnung, der in den kaiserlichen Truppen in Böhmen gesucht werden mußte, nicht anders verhindert werden könnte, sich unabhängig von dem Wiener Ministerium zu erklären. Die Theilnahmsbezeigung des kaiserlichen Hofes, der sich nach Innsbruck zurückgezogen hatte, bot ihm den Anlaß, einen fortgesetzten Verkehr mit der regierenden Kaiserin Anna Maria anzubahnen, mit seinem treuen und unter allen Umständen ausdauernden Rathe vor weiterem Nachgeben zu warnen und sich im engsten Vertrauen eine kaiserliche Vollmacht zu erbitten, um im Falle der Noth und bei erneuertem Ausbruche der Empörung unbeschränkt über alle Streitkräfte der Monarchie zu verfügen, die kaiserliche Autorität und die gesetzliche Ordnung durch dieselbe wieder herzustellen. Kaiser Nicolaus von Rußland hatte dem Fürsten W. nach den Prager Pfingsttagen durch einen geheimen Boten, einen diplomatischen Beamten seiner Botschaft in Berlin, seine Theilnahme bezüglich des Todes seiner Gemahlin und seine Anerkennung zu dem Erfolge seiner Thaten ausgedrückt. W. benützte diesen Anlaß, um in einem Schreiben an die Person des Czaren an dessen 1833 in Münchengrätz gegebene Versprechungen zu erinnern und darauf hinzuweisen, daß Verhältnisse eintreten könnten, in denen seine Hülfe beansprucht werden würde. Der Kaiser Nicolaus erklärte drei Monate später nach der Einnahme von Wien durch den nach Olmütz und Wien entsendeten Generallieutenant von Lieven, daß er im Bedarfsfalle zu jeder Hülfe bereit, seine an der Grenze stehenden Truppen unter die Befehle des Feldmarschalls Fürsten W. zur Verfügung stelle. Immer wieder veränderten die Wogen der Bewegung dieses Jahres die Stellung der Parteien und die Aussichten der Patrioten, aufmerksam mit weiser Einsicht in die Lehren der Geschichte beobachtet von dem Manne auf dem Prager Schlosse, der inmitten seiner tapferen Schar mit Jedermann verkehrte, Jedermann auf die unausweichlichen Ansprüche eines geordneten Völkerlebens verwies. Der Monarch war auf die dringende Aufforderung des kaiserlichen Ministeriums von Innsbruck in seine Residenz zurückgekehrt, das edle Vertrauen aber, welches er mit diesem Schritte bekundete, wurde nur mit neuen Forderungen der Parteien, mit einer fortgesetzten Schwächung der kaiserlichen Autorität erwidert. W. bezeichnete in eingehendem vertraulichem Schreiben die äußerste

Grenze, welche die Nachgiebigkeit gegenüber den Ansprüchen der Revolution nicht mehr überschreiten dürfe; er empfahl auf die gestellte Anfrage, den Generalmajor Fürsten Lobkowitz als Generaladjutanten an die Seite Sr. Majestät des Kaisers und gab demselben ausführliche Instructionen für den Fall, daß die Forderungen an den Hof die oben erwähnten Grenzen übersteigen sollten oder für den Fall eines neuen gewaltsamen Ausbruches der Empörung. Für diesen letzteren erlaubte sich der Fürst Sr. Majestät den Rath zu unterbreiten, inmitten einer in der Nähe von Schönbrunn bereitzuhaltenden starken Brigade treuer und verläßlicher Truppen sich in die Festung Olmütz zur freien Ausübung seiner souveränen Gewalt zu begeben, während der Fürst in Voraussicht der zu gewärtigenden Ereignisse die Marschpläne für die in Böhmen und Mähren disponibel werdenden Truppenabtheilungen gegen Wien bereits vorbereitet hatte.

In dieser Verfassung trafen den Fürsten W. die ersten sicheren Nachrichten über die Ereignisse des 6. October am 8. abends durch böhmische Reichstagsabgeordnete, welche Hülfe suchend vor der mit den Ungarn verbündeten Wiener Aufruhrpartei, auf den Hradschin geeilt waren. Feldzeugmeister Graf Latour, der kaiserliche Kriegsminister, welcher durch monatelange Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen der Parteien zum Besten des Reiches zu wirken geglaubt, schien sich endlich zu einigem Widerstande zu entschließen und hatte es unternommen, mit wenigen Bataillonen der Wiener Garnison, den Banus Jellačić während seines Zuges gegen Pest zu unterstützen. Um dieses zu verhindern, war der Octoberaufstand in Wien eingeleitet und durch die Sendlinge der Pester Regierung der gelungene Mord des Feldzeugmeisters Grafen Latour herbeigeführt worden. Die Wiener Garnison hatte nach mehrstündigem Kampfe die Stadt geräumt. Die commandirenden Generale in Oesterreich, Mähren und Galizien stellten sich unaufgefordert zur Verfügung des Fürsten W., so daß die im Sommer ausgestellte kaiserliche Vollmacht nicht zur Veröffentlichung gelangte. W. selbst faßte noch am selben Abend (8. October) seinen Entschluß, und traf unmittelbar die nöthigen Anordnungen zur Vorrückung gegen Wien, um der Revolution so wenig Zeit als möglich zu lassen; er verfügte sich am 15. October dem Kaiser entgegen nach Olmütz, woselbst er zum Feldmarschall und Obercommandeur aller kaiserlichen Truppen diesseits des Isonzo ernannt, mit unumschränkter Vollmacht zur Herstellung der gesetzlichen Ordnung ausgerüstet wurde. Nach dem Eintreffen des Banus Jellačić, welcher mit circa 20000 Mann nach dem Gefechte von Velencze gegen das ungarische Insurgentenheer sich gegen Wien zurückziehend an die dortige Garnison sich angeschlossen hatte, standen dem Feldmarschall im ganzen gegen 70000 Mann zur Verfügung, welche aus Böhmen, Mähren, Westgalizien und den Wien zunächst gelegenen Garnisonen, größtentheils ohne jede Feldausrüstung zusammengerafft wurden. Vom besten Geiste beseelt, folgten diese Truppen im begeisterten Vertrauen ihrem Feldherrn, dessen unentwegtem Kampfe zur Erhaltung des Vaterlandes sie seit Monaten in ihren Soldatenherzen zugejubelt hatten. In der Zuversicht auf diesen Geist, gestärkt durch das unbedingte Vertrauen Sr. Majestät des Kaisers und des kaiserlichen Hauses, verfolgte der Feldmarschall sein Unternehmen. Die Schwierigkeit lag größtentheils in dem offenen Aufruhr einer Stadt von beinahe einer halben Million Einwohner, mit doppelter gemauerter Umfassung, deren zahlreiche Nationalgarden seit Monaten im Dienste der Revolution geschult, welche durch die Eroberung der kaiserlichen Zeughäuser reichlich mit Artillerie versehen und unter der Leitung erfahrener revolutionärer Generale, wie z. B. des Polen Bem ihr Proletariat genügend mit Waffen zu versehen und zu organisiren vermocht hatte. Se. Majestät der Kaiser war allerdings, den getroffenen Einleitungen gemäß,

unter würdigem Schutz und Begleitung in Olmütz eingetroffen, immerhin aber waren alle Provinzen in Gährung und der Ausbruch von Empörung in allen Landeshauptstädten drohend, daher sowol deshalb, als zum Schutz der mährischen, steirischen und galizischen Grenzen gegen Ungarn Truppen in diesen Ländern zurückgelassen werden mußten, um dem Weitergreifen der Unordnung in jenen verwirrungsvollen Zeiten vorzubeugen. Ein bedeutendes ungarisches Operationscorps, das auf beiläufig 30 000 Mann geschätzt wurde, welches unter Moga den Angriff des Banus von Croatien abgewiesen, folgte diesem letzteren gegen die österreichische Grenze und konnte ebensowol am linken Donauufer die Eisenbahnverbindung von Wien mit der böhmischen Heeresabtheilung unterbrechen, als es anderseits das natürliche Bestreben haben mußte, sich am rechten Donauufer mit der insurgirten Residenz zu verbinden und deren Widerstand zu verstärken.

Des Fürsten staatsmännische Anschauung, sowie die reiche Erfahrung, die er in seinem langen Kampfe gegenüber der Bewegung gewonnen, suchte seine Aufgabe nicht bloß in der Bezwingung der aufrührerischen Residenz und der Bewahrung der noch im Augenblicke materiell ruhigen Provinzen vor dem Uebergreifen der Revolution, er wollte vielmehr auch die Anarchie der Geister überwinden, um die kaiserliche Autorität, die gesetzliche Ordnung und das Vertrauen in die Staatsgewalt wiederherzustellen und bedurfte deßhalb einer gewissen Zeit für seine politischen Anordnungen vor Wien, wie für seine Operationen. Es schien ihm unbedingt nöthig, diese großen Maßregeln, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, zur Erstürmung der Hauptstadt des Reiches führen mußten, in solcher Weise durchzuführen, daß der Gedanke an einen von augenblicklichen Parteiverhältnissen herbeigeführten Kampf nicht platzgreifen könne, daß hingegen mit seinem Unternehmen, der Wiederherstellung der Ordnung inmitten der in ganz Europa herrschenden Verwirrung der allgemein wahrnehmbare moralische Sieg der kaiserlichen Staatsgewalt über die Kräfte der Revolution verbunden sei.

Die ersten Anordnungen am Abend des 8. und 9. October von Prag aus betrafen den sofortigen Abmarsch der südlichen Garnisonen Böhmens unter Commando des Feldmarschalllieutenants v. Ramberg in Eilmärschen nach Krems zur Sicherung des dortigen Donauüberganges, für den Fall, als die Ereignisse bei Wien die dortige Donaubrücke in Feindeshände gerathen ließen und von da unter Festhaltung von Krems die Vorrückung donauabwärts durch den Wiener Wald; ferner die Weisung an den Commandirenden von Wien Feldmarschalllieutenant Grafen Auersperg und den Banus von Croatien, welche sich am 10. October in der Stellung des Schwarzenberggartens und der Belvederelinie vereinigt, am 12. eine Stellung am Wienerberge eingenommen hatten, im Falle eines überlegenen Angriffes seitens des ungarischen Rebellenheeres im Nothfalle gegen den Kahlenberg und Wienerwald zurückzugehen und auf diesem Wege ihre Verbindung mit den Truppen aus Böhmen und Mähren festzuhalten.

Endlich entsendete der Commandirende von Böhmen noch am 8. Abends den Generalmajor v. Wyß, um mit einigen Bataillonen aus Böhmen und Mähren, einer Cavalleriebatterie und einigen Escadronen die Eisenbahn von Prag über Olmütz in das Marchfeld, auf welcher sodann die böhmischen, mährischen und galizischen Truppen in geschlossenen Körpern heranrücken sollten, durch Besetzung der Bahnhöfe an gefährdeten Punkten zu sichern, diesen in Europa zum ersten Male vorkommenden militärischen Massentransport einzuleiten, die Marchbrücken bei Hohenau, Dürnkrut und Angern zu beobachten und im Falle einer bedeutenden Bewegung der ungarischen Insurgenten in dieser Richtung zu zerstören.

Am 19. October verlegte der Feldmarschall sein Hauptquartier von Olmütz nach Lundenburg und am 21. im Einklange mit den größeren Truppenbewegungen

gegen die Donau nach Stammersdorf, von wo am 22. eine Brigade der böhmischen Truppen abwärts die Donau überschiffte, um den Banus von Croatien im Falle eines sofortigen Angriffes der ungarischen Insurgenten, welche bereits die Leitha erreicht hatten, zu unterstützen. Von Lundenburg aus erließ er eine Proclamation an die Bewohner Wiens, in welcher die Stadt und Umgebung in Belagerungszustand erklärt und alle Gutgesinnten aufgefordert wurden, ihren Einfluß für die gute Sache anzuwenden. Am 22. wurde eine Deputation der Nationalgarde und Studentenlegion im Hauptquartier empfangen, welche den Feldmarschall mit dem Begehren eines friedlichen Ausgleiches anging und mit der Antwort entlassen wurde, daß auch er eine friedliche Lösung der Dinge wünsche, aber unerschütterlich auf der unbedingten Unterwerfung der Stadt bestehe.

Mit dem Reichsrath als einer in der Executive überhaupt revolutionären, nach der erfolgten Vertagung aber jedenfalls illegalen Behörde wurde jeder Verkehr untersagt, der Stadt Wien im Wege ihrer Gemeindebehörde am 24. eine 48stündige Frist bis zum 26. gegönnt, um ihre Unterwerfung durchzuführen.

Am 22. wurden die vor Wien versammelten Truppen in drei Armeecorps, eine Reservedivision und eine selbständige Brigade (Brigade Wyß am linken Donauufer bei Floridsdorf) eingetheilt. Am 23. und 24. überschritten die aus dem Norden im Marchfelde gesammelten Truppen, mit Ausnahme der Brigade Wyß, unter Schutz des inzwischen vorgerückten Feldmarschalllieutenants v. Ramberg auf einer Militärbrücke und auf Dampfschiffen der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft die Donau bei Klosterneuburg und Nußdorf; das Hauptquartier wurde am 24. nach Hetzendorf verlegt. Die ungarischen Insurgenten hatten inzwischen mit der Vorhut die Leitha bereits überschritten, dennoch benützte der Feldmarschall die Zögerung, welche sie in ihrer Vorrückung wahrnehmen ließen, um auch noch den 27. der Stadt Wien zur Besinnung, eventuell den Gutgesinnten zur Ausübung ihres Einflusses zu überlassen. Die Armee wurde zur vollständigen Absperrung der Stadt Wien, mit Benützung der sich ergebenden Terrainverhältnisse, um die Stadt aufgestellt, die Insurgenten wurden aufgefordert, sich in die Linien zurückzuziehen, wobei sowie bei wiederholten Angriffen der National- und Mobilgarden außerhalb der Linien mannichfache kleinere Gefechte entstanden; die Hauptkräfte wurden im Osten und Südosten von Wien gesammelt, um gleichzeitig zum Angriff auf Wien und zur Bekämpfung der Magyaronen bereitzustehen, welch letzteren eine aus allen Waffen und verstärkter Cavallerie formirte Vorhut des 1. Armeecorps (Banus Feldmarschalllieutenant Baron Jellačić) gegenüberstand. Am 27. war die Wiener Insurrection in der ganzen Ausdehnung des Umfanges der Stadt innerhalb der Linienwälle zurückgeworfen — ein Theil des Augartens in die Hände der kaiserlichen Truppen gefallen. Am 28. fand der eigentliche Angriff auf Wien statt, bei welchem einerseits die Vorstädte Landstraße, Erdberg und Weißgärber und anderseits der Besitz der Leopoldstadt gewonnen wurden, während an mehreren anderen Punkten der Umfassung der Stadt Scheinangriffe stattfinden sollten. Der Feldmarschall, der in seiner Disposition den Truppen dieselben taktischen Weisungen zukommen ließ, welche ihn bei den Kämpfen in Prag zu so günstigem Erfolg geführt hatten, verfügte sich des Morgens zur Spinnerin am Kreuz, um von hier aus je nach Bedarf in die Ereignisse eingreifen zu können. Mit dem Schlage 10 Uhr begann das Kanonenfeuer an der Mariahilfer und Lerchenfelder Linie, doch mußten wiederholte Mahnungen des Feldherren das weite Vordringen der Truppen, deren Kampflust sie weiter zu führen drohte, als es in der Absicht des Feldmarschalls gelegen war, bei den Scheinangriffen verhindern.

Um 11 Uhr Mittags ertheilte der Commandant des 1. Corps den Befehl zum Angriffe und nach mehrstündigem heißen Kampfe wurde unter Befehl des

Banus Feldmarschallieutenant Jellačić und Feldmarschallieutenant Hartlieb die ganze Landstraße und der Rennweg mit stürmender Hand in Besitz genommen. In den Nachmittagsstunden rückten diese Truppen bis zum Invalidenhause vor, welches mit dem Münzamte, dem Zollgebäude und der Veterinärschule besetzt wurde. In noch härteren Kämpfen gegen den kriegserfahrenen polnischen Exgeneral Bem suchte Feldmarschallieutenant Ramberg in der Leopoldstadt und Jägerzeile vorzudringen. Der Feldmarschall, der inzwischen die Nachricht erhalten, daß die ungarische Insurgentenarmee eine neuerliche Vorrückung begonnen, konnte dem Feldmarschallieutenant Ramberg die Fortsetzung des Angriffes nur unter der Bedingung erlauben, daß die ihm vom 1. Armeecorps zugewiesene Brigade Gramont noch am selben Abend an die Schwechat abrücken könne. Ramberg benützte die wenigen Stunden, die ihm noch zur Verfügung blieben, zu einem concentrischen Angriff gegen seinen Gegner und gewann das linke Ufer des Donaukanales, so daß W. am Abend dieses Tages alle jene Punkte genommen sah, die er seinen Truppen als Zielpunkte angewiesen. Der Muth der Vertheidiger von Wien schien gebrochen. Am Morgen des 29. langte im Hauptquartier zu Hetzendorf eine Deputation des Gemeinderathes und der Nationalgarde mit dem Antrage zur Capitulation ein. Der Feldmarschall forderte unbedingte Unterwerfung, welche indessen erst von einer neuen Deputation in der Nacht vom 29. auf den 30. nach Hetzendorf gebracht wurde, worauf am Morgen des 30. von einem hierzu bestimmten General mit den Wiener Abgesandten die näheren Modalitäten der Uebergabe festgestellt wurden. Der Feldmarschall, welcher den 29. tagsüber und bis Dunkelwerden am Laaerberg zugebracht hatte, beobachtete von dort das Heranrücken der ungarischen Truppen und traf für den folgenden Tag seine Verfügungen, welche im wesentlichen darin bestanden, daß der Banus von Croatien mit dem vor Wien nicht engagirten Theile seines Corps eine Stellung an dem von sumpfigen Ufern begleiteten Schwechatflusse zu nehmen habe, eine bedeutende Reserve aus den vor Wien entbehrlich gewordenen Truppen an den Abhängen des Laaerberg gesammelt und eine starke Cavalleriemasse mit einigen Cavalleriebatrien auf dem rechten Flügel bereitgestellt werde. Am 30. um 6 Uhr früh begannen die ungarischen Rebellen den Angriff gegen die Stellung der kaiserlichen Truppen und eröffneten den Kampf bei Mannswörth, Schwechat und Neu-Kettenhof. Als nach mehrstündigem Kampfe der Feldmarschall, welcher auch an diesem Tage seinen Standpunkt auf dem Laaerberge genommen hatte, sich persönlich an Ort und Stelle von dem Stande des Gefechtes überzeugen, die Reserven persönlich vorführen, die Bewegung der Cavallerie beschleunigen und eben zu Pferde steigen wollte, lief von allen Punkten der Cernirungslinien Wiens die Meldung ein, daß die Rebellen die geschlossene Capitulation verrätherisch gebrochen und die kaiserlichen Truppen in deren Stellung erneuert angriffen. Die Führer der Wiener Vertheidigung hatten von ihrem Observatorium am Stefansthurm im Laufe des Vormittags die Vorrückung der Ungarn wahrgenommen, täuschten sich über den Erfolg des Gefechtes und ließen sich von den fanatisirenden Elementen unter ihnen zum Bruche der Capitulation und zum Befehle des erneuerten Angriffes verleiten. Der Feldmarschall überließ unter diesen Umständen die Gefechtsführung an der Schwechat dem Commandanten des 1. Corps, verfügte die Rückkehr eines Theiles der am Laaerberge gesammelten Reserven gegen Wien, während der andere an die Schwechat eilte und ordnete das Bombardement gegen die Vorstädte Gumpendorf, Mariahilf und Wieden an, doch ließ er die Bomben ohne Brandsatz werfen. Indessen hatte im Kampfe mit den Ungarn unsere Infanterie und die bedeutende Geschützzahl unserer Artillerie das feindliche Fußvolk zum Weichen gebracht, die ungarische Insurgentenarmee trat unter dem Schutze der Artillerie den Rückzug an, von der kaiser-

lichen Cavallerie an diesem Abend und dem folgenden Tag bis jenseits der Grenze verfolgt, ohne daß es dieser Reiterei gelungen wäre, einen weiteren vernichtenden Schlag auf die Insurgenten durchzuführen. Nach dem ungünstigen Gefechtsverlaufe an der Schwechat und unter dem Eindrucke des Bombardements begab sich eine Deputation des Wiener Gemeinderathes nach Hetzendorf, um dessen Machtlosigkeit gegenüber der in der Stadt entstandenen Schreckensherrschaft darzustellen, und den kaiserlichen Feldherrn um das rascheste Einrücken in das Innere der Stadt zu bitten. Nun befahl der Feldmarschall für den 31. sofort den Angriff auf die widerspenstige Vorstadt Wieden; diese sollte dann entwaffnet und die Hofburg besetzt werden. In der weiteren Vorrückung wurde der Widerstand am 31. allerseits gebrochen, die kaiserliche Artillerie beschoß die Basteien und die innere Stadt vom Plateau des Schwarzenberggartens und von den kaiserlichen Stellungen her, nur das Burgthor mußte unter harten Kämpfen gewonnen, die feindliche Besatzung auf der Bastei durch Kartätschenschüsse vertrieben, das Thor selbst eingeschossen werden, während die Mobilgarden das kaiserliche Schloß in Brand zu setzen versuchten. Um 7 Uhr abends wurde auch das Kärntner Thor besetzt und noch um 2 Uhr nachts ertheilte der Feldmarschall den Befehl zur vollständigen militärischen Besetzung der Hauptstadt. Die gesammten gegen die kaiserlichen Truppen verwendeten Geschütze, der größte Theil der Waffen der Insurrection fielen selbstverständlich in die Hände der Truppen. Um 8 Uhr morgens des 1. November wehte bereits die kaiserliche Fahne an der Spitze des Stefansthurmes.

Mit der Eroberung von Wien und mit der Zurückweisung der Offensive des ungarischen Heeres an der Schwechat war ein historischer Abschnitt in der Geschichte dieses Jahres erreicht worden, der nach der entschiedenen und energisch vertretenen Ansicht Windisch Graetz' nicht allein den gesetzlichen Boden wieder geschaffen hatte, der aber auch die revolutionäre Epoche abschließen und der Regierung gestatten sollte, mit offenem Visier in rückhaltloser Offenheit mit allen jenen Principien zu brechen, die eine gedeihliche Entwicklung der staatsrechtlichen und politischen Gestaltungen unmöglich machten. W. ist bis an sein Lebensende von der Ueberzeugung getragen geblieben, daß sein consequenter, im Wesen und in der Form grundsätzlich berechtigter Vorgang während des Verlaufes dieser großen Begebenheiten nicht bloß einen materiellen, aber auch einen moralischen Sieg über die Revolution errungen, daß ein entschiedenes Festhalten an seiner der Bewegung gegenüber stets offenen Sprache bei verständiger Würdigung der Eigenthümlichkeiten der österreichischen Monarchie, sowol die Herstellung dauernder verfassungsmäßiger Zustände gestatten, als die Lösung der noch erübrigenden Machtfrage gegenüber der ungarischen Revolution erleichtert haben würde, daß endlich die internationale Stellung Oesterreichs durch volle Ausnützung der Sachlage, wie sie der Erfolg gegenüber dem Aufstande und die Art, wie derselbe ausgebeutet wurde, geschaffen, eine sehr ehrenvolle und mächtige werden müsse.

Das Gewicht seiner Thaten, ebenso wie das Vertrauen des regierenden Kaisers beriefen W. zu einer entscheidenden Mitwirkung bei der Wahl der neuen Räthe der Krone. Es kann indessen nicht geleugnet werden, daß schon bald nach dem Antritte der Wirksamkeit des neuen Ministeriums sich Dissonanzen zwischen dem Feldherrn und den leitenden Staatsmännern ergaben, welche ebensosehr seine oben angedeuteten Anschauungen über die Offenheit der Sprache betrafen, die er im Kampfe gegen die Revolution innegehalten wissen wollte, wie sie auch bezüglich der Pläne der Regierung in Ungarn hervortraten. Immer wieder betonte er, daß eine offene Sprache noch den zu erwartenden Kampf erleichtern, die große Zahl derjenigen, die auf Seite der Autorität und der

Regierung ständen, stärken und zur kräftigen Unterstützung der letzteren vermögen würde. Ausdrücklich erklärte er, daß die Aufgabe für ihn zu schwer werden würde, wenn er allein der Repräsentant des Widerstandes sein müsse. Wenn es auch nicht gelang, inbezug auf die Zukunft in Ungarn zu einem Einverständniß zu gelangen, welches den thätigen Anschluß der reichs- und kaisertreuen Elemente in Ungarn hätte ermöglichen können, so glichen sich die Gegensätze immerhin soweit aus, daß das Ministerium W. versprechen konnte, die Uebereinstimmung mit seinen Anschauungen zu suchen und keine wesentliche und entscheidende Maßregel ohne seine Zustimmung zu treffen. Der Feldmarschall eilte zur Thronbesteigung Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef nach Olmütz, welcher ihn in herzlichsten Worten seiner Dankbarkeit und seines Vertrauens versicherte und nach der kurzen Ruhe, derer das Heer bedurfte, um zu dem bevorstehenden Winterfeldzuge gerüstet zu sein, brach er nach Ungarn auf.

Ungarn hatte, ganz abgesehen von der seit den Märztagen 1848 in diesem Lande zur Herrschaft gelangten politischen Richtung, abgesehen von deren Tendenz und deren Ergebnissen, seit der Ermordung des königlichen Commissärs Feldmarschalllieutenant Grafen Lamberg auf der Pester Brücke und mit dem Ueberschreiten der ungarischen Grenze durch das ungarische Heer, mit der Schlacht von Schwechat endlich, sich gegen die Rechte seines Königs, gegen die pragmatische Sanction und den aus dieser letzteren hervorgehenden Pflichtenkreis in entschiedensten Gegensatz gestellt. Niemand in Europa und am allerwenigsten die Anhänger und die Gegner der in diesem Lande zur Herrschaft gelangten Partei, hegten einen Zweifel darüber, daß die Anbahnung gedeihlicher und für die Zukunft haltbarer Zustände in dem großen Ganzen der Gesammtmonarchie erst nach der Bezwingung Ungarns durch Waffengewalt erwartet werden könne.

Die Kriegsbereitschaft Ungarns war durch den genialen Agitator an der Spitze der Regierung dieses Landes seit Monaten sorgfältig vorbereitet, ein sehr großer Theil der im kaiserlichen Heere dienenden ungarischen Truppen war im Lande gesammelt, mit der Mehrzahl der Festungen, besonders mit der Festung Komorn war die Kriegsausrüstung für eine kaiserliche Armee in die Hände der Ungarn gefallen, das noch fehlende wurde mit einer, einer besseren Sache würdigen Thätigkeit im In- und Auslande beschafft — die dem Könige getreuen Elemente der Bevölkerung waren theils aus dem Lande verjagt, theils durch einen mit vielem Geschick durchgeführten Terrorismus eingeschüchtert und zur Unthätigkeit vermocht. Von den zur ungarischen Krone zählenden Ländern war nur Kroatien von der Pester Regierung unabhängig geblieben, die Festungen Arad und Temesvár hielten noch treu zur kaiserlichen Fahne. — Im Süden von Ungarn wurde im Banat ein ziemlich erfolgloser Volkskrieg geführt und in dem weit entfernten Siebenbürgen stand eine schwache kaiserliche Schar inmitten eines wüthenden Racenkampfes zwischen Szeklern, Sachsen und Wallachen; daß somit ein Angriff auf dieses Ungarn unter den obwaltenden Verhältnissen eine sehr schwierige Aufgabe mit sich brachte, stand jedem denkenden Militär, folglich auch dem Feldherrn, der diesen Krieg unternahm, deutlich vor Augen. Die kaiserliche Armee, welche durch den Abfall eines Theiles der italienischen Regimenter in Italien und die Ueberantwortung eines so bedeutenden Theiles der sich in Ungarn ergänzenden Truppen an die ungarische Regierung in diesem Jahre eine schon so große Einbuße erlitten, hatte seit Monaten einen großen Theil ihrer besten Kräfte an die Armee des Feldmarschalls Grafen Radetzky abgegeben, welch letzterer auch in diesem Augenblicke noch Verstärkungen beanspruchte.

Der kaiserliche Feldherr in Wien, welcher für die Ruhe in den Provinzen

zu sorgen hatte, mußte berücksichtigen, daß die Landeshauptstädte, unter welchen Lemberg in den ersten Tagen des Novembers einen Aufruhr erlebte, der nur durch die Beschießung der Stadt bewältigt wurde, nicht ohne ständige Besatzungen bleiben konnten, ja daß solche auch vielfach auf dem flachen Lande und in den Festungen nothwendig waren. Das kaum eroberte Wien, welches inmitten der noch allerwärts in Europa wirksamen revolutionären Bewegungen einer straffen Handhabung der gesetzlichen Ordnung bedurfte, konnte nicht ohne ein bedeutendes Truppencorps belassen werden. Sogleich nach der Einnahme Wiens hatte der Feldmarschall eine allgemeine Rekrutirung, abgesehen von den ungarischen und italienischen Provinzen, angeordnet. Die Durchführung derselben, welche in den folgenden Monaten durch den Erlaß eines neuen Rekrutirungsgesetzes und die an dieses sich knüpfenden neuen Formen mancherlei Schwierigkeiten fand, mußte er jedoch bei seinem Abmarsche den Centralbehörden überlassen und sich auf wiederholtes Drängen zur Beschleunigung derselben beschränken. Auch diese Maßregel erforderte den Rücklaß von nöthigen Kräften zur Aushebung in den vielfach in der innern Ordnung gestörten Provinzen. Diese Armee und ihre Feldherrn mußten sich daher für den Krieg in Ungarn mit sehr geringen Ziffernsätzen in der Zahl ihrer Streiter begnügen. Nur die zweifellose Nothwendigkeit, die inneren Wirren des Reiches zu einem entschiedenen Abschlusse zu bringen, ein Abschluß, der mit Rücksicht auf die Gesammtlage der europäischen Staaten umso dringender wurde, das feste Vertrauen in die Ueberlegenheit des Geistes und der Organisation des kaiserlichen Heeres, die Wahrscheinlichkeit bei einem bald zu gewärtigenden Zusammenstoße mit den an der Grenze sich sammelnden ungarischen Heereskräften, den Sieg davonzutragen, nach Besetzung der Hauptstadt von Ungarn die thatsächlich den extremen Richtungen des Pester Agitators feindseligen königstreuen Elemente der Bevölkerung um die kaiserlichen Fahnen zu sammeln, vermochten den Feldmarschall Fürsten W. mit so geringen Mitteln den Krieg nach Ungarn zu tragen.

Die vor Wien und an den Grenzen von Ungarn stehenden Truppen, denen wie gesagt, jede Kriegsausrüstung fehlte, mußten erst in operationsbereiten Zustand versetzt werden. In dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von sechs Wochen war diese Arbeit durchgeführt und stand diese kleine Armee zur Verfügung ihres Feldherrn. Der Feldmarschall wies die an den Grenzen von Steiermark, Mähren und Galizien gegen Ungarn aufgestellten Truppen an, den Schutz dieser Länder durch offensives Einrücken in die nächstliegenden ungarischen Comitate zu bewirken, vermochte die mit einigen Bataillonen, Escadronen und Batterien verstärkten diesfälligen galizischen Truppen bei Dukla zu concentriren und beauftragte den Feldmarschalllieutenant Grafen Schlick mit denselben gegen Kaschau vorzudringen. Er selbst begann am 16. December mit 44 000 Mann, die vereinigt wol als ausreichend erachtet werden konnten um die gegenüberstehenden ungarischen Kräfte zu schlagen, seine Operationen im Donauthale gegen Ofen. Nacheinander in drei verschanzten Stellungen, zuerst bei Preßburg, dann bei Raab und endlich vor Ofen, gedachte der neue Commandant der ungarischen oberen Donauarmee, Arthur Görgey, welcher die bedeutendsten und besten ungarischen Heereskräfte unter seiner Führung versammelt sah, das Loos der Waffen versuchen. Jedes Mal indessen verließ er seine Stellung beim Herannahen der Spitzen der kaiserlichen Heeresabtheilungen.

In mehreren kleinen Gefechten brachten zwar die Kaiserlichen ihrem Gegner einige Verluste bei, einen bedeutenderen Theilerfolg gegenüber dem stets zurückweichenden Feinde gelang es nur am 29. December bei Moor gegen den von Südwesten her an Görgey sich anschließenden Perczel zu erringen, entscheidende Gefechte vermochte man nicht herbeizuführen; der Feldmarschall versuchte durch

das 2. Armeecorps vor Komorn den Commandanten dieser Festung zur Uebergabe derselben zu veranlassen und hinterließ nach Verweigerung dieser Uebergabe, dem Brückenkopf von Szöny gegenüber, eine verstärkte Brigade zur Beobachtung der Festung und zum Schutz seiner Verbindungen. Er selbst rückte mit seiner Armee am 5. Januar in Ofen ein und erhielt daselbst die Meldung von der Besetzung Kaschaus durch den Feldmarschallieutenant Grafen Schlick. In kaum drei Wochen hatte der Feldmarschall mit seiner Armee die Donaulinie bei Pest gewonnen, ein Zeitraum, welcher mit Rücksicht auf die Jahreszeit, da in dem letzten Drittel des December eine ungewöhnliche Winterkälte mit bedeutenden Schneefällen eingetreten war, da ferner zu wiederholten Malen den vom Feinde besetzten Stellungen gegenüber immerhin eine gewisse Zeit zur Entwicklung verloren gehen mußte und endlich der Versuch, die wichtige Festung Komorn zu gewinnen, nicht unterlassen werden durfte, als ein sehr kurzer bezeichnet werden muß. Die Ungarn hatten in dieser Weise das ganze rechte Donauufer und einen bedeutenden Theil von Ober-Ungarn theilweise sozusagen ohne Schwertstreich den kaiserlichen Truppen überlassen, hiermit allerdings die Entscheidung hinausgeschoben, für Verstärkung ihrer Streitkräfte und die weitere Entwicklung ihres Kampfes eine kostbare Zeit gewonnen, immerhin entgingen sie in dieser Epoche dem Nachtheile nicht, den eine ähnliche gerechtfertigte Operationsweise stets, wenigstens augenblicklich, mit sich bringt.

Die Entmuthigung in den von den Insurrectionstruppen verlassenen Landestheilen war trotz der energischen Maßregeln seitens der Landesregierung eine bedeutende; in den Hauptstädten selbst erachtete der größte Theil der Bevölkerung die Sache der Revolution für verloren, wie sich unter anderm auch aus dem Umstande ergab, daß der Officier und die Mannschaft der Husarenescorte einer Deputation von Reichstagsmitgliedern und Notabilitäten, welche dem Feldmarschall in der letzten Station vor Ofen mit dem Gesuche um Unterhandlungen entgegengeeilt war, sich sogleich zum Uebertritte in die kaiserlichen Reihen meldete und eine Anzahl der Deputationsmitglieder die Bitte stellte, erst mit den kaiserlichen Truppen nach Ofen und Pest zurückzukehren. Auch der Keim zu der Uneinigkeit zwischen den ungarischen Führern Görgey und Kossuth war in jenen Tagen gelegt. Bei dem denkwürdigen Kriegsrath am 2. Januar zu Pest, bei welchem ebensosehr diese Entmuthigung wie anderseits der Wunsch, vor Ofen die Waffen entscheiden zu lassen, zu Worte kam, gelang es dem weitaus klügsten, seiner Ziele sich bewußten und entschlossensten Führer der ungarischen Sache, Ludwig Kossuth, den weiteren und getheilten Rückzug in das Innere des Landes beschließen zu lassen, eine Maßregel, welche zweifelsohne für die lange Dauer des Widerstandes der Ungarn von entscheidendem Werthe war, anderseits aber auch die größten Opfer dieses Kampfes für Volk und Land herbeiführen mußte.

Görgey mit der oberen Donauarmee zog über Waizen nach Norden und Westen, Perczel mit der gesammten Regierungsmaschine, dem Reichstage, dem Landtage, der Banknotenpresse und Allem, was an Kriegskräften aufzutreiben war, benützte unter Mitnahme des transportablen Kriegsmaterials die Eisenbahnen bis Szolnok und zog sich hinter die Theiß zurück.

Der Feldmarschall, welcher noch am 5. bei seinem Eintreffen in Ofen nach Wiederherstellung der Pester Brücke die beiden Schwesterstädte besetzen und dem Feinde Cavallerieabtheilungen nachfolgen ließ, entschloß sich noch am 6., das 2. Armeecorps Görgey auf dem Fuße folgen zu lassen, welches auch bereits am 7. Waizen erreichte, entsendete die Cavalleriebrigade Ottinger des 1. Corps zur Verfolgung Perczel's gegen die Theiß und hoffte durch entsprechende Verfügungen mit den zu dieser Zeit an der Waag eingetroffenen Truppen aus Mähren, eventuell, wenn Görgey sich gegen Kaschau wenden sollte, durch das Truppen-

corps des Feldmarschalllieutenants Grafen Schlick, welch' letzteren er mit einer bedeutenden Colonne unter Feldmarschallieutenant Schultzig von Pest aus verstärkt hatte, Görgey schlagen zu lassen. Diese Unternehmung gelang nur insoweit, daß die Arrièregarde Görgey's in den Gefechten von Windschacht und Schemnitz am 21. und 22. Januar zersprengt und ein Theil ihrer Artillerie genommen wurde. Görgey mit dem Gros seiner Truppen, begünstigt durch die Schwierigkeit der Communicationen in diesem Landestheil, welche für die doch auch vielfach von der Bevölkerung unterstützten Insurrectionstruppen leichter zu überwinden waren, begünstigt ferner durch verspätet einlangende Anordnungen bei den detachirten Truppencorps und die Schwierigkeit des Einklanges bei den ihn verfolgenden Colonnen, wußte sich deren weiteren Einwirkungen zu entziehen und besetzte Kaschau im Rücken des gegen Tokay vorgedrungenen Feldmarschalllieutenants Schlick.

Daß derlei combinirte Bewegungen, wenn sie in weiten Räumen mit verhältnißmäßig geringen Kräften ausgeführt werden müssen, der ungünstigen Chancen mancherlei in sich tragen, stand jedem erfahrenen Militär, folglich auch dem kaiserlichen Feldherrn deutlich vor Augen. Immerhin konnte, so wie die Dinge lagen, Anderes nicht verfügt und muß anerkannt werden, daß der ungarische General gerade in diesem Theile seiner kriegerischen Leistung ebensoviel Glück als Geschick in der Leitung und in der Beherrschung seiner Truppen bewies.

Mit der Besetzung Kaschaus durch Görgey am 10. Februar, welche nothwendig den Rückzug des Feldmarschalllieutenants Grafen Schlick gegen Westen zur Folge hatte und die Verbindung des Görgey'schen Corps mit den inzwischen mit äußerster Energie von Kossuth hinter der Theiß neu aufgestellten Truppen ermöglichte, trat eine Wendung auf dem ungarischen Kriegsschauplatze ein, an der sich der Natur der Sache nach und im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen außerhalb Ungarns der Muth der Insurrection von neuem erhob. Die kaiserliche Armee, nunmehr zu schwach, um ohne das Eintreffen besonders glücklicher Zufälle vor dem Anlangen von Verstärkungen Meister der Insurrection zu werden, war unvermeidlich in die Defensive geworfen. Diese Defensive mußte, wie dies der Feldmarschall in seinen Berichten stets betonte, vor allem den Entsatz von Komorn und soviel thunlich, die Behauptung der Schwesterstädte Ofen und Pest vor Augen haben, da diese das natürliche Angriffsobject des Gegners bilden mußten.

Der kaiserliche Feldherr konnte diese Verstärkungen entweder nur durch den Fall von Komorn oder durch Verstärkungen aus dem Innern der Monarchie, welche nach durchgeführter Recrutirung und nach der Beruhigung der Gemüther in Wien und bei Verminderung des dortigen Truppencorps im Laufe des Monates April gewärtigt werden konnten, oder endlich im Nothfalle durch die Besetzung Galiziens seitens eines befreundeten russischen Armeecorps und die Verwendung der dortigen Truppen auf dem ungarischen Kriegsschauplatze gewinnen.

Komorn, welches zu einer förmlichen Belagerung mehr Kräfte erfordert hätte, als im Augenblicke verfügbar waren, auch mit Rücksicht auf die Jahreszeit nur sehr schwer belagert werden konnte, war seit der 2. Hälfte Januar, nachdem Görgey gegen Norden und Osten abgegangen war, von drei Brigaden eng cernirt worden, im Monate März fand ein fruchtloser Versuch statt, es durch ein Bombardement zur Uebergabe zu veranlassen, immerhin wußte man die Lebensmittel in der Festung derart auf die Neige, daß auf die eventuelle Uebergabe in nicht zu ferner Zeit gehofft werden durfte.

Die ungarische Insurrection unternahm während dieser Epoche vier Offensivoperationen, denen der Feldmarschall zwischen Donau und Theiß durch entschiedene Offensivstöße entgegentrat. Die erste unter Führung Dembinski's, Ende Februar

an der großen Straße von Miskolcz nach Pest, endete mit dem Siege von Kápolna und dem Rückzuge Dembinski's über die Theiß; die zweite kurz darauf an der mittleren Theiß wurde durch die mit auffallender Schnelligkeit disponirte Concentrirung der kaiserlichen Armee zwischen Kecskemét und Czegléd vereitelt, indem die unter der Führung des Generals Vetter am 18. und 19. März über die Theiß gedrungene ungarische Armee sich alsbald wieder über diesen Fluß zurückzog; die dritte, unter Görgey's Leitung in den ersten Tagen des April erneuert auf der Miskolczer Straße unternommen, wurde durch die Gefechte von Hatvan und Isaszeg an der Erreichung ihres diesmaligen Zieles, der Hauptstadt Pest, verhindert; die vierte endlich mit der Absicht des Entsatzes von Komorn im Beginn der 2. Hälfte April, erreichte nur dadurch ihr Object, weil die Entfernung des Fürsten W. vom Commando der Armee eine Veränderung in der Aufstellung des die Granlinien besetzenden 4. Corps des Feldmarschallieutenants Wohlgemuth herbeiführte. W., der, wie schon oben bemerkt, in dem Entsatze von Komorn jederzeit das bedeutendste Ziel der gegnerischen Offensive suchte und bald nach den Gefechten von Isaszeg an der geringen Energie der feindlichen Vorrückung gegen Pest die veränderte Richtung der feindlichen Operationen vermuthen mußte, in der Verdrängung der Division Götz von Waizen am 10. April die Bestätigung dieser Annahme fand, hatte die Brigaden Herzinger, Teuchert und Theißing, welche als Verstärkungen seiner Armee um diese Zeit zwischen Preßburg und Gran im Anmarsche waren und später das 4. Armeecorps unter Feldmarschallieutenant Wohlgemuth bilden sollten, an die Granübergänge aufwärts von Gran disponirt. Er hatte gleichzeitig alle Maßregeln getroffen, um mit den bei Pest concentrirten Truppen über Gran einem Vorrücken Görgey's, welcher bei den günstigen Positionen der eingetroffenen Brigaden am rechten Granufer seine Marschlinie weit nach Norden verlegen mußte, auf der kürzeren Linie entgegenzutreten, den Entsatz von Komorn dadurch zu hindern und auf diese Weise entscheidende Erfolge zu erringen. Die Dispositionen für diese Bewegungen waren ausgefertigt, die Brückenequipagen der Armee auf dem Wege gegen Dorogh gesendet, um bei Gran eine zweite Brücke zu schlagen, als in der Nacht vom 13. auf den 14. April der Feldmarschall von der Armee abberufen wurde.

Noch am 14. gab er in ausführlichem Schreiben dem Feldmarschallieutenant Wohlgemuth und dem ihm im Commando nachfolgenden Feldzeugmeister Baron Welden genaue Kenntniß von der Lage der Armee, von seinen Absichten und getroffenen Dispositionen, dem Ersteren die Festhaltung der Granlinie erneuert empfehlend. Von Olmütz aus, wohin er sich auf Allerhöchsten Befehl verfügte, erließ er folgenden Armeebefehl, ddo. Olmütz am 24. April 1849: „Seine Majestät der Kaiser haben mich von dem Armeecommando in Ungarn abzuberufen und dasselbe dem Herrn Feldzeugmeister Baron Welden zu übertragen geruht. Wenn mir zu jeder Zeit die Trennung von einer Truppe ein schweres Opfer bleibt, bei der ich durch so lange Zeit und durch so viele Jahre meines Lebens zugebracht habe, kann ich nicht leugnen, daß es mir doppelt schwer fällt, sie in jenem Momente zu verlassen, wo ihr nach so vielen Anstrengungen und Beweisen von Hingebung für ihren Monarchen und die gerechte Sache bevorsteht, durch die bedeutenden Verstärkungen in der nächsten Zeit schöne Tage als Lohn für ihr früher schon Geleistetes zu gewinnen. Alle Eigenschaften, die sie in diesem mühseligen Feldzuge entwickelt hat, die Beweise von Anhänglichkeit und Vertrauen, die sie mir gegeben, werden mir eine theuere Erinnerung bleiben. Diese Armee hat für die Welt große Verdienste, sie hat zur Aufrechterhaltung der socialen Ordnung, zur Herstellung eines gesetzlichen Zustandes unter meiner Leitung so Vieles geleistet, daß diese Thaten allein hinlänglich sind, ihr ein un-

verlöschliches Verdienst in der Geschichte zu bewahren. Eine Wohlthat bleibt es mir, und mein Stolz wird es stets sein, sie in dieser verhängnißvollen Epoche geführt und einen Geist in ihr gefunden zu haben, der erhaben war über das Verderbniß der jetzigen Zeit. Meine besten Wünsche, meine wärmste Theilnahme werden ihr überall folgen, und wenn ich auch nur tief bedauern kann, nicht mehr Zeuge sein zu können der Thaten, die ihr jetzt bevorstehen, so hege ich die feste Zuversicht, daß sie unter der einsichtsvollen Leitung, die ihr zu Theil wird, allen jenen Erwartungen entsprechen werde, die ich mir selbst von ihr gemacht hätte. Ich sage ihr nochmals Dank vom Ersten bis zum Letzten für das unter mir Geleistete, und meine warme Anhänglichkeit werde ich ihr zu allen Zeiten bewahren." Alfred Fürst zu Windisch Graetz, Feldmarschall m. p.

Der Interimscommandant der kaiserlichen Armee in Ungarn, welcher bis zum Einlangen des Feldzeugmeisters Baron Welden die Leitung des Heeres übernommen, hatte trotz des schriftlichen Protestes des Generalstabschefs des Fürsten W., Feldmarschallieutenant Grafen Nobili und trotz der Bitten der kaiserlichen Generale an der Gran, welche ihre günstige Stellung und die Wichtigkeit derselben gegenüber dem an die Gran vorrückenden Görgey'schen Armeecorps erkannten, diesen Brigaden sogleich nach der Abreise des Feldmarschalls Fürsten W. von Ofen den wiederholten Befehl übersendet, ihre Stellungen zu räumen und sich bei Gran zu concentriren. Feldzeugmeister Baron Welden, bei seinem Eintreffen in Gran diese Verfügung gewahrend, befahl den Rückmarsch in die verlassenen Positionen. Görgey hatte indeß am 18. April bei sehr hohem und reißendem Wasserstande nach dem Abzuge der kaiserlichen Truppen die Gran bei Kálna O'Bars und Szt. György überschritten und in den ungünstigen Gefechten bei Nagy-Sarlo die ihm einzeln entgegentretenden Brigaden des 4. Armeecorps geschlagen, wodurch der Entsatz von Komorn und der Rückzug der kaiserlichen Armee nach Preßburg veranlaßt wurde. Die nach Schluß des Krieges dem kaiserlichen Generalstab möglich gewordene Einsicht in die ungarischen Feldacten hat bis zur Ueberzeugung dargethan, daß sich die Festung Komorn ohne den stattgefundenen Entsatz nicht mehr 8 Tage zu halten vermocht hätte.

Die vor Beginn des ungarischen Feldzuges unter dem frischen Eindrucke der Thaten des Feldmarschalls und während seiner persönlichen Anwesenheit immer wieder ausgeglichenen Gegensätze zwischen ihm und dem Ministerium verschärften sich nach dem Abmarsch der Armee in mehreren Beziehungen. Der Feldherr fand mannichfache Ursache, über die lässige Unterstützung zu klagen, die ihm in Bezug auf die für seine Unternehmungen nöthigen Kriegskräfte geboten wurde. So vermochte er zur Zeit seines Einmarsches nach Ungarn trotz dringender Mahnungen es nicht zu erreichen, daß die Erzeugnisse der Kossuth'schen Banknotenpresse als ungiltig erklärt wurden, weil das Finanzministerium auf den Werth der in ungarischen Cassen eroberten derlei Noten nicht verzichten wollte und war in gleicher Weise die von ihm verfügte Recrutirung infolge der zu Gunsten der parlamentarischen Situation geänderten Formen derselben in bedenklicher Weise verzögert worden. W. war selbstverständlich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die revolutionären, die Losreißung Ungarns bezweckenden politischen Ergebnisse der letzten Monate weggeräumt, Ungarn unter den so vielfach geänderten Verhältnissen der Monarchie in den Organismus des Reiches eingefügt werden müsse, er konnte indessen der unklaren, mehr oder minder auf eine Vernichtung der magyarischen Nationalität ausgehenden, endlich in der für die ganze Monarchie octroyirten Verfassung vom 4. März gipfelnden Richtung weder vom Standpunkte seiner politischen Ueberzeugung, noch mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehenden Kriegskräfte zustimmen; der Verfassungsentwurf vom 4. März, welcher auf die Eigenthümlichkeiten des Habsburg'schen Reiches nur

ungenügende Rücksicht nahm, fand in ihm einen entschiedenen Gegner. Die heute wohl gerechtfertigte Vermuthung, daß diese Verfassung nur gegeben war, um augenblicklichen Schwierigkeiten gegenüber dem Kremsierer Parlamente auszuweichen, in der Erwartung, sie später aufzuheben, war der ernsten Natur des Staatsmannes W. zu sehr entgegen, um einem solchen Vorgange seine Hand leihen zu wollen. Er durfte sich wohl nicht mit Unrecht als den Schöpfer der Lage der Dinge betrachten, wie diese in den Octobertagen geworden; er wollte aber auch die Verantwortung nur für eine dauernde Gestaltung der Zukunft des Reiches tragen und erklärte ausdrücklich und wiederholt, „die Opfer, welche sein Kampf mit der Revolution gekostet, die Thaten, die er in diesem Kampfe vollführt, wollte er nicht umsonst gebracht haben". Im Hinblicke auf die dem Feldmarschall vor seinem Abmarsch in Olmütz gegebenen Versprechungen wurden nacheinander der Minister Bruck und der ehemalige Hofkammer- und später Reichsrathspräsident Baron Kübeck, ein W. befreundeter Mann nach Ofen gesendet, um ihn dem Gedankengange des Ministeriums näher zu bringen, auch traf Baron Hübner, der spätere Botschafter und Minister, als Vertrauter des Fürsten Schwarzenberg in den letzten Tagen des Monats Februar, somit gerade während der Operationen von Kápolna gegen Dembinski im Hauptquartier zu Gyöngyös ein. Hübner hatte den Auftrag, den Feldmarschall, welcher für den Fall der Proclamirung einer mit seinen Anschauungen unvereinbarlichen Verfassung mit dem Rücktritte von seinem Commando gedroht hatte, die Zustimmung zu jenem Entwurfe abzugewinnen, welcher thatsächlich am 4. März promulgirt wurde. Auf die dringende Vorstellung Hübner's, daß der Kremsierer Reichsrath nothwendig aufgelöst werden müsse, daß das Ministerium zu einem anderen Entwurfe weder die Zeit noch die nothwendige Uebereinstimmung finden könne, im Hinblicke endlich darauf, daß die, die Rechte der Krone und die kaiserliche Armee betreffenden Hauptstücke dem Ansinnen des Feldmarschalls entsprechend abgeändert waren, erklärte dieser trotz seiner schweren Bedenken gegen die Folgen dieser Maßregeln und in Anbetracht der Größe seiner kriegerischen Aufgabe seinen Widerspruch aufzugeben und von seinem Rücktritte abzusehen. — Die Geschichte wird einst die Acten über die zwischen den leitenden Männern jener Zeit in Oesterreich aufgetauchten und durchstrittenen Fragen zu schließen, sie wird ihren Ausspruch zu fällen haben; Thatsache aber bleibt es, daß trotz der anscheinend immer wieder gesuchten Ausgleichung der Gegensätze, den Gegnern des Feldmarschalls, deren er seiner ganzen Haltung, gegenüber der europäischen Bewegung nach nicht Wenige zählen konnte, in Olmütz und Wien immer mehr Raum gegeben, die ernstere Wendung, welche der Feldzug in Ungarn genommen, die Krisis, welche in den dortigen Operationen eingetreten war, benützt wurde, um den Feldmarschall von seiner in so mancher Richtung überwiegenden Stellung zu entfernen. Als der Feldmarschall in dem weit entfernten Siebenbürgen die befreundete russische Truppenmacht einrücken ließ, um in diesem unglücklichen Lande, wo der blutigste Racenkampf auf beiden Seiten die grausamsten Opfer herbeiführte, eine baldige Entscheidung zu erzielen, als er zum schleunigen Fortschreiten seiner Operationen die Besetzung Galiziens durch 30 000 Russen und die Heranziehung der kaiserlichen Garnisonen aus Galizien zu seiner Armee beantragte, gelang es, glaublich erscheinen zu lassen, daß derselbe Mann, welcher in einem sechsmonatlichen Kampfe gegen die Revolution vom März bis October 1848 angesichts Europa in Oesterreich alleinstehend, in unentwegter Durchführung seiner persönlichen Ueberzeugung den Erfolg gegen die Revolution geschaffen, daß dieser selbe Windisch Graetz im März 1849 durch allerlei fremdartige Einflüsse beirrt, seines Amtes nicht mehr mächtig sein könne. Die Männer, die die Geschichte Oesterreichs in den 50er Jahren

geleitet und ihre politischen Anschauungen hatten gesiegt. Die Empfindungen und den Gedankengang des Feldmarschalls nach der Abberufung von der Armee schildert sein oben angeführter Armeebefehl. Als der Feldherr in dem Ministerrath zu Olmütz, wohin er von der Armee berufen worden war, die Lage der Dinge in Ungarn und die Folgen seiner Entfernung erörterte, wurde ihm geantwortet, daß der Antrag der Russenhülfe diese letztere veranlaßte. Der Feldmarschall antwortete: „Ich habe 30 000 Russen in Galizien zur Deckung meines Rückens verlangt, ich bin entfernt, und Sie werden 100 000 Mann brauchen". Die Ereignisse gaben ihm Recht. W. war noch in Olmütz, als die Nachrichten vom Entsatze von Komorn und dem Rückzuge der Armee eintrafen, infolge dessen er aufgefordert wurde, die Operationen für die Vorrückung der russischen Truppen zu entwerfen. Der Feldmarschall hatte bei seinem Eintreffen in Olmütz alle Würden und Ehren, die ihm im Laufe seiner Dienstzeit geworden, zurückgelegt. Nur die dringenden Vorstellungen, daß er als Obercommandant der Armee in diesen schwierigen Zeiten dem Vaterlande zur Verfügung bleiben solle, vermochten ihn, sein Abschiedsgesuch zurückzunehmen; er verfügte sich auf seine Güter in Böhmen und hat selbstverständlich niemals mehr dieses Obercommando angetreten.

W. überlebte noch dreizehn Jahre die historischen Ereignisse, an denen er so weittragenden Antheil genommen. Mit den politischen und militärischen Vorgängen in Oesterreich und Europa war er in unausgesetzter, man kann sagen, in jugendlich frischer, patriotischer Theilnahme beschäftigt, aber ohne wieder dauernd in wirksame öffentliche Thätigkeit zurückzukehren. Er vermochte den in seinem Vaterlande eingeschlagenen politischen Weg, die bis 1859 zur Durchführung gelangten organischen Gestaltungen nicht zu billigen, und hat manches warnende Wort gesprochen und geschrieben. Im J. 1859 erschien er im kaiserlichen Auftrage in Berlin, um in persönlich directem Verkehre mit dem Prinz-Regenten von Preußen über den Abschluß einer Allianz gegen Frankreich zu verhandeln. Die Friedenspräliminarien von Villafranca unterbrachen diese Verhandlungen. An den Arbeiten des österreichischen Herrenhauses 1860 und 1861 nahm er mit dem regsten Interesse im Sinne seiner oftmals ausgesprochenen Ueberzeugungen theil; erst wenige Wochen vor seinem Tode fesselte ihn die Krankheit an das Lager. Kurz vor seinem Hinscheiden und nachdem er die Tröstungen der Religion empfangen, dictirte und unterzeichnete er mit seinen letzten Federzügen einen Abschiedsbefehl an die Garnison von Mainz, als deren Gouverneur er 1859 berufen wurde und einen solchen an sein Regiment. In den zeitweise unbewußten Aeußerungen des Dahinsterbenden berechnete er die Kräfte eines Koalitionskrieges gegen Frankreich und kamen die Namen seiner ehemaligen Feldherren und Freunde, unter anderen Kienmayer und Liechtenstein über die erbleichenden Lippen. Wie er durch das Leben geschritten war, fest und unerschütterlich, mit sich und seinem Wollen im Reinen, seiner Aufgabe und seines Zieles sich klar bewußt, und wie er dastand — ein mächtiger Stamm, unberührt durch die Stürme, die an den Aesten peitschten, wie durch das Gewürm, das an den Wurzeln nagte, — so ist er auch im Tode geblieben: ungebrochen und unverzagt, wie ein Mann, der seinen Frieden gemacht hat mit Gott, mit sich und mit der Welt, Zeugniß gebend für die Macht, die Stärke und den Trost tiefen Gottesglaubens. Der Präsident des österreichischen Herrenhauses Fürst Karl Auersperg, obwol nicht auf derselben politischen Bahn wie der verstorbene Feldmarschall besprach in der Sitzung des 22. März 1862 den Hintritt des Feldmarschalls mit folgenden Worten:

„Ich habe der hohen Versammlung die tief betrübende Mittheilung von dem Verluste eines ausgezeichneten Mitgliedes zu machen, welchen das hohe

Haus durch das Hinscheiden seiner Durchlaucht des Feldmarschall Fürsten von Windisch Graetz erlitten hat. Es gibt Persönlichkeiten, welche von der Gunst der Vorsehung bestimmt sind, in der Wagschale der staatlichen Geschicke besonders schwer zu wiegen, das Gewicht ihrer Thatkraft wird für die Abwehr von Gefahren, für das Gedeihen des Vaterlandes mit immer gleich günstigem Erfolge eingesetzt. Fürst Windisch Graetz war eine solche Persönlichkeit; seine unerschütterliche Hingebung für das Allerdurchlauchtigste Kaiserhaus, seine glühende Vaterlandsliebe waren jederzeit im vollen Gewichte für Oesterreichs Wohl und Größe, seine edle Willenskraft war an der Spitze seiner tapferen siegesmuthigen Kampfgenossen zu wiederholten Malen der Schwerpunkt, auf welchem des Thrones Stufen sicher und unantastbar ruhten. Sein Name war eine Zierde für jeden Beruf, jeden Kreis, dem dieser Edelmann seinen ritterlichen Willen, getragen von bewunderungswerther Seelengröße, widmete. Die Erinnerungen welche sich an diesen Namen knüpfen, sie füllen ein Ehrenblatt in der Geschichte Oesterreichs aus. Ein Unterpfand seines Wirkens mahnt jeden Oesterreicher, des Fürsten Windisch Graetz in dankbarster Ehrfurcht zu gedenken. Es ist dies der Bestand der Monarchie, des Hauses Habsburg legitimer Thron steht als ruhmvolles Denkmal seines thatenreichen Lebens. Das Kaiserthum Oesterreich schuldet dem verklärten Helden seine Wiedergeburt und die Wohlthat socialer Ordnung. Der Dolmetsch Oesterreichs Dankgefühle zu sein, steht in erster Reihe dem Herrenhause zu. Lassen Sie uns daher den erlauchten Verblichenen im Nachruf wehmuthvoller Dankbarkeit und durch einstimmige Kundgebung unserer gerechten Trauer ehren."

Feldmarschall Graf Nugent, der älteste Soldat der kaiserlichen Armee, übersandte dem Sohne des Feldmarschalls folgende Worte: „Des großen Todten treuester Freund beweint den Verlust für Kaiser, Staat, Armee, Familie und Nugent". L. W.

Windisch-Graetz: Reichsgraf Ernst Friedrich W., österreichischer Staatsmann, geboren am 20. Juni 1670 zu Wien. Sohn Gottlieb Amadeus', begann seine Laufbahn als Reichshofrath, unternahm 1694 eine Gesandtschaftsreise nach Dresden, 1698—1699 nach Modena, 1701—1702 nach Regensburg. Nachdem er 1711 als Bevollmächtigter bei der Kaiserwahl Karl's VI. aufgetreten war, wurde er 1714 zum Präsidenten des Reichshofrathes ernannt. In dieser Eigenschaft, wie in der eines Staats- und Conferenzministers, die er 1724 erhielt, nahm er an allen Berathungen über die Fragen der äußeren und der inneren Politik lebhaften Antheil und hat sich namentlich als genauer Kenner der deutschen Verfassungsverhältnisse ein besonderes Ansehen erworben. Von ihm rührt ein Entwurf für die Reform des Reichshofrathes (1710) und eine Instruction für diese Körperschaft her, die in allen bedeutenderen Reichsangelegenheiten verwickelt war; den Proceß gegen die Verleumder des Prinzen Eugen, den Abbate Tedeschi und den Grafen Nimbsch hat er geführt. Er starb am 6. September 1727 auf seinem Schlosse zu St. Peter i. d. Au.

Seine weitausgebreitete Correspondenz und zahlreiche politische und Rechtsgutachten im Tachauer Archiv. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 57. Bd.

v. Zwiedineck.

Windisch-Graetz: Reichsgraf Leopold Victorin W., österreichischer Staatsmann, ebenfalls ein Sohn des Grafen Gottlieb Amadeus, geboren am 17. September 1686, kam 1717 als außerordentlicher Gesandter nach dem Haag, war 1722 kaiserlicher Botschafter bei dem Congresse in Cambray, 1723 bis 1724 bei dem Congresse zu Soissons. Als Mitglied des geheimen Rathes machte er sich auch später noch durch regen Antheil an den Conferenzverhandlungen verdienstlich, besonders eifrig betrieb er die Organisation der slavonischen

„Grenze", für die eine besondere Hof-Commission eingesetzt worden war. Als Präsident derselben verfaßte er in den Jahren 1732—1738 zahlreiche Gutachten und Mémoires, die sich ebenso wie seine Correspondenz mit den einflußreichen Ministern Karl's VI., dem Grafen Althann, Fürsten Trautson, Marquis de Rialp, Grafen Sinzendorff u. A. im Tachauer Archiv vorfinden. v. Zwiedineck.

Windisch-Graetz: Freiherr und Reichsgraf Gottlieb Amadeus W., österreichischer Staatsmann, geboren am 13. März 1630 zu Regensburg, bekleidete schon mit 28 Jahren die Stelle eines Reichshofrathes in der evangelischen Curie dieses Gerichtshofes und wurde wiederholt als Gesandter in außerordentlichen Missionen verwendet, so 1663—1664 in Schweden, 1661 an den italienischen Höfen, 1670 in Frankreich, 1673—1674 in Braunschweig und Dänemark, 1674 in Hamburg, 1691—1693 im Haag. Von 1683—1688 wirkte er, gleichzeitig mit den Bischöfen von Eichstädt und Passau, als Principal-Commissär am Reichstage zu Regensburg, konnte dort jedoch die ihm gebührende Stellung nicht einnehmen, weil von einzelnen Reichsständen seine Befähigung zu diesem Amte, welches nur einem Reichsstande übertragen werden sollte, bestritten wurde. Er war 1682 zur katholischen Kirche übergetreten und hatte, nachdem ihm mit Diplom vom 2. August, ohne Bezug auf das Diplom von 1557 der Grafentitel verliehen worden war, seine Aufnahme in das Wetterauische Grafen-Collegium erwirkt, erlangte 1684 auch Sitz und Stimme auf der Grafenbank; da er aber nicht in die Lage kam, sich eine reichsunmittelbare Herrschaft zu erwerben, so konnte seine Reichsstandschaft bezweifelt werden. Am Hofe Ludwig's XIV. hat er sich durch energisches Auftreten Geltung zu verschaffen gewußt, Madame de Sevigné widmet seiner Persönlichkeit in ihren Briefen und Memoiren anerkennende Worte. Ueber seine diplomatische Thätigkeit in Holland handelt die Schrift „Les négotiations de Windisch-Graetz". Gottlieb Amadeus, der als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft auch poetisch thätig war und einen (ungedruckten) Sammelband von Zeitgedichten und Sonetten hinterlassen hat, starb zu Wien am 25. December 1695.

Das Tachauer Archiv enthält zahlreiche, noch unbenutzte Acten und Correspondenzen über seine Gesandtschaften. — v. Wurzbach, Biogr. Lex., 57 Bd. v. Zwiedineck.

Windisch-Graetz: Reichsgraf Josef Niklas W., Schriftsteller; ein Enkel des Grafen Leopold Victorin, geboren am 6. December 1744 in Wien, genoß eine sorgfältige classische Bildung in Wien, nahm noch in jungen Jahre eine Stelle im Reichshofrath an, verließ jedoch Wien als Dienstkämmerer der Erzherzogin Marie Antoinette und begleitete sie nach Frankreich. Dort trat er mit hervorragenden Mitgliedern der Akademie namentlich Condorcet in Verkehr und beschäftigte sich mit mathematischen, juridischen und philosophischen Studien, deren Ergebniß er in einer Reihe von Schriften niederlegte, die größtenteils in französischer Sprache gedruckt wurden, darunter: „Discours, dans lequel on examine les deux questions I. Un Monarque a-t-il le droit de changer de son chef une Constitution évidemment vicieuse? II. Est-il prudent à lui, est il de son intérêt, de l'entreprendre? Suivi de réflexions pratiques" (1788); „Solution provisoire d'un problême, ou histoire métaphysique de l'organisation animale" (1789); „De l'ame, de l'intelligence et de la liberté de la volonté" (1790). Durch Condorcet angeregt suchte er das Problem der vollkommensten Uebereinstimmung der Sprache mit den Gedanken, besonders bei Gesetzen und Rechtsurkunden zu lösen, stellte die Preisfrage: „wie Contractformeln zu entwerfen seien, die gar keiner doppelten Auslegung fähig wären, und vermöge deren jeder Streit über irgend eine Eigenthumsveränderung unmöglich würde, so daß über irgend eine nach diesen Formeln abgefaßte Rechtsurkunde durchaus kein Proceß

entstehen könnte", und setzte für deren Beantwortung Beträge von 1000 und 500 Ducaten aus, die von der Pariser, der Edinburger und einer deutschen Akademie zuerkannt werden sollten, jedoch niemals zur Vertheilung kamen, weil keine Lösungen eintrafen. Dem Friedenscongreß zu Rastadt, von dem die Zeitgenossen die Begründung einer neuen Weltordnung erwarteten, legte er 1798 eine Denkschrift vor, in der er sich anheischig machte, die Theorie einer Gesetzgebung zu entwerfen, die jeden Streit über die Auslegung und Anwendung der Gesetze ausschließe. Er hat auch die Grundlagen für die Geschichte seiner Familie geschaffen, indem er die von seinen Vorfahren herrührenden Urkunden und Acten in dem Familienarchive des Schlosses Tachau, das er vom letzten Grafen Losy geerbt hatte, vereinigte, eine wohlgeordnete Urkundensammlung anlegte und das handschriftlich vorhandene „Repertorium Diplomatum Windisch-Graetzianorum" verfaßte. Er starb am 24. Januar 1802, als die Unterhandlungen wegen Erhebung seines Hauses in den Reichsfürstenstand, der zwei Jahre darauf seinem Sohne Alfred Candidus (s. o. S. 390) verliehen wurde, schon im Zuge waren.

Tachauer Archiv. — v. Wurzbach, Biogr. Lex., 57. Bd.

v. Zwiedineck.

Windisch-Graetz: Freiherr und Graf Pankraz W., einer der hervorragendsten Führer des protestantischen Adels in Inneröstereich unter Ferdinand I. und dessen Sohn Erzherzog Karl von Steiermark. Er war 1525 geboren, studirte zu Wittenberg und erwarb sich, in die Heimath zurückgekehrt, großes Ansehen sowol beim Kaiser als auch im Landtage der Steiermark, indem er eine Reihe wichtiger diplomatischer Missionen mit großem Geschick durchführte, u. a. als kaiserlicher Commissär bei den Erbverhandlungen nach dem Tode K. Ferdinand's I. und K. Maximilian's II. Er war Schloßhauptmann von Graz und Oberst-hofmarschall des Erzherzogs Karl, legte jedoch 1579 diese Stelle nieder, nachdem er zur Ueberzeugung gelangt war, daß sein evangelischer Glaube, dem er mit Treue und Hingebung anhing, mit den Bestrebungen des erzherzoglichen Hofes, den Katholicismus in Inneröstereich wieder zur Herrschaft zu bringen, im Widerspruch stehe. Er hat die, neuerlich wieder bestrittene Abstammung seines Geschlechtes von den Dynasten von Windisch-Graetz aus dem Hause Weimar-Orlamünde, zur Geltung gebracht, am 7. Juli 1551 für sich und alle Mitglieder seines Hauses den Freiherrenstand und am 24. November 1557 für sich und seinen Bruder Erasmus den Reichsgrafenstand erworben, von letzterem jedoch keinen Gebrauch gemacht, da ihm die Erwerbung der alten Besitzungen seines Hauses nicht gelungen ist. Einer Tradition zufolge wäre ihm sogar die Reichsfürstenwürde angetragen, also wahrscheinlich auch die Verleihung der Herrschaft Windisch-Graetz in Steiermark als reichsunmittelbarer Besitz in Aussicht gestellt worden, wenn er zum katholischen Glauben zurückgetreten wäre. Diesen Preis zu zahlen, war er jedoch nicht gewillt. Das Grafendiplom im fürstlichen Hausarchiv zu Tachau trägt auf der Rückseite folgenden Vermerk von Pankrazens Hand: „Das zu ewiger Gedächtniß hab ich mit eigner Handschrift hiermit anfügen wollen, daß ich alle die Beweise, wie solche aus diesem Brief zu vernehmen, und auch den Brief vom bairischen Kaiser Ludwig auf Herrn Otten den Kanzler hab vorlegen müssen und (dieses) doch solchen in diesem Brief nicht verleibt hat, item daß ich von der Bestätigung unseres Grafenstands, von dem wir durch etliche hundert Jahre keinen Gebrauch gemacht, auch noch nicht machen will, dieweil mir an dem Titel nichts gelegen ist, wenn ich nicht das Land, das noch bis in diese Zeit unseren Namen hat, auch um mein Bargeld einlösen kann, doch mögen meine Nachkommen thun, was sie wollen". Die Echtheit des Diplomes ist durch ein späteres Schreiben des Fürsten Ulrich von Eggenberg nahezu außer Zweifel gesetzt. Pankraz starb am 20. October 1591.

Urkunden des Tachauer Archivs. — Des Referenten Abhandlung: Das Grafendiplom der Windisch-Graetz von 1557. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 57. Bd. v. Zwiedineck.

Windischmann: Friedrich Heinrich Hugo W. wurde am 13. December 1811 zu Aschaffenburg geboren, als Sohn von Karl Joseph Hieronymus W., seit 1818 Professor zu Bonn, und seiner Gattin Anna Maria geb. Pizzala. Nachdem er im Herbst 1827 das Gymnasium zu Bonn absolvirt hatte, bezog er die dortige Universität und studirte unter seinem Vater Philosophie, unter Brandis, Heinrich, Naeke, Niebuhr und Welcker classische Philologie, unter Lassen und Schlegel Sanskrit. Als erstes Ergebniß seiner Studien veröffentlichte er 1832 in dem neugegründeten Rheinischen Museum für Philologie I, 110 ff., einen Aufsatz „Didascaliae Plautinae", an welchen noch zehn Jahre später Ritschl (Rhein. Mus. N. F. I, 29 ff.) weiter anknüpfte, und promovirte bald darauf (21. Juli 1832) mit der umfassenderen Arbeit „Sancara sive de theologumenis Vedanticorum" (vollständig erschienen Bonn 1833). Daneben hatte er im Sommer 1832 Theologie zu studiren begonnen und dieses Studium im folgenden Semester in Bonn, dann während eines Jahres in München fortgesetzt; von hier ging er auch nach Venedig, wo er bei den Mechitharisten längere Zeit verweilte. Inzwischen hatten die Hermesianischen Streitigkeiten Veranlassung gegeben, daß Windischmann's Vater von Rom aus zu einem Gutachten über Hermes aufgefordert wurde, ein Auftrag, dessen er sich mit Hülfe seines Sohnes entledigte. Das trug beiden viel Anfeindung ein und so entschloß sich der junge Gelehrte, einer Aufforderung des Erzbischofs Lothar Anselm Frhrn. von Gebsattel folgend, gänzlich nach München überzusiedeln, wo er am 2. Januar 1836 mit den „Vindiciae Petrinae" zum Doctor der Theologie promovirte (vgl. dazu Clemens Brentano's Gesammelte Schriften IX = Gesammelte Briefe II, 336 und Strodl, Windischmann, S. 7 Anm.) und am 13. März 1836 zum Priester geweiht wurde; am 17. April celebrirte er in der Frauenkirche seine erste Messe, bei welcher Gelegenheit Döllinger die Festpredigt hielt und Clemens Brentano dem jungen Priester ein Glückwunschgedicht widmete (abgedruckt mit dem Titel „Dem Bräutigam" in Brentano's Schriften I, 46 ff.). Als der Wunsch des Erzbischofs, ihn am Lyceum in Freising anzustellen, sich nicht verwirklichte, habilitirte sich W. an der Universität, wurde aber, als der Secretär des Erzbischofs plötzlich starb, noch vor Beginn seiner Vorlesungen am 12. October 1836 von letzterem zum Domvicar und erzbischöflichen Secretär ernannt. Zwar erhielt er am 28. April 1838 nach Möhler's Tode eine außerordentliche Professur der Neutestamentlichen Exegese und des Kirchenrechts, allein seine von entschiedenem Erfolg begleitete Lehrthätigkeit fand durch seine Ernennung zum Domcapitular schon im Herbst 1839 ein schnelles Ende. Am 25. August 1842 wurde W. Mitglied der Münchener Akademie. 1846 hielt er dem Papst Gregor XVI. in der Frauenkirche eine Leichenrede und am 7. October dieses Jahres wählte ihn der neue Erzbischof Karl August Graf von Reisach zu seinem Generalvicar, in welcher Eigenschaft er denselben 1854 nach Rom begleitete, um der Definition des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß anzuwohnen; als Reisach später nach Rom übersiedelte, trat W. am 27. August 1856 in die Stellung eines einfachen Domcapitulars zurück. Vielfache Kränklichkeit, welche man allgemein auf ein in den ersten Jahren des Münchener Aufenthaltes überstandenes Nervenfieber zurückführte, störte seine letzten Lebensjahre, und gerade sollte er einem Rufe nach Rom Folge leisten, um der neu zu errichtenden Congregation für die Angelegenheiten der unirten orientalischen Kirchen mit seiner Gelehrsamkeit berathend zur Seite zu stehen, als ihn ein neuer Krankheitsanfall traf, welchem er am 23. August 1861 erliegen sollte.

Unter Windischmann's wissenschaftlichen Arbeiten haben vor allem seine

Leistungen auf indischem und iranischem Gebiet wohlverdienten Beifall gefunden. Die gründliche Vorbildung in der classischen Philologie, wie sie in seinen „Didascaliae Plautinae“ und auch in seinen Bemerkungen zum Ἰχθύς-Epigramm von Autun (Archiv für theologische Literatur 1842, S. 387 ff.) deutlich zu Tage tritt, ist ihm hier wesentlich zu Gute gekommen. Sein Sancara, in welchem er an eine commentirte Uebersetzung des Vedanta-Tractats Bālabodhanī zwei Capitel De vita Sancarae et de antiquitate Vedantae und Doctrinae Vedanticae brevis expositio anschloß, ferner die zahlreichen Uebersetzungen aus dem Sanskrit, welche er zu seines Vaters „Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte“ beisteuerte (s. die Aufzählung in Weber's Indischen Studien I, 247 f.), die Recension der Calcuttaer Ausgabe des Vedāntasāra vom Jahre 1829 in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1835, II, 839 ff., endlich die Abhandlung über die Vidvanmodataranginī mit dem Titel „Ueber ein indisches philosophisches Gespräch“ in den (Münchener) Gelehrten Anzeigen XVIII, 581 ff., sind gediegene und für ihre Zeit maßgebende Leistungen, welche es begreiflich machen, daß noch für eine im J. 1857 ausgeschriebene Preisaufgabe über die Vedanta-Philosophie W. neben Lassen und Max Müller zum Preisrichter bestimmt wurde (siehe Zeitschr. d. Deutsch. Morgenländ. Ges. XI, 368). Dem iranischen Gebiete war W. zunächst in einigen Recensionen näher getreten, so der von Burnouf's Commentaire sur le Yaçna (Jenaische Literaturzeitung 1834, III, 129 ff.), der von Holtzmann's Beiträgen zur Erklärung der persischen Keilinschriften (Münchener Gelehrte Anzeigen XXI, 465 ff.), woran sich später noch eine Recension von Spiegel's Ausgabe und Uebersetzung des Vendidad (ebd. XLI, I, 25 ff.) anschloß. Dazu kam die eingehende Notiz „Ueber die große Keil-Inschrift des Königs Darius zu Bisutun“ (ebd. XXX, 473 ff.), dann aber eine Reihe religionsgeschichtlicher Abhandlungen, welche vom arischen und indogermanischen Alterthum ausgehend, im weiteren Fortschritt speciell die iranische Religionsentwicklung zum Gegenstand nehmen, nämlich „Ueber den Somacultus der Arier“ (Abh. d. I. Kl. der Münchener Akad. IV, 2. 1846); „Ursagen der arischen Völker“ (ebd. VII, 1. 1853); „Die persische Anahita oder Anaïtis“ (ebd. VIII, 1. 1856); „Mithra“ (Abh. f. d. Kunde des Morgenl. I, 1. 1857); endlich die nach Windischmann's Tode von Spiegel herausgegebenen „Zoroastrischen Studien“ (1863). Unmittelbar aus den Quellen geschöpft und auf sorgfältigster Vergleichung der Texte beruhend, schließen sich diese Arbeiten fast zu einem Gesammtbilde der zoroastrischen Religion zusammen, welches in vieler Beziehung auch jetzt noch als gültig betrachtet werden darf. Dabei kommt hier wie in den Beiträgen Windischmann's zur indischen Philosophie sein specifisch katholischer Standpunkt eigentlich nur da bestimmend zum Ausdruck, wo biblische Quellen mit zu verwerthen sind; im übrigen verhalf ihm die Anschauung, daß etwaige Uebereinstimmungen der heidnischen Religionen mit dem Christenthum nur Vorahnungen oder höchstens providentielle Hinweise auf letzteres darstellen, zu einer glücklichen Objectivität, welche spätere katholische Forscher auf dem gleichen Gebiet, wie de Harlez u. A., nicht immer bewahrt haben. Früchte des Aufenthaltes bei den Mechitharisten sind die „Mittheilungen aus der armenischen Kirchengeschichte alter und neuer Zeit“ (Theolog. Quartalschr. 1835, S. 1 ff.) und die erst 1846 gedruckte Abhandlung „Die Grundlage des Armenischen im arischen Sprachstamme“ (Abh. d. I. Kl. d. Münchener Akad. IV, 2), deren Anfänge nach Windischmann's eigenem Zeugniß und den Stellen aus Briefen Jacquet's an Lassen, welche Rève, Windischmann S. 18 mitgetheilt hat, viel weiter zurückreichen; für die richtige Beurtheilung dieser jetzt veralteten Arbeit dürfen die Bemerkungen in de Lagarde's Armenischen Studien (Göttingen 1877) nicht außer Acht gelassen werden. Sprachvergleichenden Inhalts sind ferner noch die recht scharfe Recension des

ersten Bandes von Pott's Etymologischen Forschungen in der Jenaischen Literaturzeitung 1834, IV, 273 ff. und die akademische Festrede „Der Fortschritt der Sprachenkunde und ihre gegenwärtige Aufgabe" (1844), in welcher u. a. die Bezeichnung geistiger Begriffe in den indogermanischen Sprachen erörtert wird.

Windischmann's theologische Arbeiten stehen natürlich auf streng römischem Standpunkt. Selbständige Bücher sind darunter die Vindiciae Petrinae, in welchen er die Traditionen über den Aufenthalt des Apostels Petrus in Rom u. s. w. zu rechtfertigen sucht, und die „Erklärung des Briefes an die Galater" (1843), mit welcher er den protestantischen Commentaren entgegenwirken wollte. Noch unverhohlener aber und aggressiver treten seine Tendenzen in einer Reihe kleinerer Aufsätze z. Th. recht actueller Natur zu Tage, so in den Recensionen von Döllinger's Kirchengeschichte und Hurter's Innocenz III (Bayerische Annalen 1833), in mehreren, nur z. Th. mit Namen gezeichneten Artikeln der Historisch-politischen Blätter: „Acta Romana" (über die Schrift von Braun und Elvenich mit diesem Titel in Sachen des Hermesianismus — II, 526 ff.), „Die Allocution vom 22. November 1839" (IV, 739 ff.), „Aus dem Leben eines Katholiken" (ein Lebensbild seines Vaters — V, 257 ff., 343 ff.), „Lage der kirchlichen Angelegenheiten in Preußen" (VII, 278 ff.), auch in seiner Vorrede zu W. Reithmeier's Ausgabe der „Tewtschen Theologey" des Berthold von Chiemsee (1852), vor Allem aber in einem nach seinem Tode mitgetheilten Actenstück „Ueber den Stand der katholischen Kirchenfrage in Bayern" (Arch. f. kath. Kirchenr. VIII, 452 ff.). Dem entsprechend war sein Verhalten in der Praxis. Den Ansprüchen des modernen Staates gegenüber vertrat er mit rücksichtsloser Energie die Freiheit der Kirche und schon, ehe er als Generalvicar direct an Regierung und Verwaltung der Erzdiöcese betheiligt war, hat er in den Conflicten zwischen Staat und Kirche, die selbst K. Ludwig I. nicht erspart blieben, eine hervorragende und z. Th. maßgebende Rolle gespielt. Als Generalvicar waltete er mit monarchischer Unumschränktheit, die bei hervorragenderen Theologen, wie im niederen Clerus vielfach Anstoß erregte (L. Kastner, M. Deutinger's Leben und Schriften I, 480, 574, 577; M. Strodl, das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern, S. 403 f.). Bei all dem war er persönlich von großer Liebenswürdigkeit und genoß ein unbegrenztes Vertrauen der ausländischen Studenten, denen er schon seiner Sprachkenntnisse halber willkommen war, und eines zahlreichen Kreises Münchener Verehrer, die wie jene W. mit Vorliebe zu ihrem Beichtvater erwählten (Sighart, S. 24 ff. Briefe von und an W. E. Frhrn. von Ketteler, herausg. von J. M. Raich, S. 128. Franz Lorinser, Aus meinem Leben II, 68). Charakteristisch ist, daß W., von dem Reisach schreibt: „Er ist mein treuer Freund, meine einzige Stütze", schon im J. 1851 Döllinger's Kirchlichkeit nicht mehr recht traute (Raich S. 193. 225).

(J. Sighart.) Dr. Friedrich Windischmann. Ein Lebensbild. Augsburg 1861. — M. Strodl, Friedrich Heinrich Hugo Windischmann. Ein Bild seines kirchlichen Wirkens und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. München 1862 (vgl. dazu auch Strodl's Recension der Zoroastrischen Forschungen in den Historisch-politischen Blättern LIV, 280 ff.). — Félix Nève, Frédéric Windischmann et la haute philologie en Allemagne. Paris 1863 (S.-A. aus dem Correspondant). — Ernest Zeller, Licht- und Lebensbilder des Clerus aus der Erzdiöcese München-Freising (1840—1890). München 1892, S. 151 ff.

Ernst Kuhn.

Windischmann: Karl Joseph Hieronymus W., katholischer Philosoph, geboren zu Mainz am 24. August 1775, † am 23. April 1839. Seine Gymnasialbildung erhielt er in den Jahren 1787—1792 in Mainz und begann sodann an der damaligen Universität Mainz das Studium der Philosophie; die franzö-

sische Invasion unterbrach hier aber bald seine Studien und veranlaßte ihn, sich nach Würzburg zu begeben, wo er den philosophischen Cursus vollendete und darauf Medicin und Naturwissenschaft studirte. Nach seinem im Sommer 1796 bestandenen medicinischen Examen und erfolgter Promotion hielt er sich zur Fortsetzung seiner Studien und zur weiteren Ausbildung für den ärztlichen Beruf ein Jahr in Wien auf. 1797 kehrte er in seine Vaterstadt Mainz zurück und ließ sich als practischer Arzt nieder, während er zugleich begann, medicinische Vorlesungen zu halten. Im gleichen Jahre heirathete er auch. Im J. 1801 berief ihn der Kurfürst Erthal, der inzwischen seine Residenz von Mainz nach Aschaffenburg verlegt hatte, zu sich dahin als Hofmedicus. Zugleich setzte W. hier seine philosophischen Studien fort und hielt seit dem folgenden Jahre an der dortigen Lehranstalt naturhistorische und philosophische Vorlesungen; 1803 ernannte ihn Erthal's Nachfolger, der Kurerzkanzler Dalberg, zum Professor der Philosophie und Geschichte, mit dem besonderen Auftrage, auch Naturphilosophie zu lehren. 1811 wurde ihm dazu auch das Amt des Hofbibliothekars übertragen. Auch unter der bairischen Regierung blieb er noch bis 1818 in seiner Stellung und erhielt auch den Titel eines k. Medicinalrathes. Im Herbst 1818 folgte er dem Rufe an die neugegründete Universität Bonn, um hier die katholische Professur des Systems und der Geschichte der Philosophie zu übernehmen und daneben eine Professur in der medicinischen Facultät, in welcher er Vorlesungen über Encyklopädie und Geschichte der Medicin und über allgemeine Pathologie hielt. Seine Antrittsvorlesung als Professor der Philosophie, gehalten am 23. November 1818, hatte zum Gegenstand: „Bemerkungen über das Verhältniß der Philosophie zur gegenwärtigen Zeit" (gedruckt im „Jahrbuch der Preußischen Rhein-Universität", Band I, Heft 1, 1819, S. 71—93). Seine späteren Lebensjahre wurden vielfach verbittert und seine spätere Wirksamkeit beeinträchtigt durch die hermesianischen Streitigkeiten, da er sich nach seiner Geistesrichtung und vom Standpunkte seiner Ueberzeugungen aus verpflichtet glaubte, dem hermesianischen System entgegenzutreten. Schon 1825 hatte er sich in einem im „Katholik" veröffentlichten Aufsatz gegen dasselbe ausgesprochen. Als später in Rom die Untersuchung der hermesischen Sache eingeleitet wurde, die mit der Verurtheilung des Hermesianismus endigte, wurde unter anderen deutschen Gelehrten auch W. aufgefordert, ein Gutachten abzufassen; der 1. Theil desselben wurde im Juni 1834, der 2. Theil im März 1835 nach Rom gesandt. Die Hermesianer haben ihm in Folge dessen einen hervorragenden Einfluß auf den Ausgang der Sache zugeschrieben. (Vgl. über diese Angelegenheit: Gams, Geschichte der Kirche Christi im 19. Jahrh., Bd. III, 1856, S. 506; Reusch, Der Index der verbotenen Bücher, Bd. II, 2, 1885, S. 1117; Pfülf, Cardinal von Geissel, Bd. I, 1895, S. 229. Von Schriften hermesianischer Autoren sind zu vergleichen: Braun und Elvenich, Acta Romana, 1838, N. XXII, p. 81—165; Daniel Bernhardi, Laokoon, oder Hermes und Perrone, 1840, S. 193—215; dieselbe Schrift lateinisch, 1842, S. 194—217; Elvenich, Actenstücke zur geheimen Geschichte des Hermesianismus, 1845, S. 86—91. Zu der Schrift von D. Bernhardi [Pseudonym für Braun?] vgl. den Artikel: „W. und die Hermesianer", Kath. Kirchenzeitung von Hoeninghaus, Jahrg. III, 1840, S. 715.) — Auch durch körperliche Leiden und den frühzeitigen Tod von mehreren seiner Kinder, von denen der eine Sohn Professor der Medicin in Löwen war, wurden seine letzten Jahre getrübt. Sein Tod wurde durch ein Herzleiden herbeigeführt.

Von Windischmann's medicinischen und naturwissenschaftlichen Schriften, die zum größern Theil in die frühere Zeit seines Lebens fallen, sind folgende zu nennen: Seine Inaugural-Dissertation „De necessitate et methodo physicae corporis animalis pertractandae" (Moguntiae 1796); „Versuch über die Medicin,

nebst einer Abhandlung über die sog. Heilkraft der Natur" (Ulm 1797); „Ideen zur Physik", Band I (Würzburg und Bamberg 1805); „Versuch über den Gang der Bildung in der heilenden Kunst" (Frankfurt a. M. 1809), enthält philosophische Betrachtungen zur Geschichte der Medicin; „Untersuchungen über Astrologie, Alchimie und Magie", 2 Bände (Frankfurt a. M. 1813). Großes Aufsehen erregte später Windischmann's Schrift: „Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut" (Leipzig 1824), in welcher er der materialistischen Heilkunde mit großer Entschiedenheit entgegentrat und einen „Versuch zur Vereinigung der Heilkunst mit der christlichen Philosophie" geben wollte, theilweise sich berührend mit Ideen, die später Görres in seiner Mystik ausführte. — Andere Schriften waren philosophisch-politischen Betrachtungen zur Zeitgeschichte gewidmet: „Von der Selbstvernichtung der Zeit und der Hoffnung zur Wiedergeburt" (Heidelberg 1807); „Das Gericht des Herrn über Europa. Blicke in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" (Frankfurt a. M. 1814); „Was Johannes von Müller wesentlich war und uns ferner sein müsse" (Winterthur 1811). Auch an der von Lieber unternommenen Uebersetzung der Werke des Grafen de Maistre nahm er Antheil, indem er die Uebersetzung der „Abendstunden von St. Petersburg" mit Anmerkungen und Zusätzen versah. — Windischmann's Philosophie trug in den früheren Jahren seiner Aschaffenburger Zeit den Charakter eines unklaren pantheisirenden Mysticismus, der durch das Studium der platonischen und neuplatonischen Philosophie und der orientalischen Weisheit beeinflußt war, den er aber, ebenso wie Schelling, mit dem er sich mehrfach berührte, mit dem Christenthum vereinbaren zu können glaubte. Mit der Zeit überwand er jedoch diese Ueberbleibsel aus der Periode, in welcher er aufgewachsen war, und rang sich zu einer entschieden positiv-christlichen Weltanschauung und Philosophie hindurch; in seinen späteren Aschaffenburger Schriften erscheint dieser Entwicklungsproceß schon als abgeschlossen. Von seiner Beschäftigung mit Plato zeugt die Uebersetzung des Timaeus (Hadamar 1804), von seiner Beschäftigung mit orientalischen Studien außer seinen eigenen Schriften seine Einleitung zu Franz Bopp's Erstlingswerk „Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache" (Frankfurt a. M. 1816), das W. herausgab, und seine Einleitung zu der Schrift von Vullers: „Fragment über die Religion des Zoroaster" (Bonn 1831). Von Windischmann's philosophischen Schriften sind noch zu nennen: „Ueber den Begriff der christlichen Philosophie" (Bonn 1823); „Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neueren Zeit und den Eintritt einer neuen Epoche in derselben" (Frankfurt a. M. 1825, aus der Uebersetzung der Abendstunden von J. de Maistre besonders abgedruckt). Das groß angelegte Hauptwerk Windischmann's: „Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte", ist Torso geblieben; von der beabsichtigten Darstellung der ganzen Geschichte der Philosophie erschienen nur die zwei ersten Bücher des ersten Theils („Die Grundlagen der Philosophie im Morgenland"), über China und Indien, in 4 Bänden (Bonn 1827—1834). Seine letzte litterarische Thätigkeit war der Herausgabe der „Philosophischen Vorlesungen" seines verstorbenen Freundes Friedrich von Schlegel gewidmet (2 Bände, Bonn 1836—37).

Aus dem Leben eines Katholiken, Historisch-politische Blätter, 5. Band (1840), S. 257—269 u. 343—365. — Katholische Kirchenzeitung, herausgegeben von Hoeninghaus, 2. Jahrg. (1839), S. 328. — K. Werner, Geschichte der katholischen Theologie (1866), S. 413 f.; 436—440.

Lauchert.

Windprecht: Sebastian W. („der blinde Basti"). Am Weberhause in Augsburg sah man viele Jahre einen blinden Mann, welcher als Antiquar alle Bücher seines Lagers kannte, mit seltener Geschicklichkeit Bücher kaufte, rangirte, verkaufte und seine zahlreichen Kunden sofort an der Stimme erkannte. So

ein fleißiger Kunde desselben war mehrere Jahre auch Hanibal della Ganga (nachmals Papst Leo XII.), der sich damals in Augsburg aufhielt. Obschon blind, besuchte W. doch als Knabe die Schule und zog großen Nutzen daraus; er lernte später die Weberei und Musik (mehrere Instrumente) als Autodidact sehr tüchtig. Ebenso hatte er, vom Kleinen anfangend, das Bücherantiquariat von sich selbst gelernt und darin eine bewunderungswürdige Einsicht und Gewandtheit erlangt. Dabei war Jedermann dem verständigen, freundlichen und heitern „blinden Basti" gewogen. Zwei Mal verheirathet, hinterließ W. seiner Familie sein Geschäft, welches sein Sohn Josef W. in größerem Stile fortführte. Der am 28. Juli 1837, 70 Jahre alt, verstorbene „blinde Basti" hat schon damals manche nekrologische Berücksichtigung erhalten und steht noch in gutem Andenken bei Vielen. Hörmann.

Windscheid: Bernhard W., Jurist, ist geboren zu Düsseldorf am 26. Juni 1817 als Sohn des kgl. Hypothekenbewahrers Ferdinand W. Er studirte zu Bonn und Berlin, bestand die erste Staatsprüfung 1837 und promovirte am 22. Decbr. 1838. Darauf habilitirte er sich als Privatdocent zu Bonn 1840, wurde dort im Sommer 1847 außerordentlicher Professor, im Herbst desselben Jahres als ordentlicher Professor nach Basel berufen, und vertauschte diese Universität 1852 mit Greifswald. Von dort ging er 1857 nach München, wo er wol die stärkste Vorlesungsthätigkeit entfaltet hat. Weniger behagte es ihm in Heidelberg, wohin er im J. 1871 als Nachfolger Vangerow's gewonnen wurde. So siedelte er bereits 1874 nach Leipzig über, um dort wieder fest Wurzel zu fassen; er ist da am 26. October 1892 gestorben, während dieser ganzen Zeit ununterbrochen akademisch thätig, mit Ausnahme der Jahre 1880—1883, während deren er, als Mitglied der Commission für die Abfassung eines Entwurfes zu einem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch, sich vielfach in Berlin aufhalten mußte. Im J. 1880 war er, nach dem Tode Wächter's, Leipziger „Ordinarius" geworden, der letzte, der dieses alte Facultätsamt mit wesentlich spruchcollegialer Bedeutung versehen hat; im J. 1883 schied er aus jener Commission, der er seit ihrer Einsetzung (1874) angehört hatte, aus, da ihm „persönliche und dienstliche Verhältnisse die längere Abwesenheit von Leipzig nicht gestatteten". Außer bei dieser Gelegenheit ist W. im öffentlichen Leben kaum hervorgetreten, es sei denn gelegentlich der Altkatholiken-Bewegung, welcher er sich in ihren ersten Jahren anschloß; kurz vor seinem Lebensende ist er übrigens zum Protestantismus übergegangen.

Windscheid's frühere Schriften sind im wesentlichen, abgesehen von Recensionen u. dgl., folgende: „Zur Lehre des Code Napoléon von der Ungültigkeit der Rechtsgeschäfte" (1847); „Ueber das Prinzip des SCltum. Vellejanum" (im Archiv für civilistische Praxis 32, 283—324); „Die Lehre von der Voraussetzung" (1850); „Die Wirkung der erfüllten Bedingung" (1851); „Die actio des römischen Civilrechts vom Standpunkte des heutigen Rechts" (1856) und, infolge eines gegen letztere Schrift von Muther gerichteten, außergewöhnlich scharfen Angriffs: „Die actio. Abwehr gegen Dr. Th. Muther" (1857). — Von diesen Schriften sind zweifellos die bedeutendsten die letzten. In der Lehre von der Bedingung bricht der Verfasser zum ersten Male mit der herrschenden Anschauung von der Rückziehung; in den Ausführungen über die actio stellt er den modern gleichwerthigen Begriff des Anspruches auf; aber auch schon bei der Behandlung der Voraussetzung entwickelt er eine weitergehende neue Idee, welche freilich weniger allgemeinen Anklang gefunden hat, obschon ihr Urheber zäh an ihr festhielt, selbst in einem besonders dieser Frage gewidmeten Aufsatz im civilistischen Archiv 78, 161 fg. Allen diesen früheren Arbeiten aber ist Eins gemein: es handelt sich bei ihnen durchweg um Ziehung systematischer Grundlinien und Auffindung systematisch wünschenswerther Ergänzungsstücke; so

erschienen sie als Vorstudien zu Windscheid's Lebenswerk, seinem „Lehrbuche des Pandektenrechts".

Dieses dreibändige Werk erschien in erster Auflage 1862—1870, in zweiter Auflage 1870—1871, die siebente und letzte datirt von 1891. Die kennzeichnende Eigenthümlichkeit besteht vor allem in der erreichten Absicht größter Vollständigkeit der Litteratursammlung und Litteraturverarbeitung, einer Vollständigkeit, welche sich nur erzielen ließ, indem der Verfasser von Ausgabe zu Ausgabe fast seine ganze schriftstellerische Thätigkeit auf die Einarbeitung der neueren Erscheinungen beschränkte. Denn nicht etwa um bloße Titel und oberflächliche Notizen handelte es sich ihm dabei; sondern darum, jede der zahllosen Schriften dieses weiten Gebietes auf ihre Bedeutung zu prüfen, mit einem scharf treffenden Worte der Anerkennung oder des Tadels in den Noten zu erwähnen und, falls dies nöthig erschien, mit ihren wesentlichen Ergebnissen in den Text aufzunehmen. Dies geschah mit einer Stetigkeit und Unparteilichkeit, welche weder durch geistreiche Argumente sich blenden ließ, noch auch andererseits selbst tief einschneidenden Neuerungen sich verschloß, sobald solche nur wohlbegründet erschienen, und mochten sie auch gegen Windscheid's eigene bisherige Meinung sich wenden. So übte dieser ein förmliches Schiedsrichteramt, seine Entscheidungen konnten ohne weiteres als die herrschende Meinung gelten, während seine Zusammenstellungen der Litteratur Jedem, der eine civilistische Frage zu bearbeiten vorhatte, das gesichtete Material mit orientirenden Zwischenbemerkungen boten.

Zusammengehalten werden aber alle diese Einzelheiten durch die schärfste Logik des Systems und die Klarheit der quellenmäßigen Begründung. Man kann nicht sagen, daß W. dieser oder jener Schule angehöre, Anhänger des Alten oder des Neuen sei, er handhabt lediglich mit möglichster Genauigkeit die Quelleninterpretation und sucht die Ergebnisse zu einem möglichst klar durchdachten System zu verbinden. Seine Definitionen sind fein abgewogen, um mit jedem Worte, den vielverschlungenen Windungen des positiven Rechts gemäß, das eine hineinzuziehen, das andere auszuschließen; seine Paragraphen sind sorgsam angelegte Gebäude, um in den Textsätzen die Rechtsconstructionen zu geben und um an die Textwörter die Notenbelege anzuschließen; sein ganzes System endlich ist die letzte Durchbildung des Pandektensystems, wie es seit etwa Anfang des Jahrhunderts üblich geworden, von ihm aber zur allseitigen Vollendung durchgeführt worden ist. So weiß er alle civilistischen Fragen in sein Werk hereinzuziehen und Jedem, der bei ihm nachschlägt, Antwort oder Anregung zu geben.

Dem entspricht der Erfolg. Das Windscheid'sche Lehrbuch ist maßgebend geworden für die Theorie des bisherigen gemeinen Rechts, ja es hat darüber hinaus die ganze deutsche bürgerliche Rechtswissenschaft beherrscht und selbst den ersten Entwurf zu einem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch so wesentlich beeinflußt, daß derselbe sich bisweilen liest wie jenes Lehrbuch, in die Gesetzessprache übersetzt: nicht etwa infolge von Windscheid's Mitwirkung bei der Commission, sondern infolge der Autorität seines Werkes, die sich überall geltend macht, auch da, wo des Verfassers persönliche Thätigkeit gar nicht in Frage kommt. Nun ist freilich jener erste Entwurf, ehe er zum Gesetze erhoben wurde, so umgearbeitet worden, daß dabei der Zusammenhang mit dem Windscheid'schen Lehrbuch etwas weniger augenfällig geworden ist; da aber der erste Entwurf doch nach wie vor dem fertigen Gesetz zu Grunde liegt, so ist auch jener Zusammenhang nur hin und wieder beseitigt, im ganzen noch, und zwar in überaus starkem Maße, vorhanden. Betrachtet man Windscheid's Pandektenhandbuch von diesem Gesichtspunkte aus, so erscheint die historische Rolle des Werks als eine einzig großartige. Es bildet gleichzeitig den Abschluß der ganzen bisherigen Wissenschaft von dem in

Deutschland gültigen Römischen Recht; und den Schlüssel zu dem von nun ab zur Geltung in Deutschland bestimmten bürgerlichen Recht; es wahrt die Continuität unserer Rechtsentwicklung und wird ferneren Geschlechtern Zeugniß ablegen von dem, was die deutsche Civilistik war und vermochte in diesem wichtigsten Wendepunkt ihrer ganzen Geschichte.

Ernst Landsberg, Artikel ‚Bernhard Windscheid' i. d. Zeitschrift „Die Nation", Nr. 6 des 10. Jahrganges, vom 5. Novbr. 1892, S. 84 fg. — Ernst Eck, Zur Feier des Gedächtnisses von B. Windscheid und R. v. Ihering, Vortrag, geh. am 17. Decbr. 1892, im Druck erschienen Berlin 1893. — Rudolf Leonhard, Ein Nachruf für Ihering und Windscheid, im Rechtsgeleerd Magazijn, Jahrgang 1893, S. 249 fg.; dort weitere Litteratur S. 250 (2) fg. — Ernst Landsberg, Aufsatz ‚Ihering und Windscheid' in der Beilage zur Münchener Allg. Zeitung v. 28. Nov. 1892, Nr. 278.

Ernst Landsberg.

Winer: Johann Georg Benedikt W., Theologe, ward geboren am 13. April 1789 zu Leipzig als einziges Kind des Bäckermeisters Joh. George Wiener (so!), verlor in frühester Jugend beide Eltern, bald auch die Tante, die sich des Verwaisten angenommen hatte, und hatte vielfach mit Noth zu kämpfen. 1801—1809 besuchte er mit Auszeichnung das Nicolaigymnasium zu Leipzig und begann 1809 das theologische Studium an der dortigen Universität. Neben Tittmann, J. G. Rosenmüller, Keil und Tzschirner hörte er besonders den Philologen Gottfried Hermann und den Orientalisten E. F. K. Rosenmüller d. J. Sie vor allem haben seine Eigenart bestimmt. An Uebernahme eines praktischen Kirchenamtes scheint er ernstlich nie gedacht zu haben. Zum Doctor der Philosophie promovirt, habilitirte er sich am 17. December 1817 auf dem philosophischen Katheder, nachdem er schon zuvor längst eine exegetische Gesellschaft geleitet hatte. 1819 wurde er Custos an der Universitätsbibliothek und Extraordinarius an der theologischen Facultät, von Halle und Rostock mit dem theologischen Doctorgrad geehrt. 1823 ging er als Berthold's Nachfolger nach Erlangen und heirathete hier Adeline Ritter, G. H. v. Schubert's Pflegetochter. Einen Ruf nach Jena an Gabler's Stelle 1826 lehnte er ab. Als k. bairischer Kirchenrath kehrte er 1832 in die Heimath zurück auf Tittmann's Katheder, dem er bis zuletzt, seit 1845 auch als Domherr des Hochstiftes Meißen, treu blieb; ein eifriger, wirkungsvoller Lehrer, von dem öffentlichen politischen wie kirchlichen Leben sich fernhaltend, in der Verwaltung der Universität (als Rector 1841/42) und Facultät rege Kräfte entfaltend, vor allem ein treuer väterlicher Freund seiner Schüler. Die letzten Lebensjahre drückte ihn ein nervöses Augenleiden, welches ihn vielfach an der Arbeit hinderte. Trotz eines Schlaganfalls las er noch im Winter 1857/58. Im Frühjahr wiederholte sich das Uebel und am 12. Mai 1858 starb er, 69 Jahre alt.

W. hat wol vom Katheder aus und innerhalb seiner exegetischen Societät noch mehr gewirkt als durch seine Schriften und eine große Zahl tüchtiger Theologen gebildet. Seine Schriften sind meist Abhandlungen und Programme geringen Umfangs, aber alle auf gründlichsten, bis ins Einzelne genauen Forschungen beruhend, ein Zeugniß riesigen Fleißes und großer Arbeitskraft. (Man findet sie aufgezählt in den unten genannten Monographien.) Am bekanntesten ist sein Name geworden und hat bleibende Bedeutung erlangt durch vier größere Werke, allen voran durch seine „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms als [einzig] sichere Grundlage der neutestamentlichen Exegese bearbeitet" (1822, 161 Seiten stark, in der 6. Auflage 1855, der letzten von Winer's Hand, auf 560 Seiten angewachsen, 1867 von Lünemann neu bearbeitet, jetzt von P. W. Schmiedel), sodann durch sein „Biblisches Realwörter-

buch" (1820, 2 Bde., 3. Aufl. 1847), das „Handbuch der theologischen Litteratur" (1821, 1 Bd., 3. Aufl. 1838 2 Bde.) und die „Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenpartheien" (1824, 2. Aufl. 1837, 3. Aufl. 1866 von Preuß schlecht, 4. Aufl. 1882 von Ewald gut besorgt). Wie W. in seinen Vorlesungen fast das ganze Gebiet der Theologie umspannte, so zeigt er sich auch in diesen seinen Schriften als einen theologisch allseitig gebildeten Gelehrten. Umfassendes Wissen und gründliche Studien zeichnen sein bibliographisches Handbuch aus, welches besonders durch die beigegebenen biographischen Notizen über die Verfasser die größten Dienste geleistet hat und wol immer noch für die ältere Litteratur unentbehrlich ist. Ein Systematiker, ein speculativer Kopf war W. nicht. Das zeigt ganz deutlich seine comparative Symbolik in Tabellenform. Ihm kam es auf genaue historische Darstellung des vorliegenden Thatbestandes an. Damit wollte er freilich „zur brüderlichen Eintracht mit andersdenkenden" und zugleich „zum innigen Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums" ermuntern, und sicherlich ist ihm beides gelungen. Die Symbolik ist fortgeschritten und hat sich höhere Ziele gesteckt, aber immer noch sind seine vortrefflich sachlich ausgewählten Belegstellen aus den symbolischen Schriften der verschiedenen „Kirchenpartheien" ein Hülfsmittel von nicht zu unterschätzendem Werthe. Der Schwerpunkt der Arbeiten Winer's aber lag in den biblischen Wissenschaften, in der Erklärung des Neuen Testamentes, vor allem nach der sprachlichen Seite. Zwar hat er auch die Realien nicht vernachlässigt und in dem Realwörterbuch eine für die damalige Zeit hervorragende Zusammenfassung der biblisch-archäologischen Kenntnisse in alphabetischer Anordnung geboten. Aber in erster Linie wird sein Name doch stets mit der sprachlichen Erforschung des Neuen Testamentes verbunden bleiben. Hier hat er nicht nur für Deutschland, sondern auch für die anderen europäischen Länder und vornehmlich Nordamerika, wo immer man wissenschaftliche Exegese des Neuen Testamentes treibt, eine neue Periode begründet. Vor W. hatte die philologia sacra sich fast nur der lexikalischen Erscheinungen angenommen. Man operirte mit Hebraismen, ohne deren Wesen je genau bestimmt zu haben, und hielt so der exegetischen Willkür Thür und Thor offen. W. hatte von seinem Landsmanne G. Hermann gelernt, die Sprache als ein lebensvolles, gesetzmäßig geregeltes, organisches Ganze zu betrachten, in dem der Gedanke seine bestimmte, nicht beliebig zu vertauschende Form empfangen habe. Diese Erkenntniß wandte er auf die Schriften des Neuen Testamentes an, und wie er als Knabe schon sich selbst eine griechische Grammatik geschrieben hatte, so brachte der gereifte Mann, mit aller damaligen philologischen Gelehrsamkeit ausgerüstet, den von den ersten Christen gesprochenen und geschriebenen griechischen Dialekt nach seinen von der classischen Graecität abweichenden Eigenthümlichkeiten zur Darstellung. W. hat dadurch nicht nur die „einzig sichere Grundlage der neutestamentlichen Exegese" geschaffen, die durch ihn von einer großen Anzahl von tastenden Erklärungsversuchen befreit wurde, sondern er hat auch für das Verständniß der späteren griechischen Sprache, aus der er in jeder neuen Auflage reichlichere Belege beibrachte, Großes geleistet. Daß er im Stande war, Hebraismen und Aramaismen zu würdigen, zeigen seine zahlreichen Bemühungen um diese semitischen Sprachen, vor allem seine „Grammatik des biblischen und targumischen Chaldäismus" (1824, 2. Aufl. 1842); aber er hat uns gelehrt keine Anomalien zu finden, wo man mit einer naturgemäßen Entwicklung der griechischen Sprache selber auskommen kann. Die Philologie wie die Erforschung des Neuen Testamentes haben seitdem ihre großen Fortschritte gemacht; eine ungeahnte Fülle neuer Documente für die Verkehrssprache des griechischen Volkes ist ans Tageslicht gezogen worden. Es ist uns daher möglich vieles schärfer zu bestimmen;

das Problem z. B., ob das Griechisch des Neuen Testamentes aus der griechischen Uebersetzung des Alten herzuleiten sei oder als selbständiger Zweig der griechischen Volkssprache zu gelten habe, ist erst jetzt acut geworden: W. selbst hat sich an seinen Resultaten nie genügen lassen, und für den Kundigen kann es kein Zweifel sein, wie er sich heute zu den Fragen der Neutestamentlichen Sprachwissenschaft stellen würde. Jedenfalls bleibt es sein Verdienst, daß die Theologen überhaupt gelernt haben, nach Gesetzmäßigkeit und Vernunft in diesen Dingen zu fragen. Mit Recht trägt die völlig neue Bearbeitung der Neutestamentlichen Grammatik aus der Feder P. W. Schmiedel's, welche den Ertrag der gesammten neueren philologischen Arbeit für das Neue Testament verarbeitet, den Namen des ersten Verfassers noch an der Spitze (8. Aufl. 1894, bis jetzt leider noch unvollendet). Daß W. nicht dazu gekommen ist, seine reichen Vorarbeiten zu einem Lexicon des Neuen Testamentes (vgl. Beitrag zur Verbesserung der Neutestamentlichen Lexicographie, 1823) abzuschließen, mag man bedauern, wennschon hier W. Grimm's treffliche Clavis diese Lücke gewiß nach Winer's Sinn ausgefüllt hat. Wie sich auf Grund solcher grammatischen Anschauungen die Exegese gestaltet, das hat W. außer in einzelnen Specialuntersuchungen an dem Galaterbriefe des Paulus (1821, 4. Aufl. 1859) gezeigt: ein mit Hülfe der Grammatik zu gewinnendes historisches Verständniß gilt es zu erstreben. Von der gerade damals wieder aufkommenden sog. dogmatischen Exegese will er nichts wissen: „auch mag man sich . . . wohl hüten, daß unsere Commentare sich nicht in Homilien verwandeln, oder in Catenen aus Kirchenvätern und Reformatoren" (Grammatische Excurse, 1828, S. VII fg.). Man hat seine Art darum wol rationalistisch im tadelnden Sinne genannt. Der Dank seiner Schüler bezeugt es anders. „W. ist ein Theologe gewesen, dessen Verdienste um den Protestantismus und die biblische Wissenschaft bleibend sind".

G. Lechler, Art. Winer in Realencyclopädie f. protestant. Theologie u. Kirche. 1. Aufl. XVIII, 186—190, 2. Aufl. XVII, 207—211. — Woldemar Schmidt, Zum Gedächtniß D. Georg Benedikt Winer's in den Beiträgen zur sächsischen Kirchengeschichte, Bd. III, 1885, S. 25—38.

v. Dobschütz.

Wingartner: Hans W. (später meist Wingaard, Vingaard, lat. Vinitoris), ein deutscher Buchdrucker in Dänemark, der als solcher der dortigen Reformation wesentliche Dienste geleistet hat. Er stammte, wie aus manchen Schlußschriften seiner Drucke ersichtlich ist, aus Stuttgart und ist wohl eine und dieselbe Person mit dem Joannes weyngart de stokardia, der 1502 in die Wittenberger Matrikel eingetragen wurde. Nach Wittenberg war er aber jedenfalls nicht als Buchdrucker gekommen (obwol auch die Drucker immatriculirt wurden); denn es gab damals noch keine Presse daselbst. Der Eintrag bedeutet vielmehr auch bei ihm die Aufnahme als Student. Erst später also muß er dem Buchdruck sich zugewandt haben, wann und wo, ist unbekannt. Wahrscheinlich aber ging er eben von Wittenberg aus als Drucker nach dem Norden und zwar wohl dorthin berufen durch den Reformator Dänemarks Hans Tausen, der einst zu Luther's Füßen gesessen hatte und nun in Viborg (Jütland) die reformatorische Lehre verkündigte. Hier in Viborg, das bis dahin noch keine Presse in seinen Mauern gesehen hatte, war es, wo W. zuerst als Drucker auftrat 1528, und sein frühester dortiger Druck war die erste reformatorische Schrift Tausen's. Als letzterer zur weiteren Verbreitung seiner Lehre 1529 nach Kopenhagen ging, folgte ihm W. bald auch dorthin, 1531 oder 1532, und zwar zu bleibender Niederlassung. In beiden Städten druckte er ganz vorzugsweise Bücher, welche die neue Lehre vertraten, Uebersetzungen von Schriften Luther's, Bugenhagen's u. A., dann Flugschriften der dänischen Prädicanten selbst, Katechismen, Kirchen-

ordnungen u. drgl. Wie wichtig seine Presse für diese Bewegung war, mag schon daraus erhellen, daß er zwar nicht der erste, aber damals der einzige Drucker in Kopenhagen und von 1546—1550 der einzige in ganz Dänemark war; und wenn auch auswärtige Druckereien für die Vervielfältigung der evangelischen Schriften herangezogen wurden, wie solche in Malmö, Rostock, Wittenberg, Magdeburg, Leipzig, Hamburg, so kommt der wesentlichste Antheil daran doch W. zu. Die dänische Bibelübersetzung ward freilich nicht von ihm gedruckt, sondern von dem zu diesem Zwecke im J. 1550 nach Kopenhagen berufenen Ludwig Dietz von Rostock. Wingartner's Presse war dafür wol zu klein. Im ganzen kennt man von unserem Drucker bis zum Jahr 1550 52 Drucke; die spätern, bis 1559, mit welchem Jahr sein Name verschwindet, sind noch nicht zusammengestellt. Ihre Ausstattung ist meist dürftig; auch sein Druckerzeichen ist recht einfach: ein Schild mit den Buchstaben H W, zu beiden Seiten Engelköpfe oder auch Engel, die den Schild halten. Nach seinem Tod wurde die Druckerei, wie es scheint, von einem Sohn fortgeführt; wenigstens ist uns ums Jahr 1570, aber auch noch gegen Ende des Jahrhunderts ein Matthias Vinitor als Drucker und Verleger in Kopenhagen begegnet.

Vgl. Aarsberetninger og Meddelelser fra det store k. Bibliothek udg. af Chr. Bruun, 2. Bind, Kjøbenhavn 1875, S. 396—398. — (K. Steiff.) Ein Stuttgarter im Dienst der Reformation in Dänemark, in: Schwäb. Merkur 1893, 2. Abth. Schwäb. Chronik S. 263. K. Steiff.

Wingen: Joost van W. oder Winghe, Maler, wurde im J. 1544 oder wahrscheinlicher 1542 in Brüssel geboren. Wer sein erster Lehrer war, ist nicht bekannt. Später ging er zu seiner Ausbildung nach Italien und war vier Jahre lang in Rom bei einem Cardinal thätig. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er Hofmaler des Herzogs Alexander Farnese von Parma in Brüssel. Seit dem Jahre 1584 oder später lebte er in Frankfurt am Main, wo er reiche Beschäftigung fand. Er starb daselbst im J. 1603. W. gehört zu den italienisirenden Niederländern der gewöhnlichen Art, ist aber nicht schlechter wie die übrigen, ja er verräth wenigstens in seinen früheren Bildern eine gewisse Eigenart, z. B. in dem der Düsseldorfer Akademiesammlung gehörigen Gemälde: „Simson und Delila". Mit Vorliebe behandelte er allegorische Gegenstände und malte Porträts. Ein solches, eine Dame aus dem Frankfurter Patriciergeschlecht der von Stalburg darstellend, bewahrt die Sammlung des Städel'schen Instituts zu Frankfurt a. M. Die kaiserl. Gemäldesammlung in Wien besitzt zwei denselben Gegenstand behandelnde Bilder des Künstlers: Apelles, der die Geliebte Alexander's des Großen, die schöne Campaspe, als schaumgeborene Venus malt. Im Reichsmuseum zu Amsterdam befindet sich die Darstellung eines „Nachtmahls mit Maskerade", in Gotha „Loth und seine Töchter" und in Pest „die Anbetung der Magier". Sadeler, Hondius, Goltzius und Andere haben Bilder Wingen's durch den Stich vervielfältigt. Jost van W. hatte einen Sohn Namens Jeremias, der im J. 1587 in Frankfurt a. M. geboren wurde und gleichfalls Maler war. Er erlernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei seinem Vater und begab sich dann nach Amsterdam, um Schüler von Franz Badens zu werden. Hierauf trat er die übliche Kunstreise nach Italien an, wo er fleißig arbeitete. Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt a. M. vermählte er sich mit einem reichen Mädchen und vernachlässigte im Wohlleben seine Kunst, bis ihn die Noth zwang, wieder zum Pinsel zurückzukehren. Er starb in Frankfurt im J. 1658.

Vgl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1862. S. 81, 82. — Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß von Ed. v. Engerth. Wien

1884. II, 555, 556. — C. van Mander, Le livre des peintres. Traduction par H. Hymans. Paris 1885. II, 87—91. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 84. H. A. Lier.

Winger: Eduard W., Schauspieler, wurde am 19. April 1812 zu Berlin geboren. Er sollte ursprünglich Buchbinder werden, wußte es aber durchzusetzen, daß er seiner Neigung für die Bühne folgen konnte. Am 7. Februar 1831 betrat er in Neubrandenburg a. H. zum ersten Mal die Bretter, die die Welt bedeuten. Im J. 1834 kam er an das Hoftheater in Strelitz und dann über die Theater von Lübeck und Rostock im J. 1838 an das Leipziger Stadttheater, das damals unter der Direction Ringelhardt's stand. Von dort aus wurde er im J. 1843 an das königliche Hoftheater nach Dresden berufen. Er spielte hier zunächst neben Emil Devrient jüngere Helden- und Liebhaberrollen, entwickelte aber erst die volle Kraft seines reichen Talentes, als er zu dem Fach der Heldenväter, der gemüthlichen und polternden Alten überging. Es geschah dies zum ersten Mal in der ersten Aufführung von Gutzkow's „Zopf und Schwert", am 1. Januar 1844, in der W. die Rolle König Friedrich Wilhelm's I. mit außerordentlichem Beifall spielte. Seitdem galten Rollen wie Paul Werner, Götz, Verrina, Lindenwirth, Musikus Miller, Gottsched, Erbförster, Oberjäger (in Iffland's Jägern), Odoardo, Nathan für seine besten Leistungen. W. zählte zu den Anhängern der idealistischen Richtung, ließ sich aber trotz seines wohlklingenden, biegsamen Organs nicht leicht zu Ausschreitungen inbezug auf das Declamatorische verführen, sondern verstand es, „vorzugsweise gewisse Seiten des deutschen Wesens zu ebenso vollendetem, wie anheimelnden Ausdruck zu bringen". Als Eduard Devrient sich zurückzog, übernahm W. das Amt eines Regisseurs für das Schauspiel, das er vom 1. Februar 1852 bis zum 31. December 1857 bekleidete. Nachdem er sich am 22. Mai 1874 nach einunddreißigjähriger Thätigkeit von der Dresdner Hofbühne verabschiedet hatte, war ihm noch eine längere Zeit der Ruhe beschieden. Er starb in Dresden am 13. September 1886.

Vgl. Illustrirte Zeitung, Leipzig 1870. LIV, 102. — R. Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden. Dresden 1878. S. 511, 512. — Tagebuch der königl. sächsischen Hoftheater vom Jahre 1886. Dresden 1887. LXX, 130, 131. H. A. Lier.

Winithar, amalischer Ostgotenkönig, ca. 380 n. Chr. Nach dem nur zum Theil sagenhaften Stammbaum der Amaler bei Jordanis war W. der Sohn des Valaravans, des Sohnes des Vultuulf (nach Müllenhoff Vulthu-vulf), Vultuulf aber ein Bruder des in Sage und Geschichte berühmten Ostgotenkönigs Ermanarich (s. diesen). W. war also Ermanarich's Großneffe. Nach Ermanarich's Untergang und der Unterwerfung aller ostgotischer Gaue unter die Oberherrschaft der Hunnen, behielt gleichwol W. die Abzeichen der Königschaft über die unter diesem Zweige der Amaler stehenden gotischen Gaue, selbstverständlich in Unterordnung unter den Hunnenchan. Allein W. ertrug dieses Joch nur widerstrebend, und das Heldenthum seines Großvaters Vultuulf nachahmend (von dessen „Thaten" wir aber nichts wissen), obwol nicht mit dem („früheren": müssen wir einschalten) Glück des Erfolges wie Ermanarich, trachtete er, sich der Abhängigkeit allmählich zu entziehen: um die eigne Kraft glänzend zu zeigen, fiel er in das Gebiet der slavischen Anten ein, ward bei dem ersten Zusammenstoß zwar geschlagen, siegte aber in dem zweiten, nahm den slavischen König Boz (= serbisch Božo? so Müllenhoff) mit seinem Söhnen und siebzig Vornehmen gefangen und hing sie als „ein Beispiel des Schreckens" an Galgen, „auf daß die Leichen der so Schwebenden den abhängigen Völkerschaften Furcht einflößten": d. h. wol den früher diesen gotischen Gauen unterworfenen Nachbarn, die sich nach dem Untergang des großen Reiches Ermanarich's unabhängig gemacht haben

mochten. Jedoch der Hunnenchan Balamber war nicht gewillt, solches Erstarken seines Untergebenen zu dulden. Kaum hatte W. ein Jahr in solcher Freiheit geherrscht, als der Chan den Nachfolger Ermanarich's aufbot, ihm gegen den eigenen amalischen Gesippen Heerfolge zu leisten. Dieser Nachfolger (Gesimund oder Hunnimund, s. unten), der, „des Eides gedenk und der Treue", mit einem mächtigen Theil der Ostgoten (es waren die viel zahlreicheren Gaue, die unmittelbar unter Ermanarich gestanden) der Herrschaft der Hunnen unterthan war, erneute den Bündnißvertrag mit Balamber und zog mit diesem gegen W. Die gotische Heldensage hat nun offenbar ausführlich und ausschmückend erzählt, was nur dürftig in des Cassiodor-Jordanis Worten wiedergegeben ist, aber immerhin sich deutlich als theilweise Heldensage verrieth. „Lange währt der Kampf: in der ersten und zweiten Schlacht siegt W. und Niemand kann schildern, welches Blutbad er in dem Heer der Hunnen anrichtete, aber in der dritten Schlacht am Fluß Erac (Erax, Phasis?), da beide (d. h. Balamber und Hunnimund) gegen W. anrückten (in den ersten beiden Schlachten fehlte also Hunnimund noch), beschlich der Chan heimlich (subreptionis auxilio) W. und tödtete ihn durch einen Pfeilschuß in den Kopf": worauf — so muß man annehmen — jeder Widerstand erlosch: denn: „der Chan nahm des Gefallenen Nichte Wadamarka zur Ehe und besaß nun das gesammte Gotenvolk, ihm in Frieden untergeben, jedoch so, daß über die Goten stets ein eigner (Klein-, Unter-)König (regulus) herrschte, freilich unter Genehmigung der Hunnen". Der nächste dieser Unterkönige war eben jener Hunnimund, den Jordanis hier den Sohn Ermanarich's nennt, während er weiter oben den aufgebotenen Mitkämpfer gegen W. Gesimund, einen Sohn eben dieses großen Hunnimund nannte. Uebrigens hinterließ W. einen Sohn Wandalar (Vandlaharjis), der der Vater Theodemers (s. diesen) und Großvater Theoderichs des Großen ward.

Der Stammbaum der Amaler in dem XIV. Capitel des Jordanis steht nun aber in schwer lösbarem Widerspruch mit seinem XLVIII. Capitel und dieses letztere selbst bietet bezüglich der Nachfolger Ermanarich's Schwierigkeiten. Schon im J. 1862 habe ich im II. Band der Könige jenen Stammbaum dadurch berichtigt, daß ich nach der Münchener Handschrift zwischen W. und Theodemer Wandalar eingeschoben habe, was nun auch in der Ausgabe der Monumenta wiederholt ist. Nur ist in meinem Stammbaum dort (Anhang I) der Name Sigismund jetzt durch die richtige Lesart Gesimund und S. 61 der Name Ataulf durch Vultuulf zu ersetzen. Müllenhoff in den Anmerkungen zu der Ausgabe der Monumenta (c. p. 144) will nun als Sohn Ermanarich's jenen Gesimund einschieben und als Gesimund's Sohn Hunnimund. Allein es ist wenig wahrscheinlich, daß der „große Sohn" des „großen Ermanarich" Cassiodor-Jordanis nicht bekannt gewesen: zwei Mal (XIV und XLVIII) übereinstimmend nennen sie ihn Hunnimund. Die Schwierigkeit in C. XLIII löst sich aber leicht, da man den Relativsatz (qui subjacebat) auf den Vater Hunnimund, nicht auf den Sohn Gesimund beziehen muß. Balamber ruft Gesimund zu Hülfe, den Sohn seines getreuen Unterkönigs Hunnimund: dieser Hunnimund, Ermanarich's Sohn und Nachfolger, beherrscht die meisten Goten und führt später Balamber und Gesimund sein Heer zur Hülfe: damit stimmt, daß in den beiden ersten Schlachten von Hunnimund's Goten keine Rede ist: erst in der dritten kämpft auch Hunnimund. Richtig ist nun allerdings, daß in dem Stammbaum C. XIV Hunnimund nur ein Sohn, Thorismund, gegeben, Gesimund nicht genannt wird. Allein der Stammbaum wollte gar nicht alle amalischen Prinzen anführen und konnte Gesimund um so eher übergehen, als er nie König ward. Und wenn Müllenhoff darauf Gewicht legt, daß Jord. c. XLVIII Wandalar und Thorismund Vettern nennt, was sie nicht sind, wenn Gesimund nicht zwischen Ermanarich und Hunni-

mund steht, so ist zu erwidern daß an derselben Stelle ebenso unrichtig Wandalar der Neffe Ermanarich's genannt wird, während doch Walaravans Ermanarich's Neffe, Wandalar aber erst sein Urgroßneffe war: Jordanis hat offenbar diese Verwandtschaftsbezeichnungen höchst ungenau gebraucht.

Erwünschtes Licht wirft nun aber auf diese Verhältnisse eine bisher (auch von Müllenhoff) übersehene Stelle desselben Cassiodor, aus dem Jordanis beide Capitel geschöpft hat. Cassiodor berichtet Variarum VIII 9. ed. Mommsen 1894 p. 184, eine in der gotischen Heldensage gefeierte That edler Treue von — Gesimund. (Die Schreibung Gensimund statt Gesimund [gotisch Gaisamunþs] wird durch E. Schröder, Cassiodor p. 494 überzeugend erklärt.) Obwol kein Amaler von Abstammung, nur durch Waffenleihe, also als Waffensohn, in die Sippe der Amaler aufgenommen, hat er doch den Amalern solche Treue bewahrt, daß er, da ihm selbst dies erledigte Königthum angetragen ward, es ausschlug und es für die Knaben (parvulis) der Amaler wahrte. Diese Knaben sind offenbar Walamer, Theodemer und Widemer (s. diese), die Söhne Wandalar's, die Enkel Winithar's: nur auf diese Zeit und diese drei parvuli paßt nach allem, was wir von gotischer Geschichte wissen, diese „auf dem ganzen Erdkreis zu singende, in dem Ruhm der gotischen Treue gefeierte That, die da verherrlicht werden wird, so lang der Goten Name lebt". Dieser Gesimund, der ca. 420 die Waisen Wandalar's schützt, kann recht wohl derselbe Gesimund gewesen sein der ca. 400 gegen Winithar focht. Und nun erklärt sich auch vollkommen, weshalb er in dem Stammbaum der Amaler — C. XIV — fehlt: weil er eben nicht von Geburt ein Amaler war — dagegen C. XLVIII doch ein Sohn Hunnimund's genannt werden mag: er war eben von Hunnimund durch Waffenleihe zum (Waffen-)Sohn angenommen.

Quellen und Litteratur s. bei Dahn, die Könige der Germanen II. 1862. S. 60 f. Dazu aber nunmehr die Ausgaben von Jordanis und von Cassiodor in den Monumenta 1882 und 1894 und dazu die Anmerkungen von Müllenhoff und Eduard Schröder. — Martens, Jordanis' Gotengeschichte (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, Lieferung 72, 1884) S. 80 übersetzt thatsächlich richtig, aber gegen den Wortlaut „fratruelis" mit „Urgroßneffe".

Dahn.

Winkel: Therese Emilie Henriette aus dem W., Malerin, wurde am 20. December 1784 zu Weißenfels als einzige Tochter eines kursächsischen Officiers geboren. Sie widmete sich der Musik und der Malerei und wurde eine Virtuosin auf der Harfe und erwarb sich als Copistin einen großen Ruf. Zu diesem Zweck lebte sie eine Zeit lang in Dresden und arbeitete fleißig in der Galerie. Im J. 1806 begab sie sich mit ihrer Mutter nach Paris, um sich bei den berühmten Harfenisten Nadermann und Marin im Spiel auf der Pedalharfe unterrichten zu lassen. Außerdem lockten sie die vielen damals in Paris aufgespeicherten italienischen Kunstschätze. Während ihres Pariser Aufenthaltes trat sie David nahe und wurde von ihm in ihren künstlerischen Arbeiten unterstützt. Sie malte damals ein Bildniß Napoleon's nach Lefèvre und machte es ihrem Gönner und Freund, dem Herzog August Emil Leopold von Gotha und Altenburg, mit dem sie einige Jahre hindurch einen höchst romantischen Briefwechsel unterhielt, zum Geschenk. Vermögensverluste der Mutter bestimmten sie im Herbste des Jahres 1807 nach Dresden zurückzukehren. Schon auf der Rückreise nach Deutschland veranstaltete sie Harfenconcerte und fing nun an, dies öfters zu thun, um sich auf diese Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen. So kam sie z. B. zu Anfang des Jahres 1809 nach Weimar, wo Goethe sie bei sich sah, sie in einem Concert bei Frau Schopenhauer hörte und ihre Gemälde besah. In Dresden bewohnte sie ein einstöckiges Häuschen in dem an der Elbe

gelegenen „italienischen Dörfchen" und stand in regem Verkehr mit dem Maler von Kügelgen. Ihre Hauptbeschäftigung bestand im Copiren von italienischen Gemälden der Galerie. Für den Fürsten Jablonsky in Ostrock malte sie Copien für einen ganzen Saal und für die Kirche von Brockwitz bei Meißen lieferte sie eine Copie nach einem Giovanni Bellini zugeschriebenen Bilde, das den Heiland als Lehrer darstellt. Als ihr später die Galeriedirection Schwierigkeiten beim Copiren bereitete, versuchte sie ihr Glück mit dem Copiren moderner Bilder. Da sich jedoch derartige Arbeiten schlecht verkauften, so fing sie an ihre eignen Copien wieder zu copiren. Ein großer Theil davon wurde von ihr der Kunstschule zu Weimar vermacht, in deren Vorhalle sie hängen. Im vorgerückten Alter hatte sie das Unglück, ihr mühsam erworbenes Vermögen durch den Bankerott ihrer Banquiers zu verlieren. Indessen half ihr die allgemeine Theilnahme und die Unterstützung des Herrn von Quandt, der sogleich eine ihrer Copien ankaufte, über ihre Verlegenheit hinweg. Sie starb zu Dresden in hohem Alter am 7. März 1867. — Therese aus dem W. ist auch als Schriftstellerin aufgetreten. Unter dem Pseudonym Comala lieferte sie Beiträge für Kind's „Harfe" und für dessen „Hesperiden" schrieb sie unter dem Namen Theorosa. Ihre weiteren schriftstellerischen Arbeiten verzeichnet Schindel.

Vgl. C. W. O. A. von Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1825. II, 431—335. — G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexicon, München 1851. XXI, 531. — L. Seidler, Erinnerungen. Zusammengestellt von H. Uhde. 2. Aufl. Berlin 1875. S. 67—69. — Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin (Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg und Fräulein aus dem Winkel). Herausgeg. von Wolf von Metzsch-Schilbach. Berlin 1893. — Ad. Stern, Beiträge zur Literaturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig 1893. S. 177 ff. — L. Geiger, Dichter und Frauen. Berlin 1896. S. 179—194. H. A. Lier.

Winkelhofer: Sebastian W., katholischer Theologe, geboren zu Munzing im Bisthum Passau am 18. Januar 1743, † in München am 18. November 1806. Den Schulunterricht empfing er im Kloster Aldersbach, später im Gymnasium zu Landshut. Am 31. October 1759 trat er zu Landsberg in das Noviciat der Jesuiten ein. Nach zwei Jahren wurde er zum Studium der Philosophie, sowie der griechischen und hebräischen Sprache nach Ingolstadt gesandt. Nach Vollendung dieses dreijährigen Studiums wurde er zwei Jahre in Dillingen, ein Jahr in Ellwangen und ein Jahr in München als Gymnasiallehrer verwendet. 1768 kam er zum zweiten Mal an die Universität Ingolstadt, um während vier Jahren Theologie zu studiren. Mit Eifer betrieb er hier besonders das Studium des Hebräischen, überhaupt das Bibelstudium, auch das Studium der griechischen Väter. 1772 empfing er die Priesterweihe. 1773 übernahm er nach der Aufhebung des Ordens das Amt eines Präses und Exhortators bei der bürgerlichen Congregation S. Mariae de victoria in Ingolstadt. In dieser Zeit beginnt das innige Freundschaftsverhältniß Winkelhofer's mit dem damals in Ingolstadt studirenden Johann Michael Sailer, das bis zu Winkelhofer's Tode dauerte. Nachdem W. zunächst aushülfsweise auch gepredigt hatte, wurde er im J. 1775 ordentlicher Prediger an der untern Stadtpfarrkirche zu St. Moriz in Ingolstadt. Damit war er in das seiner eigenthümlichen Begabung angemessene Arbeitsfeld eingetreten, auf dem er fortan ununterbrochen bis an seinen Tod so erfolgreich und segensreich wirken sollte. Einen während der Jahre seiner Wirksamkeit in Ingolstadt an ihn ergangenen Ruf als Domprediger nach Augsburg lehnte er ab. Dagegen siedelte er mit dem Anfang des Jahres 1789 nach Neuburg an der Donau über, wo er am 18. Januar in der Hofkirche seine erste

Predigt hielt. Hier wirkte er bis Anfang 1794, da er als Prediger an die St. Michaels-Hofkirche nach München berufen wurde. An allen drei Orten seiner Wirksamkeit hatte er das Hauptgewicht in seinem Predigtamte darauf gelegt, die Geschichte Jesu Christi in fortlaufenden Predigten zu behandeln. Wie Sailer berichtet, hatte er in Ingolstadt über dieselbe 282, in Neuburg 124 Predigten gehalten; in München aber trug er sie in 494 Predigten vor, bis er im J. 1803 am ersten Sonntag nach Ostern, den 8. April, damit zu Ende kam. Am 22. Mai 1803 begann er die Geschichte und Briefe der Apostel in gleicher Weise fortlaufend homiletisch zu behandeln, bis mit der 107. Predigt dieses Cyclus, die er am 2. November 1806 hielt, sein irdisches Tagewerk unerwartet zu Ende war. Wenige Tage darauf, am 8. November, wurde er am Altare krank, während er die Messe las, und diese letzte Krankheit führte rasch sein Ende herbei. Die Erinnerungsschrift Sailer's über W. ist das schönste Denkmal ihrer Freundschaft und ehrt beide gleich sehr. Als die Grundzüge von Winkelhofer's Charakter schildert Sailer die „Lauterkeit, Stille, Einfalt, Liebe, Zuversicht, Milde, Demuth“. Sein Gemüth hatte „den schönen Charakter der lauteren Liebe, das heißt, den Charakter, daß es war — offen zum Lernen, stille zum Prüfen, kindlich zum Glauben, rein zum Hoffen, treu zum Lieben, liebend zum Geben, freudig zum Erfreuen, tapfer zum Handeln, muthig zum Dulden, groß zum Entbehren, selig in Ergebung“. Wie er als Mensch war, und in welcher Weise jedes bedrängte und bedrückte Gemüth bei ihm Trost und Aufrichtung fand, das hat Sailer geschildert, besonders wie er es selbst erfuhr, als er nach seiner ungerechten Entlassung in Dillingen am 6. November 1794 in München bei W. eintraf. Sein Leben stand in vollkommener Harmonie mit seinem Beruf; und wie sehr er mit dem letzteren verwachsen war, sagt Sailer mit den Worten: „Sein ganzes Leben war entweder Predigt, oder Stimmung dazu, entweder Verkündung des göttlichen Wortes, oder Vorbereitung dazu“. Wie gewissenhaft er es nicht nur mit der inhaltlichen Vorbereitung seiner Predigt nahm, sondern wie er auch die deutsche Sprache „mit einem philosophischen Auge“ studirte, um sich immer mehr einen klaren und natürlichen Ausdruck zu eigen zu machen, schildert ebenfalls Sailer, der langjährige vertrauteste Genosse seines Lebens und seiner Studien. „Der Eine ewige Text seiner Predigten“ sagt Sailer, „war und blieb Christus“. Der Charakter seiner Predigtweise, wie ihn derselbe Sailer in seiner Denkschrift am schönsten darstellt und durch Beispiele belegt, war einfach, klar und wahr, ohne Ziererei und Künstelei, nicht aus dem nüchternen Verstande, sondern aus dem warmen, gläubigen Herzen kommend: „Sein Herz predigte, durch den Verstand, im Worte.“ Litterarischen Moden und Zeitströmungen machte er keine Zugeständnisse; mitten unter der Herrschaft der seichten rationalistischen Aufklärung machte er seine Kanzel weder zum Tummelplatz für die Meinungen der herrschenden Philosophie, noch für religiöse Neuerungsgelüste, sondern trug unverändert und unbeirrt die alte Wahrheit des Evangeliums vor. Seinem Wirken fehlte es auch nicht an Segen und Erfolg. Er predigte immer vor einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft. Der Tod des einfachen Priesters rief in München eine allgemeine Theilnahme hervor bei Vornehmen und Geringen, die in ihm ihren geistigen Wohlthäter verehrten. Seine Stelle hat W., obwol nicht als Gelehrter in der Litteratur glänzend, neben Sailer unter den ehrwürdigen Männern, die auch in der Periode des Rationalismus in der katholischen Kirche Deutschlands ein lebendiges und warmes katholisches Christenthum wach erhalten haben. — Aus Winkelhofer's Nachlaß gab Sailer mehrere Bände von dessen Predigten heraus, zuerst die „Reden über die Bergpredigt unsers Herrn Jesu Christi“ (München 1809, 2. Aufl. 1812). Es

folgten mehrere Sammlungen „Vermischte Predigten“, zusammen sieben Bände, die zum Theil auch specielle Titel haben („Predigten über die Apostelgeschichte“; „Predigten auf die Feste der seligsten Jungfrau Maria und der übrigen Heiligen“; u. a., München 1814—1836), die ersten Bände ebenfalls von Sailer, die folgenden von Riederer herausgegeben. Anderes erschien noch außerhalb dieser Sammlung: „Zusammenhängende Predigten über die christliche Gerechtigkeit“, 6 Bände (München 1833—1842). „Zusammenhängende Predigten über das ganze apostolische Glaubensbekenntniß“, 3 Bände (Regensburg 1839—1841). „Anleitung zum himmlischen Vaterlande“, herausgeg. von Hauber (4. Aufl. München 1830). „Fest- und Gelegenheitspredigten“ (Augsburg 1846).

J. M. Sailer, Winkelhofer, der Mensch und der Prediger. Ein Andenken für seine Freunde, München 1808; 2. Aufl. 1809; in Sailer's Werken Bd. 21, S. 183—314. — Clem. A. Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrh., Bd. II, 2 (1825), S. 232—234. — Christoph v. Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. II (1853), S. 63—67. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, VI. série (1861), p. 794 s. — Nachbildung von Winkelhofer's Silhouette vor der Einzelausgabe der Schrift Sailer's. Lauchert.

Winkelmann: Adolf W., Stenograph, geboren 1833, † in Berlin am 17. März 1856, tüchtiger Kenner und eifriger Förderer der Stolze'schen Kurzschrift, amtlicher Stenograph der preußischen zweiten Kammer und zuletzt des Herrenhauses. Er gründete 1854 innerhalb des „Stenographischen Vereins zu Berlin“, der ihm trotz seiner Jugend das Amt des Schriftführers übertragen hatte, das „Kränzchen für Wett- und Prämienschreiben“. Dieses Kränzchen besteht noch heute und hat für die Ausbildung von gewandten stenographischen Praktikern in Berlin Anerkennenswerthes geleistet. Das Andenken an den Gründer wird lebendig erhalten durch das „Winkelmann-Album“, worein jedesmal der Name des Siegers im jährlichen Wettschreiben eingetragen wird und das der Sieger ein Jahr lang behält, um es nach dem nächsten Wettschreiben in die Hände des neuen Siegers weiter zu geben.

A. Winkelmann, Stenographische Wett- und Prämienschreiben, im Archiv für Stenographie 1854, Nr. 69—72. — Nekrolog, ebenda 1856, Nr. 89. — A. Dreinhöfer, Geschichte des Stenographischen Vereins zu Berlin I, 53 u. 63. Mitzschke.

Winkelmann: August Stephan W., physiologischer Schriftsteller († 1806), wurde am 28. Januar 1780 zu Braunschweig als der Sohn des Kaufmanns Dietrich Wilhelm W. geboren; seine Mutter Marianne Luise war die Schwester des Dichters Joh. Anton Leisewitz. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt und seit 1797 das Collegium Carolinum daselbst. Dann bezog er die Universität Jena, wo er am 6. Mai 1799 immatriculirt wurde. Im Mai 1801 siedelte er nach Göttingen über, wo er zum Magister der Philosophie und am 1. April 1803 zum Doctor der Medicin promovirte und Privatdocent der medicinischen Facultät wurde; er las über Physiologie und Anthropologie. Nach dem Tode des Professors Roose, der in Braunschweig am Theatrum anatomico-chirurgicum und am Collegium Carolinum eine Lehrstelle versah († am 21. März 1803), meldete sich W. zu seinem Nachfolger. Unterm 18. Mai 1803 wurde er in die Zahl der Aerzte des Herzogthums aufgenommen, und unterm 27. Juli 1803 wurde er zum Professor an dem Theatrum anatomico-chirurgicum ernannt; er las hier über Physiologie, Pathologie, gerichtliche Arznei, medicinische Polizei (diese nach seinem Grundrisse der öffentlichen Gesundheitspflege) und nach des Professors Horn Abgange auch über Arzneimittel. Außerdem übernahm er von demselben Zeitpunkte an am Collegium Carolinum das Lehrfach der Anthro-

pologie. Daneben entfaltete er auch eine eifrige schriftstellerische Thätigkeit auf den verschiedenen Gebieten seines Lehramtes. Doch setzte der Tod der erfolgreichen Thätigkeit dieses hoffnungsvollen Mannes ein frühes Ziel; schon am 21. Februar 1806 raffte ein Nervenfieber ihn fort. Die Anstalten, an denen er wirkte, verloren in ihm einen tüchtigen, unermüdet fleißigen Lehrer, die Armen einen thätigen, menschenfreundlichen Arzt. W. wird uns als eine schöne, stattliche Erscheinung, als ein Mann von feinem, wohlwollendem Wesen geschildert. Nicht allein ein Vertreter der strengen Wissenschaft, war er auch dichterisch veranlagt. So fertigte er einige geistliche Lieder, von denen eins („Herr, lasse unser Schifflein heute") in Knapp's evangel. Liederschatze II, 639 abgedruckt ist.

Vgl. C. W. F. Uhde im Braunschweig. Mag. 1868, S. 505, wo auch Winkelmann's Schriften aufgeführt sind, über die man auch Pütter und Saalfeld, Gesch. d. Universität Göttingen, Th. III, S. 173 vergleiche; herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel; freundliche Benachrichtigung aus Jena (Hr. Oberbibliothekar Müller) und Göttingen (Hr. Professor Kehr).

P. Zimmermann.

Winkelmann: Eduard W. wurde am 25. Juni 1838 zu Danzig geboren. Sein Vater, ein Goldarbeiter nicht ohne künstlerische Beanlagung — viele Zeichnungen und Skizzen legen hiervon Zeugniß ab —, hatte in seinen Lehrjahren große Reisen gemacht, die ihn auch nach Italien führten. Die Schilderungen, die er von diesem Lande im Familienkreise machte, übten auf den ältesten Sohn Eduard einen mächtigen Einfluß aus. Schon als Knabe war sein sehnlichster Wunsch, jenes Südland durchstreifen zu können. Mit dem zehnten Lebensjahre trat er in das Gymnasium seiner Vaterstadt ein. Da traf 1850 die Familie ein schwerer Schlag: der Vater erlag einer in seinem Berufe zugezogenen Vergiftung und hinterließ seiner Gattin nichts als ein kleines, ziemlich armseliges Häuschen. Nur unter großen Entbehrungen konnte die Wittwe ihren Kindern die nöthige Erziehung geben; aber nur dem ältesten Sohn Eduard war es beschieden, das Gymnasium ganz durchmachen zu können, um eine Gelehrtenlaufbahn zu ergreifen. Schon als Knabe zeigte W. eine besondere Vorliebe für Geschichte, und es war ihm eine große Freude, als Theodor Hirsch, der Vorstand des städtischen Archivs zu Danzig ihn, der noch nicht 14 Jahre alt war, zur Ordnung des Archivs, zu Abschriften und ähnlichen Arbeiten heranzog. Auch durch Darbietung historischer Werke erweckte er das Interesse seines Schützlings, und keines machte auf ihn einen größeren Eindruck als Raumer's großartiges Werk „Geschichte der Hohenstaufen" und unter den Gestalten dieses Herrscherhauses besonders die Friedrich's II. Dort in den Arbeitsräumen des Archivs zu sitzen, bei trübem Kerzenlichte Handschriften und Bücher zu durchstöbern, war ihm die größte Freude des Tages, der neben dem Schulunterricht auch durch zahlreiche Privatstunden in Anspruch genommen war, durch deren Erlös und den der Archivarbeit er es möglich machen konnte, von seinem 14. Lebensjahre an seiner Mutter finanziell nicht mehr zur Last zu fallen, ihr und seinen Geschwistern manch kleine Freude zu bereiten. Eine Jugendschwärmerei war ihm ein neuer Sporn, rasch vorwärts zu kommen, und gab ihm zu zahlreichen, tiefempfundenen Gedichten die Feder in die Hand. Schwer hatte es W. in seiner Jugend, aber er wußte das Schwere leicht zu ertragen in der felsenfesten Ueberzeugung von der eigenen Zukunft.

„Ein froher Muth, ein fester Sinn,
Das führt durch alle Uebel hin!"

Und recht häufige Notizen in seinen peinlich genau geführten Ausgabebüchern lassen uns erkennen, daß er auch dem Gotte Gambrinus nicht abhold war und gern ein Fröhlicher unter Fröhlichen weilte. So vollendete er im J. 1856 die Gymnasiallaufbahn, fest entschlossen, dem Studium der Geschichte sich zu widmen

und sich die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, um vor allem eine Geschichte Kaiser Friedrich's II. schreiben zu können, dessen Plan ihm, dem Abiturienten, nach eigenen Aeußerungen bis in die kleinsten Details vorschwebte. Aber wie die Mittel zum Studentenleben aufbringen! Bange Zweifel erwachten in seiner Brust, aber

„Nicht zittern und nicht zagen,
Das Höchste will ich wagen."

Zahlreiche Gönner, unter ihnen besonders Theodor Hirsch und Lotzin, ein Danziger Bürger, traten für den strebsamen Jüngling ein und verschafften ihm die zum Studium nöthigen Mittel, allerdings in sehr bescheidenem Maßstabe. Im Sommer 1856 wandte sich W. nach Berlin; dorthin zog ihn vor allem Leopold v. Ranke, „da er der erste Historiker ist, der jetzt existirt". War Ranke auch weniger Lehrer, als Gelehrter, so begeisterte doch sein Vortrag „voll Leben und Feuer" den jungen Studenten und gab ihm die Richtschnur für sein historisches Schaffen. „Reine Anschauung des Objectiven, wahre Unparteilichkeit ist die reifste Frucht des historisch gebildeten Geistes" lehrte ihn jener, und wie wenige ist er diesem Ziel nahe gekommen. Schon um Weihnachten 1856 ist eine Arbeit über Friedrich II. beendigt, um sie Ranke zur Beurtheilung vorzulegen; „findet er sie gut, so ist das sehr wichtig für meine Zukunft. Nun, wir wollen hoffen, denn ich habe mit Leib und Seele daran gearbeitet". Wol zu sehr, denn bald stellte sich infolge der Nachtarbeit ein empfindliches Augenleiden ein, das ihn sehr behinderte. Bei alledem hielt er auch das zeitgenössische Leben im Auge. Als Ende 1856 die Streitigkeiten mit der Schweiz wegen Neuenburg zu einem Krieg zwischen Preußen und der Eidgenossenschaft zu führen schienen, und auch ihm die Einberufung zu den Waffen drohte, da freute er sich darauf: „ich mache so eine billige Schweizerreise", und seiner Mutter sprach er in dieser Zeit für den Fall seines Todes in dem Feldzuge mit den Worten Trost zu, „daß der Sohn als braver Preuße auf dem Felde der Ehre gefallen ist". Die gleiche echte preußische Gesinnung zeigte er auch 1859 bei dem drohenden Kriege mit Napoleon III.; die schwächliche Haltung Preußens bis hierher war ihm zuwider. „Das alte Preußen der Befreiungskriege ist erwacht", und auch er will seiner Mutter nicht die Schande bereiten „einen feigen Sohn" zu besitzen, sondern freudig einstehen für das Vaterland.

Inzwischen ging seine Arbeit am Friedrich rüstig weiter; sie fand, wie gehofft, Ranke's Beifall, und verschaffte ihm, wie manche andere ähnliche, den Fortbezug eines ansehnlichen Stipendiums. Vier Semester blieb er in Berlin. Sein Ehrgeiz und Streben ließ ihn das Schwere des täglichen Lebens leichter ertragen; Träume von künftigem Glück entschädigten ihn:

„Ich träumte oft, daß ich in heißem Streben
Den Weg mir bahnte zu Ehre, Ruhm und Glück!
Doch wachend sah ich diesen Traum entgleiten
Und schwinden in ein unbestimmt' Geschick!"

Und als ihn die Treulosigkeit seiner Jugendliebe schwer traf, da flüchtete er sich mit seinem Schmerze zur Geschichte: „Ach, die Geschichte ist so schön und trostreich!" und „zu ihr fühle ich mich mit unerschütterlichem Drange gezogen". Doch war ihm der Berliner Aufenthalt verleidet; er sehnte sich nach einem Luftwechsel. Nach Heidelberg wollte er im Sommer 1858 seine Schritte lenken; „o, wird das ein schönes Frühjahr werden", jubelte er laut. Indessen gab er diesen Plan wieder auf: das Heidelberger Pflaster schien ihm zu theuer, und er wandte sich nach Göttingen, weil er dort „für sein Fach mehr zu gewinnen hoffte". Hier wurde er nun ein eifriger Schüler des Historikers Georg Waitz, dessen strenger Schulung im Seminar er stets mit größter Dankbarkeit gedachte. Durch seinen Fleiß verstand W. es, sich bald die Anerkennung des Meisters zu

gewinnen, und schon nach wenigen Wochen konnte er seiner Mutter freudig mittheilen, „daß Waitz allmählich anfange ihn zu protegiren". Kein Wunder, daß sich bei solcher Anleitung in ihm der Wunsch regte, „an der Universität als Docent künftig zu bleiben"; doch schien es ihm aus finanziellen Rücksichten ein frommer Wunsch bleiben zu müssen, er hoffte aber auch im Lehrerberufe nützlich „und, was noch mehr ist, zufrieden zu sein". Zwei Semester bis Ostern 1859 blieb er in der schönen Leinestadt, wo er zum ersten Male und in vollen Zügen ein frisches Burschenleben im Kreise der damaligen Verbindung, jetzigen Burschenschaft Brunswiga verlebte. Dann kehrte er nach Berlin zurück. Das war eine schlimme Zeit für ihn, da die Stipendien kärglicher denn je einliefen: „nicht selten habe ich mich im Sommer 1859 mit 1 Strippe und 2 harten Eiern zu Mittag begnügen müssen, die ich auf einer stillen Bank des Thiergartens verzehrte". Und doch gab er von dem eigenen Wenig noch häufig Bettlern und Armen: „wenn ich könnte, wie gerne möchte ich überall helfen". Kein Wunder, daß auch er manchmal recht verstimmt war: „Der Teufel hole das Hundeleben". Doch die Arbeit half ihm wieder über diese Stimmung hinweg. Unterricht an zwei Töchterinstituten und an Schüler trugen ein Kleines zum Lebensunterhalt bei, daß er sich schon mit der Hoffnung trug auch seiner Mutter helfen zu können, „was mein höchster Wunsch ist", dann auch über die Mittelmäßigkeit hinauszukommen: denn „wahres Studium kann nur da sein, wo keine Sorgen sind". Inzwischen gelang es ihm, seine Danziger Gönner noch einmal zu einer Unterstützung zu gewinnen; sie stellten ihm das für das Doctorexamen nöthige Geld zur Verfügung. Er entschloß sich dieses in Berlin zu machen, da „der hiesige Titel fast allein in Achtung steht, weil er hier am schwersten zu erlangen ist". Die lateinisch geschriebene Dissertation führte den Titel „De regni Siculi administratione" und fand speciell bei Ranke unbeschränktes Lob „als Beweis ausgezeichneten Wissens". Am 17. Nov. 1859 folgte das mündliche Examen, aus dem er mit dem Prädicat cum laude hervorging. Eine der zu vertheidigenden Thesen — als adversator trat Theodor Toeche auf, mit dem ihn von dieser Berliner Zeit her eine rührende Freundschaft für das Leben verband — befaßte sich mit den Augustalen Friedrich's II.; eine seiner letzten Arbeiten hatte dasselbe Thema!

Gleich nach dem Examen fand W. durch Pertz Beschäftigung an den Monumenta Germaniae, die ihm Befriedigung gewährt hätte, wenn nur nicht die Arbeit am Friedrich II. hätte ruhen müssen. Auch nahm ihn die Vorbereitung zum Oberlehrerexamen, das er im Sommer 1860 bestand, recht in Anspruch. Da stand er vor der wichtigen Frage: „Universität oder Schule"; er beantwortete sie zu Gunsten der Schule, da sie ihm früher eine vollkommen feste Stellung biete, und er auch „mit Lust und Liebe" dabei sei. So zögerte er auch nicht lange, als ihm eine Oberlehrerstelle an der Ritter- und Domschule in Reval angeboten wurde. Im Vertrauen auf das „Winkelmann'sche Glück" nimmt er sie an; im schlimmsten Falle konnte er ja nach einem Jahre zurückkehren; „dann habe ich wenigstens meinen Gesichtskreis erweitert". Nach stürmischer gefahrvoller Ueberfahrt traf er im October 1860 an der neuen Wirkungsstätte ein und fühlte sich bald recht heimisch, namentlich in dem Hause eines Collegen, „welches anfängt wie mein eigenes Heim zu werden". Nicht zu verwundern, denn schon im December verlobte er sich mit Mathilde geb. Christoph, der Tochter jenes Collegen, „einem herzensguten, lieben, frommen, gebildeten, wirthschaftlichen Mädchen", „recht so dem launigen Eduard die Mucken zu vertreiben". Im Sommer wurde der Lebensbund geschlossen, ohne Vermögen, aber im Vertrauen auf Gott, auf die Zukunft, und fest entschlossen, sich gegenseitig im Lebenskampfe zu stützen! Und wie hielten sie ihr Wort! Nach einer längeren Hochzeitsreise nach Deutschland und Tirol machte er sich wieder an

seine regelmaßige Berufsthätigkeit. „Verstummt sind all die quälenden Stimmen des Ehrgeizes", konnte er jetzt schreiben. In dieser ruhigen Zeit konnte er jetzt den ersten Band seines Friedrich II. veröffentlichen und er empfand freudige Genugthuung über die vielseitige Anerkennung, die dieses, sein erstes größeres Werk, fand; auch äußeren Lohn, nicht unwillkommen, hatte es, indem W. zugleich mit Schirrmacher der Wedekind'sche Preis zugesprochen wurde. Von einer Rückkehr nach Deutschland war zunächst nicht die Rede: er wurde nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten russischer Unterthan und bewies den Dank für die Aufnahme, die er in der neuen Heimath gefunden, durch mancherlei Schriften, die die Geschichte Rußlands und besonders die der Ostseeprovinzen behandelten. Nach und nach gehörte er fast allen historischen Gesellschaften dieser Länder als Ehrenmitglied oder in sonstiger Stellung an. Im Sommer verlegte er seinen Wohnsitz nach der Universitätsstadt Dorpat, fest entschlossen „die Laufbahn, die mir ursprünglich vorgeschwebt hat, und zu der ich einigen Beruf zu haben glaube, rücksichtslos zu ergreifen". Nach bestandenem Magisterexamen habilitirte er sich trotz vieler Hindernisse, die „Neid und Chicane" ihm in den Weg legten. Im ersten Semester las er über „Geschichte des 18. Jahrhunderts" und „Encyklopädie der Geschichte", mit der immerhin recht stattlichen Zahl von 35 Zuhörern im Hauptcolleg. Nach einer schwierigen Disputation gegen „z. Th. recht gefährliche Gegner" wurde er März 1866 zum etatsmäßigen Privatdocenten mit 900 Rubel Gehalt gewählt und konnte so auch hoffen, demnächst Professor zu werden. Allein in dieser Hoffnung wurde er getäuscht: der bisherige Professor wurde trotz seiner 25jährigen Dienstzeit „aus Erbarmen mit seiner zahlreichen Familie" auf weitere fünf Jahre gewählt. Bitterer war es für ihn, als im December 1866 für eine außerordentliche Professur nicht er, sondern Maurenbrecher gewählt wurde, „da eine sehr einflußreiche Clique kürzlich hierher berufener Ausländer sich zu verstärken sucht", und W. schon als Einheimischer betrachtet wurde. Darüber war er sich nun im Klaren, „daß, wenn ich vorwärts will, dies nur in Deutschland sein kann". Die Arbeiten für die Geschichte des Landes will er abschließen; sein ganzes Streben richtete sich von jetzt an darauf, „aus der schiefen Stellung herauszukommen". Im April 1868 schien sich eine Gelegenheit zu bieten: er war in Greifswald vorgeschlagen, aber das Ministerium nahm einen anderen. Kein Wunder „daß mir allmählich unter diesem fortgesetzten Mißlingen Muth und Lust am Arbeiten abhanden kommt". Auch finanziell war seine Lage fast unerträglich: die Familie wuchs an, aber nicht die Einnahmen! Doch Gottvertrauen und der Muth seiner Gattin hielten ihn aufrecht. Da kam endlich nach so vieler Enttäuschung die Erlösung. Er erhielt 1869 einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Bern und nahm ihn an, trotzdem die Bedingungen keineswegs glänzende waren. Dort boten sich wenigstens Aussichten, hier kein Fortkommen! Nicht wenig wirkte mit die Liebe zum Vaterlande: „die Kinder sollen Deutsche bleiben", was bei den jetzt beginnenden Russificirungsversuchen zweifelhaft zu sein schien, dann das wärmere Klima, das seinem häufig sehr angegriffenen Halse zu gute kommen mußte, die Schönheit der Natur, für die er stets empfänglich war, und vor allem hoffte er in „Kurs" zu kommen, wenn man einmal gesucht wird. So siedelte er denn vom äußersten Nordosten deutscher Cultur nach dem Südwesten, wo er sich bald, obwol er wenig persönlichen Verkehr fand, auch wol nicht suchte, „unendlich still glücklich" fühlte. Häufige Ausflüge ins nahe Hochgebirge stärkten ihn zu neuer Arbeit. Die „Bibliotheca Livoniae" wird fertiggestellt und mit frischer Lust macht er sich an die ihm von der Histor. Commission bei der Münchener Akademie zu theil gewordene Aufgabe, die Geschichte Kaiser Otto's IV. und Philipp's von Schwaben für die „Jahrbücher der deutschen Geschichte" zu schreiben. Ende 1869 erhielt er die Stellung eines

ordentlichen Professors an der dortigen Universität. Daneben lehrte er Geschichte an der Kantonschule, dem Gymnasium, hielt häufig Vorträge in Vereinen und publicirte einige Aufsätze zur schweizerischen Geschichte. Endlich im J. 1872 wurde sein Jugendtraum erfüllt: er konnte eine Reise nach Italien machen, die ihn diesmal nur bis Rom führte. Seine Briefe, die er auf allen seinen Wanderungen an seine Gattin schrieb, und die die Stelle von Tagebüchern vertreten sollten, lassen uns erkennen, mit welchem Genuß er sich den Schönheiten jenes Landes hingab, wie er es verstand, sich in der Fremde mit den Landesgewohnheiten zurechtzufinden, niemals auch vergaß, Archive, Bibliotheken und Sammlungen auf- und durchzusuchen, so daß er viel Wichtiges zur Geschichte Italiens auffand. Noch mehrmals konnte er seinen Wanderstab in jenes Land tragen, so daß er dort bald gänzlich heimisch wurde und häufig und gern seine Erfahrungen Bekannten mittheilte, so auch 1877, wo er bis nach Sicilien kam. Mit Dankbarkeit zu Gott betrat er den Dom in Palermo, in dem sich die Gräber eines Heinrich's VII. und Friedrich's II. befinden, „diese Stätte, die jedem Deutschen heilig sein muß.“ Seine Gedanken führten ihn zu einem Vergleiche zwischen Gegenwart und Vergangenheit; „ich war tief bewegt“: „stehen wir Deutsche noch nach 600 Jahren in wenig veränderter Form in demselben Kampfe gegen die Knechtschaft Roms“. Von allen Kunstdenkmälern jener Stadt entzückte ihn die capella Palatina am meisten, in der auch „Friedrich II. viele Jahre hindurch gebetet, ehe er das Beten verlernte und in Wissenschaft und Philosophie Befriedigung für das suchte, was ihm die römische Kirche nicht gewähren konnte“. Dort möchte er gerne mit seinen Lieben ein paar Jahre leben und eine neue Geschichte des Kaisers schreiben: „das müßte eine werden“. Aber dieser Wunsch blieb ein frommer, und auch der, noch einmal diese Stätten aufzusuchen, sollte nie in Erfüllung gehen!

Bald nach seiner Rückkehr von der ersten Italienfahrt, im Frühjahr 1873, erfuhr W., daß er in Marburg als Einziger für einen erledigten Lehrstuhl in Vorschlag gebracht war. Noch waren die Verhandlungen nicht zu Ende geführt, als „schon von anderer Seite Schritte zu Gunsten einer anderen Universität (d. h. Heidelberg, wo Wattenbach's Lehrstuhl durch dessen Berufung nach Berlin frei geworden war) gethan werden“. Die Anstellung in Marburg erfolgte; er selbst will für die Verwirklichung des anderen Rufes nichts thun. Und als nun doch ein Ruf nach Heidelberg erfolgte und er ihn annahm, da will er doch wenigstens für ein Semester nach der Lahnstadt, auf keinen Fall aber „seinen Verpflichtungen untreu werden“. Unter diesen Umständen verzichtete man in Berlin auf seine Berufung, und so siedelte W. im Herbste 1873 nach Heidelberg über als ordentlicher Professor mit dem Titel eines badischen Hofraths. Hier blieb er nun bis an seinen Tod, beliebt und erfolgreich thätig als Lehrer, emsig arbeitend auf geschichtlichem Gebiete und pflichtgetreu in der Stellung eines Vorstandes der badischen historischen Commission, die ihm bei der Schaffung erstmalig übertragen wurde und die er, bis zu seinem Scheiden aus dem leidenerfüllten Dasein, innehatte. Denn schon seit dem Jahre 1888 stellte sich ein schlimmer Rheumatismus ein, neben dem ganz allmählich eine unheilbare Krankheit auftrat, die er mit Geduld bei der sorgsamen, aufopfernden Pflege seiner Gattin ertrug. Als das Leiden ihm die Bewegungsfähigkeit benahm, da ließ er es sich doch nicht nehmen, in einem Rollstuhle sich in die Universität führen zu lassen. So konnte er noch bis Weihnachten 1895 seine Lehrthätigkeit ausüben; am schmerzlichsten war es ihm, daß seine häusliche Arbeit unter den fortgesetzten Qualen immer mehr eingeschränkt werden mußte. Nur für fünf Jahre wollte er vom Schicksal seine frühere Arbeitskraft haben; dann hoffte er seinen Friedrich II. beendigt, seine Lebensaufgabe erfüllt zu haben.

„Wie denk ich dein (Prometheus), wenn in des Lebens Pein,
indeß des Lebens Pulse kräftig schlagen,
verflackert selbst der schwächsten Hoffnung Schein —

Wenns Thorheit wird mit Plänen sich zu tragen,
da doch für immer gilt der Satz allein:
du kannst wohl knirschen, aber mußt entsagen.“

(1894.)

In einem merkwürdigen Kreislauf und doch immer auf denselben Gegenstand gerichtet, bewegte sich Winkelmann's litterarische Thätigkeit. Waren doch die Pläne, mit denen er sich noch in seinen letzten Lebenstagen beschäftigte, dieselben, die er in seiner Jugend in sich trug, dieselben, zu deren Erfüllung er sich in seinem Mannesalter einzuarbeiten suchte: eine erschöpfende, auf strengster historischer Grundlage beruhende Darstellung der Regierung und der Persönlichkeit Friedrich's II. Mit der schon erwähnten Dissertation de regni Siculi administratione führte er sich trefflichst als Historiker mit scharfer, kritischer Beobachtungsgabe ein. Als Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae beschäftigt, findet er zugleich Zeit, einzelne Chroniken für die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit zu übersetzen, die im einzelnen auszuführen hier zu weit führen würde. Trotz seiner Uebersiedlung nach den Ostseeprovinzen beendigte er 1863 den ersten Band seiner preisgekrönten „Geschichte Friedrich's II. und seiner Reiche“ (1212 bis 1235), dem er dann 1865 eine Fortsetzung folgen lassen konnte, ohne damit die ganze Regierungszeit behandelt zu haben: bei den geringen Hülfsmitteln, die ihm dort zu Gebote standen, mußte er zunächst auf eine Beendigung dieses Werkes verzichten und zeigte durch eine ganze Reihe größerer und kleinerer Abhandlungen, wie rasch es ihm gelang, auch in der Geschichte Rußlands und der Ostseeländer heimisch zu werden. Das bedeutendste Werk dieses Schriftenkreises ist die 1869—70 erschienene „Bibliotheca Livoniae historica“, die dann, von ihm selbst als sehr der Verbesserung und Vermehrung bedürftig erkannt, eine zweite Auflage (1878) erlebte und in dieser Form ein Handbuch ersten Ranges für jeden ist, der sich mit der Geschichte jener Landschaften befassen will. Im Anzeiger für schweizerische Geschichte gab er Beiträge zur Geschichte der Schweiz, um sich dann aber wieder mit voller Kraft auf die staufische Geschichte — zu der fast unausgesetzt in den Forschungen zur deutschen Geschichte von 1866 Aufsätze erschienen — zu werfen. Im Auftrage der historischen Commission bei der bairischen Akademie der Wissenschaften behandelte er in zwei Bänden die Geschichte Königs Philipp's von Schwaben (1872) und Kaiser Otto's IV. von Braunschweig (1878), ihm selbst eine willkommene Vorarbeit für eine Neubearbeitung des Friedrich's II. Fortgesetzt wurde gesammelt; die Reise nach Italien 1877 brachte werthvolle Ergebnisse (vgl. „Reiseberichte“ im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 1877—78), deren ungedrucktes oder nur schwer zugängliches Material er in den Acta imperii inedita saeculi XIII et XIV (2 Bde.) in wol mustergiltiger Form publicirte (1880—85). In Heidelberg bietet ihm das Amt eines Prorectors Gelegenheit, in einer Rede „über die ersten Staatsuniversitäten“ auch dieses Gebiet zu behandeln; zur Geschichte der Universität Heidelberg selbst gab er zum Jubiläum im Auftrage der Universität in zwei Bänden ein „Urkundenbuch der Universität Heidelberg“ heraus. In der Allgemeinen Geschichte von Oncken sollte W. die Geschichte des Mittelalters geben; er verzichtete doch schließlich darauf, da ihn diese Aufgabe zu sehr von seinem bisherigen Thema auf viele Jahre hinaus abgelenkt hätte, wenn er etwas Gründliches, auf eingehendem Quellenstudium Beruhendes liefern wollte: so beschränkte er sich auf die „Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode König Aelfreds“, in knapper, aber lebensvoller Form geschrieben. Da er ja sein ganzes

Leben lang sich mit staufischer Geschichte befaßt hatte, so war es ganz natürlich, daß man ihn zur Neubearbeitung der Böhmer'schen Regesta imperii (1198 bis 1272) zu gewinnen suchte, die dann in Verbindung mit Ficker von 1879 bis 1894 erschienen, ein mit deutscher Gründlichkeit gearbeitetes, bis auf das Register vollendetes Werk. Inzwischen war 1889 der 1. Band der Geschichte „Kaiser Friedrich II." für die Jahrbücher erschienen, der die Jahre 1218—1228 behandelt, ein Werk, in dem W. nun das Resultat aller seiner Forschungen niederlegte, mit scharfer Kritik gegen andere, mit der schärfsten aber gegen sich selbst, vielleicht zu objectiv, zu nüchtern im Gegensatz zur ersten Bearbeitung, die noch ganz von jugendlichem Feuer und von Begeisterung für seinen Helden getragen war. Trotz seines Leidens fuhr er an diesem Werke fort: dem Verf. dieses dictirte er den Text, dem er dann selbst mit Aufbietung der ganzen Energie die Anmerkungen beifügte. Bis 1233 kam er auf diese Weise; da ließ er das fertige Manuscript ruhen, ahnend daß er es doch nie beendigen werde. Nach seinem Tode erschien 1897 dieser Theil als ein zweiter Band von dem Verf. herausgegeben. Mit Friedrich II. hatte er seine litterarische Laufbahn begonnen, mit ihm sie geschlossen, und wenn ihm das Scheiden aus dem Leben schwer fiel, so war das der Gedanke, seine Lebensaufgabe nicht erfüllt zu haben.

Mit der producirenden Thätigkeit entfaltete er eine rege als Recensent und vermied es stets persönlich zu werden, auch wenn die Ansichten des Autors den seinen entgegentraten. Ein Muster von Genauigkeit kann die Recension der 2. Auflage der Bibliotheca historica medii aevi von Potthast genannt werden, die er wenige Monate vor seinem Tode in der Historischen Zeitschrift gab.

Winkelmann's Dorpater Gegner hatten s. Z. gegen ihn ins Feld geführt, daß er wol ein Gelehrter sei, aber kein Lehrer, eine Ansicht, die sich auch in einer der Nekrologien wiederfand. Es mag sein, daß sein Organ unter dem rauhen Klima gelitten hat; sicher aber ist, daß er später und besonders an seiner Hauptwirkungsstätte, in Heidelberg, auch als Lehrer hoch geschätzt war. Wenn er auch nicht eigentlich ein glänzender Redner war, der die Zuhörer mit sich fortzureißen wußte, so vermochte er doch durch seinen klaren Vortrag das lebhafteste Interesse für das Thema zu wecken, ihnen eine Menge des Wissenswerthesten auf den Lebensweg mitzugeben. Sein Colleg über allgemeine Verfassungsgeschichte des Mittelalters und Encyklopädie der Geschichtswissenschaft galt allgemein als ganz vorzüglich. Mit der größten Regelmäßigkeit und Sorgfalt leitete er in Ergänzung zu den Vorlesungen historische Uebungen, die ihm um so lieber waren, als er bei dieser Gelegenheit Beziehungen zu seinen Schülern knüpfen konnte, die häufig über die Universitätszeit hinausreichten und bei einigen ein herzliches Verhältniß anbahnten. Als Examinator liebte er es auf den Ideengang der Candidaten einzugehen und, wo er einigen Fleiß und Kenntnisse bemerkte, sie nicht fallen zu lassen.

Daß ihm als akademischer Lehrer ein solcher Erfolg zu Theil wurde, verdankte er nach eigener Aussage mit der Thätigkeit an Schulen verschiedener Art, die er bis in spätere Jahre fortsetzte; auch bei seinen Schülern war er beliebt; mit Disciplin hatte er nie etwas zu schaffen, weil seine Persönlichkeit neben aller Liebe und Ehrfurcht doch auch eine gewisse Scheu einflößte.

Sein häusliches Leben war von Glück begünstigt. Trotz aller materiellen Schwierigkeiten, mit denen er Jahrzehnte lang zu kämpfen hatte, getreulich unterstützt von seiner liebevollen und haushälterischen Gemahlin, konnte er es erleben, daß an seinem Lebensabend alle seine Kinder einer gesicherten Lebensstellung entgegensahen. Schwere Schicksalsschläge, wie der plötzliche Verlust eines im schönsten Jünglingsalter stehenden, hoffnungsvollen Sohnes, ertrug er in festem Gottvertrauen, mit heldenhafter Geduld, und so auch sein eigenes

Leiden. In der Trauerrede, die Winkelmann's College Professor Erdmannsdörffer hielt, gab dieser ihm folgendes ehrendes Zeugniß: „Ein Gelehrter von hervorragendem Range, ein Lehrer von segensreich nachhaltiger Wirkung, ein treuer College und Freund, ein Charakter von ernster, vielleicht etwas spröder Art, mehr Eisen und Stahl als funkelndes und gleißendes Metall, ein Mann seiner eigenen Art und von der besten Art".

Quellen und litterarische Hülfsmittel: Briefe Winkelmann's an seine Familie. — Eigene Erinnerungen. — Nekrologe: v. Weech, Zeitschr. f. G. d. Oberrheins, N. F. XII, 331—336. — Erdmannsdörffer, Gedächtnißrede, abgedr. in Neue Heidelberger Jahrbücher 1896, S. 123—128. — Sutter, Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswiss. N. F. I., Monatsblätt. S. 60—64. — Heyck, Allg. Ztg., Beil. Nr. 48 u. a. vgl. Bad. Geschichtslitt. 1896, Nr. 354 in Zeitschr. f. G. d. Oberrheins. N. F. XII. Alfred Winkelmann.

Winkelmann: Michael W., nach dem Rhein. Antiquarius geboren am 11. April 1734 „jenseits der Hungergasse dicht an der Landstraße bei Horchheim am Rheine, unter einem Apfelbaume, als seine Mutter auf einem Spaziergang begriffen war". Die Eltern widmeten den unter so seltsamen Verhältnissen zur Welt gelangten Knaben dem Kirchendienst, und übergaben ihn, ohne seine Neigungen zu befragen, der Abtei S. Maximin bei Trier (1753). Aber der junge W. fühlte sich im Kloster sehr unglücklich und entfloh demselben am 13. März 1771. Er ging zunächst über Holland nach Frankreich, wo ihn sein Abt und der Triersche Generalvicar und Weihbischof von Hontheim als Durchgänger reclamirten. Der in den Acten des Domarchivs zu Trier erhaltene Brief des Weihbischofs von Hontheim an den Herzog von Aiguillon (22. Sept. 1772) läßt schließen, daß der Mönch sich nicht entfernt hatte, ohne daß Grund zu seiner gerichtlichen bezw. administrativen Verfolgung vorlag. Indessen gelang es W. nach Enland zu entkommen, wo er nun durch seine „Historia succincta hospitalis s. Elisabeth extra muros imperialis monasterii S. Maximini ordinis s. Benedicti prope Treviros" (Londini 1786, 8°, 92 u. XVII S., auch in englischer Uebersetzung erschienen) großes Aufsehen erregte und sich viele Freunde gewann, unter andern auch eine Miß Sidney, die dann seine Gattin wurde. Das Spital der Elisabeth war 1240 durch Abt Heinrich von Bruch gestiftet, 1266 durch Erzbischof Arnold II. bestätigt worden. W. konnte den Versuch einer documentarischen Geschichte dieser Anstalt machen, was aber seinem Buche in den Augen vieler Engländer besondern Werth gab, das war die Leidenschaftlichkeit, mit welcher der Apostat in demselben über Papst und Klöster loszog, und die vielleicht zum Theil begründeten, sicher übertriebenen Scandale, welche er betreffs der Verwaltung des Spitals zu erzählen wußte. Wie es scheint, war der 1792 beendigte Neubau und die durch den Kurfürsten Clemens Wenceslaus angeregte Neuordnung des Spitals eine Folge des Auftretens Winkelmann's. Von dessen späteren Schicksalen und dem Datum seines Todes ist uns nichts bekannt.

Vgl. Rhein. Antiquarius, II. Abth. II, 752. — Marx, Geschichte des Erzstifts Trier. Trier 1859. Bd. I, 2, S. 288. F. X. Kraus.

Winkelried, ein in der Sage und Geschichte der Schweiz berühmtes Nidwaldener Geschlecht, das seinen Namen von seinem Stammsitz Winkelried in der Gemeinde Ennetmoos, einer Filiale von Stans, wo noch heute ein Gütercomplex oberhalb der Drachencapelle auf dem Allweg am Fuße des Stanserhorns Wichried heißt, erhalten hat. Dasselbe taucht mit einem Ritter R(udolf) von W. auf, der mit andern Nidwaldener Rittern und Landleuten in Sachen des Klosters Engelberg ein undatirtes, aber nach den darin genannten Personen 1240—1250 anzusetzendes Schreiben an die Stadt Zürich richtete. Später er-

scheint in den Urkunden ein Heinrich v. W., genannt Schrutan, zunächst als Edelknecht im Gefolge der Freien von Rotenburg (1275—1281), dann als Ritter (1300—1303) und zwar als Ministeriale des Grafen Rudolf von Habsburg-Laufenburg, von dem er sich 1300 die Erlaubniß ertheilen ließ, beliebige Stücke seiner Güter zu Stans, Buochs und Alpnach an Engelberg zu vergaben. Ob die in den Engelberger Nekrologien des 14. Jahrhunderts erwähnten Schwestern Bertha, Adelheid und Elsbet v. W. mit diesen Schenkungen in einem Zusammenhange stehen, ob ferner der Abt Rudolf I. von Engelberg (1299 bis 1317), der in einem Kalendarium aus derselben Zeit „de Winkelriet" heißt, ein Bruder oder naher Verwandter Schrutan's war, läßt sich nicht ermitteln. Ein Kolmarer Jahrzeitbuch gedenkt zum 10. Februar eines Heinrich genannt Schrutan, seiner Gemahlin Mechthildis und seiner Söhne Petrus, Nikolaus und Matthias; indeß ist das Vorkommen desselben Namens und Beinamens im Elsaß und in Unterwalden wol nur ein Spiel des Zufalls; der Beiname Schrutan dürfte eine Reminiscenz aus den Nibelungen sein (vgl. Strophe 1818). Auf diesen Heinrich Schrutan von Winkelried hat Tschudi die zuerst bei dem Luzerner Etterlin (1507) auftauchende Sage von einem Drachentödter Winkelried, der bei Etterlin einfach „des geschlechts winkelried" heißt, übertragen, indem er aus dem Schrutan einen „Strut" (struot = Sumpf, Ried) macht und die von Etterlin unbestimmt in die Zeiten vor König Rudolf verlegte Geschichte auf das Jahr 1250 fixirt, insofern wenig glücklich, als er, wie Etterlin, den Helden durch die Berührung mit dem vergifteten Blut des Drachen umkommen läßt, während der urkundliche Schrutan noch 53 Jahre später am Leben ist.

Heinrich Schrutan ist, von dem bei Bicocca gefallenen W. des 16. Jahrhunderts abgesehen, der letzte des Geschlechts, der sich Ritter nennt; doch ist ein directer Zusammenhang zwischen der Ministerialenfamilie des 13. Jahrhunderts und den bäuerlichen Winkelrieden des 14. und 15. Jahrhunderts wahrscheinlich, da auch die letzteren sich stets in angesehener Stellung befinden, ihr eigenes Wappen, eine Mondsichel in einem Dreieck, führen und zum Theil die gleichen Vornamen tragen. Von 1309—25 treten Rudolf und Walter v. W. wiederholt als Zeugen bei wichtigen Verhandlungen in Unterwalden auf und zwar in der Regel zusammen, so daß man sie wol als Brüder betrachten darf. 1343 erscheint ein Jakob v. W. als Gutsbesitzer in Ennetmoos, 1372 ein Peter W., der Engelberger Güter in Alpnach zu Lehen hat. Eine 1367 bis 1399 oft in den Urkunden erwähnte Persönlichkeit ist Johannes (Hans, Jenni), der sich bald „von Winkelried", bald, wie alle späteren, einfach „Winkelried" nennt, ein Beweis, daß aus dem Verschwinden des „von" auf keinen Unterschied des Standes oder der Familie zwischen den frühern und den spätern Winkelrieden geschlossen werden darf. Daß die Winkelriede noch immer zu den ersten Familien Unterwaldens zählten, zeigt eine Urkunde von 1378, in der Johannes bei einem Zehntenverkauf des Freiherrn Petermann von Ringgenberg im Berner Oberlande mit den Landammännern von Nid- und Obwalden, Johannes von Waltersberg und Walter von Hunwil, als Zeuge beigezogen erscheint und in der Zeugenreihe unmittelbar auf diese folgt. Wol wegen ihrer Beziehungen zur Aristokratie des Landes wurden sie in Mitleidenschaft gezogen, als 1382 die bisher allmächtigen Adelsfamilien der Waltersberg, Hunwil und Tottikon von der demokratischen Partei in Unterwalden gestürzt und ostracisirt wurden. Die „Hundert von Stans", vermuthlich ein Ausnahmegericht, fällten gegen Jenni W., sowie gegen seine Brüder Klaus und Welti, ohne ihre Rechtfertigung anzuhören, ein infamirendes Urtheil, das jedoch von der Landsgemeinde cassirt wurde. Aber noch 1398 und 1399 hatten die Brüder und ihre Angehörigen wegen jenes Urtheils Anfechtungen zu erleiden.

Am 1. Mai 1367 figurirt bei einem Zehntenverkauf in Buochs an das Stift Engelberg unter den Zeugen neben Johannes auch ein Erni W. Wenn durch diese im Archiv Engelberg befindliche Urkunde die Existenz eines Arnold W. zur Zeit der Schlacht bei Sempach sichergestellt ist, so ist dagegen sein Opfertod am 9. Juli 1386, auf dem die geschichtliche Bedeutung der Familie beruht, nicht so authentisch beglaubigt, als man gerne wünschen möchte. Keine Chronik, die als zeitgenössisch gelten kann, nennt seinen Namen oder erzählt seine That. Die erste Schilderung davon findet sich in einer Zürcher Chronik, die um 1438 entstanden, aber nur in einer Abschrift von 1476 erhalten ist, sodaß möglicherweise die betreffenden Zeilen ein Zusatz des Copisten sind, also 52 bezw. 90 Jahre nach der Schlacht. Da wird der Umschwung in der Schlacht zu Ungunsten der Oesterreicher damit motivirt, daß „ein getreuer Mann unter den Eidgenossen" vorandrang, so viel Spieße faßte, als er ergreifen mochte, und sie niederdrückte, so daß die Eidgenossen sie mit den Hellebarden abschlagen und an die „Herren" kommen konnten. Wir erfahren weder den Namen des getreuen Eidgenossen, noch wird ausdrücklich gesagt, daß er seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt habe.

Lange bleibt diese Zürcherhandschrift mit ihrer Notiz vereinzelt. Doch zeigt die 1511 entstandene Chronik des Luzerners Diebold Schilling in der Abbildung der Schlacht einen Mann in Luzernerfarben, der Winkelried's That vollbracht hat und fällt. Erst in der Reformationszeit taucht bei dem Basler Berlinger, der um 1531 Zusätze zu Etterlin's Chronik verfaßte, und bei dem in Zürich lebenden Zuger Werner Steiner, der eine Sammlung eidgenössischer Schlachtlieder anlegte, das sog. Halbsuterlied auf, das die von der Zürcher Chronik erzählte That „einem Winkelried" zuschreibt und seinen Tod berichtet. Dies Lied, das Steiner 1533 von Zug her erhalten hatte, wurde um 1545 durch den Druck verbreitet und gewann nun rasch Einfluß auf die Darstellungen der Schlacht. Den Vornamen Arnold brachte Tschudi zur allgemeinen Kenntniß, der ihn den Nidwaldener Jahrzeitbüchern entnahm. Jetzt erst wurde Arnold W. zum schweizerischen Nationalheros.

Es ist begreiflich, daß bei solchem Stande der Ueberlieferung die moderne Kritik einsetzte. Einzelne Forscher haben sogar die Möglichkeit einer Winkelriedsthat bei Sempach bestritten, indem sie, gestützt auf den confusen Schlachtbericht des Straßburgers Königshofen einen völlig ungeordneten Angriff der Ritter annahmen. Eine vorurtheilslose Betrachtung der ältesten Berichte (Hagen, Suchenwirt, Alte Zürcher Chronik, Justinger) ergibt indeß mit Gewißheit, daß hinter einer Anzahl junger Edelleute, die durch ungestümes Vorauseilen die Rittersporen verdienen wollten, ein geordneter Schlachthaufe zu Fuß gegen die Schweizer zog, wie das auch der von den Quellen übereinstimmend gemeldete anfänglich für die Oesterreicher günstige Verlauf der Schlacht nothwendig voraussetzt. Umsonst suchten die Eidgenossen in keilförmiger Ordnung (Königshofen, Justinger) in die Stahlwand der Ritter einzudringen, sie vermochten mit ihren Hellebarden gegenüber dem gefällten Ritterspieß nicht aufzukommen und erlitten schwere Verluste. Die Behauptung, daß die Eidgenossen bei Sempach selber mit langen Spießen bewaffnet gewesen seien und daher keinen Winkelried gebraucht hätten, verräth sowol Unkenntniß der Quellen als der Entwicklung der schweizerischen Taktik überhaupt. Noch bei Justinger (um 1420) sind „Spieße" gleichbedeutend mit Berittenen; erst im Verlauf des 15. Jahrhunderts wurde der lange Spieß die Hauptwaffe des schweizerischen Fußvolks, nachdem die Eidgenossen bei Arbedo (1422) wegen der Unzulänglichkeit ihrer Waffen gegenüber dem italienischen Ritterspieß die Niederlage, die ihnen bei Sempach gedroht hatte, wirklich erlitten hatten.

Erst als die Eidgenossen „von dem Spitze ließen und in die Herren liefen", d. h. als die hintern Glieder aus der tiefen Colonne seitwärts ausbrachen und der Angriff auf der ganzen Front erfolgte, trat eine Wendung ein. Aber auch jetzt kam es, um den Einbruch an irgend einer Stelle zu ermöglichen, darauf an, für einen Moment eine Anzahl Gegner am Gebrauch der Speere zu verhindern, sei es daß einer der Krieger unter die Spieße lief und sie mit quer vorgehaltener Hellebarde in die Höhe drückte, wie dies nach Pirckheimer bei Frastenz und nach Bullinger bei Kappel geschah, sei es daß einer eine Anzahl Speere erfaßte und niederdrückte, wie der getreue Eidgenosse der Zürcher Chronik oder der Winkelried des Halbsuterliedes. Eine Winkelriedsthat oder etwas ähnliches war daher bei Sempach nicht bloß möglich, sondern sie allein kann jene plötzliche, für den Herzog, der im Hintertreffen zu Pferd zuschaute, so überraschend kommende Wendung erklären, mögen im übrigen die von den deutschen Chronisten betonten Momente der großen Hitze und der erdrückend schweren Rüstungen noch soviel zur Niederlage des Ritterheeres beigetragen haben.

Da die Luzerner als die beim Entsatz der Stadt Sempach zunächst Betheiligten die Spitze des Keils gebildet haben werden, so ist von vornherein anzunehmen, daß die auf den Seiten ausbrechende Mannschaft den Ländern angehört hat. Daß es gerade ein Unterwaldner, ein Winkelried war, der bei jenem entscheidenden, einzig von Justinger mit einer Zeile überlieferten Manöver voranging, wird uns freilich nur durch das Lied gemeldet, das nach der Schlußstrophe ein Halbsuter von Luzern unmittelbar nach der Schlacht gedichtet haben soll. Es hängt daher die historische Beglaubigung der That Winkelried's hauptsächlich von der Frage ab, inwieweit wir dem Halbsuterlied den Werth einer Geschichtsquelle zuerkennen können. Man hat dasselbe früher einem Halbsuter, der 1382—1434 urkundlich als Bürger von Luzern nachweisbar ist, zugeschrieben. So, wie es bei Werner Steiner und Andern in 63—67 Strophen überliefert ist, kann es freilich nicht von einem Zeitgenossen der Schlacht herrühren, gewisse Anachronismen weisen es vielmehr der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu, weshalb man den Autor jetzt gewöhnlich in einem jüngern 1431—1480 auftretenden Halbsuter (s. A. D. B. X, 405) zuschreibt. Ebenso gewiß ist aber, daß das Halbsuterlied alte, echte Bestandtheile enthält, daß es im wesentlichen nur eine Compilation von verschiedenen älteren Liedern ist, die von einem Schlußredactor durch Flickstrophen und Flickverse zu einem unförmlichen Ganzen zusammengeleimt worden sind. Eines dieser alten Lieder ist als solches beim Chronisten Ruß erhalten, ein zweites, das man „das Morgenbrot" betitelt hat, läßt sich mit Leichtigkeit herausschälen und trägt ebenfalls den Stempel der Echtheit. In den Anfangsstrophen (2—4) vollends erweist sich das Halbsuterlied als besser unterrichtet, als alle Chronisten zusammen, indem es allein die Verbrennung Willisaus durch die Oesterreicher vor der Schlacht und den Marsch Leopold's von diesem Städtchen nach Sursee meldet, Angaben, die mit Justinger und allen späteren Chronisten im Widerspruch stehen, die aber durch die Urkunden glänzend bestätigt worden sind. Ein Lied für sich können diese offenbar unmittelbar nach der Schlacht gedichteten Strophen nicht gebildet haben, zu dem Lied bei Ruß oder zu dem vom Morgenbrot gehören sie nicht, es bleibt daher nichts anderes übrig, als sie als Eingang eines dritten echten Liedes zu betrachten, das in dem Halbsuterlied verarbeitet ist und das dem Zusammenhang nach kein anderes sein kann, als das eigentliche Schlachtepos mit der Winkelriedepisode. Damit ist die Echtheit dieser Ueberlieferung, wenn nicht apodiktisch erwiesen, doch in hohem Grade wahrscheinlich geworden. Es ist daher auch wohl möglich, daß der ältere Halbsuter der Dichter dieses Hauptbestandtheils des großen Liedes ist; denn nicht er selbst nennt sich in der Schlußstrophe, son-

dern ein anderer, der Compilator, spricht von ihm als einem unvergeßlichen Todten, der das Lied gedichtet habe.

Aehnlich, wie mit dem Lied, verhält es sich mit dem zweiten Zeugniß für Winkelried's Heldentod bei Sempach, mit dem Verzeichniß der in der Schlacht gefallenen Nidwaldner. Die alten Jahrzeitbücher von Stans und Buochs, die dasselbe im Original enthalten haben, sind zu Grund gegangen; dagegen sind verschiedene voneinander unabhängige, aber auf die gemeinsame alte Quelle zurückgehende Verzeichnisse aus dem 16. Jahrhundert erhalten, ein von fremder Hand geschriebenes Blatt in Tschudi's Collectaneen, das ihm als Quelle gedient hat, eines in dem 1560 geschriebenen Jahrzeitbuch Emmetten und ein drittes (um 1563) in den Aufzeichnungen des Luzerner Pfarrers Horolan. Alle drei stellen W. an die Spitze der gefallenen Nidwaldner, Horolan nennt ihn Erni W., Tschudi's Quelle Arnold W., woraus er einen „Her Arnolt von Winkelriet, ritter" gemacht hat. Die in den drei Verzeichnissen Genannten lassen sich, wie W. selber, zum Theil aus den Urkunden der Zeit nachweisen, und an eine Fälschung ist um so weniger zu denken, als das Begehen der „Jahrzeit der Eidgenossen", d. h. das alljährliche Verlesen der Namen der in den Schlachten gefallenen Landeskinder in den Kirchen Nidwaldens schon 1454 urkundlich als herkömmliche Sitte bezeichnet wird.

Eine Notiz des Luzerner Umgeldbuches vom 22. December 1397, wonach „der lahme Winkelried 5 s durch Gott" erhielt, hat zu der Vermuthung Anlaß gegeben, W. sei bei Sempach nur verwundet worden und habe wegen der Folgen seiner Verwundung von Luzern jenes Almosen erhalten. Indessen ist die Wahrscheinlichkeit, daß dieser lahme W. in Luzern mit dem Helden der Sempacherschlacht identisch sei, sehr gering, zumal in den Jahren 1396—98 vier verschiedene Winkelriede urkundlich nebeneinander genannt werden und das Geschlecht im Beginn des 15. Jahrhunderts außer in Stans auch in Alpnach, später sogar in Gersau ansässig erscheint, sich also frühzeitig verzweigt hat.

Einen anderen Beweis dafür, daß Arnold W. bei Sempach nicht gefallen sei, hat man darin sehen wollen, daß am 29. September 1389 ein Erni W. als Grundbesitzer in Ennetmoos und am 13. März 1396 als Mitstifter einer Frühmesserpfründe in Stans genannt wird. Wenn wir aber 1417 und 1418 wieder einem Erni oder Arnold W. als Landammann von Nidwalden begegnen, so muß es doch wol neben dem Erni der Urkunde von 1367 einen jüngern gegeben haben, auf den sich die Urkunden von 1389 und 1396 ohne jeden Zwang beziehen lassen. Es liegt nahe, an Vater und Sohn zu denken; doch wissen wir von Arnold II. nichts weiter, als daß er 1417 wiederholt Bote Unterwaldens auf eidgenössischen Tagsatzungen in Zürich und Luzern war und am 16. Mai 1418 zu Stans als Landammann Gericht hielt.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erscheint ein dritter Arnold W. zu Stans, in dessen Stube am 8. November 1474 44 Nidwaldner sammt dem Fünfzehner Gericht von Obwalden in einem Streit zwischen dem Land Nidwalden und dem Altammann Sultzmatter zu Gericht saßen. Es mag dies stattliche Haus Arnold's III. an der Stelle gestanden haben, die noch heut als Winkelried's Hofstatt gilt, wiewol das darauf stehende Gebäude im 16. Jahrhundert von dem Ritter Lussi gebaut oder völlig umgebaut worden ist. Arnold III. war Mitglied des Rathes und 1476—1482 öfters Vertreter Nidwaldens auf eidgenössischen Tagsatzungen. An Bedeutung tritt er indeß hinter einem Bruder oder Verwandten, Heinrich W. zurück, der, um 1430 geboren, seit 1456 in den Urkunden genannt wird, 1471 schon geraume Zeit Mitglied des Rathes war und 1469—1498 nicht weniger als 38 Mal als Vertreter

Nidwaldens auf Tagsatzungen, bei Schiedsgerichten und anderen Anlassen nachweisbar ist.

Gegen Ende des Jahrhunderts finden wir einen vierten Arnold W., zunächst (1493/94) unter den Vorstehern der Markgenossen von Stans, seit 1496 als Boten Nidwaldens auf Tagsatzungen. 1507 wird er in einem Tagsatzungsabschied einmal Ammann genannt, doch wol irrthümlich, da für dieses Jahr andere Landammänner urkundlich beglaubigt sind. Der Irrthum erklärt sich daraus, daß Arnold IV. wol schon damals Venner war und als solcher in Verhinderung des Landammanns als dessen Statthalter zu fungiren hatte. Als Statthalter des Landammanns hielt „Venrich" Erni W. vor Weihnachten 1508 zu Stans mit den Landleuten Gericht. Im gleichen Jahre nahm er an einer Gesandtschaft theil, welche die drei Urkantone nach Speier und Antwerpen wegen des Romzuges zu Kaiser Maximilian schickten, mit dem sie damals besonders enge Beziehungen unterhielten. In der Schlacht bei Novara (6. Juni 1513) war der Venner Erni W. einer der Führer der Eidgenossen und stand mit den Hauptleuten von Solothurn, Schwyz und Basel im vordersten Gliede. Auf den Tagsatzungen erscheint er bis 1524 häufig als Bote. Bald nach 1524 wird er gestorben sein, da er in diesem Jahre zum letzten Mal auf der Tagsatzung und unter den Vorstehern der Genossen von Stans genannt wird. Arnold IV. hatte einen Bruder Heinrich, der vor ihm starb. Vermuthlich ist dies der Heini W., dessen die Nidwaldner Jahrzeitbücher als eines Opfers der Schlacht bei Marignano (13./14. Sept. 1515) gedenken.

Mit dem „Venner" W. ist bisher irrthümlicherweise ein Verwandter gleichen Namens, der Gardehauptmann Arnold W., zusammengeworfen worden, einer der berühmtesten schweizerischen Reisläufer aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, wegen seiner Größe und Stärke von den Zeitgenossen auch der „große Winkelried" genannt. Schon 1504 scheint dieser Arnold V. ein gewerbsmäßiger Söldnerführer gewesen zu sein, indem er damals bei der Tagsatzung als einer der Hauptleute denuncirt wurde, die sich gegen ihr Verbot von Kurfürst Philipp von der Pfalz für den bairisch-pfälzischen Erbfolgekrieg hätten anwerben lassen. In den Mailänderzügen zeichnete er sich derart aus, daß ihn der 1512 von den Eidgenossen im Herzogthum Mailand eingesetzte Maximilian Sforza zum Hauptmann seiner Schweizergarde ernannte und ihn im December 1514 zum Ritter schlug. Am 13. September 1515 ließ er sich auf Betreiben Cardinal Schinner's mit seiner Garde in ein Gefecht mit den vor Mailands Thoren streifenden Hommes d'Armes ein und verwickelte dadurch die Eidgenossen in die Schlacht von Marignano (13./14. Sept. 1515). Nach der Capitulation Sforza's (8. Octbr.) mit seinen Gardeknechten ohne Bezahlung entlassen, war Arnold W. zunächst bei der Vertheidigung der eidgenössischen Herrschaften Lugano und Bellinzona thätig und machte hernach den Feldzug Kaiser Maximilian's gegen Mailand im März 1516 mit. Als nach dem unbegreiflichen Rückzug Maximilian's dessen Heer sich auflöste und die meisten Schweizer nach Hause gingen, blieb Arnold W. mit etwa 500 Landsleuten, die ihn als Hauptmann anerkannten, in Verona zurück und nahm an der erfolgreichen Vertheidigung der Stadt gegen die Franzosen und Venetianer durch Frundsberg und Marcanton Colonna ehrenvollen Antheil. Nach dem Friedensschluß drohte W. im Mai 1517 Namens seiner ehemaligen Gardeknechte auf eigene Faust einen Krieg gegen den König von Frankreich als nunmehrigen Herzog von Mailand zu eröffnen, um ihn zur Bezahlung des von Sforza geschuldeten Soldes an ihn und seine Kameraden zu nöthigen, und erreichte schließlich durch Vermittlung der Tagsatzung die Anerkennung seiner Forderung. Nach der Gewohnheit der Reisläufer seine Zunge wenig im Zaume haltend, wurde er öfters in Injurien-

processe verwickelt. So zogen ihn im September 1517 die Berner, Freiburger und Soloturner vor Gericht, weil er sie wegen ihres Abzuges vor der Schlacht von Marignano als feldflüchtige Bösewichte bezeichnet und ihnen die Schuld an der Niederlage der Eidgenossen beigemessen hatte; während solche Schmähungen nicht selten mit Bluturtheilen gesühnt wurden, gelang es ihm, sich mit einer Ehrenerklärung zu Gunsten der drei Städte aus dem Handel zu ziehen.

Hatte der Ritter Arnold W. bis dahin zu den eifrigsten Widersachern Frankreichs in der Schweiz gehört, so erlag auch er schließlich den Lockungen des französischen Goldes. Am 10. Juli 1518 trat er gegen Zusicherung einer Pension von 400 Goldfranken in den Dienst Franz' I. Beim Ausbruch des Krieges mit Karl V. scheint er 1521 als Hauptmann eines Fähnleins in der Picardie gekämpft zu haben. 1522 stand er als oberster Hauptmann der Ländercontingente mit dem Berner Albrecht von Stein an der Spitze der 16 000 Schweizer, die Ende Januar die Alpen überschritten, um die Lombardei für Frankreich zurückerobern zu helfen, und drängte mit Stein den französischen Oberbefehlshaber Lautrec zu dem tollkühnen Angriff auf das verschanzte Lager der Kaiserlichen unter Prosper Colonna bei Bicocca (27. Febr.), nachdem die beiden Schweizerobersten eine oberflächliche Recognoscirung der feindlichen Stellung unternommen hatten. In zwei großen Sturmhaufen rückten die Schweizer unter Stein und W. gegen die Front des kaiserlichen Lagers heran. Trotz des mörderischen Feuers der feindlichen Artillerie und Hakenschützen drang die Spitze ihrer Colonne, W. voran, über die Verschanzungen und stieß auf die Landsknechte Georg's v. Frundsberg. „Du alter Gesell", rief W. seinem ehemaligen Vorgesetzten zu, „find ich dich da; du mußt von meiner Hand sterben". „Es soll dir widerfahren, wills Gott!" erwiderte Frundsberg. Während W. dem deutschen Feldherrn mit dem Spieß einen Stich in den Schenkel versetzte, fiel er unter dem Kugelhagel der spanischen Büchsenschützen, die den schweizerischen Sturmhaufen in der Flanke beschossen. In ihren Liedern rühmten sich hernach die Landsknechte, Albrecht v. Stein und Arnold W. erstochen zu haben, während Niklaus Manuel in seiner Antwort auf ein solches Lied betont, daß sie vom Geschütz umgekommen seien. Der Gardehauptmann Arnold W. hinterließ einen Sohn Hans, der 1532 bereits gestorben war, und eine Tochter, die mit einem Hänsli Odermatt verheirathet war. Mit 1536 verschwinden die bisher zur Kenntniß gelangten Spuren des Geschlechts, das in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in all seinen Zweigen ausgestorben zu sein scheint.

H. v. Liebenau, Die Winkelriede von Stans bis auf Arnold Winkelried, den Helden von Sempach (Mittheilungen d. Antiquar. Gesellsch. Zürich IX; 1854). — Derselbe, Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. Aarau 1862. — Oechsli, Die Anfänge der schweiz. Eidgenossenschaft. Zürich 1891. — Derselbe, Zur Sempacher Schlachtfeier. Zürich 1886. — Odermatt, St. Magnus- oder Winkelriedskapelle auf Allweg in Nidwalden (Geschichtsfreund d. V Orte, S. 42; 1887). — Deschwanden, Urkundl. Verzeichniß der Landammänner von Nidwalden (Geschichtsfreund S. 26; 1871). — Küchler, Winkelriede als Bürger von Alpnach (Anzeiger f. schweiz. Gesch. V.) — Lorenz, Leopold III. und die Schweizerbünde. Wien 1860. — Derselbe, Die Sempacher Schlachtlieder. Wien 1861. — G. v. Wyß, Ueber eine Zürcher Chronik aus dem 15. Jahrh. und ihren Schlachtbericht von Sempach. Zürich 1862. — Derselbe, Zur Schlacht von Sempach (Anz. f. schweiz. Gesch. V). — Lütolf, Luzerner Schlachtliederdichter im 15. Jahrh., bes. Hans Halbsuter und das Sempacherlied (Geschichtsfreund S. 18; 1862). — v. Stürler, Die Fackel zum Sempacherstreit (Anzeiger f. schweiz. Gesch. u. Alterthumskunde, 1862 u. 1864). — Derselbe, Zur Winkelriedfrage (Anz. f. schweiz. Gesch.

III, 392). — v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen I u. III. — Kleißner, Die Quellen zur Sempacherschlacht und die Winkelriedsage. Göttingen 1873. — Th. v. Liebenau, Der Liederdichter Hans Halbsuter (Monatrosen B. 15; 1874). — Derselbe, Zur Genesis der Winkelriedfrage (Anz. f. schweiz. Gesch. III). — Derselbe, Die Schlacht bei Sempach. Luzern 1886. — Derselbe, Hauptmann Arnold Winkelried über d. Luzerner Truppen (Anz. f. schweiz. Gesch. II). — Bernoulli, Königshofens Bericht über die Schlacht bei Sempach (Jahrbuch f. schweiz. Gesch. V; 1880). — Derselbe, Winkelried's That bei Sempach. Basel 1886. — Derselbe, Zur neuesten Forschung über Winkelried (Anz. f. schweiz. Gesch. V). — Baucher, Sur la légende de Winkelried (Bibliogr. d. Schweiz 1881). — Dändliker, Das Schweigen von Ruß über Winkelried's That bei Sempach (Anzeiger IV). — Gehrig, Die Winkelriedfrage. Burgdorf 1883. — Tobler, Schweizer. Volkslieder. Frauenfeld 1884. — Vetter, Die Winkelriedfrage (Archiv d. histor. Vereins Bern B. 11; 1886). — Hartmann, Die Schlacht bei Sempach. Frauenfeld 1886. — Derselbe, Nochmals zur Sempacher Frage. Frauenfeld 1887. — Bürkli, Der wahre Winkelried. Zürich 1886. — Thommen, Eine Bemerkung zum Sempacherlied (Anz. f. schweiz. Gesch. V). — Secretan, Sempach et Winkelried. Lausanne 1886. — Theuner, Die Schlacht bei Sempach und die Sage von Winkelried (Preuß. Jahrbücher B. 58; 1886). — Köhler, Die Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit II. Breslau 1886. — Eidgenössische Abschiede I—IV. — Urkunden im Geschichtsfreund der V Orte, passim. — Daguet, Arnold de Winkelried, le héros de Novarre, de Marignan et de Bicoque (Anz. f. schweiz. Gesch. III). — Diebold Schillings des Luzerners Schweizer-Chronik. — Reißner, Historia Herrn Georgen und Herrn Caspарn von Frundsberg. — Anshelm, Berner Chronik IV. — Jovius. — Fridolin Sichers Chronik (Mittheil. St. Gallen XX). — Glutz-Blotzheim, Gesch. der Eidgenossen. — V. Rodt, Albrecht von Stein (Schweiz. Geschichtsforscher VI; 1827). — Urtheil zu Stans betr. Arnold Winkelried (Geschichtsforscher III, 265). — Joller, Der Eidgenossen Schlachtjahrzeit (Beiträge zur Gesch. Nidwaldens VII. Stans 1890). — Durrer, Die Freiherren von Ringgenberg (Jahrb. f. schweiz. Gesch. XXI), 1896. — Derselbe, Urkundenbuch v. Nidwalden (handschriftlich, gütigst mitgetheilt vom Verfasser). W. Oechsli.

Winkler: Benedikt W., Jurist, ließ 1615 zu Leipzig ein Werk erscheinen unter dem Titel: „Principiorum juris libri quinque“, wegen dessen er zu den früheren Naturrechtsautoren gerechnet wird, wie denn auch seine methodologischen Bemühungen und sein juristischer Sinn Anerkennung verdienen. Karl v. Kaltenborn, die Vorläufer des Hugo Grotius (Leipzig 1848), hat deshalb S. 239 fg. die Aufmerksamkeit wieder auf ihn gelenkt und die wesentlichen Stücke jener Schrift neu abdrucken lassen (ebd. Abth. 2, S. 45—148). — Ueber Winkler's Leben läßt sich aber nur feststellen, daß er zu Salzwedel 1579 geboren, um 1615 in Leipzig docirte, 1616 zu Basel promovirte, späterhin Vicesyndikus, seit 1630 Syndikus der Reichsstadt Lübeck war und dort am 1. Juni 1648 gestorben ist, nachdem er noch kurz vorher die Stadt bei der Krönung Friedrich III. zu Kopenhagen vertreten hatte.

Moller, Cimbria literata 2, 990. — Kaltenborn a. a. O. 1, 239 Note. Ernst Landsberg.

Winkler: Georg Johann W., Edler von Brückenbrandt, Forstmann, geboren am 29. März 1776 in Großwiesendorf (Niederösterreich), † am 1. August 1853 zu Mariabrunn. Nach beendigten Schulstudien trat er, seiner Neigung für den Artilleriedienst folgend, am 1. April 1794 bei dem 2. Artillerie-

regiment in Wien ein. In den Jahren 1794—1800 machte er die Feldzüge am Ober- und Mittelrhein mit, benutzte aber jede freie Stunde zum Studium der Mathematik und zum Erlernen der Kunst des militärischen Zeichnens. 1801 bis 1804 besuchte er eifrig die Artillerieschulen und erwarb sich hierdurch in beiden Gegenständen durch seine, von trefflichen natürlichen Anlagen unterstützte, Ausdauer bald solche Kenntnisse und Fertigkeiten, daß er in einer Artillerieschule als Repetitor in der höheren Mathematik und Zeichenlehrer angestellt wurde. Im Feldzuge 1805 kam er als Adjutant zum Feldartilleriecommandanten Hermann Peter Grafen Künigl in Tirol. 1809 rückte er zum Oberlieutenant auf, in welcher Eigenschaft er mehrere ihm von Erzherzog Maximilian von Este ertheilte Aufträge mit bestem Erfolg ausführte. Nach hergestelltem Frieden studirte er an der k. k. Forstlehranstalt in Purkersdorf (bei Wien) und erhielt 1811 zunächst provisorisch die Professur der Mathematik an diesem Institut übertragen. Nachdem dasselbe 1813 nach Mariabrunn übergesiedelt war, wurde er definitiv als Professor der mathematischen Fächer angestellt. In dieser Eigenschaft wirkte er bis 1849, also nahezu 40 Jahre, bei seiner Quiescirung durch Verleihung des Titels eines kaiserlichen Rathes ausgezeichnet. Schon 1838 war er in Rücksicht auf seine verdienstliche Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller als „Edler von Brückenbrandt“ in den erblichen Adelstand erhoben worden.

W. gehört mit zu den tüchtigsten Forstmännern Oesterreichs. Er war ein erfinderischer Kopf, der mehrere praktische Instrumente zu forsttaxatorischen Zwecken erfand, unter anderen einen noch heute in Anwendung stehenden, sehr sinnreichen Dendrometer (Baummesser), mittels dessen man nicht nur den Durchmesser eines Baumes in jeder beliebigen Höhe über dem Boden, sondern auch die Gesammthöhe und den Kubikinhalt des Baumes zu ermitteln im Stande ist. Außerdem verfaßte er zahlreiche mathematische Werke vorzugsweise mit Beziehung auf das Forstfach, die sich durch Wissenschaftlichkeit, gründliche klare Darstellung und eine vorwiegend praktische Richtung auszeichnen. Das Verzeichniß derselben möge nachstehend in chronologischer Anordnung folgen: „Beschreibung eines verbesserten und zum wirklichen Gebrauch eingerichteten Spiegellineals, mit der Anweisung über den Gebrauch desselben; mit einer Kupfertafel“ (1809); „Beschreibung eines Dendrometers, mittelst welchem man nicht nur die Höhen und jeden beliebigen Durchmesser eines gerade stehenden, sondern auch die Länge und jeden gegebenen Durchmesser eines wie immer schief oder krumm gewachsenen Baumes sowol, als auch die Länge und die Durchmesser der Aeste desselben, folglich die Kubikmasse der Bäume möglich genau zu bestimmen im Stande ist; mit einer Kupfertafel“ (1812; 2. Aufl. unter etwas anderem Titel 1846; mit einer Figurentafel); „Theoretisch-praktische Anweisung über die geometrische Eintheilung und den Gebrauch der übrigen Pantographe (Storchschnabel)“ (1813; 2. Aufl. 1819); „Lehrbuch der Rechenkunst und Algebra zum Gebrauch auf Forstakademien u. s. w.“ (1813; 2. Aufl. 1822, 3. Aufl. 1838; 4. Aufl. 1848; 5. Aufl. 1854; 6. Aufl. 1866, neu durchgesehen, vermehrt und theilweise umgearbeitet von Dr. Franz Baur); „Lehrbuch der Geometrie. Zum Gebrauche auf Forstakademien u. s. w. (2 Theile). 1. Theil: Theoretische Geometrie und Trigonometrie (1814; 2. Aufl. 1824). 2. Theil. Die praktische Meßkunst“ (1817; 2. Aufl. 1829; 3. Aufl. unter etwas abgeändertem Titel 1839; 4. Aufl. 1849; 5. Aufl. 1857, von Dr. Franz Baur herausgegeben); „Praktische Anleitung zum graphischen und geometrischen Trianguliren mit dem Meßtische u. s. w.“ (1821; 2. Aufl. 1825); „Lehrbuch der angewandten Mathematik, enthaltend die Anfangsgründe der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik; mit 1 Kupfer- und 5 lithogr. Tafeln“ (1821; 2. Aufl. u. d. T.: Lehrbuch der Mechanik); „Beschreibung eines verbesserten, bequemen und einfachen Reisebarometers, nebst praktischer Anleitung

zum Gebrauche desselben" (1821); „Theoretisch-praktische Anleitung zur Berg-, Situationszeichnung mit 2 Kupfern" (1823); „Logarithmische und logarithmisch-trigonometrische Tafeln. Zum öffentlichen Gebrauch überhaupt und zunächst für Individuen, die sich dem Forstfache, der Meß- und Baukunst widmen" (1834); „Waldwerth-Schätzung. 1. Abtheilung, die Materialschätzung und Ertrags-erhebung enthaltend, nach einem einfachen Verfahren, mit 20 Tabellen, Holzschnitten und einer lithographirten Forstkarte" (1835; 2. Aufl. 1838); „Waldwerth-Schätzung. 2. Abtheilung, die Waldwerthberechnung enthaltend, nach einem einfachen Verfahren; mit 2 Tabellen und einer lithographirten Forstkarte" (1836; 2. Aufl. 1841).

Gräffer und Czikann, Oesterreichische National-Encyclopädie, VI. Band, Wien, 1837, S. 160. — J. C. Poggendorff, Biogr.-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften. II. Band M—Z. Leipzig, 1863, Sp. 1338. — Karl Schindler, die k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn. Wien, 1863, S. 92. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, 1865, S. 556. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, III, 1, S. 679, Bemerkung 752 b (Todesjahr unrichtig), S. 822, Nr. 1211 und S. 846, Nr. 1295; III, 2, S. 938, Nr. 1555 bbbb; IV, S. 13, Nr. 2177, S. 87, Nr. 2504, S. 96, Nr. 2521, S. 125, Nr. 2657 b und S. 146, Nr. 2687. — G. v. Schwarzer, Biographien, S. 27. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums u. s. w. III, S. 289. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner u. s. w. 1885, S. 413. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreichs. 56. Theil, Wien 1888, S. 275. R. Heß.

Winkler: Dr. Georg Gustav W., Professor der Mineralogie und Geognosie an der Industrieschule, Assistent an der geogn. Staatssammlung in München, entstammte einer bäuerlichen Familie des bairischen Gebirges, wo er am 1. August 1820 zu Audorf geboren wurde. Dem geistlichen Stande bestimmt, machte er seine theologischen Studien in Freising und München, ging dann auf das Studium der Mineralogie und Geognosie unter Professor v. Schafhäutl in der von Fuchs und Andr. Wagner gelehrten neptunistischen Schule über, promovirte am 31. Juli 1855 in München, wurde 1856 Assistent an der geognostischen Sammlung des Staates und habilitirte sich 1857 als Docent für Mineralogie und Geognosie an der Universität München mit einer umfassenden paläontologischen Schrift über rhätische Ablagerungen. Seine geologischen Untersuchungen in den Alpen unterbrach er durch eine in Begleitung des berühmten Germanisten Professor Maurer unternommene Reise nach Island 1858 und veröffentlichte über die Ergebnisse der dabei gemachten geologischen Beobachtungen das selbstständige Werk: „Island, der Bau seiner Gebirge und dessen geologische Bedeutung" (München 1863), welches zwar sehr viele vortreffliche Schilderungen der Verhältnisse enthält, aber ganz im extrem-neptunistischen Geiste verfaßt, die vulkanischen Decken und Lavalagen als Analogen von Flötzen und Bänken aufzufassen versucht. Den Surturbrand leitete W. von den auf der Insel selbst entstandenen Tertiärgebilden ab. Seine übrigen Arbeiten befassen sich mit alpinen geologisch-paläontologischen Verhältnissen. Darunter sind hervorzuheben: „Ueber Vilser Schichten am Teisenberg" (N. Jahrb. f. Mineralogie, Geologie und Petrefactenkunde, Jhrgg. 1863 S. 809); „Beiträge zur Geologie der bair. Alpen" (ebd. 1864 S. 295); „Geologisches aus Tirol, Briefliche Mitthlgn." (ebd. Jahrg. 1865 S. 41); Ankündigungen seiner Versteinerungen des bair. Alpengebirges, Bericht über seine Wanderungen im Urschlauer Thal (ebenda Jahrg. 1868 S. 55); „Versteinerungen a. d. bair. Alpengebiet mit geognost. Erläuterungen" — eine selbständige sehr vortreffliche Monographie — (ebenda Jahrg.

1860, S. 632); „Neuer Nachweis ü. den unteren Lias in den bair. Alpen" (ebenda Jahrg. 1886, Bd. II S. 1). Später befaßte sich W. hauptsächlich mit der Herstellung eines Reliefs der bairischen Alpen, das er auch geologisch colorirte. In diese Zeit fällt seine Anstellung an die Industrieschule und seine Convertirung zur protestantischen Kirche. Später hatte W. viel mit Krankheit zu kämpfen. Er starb am 26. Januar 1896. v. Gümbel.

Winkler: Joseph W., Landschaftsmaler, wurde um das Jahr 1839 zu Traunstein in Oberbaiern geboren. Ende der fünfziger Jahre siedelte er nach München über und erregte hier durch seine bedeutenden Gaben großes Aufsehen. Er hospitirte nur vorübergehend an der Akademie der bildenden Künste und suchte sich auf eigene Faust auszubilden. Wer seine meist flott hingeworfenen Kohlezeichnungen sah, war erstaunt über den regen Schönheitssinn und die reiche Phantasie, die aus ihnen sprach, gleichzeitig mußte er aber auch bemerken, daß es ihnen in formeller Hinsicht an Durchbildung und Sicherheit fehlte. W. wies mehrere Anerbieten, ihn bei seiner Ausbildung zu unterstützen, zurück und schloß sich nur an den aus Baden stammenden Maler Erxleben an, mit dem er eine Zeit lang Naturstudien in den bairischen Alpen machte. Das erste Debut Winkler's im Münchener Kunstverein verunglückte, da seine Landschaft mit biblischer Staffage mißfiel. Ein darauffolgendes Oelbild, das den Dachstein im Salzkammergut darstellte, wurde günstiger aufgenommen, und als er im nächsten Jahre einen riesigen Carton: die Etaler Bärenhöhle und eine mit der Taufe im Jordan staffirte heitere Landschaft ausstellte, blieb die Anerkennung nicht aus. Leider verfiel W. damals auf den Gedanken, eine neue Farbentechnik zu erfinden und eine neue Farbenscala aufzustellen. Damit verdarb er die beste Zeit und gerieth in Noth, aus der ihn das Eingreifen einer britischen Lady befreite, die ihn für eine Reise um die Welt engagirte. Die Reisenden kamen jedoch nur bis Italien und Malta. Im Winter 1869 lebte W. in Rom, wo Adolf Stahr mit ihm zusammentraf. Nach München kehrte W. im Herbste desselben Jahres zurück. Er malte wieder Bilder nach Hochgebirgsmotiven und verrieth in keiner Weise einen Einfluß Italiens auf seine Kunst. Während des Krieges von 1870 und 1871 hielt er sich in Frankreich auf und brachte nun mehrere Winterbilder mit Staffage aus dem Kriegsleben zur Ausstellung. Das letzte Bild von seiner Hand, das der Münchener Kunstverein ankaufte, stellte eine Sägemühle im Winter dar. Bald darauf kam er in unaufgeklärter Weise ums Leben. Er wurde ertrunken an der sogenannten Kohleninsel in der Isar bei München aufgefunden und am 5. Juli 1877 beerdigt.

Vgl. Bericht über den Bestand und das Wirken des Kunstvereins in München während des Jahres 1877. München 1878. S. 72, 73.

H. A. Lier.

Winkler: Karl Gottlieb v. W., kursächsischer Appellationsgerichtsrath und ordentlicher Professor der Decretalien; geboren zu Leipzig am 22. Mai 1722, † ebenda am 19. April 1790. Sein Vater war Secretär und Rechtsanwalt in Leipzig, er selbst kam dort auf die Thomasschule, dann auf die Universität, wo er sich für die juristische Laufbahn vorbereitete, und 1744 Magister der Philosophie, im nächsten Jahre (1745 Doctor beider Rechte wurde, aus welchem Anlasse er die Inauguraldissertation: „de lege Julia Velteja" (Lipsiae 1745) schrieb. Nach mehrjähriger Advocatenpraxis trat er in Leipzig in das städtische Rathscollegium; 1762 wurde er Beisitzer der Juristenfacultät, einige Zeit später kursächsischer wirklicher Appellationsgerichtsrath. Im Rathe rückte er von Stufe zu Stufe allmählich vor und wurde 1776 zum Bürgermeister von Leipzig, zum Beisitzer des Schöppenstuhles so wie zum Vorsteher der Kirche und Schule von St. Nicolai erwählt. Nach dem Tode des Leipziger Juristen Hommel

wurde W. an dessen Stelle an die Universität berufen, und zum Ordinarius sowie zum beständigen Facultätsdecan ernannt, womit das Kanonikat zu Merseburg, die erste Beisitzerstelle am Oberhofgerichte, das Decemvirat und die Professur der Decretalien verbunden waren. Da letztere als die erste und oberste Rechtslehrerstelle in Leipzig galt, trat W. mit deren Verleihung an die Spitze der Juristenfacultät. Um diese Zeit ließ W. den von Kaiser Ferdinand seinen Vorfahren verliehenen Adel erneuern. Nach seinem 1790 erfolgten Ableben veranstaltete sein Sohn, Gottfried Ludwig, eine zweibändige Sammlung seiner kleinen Schriften unter dem Titel „Opuscula minora“. Vol. I. Edidit et praefatus filius G. L. W.: Dresdae et Lipsiae 1792. — Vol. II. P. I ibid. 1796. — P. II. ibid. 1797. Außerdem verfaßte W. mehrere Dissertationen und Programme. Im nämlichen Jahre (27. Jan. 1722) und gleichfalls zu Leipzig wurde der gleichnamige Karl Friedrich Winkler geboren, der sich ebenfalls der Rechtswissenschaft widmete. Nach vollendeten Studien in Göttingen (1737) und Leipzig (1742), sowie nach erlangtem juristischen Doctorgrade an ersterer Hochschule (1745) wurde er Syndikus, 1753 ordentlicher Professor der Rechte in Kiel, später königlich dänischer Kanzleirath und starb am 12. Februar 1784 als Justizrath ... Seine 14 Dissertationen sind meist dem Erbrechte entnommen. Lange nach seinem Ableben veröffentlichte v. Eggers aus dessen Dictaten: „Institutiones jurisprud. naturalis in usum praelectionum“ (Hafniae 1801).

(K. G. v. W.) Schlichtegroll's Nekrolog auf 1790. Bd. 1, S. 312 u. 313. — Meusel, Lexic. der verstorb. dtschn. Schriftst. Bd. 15, S. 225—27 und die dort aufgeführte Litteratur. — In der Vorrede zu den opusc. eine v. G. Ldw. W. verfaßte Biographie. — (K. Fr. W.) Weidlich, Biogr. Nachr., Thl. 2, S. 463—65. — Meusel a. a. O. S. 224 und 25.

v. Eisenhart.

Winkler: Paul W., schlesischer Jurist und Schriftsteller, ward als Sohn des Bürgers und Handelsmannes W. und der Anna Greif, einer Schwester des Dichters Andreas Gryphius, am 13. November 1630 zu Groß-Glogau geboren. Obwol gut protestantisch, waren die Eltern gezwungen, das Kind katholisch taufen und in Ermangelung evangelischer Schulen zuerst im Hause unterrichten zu lassen. Da Vater und Mutter früh starben, wurde der elfjährige Knabe zu Verwandten nach Fraustadt gegeben, wo er, „ein rechtes Beispiel eines verlassenen armseligen Kindes“, bei elender Kost und schlechter Pflege niedrige Dienste verrichten mußte. In solcher Verfassung erregte er durch seine Begabung die Aufmerksamkeit des Conrectors der Fraustädter Schule Georg Andreae, der den Fünfzehnjährigen der Schule und den Studien zuführte. Im April 1649 bezog W. die Universität Frankfurt, kehrte aber schon im Herbste 1650, da ihm die Mittel ausgingen, nach Hause zurück, um bei Georg von Glaubitz, Herrn auf Dalkau bei Glogau, eine Hauslehrerstelle zu übernehmen. Seine Hoffnung, die zu früh unterbrochenen Studien hier fortzusetzen, konnte sich in diesem gastfreien Hause, wo er mehr Gelegenheit zu trinken als Zeit zu arbeiten fand, nicht erfüllen, und so gab er trotz der dringenden Abmahnungen seines Oheims Andreas Gryphius im Februar 1653 die Stelle auf, um anderswo sein Glück zu versuchen. Er ging über Frankfurt, Greifswald, Rostock, Lübeck, Hamburg, Leipzig nach Regensburg, wo er der Krönung Ferdinand's IV. beiwohnte, und gelangte nach längerem Aufenthalt in Augsburg und Straßburg nach Stuttgart. Ueberall hatte er sich bemüht, Beziehungen anzuknüpfen, aber nirgends hatte sich seine Hoffnung, irgendwo ein Unterkommen zu finden, verwirklicht. Da kam ihm das Anerbieten, eine Hofmeisterstelle bei Johann Wilhelm Freiherrn v. Stubenberg zu Schallenburg in Niederösterreich zu übernehmen, wie ein Retter in der Noth. Sofort

wanderte er, obwol an Fieber und hartnäckigem Ausschlag leidend, zu Fuß über Nürnberg nach Regensburg und fuhr nun die Donau abwärts nach Schallenburg, wo er, durch die anstrengenden Märsche und immerwährenden Entbehrungen erschöpft, in der elendesten Verfassung ankam. Aber die liebenswürdige Aufnahme und die ausgezeichnete Pflege im Hause des Freiherrn stellten ihn bald wieder her, und der Aufenthalt in der Familie und Umgebung dieses hochgebildeten, in der Litteraturgeschichte durch seine zahlreichen Uebersetzungen englischer, französischer und italienischer Autoren bekannten Edelmanns (A. D. B. XXXVI, 705) behagte ihm in hohem Grade. Als er trotz des Drängens einer im Kloster Melk tagenden päpstlichen Commission an seinem protestantischen Glauben festhielt, schickte ihn sein Herr mit seinem Zögling im Sommer 1655 nach Oedenburg und bald darauf nach Preßburg. Der Ausbruch der Pest trieb sie von hier in ein auf der Donauinsel Schütt gelegenes kroatisches Dorf, wo W. mit Freunden und Freundinnen sich zu einer Art Schäfergesellschaft verband und durch poetische Spielereien über den Ernst der Lage zu trösten wußte. Eine Pesterkrankung in ihrer nächsten Umgebung machte diesem Idyll ein rasches Ende. W. kehrte mit seinem Schüler nach Schallenburg zurück, verließ aber schon im April 1656 das gastliche Stubenbergische Haus und ging nach kurzem Aufenthalt in Preßburg über Wien, Prag und Wittenberg nach Kiel. Der gelehrten Beschäftigung müde, wollte er sein Glück im Kriege versuchen und trat als Secretär in die Dienste des dänischen Reiterobersten Joachim v. Diebern. In dieser Stellung machte er den unglücklichen Feldzug der Dänen gegen die Schweden mit, ward aber auch des Waffenhandwerks bald überdrüssig und zog im November 1658 nach seiner Vaterstadt und bald darauf nach Breslau. Schon hatte er den Plan gefaßt, wieder nach Wien und Preßburg zu gehen, als der Freiherr v. Carolath-Beuthen ihm das Consiliariat und Amtssecretariat über seine Majoratsgüter antrug. Hocherfreut und muthig trat er im Februar 1659 das verantwortungsvolle Amt an. Zur Ordnung der Majoratsangelegenheiten des Hauses Carolath mußte er bald darauf nach Wien gehen, und er hatte die Genugthuung, nach Jahresfrist seinem Herrn einen kaiserlichen Erlaß zu überbringen, welcher dem Schönaichischen Majorat die nachgesuchte Bestätigung und die Exemtion von der Glogauischen Amtsjurisdiction ertheilte. Nach dieser ersten erfolgreichen Sendung hat W. noch oft Gelegenheit gehabt, sein diplomatisches Geschick am kaiserlichen Hofe zu bewähren. Schon im Herbst 1660 ging er im Auftrage der Vorsteher der Glogauer Friedenskirche von neuem nach Wien, um bei dem Kaiser für das in seiner Existenz bedrohte Gotteshaus der Protestanten zu wirken, und auch hier war seine Arbeit erfolgreich. Als ihm eine schwere Krankheit den Aufenthalt in Carolath verleidete, verlegte W. im Mai 1664 seinen Wohnsitz unter Fortsetzung seines Dienstverhältnisses zum Freiherrn v. Carolath nach Breslau, wo er bei seinem ausgedehnten Bekanntenkreise und offenbar großer Gewandtheit eine umfängliche Rechtspraxis fand. Der Ruf seiner Tüchtigkeit verschaffte ihm aber auch größere und wichtigere Aufträge, die ihn bisweilen vor schwierige diplomatische Aufgaben stellten. So hatte er 1664 in Wien die Interessen der Guhrauischen Landstände gegen den Glogauer Landeshauptmann wahrzunehmen; im folgenden Jahre sandten ihn die Glogauer Stände, denen nach dem Tode des Andreas Gryphius unter Beiseiteschiebung ihres bereits bestellten protestantischen Syndikus ein Katholik aufgedrungen werden sollte, von neuem an den kaiserlichen Hof, wo denn W. die Abberufung des unerwünschten und die Bestätigung des protestantischen Syndikus glücklich erwirkte. Noch zweimal hatte er (1668 und 1669) im Auftrage der Glogauer Landstände nach Wien zu gehen, um dort gegen die Religionsbedrückungen, denen dieselben seitens ihres Landeshauptmanns ausgesetzt waren, den Kaiser anzurufen.

Weniger glücklich als hier war er bei einer Mission, die ihn im Namen der vom Olmützer Bischof stark bedrückten Fürstenthümer Jägerndorf und Troppau Ostern 1671 nach Wien führte. Der Haupterfolg aller dieser diplomatischen Leistungen bestand darin, daß W. im Februar 1672 vom Großen Kurfürsten zu seinem Agenten in Breslau, dem die Wahrnehmung der brandenburgischen Interessen in Breslau und Umgebung oblag, ernannt wurde. Neben dieser Stellung wirkte W. auch weiterhin als Rechtsbeistand hervorragender Vertreter des schlesischen Adels, insbesondere des Freiherrn v. Carolath. Im December 1678 ertheilte Kurfürst Friedrich Wilhelm ihm den Rathstitel; den Adel, der ihm oft beigelegt worden ist, hat W. dagegen nicht besessen. Im J. 1662 war er durch die Vermittelung des Freiherrn v. Stubenberg in die fruchtbringende Gesellschaft mit dem Beinamen „der Geübte“ aufgenommen worden. W. starb, nachdem schwere gichtische Leiden ihm die letzten Lebensjahre getrübt hatten, am 1. März 1686.

W. war ein Mann von großer aufrichtiger Frömmigkeit mit einem bei dem nüchternen Juristen und gewandten Weltmanne überraschenden Hange zu abergläubischen Vorstellungen. Für seine scharfe Beobachtungsgabe, den Reichthum seiner Lebenserfahrung und sein reifes Urtheil legen die beiden Schriften Zeugniß ab, die aus seiner Feder hervorgegangen sind: „Guter Gedanken drei Tausend, zusammengebracht von dem Geübten“ (Görlitz 1685), eine Sammlung von Aphorismen, unter denen sich viele Goldkörner finden, und „Der Edelmann“ (Frankfurt und Leipzig 1696), ein zehn Jahre nach seinem Tode anonym veröffentlichter umfänglicher Roman, in welchem er offenbar auf Grund eigener Erlebnisse und Erfahrungen manchen lehrreichen Blick in die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse des schlesischen Adels jener Tage thun läßt und gleichzeitig unter Aufwendung großer Gelehrsamkeit viele für einen jungen Edelmann wissenswerthe Dinge mittheilt.

Hauptquelle ist Winkler's Selbstbiographie, von der drei übereinstimmende Abschriften in der Stadtbibliothek Breslau vorhanden sind. Gedruckt wurde dieselbe von A. Kahlert in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens III (1861), S. 82 ff. Zu vergleichen sind ferner zwei Aufsätze von A. Kahlert über Paul Winkler in den Schlesischen Provinzialblättern, Bd. 107 (1838), S. 291—300, S. 432—440, S. 513—523 und im Deutschen Museum, Jahrg. 9 (1859), S. 641 ff. Max Hippe.

Winklern: Johann Baptist v. W., Historiker, wurde am 13. Januar 1768 zu Muran in Obersteiermark als Sohn des Anton v. W., fürstlich Schwarzenberg'schen Eisenoberverwesers geboren, er trat 1776 in das k. k. vereinigte Seminar in Graz, um sich für den Priesterstand vorzubereiten; 1783 wurde es in ein Generalseminar für den Clerus von Innerösterreich umgewandelt. W. verließ diese Anstalt, um die früher unterbrochenen Studien zu vollenden. Nach Absolvirung dieser trat er als Practicant bei der innerösterreichischen Staatsgüteradministration ein, in welcher er als Amtsschreiber an der k. k. Cameralherrschaft Millstadt in Kärnten angestellt wurde. 1789 wendete er sich wieder dem priesterlichen Berufe zu, studirte in Prag Theologie und wurde 1792 zum Priester geweiht. Er fungirte drei Jahre als Caplan zu Anger in der östlichen Steiermark, 1½ Jahr zu St. Peter bei Graz; Juni 1797 wurde er zum Actuar und Katecheten an der Mädchenschule im Ursulinenkloster in Graz ernannt und 1800 als Curat angestellt. Der Fürstbischof von Seckau, Joseph Graf Arco, verlieh ihm die Patronatspfarre St. Johann im Saggauthale in der westlichen Mittelsteiermark, von wo er 1810 auf die einträglichere Pfarre zu Unzmarkt im Murthale von Obersteiermark befördert und 1819 zum Dechant ernannt wurde. 1832 wurde er Hauptpfarrer und Dechant zu Pöls bei Juden-

burg, welche Stelle er bis zu seinem am 22. August 1841 in seinem 74. Lebensjahre erfolgten Tode bekleidete. Seine reichhaltige Bibliothek hinterließ er der Hauptpfarre Pöls.

W. verfaßte eine beträchtliche Anzahl von Büchern religiösen Inhalts, Predigten, Gebet- und Erbauungsbücher, Legenden u. s. w., welche an sich hier und namentlich jetzt, nachdem 80 und mehr Jahre seit ihrem Erscheinen verflossen, belanglos sind (ihre Titel sind bei Wurzbach, s. u., verzeichnet). Für die Geschichte von Steiermark aber sind seine geschichtlichen Arbeiten heute noch von Bedeutung und als Hülfsmittel bestens zu verwenden; es sind dies: „Biographische und litterarische Nachrichten von den Schriftstellern und Künstlern, welche in dem Herzogthum Steiermark geboren sind und in oder außer demselben gelebt haben oder noch leben. In alphabetischer Ordnung. Ein Beitrag zur National-Litteraturgeschichte Oesterreichs" (Gratz 1810, 282 S.); „Chronologische Geschichte des Herzogthums Steiermark" (Gratz 1820, von den ältesten Zeiten bis 1818, 274 S.); „Die Hauptpfarre Pöls in der oberen Steiermark" in der „Steiermärkischen Zeitschrift", Neue Folge, III. Jahrgang, 2. Heft (Grätz 1836), S. 140—156; „Biographien denkwürdiger Steiermärker", in der Steiermärkischen Zeitschrift, N. F. VI. 1., S. 82—139; VI. 2., S. 27—80; VII. 1., S. 52 bis 114, welche nicht, wie Wurzbach schreibt, Nachdruck des eben genannten Buches, „Biographische und litterarische Nachrichten", sondern selbständige Arbeiten Winklern's sind. Außerdem hinterließ W. handschriftlich drei dramatische Versuche und „Ländliche Erzählungen".

Nachträge und Ergänzungen zu den „Biographischen und litterarischen Nachrichten" und zur „Chronologischen Geschichte" aus dem Nachlaß Winklern's wurden von mir in den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark" (s. u.) herausgegeben.

Winklern's Selbstbiographie bis 1808 in dessen „Biographischen und litterarischen Nachrichten", S. 270—273. — Schmutz, Historisch-topographisches Lexikon von Steiermark. Gratz 1823. Bd. IV, S. 375. — Oesterreichische National-Encyklopädie von Czikann und Gräffer. Wien 1835. Bd. VI, S. 161. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Wien 1886. 56. Theil, S. 291—293 (mangelhaft und theilweise irrig). — Ilwof, Kleine Beiträge zur Geschichte der Steiermark in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, Graz 1869, 17. Heft, S. 14—45). Franz Ilwof.

Winkopp: Peter Adolph W., geboren im J. 1759 in Sachsen, trat nach vollendeter Vorbereitung in den Benedictinerorden ein, entlief zwei Mal dem Kloster Petersberg bei Erfurt und widmete sich von da an der Schriftstellerei. Zunächst verfaßte er eine große Zahl von Romanen (Serafine, Leben und Schicksale des Priors Hartungus, Faustin, Päpstin Johanna u. s. w.), die in Klöstern sich abspielen und im Geist der damals beliebten Ritter- und Räuberromane Grauenhaftes aus dem Leben der von der Welt abgeschlossenen, gegen ihren Willen in den dumpfen Zellen zurückgehaltenen Jungfrauen und Jünglinge zu Tage fördern. Diese Erzählungen machten zur Zeit um so größeren Eindruck, als in vielen deutschen Staaten, auch in den geistlichen, namentlich in Kurmainz unter den Erzb. Emmerich Joseph und Friedrich Karl, eine schärfere Aufsicht über das Leben in den Klöstern eingeführt und die Aufhebung mancher dieser Anstalten herbeigeführt wurde, was den Anlaß zu zahlreichen Erzählungen und Erfindungen abgab. Weit mehr als durch die Romane wurde demnächst W. bekannt durch die Herausgabe einer, der Besprechung politischer und religiöser Vorgänge gewidmeten Zeitschrift: „Der deutsche Zuschauer" (Zürich 1785—1789), mit welcher er an verschiedenen Höfen, so an dem Pfälzischen und Mainzer Hofe,

Anstoß erregte. Namentlich hatte W. es auf Kurmainz abgesehen, indem seine Zeitschrift sich u. A. auch der Bekämpfung der, die Anschauungen der höheren Geistlichkeit vertretenden „Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen" widmete. Wegen eines den Kurfürsten von Mainz kränkenden, wie sich später herausstellte, von dem Hof- und Regierungsrath Joh. v. Benzel geschriebenen Aufsatzes, wurde W. am 8. März 1786 in Basel aufgegriffen, nach Mainz gebracht und dort bis Ende September in Haft behalten. Nach seiner Entlassung blieb er in Mainz, heirathete die Wittwe eines Frankfurter Buchhändlers und errichtete eine eigene Buchhandlung, die er schlechten Geschäfts halber wieder aufgeben mußte. W. machte nunmehr Frieden mit der kurmainzischen Regierung, die ihn zum Hofkammerassessor (1791) und dann zum Hofkammerrath in Erfurt (1796) ernannte. Immer noch schriftstellerisch thätig, warf W. jetzt sich auf Statistik und auf die Herausgabe wichtiger Schriftstücke aus der Zeitgeschichte. Hierher gehört das in Verbindung mit dem Isenburgischen Regierungssecretär J. D. A. Hoeck herausgegebene „Magazin für Geschichte, Statistik, Litteratur und Topographie der sämmtlichen deutschen geistlichen Staaten" (Zürich 1790—1791), worin eine Reihe staatsrechtlicher Schriftstücke (so z. B. über die Lüttticher Unruhen) enthalten ist. Eine beachtenswerthe Arbeit ist die im J. 1794 begonnene Schrift: „Geschichte der franz. Eroberungen und Revolution am Rheinstrome, vorzüglich in Hinsicht auf Mainz". Die Staatsumwälzungen zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts gaben den Stoff zu weiteren staatsrechtlichen Sammelwerken ab, so zu den Zeitschriften: „Der deutsche Zuschauer oder Archiv aller merkwürdigen Vorfälle, welche auf die Vollziehung des Lüneviller Friedens Bezug haben". 2 Bde. (Offenbach 1802—1803), das für die Geschichte und das Bundesrecht des Rheinbundes unentbehrliche Archiv: „der Rheinische Bund" (Frankfurt a. M. 1806—1814, 20 Bde.) und als Ergänzung hierzu: die „Allgemeine Staatscorrespondenz mit besonderer und beständiger Hinweisung auf die Staaten des rhein. Bundes" (Offenbach 1812—1814, 3 Bde.) Für die Geschichte des Großherzogthums Frankfurt, sowie für die Zustände in anderen Staaten des damaligen Rheinbundes ist besonders lehrreich Winkopp's „Versuch einer topogr. statist. Beschreibung des Großherz. Frankfurt" (Frankfurt — Weimar 1812). Noch bevor die Herrschaft Dalbergs in Frankfurt zu Grabe getragen wurde, starb W. in Aschaffenburg am 26. October 1813. Nicht durch seine eigenen Leistungen, sondern vorzugsweise durch die Herausgabe der ihm von zahlreichen Mitarbeitern gelieferten Beiträge, hat er sich für die Geschichte der Zeit von 1802—1814 Verdienste erworben. Bockenheimer.

Winli, Minnesinger der Epigonenzeit; etwa um 1270 anzusetzen. Bächtold vermuthet in ihm einen Unterwaldner, vielleicht einen Dienstmann der Aebte von St. Gallen; dann könnte Konrad von Altstetten, der diesem gleichfalls dienstbar war, Winli's Beziehungen zur alemannisch-österreichischen Dichterschule (Altsteten, Hornberg, Werbenwâc) vermittelt haben. W. theilt nämlich (nach Herzog's Nachweis) mit Werbenwâc eine ziemlich seltene Minneformel, und die große Heidelberger Handschrift stellt ihn in die Nähe jener Schule und ihres Vorbilds Lichtenstein. Indeß ist für W. ein ganz anderer Meister entscheidend gewesen: Konrad von Würzburg. Diesem hat er Alles abgesehen: die Neigung zu kleinlichen Reimspielereien und didactisches Frauenlob als Gedichteingang, Lieblingsworte (fin, des meien bluot) und Lieblingswendungen (die Gunst der Frau freut ihn baz dan al des meijen bluot), die Nennung der Veilchen und der für Konrad besonders charakteristischen zîtelôsen und die Bezeichnung der Vögel als wilde, die Verwendung eines ausgedehnten strophischen Refrains. Inhaltlich sind Winli's sieben Minnelieder äußerst unbedeutend. Dafür sucht er ihnen durch geschickte Anordnung einen besonderen Werth zu geben. Auf ein mit einem

Anruf der Minne einsetzendes, allgemein betheuerndes Gedicht folgen drei Stücke nach dem Schema Winter und Leid — Sommer und doch Leid — Sommer und Freude. Vor ein sechstes Lied, das die letzte Schablone steigert — Sommer und Liebesglück — wird nochmals ein betheuerndes Gedicht eingeschoben und ein halbdidactisches Schlußlied lenkt in die officielle Minnetrauer zurück. Die Zeitgenossen, die mit Konrad und W. die Neigung zu halbepischer Umgestaltung der Lyrik theilten, empfanden diesen romanartigen Aufbau so deutlich, daß sie ihn durch Anhang eines Tageliedes glaubten krönen zu müssen, damit der letzte Triumph der Minne nicht fehle. Denn das als achtes Stück der Sammlung überlieferte Fragment eines Tageliedes, das de Gruyter mit Recht edel und innig, selbständig und wahrhaftig nennt, ist unserm Dichterling gewiß nicht eigen; viel eher könnte es Otto zem Turne (s. A. D. B. XXXIX, 28) gehören, dessen großes Minnelied danach, ebenfalls unter Winli's Namen, folgt. Mindestens zeigt die Strophe, wie die Lyrik Otto's zem Turne, Einfluß Wolfram's. Beide Nummern geriethen unter Winli's Gedichte wol schon vor Veranstaltung der Manessischen Sammlung, indem Spielleute den lyrischen Roman Winli's mit einem vollen Accorde schließen wollten. Dies deutet immerhin auf einen gewissen litterarischen Erfolg des schweizerischen Epigonen.

Text in Bartsch's Schweizer Minnesänger XV, 150 f., Litteratur: ebd. S. XCVIII f. — v. d. Hagen, Minnesänger IV, 319 f. — Gegen H. Herzog Pfeiffer's Germania 29, 35 f. — Bächtold, Gesch. d. d. Dichtung in der Schweiz, S. 153. — Zur Metrik Bartsch a. a. O., S. C. — Zum Tagelied de Gruyter, Das deutsche Tagelied, S. 14. Richard M. Meyer.

Winnigstedt: Johann W., Chronist und reformatorisch wirksamer Prediger, als Sproß einer sehr alten, ursprünglich von W. genannten Familie um 1500, vielleicht noch etwas früher, in Halberstadt geboren und am 25. Juli 1569 in Quedlinburg gestorben. Von seinen Eltern in das alte Augustinerchorherrenkloster zu St. Johannes eingekauft, zeigte er früh ein reges geistiges Interesse. Das besonders lebendige reformatorische und wissenschaftliche Leben, das namentlich seit 1522 unter dem bekannten Propst Widensee im Kloster gepflegt wurde, konnte nicht ohne Einfluß auf ihn bleiben, doch trat das erst mehr ans Licht, seit ihn der Rath und die Gemeinde der Stadtkirche zu St. Martini im Spätherbst 1525 an die Stelle des seines entschieden reformatorischen Bekenntnisses wegen vom bischöflichen Regimente abgesetzten Stiftsbruders Heinrich Winckel zum Pfarrer erwählt hatten. Anfangs war er so vorsichtig in der Offenbarung seiner evangelischen Ueberzeugung und im Auftreten wider das römische Kirchen- und Ceremonienwesen, daß Winckel ihn mahnen mußte, auf der Bahn seines evangelischen Glaubens zu verharren. Da er diesen Rath befolgte, auch das heil. Abendmahl nach biblischer Einsetzung, wenn auch zunächst im Geheimen, zu spenden begann, so wurde er vom altkirchlichen Regimente schon nach einem halben Jahre aufgefordert, entweder zum römischen Kirchenwesen zurückzukehren oder abzudanken. Nun kehrte er ins Kloster zurück. Da es aber an tüchtigen Predigern fehlte, wonach das Volk Verlangen trug, so wurde er um die Erntezeit 1526 zum Pfarrer von St. Johannis bestellt, als welcher er sich so vorsichtig hielt, daß man ihn drei Jahre lang gewähren ließ, während das für die evangelische Predigt sehr empfängliche Volk aus allen Gemeinden zu seinen Gottesdiensten strömte. Als er nun aber, von Gemeindemitgliedern gedrängt, zur Fastenzeit 1529 öffentlich das evangelische heil. Abendmahl feierte, wurde er von Weihbischof, Official und Domherren namens des Erzbischofs abgesetzt und hielt Jubilate seine Abschiedspredigt. Bald darauf besuchte er in Braunschweig, wo die Reformation zum völligen Siege gelangt war, seinen dort in geistlichen Diensten und Würden stehenden Halberstädter Freund Winckel, Wissel, den ehe

maligen Weihbischof Mathias v. Gad und den Superintendenten Görlitz. Nach Halberstadt zurückgekehrt, nahm er das von den Evangelischen für ihn zum Studiren gesammelte Geld in Empfang, während das Johanneskloster von den seitens seiner Eltern ins Kloster gezahlten 300 Thlr. nicht das Geringste hergab. Nochmals versuchte man von altkirchlicher Seite, den tüchtigen Mann zu halten und versprach, ihn mit einer schönen Wohnung zu versehen, wenn er bloß predigen und von allen sonstigen geistlichen Handlungen, insbesondere der Spendung des heil. Abendmahls, absehen wolle. Schon war W. bereit, darauf einzugehen, als das Ungeschick des rohen Stiftshauptmanns v. Meisebug diesen Plan vereitelte. W. begab sich nun über Magdeburg, wo er v. Amsdorf und Fritzhans aufsuchte, nach Wittenberg. Hier begann er im Mai 1529 zu den Füßen der Reformatoren weitere Studien zu machen. Wahrscheinlich erst 1531 begab er sich, von Luther, der sich seiner eifrig annahm, und von Bugenhagen empfohlen, nach Einbeck. Hier hielt er es bei treuer eifriger Thätigkeit an der Marktkirche zu St. Jacobi drei Jahre aus. Da aber hier, wie an anderen Orten, die bevorrechteten alten Geschlechter zum größeren Theile der Reformation widerstrebten, so wurde ihm und seinen evangelischen Mitarbeitern theilweise in geradezu gemeiner roher Weise das Leben und Wirken erschwert und schließlich in leichtfertiger Weise ein Dienst aufgesagt, der ihm kaum das tägliche Brot gewährte. Vom Superintendenten Kropp aufs Beste empfohlen, folgte er einem Rufe der Evangelischen in der westfälischen Stadt Höxter. Als christlicher Held und Dulder und als erster evangelischer Prediger dieser Stadt führte W. fünf Jahre lang sein Amt, das ihm von Auswärtigen, vom Abt, vom Rath, auch von altkirchlichen Weibern auf alle mögliche Weise durch Lästerung, Schmach und Verfolgung erschwert wurde. Er arbeitete für Höxter eine evangelische Kirchenordnung aus, aber der Rath weigerte sich, sie anzunehmen. So mußte es denn für ihn wie eine Erlösung erscheinen, als ihm im J. 1538 die Stelle eines Diakonus zu St. Cosmi et Damiani zu Goslar zu Theil wurde, in einer Stadt, wo das evangelische Kirchenwesen herrschte und blühte. Als nun aber 1539 durch die Aebtissin Anna zu Stolberg in Quedlinburg die Reformation durchgeführt wurde, erhielt W. einen Ruf als Pfarrer zu St. Blasii daselbst. Noch einmal bat ihn seine frühere Gemeinde zu St. Johannis in Halberstadt, wo nach so langem schweren Gewissensdruck im J. 1540 infolge der Geldverlegenheit des Cardinals Albrecht endlich Bekenntnißeinheit erlangt war, als ehemaligen Seelsorger um Hülfe bei der Einrichtung der Gemeinde und bei der Verwaltung der Sacraments, aber schon nach neun Wochen kehrte er nach Quedlinburg zurück, um dort bis an sein Ende im geistlichen Amte zu wirken. Seine äußeren Verhältnisse waren jedenfalls bessere, als sie lange Zeit vorher gewesen waren. Sein Sohn Zacharias, der 1564 Rector in Nordhausen wurde, gibt jedoch in einem gereimten deutschen Lebensbilde seines Vaters nicht nur Zeugniß von den vielen Nöthen und Mühen desselben, sondern auch davon, daß er seinen Kindern kein Haus und Hof, kein Geld und Gut hinterließ.

Abgesehen von seiner Höxter'schen Kirchenordnung hat W. mehrere gelehrte Erklärungen über den 58. Psalm und über das Evangelium vom 3. Advent geschrieben. Besonders hatte er den Muth, eine schon 1540 von Amtsbrüdern aufgesetzte scharfe Erklärung wider den Raub von Kirchengut: Anzeigung wider die Sacrilegos, das ist die Kirchendiebe der itzigen Zeit, 1559 offen in Druck zu geben (erschien Jena 1560).

Winnigstedt's Hauptwirksamkeit war eine kirchlich-reformatorische. Bekannt ist aber in weiteren Kreisen sein Name doch mehr durch die von ihm verfaßten Chroniken. Bevor ihn nämlich die Bewegung der Reformation in ihre Kreise zog, war sein wissenschaftliches Streben im Johanneskloster besonders der heimischen

Geschichte zugewandt. Eifrig suchte er im eigenen und in den benachbarten Klöstern, so in Ilsenburg und in dem eng verbrüderten Kloster Neuwerk in Halle, nach Chroniken und Aufzeichnungen. Verschiedene Schriften, die wir heute nicht mehr besitzen, ja nach denen er theilweise später selbst vergeblich suchte, konnte er anfangs noch für seine Halberstädter Bischofschronik benutzen. Aber seine ursprüngliche Arbeit, die er zu St. Johannes zurückgelassen hatte, ging dort verloren. Aus der Erinnerung und nach schriftlichen Aufzeichnungen, die er aufbewahrt hatte, stellte er so gut es ging seine Chronik aufs neue zusammen. Einzelnes, so die Geschichte vom gewaltsamen Ende Bischof Burchard's II., vom Ilsenburger Abte Herrand, die er übersetzte, ist uns nur durch ihn erhalten. Neben Herrand bezeichnet er selbst als eine Hauptquelle einen Martin aus Corvei. Der bekannte Chronist Paullini bezeichnet als diesen den Chronisten von Gröningen, einen vornehmen Mönch von Corvei aus der dort heimischen adligen Familie Rehbock, später Propst des Klosters Gröningen. Paullini will die oder eine Handschrift dieser Chronik des 15. Jahrh. auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel gesehen haben. Vielleicht gewährt eine sorgfältige Prüfung der leider vorläufig wenig zahlreichen nachweisbaren Quellen der Gröningenschen Alterthümer näheren Anhalt. Eine genaue Prüfung von Winnigstedt's Arbeit, die er bis zum Jahre 1552 herabführte, wird dadurch sehr erschwert, daß seine in ungemein zahlreichen Abschriften vorhandene Chronik aufs mannichfaltigste überarbeitet, gekürzt, gemehrt und theilweise bis weit ins 17. Jahrhundert hinein fortgesetzt wurde, so von einem T. C. O., einem Cyprian Geilfuß, der 1673 Domvicar in Halberstadt war, und von Th. Eichholtz aus Osterwiek, Conrector der Johannesschule in Halberstadt u. a. m. Die zahlreichen Abschriften, die sich z. B. auf den Bibliotheken zu Dresden, Göttingen, Hannover, Wernigerode, Wolfenbüttel auch im Privatbesitz befinden, gehen meist nicht über das 17. Jahrh. zurück. Eine dem Chronisten gleichzeitige oder gar seine eigene Handschrift ist bis jetzt nicht ermittelt. Kürzer ist Winnigstedt's Quedlinburger Chronik oder: Kurzer Auszug etlicher Chronik von den Aebtissinnen des Stifts Quedlinburg, ursprünglich bis 1554 reichend. Auch diese Schrift ist mehrfach überarbeitet, und wir besitzen wenigstens auf der Königl. Bibl. zu Hannover, wo sich übrigens auch eine 1588 begonnene Abschrift der Halberst. Chronik befindet, eine 1576 von Jacob Diek gefertigte Abschrift der Chronik von Quedlinburg. Für Winnigstedt's Absicht, keine durch persönliche Leidenschaft gefärbte Geschichtsdarstellung zu geben, spricht der Umstand, daß er die bewegte Halberst. Reform.-Geschichte, soweit er dabei persönlich betheiligt ist, nicht selbst verfaßt hat. In dem Abdruck derselben bei C. Abel, Sammlung etlicher Chroniken, Braunschw. 1732, S. 252—477 ist dieser Abschnitt aus Hamelmann hinzugefügt. Bei Abel ist auch S. 479—524 die Quedlinburger Chronik abgedruckt.

Von der ziemlich zahlreichen Litteratur über W. und seine Chroniken seien erwähnt: Herm. Hamelmann, hist. ren. evangel. Opera p. 872, 883—889, 891, 916 f., 1035 f. — Kettner, Quedl. Kirchen- u. Reform-Hist., S. 225. — Jac. Friedr. Reimmann, dissert. hist. de chronici Halb. quod Johannes a Winnigensted elucubravit virtutibus et vitiis. Halberst. 1702. — Jacobs, Heinr. Winckel, im Jahrg. 1896 der Zeitschr. d. hist. Ver. für Niedersachsen. — Pertz' Archiv VIII, 651, 718. — Sammlung nützlicher Anmerkungen 1737, S. 373 f. 4. Forts., Theil 13, S. 72. — Wattenbach, Deutschl. Gesch.-Quellen, 5. Aufl. 1886, S. 75, A. 2. Jacobs.

Winning: Christian Ludwig von W., königlich preußischer General der Infanterie, am 5. Juni 1736 zu Lichtenau in der Neumark geboren und am nämlichen Tage im J. 1748 in das Cadettencorps zu Berlin aufgenommen, kam aus demselben 1752 als Gefreiter-Corporal zum Infanterieregimente Prinz

von Preußen (Nr 18), nahm mit diesem am siebenjährigen Kriege theil, in welchem er bei Reichenbach, Prag, Zorndorf, Hochkirch, wo er verwundet wurde, Kunersdorf, Liegnitz, Torgau focht, und aus dem er als Hauptmann und Compagniechef zurückkehrte. In letzterer Stellung verblieb er fast zwanzig Jahre lang, rückte am 5. August 1781 zum Major, am 21. August 1790 zum Oberstlieutenant, am 28. Juni 1791 zum Oberst auf, ward im December 1796, nachdem er vorher das in Halle stehende Infanterieregiment v. Manstein (Nr. 9) befehligt hatte, Chef des zu Berlin garnisonirenden, fortan seinen Namen führenden Infanterieregiments Nr. 23 (bisher Lichnowsky), wurde am 29. Juni 1798 zum Generalmajor, am 29. Juni 1805 zum Generallieutenant befördert, und gehörte bei Ausbruch des Krieges 1806 zum Corps des Generallieutenants v. Rüchel. Während die Schlachten bei Jena und bei Auerstädt geschlagen wurden, war er mit 3 3/4 Bataillonen, 2 Jägercompagnien, 12 Escadrons und zwei halben Batterien auf die von Fulda herführende Straße entsendet. Als er am 15. October zu Eisenach die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange erhielt, beschloß er auf Halle zu marschiren, traf aber bei Langensalza die Heeresabtheilnng des Generals der Cavallerie Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar und trat unter dessen Befehle. Es waren unter demselben nunmehr 13 000 Mann vereinigt, welche noch nicht gefochten hatten. Der Herzog marschirte langsam westlich um den Harz herum und war zu Wittstock angekommen, als er ein vom Könige am 24. aus Küstrin an ihn gerichtetes Schreiben erhielt, durch welches er aller Verpflichtungen gegen Preußen enthoben wurde. Er kehrte nun in sein Land zurück und an seiner Stelle übernahm W. das Commando der vom ihm befehligt gewesenen Truppen. Dieser gedachte sie nach dem schwedischen Stralsund zu führen, an dessen Gouverneur der Herzog sich schriftlich gewandt hatte, kam aber am 30. bei Speck mit den Truppen des Generals v. Blücher in Berührung, welcher ihn ohne Weiteres, obgleich Winning's Generalstabschef Müffling lieber selbständig geblieben wäre, unter seine Befehle nahm und mit dem W. nun den Marsch auf Lübeck antrat. Aber schon am 3. November brach er das Schlüsselbein, mußte sich von Wallsmühlen bei Schwerin nach Lüneburg bringen lassen und gelangte glücklich nach Königsberg. Gelegentlich der Uebernahme jenes Commandos durch W. sagt L. v. Reiche, welcher als Ingenieurofficier dem Stabe des Herzogs angehört hatte, in seinen Memoiren (herausgegeben von L. v. Weltzien, Leipzig 1857, I, 175): W. sei als ein tüchtiger Exerciermeister bekannt gewesen, er spricht dabei die Ansicht aus, daß Müffling's Geist auch in Zukunft der maßgebende gewesen sein werde. Der König verlieh W. den Rothen Adlerorden, den Orden pour le mérite hatte dieser schon 1791 gelegentlich einer Revue bei Potsdam erhalten. In Blücher's nach der Katastrophe von Lübeck dem Könige erstatteten Berichte wird W. unter den Wenigen genannt, „welche durch Thätigkeit und zweckmäßige Anstalten sich der Gnade des Königs würdig gemacht hätten". Im Felde ward er nicht mehr verwendet, aber 1808 zur Dienstleistung beim pommerschen Armeecorps commandirt. Im J. 1809 kehrte er mit dem Könige nach Berlin zurück, erhielt den Charakter als General der Infanterie, ward am 26. März 1812 unter Fortgewährung seines Gehaltes pensionirt und starb am 28. Juni 1822 zu Groß-Glienecke bei Potsdam.

Militär-Wochenblatt, Berlin, Jahrgang 1822 Nr. 316, 1839 Nr. 17. — Der Krieg von 1806 und 1807 von O. v. Lettow-Vorbeck, 2. Band, Berlin 1892. B. Poten.

Winsbecke und **Winsbeckin.** Mit diesen Namen bezeichnet man, theilweise ohne genügende handschriftliche Gewähr, zwei mittelhochdeutsche strophische Lehrgedichte von sehr verschiedenem Werthe, Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn und einer Mutter an ihre Tochter enthaltend, deren eigentlichen Titel uns

vielleicht die Heidelberger Liederhandschrift als „Des Vaters Lehre“ und „Der Mutter Lehre“ erhalten hat. Nur der erste der beiden Namen hat historische Berechtigung; der zweite scheint willkürliche Bildung, die dem ersten Gedichte sein Gegenstück, das in Form und Inhalt sich als schwächere und farblosere Nachahmung erweist, auch in der Ueberschrift anähnlichen sollte. Der Verfasser des Winsbecken, dessen Name noch von Hugo v. Trimberg in seinem „Renner“ mit Anerkennung genannt wird, gehörte dem alten ritterlichen Geschlechte von Windsbach an, dessen Stammburg in dem gleichnamigen Städtchen an der Rezat, südöstlich von Ansbach, unweit Eschenbach und Grafenberg, den Heimathsorten der Epiker Wolfram und Wirnt, gelegen war. Glieder dieses Geschlechtes sind vom zweiten Drittel des zwölften bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mehrfach in Urkunden belegt, ohne daß der Dichter mit Sicherheit bestimmt werden könnte. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts starb das Geschlecht aus, und die Herrschaft kam 1292 an die Burggrafschaft Nürnberg. Die Zeit, in der der W. dichtete, kann nicht genau und nur relativ bestimmt werden: enge Beziehungen zu Wolfram's Parzival lehren, daß dieser in den benutzten Theilen älter sein muß; mit einem Ansatz etwa um 1205—1215 wird man schwerlich fehlgehen. An das ganz in ritterlich-weltlichem Sinne gehaltene Gedicht ist dann von einem frommen Fortsetzer ein geistlicher Schluß angedichtet worden, der alle vorhergehende Lebensweisheit in mönchisch-asketischem Sinne aufhebt und vernichtet. In dem echten Theile des Gedichts versucht der W. (wie ähnlich kurz vorher der Verfasser des Lehrgedichts vom König Tirol) zum ersten Mal eine Reihe ethischer Betrachtungen mit besonderer Betonung der Ideale des Ritterthums im Rahmen einer selbständigen ausführlicheren Dichtung zu geben; seine Technik ist die altüberkommene einer Mahnrede eines Vaters an seinen Sohn. Ohne übermäßige Betonung der Frömmigkeit oder überhaupt einer geistlichen Weltanschauung erscheint seine Unterweisung einzig auf das praktische Leben und seine Ansprüche gerichtet, auf ein Leben mit klaren Sinnen und frischem thatkräftigem Wollen in und mit der Welt, dem, in diesem Sinne durchgeführt, auch die Billigung und Schätzung des höchsten Richters in der Ewigkeit nicht mangeln kann. Sein Stil ist von origineller Plastik, reich an eigenartigen Bildern, von einer gewissen erhabenen Feierlichkeit und ernsten Würde; in allem offenbart sich eine individuell ausgeprägte kraftvolle Persönlichkeit.

Der Winsbeke und die Winsbekin mit Anmerkungen von Moritz Haupt, Leipzig 1845. — König Tirol, Winsbeke und Winsbekin, herausgegeben von Albert Leitzmann, Halle 1888. — Leitzmann, Der Winsbeke und Wolfram, in Pauls und Braune's Beiträgen 14, 149. Albert Leitzmann.

Winsheim: Veit W. (Vinshemius, auch Vuincemius genannt nach seinem Geburtsort), 1501—1578, Lehrer der griechischen Sprache und später der Medicin an der Universität Wittenberg, Schüler Melanchthon's. — Sein eigentlicher Name war Oertel, geboren am 1. August 1501 zu Windsheim (westlich von Nürnberg) in Franken. Zwischen dem 20. Juli und 11. August 1523 wurde er in Wittenberg immatriculirt. Der Rath seiner Vaterstadt unterstützte ihn mehrere Jahre durch ein Stipendium von 20 Goldgulden. Den 16. October 1528 wurde er daselbst in die philosophische Facultät aufgenommen, nachdem er schon einige Zeit eine Privatschule (privatus ludus) geleitet hatte, welche den Beifall Melanchthon's fand. An der Universität lehrte er Rhetorik, später (seit dem 4. August 1541) Griechisch, nachdem er für den abwesenden Melanchthon diese Professur schon eine Zeit lang versehen hatte (vgl. C. A. H. Burkhardt, Luther's Briefwechsel S. 394). Am 4. Februar 1550 wurde er zum Doctor der Medicin promovirt, wobei Jakob Milich von Freiburg, ein anderer Melanchthonianer, als Promotor fungirte. Von jetzt an lehrte er Medicin an der Hochschule Wittenberg. Laut Grabschrift ist er am 3. Januar 1570 gestorben

und in der Stadtkirche zu Wittenberg beigesetzt worden. Sein Sohn hieß Veit, war Jurist, bekleidete ebenfalls eine Lehrstelle an der Wittenberger Hochschule, und dessen Sohn war Kaspar W. († 1595). (Vgl. Corpusculum Inscriptionum Vitebergensium S. 67). Frühzeitig gewann Veit die Achtung und Zuneigung Luther's und noch mehr Melanchthon's, dessen dankbarer Schüler er war, und der seine Kenntnisse sowie seine Bescheidenheit rühmte (De Wette, Luther's Briefe I, 172. Corp. Reff. ed. Bretschneider I, 936). Von dem vertrauten Verkehr mit Melanchthon zeugen dessen Briefe an Oertel (vgl. Corp. Reff. III, 1066, 1067, 1072, 1234; IV, 113; V, 141; VI, 345, 512, 533, 534, 552; VII, 1109). Im J. 1538 übertrug ihm Melanchthon die Neubearbeitung seiner lateinischen Syntax, die in dieser Umgestaltung mehrfache Auflagen erlebte. Vgl. deren Zusammenstellung Corp. Reff. XX, 339—342. Dem gestorbenen Lehrer hielt W. eine pietätsvolle Leichenrede (Oratio habita in funere Melanchthonis, wieder abgedruckt Corp. Reff. X, 187—206), welche die guten Eigenschaften des Praeceptor Germaniae in ein helles Licht setzte und eine dankenswerthe Quelle für dessen Leben ist. Seine wissenschaftliche Bedeutung aber beruht in seiner Thätigkeit als Gräcist. Nach der damals herrschenden Gewohnheit übertrug er mehrere griechische Schriftsteller ins Deutsche. Von solchen Uebertragungen werden genannt: „Theokrit's Idyllen", „Sophokles" (Frankfurt 1549), „Demosthenes' zweite Rede gegen Aristogeiton", die 1559 gemeinsam mit Uebersetzungen Melanchthon's erschienen ist (Corp. Reff. XVII, 689). Ob die ebendaselbst XIX, 163—178 abgedruckte Erklärung des Theognis von ihm herrührt, ist mir zweifelhaft. Unter den lateinischen Reden Melanchthon's stehen zwei: „Laudatio funebris D. Sebaldi Munsteri" und „De Guelpho duce Bavariae", die von W. herrühren dürften (Corp. Reff. XI, 457, 466), wiewol er öfters Declamationen Melanchthon's vorgetragen hat (Corp. Reff. IX, 397, 855). Anderes von W. ist noch ungedruckt. Von seinen philologischen Leistungen sagt Bursian: „Seine Uebersetzungen entsprachen einem wirklichen Bedürfniß der Zeit und sind daher trotz ihrer Mittelmäßigkeit wiederholt gedruckt worden".

Die ältere Litteratur über Winsheim ist verzeichnet in Zedler's Universal-Lexikon, Bd. 57, S. 1748; vgl. dazu Burkhardt, Luther's Briefwechsel (Leipzig 1866) S. 14 u. 394. — C. Bursian, Geschichte d. class. Philol. (München u. Leipz. 1883) I, 178. — K. Hartfelder, Ph. Melanchthon als Praeceptor Germaniae (Berlin 1889); Register s. v. Winsheim.

Karl Hartfelder.

Winter: Amalie W., Pseudonym der Schriftstellerin Amalie Freifrau v. Groß, deren Mädchenname Amalie v. Seebach ist. Sie wurde am 10. October 1802 (so im Taschenb. d. freiherrl. Häuser; nach Angabe ihrer Tochter, Freiin Melanie v. Groß, 1803) in Weimar geboren, kam hier schon jung mit dem Goethe'schen Hause in freundschaftlichen Verkehr und vermählte sich am 10. October 1821 (nach Angabe ihrer Tochter 1820) mit dem nachmaligen großherzoglich sächsischen Kammerherrn und Geheimen Finanzrath Ludwig Freiherrn v. Groß (geboren am 15. Juli 1793 zu Fort-Bourtange in Gröningen, † am 13. April 1857) in Weimar, dem sie zwei Knaben, den jetzigen weimarischen Staatsminister und Minister des Aeußern, und einen 1850 verstorbenen Sohn, und ein Mädchen, gebar. Amalie W. starb am 13. Juni 1879 in Weimar. Sie hat sich seit 1838 durch Erzählungen für die weitesten Kreise des Volkes und durch zahlreiche Kinder- und Jugendschriften bekannt gemacht. Ihre schlichten Erzählungen, in einfacher, klarer Sprache geschrieben, machen keinen Anspruch auf dichterische Phantasie; sie sind ohne eigentliche Tendenz, zeigen aber immer die Absicht, Frieden und Versöhnung im Herzen des Lesers zu erwecken; dabei sind sie doch frei von übertriebener, falscher Sentimentalität. Ihre Heldinnen, meist verlassene oder entsagende Frauen und Mädchen, sind fast immer sanfte,

schwache Geschöpfe, ohne Leidenschaft und Macht, kühn die Hemmnisse ihres Glückes zu durchbrechen. Dabei zeigt die Verfasserin Verständniß für die Noth, die körperliche, geistige und seelische Verkommenheit der Enterbten (so in der hübschen Erzählung „Die beiden Marien") und Mitleid mit ihrem Geschick, freilich ohne tiefer in das sociale Elend einzudringen und seinen wahren Grund und die rechten Hülfsmittel zu erkennen. Sie schreibt, wie sie in dem Buche „Nur ein armes Dienstmädchen" (1843) selbst sagt, in der sicher gut gemeinten Absicht, „einen Tropfen Wahrheit, Liebe und Milde zu träufeln in den bittern Ocean der Vorurtheile, des Hasses und der Nichtachtung, welche die verschiedenen Stände zu trennen pflegen." Außer ihren, in Brümmer's Dichterlexikon (4. Aufl. 1896) aufgezählten Werken und einer großen Zahl von Jugendschriften, sind noch zwei pädagogische Werkchen zur Anleitung für Lehrer und Erzieherinnen von ihr zu nennen, die unter dem Titel „Die Klein-Kinder-Schule" (1846) und „Die Kindesseele in ihrer tiefinnersten Ergründung" (1855) erschienen.

Max Mendheim.

Winter: Christian Friedrich W., Verlagsbuchhändler, geboren in Gochsheim am 28. December 1773, † in Heidelberg am 7. Januar 1858. Sohn eines früh verstorbenen Pfarrers, mußte W. schon zeitig sich geschickt machen, auf eigenen Füßen zu stehen. Mit der Vorbildung der Volksschule und zweier Classen der Lateinschule trat er sechzehnjährig in ein Frankfurter Handlungshaus als Lehrling und war, nachdem er die Lehrzeit überstanden, während 11 Jahren in mehreren Handlungshäusern der gleichen Stadt als Gehülfe thätig, geraume Zeit als Reisender, der für sein Haus einen großen Theil Süddeutschlands besuchte und allenthalben Verbindungen anzuknüpfen wußte, die ihm für sein späteres Geschäftsleben nützlich waren. Ein offener Kopf und ein unermüdlicher Fleiß machten es ihm möglich, die Stunden, die nicht durch seine Berufspflichten in Anspruch genommen waren, durch das mit bestem Erfolg gekrönte Streben, nach Vervollständigung seiner Ausbildung auszufüllen. In Heilbronn gründete W. 1801 ein eigenes Geschäft und 1802 durch die Vermählung mit Luise Baumann, die, wie er, einem Pfarrhause entstammte, seinen Hausstand. Mit seiner Frau und 8 Kindern siedelte W. 1815 nach Heidelberg über, wo er in die bis dahin von Mohr und Zimmer geführte Universitätsbuchhandlung als Stellvertreter seines Jugendfreundes Zimmer eintrat, der sich dem Studium der Theologie zuwandte. Aus dieser Buchhandlung, die nun in ihrer Firma die Namen Mohr und Winter vereinigte, ging nach einigen Jahren durch gütliche Trennung der Associés die heute noch in Heidelberg blühende C. F. Winter'sche (jetzt Carl Winter's) Universitätsbuchhandlung hervor.

In welchem Maße W. sich in kurzer Zeit das Vertrauen seiner Mitbürger zu erwerben verstanden hatte, beweist, daß sie ihn schon 1819 bei den ersten Landtagswahlen nach Ertheilung der Verfassung zu ihrem Vertreter in der zweiten Ständekammer wählten. Auch für die Landtage von 1822/23 und 1831/35 wurde W. mit diesem Mandate betraut. Er nahm lebhaften Antheil an den Verhandlungen als einer der Wortführer der liberalen Opposition und trat besonders eifrig für eine gesetzliche Einführung der Preßfreiheit (schon 1819) und für Besserstellung der Volksschullehrer (1831) ein. — 1845, in seinem 72. Lebensjahre, wählte ihn, nachdem er sich schon geraume Zeit an der Gemeindeverwaltung betheiligt hatte, die Bürgerschaft von Heidelberg zum ersten Bürgermeister. Mit der ihm eigenen Thatkraft waltete er der Pflichten dieses Amtes in den schwierigen Zeiten, die seinem Amtsantritt folgten. Obwol er nach Ausbruch der Revolution von 1849 alles aufbot, um Gesetzwidrigkeiten und Gewaltthaten zu verhindern und die Stadt Heidelberg und deren Bewohner vor den Gefahren zu behüten, welche durch die Freischaaren drohten, wurde W. doch, als die preußischen Truppen

Heidelberg besetzten, verhaftet und seines Amtes entsetzt. Nach Wiederherstellung der Ordnung im J. 1850 der Theilnahme am Hochverrath beschuldigt und in Untersuchung gezogen, erlebte er die Genugthuung, durch gerichtliches Urtheil für verdachtlos erklärt zu werden und durch die amtlichen Erhebungen sein verdienstliches Wirken festgestellt und anerkannt zu sehen. Doch zog er sich von da an aus der Oeffentlichkeit zurück und lebte nur noch dem Verkehr mit den Seinigen, bis ein sanfter Tod ihn im Alter von 85 Jahren aus dem Leben abrief. Das Haus des „Vater Winter", wie er in dem Munde seiner Heidelberger Zeitgenossen hieß, war eine Stätte edler Gastfreundschaft, innigen Familienlebens und verständnißvoller Pflege der schönen Künste. Von seinen 9 Kindern wählten 3: Anton, Karl und Christian den Buchhandel als Lebensberuf, Jonathan studirte die Rechte und erreichte eine hohe Amtsstellung in der badischen Verwaltung.

Bad. Biographien 2, 492. — Erinnerungen an die Großeltern Winter (als Manuscript gedruckt). v. Weech.

Winter: Erasmus W., Dichter geistlicher Lieder, wurde im J. 1548 in der böhmischen Bergstadt Joachimsthal geboren, wo sein Vater Küster war, hat in Leipzig (nach Koch in Wittenberg) studirt, wurde Magister und stand seit 1573 zu Wistritz und Churwitz in Böhmen als Pastor. Im J. 1579 ward er Pastor zu Meuselwitz im Altenburgischen und als solcher starb er am 17. September 1611 an der Pest. Er ließ eine Anweisung, Betrübte und Kranke zu trösten unter dem Titel: „Thesaurus consolationum in casibus tragicis et inopinatis oder Christlicher Seelenschatz u. s. f." drucken; wann die erste Ausgabe dieses Werkes erschienen ist, vermag der Unterzeichnete nicht anzugeben; spätere Ausgaben erschienen Frankfurt a. M. 1667, Nürnberg 1687 und öfter. In diesem Werke befinden sich zwei Lieder von ihm: „Ach Herr, mit großen Schmerzen" und „Mein Sach hab ich zu Gott gestellt"; beide Lieder finden sich in den Leipzig 1638 und Erfurt 1648 herausgegebenen Gesangbüchern und haben von hier aus ihren Weg in viele spätere Gesangbücher gefunden. Ein drittes Lied von ihm: „Als Raguel sein Tochter hatt Tobiä vertraut ins Ehbett" befindet sich in den von ihm Leipzig 1596 herausgegebenen „Vier Hochzeitspredigten". Ein viertes Lied: „Gott stehet in seiner Gemein" befindet sich in seinem „Speculum magistratus politici", Eisleben 1592. Ob ein fünftes Lied, das ihm später zugeschrieben wird, nämlich das Lied: „Wenn dich Unglück thut greifen an", wirklich von ihm ist, ist mindestens zweifelhaft; es findet sich in den Gesangbüchern Jena 1609 und Hamburg 1612, sodann in den Dulcan'schen Hausgesänglein, Altenburg 1613, immer ein wenig verschieden und in abweichender Folge der Strophen; den Namen Winter's nennt erst das Rigaische Gesangbuch von 1676, während das Lied früher einem Dichter V. B. zugeschrieben wird; auch dieses Lied fand eine größere Verbreitung; es befindet sich auch in der Zugabe zum ersten Freylinghausischen Gesangbuch.

Die Lieder: Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Band V, S. 359 f., 434 und 1375. — Wetzel, Hymnopoeographia III, 437. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Bd. 2, S. 215. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 348 und sonst unter den Liederanfängen. — Goedeke, 2. Aufl., III, 150 f. l. u.

Winter: Ludwig Georg W., badischer Staatsminister, geboren zu Prechthal im Schwarzwald am 18. Januar 1778, † zu Karlsruhe am 27. März 1839. Sohn eines Pfarrers, der in der Diaspora wirkte, früh verwaist, von der klugen und frommen Mutter streng erzogen, trat W. nach dem Besuche der Universität Göttingen im J. 1800 in den badischen Staatsdienst, in dem er, in verschiedenen amtlichen Stellungen sowol bei Central- als bei Ortsbehörden

auf allen Gebieten der Verwaltung gut geschult, 1815 zum Ministerialrath des Ministeriums des Innern vorrückte. Dieser obersten Staatsbehörde gehörte er fortan bis zu seinem Ableben mit einer kurzen Unterbrechung an. Mit der Wirksamkeit des Beamten, die sich aber nicht nur im Bureau entfaltete, sondern bei Erledigung wichtiger Aufträge, so besonders zur Zeit des Nothstandes von 1816/17 unmittelbar in das praktische Leben eingriff, verband sich, seitdem Baden eine Verfassung erhalten hatte, an deren Zustandekommen W. erfolgreich Antheil genommen, die in der Oeffentlichkeit der Kammerverhandlungen ausgeübte Thätigkeit als Regierungscommissär und Abgeordneter der Stadt Durlach in der zweiten Kammer. Die Gestaltung der Verhältnisse und seine eigene stark und fest in sich abgeschlossene Persönlichkeit brachte es mit sich, daß Conflicte der in diesen beiden Stellungen übernommenen Verpflichtungen nicht ausbleiben konnten. Fand auch das fast leidenschaftlich zu nennende und überhastete Drängen nach Reformen, wie es auf dem Landtage von 1819/20 in der zweiten Kammer hervortrat, bei seiner Sachkenntniß und Besonnenheit wenig Anklang, so zögerte W. doch keinen Augenblick, sich mit größter Entschiedenheit auf die Seite der Opposition zu stellen, wo es galt, bestehenden Rechten, die er von der Regierung bedroht sah, den Schutz der verfassungsmäßigen Factoren zu bieten. Dieses war in hervortretendster Weise der Fall als in verfassungswidriger Form durch ein am 16. April 1819 erlassenes Edict die Wiedereinführung der Patrimonialherrschaft des Adels erfolgte. Diesem Vorgehen der Regierung stellte W. in der Kammer den entschlossensten Widerstand entgegen. Sein Auftreten, welches neben der principiellen Auffassung der Streitfrage auch aus Winter's persönlicher, von der größten Zahl der altbadischen Beamten getheilten Abneigung gegen den Adel hervorging, machte das größte Aufsehen im Lande und weit über dessen Grenzen hinaus. Es war insofern von dauernden Folgen als fortan der auch in der höheren Beamtenwelt in einflußreichen Stellungen vertretene Adel des Landes, dessen Angehörige fast ausschließlich den neu erworbenen Landestheilen entstammten, eine nie ganz versöhnte Gegnerschaft gegen den bürgerlichen Staatsmann zeigte und seinem Wirken bei mehr als einem Anlaß Hindernisse in den Weg legte. Als der Landtag 1820 wieder zusammentrat, wurde W. nicht mehr zum Regierungscommissär ernannt. Um so weniger durch Rücksichten gehemmt, trat W., den die zweite Kammer zum zweiten Vicepräsidenten gewählt hatte, nunmehr in Opposition zu der Vorlage des Gemeindegesetzes, welche in wesentlichen Punkten von dem Entwurfe abwich, welchen er selbst im vorhergehenden Jahre verfaßt und im Landtag vertreten hatte. Die volle Unabhängigkeit seiner Gesinnung erwies er gleichzeitig, indem er sich in einer Reihe wichtiger Fragen mit Entschiedenheit den aus materiellen Rücksichten hervorgehenden Anträgen der liberalen Opposition entgegenstellte. Der Landtag von 1822 sah W. abermals in der früheren Doppelstellung, in welcher er die gleiche Selbständigkeit wie früher bei der abermaligen Berathung des Gemeindegesetzes, durch seine Stellungnahme für die von der Regierung bekämpfte Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und durch sein Eintreten für die — auch von der Kammercommission nicht gewollte — Einführung der Gewerbefreiheit bewährte. Als im weiteren Verlaufe der Landtagsverhandlungen ernste Conflicte zwischen der Kammer und der Regierung hervortraten, bei welchen W. das Recht und die Billigkeit auf Seite der Regierung sah, legte er die Stelle des Vicepräsidenten nieder und bekämpfte die Opposition, insbesondere als besonnener Realpolitiker, als diese durch die Verweigerung einer an sich unbedeutenden Summe in dem durch die Bundespflicht begründeten Militärbudget das Zustandekommen des Finanzgesetzes vereitelte. Die Folgen dieser Haltung des Landtages blieben nicht aus, traten vielmehr schon bei den Wahlen zu dem nächsten Landtag durch

eine von W. bekämpfte Beeinflussung seitens der Regierung, sowie durch das nicht minder von einzelnen der Regierung angehörigen Persönlichkeiten begünstigte Bestreben, die Verfassung gewaltsam umzustürzen, hervor. W. wurde nicht mehr zum Abgeordneten gewählt. Als Mitglied des Ministeriums des Innern, in welchem er 1824 die Stellung des Ministerialdirectors erhielt, nachdem er schon 1822 mit dem Charakter als Staatsrath Sitz und Stimme im Staatsministerium erlangt hatte, lag ihm aber nunmehr auf dem Landtag von 1825 die Vertretung einzelner Verfassungsänderungen ob, welchen, um Schlimmeres zu vermeiden, auch er im Ministerium hatte zustimmen müssen. Es handelte sich um die Einführung der Wahl zur zweiten Kammer auf 6 Jahre mit Integralerneuerung, statt auf 8 Jahre mit Viertelserneuerung und des Zusammentrittes der Stände in jedem dritten statt, wie bisher, in jedem zweiten Jahre. Die Art und Weise seiner Begründnng dieser Veränderungen und die überaus wohlwollende Anerkennung der sie bekämpfenden — allerdings nur noch aus 3 Abgeordneten bestehenden — Opposition bewies, wie ungern er überhaupt eine Verfassungsänderung sah.

Von großer Wichtigkeit für die fernere Gestaltung der politischen Verhältnisse in Baden war die Vertrauensstellung, welche W. bei dem zur Thronfolge berufenen Markgrafen Leopold einnahm und trotz mancher Intriguen seiner Gegner, besonders des Staatsministers v. Berstett, behauptete. Diese Beziehungen veranlaßten ihn auch, den gegen die Erbfolge des Markgrafen gerichteten Ansprüchen Baierns in der durch klare und überzeugende Diction ausgezeichneten Schrift: „Ueber die Ansprüche der Krone Baiern an Landestheile des Großherzogthums Baden“ (1827) entgegenzutreten. Nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold zum Chef des Ministeriums des Innern ernannt, hatte W. die Genugthuung, dem ohne jede Wahlbeeinflussung seitens der Regierung gebildeten Landtage von 1831 in dem der frische, unternehmungslustige Geist der Tagung von 1819 wieder auflebte, alsbald einen Gesetzentwurf vorlegen zu können, durch welchen die Verfassung in ihrer ursprünglichen Form wieder hergestellt wurde. Das Hinübergreifen der liberalen Parteiführer in das Gebiet der Bundes- und der großen europäischen Politik in den Kammerverhandlungen, insbesondere auch durch Einbringen von Motionen und Resolutionen bekämpfte W. auf das Entschiedenste. Und, nachdem der Versuch, nach Einführung der Preßfreiheit in Baden den diese wieder beseitigenden Bundesbeschlüssen zu trotzen und das Bemühen, das Zustandekommen der reactionären Beschlüsse des Bundestages vom Juni 1832 zu vereiteln, gescheitert war, mußte W. selbst zu deren Durchführung die Hand bieten, da er jeden weiteren Widerstand nicht nur für vergeblich, sondern auch für die Landesinteressen verderblich hielt. Wurde ihm auch diese Haltung von manchen Liberalen verdacht, so konnten diese ihm doch die Anerkennung nicht versagen, daß er stets bestrebt war, bei Durchführung der Bundesbeschlüsse thunlichste Mäßigung und Schonung walten zu lassen. Vielleicht die härteste Maßregel, die unter seiner ministeriellen Verantwortung erfolgte, war die Schließung der Universität Freiburg, die Ausweisung der auswärtigen Studenten, die Pensionirung der durch ihr politisches Wirken unbequem gewordenen Professoren Rotteck und Welcker und die Beschränkung der corporativen Selbstverwaltung der Universität bei ihrer Wiedereröffnung. Auch diese Maßregel entsprach jedenfalls nur zum kleinsten Theile seinen Neigungen, die er auch hier der politischen Nothwendigkeit und der unvermeidlichen Rücksichtnahme auf die Großmächte Oesterreich und Preußen unterordnete.

Auf dem Gebiete der inneren Politik war der größte Erfolg Winter's das Zustandekommen des Gemeindegesetzes auf dem Landtage von 1831, das auf lange Jahre hinaus die Grundlage des gesammten Gemeindewesens bildete.

Auch hier bewies W. seinen stets auf das Praktische hingewandten Sinn, indem er einzelne Mißstände, die sich bei der Einführung des Gesetzes bemerklich machten, zunächst durch ein provisorisches Gesetz und späterhin durch Vorlagen von Gesetzentwürfen an die Landtage von 1835 und 1837, für deren Annahme er mit großer Entschiedenheit eintrat, wieder beseitigte.

Auf dem Gebiete der inneren Verwaltung sind während seiner Leitung des Ministeriums des Innern, an dessen Spitze er 1833 Titel und Rang eines Staatsministers erhielt, viele wichtige Gesetze zu Stande gekommen, in erster Reihe das noch jetzt in Geltung befindliche Expropriationsgesetz und das Volksschulgesetz, dessen Grundlagen auch in der heutigen Gesetzgebung noch in Kraft sind. Mit lebhafter Theilnahme begleitete W. bei seiner amtlichen Thätigkeit das gesammte Schulwesen, den Straßen- und Wasserbau und nicht minder die bedeutenden wirthschaftlichen Fragen, so die Zehntablösung und den Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein. Mit seinem Namen ist auch noch der Beginn des Eisenbahnbaues in Baden verknüpft. Die Begründung des Gesetzentwurfes wegen Anlegung der Eisenbahn von Mannheim nach Basel als Staatsbahn hatte er selbst verfaßt und freute sich, beim Schlusse des eigens zur Berathung und Beschlußfassung über diese Angelegenheit zusammenberufenen außerordentlichen Landtages dieses neue Verkehrsmittel gesichert zu sehen. Am Abende des Tages, an dem W. mit einer Rede den Landtag schloß, welche befriedigt auf die Vergangenheit, getrost in die Zukunft blickte, traf ihn ein Schlaganfall, dem er am nächsten Morgen, am 27. März 1839, erlag. Ein ganzer Mann, treu und stark, Feind jeder Phrase, derb, ja zuweilen schroff in seinem Auftreten, aber freundlich und wohlwollend, wo er ehrliches Streben und Zuverlässigkeit vor sich hatte, bei vielseitiger Bildung kein Freund der Theorie, sondern stets das Praktische, das Erreichbare im Auge, klar in seinen Zielen, fest in seinen Entschlüssen — so steht sein Charakterbild in der Geschichte des Großherzogthums Baden als das eines seiner besten Bürger, seiner bedeutendsten Staatsmänner.

Badische Biographien 2, 493. v. Weech.

Winter: Heinrich Georg W., Botaniker, geboren zu Leipzig am 1. October 1848, † zu Connewitz bei Leipzig am 16. August 1887. Als Sohn eines Verlagsbuchhändlers sollte W. dem väterlichen Berufe folgen und trat deshalb aus der Tertia der Thomasschule in Leipzig, auf welcher er den ersten Unterricht erhielt, zunächst als Lehrling in das väterliche Geschäft ein, dann in eine andere Buchhandlung in Leipzig und zuletzt in eine solche in Gießen als Gehülfe. Schon frühzeitig zog ihn die Pflanzenwelt an und vor allem waren es die Cryptogamen, welche er fleißig sammelte und studirte. Er erwarb sich dadurch bald solche floristische Kenntnisse, daß er nach dem Tode von Auerswald den Leipziger botanischen Tauschverein 1870—1872 leiten konnte. Noch reger wurde seine Sammelthätigkeit während seines Aufenthaltes in Gießen. Eine Frucht seiner dortigen Studien war ein in den Berichten der Oberheff. Gesellsch. für Natur- und Heilkunde 1873 veröffentlichtes „Verzeichniß der im J. 1869 in der Flora von Gießen gesammelten Pilze“. Schon vorher hatte er kurze Aufsätze, Beschreibungen von Pilzen, für die Zeitschriften Hedwigia (Band 10 u. 11), Botanische Zeitung (Band 30 u. 31) und Flora (Band 55) geliefert. Zugleich entschloß er sich nunmehr, sich ganz dem wissenschaftlichen Studium der Botanik zu widmen. Er ließ sich im October 1870 an der Leipziger Universität immatriculiren, studirte dann von 1872 an in München und schloß im folgenden Jahre seine Studien in Halle ab. Hier arbeitete er am botanischen Institut unter der Leitung von Prof. Kraus, dessen Assistent er wurde. Auf Grund einer Dissertation: „Die deutschen Sordarien“, auch abgedruckt in den Abhandlungen

der Hallenser naturforschenden Gesellschaft 1873, wurde W. am 27. October 1873 von der Leipziger philosophischen Facultät zum Dr. phil. promovirt. Die genannte Arbeit darf durch die auf eingehende mikroskopische Untersuchung gestützte kritische Sichtung der Arten einen bleibenden Werth für die Kenntniß der Systematik dieser Pilzgruppe beanspruchen.

Es folgen nun bis zum Jahre 1875 verschiedene mykologische Aufsätze theils descriptiver Art, theils physiologischen und entwicklungsgeschichtlichen Inhalts. Dahin gehören: „Mykologische Notizen“ (Hedwigia Bd. 12—23); „Heliotropismus bei Peziza Fuckeliana“ (Bot. Zeitg., Band 32); „Cultur der Puccinia sessilis und dessen Aecidium“ (Sitzungsber. d. Leipz. Naturf. Gesellsch. 1874), sowie mehrere Arbeiten über die Flechten: „Untersuchungen der Flechtengattungen Secoliga, Sarcogyne, Hymenelia, Naetrocymbe“ (Leipz. Naturf. Gesellsch. 1875); „Zur Anatomie einiger Krustenflechten“ (Flora 1875); „Ueber die Gattung Sphaeromphale und Verwandte“ (Pringsheim's Jahrb., Bd. 10; Hedwigia, Bd. 15). Im J. 1875 ging W. nach Zürich, wo er zunächst als Docent für Botanik am Polytechnikum, später auch als solcher an der dortigen Universität wirkte. Neben seiner Lehrthätigkeit setzte er seine Pilzforschungen mit Eifer fort und veröffentlichte deren Resultate in einer Reihe werthvoller Abhandlungen.

So erschien 1876 die wichtige Arbeit: „Einige Notizen über die Familie der Ustilagineen“ (Flora Bd. 59), welcher sich zahlreiche Aufsätze über niedere Pilze in den Jahrgängen der Zeitschrift Hedwigia bis 1887 anschlossen. 1879 gab W. eine populär gehaltene Darstellung: „Die durch Pilze verursachten Krankheiten der Culturgewächse“ für Scholtze's landwirthschaftliche Taschenbibliothek heraus und mit Wartmann zusammen 1881 und 1882 die achte und neunte Centurie des Exsiccatenwerkes: „Schweizerische Kryptogamen“. Als 1879 L. Rabenhorst, durch Krankheit gezwungen, die Redaction der Hedwigia niederlegte, übernahm W. dieselbe und behielt sie bis zu seinem Tode bei. Eine noch umfangreichere Thätigkeit aber eröffnete sich ihm, als kurz darauf Rabenhorst starb. Er setzte dessen „Fungi europaei exsiccati“ fort und dehnte sie auch auf die außereuropäischen Pilze aus, so daß das Werk nunmehr den Titel führte: „Rabenhorsti Fungi europaei et extraeuropaei“, wovon er in den Jahren 1881 bis 1886 die Centurien 27—36 erscheinen ließ. Seine weitgehenden Verbindungen mit den berühmtesten Mykologen aller Länder verschafften dem Werk eine bis dahin noch unerreichte Vollständigkeit. Gleichzeitig mit dieser Arbeit erschloß sich W. eine neue Aufgabe, als die Herausgabe einer zweiten Auflage von Rabenhorst's Cryptogamenflora nothwendig wurde, für welche ihm die Verlagshandlung Kummer in Leipzig die Bearbeitung der Pilze übertrug. Das gerade für diese Pflanzenabtheilung seit dem ersten Erscheinen der Flora außerordentlich angewachsene Material nöthigte W. zu zahlreichen Vorstudien, welche es ihm wünschenswerth erscheinen ließen, am Orte der Herausgabe des Buches zu weilen. So siedelte er denn Anfangs der achtziger Jahre von Zürich wieder nach Leipzig über, wo sich ihm ein besserer Mittelpunkt für seine ausgedehnte Correspondenz bot. Unter dem Titel: „Die Pilze in Rabenhorst's Cryptogamenflora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz“ erschien diese zweite Auflage von 1884—1887. Veröffentlicht sind darin die Schizomycetes, Saccharomycetes, Basidiomycetes und Ascomycetes. Die Bearbeitung der übrigen Gruppen hinderte der Tod des Verfassers. Die für die Zwecke der Bearbeitung gemachten Einzelstudien publicirte W. in zahlreichen, meist in der Hedwigia erschienenen Sonderabhandlungen. Mit einer so ausgedehnten Forscherthätigkeit vereinigte W. zugleich eine reiche referirende, in verschiedenen botanischen Fachzeitschriften, vorzugsweise in der Hedwigia und im Botan. Centralblatt. Noch kurz vor seinem Tode veröffentlichte er in Engler's bot. Jahrbüchern 1887, Band 8, eine Uebersicht

über die in den letzten Jahren in Bezug auf Systematik und geographische Verbreitung erschienene Litteratur. Zu früh für die botanische Wissenschaft, für welche W. auf dem von ihm gewählten, engbegrenzten Felde Hervorragendes geleistet hat, starb er, noch nicht 40 Jahre alt, an den Folgen eines chronischen Darmkatarrhs, an welchem er Jahre hindurch gelitten hatte.

P. Magnus: Nekrolog im „Bericht d. deutschen bot. Gesellsch., Bd. 5. 1887.

E. Wunschmann.

Winter: Karl Heinrich W., Lehrer und stenographischer Schriftsteller, geboren in Schlanstedt bei Gr.-Oschersleben am 12. April 1813, † in Dresden am 14. Juli 1884. Vorgebildet auf dem Domgymnasium und dem Seminar in Halberstadt, verbrachte W. fast seine ganze Amtszeit als Lehrer zu Deersheim bei Osterwiek. Im J. 1849 erlernte er die Stolze'sche Stenographie und wirkte von da ab in seinen Mußestunden für deren Ausbreitung. Der Wunsch, den stenographischen Lehrstoff durch methodische Eintheilung dem Jugendunterricht anzupassen, bewog ihn zur Abfassung eines Elementarbuches, dessen Bearbeitung ihn in briefliche und persönliche Verbindung mit dem Systemerfinder Stolze brachte. Stolze interessirte sich lebhaft für das Werk, förderte es mit Rath und That und schrieb ein Vorwort zu demselben. Diese „stenographische Fibel" erschien zuerst 1852 und wurde oft neu aufgelegt (8. Aufl., Leipzig 1869). Ein zweiter Theil derselben folgte 1858 (2. Aufl., Leipzig 1870), eine „Kurze Anweisung zur Erlernung der Stolze'schen Stenographie durch die Fibel" 1857 (2. Aufl., Leipzig 1862). Die „Fibel" hat ihrer Zeit viel zur Verbreitung der Kurzschrift beigetragen und ist auch von den Uebertragern des Stolze'schen Systems aufs Russische, Paulson und Messer, 1864 zum Vorbild ihres russischen Stenographie-Lehrbuchs genommen worden. Seit 1871 lebte W. im Ruhestande zu Dresden bei seinem Sohne.

P. Mitzschke, Winter und Stolze, im „Magazin für Stenographie" 1890, Nr. 20—24. — F. W. Käding, Stolze-Bibliothek, Bd. 3, 5, 7, 9, 14, 17.

Mitzschke.

Winter: Peter v. W., namhafter Tonsetzer, war 1754 zu Mannheim geboren, besuchte als Knabe das Gymnasium, wendete sich aber bald ganz der Musik zu und stand schon in seinem elften Jahre als Violinspieler in Diensten der dortigen kurfürstlichen Capelle, wo die Tonkunst eifrigst gepflegt ward. Frühzeitig war in diesem musikerfüllten Kreise sein Schaffensdrang erwacht. Ihn unbehindert ausströmen zu lassen, erschwerte ihm der Mangel an technischem Wissen. Lange war es W. nicht gegönnt gewesen, die gründliche Unterweisung eines angesehenen Lehrers in der Tonsetzkunst zu erhalten, er mußte sich, so gut es eben ging, autodidaktisch zurechttappen. Da er sich fast ausschließlich auf seinen Instinct als Lernmeister verwiesen sah, kostete es ihn sauere Mühe, seine Erzeugnisse formgerecht auszuführen und dem herrschenden Geschmack gemäß auszugestalten. Zwar kam er, als er durch praktische Erfahrung schon mehr gereift war, mit dem Abt Vogler zusammen und ließ auch in dessen Sammlung der Mannheimer Tonschule einige Erstlingsversuche, darunter eine Symphonie in D-moll veröffentlichen, zog indeß im übrigen keinen erheblichen Nutzen aus dieser Berührung. Es scheint ihm unter der Anleitung dieses absonderlichen Mannes die Lust zur Vornahme von tiefer eindringendem Studium gefehlt zu haben, und so war er damals als vorzüglicher Violinspieler und glänzender Geigenvirtuos aus der Schule des älteren Hampel wol sehr geschätzt, doch als Tondichter traute man ihm nicht viel zu. Als 1776 der französische Theaterunternehmer Marchand mit seiner Truppe in kurfürstliche Dienste trat, ward W. als Dirigent daselbst angestellt. Hier lernte er die anmuthigen, witzigen und gemüthvollen Erzeugnisse der französischen komischen Oper kennen, insbesondere die

ausdrucksreichen Weisen Monsigny's übten auf ihn einen starken Eindruck aus. Oft bemerkte man, wie sein anführender Bogen unbeweglich blieb, und er ganz in sich verloren in seinen Gesichtszügen und Blicken die innere Erregung verrieth. Seine eigenen Hervorbringungen, von denen einige Ballete gefielen, sind bis dahin belanglos, ohne rechten Zusammenhang und in der Harmonik matt gewesen, aber die erste Stimme war, wie er selbst meinte, immer mehr als mittelmäßig, das will sagen, gesangführend behandelt, was wie ein Fingerzeig auf die wahre Richtung seiner Begabung vorauswies. 1788 übersiedelte der Hof sammt der Oper nach München. Hier brachte W. außer italienischen Stücken wie Armida, Cora ed Alonzo, Leonardo e Blandine, 1780 seine erste deutsche Oper „Helena und Paris" zur Aufführung, die mit Tänzen, Decorationspomp, großen Chören und Kampfspielen ausgestattet, lebhaften Beifall fand und sich lange hielt, wogegen seine nächste Oper „Bellerophon" 1782, worin Gluck's Stil in gar zu auffallender Weise nachgeahmt war, einen Mißerfolg erlitt. Hattte W. in seinen bisherigen Leistungen die Orchesterpartie sorgfältig ausgearbeitet, dem Gesang aber bloß eine nebensächliche Rolle zugetheilt, so ward dies, seit er in Wien mit Salieri zusammengekommen, anders. Dieser berühmte Meister lehrte ihn den Werth einer guten Behandlung der Singstimme schätzen. Der lernbegierige Kunstjünger warf sich nun mit beharrlichem Fleiß auf das Studium der Singstimme und wies dieser in den von da ab folgenden Hervorbringungen immer den ersten Platz an. Er läßt den Sänger sich frei bewegen, während das wirksam geführte Orchester nur den Hintergrund bildet, der die Wirkung des vocalen Theils hebt und ins rechte Licht setzt. Bei Salieri, diesem gewiegten Praktiker, empfing er auch den längst ersehnten Unterricht in der Setzkunst, zeitlebens hat W. bekannt, daß er dem geistvollen Italiener sehr viel verdanke. Der günstige Eindruck, welchen ein von ihm für Chor und Orchester componirter Psalm hervorrief, bewirkte 1788 seine Ernennung zum pfalzbairischen Capellmeister an Vogler's Stelle, der nach Schweden ging. Zugleich ward ihm die Composition der Oper „Circe" übertragen, welche W. vollendete, doch nicht zur Aufführung brachte, da der Kurfürst Karl Theodor keine Vorstellungen italienischer Opern im Carneval mehr haben wollte und an ihrer Stelle die deutsche Oper begünstigte. Für die Privatbühne des Grafen v. Seefeld schrieb W. nebst andern 1790 die Musik zu dem Goethe'schen Intermezzo „Jery und Bätely" und erzielte mit der Cantate „Timoteo" einen nachhaltigen Erfolg. Seine dauernde Anstellung in München behinderte ihn nicht, durch wiederholte Ausflüge in andere Länder für die Ausbreitung seines Künstlerruhms zu sorgen, im Gegentheil ward ihm reichlich Urlaub ertheilt, den er zu diesem Behufe weidlich ausnützte. 1791 reiste er nach Italien und versorgte die Bühnen zu Neapel und Venedig mit neuen Opern. „Antigone" gefiel dort, während in der Lagunenstadt „Catone in Utica", „Il Sacrificio di Creta" und namentlich „I Fratelli rivali" 1792 durchdrangen. Nachdem er so in der Fremde Ansehen erworben und volle Kenntniß der italienischen Opernschreibart gewonnen, kehrte er nach München heim, wo indeß seine nach Molière's „Psyche" und Shakespeare's „Sturm" bearbeiteten neuen Opern mißfälliger Aufnahme begegneten. 1794 ging er einer an ihn ergangenen Einladung des Freiherrn v. Braun, des damaligen Pächters der kaiserlichen Bühnen, Folge leistend auf längere Zeit nach Wien. Hier schrieb er den 2. Act zu den „Pyramiden", „Das Labyrinth oder Der Kampf mit den Elementen" als 2. Theil der „Zauberflöte" (beide Texte von Schikaneder) und seine berühmteste, von Huber gedichtete Oper „Das unterbrochene Opferfest" (1. Aufführung am 14. Juni 1796). Der rasch um sich greifende Erfolg dieses bald hochbeliebten Werkes, welches über ein halbes Jahrhundert lang im Spielplan der deutschen Bühnen sich behauptete,

machte Winter's Namen gefeiert. Von Wien aus verbreitete sich sein Weltruf. Nachdem er noch Prag besucht und daselbst seine komische Oper „Ogus ossia il trionfo del bel sesso“ in Scene hatte gehen lassen, nahm er 1798 seine dienstliche Thätigkeit in München wieder auf und schenkte die von Reger gedichtete „Maria von Montalban“ der Opernbühne (1. Aufführung am 28. Januar 1800), welche mit und neben dem „Opferfest“ zu seinen besten dramatischen Leistungen zählt. Glänzende Anerbietungen verlockten ihn nach England zu reisen. Gleich Händel und Gluck that er sich in London als italienischer Opernsetzer hervor. Er schrieb da, wo zwei Jahrzehnte später sein Bewunderer K. M. v. Weber, welcher das „Unterbrochene Opferfest“ unsterblich nannte, den letzten Seufzer aushauchte, von 1803—5 die großen Opern „Calypso“, „Castore e Polluce“, „Proserpina“ und „Zaira“ und erntete Lob und klingenden Lohn in Fülle. Vorher hatte er nicht versäumt, Paris zu besuchen und auch dort als Tondichter sich bekannt zu machen. Sein Ehrgeiz stachelte ihn an, die erste Opernbühne der Welt, die Académie de musique mit Früchten seines Eigenbaues zu bereichern. Er schrak nicht davor zurück, mit Gluck's Schöpfungen wie mit denen seiner Mitstreber und Nachfolger Piccini, Sacchini, Salieri, Vogel und Méhul in Wettkampf zu treten und gegen sie seine Kräfte zu messen. Das kühnliche Unterfangen, welches die Grenzen seiner dramatischen Veranlagung weit überstieg, konnte nicht glücken. Diese streng dramatische Gattung, der Hochgipfel der lyrischen Tragödie, lag seiner im gemäßigten Genre heimischen und ergiebigen Phantasie fern, immerhin verdient die Gewandtheit Anerkennung, womit er in „Tamerlan“ (aufgeführt am 14. September 1802) sich zuweilen in den großen pomphaften Stil und eine ihm fremde Sprache zu schicken wußte. Die Oper hatte einen Achtungserfolg zu verzeichnen und erlebte, eine Reprise eingerechnet, 21 Aufführungen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wollte sein „Frauenbund“, der des zweideutigen Textes halber bloß zwei Vorstellungen erlebte, nicht verfangen. Mit derselben Mindestzahl von Aufführungen mußte sich zu München 1809 die Oper „Colmal“ (Text von Collin) bescheiden, deren Composition er auf Wunsch der Kaiserin Marie Theresie († 1807) begonnen, aber erst nach dem Tode dieser musikliebenden Gönnerin vollendet hatte. Am 19. August 1806 brachte die Pariser Académie seinen fünfactigen „Castor und Pollux“ heraus, wozu die Musik ursprünglich zu italienischen Worten für eine denselben Stoff behandelnde für London bestimmte Oper gesetzt worden war. Sie gefiel an der Seine nicht, nach dreizehn Aufführungen verschwand das Dioskurenpaar von der Bühne. Im December desselben Jahres führte man in Wien „Castor und Pollux“ als Oratorium auf, wo es besser ansprach. Man fand die Musik gefällig, feurig, brillant und immer effectvoll. Für Wien schrieb er 1807 noch die Operette „Die beiden Blinden“, welche günstig aufgenommen ward. Seitdem hat W. wenig mehr für die Bühne geschrieben. Er schien sogar während langer Jahre dem Theater ganz entsagt zu haben. Man war darum nicht wenig überrascht, als er plötzlich am 23. Januar 1817 in Mailand mit „Il Maometto“ auftauchte und viel Glück hatte. Diesem an manchen Stellen von jugendlichem Feuer belebten Product seines Greisenalters folgten noch „I due Valdomiri“ und „Etelinda“. Seine letzte Oper „Sänger und Schneider“, 1820 in München gegeben, griff nicht durch. Dafür hatte die im J. 1813 geschaffene „Schlachtsymfonie“ seinen Ruf als instrumentaler Tonsetzer gefestigt. W. hat den Plan des Ganzen wohldurchdacht und die Aufgabe sinnreich ausgeführt. Fünf verschieden vertheilte Orchester werden da ins Treffen geführt, zu welcher Tonmasse sich noch der Chor in einem marschähnlichen Gesang und zuletzt in einem jubelnden Triumphlied gesellt. Mit voller militärischer Musik sind die charakteristischen Kriegsmelodien der kämpfenden Völker in

die Schilderung des Schlachtgewühles verwoben. Ein zeitgenössischer Kritiker versichert im Hinblick auf die „Schlacht von Vittoria", nach einstimmigem Urtheil stehe diesmal Herrn van Beethoven's Originalität unter Winter's schulgerechter Form. Der Versuchung, an Gluck's vermeintlich zu einfacher Instrumentirung die verschlimmbessernde Hand anzulegen, ist W. gleich Spontini, Aiblinger, Esser und Wagner im guten Glauben, der Sache hiermit zu nützen, erlegen. Er hat die Instrumentalbegleitung zur „Iphigenie in Aulis" verstärkt und dem Tagesgeschmack entsprechend zurechtgerichtet. Als wenn eine modemäßigere orchestrale Toilette dem großen Publicum das Verständniß eines ursprünglichen, tiefen Geistesproducts erschließen könnte! Nicht unerwähnt mag bleiben, daß W. mit Vorliebe die Composition von Balleten gepflegt hat, deren mehrere er für Mannheim, München, Wien und London schrieb. Viel Ehre hat ihm auch die vortreffliche „Vollständige Singschule" (in drei Teilen) eingetragen, worin er seine reichliche Erfahrung auf dem Gebiete der Gesangskunst verwerthet hat. Anläßlich seines im J. 1814 begangenen 50jährigen Dienstjubiläums ward dem würdigen Künstler vom Könige von Baiern das Ritterkreuz des Civilverdienstordens verliehen. Am 18. October 1825 verschied er. Noch bis in die letzte Lebenszeit wirkte W. für die königliche Hofcapelle. Als kirchlicher Tonsetzer hat er eine rege Thätigkeit entfaltet, innerer Drang führte ihn zum Schaffen auf diesem ernsten Felde hin. Seine Kirchenstücke tragen durchwegs das Gepräge edler Einfachheit. Er schrieb viel, darunter hervorragend Gutes. 26 Messen, worunter 2 Pastoralmessen, 3 Te Deum, 3 Stabat mater, 1 Magnificat, 7 Tantum ergo, zahlreiche einzelne Meßsätze zeugen von seiner Fruchtbarkeit. Für die evangelische Hofkirche verfaßte er 7 geistliche Cantaten, das Oratorium „Der sterbende Jesus", ein deutsches Stabat mater. Zuhöchst von alledem sind seine beiden Todtenmessen zu stellen, insbesondere die in C-moll, eine Tondichtung von würdiger, reiner, echt künstlerischer Haltung, einheitlich empfunden, in Erfindung und Ausführung (auch inbezug auf Contrapunkt und Instrumentation) vortrefflich, ist ein Meisterwerk, dessen mit Auszeichnung gedacht werden muß, und das bei vorherrschend feierlich milder Stimmung auch Züge von Pathos und Größe offenbart. Seinen Kirchenwerken läßt sich überhaupt Originalität nachrühmen. Pracht der Chöre, reiche Instrumentirung und fließender Gesang fesseln an ihnen. Winter's Kammermusik (6 Streichquartette, 2 Streichquintette, 1 Sextett, 2 Septette, 1 Octett, mehrere Concerte) ist heutzutage vergessen. Seine Opernmusik ist — wenigstens in ihren Spitzen — werthvoll. Zwar fehlt es ihm an genialer Schöpferkraft. Sein Talent ist weder mit sonderlicher Tiefe, noch Stärke oder Fülle ausgestattet. Durchgreifende Energie, leidenschaftlicher Schwung, imponirende Großheit sind ihm fremd. Der Grundcharakter seiner Muse ist mehr dem Sanften, Angenehmen, Gefälligen zugeneigt, sie hat nichts Ungestümes, gewaltsam Fortreißendes an sich, liebt hingegen das gleichmäßig Abgetönte, Ausgeglichene, wie überhaupt seine Künstlerart als der Ausfluß einer harmonischen Natur erscheint. Mangelt ihr auch die Schärfe der Charakteristik, so erfreut sie dafür durch ungekünstelte Anmuth, Formreiz und einen gewissen Anstrich von Würde. W. ist mehr Lyriker als eigentlicher Dramatiker, lyrisch ohne Einschlag von Schwärmerei. Uebrigens besitzt er scenischen Sinn und weiß seine Tongestaltungen bühnengerecht auszuführen. Schöner Sang, Fluß der Melodik, richtige Declamation, wirksame Instrumentirung, besonnene Anlage sowie ein belebtes Ensemble sind seinen besten Opern eigen. Als dramatischer Musiker ist er vornehmlich Gluck, Mozart und Salieri verpflichtet, in deren Fußtapfen er gewandelt, ohne darum seine Selbständigkeit gänzlich aufzugeben. Das persönliche Gepräge tritt in seinen Leistungen nicht scharf hervor, dennoch darf W. auf Eigenart Anspruch erheben. Er verliert sich nicht in der Nachhut

dieser einflußreichen Geister, sondern steht für sich da. Keinem von den vorhin Genannten hat er sich bedingungslos angeschlossen, vielmehr einen Mittelweg eingeschlagen und nach seiner Weise eine Vermittlung zwischen deutscher und italienischer Schule angestrebt. Trotz der inzwischen erfolgten tiefgreifenden Wandlung des musikalischen Geschmacks vermögen Winter's gelungenste Hervorbringungen noch ein mehr als flüchtiges Interesse zu erwecken. Mag sein Horizont immerhin ein engerer sein als der der großen Meister, so bleiben doch auch seine Werke vom Abglanz des classischen Ideals umflossen. In der Periode von Mozart's Tod bis zum Auftreten von Beethoven's Fidelio war W. im Fache der ernsten Oper unstreitig der erste deutsche Componist. Er hat das nicht zu übersehende Verdienst gegenüber dem übermächtigen Andrängen des Auslandes, vor allem Frankreichs, das Ansehen deutscher Kunst bewahrt und behauptet zu haben. In der dünngesäeten Schar der Bühneninstinct verrathenden deutschen Opernsetzer bildet W. eine wirkungsfähige Kraft.

Max Dietz.

Winter: Raphael W., Thiermaler und Radirer, wurde im J. 1784 zu München geboren. Seinen ersten Unterricht in der Malerei erhielt er von seinem Vater Joseph Georg Winter, und nach dessen frühzeitigem Tode wurde er Schüler M. Mettenleiter's, in dessen lithographischer Anstalt er im J. 1809 Anstellung fand, um später als Inspector an diesem Institut bis an sein Ende thätig zu sein. So kam es, daß er für seine künstlerischen Neigungen nur wenig Zeit übrig behielt und sich im wesentlichen auf Zeichnungen beschränken mußte. Sein Lieblingsgebiet war die Thiermalerei. Er schuf sowohl Thierbilder in Oel, als Landschaften mit Thieren in Aquarellfarben, sowie Radirungen und Lithographien ähnlichen Inhalts. Von seinen Zeichnungen kann man in der Sammlung des Münchener Kunstvereins eine Anzahl Proben sehen. W. starb im J. 1853 in seinem 69. Lebensjahr.

Vgl. den Bericht über den Bestand und das Wirken des Kunstvereins in München im Jahre 1852. München 1853. S. 52. — A. Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler. Leipzig 1873. II, 743. — Fr. Pecht, Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert. München 1888. S. 55. — Chr. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris (1890). IV, 238.

H. A. Lier.

Winter: Vitus Anton W., katholischer Theologe, geboren in einem zu der Pfarrei Hohenegglkofen in der Nähe von Landshut gehörigen Hofe am 22. Mai 1754, † in Landshut am 27. Februar 1814. Von dem Cooperator in der seinem Geburtsort benachbarten Pfarrei Adelkofen vorbereitet, konnte W. im J. 1769 in das Gymnasium zu Landshut eintreten, das er mit Fleiß und Auszeichnung absolvirte. Durch die sodann erlangte unentgeltliche Aufnahme in das Bartholomäer-Seminar in Ingolstadt wurde ihm die Fortsetzung seiner Studien ermöglicht. An der dortigen Universität studirte er in den Jahren 1774—1778 neben der Theologie auch Philosophie, Physik und lebende Sprachen. Am 13. Juni 1778 empfing er die Priesterweihe. Nach kurzer Beschäftigung als Hofmeister in adeligen Häusern in München erhielt er dann die Stelle eines Katecheten am Collegium Germanicum in Rom, die er zwei Jahre lang versah. Von Rom nach Baiern zurückgekehrt, wurde er zunächst Präceptor der kurfürstlichen Pagen in München, bis 1788, dann Pfarrer, zuerst in Laichling bei Eggmühl, später in Kösching, in der Nähe von Ingolstadt. Als Erzieher eines jungen Grafen Lösch, den er an diesen Orten bei sich gehabt hatte, machte er zuletzt mit diesem eine große Reise durch ganz Deutschland und bis Ungarn. Hierauf wurde er Pfarrer in Ingolstadt an der oberen Stadtpfarrkirche ad aedem divae Virginis speciosae, zugleich Domherr in Eichstädt und Professor der Kirchen-

geschichte an der Universität in Ingolstadt, in welcher Eigenschaft er am 22. Januar 1795 seine Antrittsvorlesung hielt. Zugleich erhielt er die theologische Doctorwürde. Im J. 1799 wurden ihm an Stelle der Kirchengeschichte die Fächer der Katechetik, Liturgik und angewandten Moral übertragen. Im J. 1800 siedelte er mit der Universität nach Landshut über, wo er 1801 auch Stadtpfarrer zu St. Jodok wurde; beide Aemter, die Professur und das Pfarramt, behielt er bis an seinen Tod. Er wurde auch königl. baierischer und erzbischöfl. Regensburgischer wirklicher geistlicher Rath; seit 1804 auch correspondirendes Mitglied der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in München. Im Studienjahre 1811/12 war er Rector der Universität. Als Mensch zeichnete sich W. durch große Wohlthätigkeit aus; seine einfache Lebensweise ermöglichte es ihm, obwol er von Haus aus ohne alles Vermögen war, selbst bedeutende Stiftungen zu wohlthätigem Zwecke zu machen, wie zur Stiftung und Unterstützung von Schul- und Volksbibliotheken. Ein organisches Unterleibsleiden, das ihm erst in den letzten Lebensjahren empfindlicher wurde, führte seinen Tod herbei. — Unter den wissenschaftlichen Arbeiten Winter's nehmen seine historischen Schriften die erste Stelle ein, die der älteren baierischen Geschichte und Kirchengeschichte gewidmet sind. Unter diesen sind zu nennen: „Vorarbeiten zur Beleuchtung der österreichischen und baierischen Kirchengeschichte überhaupt, und der Agilolfingischen Periode insbesondere", 2 Bände (München 1805—1810); „Die drei großen Synoden der Agilolfingischen Periode zu Aschheim, Dingolfing und Neuching, kritisch bearbeitet", in den Histor. Abhandlungen der k. baier. Akademie der Wissenschaften, 1807, S. 1—146; dazu zwei Nachträge, Landshut 1808 und 1809; „Meine Ansichten von der ältesten Topographie Bojoariens" (München 1811); „Ueber die ältesten Gesetze Bajuvariens. Eine Rede bei der öffentlichen Bekanntmachung der akademischen Gesetze an der k. b. Ludwig-Maximilians-Universität" (München 1812); „Aelteste Kirchengeschichte von Altbaiern, Oesterreich und Tirol", I. Theil (Landshut 1813); „Geschichte der baierischen Wiedertäufer im 16. Jahrhundert" (München 1809); „Geschichte der Schicksale der evangelischen Lehre in und durch Baiern, bewirkt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, oder Kirchen- und Staatsgeschichte von Baiern von dem Ausbruche der Kirchenreformation bis zu Wilhelm's IV. Tode, aus den Urquellen bearbeitet, sammt einem diplomatischen Codex", 2 Bände (München 1809—1810). 1811 ließ W. in Landshut den I. Band einer „Sammlung der kleineren Schriften gemischten, meistens historischen Inhalts" erscheinen, der neben Originalabhandlungen auch kritische Besprechungen fremder Schriften enthält. — Neben den historischen Schriften Winter's nehmen die liturgischen den größten Umfang ein, unter denen zu nennen sind: „Versuche zur Verbesserung der Katholischen Liturgie. Erster Versuch. Prüfung des Werthes und Unwerthes unserer liturgischen Bücher" (München 1804); „Liturgie, was sie sein soll, unter Hinblick auf das, was sie im Christenthum ist, oder Theorie der öffentlichen Gottesverehrung" (München 1809); „Erstes deutsches kritisches Meßbuch" (München 1810); „Erstes deutsches kritisches, katholisches Ritual" (Landshut 1811); „Deutsches, katholisches, ausübendes Ritual", 2 Theile (Frankfurt a. M. 1813; 2., neu bearbeitete Aufl. von Jacob Brand, Bischof von Limburg, Frankfurt a. M. 1830). Eine „Sammlung der kleineren liturgischen Schriften" erschien in München 1811 und in Landshut 1814. Die Tendenz dieser Schriften ist aus den Titeln der meisten derselben schon ersichtlich. In seinem Bestreben, die katholische Liturgie, wie er meinte, zeitgemäß zu reformiren, ging W. jedenfalls weit über das richtige Maß hinaus. Auch der milde Sailer kann darüber nicht anders urtheilen, als daß W. darin dem rationalistischen Zeitgeist, der die bloße Sittlichkeit an Stelle der Religion setzen wollte, seinen Tribut entrichtet habe; doch constatirt Sailer auch gerne, daß doch

in den späteren liturgischen Schriften Winter's im Vergleich zu den früheren ein erfreulicher Fortschritt zu einer tieferen Religiosität vorliege. Diese Bestrebungen verwickelten W. auch in litterarische Streitigkeiten, mit dem Professor Salat u. A. — Unter den sonstigen Schriften Winter's sind noch zwei Lehrbücher zu nennen: „Religiös-sittliche Katechetik" (Landshut 1811, 2. Aufl. 1816); und ein Lehrbuch der Patrologie unter dem Titel: „Kritische Geschichte der ältesten Zeugen und Lehrer des Christenthums nach den Aposteln, oder Patrologie" (München 1814). Eine „Abhandlung über die Katechismen" erschien in Felder's Neuem Magazin für kath. Religions-Lehrer, Jahrg. 1814.

J. M. Sailer, Rede zum Andenken an V. A. W., gehalten in der Universitätskirche zu Landshut am 23. März 1814, Landshut 1814; in Sailer's Werken Bd. 38, S. 123—156. — Clem. A. Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrh., Bd. I, 2 (1824), S. 334—338. — H. Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. u. 19. Jahrh., Bd. IV (1835), S. 744—747. — Permaneder, Annales Univ. Ingolst.-Landish.-Monach., T. V (1859), p. 158, 341 s. — Prantl, Geschichte der Ludw.-Maxim.-Univ. in Ingolstadt, Landshut, München, Bd. II (1872), S. 517. — K. Werner, Gesch. der kath. Theologie (1866), S. 384 bis 386, 387, 391. — Thalhofer, Handbuch der kath. Liturgik, Bd. I (1883), S. 115 f. — Brück, Gesch. der kath. Kirche in Deutschland im 19. Jahrh., Bd. I (1887), S. 441 f. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 643—646. Lauchert.

Winterburger: Johannes W., der älteste Buchdrucker der Stadt Wien. Obgleich Kaiser Friedrich III. bald nach der Erfindung der neuen Kunst, 1494, dieser sein Wohlwollen zugewendet hatte, indem er (Fugger, Ehrenspiegel, Nürnberg 1668, S. 529; Schöttgen, Hist. d. Dreßd. Buchdr. S. 50, 54) die Druckerherren fast dem Adel und den Gelehrten gleichstellte und ihnen Gold zu tragen, den Schriftsetzern aber einen Adler und den Druckern einen Greif mit dem Druckerballen, die sie in einem Wappen unter offenem Helme führen sollten, verstattete, so konnte doch in der Hauptstadt selbst erst nach seinem Tode die Buchdruckerkunst dauernde Wurzeln schlagen. Die Ursachen hiervon waren Friedrich's ebenso unruhige, als lange Regierung, seine Händel mit seinem Bruder Albert und den benachbarten Ungarn und Böhmen, seine vielfältigen Reisen, sowie, daß Wien selbst nicht selten der Tummelplatz des Aufruhrs war. Hieraus folgte ferner, daß selbst einheimische Künstler weiter zogen und ruhigere Gegenden suchten. So war Ulrich Han (s. A. D. B. X, 496) vielleicht der erste, der 1466 die Kunst in Rom einführte und sein Bruder Wolfgang (Lupus) folgte ihm bald nach. Dieser letztere druckte (wir fügen dieses hier ergänzend bei) für sich allein zu Rom, u. A. das „Psalterium Card. Joh. de Turrecremata", unterschrieben „per providum Virum Mag. Lupum Gallum fratrem Magistri Udalrici Galli de Bienna" (1476. Fol. Maittaire V. P. 2 p. 301); es ist dieses Werk mit den Charakteren seines Bruders gedruckt. Die anderen Galli, welche Maittaire nennt, haben mit den zwei Brüdern nichts gemein. Im J. 1476 druckte Johann Wienner von Wien zu Vicenza den Virgil, kehrte aber bald nach Deutschland zurück, wo er in Augsburg seine Arbeiten fortsetzte. Dagegen finden wir seinen Landsmann Stephan Koblinger Viennensis 1479 noch in Vicenza. Der erste Buchdrucker Wiens, dessen Name als solcher verbürgt ist, ist Johannes W. Gebürtig von Winterburg unweit Kreuznach in der Grafschaft Sponheim oder, wie er selbst in einem Drucke vom Jahre 1497 sagt, „de hiberna arce haud procul a ripis Rhenanis et urbe inventrice et parente impressoriae artis Moguntiaco", hatte er seine Kunst wahrscheinlich in Mainz selbst erlernt, weil er hier für diese Stadt das Zeugniß des Erfindungsortes der

Buchdruckerkunst ablegt. Sein Name erscheint übrigens auch als „Chalcographus Winterburgerus, Winter, Jo. W. und Jo. w.“, als Druckort wechselt er mit „urbe Wiennen, Uinne, Urbe Uiennensi austriaca, clarissima superioris Pannoniae, quam olim Flaviana und Vienna Pannonia“. In mehreren Drucken hat er seinen Namen, sowie das Druckjahr nicht beigesetzt. Die überwiegend größte Zahl seiner Arbeiten ist liturgischen Inhalts für verschiedene Kirchen, wie die zu Salzburg und Passau und einige darunter sehr ansehnlich, wie auch seit 1500 solche mit Holzschnitten erschienen. Zum Setzer bediente er sich des geschickten Mathematikers Joh. Michaelis von Breslau und was die Ausstattung seiner Officin betrifft, so war dieselbe mit guten Schriften jeder Art, auch mit musikalischen Choralnoten wohl versehen, weßhalb auch der einige Jahre später auftretende Wiener Buchdrucker Hieron. Vietor (s. A. D. B. XXXIX, 686) im J. 1509 als Verleger ein Buch bei ihm drucken ließ. Ob die lateinischen Distichen, mit denen er zumeist seinen Druckerstock begleitet, seiner eigenen Feder entflossen, ist ungewiß, dagegen fanden die Erzeugnisse seiner Presse ungetheilten Beifall und in einem Drucke vom Jahre 1509 nimmt sogar der Magister Paulus Crosnensis Ruthenus (aus Crosna in Rothreußen, der erste Nationallehrer der Poesie in Krakau, † 1518) keinen Anstand, in einem lateinischen Lobgedichte ihn mit den berühmtesten Künstlern Griechenlands zu vergleichen. Sein Druckerstock kommt zum ersten Mal in einem Werke vom Jahre 1503 vor und besteht (Denis a. a. O. Tafel 1) aus einem auf der Spitze stehenden Pfeile, an dem sich eine gekrönte Schlange hinaufwindet; vergl. auch Roth-Scholtz, Insignia Sect. 44 N. 430. W. arbeitete in Wien 27 Jahre und von diesen 17 allein. Sein Todesjahr fällt vermuthlich in das Jahr 1519 oder doch bald hernach, weil in diesem Jahre sein Name zum letzten Mal auf einem Druckwerk erscheint. Die Zahl seiner bekannt gewordenen sämmtlich entweder in Folio oder in Quartform erschienenen Drucke beläuft sich auf 58, deren Erstlinge er, wol in Erinnerung an seine Mainzer Gesellenzeit gerne schließt mit „Foeliciter explicit“. Als Verleger ließen bei ihm arbeiten 1499 der Buchführer Theobald Feger concivis Budensis (Ofen), 1502 ein Wiener Bürger und Rathsmann Mathäus Heuperger, der 1504 auch als Buchdrucker genannt wird, 1508 ein sonst unbekannter Verleger Bernhard Melipola (oder Meliß) aus Olmütz, 1509 der Buchdrucker Hier. Vietor und 1512 der Doctor der Medicin zu Wien Georg Radendorfer. Sein erstes Druckwerk, auf welchem er sich aber noch nicht als Drucker nennt, so daß das Buch nur durch die Gleichheit der Typen als von ihm herrührend erkannt wird, ist vom Jahre 1492: Persii Satirae, und das gleiche gilt von der unzweifelhaft im J. 1493 gedruckten Oratio Wiennae habita in funere imperatoris (Friderici III.). Da W. erst mit dem Jahre 1493, nach dem Tode Friedrich's seinen Namen auf Druckwerken nennt, so führt dieser Umstand zu einer Vermuthung, die freilich nur als solche hingestellt werden darf, wiewol schon der kaiserliche Rath und Censor Kauz a. a. O. darauf hinzudeuten scheint. In Wien waren bereits zehn Jahre vor dem ersten als Drucker namentlich genannten W. fünf Werke erschienen mit Angabe des Druckorts Wien, der Jahreszahl 1482 und eines sogar mit M.CCCCLXXII., bei welchem jedoch durch einen Satzfehler ein X ausgefallen ist. Diese Bücher sind: Guidonis de Monte Rotherii manipulus Curatorum, Tract. distinct. Joh. Meyger, Doctrina Gersonis pisiensis de confessione, Die Legende des h. Rochus mit einem dem ersten Blatte vorgesetzten Holzschnitt und der Schlußformel: In der loblichen Stat zw Wien in Osterreych . . . . und: F. Aegidii O. S. Aug. Errores philosophorum, am Schlusse: Impressũ Wienne Anno d. MCCCCLXXII. Mit diesen fünf im gleichen Jahre zu Wien erschienenen Druckstücken ist der Bestand einer Buchdruckerei für das Jahr 1482 unwiderleglich dargethan. Den Drucker derselben aber kennt

man nicht und alle Schriftsteller halfen sich mit der Annahme, daß sich vor 1492 kein Buchdrucker für beständig in Wien niedergelassen habe, jedoch reisende Kunstgenossen schon vorher in Wien sich zeitweilig aufhielten und daselbst wie anderwärts Producte ihrer Presse zu Tage förderten. W. aber war anerkannter Maßen in reger Verbindung mit den von Mathias Korvin begünstigten Gelehrten am ungarischen Hofe und verlegte mehrere Werke ungarischer Schriftsteller, denen er auch das ungarische Wappen vorsetzt. Kauz a. a. O. nimmt sogar an, er sei Bürger von Ofen gewesen. Dies macht nicht unwahrscheinlich, daß W. einer der Wiener gewesen sei, die schon bei Beginn der Wirren zwischen Kaiser Friedrich und Mathias der Partei des letzteren anhingen. Daß es solcher Wiener Bürger eine große Zahl gab, bestätigen alle Geschichtsquellen jener Zeit. War aber dies mit W. der Fall, und gehörte er, wie nicht unwahrscheinlich, zu den Begünstigten des ungarischen Königs, so mußte er ebenso natürlich dem Kaiser, der Grund genug hatte, den Ungarn gram zu sein, als eine mißliebige Persönlichkeit erscheinen und es war ein einfacher Act der Klugheit, seinen Namen nicht auf die 1482 gedruckten Bücher zu setzen, wo der Krieg schon über ein Jahr wüthete, die Ungarn ganz Oesterreich durchstreiften und bereits einige feste Plätze genommen hatten. In diesem Incognito verharrt W. bis zum Tode des Kaisers und tritt erst mit dem Beginn der Regierung Max I., des hochbegabten Förderers aller schönen Künste und Wissenschaften, daraus hervor. Zu diesen fünf Werken gehört ferner ein kleines Buch, welches zuerst von Merzdorf in Oldenburg 1845 (Serapeum a. a. O.) entdeckt und beschrieben wurde und sowol Denis wie allen anderen Bibliographen unbekannt geblieben war und das derselbe gleichfalls für ein Product des W. ansehen zu können glaubt. Daß dasselbe einer sehr frühen Zeit angehören müsse, zeigt schon das Wasserzeichen seines Papiers, eine Wage mit einem Ringe, welches Zeichen sich z. B. in einem Sachsenspiegel der Leipziger Stadtbibliothek von 1461 findet, freilich kann dieses Zeichen, wie alle derartigen, einer Papierfabrik sehr lange gedient haben. Dagegen sind einige andere Bücher, welche bereits 1470—1484 als zu Wien gedruckt von einigen Bibliographen verzeichnet werden, nicht im österreichischen Wien, sondern anderswo gedruckt worden. So gehört Platina's Opusculum de obsoniis, impr. in civitate Austriae 1470 und 1480 nicht nach Wien, sondern nach Cividale in Friaul; des Nicol. Clemangis Tract. de lapsu ... iustitiae, Viennae 1481, die Disputatio ... super mater. Concilii general. Viennae 1481, die Responsio quod vacantiae ... nullo jure sint debita, Viennae 1482, La Buse de Cour (eig. l'Abuse en Cour) à Vienne 1484 oder endlich Petri Ravennatis Memoriae ars, Vienne 1541 sind sämmtlich zu Vienne in der Dauphiné und nicht zu Wien in Oesterreich gedruckt worden. Ueberhaupt kommen Buchdrucker in den städtischen Acten Wiens erst im 16. Jahrhundert vor, diese sind der bereits genannte Matth. Heupperger 1504, Bürger und Rathsmitglied und Besitzer des Hauses zum Goldenen Hirsch, zugleich oder doch kurz vorher auch Buchhändler, der 1503 eine Kleinigkeit durch W. drucken ließ, dann 1509 W. selbst als „Púchdrúcker", 1526 Hans Singriner „Púchdrúcker" (s. A. D. B. XXXIV, 392), 1566 Sebastian Stainhauser Puechdruckér und 1593 Leonhard Massinger Púechdrucker; über den Buchdrucker Leopold Schlein 1515, dessen Insigne Roth-Scholtz unter N. 434 für dieses Jahr abgebildet hat, s. unten. Der äußere Lebensgang dieser Männer oder Erzeugnisse ihrer Pressen sind, mit Ausnahme des zweiten und dritten, gänzlich unbekannt. Nach W. aber fehlte es auch in Wien nicht mehr an solchen, welche die Buchdruckerkunst betrieben, denn neben ihm erscheint 1510 der Schlesier Hieron. Vietor (Binder), in demselben Jahre der soeben erwähnte Singriner (Singrenius), dem 1545 seine Söhne Matthäus und Johannes folgen, 1549 Kohl (Carbo) u. a. m., durch

welche die Litteratur schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen sehr beträchtlichen Aufschwung nahm, und noch am Schlusse des 16. Jahrhunderts (1599) erscheint ein Buchdrucker Leonhard Formica. Neben den Wiener Buchdruckern werden seit Schluß des 15. und im Laufe des 16. Jahrhunderts (bis 1560) als Buchhändler oder Buchführer genannt: Leonhart und Lucas Alantsee 1498—1522 (deren Insigne bei Roth-Scholtz N. 155), Bernhard Melipola, von dem oben die Rede war, Johannes Metzger, nach den Brüdern Alantsee wohl der bedeutendste Wiener Buchhändler, obschon sich aus dem langen Zeitraum von 1512—1536 nur 10 Verlagsartikel, die bei Hier. Vietor und Joh. Singriner gedruckt, für sie anführen lassen. Seine Grabschrift auf dem Stephanskirchhof lautet: Anno 1546 den 6. April starb der erber Hannss Metzkher, Büechführer . . ."; Matthias Milher, kommt 1519 mit einem Verlagsartikel vor; Barthol. Werlen, er ließ 1519 und 1520 drei Werke durch Joh. Singriner drucken; Wolf Hueber kommt 1527 als Buchführer vor; Martin Heyn, Buchführer vor 1540; Leonhard Wagner, Georg Fabri, Georg Schilher, Dav. Kremer und Christoph Kaiserssperger, sämmtlich Buchführer in den Jahren 1550—1555; Johann Lieb kommt im J. 1550 als Verleger vor, starb jedoch schon 1556, er hatte seinen Buchladen in der Bischofsstraße; Paul Straßer wird 1556 in seiner Grabschrift ausdrücklich Buchführer genannt, sein Geschäft gelangte 1558 in Besitz des Buchbinders Georg Eberhart, endlich kommen noch, sämmtlich um 1560 als Buchführer vor: Stephan Hösch, Joseph Sauer, Hans Zan, Valentin Presilkho und Leopold Knäbl.

Unter den Winterburger'schen Druckwerken sind hervorzuheben: „Lucii Apulei . . . Cosmographia . . . Ductu Conr. Celtis" 1497. Darin mehrere lateinische Applause an den Herausgeber, worunter eines betitelt ist: Episodia Sodalitatis literariae Danubianae. Celtes selbst kam, wie er in der Vorrede sagt, von seinem Berufe a gymnasio Norico (von Nürnberg) nach Wien, welche Stadt er ocellum Germaniae nennt und glaubt, daß seine Vorlesungen am besten mit diesem Werkchen des Apulejus, das die tüchtigste Vorbereitung zur wahren Philosophie sei, ihren Anfang nehmen könnten. Für die griechischen Wörter ist im Texte Raum gelassen. „Missale Pataviense" 1503 und „Missale Saltzburgense" 1507. Unter der 1509 wiederholt gedruckten Ausgabe des ersteren begleitet er sein Druckerzeichen mit folgenden Versen: „Signa vides lector hyberna ex arce Joannis: | Anguineas inter jaculum amentabile spiras. | Anguis ut etatem, cariosas ille lituras | Comit. in invidiam gerit artis tela decorem". „Opusculum Musices per Sim. Brabantinum" 1509. Eins der ältesten wenigstens in Deutschland gedruckten musikalischen Werke; über den Verfasser ist zu vergleichen Foppens, Bibl. belg. p. 813. Eine Ausgabe des Florus 1511 ist wegen eines Briefes des Joh. Cuspinianus an den Herausgeber Vadianus bemerkenswerth. Der erstere beschwert sich über das schon zu jener Zeit herrschende bekanntlich noch jetzt nicht ganz verschwundene Unwesen der Lobhudeleien, welche vermittelst den Werken vorgedruckter oder angehängter Briefe und Empfehlungen, dem Verfasser wie auch zum Theil dem betreffenden Drucker und Verleger ertheilt werden. Seine schönsten Blüthen aber trieb dieser Mißbrauch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo er von Buchhändlern und Gelehrten in größtem Maße ausgebeutet wurde. So schreibt 1594 der Naturforscher Karl Clusius an Justus Lipsius zu Löwen (Sylloges epistol. a vir. illustr. script. coll. per P. Burmannum. T. I, 326): „Nosti Germanorum ingenia, libenter impetrant epistolas liminares imo etiam emendicant, ut suis libris praefigantur: Crato contra, etiam non rogatus, typographis eas offerebat sponte, sed ea conditione, ut quaterna aut sena exemplaria impetraret in suum usum, aut aliorum: is merito librarius muscus dici poterat". „Aulularia Plauti Comedia", von Jo. Hiso Badensi. 1515. Man sieht noch

keine Eintheilung in Acte und die Scenen werden nur durch die Namen der Personen, die in Quadratschrift darüber stehen, unterschieden. „Ain hailsame ertzney . . . zu behueten wider den laúff der Pestelentz . . . durch Mart. Stainpeiss“ 1515. Mit dem Wappen des Verfassers: ein Kreuz, ein Steinbeiß und darunter ein Stern. Dieses Wappen hatte einst der gelehrte Professor Hanthaler in Lilienfeld dem Buchhändler Roth-Scholtz als das Insigne eines Wiener Buchdruckers, Leopold Schlein angegeben, und so steht es auch in dessen Thes. Symbol. Norimb. 1730. Sect. 44 N. 434. Wodurch Hanthaler auf diese Idee gekommen, ist unerfindlich. „Casus papales ad censuras eccles“. 1516. Enthält Casus Bullae Caenae, dann folgen 24 andere päpstliche, 39 bischöfliche Bannfälle und 14 extra Sent. Excomm. Episc. reservati. Unter den letzteren Fällen befindet sich auch der vom nächtlichen Erdrücken der Kinder im Schlafe. „Antiphonarium“ 1519; das letzte aus der Presse Winterburger's mit seinem Namen hervorgegangene Werk, mit sehr großen geschnittenen rothen Titellettern, großer schwarzer Schrift, ansehnlichen Capitalbuchstaben und schwarzen Choralnoten auf rothen Linien. Bei der Größe und Verschiedenheit der Typen läßt dieses Product eine wohl eingerichtete Officin und ein bedeutendes Vermögen voraussetzen. Unter den undatirten Drucken ist das „Begencknus Kayserl. Maiestat...“ bemerkenswerth, welches wahrscheinlich aus dem Jahre 1493 stammt. Es ist dieses eine sehr interessante Beschreibung der für den Kaiser Friedrich III. veranstalteten Leichenfeierlichkeiten; Messen, erzählt u. A. der ungenannte Verfasser, seien auf diesen Tag gelesen worden 682 und für eine jede hätte man 18 Kreuzer gegeben.

Kauz, Ueber die wahre Epoche d. eingef. Buchdruckerk. in Wien. 1784. S. 126. — Schier, Comm. de prim. Vindobon. Typogr. p. 15. — Leich, Annal. typogr. p. 86. — Denis, Wiens Buchdruckergesch. S. VI—VII und Nachtrag S. 28—29. — Schelhorn, Amoen. hist. Eccl. I, 808. — Panzer an versch. Stellen. — Serapeum 1845, S. 53. J. Franck.

Winterfeld: Adolf Wilhelm Ernst von W., humoristischer Belletrist, wurde am 9. December 1824 zu Alt-Ruppin in der Priegnitz als Sohn eines kgl. Forstmeisters geboren. Diese seine Herkunft aus altem preußischen Adel, unmittelbar von einem Staatsbeamten und zwar des höheren Forstdienstes, in einer kleinen, aber erinnerungsreichen Philister-Kleinstadt, liefert die Hauptmotive für die Gestaltung seines äußeren und inneren Lebens, seiner Carrière und seines Schaffens. Den niedern Unterricht bekam er zu Landsberg a. d. Warthe, trat 1836 in das Cadettencorps zu Kulm, 1839 in dasjenige zu Berlin und wurde 1843 zum Portepéefähnrich ernannt. Seit 1844 Secondlieutenant beim 2. preußischen Cürassirregiment zu Pasewalk in Pommern, machte er 1848 den ersten Schleswig-Holstein'schen Krieg gegen die Dänen mit, wurde im Herbst 1850 an die Berliner Kriegsakademie versetzt, wo er besonders neuere Sprachen und Litteratur studirte, nahm aber nach Beendigung des dreijährigen Cursus 1853 endgiltig den Abschied, um künftig sich ausschließlich mit litterarischen Studien und eigener Schriftstellerei abzugeben. Er hat seitdem in Berlin seinen regelmäßigen Wohnsitz behalten, aber während der Sommermonate alljährlich größere Reisen und zwar um Land und Leute genau kennen zu lernen unternommen, außer innerhalb Deutschlands besonders nach dem Norden und dem Nordwesten: nach Dänemark und Schweden, den Niederlanden, Belgien, Großbritannien und Frankreich, auch nach Italien; mit besonderer Vorliebe, scheint es, hat er Schweden und England besucht, das letztere Land stellenweise sogar wie ein Localhistoriker durchstreift und englische Volksart und Cultur beinahe mit derselben Hingabe erforscht, die er der schwedischen Litteratur zu Theil werden ließ. Auch war es eine Verdeutschung des bis dahin als unübersetzbar geltenden schwedischen Volksdichters Bellman, die ihm 1856

die große goldene Medaille der schwedischen Akademie eintrug, wie die im Auftrage verfaßte „Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem" (1859) Ordensverleihungen von vielen deutschen Fürsten, und wohl auch die am 4. Februar 1860 erfolgende Ernennung zum Kammerjunker und die Verleihung der Kammerherrnwürde 1861 wesentlich seiner regen Pflege der Schönwissenschaft zu verdanken sein dürften. Trotz seiner selbstgewünschten Dienstesentlassung ist er mit amtlichen und privaten Kreisen der aristokratischen Gesellschaft der preußischen Hauptstadt in ständiger Verbindung geblieben und hat aus diesem Verkehr und der damit Hand in Hand gehenden Beobachtung in gleicher Weise Anlaß und Farbe für seine Production entlehnt, wie sonst aus seinem activen Officiersleben, aus der Knabenzeit und aus dem Aufenthalte in der Provinz. Im Schlußabschnitte seines Wirkens wollte er nach vergeblichen Ansätzen zu höheren Themen des prosaepischen Faches zu jenen ergiebigen Quellen seiner glücklichsten Periode zurückkehren: da hatte er sich ausgeschrieben, und zudem war das Interesse an seinem souveränen Stoffgebiet bei den maßgeblichen Lesern erlahmt. So war zwar, als W. am 8. November 1888 zu Berlin starb, sein Name für die Abnehmer abgelagerten Leihbibliothekenfutters keineswegs erloschen, aber man wähnte eben diesen Mitvertreter einer längst abgethanen Erzählergeneration längst zu seinen Genossen und Gestalten versammelt. — Auch gehörte er zum Prüfungscomité beim königl. Schauspielhaus.

Diese ganz und gar eigenthümliche Richtung, die W. von Anfang an eingeschlagen und mit der eisernen Beharrlichkeit der Selbsterkenntniß verfolgt hat, macht die litterarhistorische Bedeutung seiner Schriftstellerei aus und weist ihm in den Annalen der deutschen Litteratur, ungeachtet allen verdienten ästhetischen und sonstigen Tadels, einen dauernden Posten zu. Denn er hat eine Gattung, die Militärhumoreske erfunden oder wenigstens — Julius v. Voß war in gewissem Sinne sein Vorläufer — ganz selbständig umgemodelt, dann ihr in der Folge eine Fülle von Sujets abzulocken und den Rang einer, freilich einseitigen Galerie culturhistorischer Zeitgemälde zu geben gewußt. In den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts und bis in die fünfziger Jahre war der preußische Lieutenant noch nicht zur ständigen Zielscheibe des Witzblattspotts geworden, und der Zusammenhang zwischen Volk und Heer, zwischen den feineren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft und dem Officierstande war oft, zumal in kleineren Städten, sogar sehr eng, weil es weder einerseits Hetze und Mißgunst, noch andererseits Dünkel, weil es bei beiden Theilen keine Verachtung des andern gab. In diese gerade heute herbeizusehnenden Verhältnisse versetzt uns W. zurück, mit sicherem Stifte zeichnet er uns seine Kameraden in des Königs Rock in Freud und Leid, mit den Aeußerungen ihres Thatendurstes, ihrer Begeisterung für das Waffenhandwerk, ihrer fröhlichen Laune, mit ihren Schwächen und Absonderlichkeiten, aber nie am grünen Tische isolirt, nie in die Räume eines „Officierscasinos" eingesperrt, sondern unabläßig in Connex, in Contact mit dem Civil, in dessen Handel und Wandel die säbelführenden Herren verflochten werden, ohne eine Kaste im socialen Alltag einzunehmen oder auch nur zu verlangen. Unwillkürlich wird W. hiernach zum Lobpreiser der „guten alten Zeit", und er schildert uns deren Vorzüge ohne Schönfärberei in der That so treulich und traulich, daß man über die vielen Einseitigkeiten der Menschen von damals, derer in Wirklichkeit und derer bei W., hinwegsieht. Und für diese um ihn herum absterbende Welt, deren allmählichem Erstickungstod er in der Weltstadt Berlin arg betrübt zuschauen muß, bricht er wieder und wieder eine Lanze, eine Ueberzeugungstreue, die man dem Mitgliede eines meist im Glanze des Lebens sich sonnenden Standes hoch anrechnen sollte.

Es wäre falsch, aus dem Vorstehenden zu schließen, W. sei stehen geblieben; im Gegentheil, in Wahl, Auffassung und Behandlung seiner Vorwürfe zeigt er ein reifendes Verständniß, obzwar es ihm nicht gelungen ist, die Rundheit mehrerer seiner älteren Arbeiten später zu erreichen. Seine Domäne war die rein militärische Officiersnovellette, gekennzeichnet durch knappen Umriß trotz vollsten Behagens, durch Witz und Laune, durch greifbare Porträtirung und feine Widerspiegelung des ihm so wohl vertrauten milieu. Kaum hat man hier W. als einen Fortsetzer des genannten Julius v. Voß zu betrachten, „der — sagt Gottschall — das preußische Officiersleben im Anfange des Jahrhunderts mit so vieler Keckheit geschildert hat". Doch die Zeiten sind anders geworden; die Officiere Winterfeld's sind nicht mehr die Junker des wackern Voß. Auch ein Vergleich der litterarischen Verwerthung des Soldatenhumors durch Friedrich Wilhelm Hackländer (s. d.) ist abzulehnen. Hackländer und W. stehen zeitlich ziemlich neben einander, sich aber nicht im Wege, da ihre Absichten und ihre Mittel zu deren Befriedigung gänzlich verschieden sind, wenn auch manche, wie Richard Weitbrecht, dessen schwäbisches Stammesnaturell freilich dem Winterfeld's und seiner alten und jungen brandenburgischen Officiere wenig Sympathie entgegenbringt, meinen, daß die Aeußerungen des Soldatenhumors bei W. „nicht im entferntesten an Hackländer, dessen Gebiet er wirklich ist, hinreichen". Zugegeben sei, daß W. oft nur mit vielverwendeten, selbst abgebrauchten Motiven arbeitet, aber daß er mit diesen fast stets und zwar bei jedem unblasirten, noch lachkräftigen Gemüthe Erfolg erzielt, beweist sein hervorragendes Talent für humoristische Miniaturerzählung; als Beispiel diene das Genrebildchen „Eine gemischte Ehe", im 2. Bändchen der „humoristischen Soldatennovellen", das Heinr. Mahler (Blätt. f. litter. Unterh. 1865, Nr. 5) als ein Cabinetstück, das Colorit und Zeichnung betrifft, bewillkommnete, obwol der Hauptpunkt der Handlung schon hundert Mal da war. Auf diesem Felde hat der unermüdlich schreibende W. eine erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltet. Dahin gehören: „Garnisongeschichten" (1856, 3. Aufl. 1861), in Versen abgefaßt und die Grundlage seines Rufes, in der letzten, 4. Aufl. illustrirt; „Soldaten-Leid, Soldaten-Lust" (2. Aufl. 1857); „Manöver-Geschichten" (3. Aufl. 1863); „Der Lieutenant Falstaff" (1863); „Kadettengeschichten" (1865); „Die Abenteuer des Lieutenants Puhlmann" (1865); „Nachhall der Garnisongeschichten" (1866); „Drollige Soldatengeschichten" (1875); sodann die drei, die meisten älteren aufnehmenden Sammlungen „Humoristische Soldatennovellen" (13 Bde., 1860—1877); „Neue Garnisongeschichten" (11 Bde., 1877—1880); „Neue humoristische Soldatengeschichten" (6 Bde., 1881—1882); „Schnurren" (10 Bde., 1875—1884); „Humoresken für Sopha und Eisenbahncoupée" (10 Bde., 1868—1878). Aber auch in viele der nicht rein soldatisch zugeschnittenen spielen derbe und prägnante Episoden des Kleingarnisonlebens, da namentlich auch Vorgänge im etwas kargen und gleichförmigen Vegetiren alter abgedankter Officiere, hinein. Figuren, wie die früh verabschiedeten und drum später die ewige Geldklemme nie überwindenden würdigen Herren von Padderow und von Nasewitz, das kernverschiedne Freundespaar — wie W. überhaupt die Kontraste liebt, so namentlich bei Freunden, z. B. in „Die Reisen von Bambus und Comp.", wo er dies Motiv zu unablässigen Effecten benutzt — fußen zweifellos in Originalen aus der eigenen Activität Winterfeld's, den die beiden genannten am Abende ihres Lebens einmal selbst als ehemaligen Kameraden und ihren Historiographen herbeiphantasiren.

In seinen größeren komischen Romanen hat W. häufig mit viel Geschick drastische anschauliche Stimmungsgemälde aus der Kleinstadtphysiognomie der Zeit von 1820—1860 entworfen; doch paßt die Art seiner Schilderung, deren Konturen von vornherein auf einen ganz bestimmten Rahmen zugeschnitten sind,

nur auf die preußischen Provinzen Brandenburg und Pommern, allenfalls Sachsen und das nördliche Schlesien. Er wirkt weniger durch sorgfältige Aufnahme von Local, Personen und Sachlage, sondern durch den aus seinen Blättern immer von neuem hervorsteigenden altmodischen Duft, die kuriosen Situationen, die drastische Wiedergabe der Eindrücke, der Scenerie, der Charakteristik. Daraus ergibt sich, was an diesen Romanen meist zu tadeln ist: Breite in der Darstellung des dünnen Handlungssubstrats, ans Trivial-Ausgelassene, bisweilen ans Possenhafte streifende Sprache. Die Composition ist in der Regel recht gelungen, und selbst wo W. in seine Reflexionssucht verfällt, geräth er nicht aus der Entwicklung heraus. Großen Stil, Ideenfülle, höhere Seiten des Humors, etwa feineren Sarkasmus u. dergl., darf man da nicht suchen. W. ist anspruchslos, er will unterhalten, zerstreuen, erheitern, über des Lebens Ernst hinweghelfen, und doch that er mitunter einen wirklichen culturgeschichtlichen Griff. Im ganzen sind die älteren Werke von frischem Witz durchzogen, während die späteren einen mannichfach manierirten Stil gesuchter Satire mit den früheren Mitteln aufweisen und dabei doch nicht über die Grenzen von Winterfeld's Begabung hinausgelangen. Diese liegt im komisch gehaltenen Konterfei eines Philistergemeinwesens oder auch in der Aneinanderreihung scherzhafter Abenteuer von Pechvögeln und sonderbaren Käuzen. Es seien aus der langen Zahl angeführt: „Die Wohnungssucher", „Die Reisen von Bambus und Comp.", „Der stille Winkel", „Die Ehefabrikanten", „Modelle", „Ein gutmüthiger Mephisto", „Der Winkelschreiber", „Fanatiker der Ruhe", „Der Elephant", „Narren der Liebe", „Alte Zeit", „Die Unzertrennlichen", „Der Fürst von Montenegro", „Der alte Knast", „Peter Pinsel", „Ein Liebling der Furien", sämmtlich drei- oder vierbändig und in dieser Reihenfolge 1864—1879 erschienen. Seitdem ging es mit Winterfeld's Schaffenskraft merklich bergab, er wiederholte sich in Erfindung, Fühlung, Ausdruck des Inhalts, und mögen auch noch nach 1880 einzelne Treffer, wie „Hausnarren" und „Die Reise nach Berlin", mit unterlaufen, so ist doch z. B. ein Werk wie „Der Waldkater" trotz eines neuen „Problems" entsetzlich fad und sein vorletztes, „Das alte Eulenhaus", nichts als ein Conglomerat von Dingen, die man bei ihm längst gewohnt war, ebenso das letzte, „Der bunte Jakob. Komischer Soldatenroman" (beide 1889). Immer müssen wir unparteiisch gegenüber den vielen Anfeindern seine Romane dahin Stellung nehmen, daß sie den meisten der jüngeren naturalistischen Schule als Unterhaltungslectüre entschieden vorzuziehen sind: eine geistige Kost sind sie nicht, wollen es aber auch gar nicht. Auch die drei Bände „Lebenskämpfe, Erzählungen" (1886), wo W. am Schlusse seiner litterarischen Laufbahn doch noch einen Ansatz zu höheren Aufgaben machte, zeigen deutlich seine Schranken.

Bezüglich anderweitiger Veröffentlichungen Winterfeld's ist auf seine hübsche dramatische Ader hinzuweisen. „Wenn Frauen weinen" (1859), „Die Touristen" (1863), „Bäffchens Erben" (1868), „Nur recht verstehn!" (1868), „Der Spiegel des Teufels" (1869), sämmtlich kurze Lustspiele „nach dem Französischen", sind bühnenkundig übertragen, stehen aber hinter seinem selbständigen Lustspiele „Der Winkelschreiber" (1868), das seit Jahren ein allbeliebtes Repertoirestück des Wiener Hofburgtheaters und nach einer Angabe von 1881 über 70 Bühnen gegangen war, zurück. „Die Memoiren der Frau v. Krilwitz" (1874) und „Der Hauptmann von Kapernaum" (1875) sind ebenfalls nette Salonkomödien. „Das Manneken P..s (d. i. Piß) in Brüssel. Eine Humoreske" (1. u. 2. Aufl. 1863) bietet größtentheils eine culturgeschichtliche Plauderei über dieses altvolksthümliche Wahrzeichen der belgischen Hauptstadt, eine Lebensgeschichte des bekannten niedlichen „Brunnenbuberl", um es vergleichshalber nach einem Pendant des modernen München zu bezeichnen. „Herrn Zappelmann's heitere Berichte vom Kriegs-

schauplatz!" (1870), sind zwei dünne, zum Theil recht amüsante Hefte, die auf dem Titel „von A. Winterfeld" heißen (sonst fehlt nie die Adelspartikel) und ihm wohl zuzuschreiben sind. „Eine ausgegrabene Reitinstruction" (3. Aufl. 1883) ist ein hübscher Einfall als anmuthiges Gedicht. Besonders in dem Jahrzehnt, da W. seine Muße der Muse widmete, aber noch nicht sein specielles Feld entdeckt hatte, haben ihn vielfach Uebersetzungen beschäftigt: aus dem Schwedischen der Tragödie „Erik XIV." von Börjesson (1855), „Der Schwedische Anakreon. Auswahl aus C. M. Bellman's Poesien. Nebst Sammlungen über Bellman's Leben und Charakteristik" (1856), von J. P. Willatzen 1892 in Schatten gestellt, dann 1866 der „Gedichte Königs Karl's XV. von Schweden", die ja in demselben Jahre nochmals und 1870 von Gottfried v. Leinburg verdeutscht wurden; ferner hat W. den Spanier Zorrilla, den niederländischen Dichter Hendrik Tollens (1780—1856), den dänischen Johan Herman Wessel, der im 18. Jahrhundert lebte, auch Romane, Novellen, Dramen, Geschichtliches übertragen. Am sichersten beherrschte er wohl das Englische, und wie er Robert Burns' „Lieder und Balladen" 1860 in nett nachgefühlter Form herausgab, auch damals ein kleines Repertorium über unser Wissen von Shakespeare „nach fremden und eignen [diese wohl nur betreffs der Autopsie Stratford's] Forschungen" lieferte, so hat er auch die höchst interessanten „Blätter aus dem Tagebuche eines Schauspielers, mit Erinnerungen und Klatschereien aus der Garderobe und von der Bühne in England und Amerika. Von Georg Vandenhoff. Aus dem Englischen übersetzt, für das deutsche Publikum bearbeitet und mit Erläuterungen versehen" (1860), die vier Bände „Unglaubliche Geschichten" (1879), „nach dem Englischen" herausgegeben, und wie Zupitza übersichtlich einleuchtend gemacht hat, eines seiner gelungensten Erzeugnisse, den komischen Roman „Der Elephant" (1870) im Gange der Geschehnisse ganz und gar an Oliver Goldsmith's Lustspiel „She stoops to conquer" angelehnt. Da letztere Thatsache nicht vermerkt ist, könnte derselbe Fall vielleicht auch anderwärts vorliegen. Endlich hat W. 1859 in einem starken Quartbande die „Geschichte des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Mit besonderer Berücksichtigung der Ballei Brandenburg oder des Herrenmeisterthums Sonnenburg. Mit Illustrationen" in anerkennenswerther Weise dargestellt, wo er als Ehrenritter die Vergangenheit des Ordens bis zum Jahre 1855 herab, unter Beifügung von allerhand einschlägigen Documenten, verfolgt. Freilich haben seitdem Herrlich, „Die Ballei Brandenburg des Johanniterordens" (2. Aufl. 1891), und v. Finck, „Uebersicht der Geschichte des souveränen ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem und der Ballei Brandenburg" (1890), die Sache von neuem behandelt.

Biographische Skizzen bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jhrs.[3] II, 495 f. und 615, woselbst auch die erzählenden Schriften vollzählig citirt sind; Ad. Hinrichsen, Das litterarische Deutschland, 2. Aufl. 1891, S. 1397 f.; biographisch-kritische in Bornmüller's Schriftsteller-Lexikon, S. 771 f.; Stern's Lex. d. dtsch. Nationallitt., S. 393 f.; Meyer's Konversations-Lex.[4], XVI, 680 a. Eine gute Charakteristik Winterfeld's schrieb gelegentlich seiner beiden letzten Romane J. J. Honegger, Blätt. f. litt. Unterhaltung 1889, S. 565 und 824; in derselben Zeitschrift besprach H. Mahler 1861, Nr. 41 und 1862, Nr. 5 der „humoristischen Soldatennovellen" Anfang, während 1863, S. 214 f. bez. 844, zwei sich direct widersprechende Referate über den ersten typischen Roman Winterfeld's, „Die Geheimnisse einer kleinen Stadt", von E. Oswald und H(erm.) M(arggraff), stehen. Guter Nekrolog W.'s von Ludw. Salomon in der Illustr. Ztg. 1889, Nr. 2422. Vergleiche ferner Gottschall, die dtsche. Nationallit. d. 19. Jahrh. IV, 855. R. Weitbrecht, Gesch. d. deutschen Dichtg., S. 415 f., s. auch H. Mielke, der dtsch.

Roman des 19. Jahrhs., 1. Aufl. 1890, S. 172; H. Kurz, Gesch. d. d. Litt.[3] IV, 685 f. J. Zupitza's Parallelisirung des Romans „Der Elephant“ mit O. Goldsmith, s. Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprach. u. Litt., Bd. 85, S. 39—44. Ueber die Burns-Verdeutschung handelt jetzt ausführlich William Jacks, Robert Burns in other tongues (Glasgow 1896), S. 46, 87, 90, 93, 102, 109, 119, 121, 125, 136, 138, 141. Daselbst S. 49 ein ganzseitiges Porträt mit Autogramm, wonach er ein stattlicher, gesunder Mann gewesen sein muß und einen behäbigen, gutmüthigen, keineswegs denkflüchtigen Eindruck hinterläßt. — R. Genée, Zeiten u. Menschen (1897) S. 349. Ludwig Fränkel.

Winterfeldt: Hans Karl von W., königlich preußischer Generallieutenant, wurde am 4. April 1707 auf dem väterlichen Gute Vanselow in Vorpommern geboren. Sein Jugendunterricht, welchen er zuerst durch Hauslehrer empfing, war mangelhaft; der spätere Besuch der Stadtschule in Güstrow änderte darin wenig. Zeitlebens hat er schmerzlich empfunden, daß das Französische ihm fremd war. Seine Neigungen trieben ihn zum Soldatenstande und als sein Vater 1720 gestorben war vertraute ihn die Mutter, eine geborene v. Maltzahn, der Leitung eines entfernten Verwandten, eines Generalmajors v. W., an, in dessen zu Königsberg i. Pr. stehendes Cürassierregiment (Nr. 12) er als gemeiner Reiter eintrat. Hier wurde er alsbald Standartenjunker und 1722 Cornet. Aber er blieb nicht lange dort. Kurze Zeit darauf fiel er durch Leibeslänge und stattliche Erscheinung bei einer Musterung dem Könige Friedrich Wilhelm I. auf, welcher ihn als Lieutenant in das Große Potsdamsche Grenadierregiment (Nr. 6) versetzte. Seine Garnison war zuerst Brandenburg a. d. Havel, dann kam er nach Potsdam, ward zum Adjutanten ernannt und wurde ein Liebling des Königs, der ihn 1732 mit einigen ausgewählten Unterofficieren, welche die Regentin, Großfürstin Anna, zur Unterstützung bei den von ihr geplanten Errichtungen von Regimentern und eines Cadettencorps vom Könige erbeten hatte, nach Petersburg schickte. Hier machte er im Hause des Feldmarschalls Grafen Münnich, wiederum eines Verwandten, die Bekanntschaft einer Tochter der Gemahlin desselben aus einer ersten Ehe und Hofdame der Großfürstin Elisabeth, des Fräuleins Julie v. Maltzahn, welche er bald nachher heimführte. Als er nach Potsdam zurückgekehrt war, trat er auch in nähere Beziehungen zum Kronprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich II., welcher ihm ebenfalls seine Gunst schenkte und als dessen Begleiter der König ihn 1734 an den Rhein schickte, wo der Kronprinz unter dem Prinzen Eugen von Savoyen das Kriegshandwerk erlernen sollte. Wenn hierzu auch wenig Gelegenheit war, da der polnische Thronfolgekrieg ziemlich thatenlos verlief, so war der Aufenthalt doch für W. nicht ohne Nutzen, weil er ihm Einblick in andere und größere militärische Verhältnisse bot als das Leben daheim gewährte. Ein sprechender Beweis für seine Lebensklugheit und seine Weltgewandtheit ist, daß er bei Vater und Sohn, die doch so grundverschieden waren, in gleicher Gunst und Gnade stand. Trotzdem war er noch Lieutenant als letzterer am 31. Mai 1740 den Thron bestieg, dann aber ward er rasch befördert. Zunächst am 28. Juni zum Major und königlichen Flügeladjutanten.

Als der 1. Schlesische Krieg unmittelbar bevorstand, entsandte der König W. nach Petersburg, um zu verhindern, daß Rußland sich auf Oesterreichs Seite stelle. Letzterer erreichte nicht nur dieses Ziel, sondern brachte sogar am 27. December 1740 ein Bündniß zu Stande, welches freilich keine thatsächlichen Folgen gehabt hat. Aber daran trug nicht W. die Schuld. Denn dieser war alsbald nach Preußen zurückgekehrt, hatte an der Spitze eines Grenadierbataillons, an welche er inzwischen gestellt war, in der Nacht vom 8./9. März 1741 Glogau erstürmen geholfen, hatte sich am 10. April in der Schlacht bei

Molwitz, in welcher er leicht verwundet wurde, ausgezeichnet, indem er, als österreichische Cavallerie ihn im Rücken angreifen wollte, kaltblütig sein drittes Glied Kehrt machen ließ und die Reiter abwies, und hatte durch ein am 17. Mai von ihm und Zieten dem General Baronay bei Rothschloß im Kreise Nimptsch geliefertes glückliches Gefecht seinen Namen auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Der König beförderte ihn zur Belohnung für sein Verhalten an diesem Tage von neuem, nach Einigen zunächst zum Oberstlieutenant und gleich nachher, am 17. Juni, zum Oberst, nach Anderen am letzteren Tage unmittelbar zum Oberst mit einem Patente vom 17. Januar 1741. An jenem 17. Mai ward aber auch der Grund zu einer bis zu Winterfeldt's Tode währenden Feindschaft mit Zieten gelegt, obgleich dieser auf Winterfeldt's Bericht ebenfalls zum Obersten ernannt war und ihm sämmtliche Husaren untergeordnet wurden, denn es verdroß Zieten, daß er fortan dem an Jahren und an Dienstalter jüngeren W. gehorchen sollte. — Im nächstfolgenden Jahre rückte der Letztere im Gefolge des Königs in das Feld und es begann nun eine Thätigkeit, welche Letzterer Officieren seines Vertrauens häufig anwies, indem er sie Generalen beigab, von denen er voraussetzte, daß sie aus dem einen oder dem anderen Grunde ohne den Beistand eines solchen „Einbläsers" nicht allemal in seinem Sinne handeln würden. So ging W. im April mit dem Generalmajor v. Derschau aus dem Lager von Chrudim in Böhmen nach der Grafschaft Glatz, dann hatte er das Nahen der zur Schlacht von Czaslau heranrückenden Oesterreicher zu erkunden, holte zu dieser die eigene Hauptarmee heran und begleitete darauf den Generalmajor v. Bronikowsky auf einem Zuge gegen Deutsch-Brod.

Nachdem der Friede geschlossen war, blieb W. als Generaladjutant in der Umgebung des Königs. Als der 2. Schlesische Krieg bevorstand, kaufte er zuerst in Mecklenburg Pferde, bereitete dann, in Dresden mit den kurfürstlichen Ministern kurz und entschlossen verhandelnd, den Marsch des Heeres durch Sachsen vor und folgte darauf dem Könige nach Prag. Den im November nöthig gewordenen Rückzug aus Böhmen nach Schlesien bewerkstelligte W. für seine Person geschickt und glücklich mit einigen Bataillonen und einem Husarenregimente, mit denen er zur Deckung der Magazine von Leitmeritz entsandt gewesen war. Auf dem Rückmarsche hatte er eine zweite Wunde erhalten. Den Winter hindurch beließ ihn der König, der nach Berlin gegangen war, beim General du Moulin in Schlesien. Bei Beginn des Feldzuges von 1745 dem General v. Hautcharmoy in Oberschlesien beigegeben, bestand er am 12. April bei Slawentzitz ein glückliches Gefecht gegen den General Spleny, am 20. ein weiteres bei Wirbitz, ward dann mit einer Heeresabtheilung in die Gegend von Hirschberg entsandt um diese gegen feindliche Einfälle zu decken, jagte dort am 1. Mai dem Oberst Patatic die schon weggeführten Vorräthe wieder ab und focht am 22. mit Erfolg bei Landeshut gegen Nadasdy, dem er hier den Paß nach Schlesien verlegte. Auf seinen Bericht ernannte ihn der König am 24. zum Generalmajor mit Patent vom 1. December 1743. W. hatte sich ebenso umsichtig wie tapfer erwiesen. Bei Hohenfriedeberg eröffnete er am 4. Juni den Kampf, indem er gemeinsam mit du Moulin die Sachsen schlug bevor die Oesterreicher heran waren, dann verfolgten Beide bis nach Böhmen hinein, wobei W. der Nachhut unter dem General Nadasdy eine weitere Schlappe beibrachte. Des Königs Dank und Anerkennung drückte die Verleihung der Amtshauptmannschaft von Tapiau aus, welche jährlich 500 Thaler eintrug. Den Erwartungen desselben entsprach er von neuem als er, im Juli mit einer Abtheilung nach Mähren entsendet, Nadasdy über des Königs in Böhmen vorgenommene Bewegungen täuschte, und als er im August den Marsch der Fuhr-

werke deckte, welche dem Heere von Braunau nach Nachod Vorräthe zuführen sollten. Im September entsetzte er, wiederum in Gemeinschaft mit du Moulin, den im böhmischen Städtchen Neustadt eingeschlossenen Major v. Tauentzien. Als am 30. September die Schlacht bei Soor geschlagen wurde, war er entsandt um den Streifereien von Trenck's Panduren zu wehren. Im October war er dem General Graf Nassau in Oberschlesien beigegeben. Als dann der König, den Feldzug für beendet haltend, nach Berlin gegangen war und das Commando dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau übergeben hatte, befand sich W. an der sächsisch-böhmischen Grenze bei den Generalen du Moulin und v. Bonin. Als darauf die Oesterreicher die Feindseligkeiten von neuem eröffneten und der König zum Heere zurückgekehrt war, meldete W. ihm am 21. November die Bewegungen der gegenüberstehenden Sachsen und rieth ihm, selbst zum Angriffe vorzugehen. Es geschah und führte am 23. zu dem Treffen von Katholisch-Hennersdorf, welches, durch Zieten eröffnet und glänzend durchgeführt, trotzdem erst durch Winterfeldt's Eingreifen zu einem glücklichen Ausgange kam. Dadurch wurde der Gegensatz zwischen diesem und W. noch verschärft und Zieten zu einem Schreiben an den König veranlaßt, welches W. verdächtigte, aber mit einem Zieten's Werth und Verdienste durchaus anerkennenden Schreiben beantwortet wurde, in welchem der König sich gleichwol das Recht wahrte W. zu gebrauchen, wie er es für gut hielte.

Während der nun folgenden elfjährigen Friedenszeit blieb dieser als Generaladjutant in nächster Nähe des Königs, durch das Vertrauen desselben zu mancherlei militärischen und diplomatischen Aufträgen gebraucht. So hatte er die Untersuchung gegen Walrawe (s. A. D. B. XL, 2) zu leiten, während seiner Kuraufenthalte in Karlsbad sich mit den Verhältnissen in Böhmen bekannt zu machen und hier Verbindungen anzuknüpfen. Auch unterstützte er den König bei dessen kriegsgeschichtlichen Arbeiten. Aus Dresden und aus Wien schaffte er Nachrichten über die dort gehegten Absichten und Entwürfe herbei und eine Reise, welche er im Sommer 1755 zu König Georg II. von Großbritannien nach Hannover unternahm, bahnte den am 16. Januar 1756 geschlossenen Vertrag von Westminster an. Die am 21. Mai 1756 unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens erfolgende Beförderung zum Generallieutenant lohnten Winterfeldt's Verdienste; bald darauf ward er auch zum Gouverneur von Kolberg und zum Chef des Infanterieregiments Nr. 1 ernannt. Da dieses zwei Jahre lang erledigt gewesen war übernahm der neue Chef eine Casse mit 10 000 Thalern, welche der König ihm zugedacht hatte; er vertheilte sie aber an Angehörige des Regiments.

Die Verhältnisse hatten sich inzwischen so zugespitzt, daß es sich nur noch fragen konnte, wer die Feindseligkeiten eröffnen würde. W., welcher stets der Meinung gewesen war, daß ein dritter Krieg gegen Oesterreich unvermeidlich sei, sprach dafür daß Preußen angreifen solle, er überzeugte Schwerin (A. D. B. XXXIII, 421) und Retzow (XXVIII, 277), welche mit ihm zu einer Berathung in Potsdam versammelt waren, und der König entschied in ihrem Sinne. Die Vorbereitungen zum Kriege waren Winterfeldt's Arbeit, welcher dem Könige den Chef des Generalstabes und den Kriegsminister ersetzen mußte; zunächst aber wurde er noch einmal zur Cur nach Karlsbad entsendet, wol weniger um sich für den Feldzug zu kräftigen, als um sich Kenntniß von den augenblicklich in Böhmen und in Sachsen bestehenden Verhältnissen zu verschaffen. Die einmarschirenden Preußen fanden die Sachsen im Lager von Pirna. W. wollte sie angreifen, aber der König schickte ihn zum Kurfürsten um Unterhandlungen anzuknüpfen, die von diesem im Vertrauen auf das Nahen der Oesterreicher abgelehnt wurden. Nun ging der König den Letzteren nach Lobositz entgegen; den

Sachsen gegenüber beließ er den Markgrafen Karl von Brandenburg=Schwedt, dem er W. als Berather beigab. Beide geriethen bald einer taktischen Anordnung wegen in Zwist, der König gab W. Recht und dieser hatte einen neuen Widersacher. Als die Lage der Sachsen unhaltbar geworden war, hatte W. dem Feldmarschall Graf Rutowsky die Bedingungen der Uebergabe vorzulegen, welche dieser am 15. October unterzeichnete. Nachher widerrieth W. die Einverleibung sächsischer Regimenter in das preußische Heer, eine Maßregel, welche der König trotzdem, aber zu eigenem Schaden, verfügte. Während des Winters von 1756 auf 1757 hatte W. den Auftrag den Weg von Böhmen nach Schlesien über Landeshut zu decken; er benutzte diesen Aufenthalt wichtige Nachrichten über den Feind zu sammeln und dem Könige, mit dem er in stetem Briefwechsel war, zu übermitteln. Unter dem Commando von Schwerin rückte er sodann im April in Böhmen ein und führte die Vorhut der Armee desselben nach Prag. Bei den Vorbereitungen auf die am 6. Mai dort geschlagene Schlacht trifft ihn nebst Schwerin der Vorwurf die ihnen aufgetragene Erkundung des Geländes nicht mit der gebotenen Sorgfalt ausgeführt zu haben. Sie hielten abgelassene grünschimmernde Teiche für Saatflächen, in denen die anrückenden Truppen späterhin versanken, so daß der Angriff wesentlich verzögert wurde und die überraschten Oesterreicher Zeit gewannen sich zu sammeln. W. selbst wurde bei diesem Vorgehen, als er jenseits der trügerischen Felder angelangt war, durch einen Schuß am Halse verwundet und sank betäubt vom Pferde, seine Truppen flohen und als er sich erholt hatte konnte er sie, zu Fuß und blutüberströmt, nicht zum Stehen bringen. Ebensowenig vermochte es der bald darauf anlangende Schwerin, welcher sofort fiel. Erst der König führte die Entscheidung herbei, W. hatte das Schlachtfeld verlassen müssen. Seine Wunde erwies sich als ungefährlich; vielleicht war sie Veranlassung, daß der König ihn, als er nach Kolin ging, bei Keith vor Prag zurückließ. Als am 20. Juni die dortige Belagerung aufgehoben war, gab er ihn seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm bei, welcher die nach der Lausitz zurückgehenden Truppen befehligte. Das Verhältniß, welches zwischen Beiden schon vorher bestanden hatte, war kein gutes. Daher mißfiel dem Prinzen die Zutheilung und er erbat sich außer W. den General Graf Schmettau (s. A. D. B. XXXI, 642), der ebenfalls zu Winterfeldt's Gegnern gehörte. Der unglückliche Ausgang der vom Prinzen geleiteten Operationen war Veranlassung daß, nachdem am 29. Juli die beiden Brüder in Bautzen zusammengetroffen waren und W. im Beisein des Königs mit dessen eigenen, ihm zu diesem Zwecke mitgetheilten Worten eine in den schärfsten Ausdrücken gefaßte Strafpredigt hatte halten müssen, der Prinz das Heer für immer verließ. W., welchem der König keinerlei Vorwurf machte, blieb in höchster Gunst und Ansehen. Um so mehr stieg die Erbitterung seiner Gegner.

Zu letzteren gehörte auch der Herzog von Braunschweig=Bevern und doch gab ihn der König diesem bei, als er selbst sich am 25. August gegen die Franzosen in Thüringen wandte und den Herzog den Oesterreichern gegenüber zurückließ. Auf W. setzte er, wie er in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges sagt, sein Vertrauen. Beim Abschiede umarmte er ihn und sagte: „Bald hätte ich vergessen Ihm seine Instruction zu geben! Nur diese eine weiß ich für Ihn: Erhalte Er Sich mir!" Entgegen dem Rathe Winterfeldt's, welcher des Königs Rückkehr in der innehabenden Stellung abwarten zu müssen glaubte, versammelte der Herzog seine Truppen am 31. in einer anderen bei Görlitz. Vor dem rechten Flügel derselben lagen das Dorf Moys und der Jäkels= oder Holzberg; diese Oertlichkeiten wurden W. zur Besetzung überwiesen. Man hat an der Stellung getadelt, daß sie von dem Haupttheile derselben

zu weit entfernt gewesen sei um von hier den dort angegriffenen Truppen rechtzeitig Hülfe bringen zu können. Und dieser Angriff erfolgte; der Minister Graf Kaunitz, welcher im Hauptquartiere des feindlichen Befehlhabers, des Prinzen Karl von Lothringen, angekommen war, drängte zu einem solchen. In Gestalt eines Ueberfalles, welchen ein starker Nebel begünstigte, geschah er in der Frühe des 7. September. W. war, ein leichtes Geplänkel, welches sich entsponnen hatte, nicht beachtend, gegen 6 Uhr früh nach Görlitz geritten und ließ sich auch hier durch Meldungen über das Erscheinen stärkerer feindlicher Abtheilungen in seinen Beschäftigungen nicht stören, bis er Kanonenschüsse hörte. Dann eilte er auf den Kampfplatz. Das Gefecht war im vollen Gange. W. ließ den Herzog um Unterstützung ersuchen, aber diese ließ auf sich warten. Um das verlorene Gelände zurückzugewinnen, beschloß W., weil er glaubte sein Warten werde vergeblich sein, oder weil er meinte, daß er ohne des Herzogs Unterstützung sich werde helfen können, den verloren gegangenen Jäkelsberg anzugreifen. Zieten rieth ab. Trotzdem ward der Sturm unternommen. Die Preußen gelangten auf die Höhe. Dort stand das Gefecht. Da traf W. die Kugel eines Kroaten, die in der Brust stecken blieb. Der Jäkelsberg fiel in die Hände der Oesterreicher, die aber ihren Erfolg nicht ausbeuteten; der Herzog von Braunschweig-Bevern verharrte in seiner Unthätigkeit. W. wurde nach Görlitz gebracht, wo er seinen Generalen noch Befehle ertheilte, nur Zieten mied die Nähe des Sterbenden, der in der Frühe des 8. seiner Wunde erlag. Der Leiche, welche nach Winterfeldt's Gute Barschau bei Polkwitz gebracht wurde, erwiesen auf dem Wege durch ihre Postenkette die Oesterreicher alle militärischen Ehren. Sie ist hundert Jahre später nach dem Invalidenkirchhofe zu Berlin überführt. Dort steht auch auf dem Wilhelmsplatze Winterfeldt's Standbild und ein zweites findet sich am Friedrichsdenkmale unter den Linden. Der König rief, als er die Todesnachricht empfing, aus: „Gegen die Menge meiner Feinde werde ich mich wol zu vertheidigen wissen, aber einen Winterfeldt finde ich nie wieder!“ So hoch schätzte er ihn und so hoch stellte er ihn als Soldaten, als Politiker und als Menschen. „Er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch, er war mein Freund“, so hat er später von ihm gesagt. Wäre er am Leben geblieben, so wäre ihm wol die Rolle beschieden gewesen, welche später dem Prinzen Heinrich zufiel; bis jetzt hatte den König die Rücksicht auf Winterfeldt's Dienstalter abgehalten, ihm ältere Generale unterzuordnen, eine Rücksicht, welche er, wie Seydlitz und Wedel zeigen, demnächst nicht mehr nahm. — Aber eben so sehr wie der König W. liebte und achtete, eben so sehr haßte und verfolgte ihn die große Zahl seiner Feinde und Neider, besonders die Prinzen und der Kreis des Prinzen Heinrich. Der Letztere zeichnet in seinen Memoiren ein wenig schmeichelhaftes Bild von ihm: er nennt W. stolz und eitel, überhebend und falsch, dabei geschmeidig und kriechend, einen Freund des Weines und der Geselligkeit, einen Spaßmacher und geistlosen Schwätzer, spricht ihm Kenntnisse, Erziehung und staatsmännischen Blick ab, räumt aber ein, daß er militärische Fähigkeiten gehabt habe und ein guter Soldat gewesen sei, Feldherrntalent habe er nicht besessen.

Hans Karl von Winterfeldt und der Tag von Moys. Görlitz 1857. — K. W. von Schöning, Winterfeldt's Beisetzung. Biographische Skizze. Berlin 1857. — K. A. Varnhagen von Ense, Leben des Generals H. K. von Winterfeldt. Berlin 1836 (ohne geschichtlichen Werth). — Die Kriege Friedrich's des Großen, herausgegeben vom Großen Generalstabe, 2. Bd. Berlin 1895. — Das vom Prinzen Heinrich von Preußen gezeichnete „Portrait de Winterfeldt“ findet sich in einem Aufsatze von A. Naudé „Aus ungedruckten Memoiren der Brüder Friedrichs des Großen“, abgedruckt in „Forschungen zur

Brandenb. u. Preuß. Gesch.", hsg. v. R. Koser, 1. Bd., S. 236. Leipzig 1888. B. Poten.

Winterfeld: Karl Georg August Vivigens v. W., ein um die Erforschung der Musikgeschichte verdienter Historiker, geboren am 28. Januar 1784 zu Berlin, † ebendort am 19. Februar 1852. Seine Schulstudien machte er in der Hartung'schen Privatschule, dann auf dem grauen Kloster in Berlin, studirte darauf in Halle Jura, wurde 1811 Kammergerichtsassessor in Berlin und 1816 Oberlandesgerichtsrath in Breslau. Seine Neigung zur Musik, die er stets neben seinem Fachstudium, anfänglich unter Professor Schaaf's Leitung, dann als Mitglied der Singakademie gepflegt hatte und die sich vorzugsweise der alten Gesangsmusik des 16. und 17. Jahrhunderts zuneigte, erhielt eine reiche Nahrung auf einer Reise durch Italien, die er im J. 1812 unternahm. Auf den dortigen Bibliotheken mit ihren reichen Schätzen an Werken der beiden genannten Jahrhunderte sammelte und copirte er zahlreiche alte Tonsätze, schon damals mit diesem Plane umgehend, über die beiden Gabrieli eine Monographie abzufassen. Als er dann nach Breslau versetzt wurde, fand er dort eine überraschend reiche Ausbeute alter Tonsätze aus beiden Jahrhunderten, die sich auf Kirchenböden, in dem Gymnasium und der Universität vorfanden. Hier wurden die in Italien begonnenen Studien und die Spartirung der Tonsätze aus den Stimmbüchern der alten Drucke fortgesetzt, so daß ihm schließlich ein Vorrath von 103 dicken Foliobänden in quer Folio zur Verfügung stand. Mit einer zierlichen und sehr sauberen Handschrift ausgestattet, die sich dann sein Diener in einer Weise aneignete, daß dessen Handschrift von der seines Herrn kaum zu unterscheiden ist, bilden diese 103 Bände, die sich jetzt auf der kgl. Bibliothek zu Berlin befinden, ein unschätzbares Material. Auf dieses Material sich stützend, begann er seine musikhistorischen Themen auszuarbeiten. Um Winterfeld's Leistungen im Fache der Musikgeschichte richtig zu beurtheilen, muß man in Betracht ziehen, auf welchem Standpunkte die Musikforschung im Anfange unseres Jahrhunderts sich befand und was er an Vorarbeiten vorfand. Forkel's Geschichte der Musik schließt mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts ab, Peter Martini's Arbeit endet in noch früherer Zeit, die beiden englischen Geschichtswerke von Hawkins und Burney sind für die englische Kunstentwicklung von großem Werth, doch über diejenige auf dem Continent ganz unzulänglich. An bibliographischen Vorarbeiten existirte nur Forkel's Allgemeine Litteratur der Musik und die alten wenig brauchbaren Kataloge von Gesner, Draudius, Swertius u. A. Biographische Vorarbeiten waren noch am besten durch Jöcher, Walther, Gerber, Mosel u. s. w., und einige über einzelne Städte und Länder vertreten. Es gehörte eine ungeheure Arbeitskraft dazu, das zerstreute Material zu sammeln und zu sichten, ganz abgesehen davon, daß es an archivalischen Arbeiten gänzlich fehlte. Man mußte eben Alles auf Treu und Glauben hinnehmen. Wenn man dies alles in Berücksichtigung zieht, so sind die Arbeiten Winterfeld's nicht hoch genug anzuschlagen. Leider litt W. an dem Fehler der Geheimnißkrämerei, doch theilte er den Fehler mit seinen älteren Vorbildern und seinen unmittelbaren Vorgängern und Zeitgenossen. Bei W. geschah es aber nicht unbewußt, sondern absichtlich und selbst seine nächsten Freunde erfuhren nie, aus welchen Quellen er schöpfte. Nicht die Absicht zu täuschen, sondern die Furcht, daß seine Quellen von Anderen ausgenützt werden könnten, bewog ihn zu dem wenig wissenschaftlichen Verfahren. Erst nach seinem Tode, als Professor Frz. Commer in den Besitz eines Theiles seiner Bibliothek gelangte, besonders seiner handschriftlichen Vorarbeiten (mit Ausschluß jener 103 Bände Partituren) lernte der Schreiber dieser Zeilen dieselben kennen und überzeugte sich, mit welcher Sorgfalt und Unermüdlichkeit W. auf den Bibliotheken gearbeitet hatte, und wie er stets bemüht

war, die Quelle anzugeben. „Johannes Gabrieli und sein Zeitalter. Zur Geschichte der Blüthe heiligen Gesanges im 16., und der ersten Entwicklung der Hauptformen unserer heutigen Tonkunst in diesem und dem folgenden Jahrhunderte, zumal in der Venedischen Tonschule" (Berlin 1834), war sein erstes, durch den Druck vervielfältigtes Werk. Es besteht aus zwei Bänden Text in 4⁰ und einem Foliobande Partituren, im Ganzen 587 Seiten. Die Breite und Umständlichkeit, nebst der an den früheren Gerichtsstil erinnernden Ausdrucksweise, verkümmern in hohem Maße den Genuß an seinen sämmtlichen Arbeiten. Sein Stil ist so geschraubt und verklausulirt, daß man oft Mühe hat, den eigentlichen Sinn zu erkennen. Dennoch muß man ihm zugestehen, daß er seine Quellen, die uns heute alle zur Verfügung stehen, vortrefflich ausgenützt hat. Mit seinem Urtheile kann man heute nicht mehr überall übereinstimmen, nachdem unsere Kenntnisse jener Zeit und ihrer Leistungen sich so bedeutend erweitert haben, doch wird er stets als Führer anerkannt werden müssen, der die Musikgeschichte aus dem Nebellande der Vermuthungen auf ihren thatsächlichen Zustand und ihrer Fortbildung entgegen geführt hat, und dieses Verdienst wird ihm stets unter den Musikgelehrten einen ehrenden Platz sichern, soviel auch neuerdings seine Urtheile mit Recht angegriffen werden.

W., der inzwischen 1832 als Geheimer Obertribunalsrath nach Berlin versetzt war, gründete sich in Berlin in der damals noch unbebauten Köthener Straße vor dem Potsdamerthore ein eigenes Heim. Hier versammelte sich allwöchentlich ein kleiner auserwählter Gesangschor, mit dem W. die alten Tonwerke einübte, mehr zum eigenen Studium, als damit Propaganda für die alten Meisterwerke zu machen. Nach Vollendung obiger Arbeit ging er an sein nächstes Werk: „Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes" heran. Das dreibändige umfangreiche Werk gibt ein beredtes Zeugniß von seinen gründlichen Quellenstudien. Es war für damalige Zeit (Leipzig 1843—1847) ein wahrhaft monumentales Werk und kann mit Recht als Grundstein der modernen Musikgeschichtsforschung genannt werden, denn es schreibt den Historikern genau den Weg vor, den sie zu gehen haben: Bei jedem neuen Abschnitte gibt er zuerst die ausführlichste Beschreibung der einschlägigen alten Werke, zieht aus ihnen die biographischen Daten und amtlichen Stellungen der Meister, theils aus dem Wortlaute des Titelblattes, theils aus den Dedicationen, Vorreden, Gedichten und was der Druck sonst noch bietet und darauf geht er auf den Inhalt desselben ein, bespricht die einzelnen Autoren, weist von ihnen nach, was sie sonst noch geschrieben haben, beurtheilt ihre Kunstleistungen und fügt dieselben in den Rahmen der Zeit- und Kunstperiode ein. Dies echt historische Verfahren hat W., trotz des großen Umfanges des Werkes, ohne Ermüdung durch das ganze Werk fortgesetzt und dadurch nebst den mehreren hundert Tonsätzen, welche den Text stets begleiten, ein Material nutzbar gemacht, welches allen Späteren von unnennbarem Werthe gewesen wäre, wenn er nur auch die Fundquellen angegeben hätte. Durch diese Versäumniß aber zwang er die Historiker denselben Weg, den er selbst gegangen war, nochmals zu machen, nämlich die damals noch meist ungeordneten Musikbibliotheken durchzustöbern und das Material zu sammeln, theils um Winterfeld's Angaben zu prüfen, theils noch dunkele Stellen aufzuklären, und so trägt er selbst die Schuld daran, daß sein Werk nach und nach durch andere in den Hintergrund gedrängt wurde, namentlich durch Ed. Em. Koch's achtbändige Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges (3. Aufl. Stuttg. 1866—1877) und durch J. Zahn's „Die Melodien des deutschen evangelischen Kirchenliedes" in 6 Bänden, nebst Biographien und Bibliographie mit Quellennachweisen (Gütersloh 1889—1893), welche den modernen wissenschaftlichen Ansprüchen in jeder Hinsicht Genüge leisten. Auch in den mitgetheilten

Tonsätzen ist er nicht mit der Treue und Genauigkeit verfahren, die man heute bei einer Wiedergabe alter Tonwerke beansprucht. Nicht nur, daß er die Schlüssel des Originals willkürlich änderte, ohne die Originalbezeichnung anzugeben, sondern er änderte auch Noten ohne weitere Bemerkung, sodaß er seine Nachfolger zwang, die Tonsätze von neuem aus den Originalen zu ziehen, was durch Dr. Ludwig Schöberlein im Verein mit Friedrich Riegel in ihrem „Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesanges" ꝛc. (Göttingen 1865—1872) in 3 umfangreichen Bänden geschehen ist. Außerdem gab W. noch Dr. Martin Luther's deutsche geistliche Lieder nebst den während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen und einigen mehrstimmigen Tonsätzen zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunst 1840 in Leipzig heraus, 36 Melodien und 14 Tonsätze enthaltend. Zu geringerem Ansehen gelangten die drei Schriften „Ueber K. Ch. Fr. Fasch's geistliche Gesangswerke" (1839), „Ueber Herstellung des Gemeinde- und Chorgesanges in der evangelischen Kirche" (1848) (letztere Schrift ist besonders durch die Arbeit R. v. Liliencron's überholt, die das Thema gründlich und in gewandter Darstellung behandelt) und drittens „Zur Geschichte heiliger Tonkunst" (2 Theile, 1850—1852). Gerade bei diesen letzteren Schriften entbehrt man eine fließende Sprache, die W. nicht zu Gebote stand. Mühsam arbeitet man sich durch die langen geschraubten Sätze hindurch und kommt darüber nicht zum Genusse seiner dem Kerne nach trefflichen Ansichten und Grundsätze, die ein edles, frommes und zartfühlendes Gemüth bekunden. Im Vollbesitze der geistigen Frische und ganz der alten Kunst lebend, beendete er sein Leben ganz plötzlich am Klaviere sitzend und phantasirend, wie er es in der Dämmerstunde stets zu thun pflegte.

Größentheils nach Mittheilungen aus seinem Freundeskreise.

Rob. Eitner.

Winterfeldt: Samuel v. W., ein Sproß des alten märkischen Adelsgeschlechts, wurde am 11. November 1581 geboren. Im August 1597 begann er seine Studien in Frankfurt a. O. Schon unter Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg in die Beamtenlaufbahn berufen, wurde W. von dessen Nachfolger Kurfürst Johann Sigismund 1613 zum Hof- und Kammergerichtsrath ernannt und öfter auf dem Gebiete der auswärtigen Politik verwandt. Als infolge Vorrückens des Marquis v. Spinola an den Rhein im Herbst 1614 die Jülicher Verwickelungen einem großen Kriege entgegentrieben, wußte der finanziell und militärisch in großen Nöthen befindliche Kurfürst kein anderes Mittel zur Abänderung seiner Lage mehr ausfindig zu machen, als die Hülfe des Auslandes. Damals wurde W. mit dringender Bitte um Hülfe an König Jacob I. von England geschickt, ohne jedoch etwas Anderes zu erreichen, als eine mit dem höhnischen Worte gewürzte Abweisung: „Euer Herr sähe gern, wenn sich die ganze Welt für ihn in Krieg und Verlegenheit setzte, thut aber für seine Person weniger denn nichts dazu". Ein charakteristisches Wort, um die politische Unbeholfenheit und Energielosigkeit so mancher deutschen Fürsten in dem Zeitraum der nächsten 30 Jahre zu kennzeichnen, in welchem der junge brandenburgische Rath in ähnlicher Richtung noch öfter thätig sein sollte. In den folgenden Jahren näherte sich der Kurfürst nothgedrungen der kaiserlich-ligistischen Partei. Im Verfolg dieser politischen Wendung, die bekanntlich 1617 den Austritt Johann Sigismund's aus der Union herbeiführte, wurde W. dazu auserſehen 1615 in Prag für seinen kurfürstlichen Herrn die Belehnung mit den Reichslehen vom Kaiser Matthias zu empfangen und im Winter 1619 der Wahl Ferdinand's II. zum römischen Kaiser als brandenburgischer Abgesandter beizuwohnen.

Den politisch erprobten und auch gesinnungstüchtigen Mann berief der neue

Kurfürst Georg Wilhelm schon im folgenden Jahre in seinen Geheimen Rath, als er eine Ergänzung dieser Behörde durch vier reformirte Glaubensgenossen vornahm. Und von nun an hat W. zu jenen brandenburgischen reformirten Geheimen Räthen gehört, denen die schwere Aufgabe erwuchs, das Staatsschiff durch die furchtbaren Riffe und Klippen hindurchzusteuern, auf welche die Wogen des großen europäischen Krieges es so häufig zu schleudern drohten. An dieser Staatsleitung hatte W. hervorragenden Antheil. Getreu ihrer religiösen und politischen Ueberzeugung suchten die reformirten Räthe den Kurfürsten auf der Seite der protestantischen Actionspartei festzuhalten, nachdem das pfälzische Haus depossedirt und die Kur dem Hause Baiern zugesprochen war. In diesem Sinne protestirte der 1623 nach Regensburg gesandte Geheime Rath v. W. gegen die Aechtung des Pfalzgrafen und gegen die bairische Kur mit den Worten: „Wenn das geschehe, so wäre ein deutscher Reichsfürst übler daran, als jeder polnische Edelmann". Es sei hier eingeschoben, daß er Ende 1623 nach dem Haag gesandt wurde, um zur Entwirrung der verwickelten Beziehungen mit Holland, wiewol vergeblich, beizutragen. Und im folgenden Jahre trat er mit voller Energie für die Errichtung jener Coalition protestantischer Staaten unter ausschließlicher Führung Gustav Adolf's ein, welche den Pfalzgrafen restituiren und dem bedrohten Protestantismus Schutz gewähren sollte. Damals wurde ihm die Aufgabe übertragen an den reformirten Höfen und bei den Städten Süddeutschlands in Culmbach, Ansbach, Nürnberg und Württemberg für diesen Plan zu wirken. Es ist bekannt, daß die politischen Gegensätze der Großmächte und die Rivalität zwischen Christian IV. von Dänemark und dem schwedischen Könige das Zustandekommen dieser Coalition vereitelten. Als im März 1625 Gustav Adolf zurücktrat und darauf die feindlichen Heere sich auf deutschem Boden nach dem Norden hin fortbewegten und der Mark näherten, sahen sich die brandenburgischen Räthe mit einem Male der rauhen Wirklichkeit gegenübergestellt. Anstatt gehörig zu rüsten und ein Heer von beträchtlicher Stärke, auch gegen den Willen der Stände aufzustellen, beginnt jetzt die brandenburgische Politik ein Ränkespiel, das von Schwäche und kläglicher Unentschlossenheit zeugt und höchst verderblich gewirkt hat. Was hatte es noch zu bedeuten, wenn W. sich jetzt nach Schweden, der Kanzler Götzen nach Dänemark begab, um die schwedisch-dänischen Gegensätze auszugleichen. Gustav Adolf verabscheute die deutsche Zerfahrenheit, die gerade in diesen Jahren der Welt ein trauriges Schauspiel darbot, und hatte selbst schon andere Pläne im Auge. Was konnte es ferner nützen, wenn dem kaiserlichen Abgesandten gegenüber jede Verbindung mit Dänemark und mit Mannsfeld in Abrede gestellt und dann doch im Februar 1626 mit dem Obersten Dodo v. Kniphausen ein Abkommen über Lieferungen der altmärkischen Stände an Mannsfeld's Truppen getroffen wurde! Es ist von Bedeutung für Winterfeldt's weitere Schicksale, daß er zusammen mit dem Geheimen Rathe Bellin diesen Schritt gethan hat, nach seiner eigenen Angabe „ohne höhere Vollmacht und Autorität, lediglich als Privatpersonen". Dieser letzten Eventualität hatte sich nämlich der Kurfürst durch eine Reise, angeblich nach Preußen, entzogen; in Wirklichkeit weilte er in Cüstrin, ohne Zweifel mit Hinterlassung von geheimen Instructionen für seine Geheimen Räthe. Hinterher jedoch bot diese Reise sowol dem Landesfürsten als seinen Räthen einen Vorwand zu der Betheuerung, das Land sei ohne fürstliche Gutheißung feindlich überzogen, und der Feind nothgedrungen mit Verpflegung versehen. Aehnlich versicherte der brandenburgische Oberstlieutenant v. Heiden dem kaiserlichen Abgesandten Hannibal v. Dohna, der Einfall sei von der Pfalzgräfin (Kurfürstin) und den Geheimen Räthen ohne des Kurfürsten Vorwissen prakticirt. Das war aber noch nicht Alles. Selbst nach der verhängnißvollen Niederlage Mansfeld's

bei Roßlau am 25. April 1626 ließ sich der Kurfürst noch einmal von seinen Geheimen Räthen dazu bewegen, W. an Gustav Adolf zu senden, um ihn zu einer Landung an der deutschen Küste aufzufordern. Auch König Christian war zu der Einsicht gekommen, daß er nicht stark genug sei. Erbot er sich jetzt doch sogar dazu, Gustav Adolf die Mansfeld'sche Armee zu überlassen, wenn der schwedische König in Cammin landen und die Oder aufwärts rücken wolle, während des Kurfürsten Abgesandter eine Landung in Wismar und einen Marsch auf die Elbe zu befürworten sollte! Jetzt war es jedoch zu spät! Gustav Adolf beantwortete diese Anträge ablehnend, er landete bald darauf in Preußen, wo er seinen kurfürstlichen Schwager durch die Einnahme von Pillau bitter kränkte, während der König von Dänemark seine Schwäche durch die Niederlage bei Lutter a. B. am 25. November 1626 vor aller Welt offen legte.

Der schon lange beabsichtigte Uebertritt Georg Wilhelm's zum Kaiser wurde nach diesen Vorgängen zu einer zwingenden Nothwendigkeit. Die erfolglose Sendung des Kanzlers v. Götzen an den kaiserlichen Hof im December 1626 ließ den Kurfürsten zugleich erkennen, daß er nur durch eine eclatante öffentliche Kundgebung seinen rückhaltlosen politischen Gesinnungswechsel würde darthun können. Auf dieser Grundlage wird der große Staatsproceß verständlich, den man gegen W. eröffnete, und der bisher Schwarzenberg als eine der bösen Rachethaten zugeschrieben worden ist, deren dieser Staatsmann gegen seine Collegen im Geheimen Rath und gegen andere brandenburgische Beamten sich mehrere soll haben zu Schulden kommen lassen. War doch Schwarzenberg keineswegs der Einzige, der die Untersuchung gegen W. betrieb; schon im Sommer 1626 hatte der Markgraf Sigismund, des Kurfürsten Oheim, in dessen Gegenwart erklärt, „er rechne W. und Götzen nicht zu der Zahl derer, die es redlich mit dem Landesherren meinten". Die in ihrer Ehre Gekränkten baten, man möge eine Untersuchung gegen sie einleiten, und als dies nicht geschah, ließ W. dem Markgrafen eine Forderung überbringen, ohne jedoch Gehör zu finden. Der Geheime Rath enthielt sich darauf der Berathungen seiner Behörde, mit Zustimmung des Kurfürsten und des bei des letzteren Abreise nach Preußen in der Mark als Director des Geheimen Rathes zurückgelassenen Markgrafen. Endlich im Juli 1627 wurde W. auf kurfürstlichen Befehl verhaftet und nach Spandau gebracht, wo er 29 Monate zuerst in sehr strenger, später gemilderter Haft gesessen hat. Es ist hier nicht die Stelle, näher auf den Verlauf des Processes einzugehen. Das Inquisitorium erstreckte sich auf 332 Artikel, über die sich der Angeschuldigte ohne Rechtsbeistand zu verantworten hatte. Im Sinne des oben angeführten geschichtlichen Verlaufes wurde ihm hauptsächlich vorgeworfen, er habe 1626 an dem Einfall der dänischen und Mansfeld'schen Truppen in die Mark Theil genommen, die Besetzung von Pillau durch die Schweden mit Rath und That befördert oder doch von beiden Vorfällen im voraus Wissenschaft gehabt, und seinem Landesherrn davon keine Nachricht ertheilt. Ende 1629 schlug endlich für W. die Stunde der Befreiung. Es heißt in dem von Schwarzenberg aufgesetzten Gutachten, der Zweck des Processes, die Welt zu überzeugen, daß der Einfall der Dänen in die Mark und der Schweden in Preußen ohne Einwilligung des Kurfürsten geschehen, sei erreicht; er könne also niedergeschlagen werden. Gegen einen Revers, in dem ihm auferlegt wurde, sich dieses Processes halber nicht zu rächen, noch in fremde Dienste zu treten, und worin er den Markgrafen Sigismund wegen der Herausforderung, welche von Unterthanen gegen Personen des kurfürstlichen Hauses nicht gebräuchlich zu sein pflege, um Verzeihung bitten mußte, wurde W. entlassen. Er scheint sich in den nächsten Jahren hauptsächlich in Hamburg oder als Dechant von Havelberg auch an diesem Orte aufgehalten zu haben. Wenigstens war er dort, als die Schweden 1640 die Stadt besetzten.

Unter dem Nachfolger Georg Wilhelm's, dem jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, ist es W. beschieden gewesen, noch einmal eine verhängnißvolle Rolle zu spielen. Er gehörte neben dem Kanzler Götzen, der im J. 1637 ebenfalls aus politischen Gründen seiner Stelle entsetzt wurde, zu denen, welche den Sturz Schwarzenberg's vorbereitet und bewirkt haben. In eifriger Correspondenz mit den Gegnern Schwarzenberg's am kurfürstlichen Hofe in Königsberg, wo Kurfürst Georg Wilhelm mit seiner ganzen Familie von dem Herbst 1638 bis zu seinem am 1. December 1640 erfolgten Tode geweilt hat, eine Correspondenz, von der sich leider nur Einzelnes erhalten hat, setzten diese beiden Staatsmänner auf den jungen Kurprinzen ihre Hoffnung. Sie kannten die Verhältnisse so gut, daß sie schon bei Lebzeiten des alten Fürsten die Erwartung hegten, nach seinem Tode wieder in die Regierung berufen zu werden. Wenigstens glaubte W. dies von Götzen sicher. Als der junge Kurfürst auch ihn von neuem zum Geheimen Rath ernannte, lehnte er entschieden ab und ließ sich erst auf mehrfaches Zureden doch zur Annahme bestimmen. Er fürchtete wol, den jungen Kurfürsten dem Kaiser gegenüber zu compromittiren, weil er überall für ganz schwedenfreundlich angesehen wurde. In der That ist die Wiederberufung Winterfeldt's in Wien übel vermerkt worden. Auch die veränderte politische Richtung, welche Friedrich Wilhelm schon bei seinem Regierungsantritt einschlug, nach Außen und im Innern, ist wesentlich durch den Einfluß Winterfeldt's herbeigeführt worden. Götzen und er haben schon dem Kurprinzen den Weg zum friedlichen Ausgleich mit Schweden gewiesen, und kurz nach dem Tode Georg Wilhelm's erschien W. an der Spitze der kurmärkischen Stände in Königsberg, um deren Forderung einer umfassenden militärischen Reduction nachdrücklich zu vertreten. Der junge Kurfürst sandte darauf W. nach Hamburg, um durch Unterhandlungen mit dem schwedischen Bevollmächtigten Adler Salvius ein friedliches Verhältniß mit der Krone Schweden einzuleiten. Ende Juli 1641 nahm W. die Geheime Rathsstelle an mit der Vergünstigung nach seinem Belieben bei den Berathungen zugegen sein dürfen, um dann aber das Directorium dieser Behörde zu führen, welches er in Abwesenheit des Statthalters Markgrafen Ernst und nach dessen Tode bis zur Rückkehr des Kurfürsten in die Mark im Frühjahr 1643 getreulich verwaltet hat. Damals eine überaus schwere, verantwortungsvolle Aufgabe, wo mehrere feindliche Armeen das Land brandschatzten und die Schweden auf Erfüllung ihrer harten Waffenstillstandsbedingungen unerbittlich bestanden. Und dieser Friede, den Winterfeldt's Einfluß dem Lande mit hatte verschaffen helfen, lastete mit der Unsumme unerschwinglicher Contributionen beinahe schwerer auf der unglücklichen Bevölkerung als vorher der männermordende Krieg. Erst seit dem Herbst 1642 besserte sich die Lage etwas, so daß W. den jungen Kurfürsten im März 1643 wieder zu längerem Aufenthalte in die ruhebedürftige Kurmark aufnehmen konnte. Seitdem hat er sich an den Berathungen des Geheimen Rathes nicht mehr betheiligt, er erkrankte bald und starb am 25. Juli des genannten Jahres.

So erlebte W. nicht mehr den erneuten Umschwung der politischen Anschauungen Friedrich Wilhelm's, der bald nach seiner Rückkehr, vielleicht schon in Königsberg, einsah, daß die Entlassung der meisten militärischen Streitkräfte vor dem Abschluß des Waffenstillstands mit Schweden ein schwerer Fehler gewesen war, infolge dessen der Kurfürst sich der schwedischen Politik ganz hingegeben hatte, ohne für die gesicherte Fortführung der dynastischen Politik seines Hauses genügende Garantie erhalten zu haben. Wäre nach den Vorschlägen Schwarzenberg's der Krieg 1641 fortgesetzt worden, so hätten die Schweden sehr bald, wie die neuere Forschung gezeigt hat, selbst um einen Waffenstillstand bitten müssen; da dies nicht geschah, und der Kurfürst auf Winterfeldt's Rath

die Waffen streckte, so waren es die Schweden, welche die Bedingungen der Waffenruhe vorschreiben konnten.

W. war zweifellos ein Staatsmann von klarem Kopf und von durchdringendem Verstand und zugleich ein fester, unbeugsamer Charakter, aber als ein Kind seiner Zeit vermochte er Politik und Religion noch nicht genügend zu scheiden. Als hervorragendes Mitglied des kurmärkischen Adels war er zudem mit den aristokratischen Anschauungen seiner Standesgenossen so fest verwachsen, daß er dazu kam, deren Ziele und Bestrebungen mit denen der Dynastie zu identificiren, ohne dabei zu erkennen, daß der „Staat" der Hohenzollern nicht nur die Kur- und Neumark, sondern auch Preußen und Cleve-Mark umfaßte und daß der junge Kurfürst seine Politik nicht ausschließlich nach den Ansprüchen der kurmärkischen Stände einrichten durfte, sondern Lage und Umstände aller seiner Erblande berücksichtigen mußte.

Litteratur. Cosmar-Klaproth, der Geheime Staatsrath S. 339 f. und über den Proceß S. 172 ff. — Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm's, I, IV und X. — Protokolle und Relationen des brandenburgischen Geheimen Rathes aus der Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, I, II und IV. — Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg, II. — Droysen, Preuß. Politik, III, 1. — Mörner, Märkische Kriegsobersten. — Friedlaender, Matrikel der Universität Frankfurt a. O.

Otto Meinardus.

Wintergerst: Joseph W., Maler, wurde zu Wallerstein in Baiern im J. 1783 geboren. Nach einer guten Vorbildung wurde er im Alter von 21 Jahren Schüler der Kunstakademie zu München; dann vervollständigte er sein Studium auf der Akademie zu Wien. Auch bei einem längeren Aufenthalt in Rom 1811 war er eifrig bemüht, die künstlerisch anregenden Einflüsse der geweihten Stätte nach Kräften bildend zu verwerthen. 1813 siedelte er nach der Schweiz über, wo er eine Anstellung als Zeichenlehrer an der Kantonschule zu Aarau erhielt. Einige Jahre später ging er von hier nach Württemberg, um an dem Gymnasium zu Ellwangen das Amt als ordentlicher Lehrer auszuüben. 1824 wurde er unter dem Directorat von Peter v. Cornelius an die Kunstakademie zu Düsseldorf berufen und hier als Akademieinspector und Lehrer der Elementarclasse angestellt. Zugleich wurde er verpflichtet, daselbst auch den Zeichenunterricht am Gymnasium zu übernehmen. Obgleich die sorgfältige Verwaltung dieser Aemter seine Zeit sehr in Anspruch nahm, so fand er hier nun doch bei reicher Anregung auch noch die nöthige Muße, in eingehender Weise seine Kunst zu pflegen. Die Stoffe zu seinen Bildern entnahm er mit Vorliebe der biblischen Geschichte und in der Ausführung schloß er sich ganz der sogenannten nazarenischen Richtung an, zu der die damalige Düsseldorfer Heiligenmalerei einige Hauptvertreter stellte. Wenn zu diesen auch W., der selbst so bescheidene Künstler, nicht gezählt wird, so zeugen seine Compositionen doch durchweg von einer tiefen Innigkeit der Auffassung, verbunden mit einer liebevollen Sorgfalt der Durchführung. Anfangs der fünfziger Jahre trat er von seinem Amt zurück und zog nach der Mosel, wo er in Ruhe seine letzten Lebensjahre verbrachte. Er starb dort im J. 1867. Eduard Daelen.

Wintergerst: J. Martin W., Reisender, um 1670 in Memmingen geboren, erlernte das Bäckerhandwerk und begann 1688 seine großen Reisen, die ihn 22 Jahre lang durch alle vier Erdtheile führten. Er begab sich zunächst nach Venedig, arbeitete hier eine Zeit lang als Bäckerknecht, nahm dann Dienste auf einem holländischen Kaperschiff, das im Mittelmeere auf französische Kauffahrer kreuzte, half einige derselben erobern, wurde mehrfach gefangen, wechselte häufig den Herrn, diente den Spaniern gegen die Barbaresken, den Venezianern gegen

die Türken, den Franzosen gegen die Niederländer und lernte auf diese Weise alle Küstenländer des südlichen und westlichen Europas kennen. Nach 8 Jahren wollte er nach der Heimath zurückkehren, doch trieb ihn die Abenteuerlust bald wieder auf die See. Er fuhr als Heringsfischer nach den nordischen Meeren, trat dann in den Dienst der holländisch-ostindischen Compagnie, besuchte Brasilien und das Capland, lebte mehrere Jahre auf Ceylon, kehrte dann nach Holland zurück und nahm am Stockfischfange auf der Neufundlandbank theil. In den folgenden Jahren unternahm er eine Fahrt nach dem unbekannten Südland und hielt sich dann lange Zeit in Batavia und in den vorderasiatischen Besitzungen der Holländer auf. 1710 traf er wieder in Memmingen ein und verfaßte eine Beschreibung seiner Reise, die unter dem Titel: „Der durch Europam lauffende, durch Asiam fahrende, an Americam und Africam anländende und in Ostindien lange Zeit gebliebene Schwabe“ mehrfach gedruckt wurde (Memmingen 1712, 1713). Das Werk, das seiner Sprache nach für die breiten Schichten des Volkes bestimmt war, schildert hauptsächlich die persönlichen Erlebnisse des Verfassers in anschaulicher und interessanter Weise. Es ist culturhistorisch höchst merkwürdig, da es wie kaum eine andere Reisebeschreibung des 17. und 18. Jahrhunderts Einblicke in das Leben und die Denkungsweise des gemeinen Mannes jener Zeit gewährt. Uebrigens ist W., wie es scheint, der erste Deutsche, der als Augenzeuge die sagenberühmte große Seeschlange beschreibt, die er im nordatlantischen Ocean antraf.

Beckmann, Litt. der älteren Reisebeschreibungen II, 403—8.

Viktor Hantzsch.

Winterhalter: Franz W., Porträt- und Genremaler, geboren am 20. April 1805 zu Menzenschwand bei S. Blasien, einem der abgelegensten Dörfer des badischen Schwarzwalds, wo der Vater eine kleine Wirthschaft betrieb. Schon 1818 kam W. in die Verlagsanstalt des Kunsthändlers Herder zu Freiburg im Breisgau, um dort als Kupferstecher gebildet zu werden. Er galt alsbald unter den jungen Leuten als der weitaus begabteste, als ein Phänomen. Ein kleines Stipendium ermöglichte ihm sich 1823 an der Münchener Akademie unter Peter und Robert v. Langer weiter zu fördern. Hier befreundete er sich auch mit der frisch aufblühenden Technik der Lithographie, zeichnete für Ferdinand Piloty (1785—1844), Joseph Selb (1784—1832) Vieles in Kreidemanier meisterhaft auf Stein, insbesondere für den als Kunstfreund, Schriftsteller und Sammler wohlbekannten Domherrn Balthasar Speth z. B. den „Sturm“ nach Bakhuysen, eine „Madonna mit Heiligen“ von Caroto; für verschiedene Verleger: die „Geburt Christi und Anbetung der Könige“ nach Konrad Eberhard, „Christus als Kinderfreund“ und die „Predigt des Johannes“ nach Overbeck; die „Propheten und Sibyllen“ nach Michelangelo Buonarotti. Auch reproducirte W. eine Menge Porträts des damals hochgefeierten Josef v. Stieler in Lithographie, darunter das Bildniß des Kaisers Franz, der Königin Karoline, der Herzogin Auguste Amalie von Leuchtenberg, des Dichters Jean Paul Richter (nach Kreul) u. s. w. Um nicht auf eigene Thätigkeit zu verzichten machte der geniale Jüngling, unmittelbar nach dem Leben, viele Steinzeichnungen z. B. von dem berühmten Geiger Paganini, Bildhauer Ludwig Schwanthaler, Hofschauspieler Urban und der schönheitsberühmten Ballettänzerin Eckner-Horschelt, malte eine Menge Porträts, meist aus bürgerlichen Kreisen und errang eine Routine nicht allein der Technik sondern auch des feineren Umgangs, wodurch er sich in anziehendster Weise, trotz der zeitlebens bewahrten Einfachheit, hervorthat. „Die Kunst war (wie einer seiner Zeitgenossen hervorhebt) für ihn nicht nur da um Andere zu veredeln, sie verfeinerte ihn auch selber; er fühlte, ungleich vielen Anderen, ein

lebhaftes Bedürfniß zu ihr nicht nur in dem Verhältniß der Auster zur Perle zu stehen". Im J. 1828 malte W. zu Karlsruhe die Bildnisse des Großherzogs Leopold (gestochen von L. Schuler), der Großherzogin Sophie und des Markgrafen Wilhelm von Baden (gestochen von Hesöhl), der Grafin von Langenstein und viele andere Porträts, Idyllen und Genrestücke, welche ihm damals schon einen guten, Großes versprechenden Namen und den Titel eines großherzoglich badischen Hofmalers erwarben. Auch jetzt noch übte W. die Lithographie und lieferte schätzbare Blätter nach Robert (Die Sicilianerin mit ihrem Kinde), Mosbrugger (Der Improvisator, 1832), Schinz (Abschied der Braut) und Grevedon (Amalie). Einen neuen Aufschwung seiner Kunst brachte die um 1835 angetretene Reise nach Italien und Sicilien, wo ihn, gleichzeitig mit Leopold Robert, Weller, Kirner, Riedel und Anderen die Schönheit der Natur und des dortigen Lebens zu herrlichen Schöpfungen begeisterte. Mit diesem glücklichen Griff in das farbenprächtige Treiben gestaltete W. seine Halbfiguren und Gruppenbilder, welche in Oel und Aquarell ausgeführt, das echt künstlerische „Dolce far niente" verherrlichten. Dazu gehören eine schlafende „Albanerin", eine „Italienerin mit dem Korb", die „Neapolitanische Fischerfamilie" (1836), eine italienische „Mutter mit Kindern", dann das durch Schönheit, Anmuth, Feinheit und geistvolle Eleganz gleich ansprechende „Decamerone" (1837, gestochen 1840 von F. Girard), ein epochemachendes Bild, welches der Deputirte Paturle um die damals erstaunliche Summe von 10 000 Francs ankaufte (Kunstblatt 1837, S. 156); die dem Gesang eines Mannes lauschende „Neapolitanerin" (London Stafford), zwei Kinderporträts (Kunstblatt 1835, S. 248, lithogr. von Noël), das Tamburin spielende „Mädchen von Ariccia" (1838). Inzwischen hatte W. seinen Wohnsitz nach Paris verlegt, wo er, wie Heinrich Heine, ebenso enthusiastisch gepriesen als leidenschaftlich getadelt wurde (Kunstblatt 1838, S. 230); indem er mit seinen Genrebildern und Bildnissen — darunter jenes der Gräfin Tascher de la Pagerie, des Fürsten von Wagram mit seiner kleinen Tochter, des Grafen und der Gräfin Duchâtel mit deren Söhnchen — festen Fuß in der hohen Aristokratie faßte, errang W. auch in den Porträts des Königs Louis Philipp (gestochen von L. Noël), der Königin (gestochen von Lefevre 1840) und sämmtlicher Prinzen und Prinzessinnen, den ganzen Hof und die Umgebung des Bürgerkönigs. Von hier aus begann Winterhalter's lange Reihe von Kunstreisen nach Belgien, England und Spanien, auf denen er, ein friedlicher Eroberer, als Fürstenmaler selbst ein Fürst unter den Künstlern und wie ein solcher überall ausgezeichnet und geehrt, die meisten gekrönten Häupter seiner Zeit der Nachwelt überlieferte. W. malte die Königin Isabella von Spanien (1852), den König (lithogr. von Noël) und die Königin von Belgien, die Königin Victoria von England und den Prinzen Albert, den Prinzen Eduard von Wales im Matrosencostüm (Stich von Cousins, Lithogr. von Noël), dann ein Familienbild auf der Terrasse des Windsorschlosses, auch begann W. die Studien zu dem großen Ceremonienbilde, auf welchem die Verleihung des Hosenbandordens an Louis Philipp dargestellt werden sollte (doch unterblieb durch die Ereignisse der folgenden Jahre die Ausführung dieses figurenreichen Werkes), die Kaiserin von Rußland (1857), den König Wilhelm und die Königin Augusta von Preußen im Ornat, den Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich (1864), die Majestäten von Mexiko, den König und die Königin von Württemberg. Man rühmte seine Individualisirung, seine gelungene Auffassung und Farbe, die Eleganz seines Arrangement. Kein Wunder, daß sich bald in Paris ein Kreis von Schülern um den Vielgefeierten sammelte, darunter Albert Gräfle und Andere, wobei sein treuer Bruder Hermann W. in erster Reihe stand. Dieser schuf gleichfalls herrliche Porträts und lithographirte neben den eigenen

Arbeiten die Bilder seines Bruders, blieb diesem in unverbrüchlicher Treue ergeben und trat anspruchslos und bereitwillig hinter dessen Berühmtheit zurück, unbekümmert ob sein Antheil an vielen gefeierten Schöpfungen von der Nachwelt anerkannt werde. — Das zweite französische Kaiserreich brachte unsern Meister wieder nach Paris, er malte Kaiserin Eugenie und verlieh durch eine eigenthümliche Wendung ihrem ausgeprägt larmoyanten Antlitz einen überaus günstigen, wahrhaft Furore machenden Ausdruck. Ebenso glücklich malte er die Kaiserin mit allen ihren Ehrendamen, eine wahre Bravourfuge von fascinirender Frauenschönheit. Ein Bildnißmaler im großen historischen Stile eines Holbein oder van Dyck war W. allerdings nicht, aber ein Künstler, der nicht etwa nur durch seine hervorstechenden Eigenschaften, durch weltmännische Feinheit und Gewandtheit, sondern auch durch die schlichte Natürlichkeit seiner Auffassung, durch Geschmack und virtuose Beherrschung der in sein Bereich fallenden Darstellungsmittel den Ruf rechtfertigte, dessen er sich erfreute. Wenn ihm das Geschick versagte, ein Tizian oder Rembrandt zu werden, so wollte er auch nicht deren manieristischer Nachahmer sein. Er blieb, was er war, ein Kind seiner Zeit, so sehr er auch die Meister der Vergangenheit schätzte und so tief er in ihr Verständniß eingedrungen war. Zu Winterhalter's weiterer Charakteristik gehört auch, daß ihm die Kunst treu blieb; er bewahrte den genialen Schwung und Zug seiner besten Zeit und schuf noch in seinen späteren Tagen zu Frankfurt, wo er am 8. Juli 1873 am Typhus starb, mit gleicher Kraft und Leichtigkeit. Obwol W. den Salonton vollständig beherrschte, kehrte er denselben im gewöhnlichen Umgang niemals unnöthig heraus und blieb einfach und natürlich, ein echter, freier, unabhängiger Mann, der zeitweilig gerne in seinem väterlichen Heim rastete, welches er freilich in ein gastliches Gelaß verwandelt hatte. Bei dem außerordentlichen Fleiße und der Leichtigkeit seines Arbeitens errang W., wie Ludwig Pietsch behauptet, das überraschende Vermögen von vier Millionen.

Vgl. Raczynski II, 458. — Nagler 1851. XXI, 546. — Fr. Pecht in Bd. 228 Allg. Ztg., 16. August 1873 und in Lützow's Zeitschrift 1873, VIII, 835 ff. — Winterhalter's Porträt (von F. Weiß) in: Ueber Land u. Meer, 1873. — Bruno Meyer in: Deutsche Warte 1874, VII, 62 ff. — Wurzbach 1877. XXXIV, 41.

Hyac. Holland.

Winterhalter: Joseph W., Bildhauer, wurde am 10. Januar 1702 zu Föhrenbach im Schwarzwalde geboren und erhielt von seinem Vater, der gleichfalls Bildhauer war, die erste Anweisung für seine Kunst. Da ihn aber der handwerksmäßige Betrieb derselben in seinem Geburtsorte auf die Dauer nicht befriedigte, begab er sich auf die Wanderschaft und kam nach einem kurzen Aufenthalte in München nach Wien, wo er Schüler der damals unter der Leitung van Schuppen's stehenden Akademie und Gehülfe in den Ateliers Mathieli's und Donner's wurde. Nebenbei nahm er bei dem Historienmaler Daniel Gran Unterricht in der Malerei, bis sich der Historienmaler Paul Troger seiner annahm und ihm Aufnahme in seinem Hause gewährte. Er huldigte unter solchen Einflüssen dem Grundsatz, „daß ein guter Maler bildhauerisch und ein guter Bildhauer malerisch gebildet sein müsse". Dies Princip erschien ihm aber Niemand besser zu befolgen, als der Bildhauer Balthasar Permoser, der gerade in jenen Jahren eine Alabasterstatue des Prinzen Eugen geschaffen und nach Wien abgeliefert hatte. Um Permoser persönlich kennen zu lernen und sein Verfahren beobachten zu können, reiste er daher nach Dresden, wo er sich längere Zeit aufhielt. Nach Wien zurückgekehrt, fand er namentlich für die Grafen von Kuefstein und von Questenberg Beschäftigung. Da ihm der Graf von Kuefstein

den Auftrag ertheilte, für seine Herrschaft Namiest in Mähren verschiedene monumentale Sculpturen auszuführen, siedelte er nach Znaim über und blieb seitdem in Mähren, wo ihn namentlich der Clerus für die Ausschmückung der Stifter und Kirchen mit Gruppen, Statuen und Basreliefs mit Aufträgen versorgte, sodaß die Zahl seiner in Mähren befindlichen Arbeiten sehr beträchtlich ist. Zur Erholung beschäftigte er sich gelegentlich auch mit der Malerei und schuf sowol Oelgemälde als Pastellbilder. In der letzten Zeit seines Lebens siedelte er wieder nach Wien über, wo er, 67 Jahre alt, im J. 1769 unvermählt starb. Seine Brüder Anton und Michael waren gleichfalls Bildhauer und halfen ihm in einzelnen Fällen bei seinen Arbeiten. Anton W. ließ sich später als Bildhauer in Olmütz nieder. Der Sohn Michael's, Joseph W., aber wurde Maler, nachdem er von seinem Onkel, dem Bildhauer Joseph W., an Kindesstatt angenommen worden war.

Vgl. Wurzbach LVII, 84—87. — Abweichende, aber nicht belegte Angaben findet man in dem Werke: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Mähren und Schlesien. Wien 1897, S. 365.

H. A. Lier.

Winters: Konrad W. von Homberg druckte zu Köln in den Jahren 1476 bis 1482. In 22 seiner Drucke nennt er sich in der Schlußschrift und zwar meist Conradus de Hoemborch, Homburgh, Homborch, nur zwei Mal Conradus Winters de Homberg. W. ist sein Familienname, Homberg gibt die Heimath des Druckers an; welcher Ort aber damit bezeichnet ist, läßt sich mangels genauerer Angabe schwer entscheiden. In den sechs Jahren seiner Thätigkeit hat W. eine ganz stattliche Anzahl von Büchern aus seiner Officin hervorgehen lassen, gegen dreißig verschiedene Werke. Bemerkenswerth ist, daß die von ihm gebrauchte kleine Texttype eine so auffallende Aehnlichkeit mit der sogenannten Gersontype Ulrich Zell's hat, daß Drucke von ihm leicht diesem und umgekehrt zugeschrieben werden können. Eine genauere Vergleichung aber läßt bei einzelnen Buchstaben ganz kleine Unterschiede erkennen. Ennen bemerkt in seinem Katalog der Incunabeln in der Stadtbibliothek zu Köln, daß W. nach Maßgabe seiner Typen seine Kunst bei Ulrich Zell gelernt zu haben scheine. Auch ich halte dies für sehr wahrscheinlich und glaube, daß er nach beendigter Lehr- und Gehülfenzeit, als er sich selbständig machte, von seinem Meister einen Vorrath Lettern durch Kauf oder Schenkung erhalten hat. Als einzelne derselben dann nicht mehr ausreichten, ließ er die Zell'schen Typen für seine Officin neu anfertigen und sie sind es, welche kleine Abweichungen von diesen aufweisen. Die beiden Drucke Conrad Winters' v. H. aus dem Jahre 1476, welche mit voller Druckangabe versehen sind: Fasciculus temporum von Rolevinck und Historia longobardica von Jacobus de Voragine sind mit einem Druckerzeichen versehen, einem an einem Baumast hangenden Doppelwappen, dessen rechter Schild, wie Ennen a. a. O. meint, einen abgebrochenen Zweig enthält, während der linke ein Buch zeigt. Die Zeichnung ist ziemlich roh und daher nicht ganz klar. Eine ganze Reihe von Drucken Winters' trägt in der Schlußschrift den Vermerk, daß sie von der Kölner Universität approbirt und zugelassen seien: admissum ac approbatum ab alma universitate Coloniensi. Es beginnt damit die Epoche, in welcher die Kölner Universität die Censur einführte, welche sich unter verschiedenen Modificationen recht lange erhalten hat. Die im J. 1479 von W. gedruckte Bibel ist das erste aus seiner Officin hervorgegangene Buch, welchem dieser Censurvermerk beigegeben ist, das erste Kölner Druckwerk überhaupt, welches also ausgezeichnet ist. Auf das Bibelwerk des Jahres 1479 folgte im J. 1481 ein Missale Coloniense, welches zu den ältesten gedruckten gehört, welche Köln aufzuweisen hat.

Von den 33 Druckwerken Konrad Winters' v. H., welche Büllingen (s. u.) verzeichnet, tragen 22 den Namen des Druckers und unter diesen 11 noch die Angabe des Druckjahres; die übrigen sind zufolge der Beschaffenheit der Typen unserm Drucker zuzuschreiben. Außer der oben besprochenen kleinen Texttype kommen in den Werken Winters' noch vier Typengattungen vor: im Psalterium, und nur in diesem, die große Psaltertype, dann in verschiedenen andern Drucken, in Ueberschriften einzelner Capitel verwandt, einige der Psaltertype ähnliche, jedoch etwas kleinere Typen in drei Abstufungen. Bemerken möchte ich hier noch, daß in sämmtlichen Drucken Winters' kein einziger Trennungsstrich am Ende der Zeilen begegnet, wol aber hier und da Signaturen und Blattzählung.

Büllingen, Materialien zu einer Buchdruckergeschichte Kölns. Handschrift in der Kölner Stadtbibliothek. — Ennen, Katalog der Inkunabeln in der Stadtbibliothek zu Köln. Abth. 1. Köln 1865. S. XIV—XV u. 94 bis 103. — Kapp, Gesch. d. deutschen Buchhandels. Leipzig 1886. S. 97/98. — Die Kölner Büchermarken bis Anfang des XVII. Jahrhunderts hsgg. von P. Heitz. M. Nachrichten über die Drucker v. O. Zaretzky. Straßburg 1898. S. XVII.

Jakob Schnorrenberg.

Winther: David W., Franciscaner, geboren zu Straubing 1654, † zu München am 13. Januar 1724. W. war Lector der Theologie im Kloster zu München; 1701, zur Zeit als nach dem Willen des Kurfürsten Max Emanuel das Kloster zu Schleißheim von München aus gegründet wurde, war er Guardian des Münchener Convents; 1704—1708 Provinzial der bairischen Ordensprovinz, später Definitor. — Er verfaßte die Schriften: „De ministro sacramenti poenitentiae“ (Monachii 1689); „De Missae stipendio“ (Monachii 1697); „De silentio triplici, naturali, civili et sacramentali“ (Monachii 1701).

Vigilius Greiderer, Germania Franciscana, T. II (1781), p. 329. — A. M. Kobolt, Baierisches Gelehrten-Lexikon (1795), S. 759. — Cl. A. Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrh., Bd. I, 2 (1824), S. 338. — Hurter, Nomenclator, T. II (ed. 2, 1893), p. 1248. — P. Minges, Geschichte der Franziskaner in Baiern (1896), S. 118, 155 f.

Lauchert.

Winther: Georg Valentin von W. (auch Winter), pommerscher Annalist aus angeblich altpreußischem Adelsgeschlecht, geboren am 5. November 1578 in Treptow a. d. Rega als Sohn des dortigen Bürgermeisters Georg W. und der Anna Krün, Tochter des Stadtkämmerers daselbst. Seine Schulbildung erhielt er 1593 in Greifswald und 1595 auf dem Gymnasium in Lübeck, von wo aus er 1597 die Universität Greifswald bezog, um die Rechte zu studiren. Die dort ausbrechende Pest bewog ihn jedoch, 1599 nach Wittenberg zu gehen; später hat er auch in Leipzig, Jena, Erfurt, Marburg, Heidelberg und Straßburg studirt. Nach kurzer Einführung in die juristische Praxis beim Reichskammergericht zu Speier unternahm W. größere Reisen in den Niederlanden, England, Frankreich und der Schweiz, kehrte aber 1606 nach Pommern zurück und wurde, nachdem er 1608 in Basel als Dr. juris promovirt hatte, nach Heinrich Schwallenberg's Tode herzoglicher Rath in Stettin. In diesem und dem folgenden Jahre begleitete er den Herzog Georg III. von Pommern auf dessen Reise nach Italien und erhielt daselbst das kleine Comitiv. Nach der Rückkehr trat er wieder in seine frühere Stellung ein, verhandelte 1612 in Posen mit den polnischen Commissaren wegen der Warthеschiffahrt und war 1614

der Unterhändler bei der Werbung des Herzogs Bogislaw XIII. (s. A. D. B. III, 55) um die Hand der Herzogin Elisabeth von Schleswig-Holstein. 1615 wurde er Capitular der St. Marienkirche und Ephorus des fürstlichen Pädagogiums in Stettin. Nach der italienischen Reise hatte sich W. im October 1610 mit Clara v. Grabow (gest. 1638) vermählt, Tochter des Joachim v. Grabow auf Pustow und der Katharina Dobin, aus welcher Ehe drei Söhne ihn überlebten. W. starb am 16. März 1623 in Stettin, und mit einem Enkel verlosch später der ganze Stamm. Als Herzog Philipp II. von Pommern (s. A. D. B. XXVI, 34) alle Kräfte in Bewegung setzte zur historischen und geographischen Erforschung des Landes, da wurde auch W. veranlaßt, im Verein mit mehreren anderen Gelehrten ein den Bedürfnissen der Zeit entsprechendes großes Geschichtswerk zu schaffen, welches auf Grund neuer und ausgedehnter Forschungen Einheimischen und Fremden sichere Kunde von Pommern geben sollte und daher lateinisch geschrieben wurde. Wie der ebenfalls durch den Herzog angeregte Friedeborn (s. A. D. B. VII, 388) seiner Descriptio urbis Stetinensis den Kohte'schen Plan von Stettin (reproducirt durch Dr. C. F. Meyer, Stettin 1888) beizugeben gedachte (s. die Vorrede), so fertigte Eilhard Lubin (s. A. D. B. XIX, 331 und XX, 748) seine große Landkarte von Pommern mit den herzoglichen Portraits, den Städteansichten, den Wappen der adeligen Geschlechter und dem lateinischen Text für Winther's Werk; Peter Woidtke gab hydrographische Beschreibungen, die Beamten mehrerer Aemter sandten Beiträge, Paul Bolduan, Pastor zu Stolp und Andreas Hiltebrandt, Arzt in Stettin, verfaßten Genealogien. Wie W. selbst unter verschiedenen Namensformen auftritt (Jurga statt Georg, Wuja als Zusammenziehung seiner drei Namen), so lauten auch die Titel seines Geschichtswerkes verschieden: Balthus Pomeranicus, Annales Pomeranici, Pomeranographia. Den Plan des Werkes und die darüber mit dem Herzog und den Mitarbeitern gewechselte Correspondenz gibt Woken. Obgleich W. bereits 1613 seine Arbeit begann, rückte dieselbe doch nur langsam vorwärts, gerieth nach des Herzogs Hinscheiden (3. Febr. 1618) ins Stocken und hörte mit Winther's Tode ganz auf. Das Original gelangte wol durch Erbschaft in den Besitz der Familie v. Lettow auf Broitz in Hinterpommern und wird bei der Vernichtung der Lettow'schen Bibliothek im ersten Drittheil dieses Jahrhunderts ebenfalls zu Grunde gegangen sein. Die vorhandenen Handschriften führt W. Böhmer auf. Wenn auch Winther's Arbeit denen seiner Vorgänger inhaltlich nicht gleichkam, und auch die Form derselben wenig entsprechend war, so ist doch zu bedauern, daß sein unter besonders günstigen Umständen begonnenes Unternehmen scheiterte. An anderen Schriften hinterließ er: „Conclusiones de litis contestatione“ (o. J.); „Pastor fidus Covarini ex Ital. in Latin. versus“ (1607); „Annalium Frisicorum Trias“ (Arnheim 1616); „Oratio de vita Philippi II., ducis Pom.“ (Stettin 1618); und unter dem Namen Ventura de Valentiis: „Parthenius litigiosus“ (Frankfurt a. M. 1628), welches Werk ihn auf den Index brachte.

Woken, Beytragg. Pomm. Historie. — Pomm. Archiv II. — Dähnert, Pomm. Bibliothek II, III u. V. — Vanselow, Gelehrtes Pommern. — Jöcher IV. — W. Böhmer in Balt. Stud. III. — v. Bohlen, Personalien und Leichenpredigten der Herzöge von Pommern, S. 234.

v. Bülow.

Winting: Johann W., geboren zu Osnabrück, wurde in den Schulen des Hegius zu Deventer und des Murmellius zu Münster erzogen. Nachdem er Informator dreier Grafen von Waldeck, darunter des nachmaligen Bischofs Franz (s. A. D. B. VII, 290) gewesen, unterrichtete er den jugendlichen Eberhard Voltlage, der später Doctor decretalium et juris und Senior des Capitels zu

St. Johann wurde und Sleibing in seinen Studien zu Wittenberg u. s. w. kräftig unterstützte. Ein ausgedehnteres Arbeitsfeld erhielt W. durch seine Ernennung zum Lehrer an der Osnabrückischen Johannisschule, der er seine Kräfte bis zu seinem freilich schon 1512 erfolgten Tode getreulich widmete.

Vgl. Hamelmann, Opera genealogico-historica. P. Bahlmann.

Wintrich: Anton W., Mediciner, geboren am 5. November 1812 zu Sterzing in Tirol, machte seine Studien in Würzburg und München, wo er 1835 mit der Inauguralabhandlung „Ueber den Rheumatismus cordis mit drei betreffenden Krankengeschichten“ die Doctorwürde erlangte. Nachdem er dann zur weiteren Ausbildung Wien, Paris, London und Kopenhagen besucht hatte, habilitirte er sich 1843 als Docent der medicinischen Klinik in Erlangen, wurde dort Assistent der medicinischen Klinik und später außerordentlicher Professor. W., der am 10. März 1882 an den Folgen eines Herzleidens starb, las über specielle Pathologie und Therapie, Kinderkrankheiten, sowie über physicalische Untersuchungsmethoden. Auf letzterem Gebiete hat er sich durch Empfehlung eines nach ihm benannten Hammers einen Namen gemacht. Er war einer der Ersten in Deutschland, die Auscultation und Percussion am Krankenbett methodisch verwertheten. Sein Hauptwerk sind „Die Krankheiten der Respirationsorgane“ (Erlangen 1854, als Theil des großen Virchow'schen Handbuchs der speciellen Pathologie und Therapie, Bd. V, Abth. 1). Ferner war er Herausgeber von: „Medicinische Neuigkeiten. Ein Intelligenzblatt f. pract. Aerzte“, vom 2. Jahrgang ab bis zu seinem Tode (1852—1882).

Biogr. Lex. VI, 301. Pagel.

Wintzingerode: Ferdinand Freiherr von W., kaiserlich russischer General der Cavallerie, am 15. Februar 1770 zu Allendorf an der Werra, wo sein Vater als Oberstlieutenant im landgräflich Hessen-Kasselschen Cürassierregimente v. Wolf in Garnison stand, geboren, kam 1778 in das Cadettencorps zu Kassel und aus diesem, seit 1782 vater- und mutterlose Waise, 1785 als Fähnrich in die Fußgarde. Wegen eines Vergehens gegen die Subordination zu einem Garnisonregimente in Schmalkalden versetzt und in der Ueberzeugung, daß er ungerecht behandelt worden sei, bat er um seinen Abschied. Als dieser ihm verweigert wurde, ging er, ohne ihn erhalten zu haben, fort und ließ sich von österreichischen Werbern als Gemeiner für den k. k. Dienst anwerben. Auf dem Marsche fiel er, als der Rekrutentransport durch Coburg kam, dem Prinzen Josias von Sachsen-Coburg-Saalfeld auf, welchem er erzählte, was ihm widerfahren war und der daraufhin veranlaßte, daß er als Lieutenant in coburgischen Diensten angestellt wurde. Als Freiwilliger bei den österreichen Truppen nahm er alsdann 1790 an der Bekämpfung der Aufständischen in den Niederlanden theil, wurde auf das ihm dort ausgestellte Zeugniß des Wohlverhaltens von neuem in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel aufgenommen, machte als Lieutenant im Feldjägercorps 1792 und 1793 die Feldzüge gegen die Franzosen mit, verließ jenen Dienst nach der Heimkehr zum zweiten Male, ward Kammerherr des Prinzen Ferdinand von Preußen, gab die Stellung, weil das Hofleben ihm nicht zusagte, nach einigen Monaten wieder auf und trat als Lieutenant beim Dragonerregimente Prinz von Sachsen-Coburg in die österreichische Armee.

Als solcher wohnte er den Feldzügen von 1795 und 1796 in Deutschland bei und zeichnete sich bei Amberg aus. Als aber am 17. October 1797 der Friede von Campo-Formio geschlossen war, vertauschte er den österreichischen Dienst mit dem russischen, in welchen er als Major eintrat. Hier wurde er Adjutant des Großfürsten Constantin, nachher des Großfürsten Alexander (später Kaiser Alexander I.) und stand beim Zar Paul in hohen Gnaden, konnte aber nicht erlangen, daß er mit Suworow nach Italien gesandt wurde. Dagegen erhielt er die

Erlaubniß mit dem österreichischen Heere am Kriege theilzunehmen, ward als Oberstlieutenant beim Regimente Erzherzog Ferdinand-Dragoner angestellt, kam mit einer durch eine schwere Wunde verstümmelten Hand, aber mit großem Ruhme und voller Anerkennung seiner Tüchtigkeit aus dem Felde zurück, wurde Regimentscommandant, verheirathete sich in Galizien mit Gräfin Helene Rostworowska, ward vom Zaren Alexander im J. 1802 als Generaladjutant in seine Umgebung berufen, von diesem im Herbst 1805 nach Berlin gesandt, um Abmachungen inbetreff der Theilnahme Preußens am Kriege gegen Frankreich zu treffen, die, als er damit nach Wien kam, durch den Gang der Ereignisse hinfällig geworden waren, nahm dann am Feldzuge dieses Jahres theil, erwarb am 11. November bei Dürrenstein den russischen Sanct-Georgsorden, befand sich bei Austerlitz im Gefolge des Zaren und machte nach der Schlacht zum ersten Male die persönliche Bekanntschaft des Kaisers Napoleon, zu welchem er als Parlamentär entsandt war. Als im J. 1809 von neuem Krieg mit Frankreich in Aussicht stand, trat er wiederum in das österreichische Heer, bei welchem er aber erst im zweiten Zeitabschnitte eintraf. Am ersten Tage der Schlacht von Aspern, am 20. Mai, führte er als Generalmajor die Avantgardenbrigade des 1., vom General Grafen Bellegarde befehligten Armeecorps. Beim Sturme auf das gleichnamige Dorf zerschmetterte ihm eine Kartätschenkugel den rechten Fuß, Erzherzog Karl beförderte ihn am 24. zum Feldmarschalllieutenant und am 17. Mai 1811 erkannte ihm das Ordenscapitel die höchste militärische Auszeichnung zu, den Maria-Theresia-Orden. (J. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresia-Orden, Wien 1857.)

Bei Beginn des Krieges vom Jahre 1812 war er wieder in Rußland und befand sich während der ersten Periode desselben im kaiserlichen Hauptquartiere. Nach der Schlacht von Borodino wurde er an die Spitze einer Abtheilung leichter Truppen gestellt, mit welcher er die nach Petersburg führende Straße zu beobachten hatte. Auf die Nachricht von der Räumung der Stadt Moskau durch die Franzosen, begab er sich am 22. October, die für einen Parlamentär vorgeschriebenen Formen nicht streng genug beachtend, um zu unterhandeln, dorthin und wurde in völkerrechtswidriger Weise von den Franzosen für ihren Gefangenen erklärt. Napoleon, vor welchen er gebracht wurde, wollte ihn als Deutschen, der gegen seine Landsleute gefochten, erschießen lassen, besann sich aber und befahl, ihn nach Metz abzuführen. Unterwegs befreiten ihn nach Monatsfrist zwischen Minsk und Wilna Tschernyschew's umherstreifende Kasaken (Oesterreichische militärische Zeitschrift, Wien 1842, 2. Heft).

W. erhielt nun das Commando des 2. Armeecorps, trug mit demselben am 13. Februar 1813 bei Kalisch einen leichten Sieg über das aus Sachsen und Franzosen bestehende schwache 7. Corps des Generals Reynier davon und befehligte das genannte Corps während der Befreiungskriege. Seiner Theilnahme an der Schlacht bei Groß-Görschen wird zum Vorwurfe gemacht, daß er das Gelände nicht sorgsam genug erkundet und daß er es nachher an der nöthigen Thatkraft habe fehlen lassen, indem er, obgleich er über eine zahlreiche Reiterei unter tüchtigen Führern verfügte, die französische Infanterie nicht angriff, welche ohne Cavallerie über die Ebene marschirte. Im zweiten Zeitabschnitte des Krieges in Deutschland gehörte er zur Nordarmee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden, sein Corps zählte nach Beendigung des Waffenstillstandes etwa 30 000 Mann. Anfangs August war er von Meseritz in der Gegend von Berlin eingetroffen. Seine Betheiligung am Kampfe war gering. Bei Groß-Beeren und bei Dennewitz ist er gar nicht zur Thätigkeit gekommen und nur am 19. October haben seine Truppen in der Schlacht von Leipzig einige Verwendung gefunden. Es fehlte ihm der Drang, dieselben an den Feind zu bringen, welcher

Bülow beseelte. Daher war er bei Bernadotte besser gelitten als dieser, wenig aber paßte er zu dem Feuergeiste, von dem Blücher's Hauptquartier durchdrungen war. Und mit diesem trat er im Feldzuge von 1814 in Berührung, er befehligte damals etwa 18000 Mann; die Einbußen, welche seine Truppen erlitten, kamen nicht auf Rechnung des Feindes.

Auf dem Marsche durch Holland und Belgien nach Frankreich hatte er sich nicht beeilt, erst Anfang März traf er auf dem dortigen Kriegsschauplatze ein. Am 2. jenes Monats stand er mit Bülow vor der Festung Soissons, welche capitulirte. Für den Kampf bei Craonne am 7. ward ihm, den man für einen tüchtigen Reitergeneral hielt, der Befehl über 10000 Mann Cavallerie und 60 Geschütze übertragen, aber er that nichts und seine Unterlassungssünden brachten den ganzen Kriegsplan zum Scheitern. Hätte er der preußischen und nicht einer der verbündeten Armeen angehört, so würde es ihm übel ergangen sein. In der verlorenen Schlacht bei Laon am 10. befehligte er den rechten Flügel. Als am 22. in Blücher's Hauptquartiere zu Fismes der Entschluß gefaßt ward, auf Paris zu marschiren, wurde W. mit 8000 Pferden und 46 Geschützen entsandt, um über Epernay bei Arcis sur Aube Schwarzenberg die Hand zu reichen. Am 23. kam er in Sommepuis an. Am folgenden Tage bestimmte der Kaiser Alexander Schwarzenberg ebenfalls auf Paris zu marschiren, und W. erhielt nun den Befehl, mit möglichst viel Geräusch dem auf dem Wege nach dem Rheine begriffenen Napoleon zu folgen und alle Welt glauben zu machen, daß er für die Frankreich räumenden Monarchen Quartier zu bestellen und die Bahn zu ebenen habe. Die tüchtigsten Führer der russischen leichten Truppen standen unter seinem Befehle, dazu auch schlesische Landwehrreiter unter Major v. Falkenhausen. Am 25. war er in Saint-Dizier. Am 26. mußte er hier freilich, da er nur 800 Jäger bei sich hatte, den Paß freigeben, aber der Zweck war erreicht. Durch eigene Schuld langte der Kaiser zu spät vor Paris an. Wintzingerode's kriegerische Laufbahn war damit zu Ende. 1815 führte er nochmals ein Corps gegen Frankreich, kam aber nicht zum Schlagen. Nach der Heimkehr befehligte er zunächst das 2. Cavalleriecorps in Wolhynien, wo Schitomir seine Garnison war. Da er hier keine Gelegenheit hatte, seine Kinder unterrichten zu lassen, wurde er an die Spitze des 2. Armeecorps zuerst nach Grodno, dann nach Bialystok versetzt, starb aber schon am 17. Juni 1818 zu Wiesbaden, auf einem Spaziergange vom Schlage tödtlich getroffen. Seine beiden Söhne traten in das russische Heer.

Wintzingerode's Verhalten in den Jahren 1813 und 1814 steht in einem auffallenden Gegensatze zu der Erscheinung, welche sein Thatendrang und sein Auftreten im Felde früher geboten hatten. Die einstige Unternehmungslust und der frische Kampfesmuth waren einer schwerfälligen Unentschlossenheit gewichen. Alle, welche während der Befreiungskriege mit ihm in Berührung kamen, stimmen in ihrer ungünstigen Beurtheilung seiner Leistungen überein. Gneisenau geht darin wol zu weit, wenn er sagt: „Es geht nicht an, Bülow unter Wintzingerode zu stellen, einen General von so wenig Entschlossenheit und selbst vielleicht wenig gutem Willen" (Gneisenau's Leben von H. Delbrück, IV, 154), aber er hat recht mit dem Ausspruche, „W. war nicht der Mann, ungewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden" (a. a. O. IV, 106). Müffling nennt ihn in seinen Denkwürdigkeiten (S. 105) bequem und eigenwillig, einen Opponenten und Pfiffiologen ohne Energie.

E. v. Wintzingerode, Stammbaum der Familie Wintzingerode, mit biographischen Erläuterungen, Göttingen 1848 (mit Vorsicht zu gebrauchen).

B. Poten.

Wintzingerode: Heinrich Karl Friedrich Levin Graf W., einer der hervorragendsten Staatsmänner des Königs Wilhelm von Württemberg aus der

liberalen Anfangszeit der Regierung, ist als Sohn des Grafen Georg Ernst Levin W., am 10. October 1778 zu Kassel geboren. Er widmete sich nach kurzen militärischen Diensten dem Studium und fand 1802, nicht lange nachdem der Vater württembergischer Staatsminister geworden, als Attaché bei der herzoglichen Gesandtschaft in Regensburg Verwendung. Nach dem Reichsdeputationshauptschluß wurde er als Regierungsrath in das neuerworbene Ellwangen versetzt, bald darauf an die Regierung nach Stuttgart gezogen. Von hier aus erhielt er 1806 die Aufgabe, den Oehringer Kreis in Besitz zu nehmen und dessen Verwaltung einzurichten, 1807 wurde er als Kreishauptmann an die Spitze desselben gestellt. Seine Gewandtheit, sich den Absichten König Friedrich's anzubequemen und ihnen Geltung zu verschaffen, führte ihn 1808 auf den Posten des Gesandten in Karlsruhe, 1809 in München, 1810 in Paris. Hier blieb er, mit dem Rang eines Geheimraths bekleidet, bis zum Bruch seines Königs mit Napoleon und verstand es, sich dem Kaiser gefügig zu zeigen und doch der Würde seines Herrn möglichst wenig zu vergeben. Im Herbst 1813 erhielt er die Aufgabe, die Interessen Württembergs im Hauptquartier der Verbündeten zu vertreten. Nach dem Frieden wurde er nach Petersburg versetzt, wo er bis 1816 verblieb. Unterbrochen wurde seine Sendung durch die Rückkehr Napoleons, die ihn wieder in das Hauptquartier führte; er gab sich zusammen mit dem Kronprinzen Wilhelm alle Mühe, die Trennung des Elsasses von Frankreich durchzusetzen. Die Hauptthätigkeit Wintzingerode's beginnt nach der Thronbesteigung des ihm sehr gewogenen Wilhelm. 1816 als Gesandter nach Wien übergesiedelt, erhielt er den Auftrag, unter Anschluß an Oesterreich das Zusammenhalten der kleineren Staaten zu betreiben, um ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, in den Fragen der großen Politik dreinzureden. Ihm fiel auch die Aufgabe zu, den Wunsch seines Königs, die Einführung ständischer Verfassungen in allen deutschen Staaten durch den Bund in Wien zu vertreten. Da dieser Wunsch dem eigenen nicht entsprach, erweckte er freilich den Eindruck, als sei seine Absicht, die weitgehenden Einräumungen, die König Wilhelm seinem Lande machte, durch den Bund einschränken zu lassen. Am 17. Mai 1819 wurde ihm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Bei der unbeständigen Natur des Königs war es nicht leicht, das gute Einvernehmen mit den anderen Staaten, besonders den Großmächten, zu pflegen. Auf dem Ministercongreß in Wien (1820) gelang es ihm, die völlige Beiseiteschiebung des Bundes zu verhindern und diesem die Genehmigung der Schlußacte vorzubehalten. Als aber König Wilhelm durch die steigende Mißachtung der kleineren Staaten von Seiten der großen sich zu herausfordernden Schritten treiben ließ, sah sich W. in eine ihm widerwärtige Stellung versetzt. Er erklärte dem König rundweg, daß er, wenn die äußeren Beziehungen so leichtsinnig verscherzt würden, die Kosten nicht zu rechtfertigen wisse, welche man zur Unterhaltung des ganzen auswärtigen Departements dem Land auflege. Schon die überraschende Entdeckung, daß Wilhelm das Manuscript aus Süddeutschland (oben S. 210) eingegeben (1820), zeigte W., daß seine Stellung erschüttert sei. Er blieb, um die Annäherung an Oesterreich und Preußen wieder zu betreiben und suchte, als der Congreß zu Verona zusammentrat, das Mißtrauen des Königs zu zerstreuen, wenn er auch den Widerstand gegen wirkliche Uebergriffe für gerechtfertigt erklärte. Der König blieb bei seiner Abneigung, namentlich gegen Metternich. W. mußte sich dazu verstehen, eine Cirkularnote an die württembergischen Gesandten abgehen zu lassen, die eine scharfe Sprache gegen die bevormundenden Großmächte führte (2. Jan. 1823). Gegen Wintzingerode's Absicht kam dieselbe an die Oeffentlichkeit und führte zur Abberufung der Gesandten der Großmächte. Um sie zu versöhnen, entließ Wilhelm den freisinnigen Wangenheim von seinem Frankfurter Posten. W. merkte, daß ihm der König wegen des Verlaufes der

Dinge grollte und bat um seinen Abschied. Er erhielt ihn am 2. October 1823 mit der Zusage der Nachfolge Wangenheim's in Frankfurt. W., den auch höfische Eifersüchteleien gequält zu haben scheinen, fühlte sich verletzt und spottete in einem Pariser Blatte über die Großmannssucht seines Königs. Darüber erbittert, zog dieser sein Versprechen wegen des Frankfurter Postens zurück; nur durch die Rücksicht auf den verdienten Vater, der noch als Gesandter in württembergischen Diensten stand, ließ er sich bestimmen, ihm Titel und Ruhegehalt zu belassen. Verstimmt zog sich W. in das Privatleben zurück. Er starb am 15. September 1856 auf Schloß Bodenstein (im Regierungsbezirk Erfurt), ein vornehmer Mann, dessen politische Laufbahn dadurch ein jähes Ende genommen hatte, daß er mit den vorhandenen Machtmitteln rechnete und seinen dieselben außer Augen setzenden König im Stich ließ. Die Vorwürfe, daß er an Wangenheim treulos gehandelt und sich mit Metternich zu dessen Sturz verschworen habe, sind grundlos. Daß er aber im Herzen mit dem Liberalismus König Wilhelm's nicht übereinstimmte, beweist deutlich sein Vorschlag, an die Stelle der demokratisch verseuchten Hochschule eine Zwangsanstalt wie die frühere Karlsschule zu setzen.

Archivakten. — Wilko Graf Wintzingerode, Graf H. L. W., ein Württemberger Staatsmann (1866). Eugen Schneider.

Winzenburg: Grafen von W., ein rasch zu Bedeutung gekommenes, ebenso rasch verschwundenes niedersächsisches Geschlecht, das in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in die Reichsgeschichte eingreift. Es gipfelt in zwei Vertretern, des Namens Hermann, Vater und Sohn. — Hermann I. war geboren um 1083 auf der Burg Windberg in Baiern als der Sohn eines Grafen von Formbach und Windberg (Hermann oder dessen Vater Meginhard) und seiner Gemahlin Mathilde. War der Vater am unteren Inn, zwischen Inn und Enns und am linken Donauufer begütert, so gehörte die Mutter dem sächsischen Geschlechte der Grafen von Reinhausen an, welche, außer andern, auch in Thüringen, zerstreuten Besitzungen, im sächsischen Leinegau das Gaugrafenamt und die Hauptmasse ihrer Güter inne hatten. Beider Sohn, unser Hermann I. starb in den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts, wenn anders die bis auf Werneburg (Mitth. d. Ver. f. d. G. u. A. v. Erfurt Heft XI) allgemein in Geltung gewesene Ansicht als sei er 1122 gestorben wirklich auf einer Verwechslung mit seinem mütterlichen Oheim, Grafen Hermann III. von Reinhausen beruht. Da es sich voraussehen ließ, daß der junge Hermann I. von W. die Reinhäuser Güter einst erben werde, so mag der Knabe früh einem andern Oheim mütterlicherseits, dem Bischof Udo von Hildesheim zur Erziehung übergeben worden sein. Vielleicht finden wir ihn auf dem Hoftage Kaiser Heinrich's IV. zu Mainz im November 1099 zuerst urkundlich bezeugt (Urk. d. d. 9. Nov.). Um dieselbe Zeit, da der Jüngling ins öffentliche Leben eintrat ist wol die dem Stifte Hildesheim zustehende Winzenburg, gelegen im Hildesheimischen Kreise Alfeld zwischen dem Flecken Lamspringe und den Dörfern Groß- und Kleinfreden, in seinen Lehnsbesitz gekommen. Nach dieser Burg, die er übrigens nicht erbaut, sondern nur durch einen Theil Baierberg genannt, vergrößert hat, nennt sich Hermann künftig. Wenige Jahre später wird er unter den Freunden des jungen Königs Heinrich V. genannt, welche diesen schon im Sommer 1103 ungünstig beeinflußten. Besonders seit dem Februar 1104, als Graf Sighard von Burghausen, von Windberger Seite her entfernt mit Hermann von W. verwandt, zu Regensburg infolge der Schlaffheit des alten Kaisers ermordet worden war, und dann durch Theilnahme an dem Aufstande des Sohnes gegen den Vater mag das Verhältniß enger geworden sein. Jedenfalls erschien der von W. dem neuen König als ein sehr brauchbarer Mann, denn in der folgenden Zeit finden wir ihn oft mit wichtigen Gesandtschaften und Aemtern

betraut. Der Investiturstreit ruft ihn außer Landes. So ist er unter den Theilnehmern der erfolglosen Gesandtschaft an Papst Paschalis nach Châlons a. d. Marne (Sommer 1107). Nach 2 Jahren (Herbst 1109 bis Frühjahr 1110) wird er nach Rom gesandt um mit demselben Papst ebenso fruchtlos ein Einverständniß über die Kaiserkrönung zu suchen. Auch auf dem Römerzug des Königs, den dieser Mitte August 1110 antrat, erscheint Hermann von W. in wichtigem Augenblick handelnd: wir finden ihn unter den 12 Bürgen, die mit Schwur und Einsetzung der eigenen Person die Erfüllung der Zusagen Heinrich's für Aufgabe des Investiturrechts am Tage der Krönung und Sicherheit des Papstes gewährleisten. Freilich nachher vollzog Paschalis nicht mehr freien Willens, sondern im Zwange königlicher Gefangenschaft am 13. April die Krönung. Auch in weltlichen Sachen steht Hermann von W. damals noch stets auf Heinrich's Seite. Wie er im J. 1107 die Heerfahrt gegen Graf Robert II. von Flandern mitmacht, so im folgenden Jahre den Feldzug nach Ungarn. Vielleicht, doch ist dies sehr zweifelhaft, hat W. sogar nach 1112, zu der Zeit, als sich aus Anlaß des Weimar-Orlamündischen Erbschaftsstreites ein principieller Gegensatz zwischen dem Kaiser und einem Bunde sächsischer Fürsten (Erzbischof Adalbert von Mainz, Siegfried von Orlamünde, Lothar von Sachsen, Ludwig von Thüringen, Wieprecht d. Ae. von Groitsch) gebildet hatte, von Heinrich eine höhere Machtstellung in Thüringen eingeräumt erhalten, die ihn zur Führung des Titels „marchio“ berechtigte. Immerhin führt er diesen in Urkunden von 1112 bis 1114. Der Zweck einer solchen Stellung wäre dann wohl gewesen, das kaiserliche Interesse der Opposition gegenüber zu vertreten. Nun hören wir gerade von derartiger Thätigkeit Hermann's in den betreffenden Jahren gar nichts, im Gegentheil: er bleibt an des Kaisers Hofe, wie die von ihm bezeugten Kaiserurkunden beweisen, schließt sich 1114 dem geplanten Zuge gegen die aufständischen Friesen an, der durch die Erhebung der Kölner unmöglich gemacht wird, kehrt schließlich mit dem Kaiser nach Thüringen zurück, wo wir seinen Namen unter der Bestätigungsurkunde für Kloster Paulinzelle (Erfurt, 26. Aug. 1114) zum letzten Mal mit dem Markgrafentitel finden. Seit Ende des Jahres war zu der niemals beseitigten politischen Spannung ein neues Aufleben des Kirchenstreits gekommen: am 6. December hatte Cardinalbischof Kuno von Praeneste, veranlaßt durch Erzbischof Friedrich von Köln auf der Synode von Beauvais den Bann gegen den Kaiser und einige seiner Anhänger (auch Hermann von W.) ausgesprochen, den er im folgenden Jahre noch drei Mal wiederholte. Um so wunderbarer ist es, daß wir auch während des ganzen Reichskriegs von 1115 von Hermann sehr wenig erfahren. Daß der „comes Herimannus“, dem Heinrich die Burgen Falkenstein und Wallhausen anvertraut hatte, welche der Sachse Lothar im Herbst zerstört, unser W. sei, kann nur vermuthet werden. Nach dem hat Hermann einen Parteiwechsel vollzogen. Er mochte eingesehen haben, daß es bei der geringen Zahl der noch kaiserlich gesinnten sächsischen Fürsten für ihn von Tag zu Tag schwerer sein würde, sich auf Heinrich's Seite zu halten, kurz, er ging, während der Kaiser in Italien war, zu dessen Gegnern über. Seit 1116 operirten diese am Rhein gegen Friedrich von Schwaben, kaiserlichen Statthalter in Süddeutschland. Zuerst wird Hermann von W. hier im Sommer 1118 bei der Erstürmung von Oppenheim genannt. Als Preis für seinen Abfall von der kaiserlichen Partei scheint W. durch den Einfluß Herzog Lothar's die Erhebung seines Bruders Dietrich von W. auf den Bischofsstuhl zu Münster erhalten zu haben. Der rückkehrende Heinrich war zu schwach um mehr als einen Scheinfrieden mit den Unzufriedenen zu erzwingen (zu Goslar, 21. Januar 1120). Die Gegensätze waren nicht versöhnt. Dies zeigte Anfang 1121 die Vertreibung des Winzenburgers Dietrich aus Münster durch die kaiserlich

gesinnte Bürgerschaft und seine unter Plünderung und Einäscherung geschehene Wiedereinsetzung durch Hermann und Lothar (Dietrich von W. blieb dann im Amte bis zu seinem Tode am 28. Februar 1127). Beweis dafür ist endlich auch das erneute Aufeinanderprallen der feindlichen Geister nach dem Tode Markgraf Heinrich's d. J. von Eilenburg 1123. Da dieser ohne Kinder starb, waren zwei Marken erledigt worden, Meißen und die Ostmark mit der Lausitz. Beide Parteien stellten zur Wiederbesetzung dieser Marken ihre Candidaten auf, der Kaiser für Meißen Hermann von W., für die Lausitz Wiepredt von Groitsch, Lothar für Meißen Konrad von Wettin, für die Lausitz Albrecht (den Bären) von Ballenstedt. Wir sehen hier den ersten Versuch Heinrich's seinen ehemaligen Freund Hermann von W., dem inzwischen 1122 durch den Tod seines Oheims Hermann's III., des letzten Grafen von Reinhausen (s. o.) dessen Erbschaft zugefallen war, wieder an sich zu fesseln. Nur leider mißlang dieser Versuch völlig. Hermann von W. ist nie in den thatsächlichen Besitz der Mark Meißen gekommen, ebensowenig wie Wiepredt in den der Lausitz, beide unterlagen gegen Lothar's Candidaten. Nun hat es ohne Zweifel viel für sich, mit den letzten Bearbeitern der Winzenburger Geschichte, Werneburg und E. von Uslar-Gleichen anzunehmen, daß unser Hermann schon jetzt als Compensation für die durch die kaiserliche Belehnung mit Meißen erworbenen Ansprüche, die sich nicht erfüllen ließen, eine leitende Stellung in Thüringen mit dem Titel Landgraf erhalten habe, obgleich sich dafür keine Beweise beibringen lassen, da Hermann erst als Zeuge in der Königsurkunde Lothar's, Goslar den 13. Juni 1129, den Titel landgravius führt, und erst zum Jahre 1130 von der Erfurter Geschichtsschreibung „principalis comes“ genannt wird. Was die Natur dieses Amtes betrifft, so steht die Meinung von Waitz, es sei lediglich eine Vereinigung der nach dem Verfall der alten Gaugrafschaftsverfassung noch in den erledigten Gauen bestehenden Grafenrechte, insbesondere der Gerichtsbarkeit, gegenüber der von Schenk zu Schweinsberg, als ob es eine hauptsächlich im Interesse des Landfriedens neugeschaffene Einrichtung sei. Halten wir fest, daß die landgräfliche Würde des Winzenburger's noch von Heinrich V. stammte, und daß ihre Verleihung einen abermaligen Parteiwechsel bei Hermann von W. herbeigeführt haben mochte, so verstehen wir auch die unversöhnliche Feindschaft, wie sie augenscheinlich in den nächsten Jahren zwischen König Lothar und dem Grafen gewaltet und am Ende dessen Sturz herbeigeführt hat. Denn die Ermordung des Grafen Burchard d. Ae. von Loccum, eines Winzenburgischen Vasallen durch Hermann (1130) hat ihren Grund doch wol nicht hauptsächlich darin, daß dieser wider den Willen seines Lehnsherrn einen Burgbau unternommen habe (wie die Quellen berichten), sondern darin, daß Burchard zu Lothar in einem sehr nahen Verhältniß stand. Auch die für jene Zeitverhältnisse ungewöhnlich harte Strafe für den Mord zeigt, daß Lothar persönlich stark bei der Sache betheiligt war: zu Pfingsten (18. Mai) 1130 ward Hermann zu Quedlinburg durch ein Fürstengericht sämmtlicher Reichslehen und Würden für verlustig erklärt. Die Landgrafschaft ging bekanntlich an das Geschlecht Graf Ludwig's von Thüringen über. Ende December fällt die von Reichswegen belagerte Winzenburg. Sie wird dem Stifte Hildesheim zurückgegeben und zwar erst nach vollständiger Zerstörung. Hermann, trotz bedingungsloser Unterwerfung nicht begnadigt, verschwindet seitdem aus der Geschichte. Daß er etwa 1133 zum Befehlshaber von Segeberg in Holstein ernannt und 1137 oder 38 als solcher gestorben sei, ist nichts als eine auf Nachrichten der Slavenchronik des Helmold von einem „satelles Herimannus“ gestützte Vermuthung. Ueber seine Gemahlin weiß man nichts. Von seinen Kindern ist außer den Söhnen nur

eine Tochter sicher gestellt, welche Gemahlin des Grafen Udo von Freckleben, Markgrafen der Nordmark war.

Hermann II., Graf von W., der Sohn des Vorigen (gleich seinem Bruder Heinrich öfter von einer bei Göttingen gelegenen Mainzischen Burg „de Plesse" genannt, tritt in Gesellschaft seines andern Bruders Konrad zuerst 1123 als Junker („puer") in unsern Gesichtskreis. Zur Erkenntniß seiner Stellung unter König Lothar geben die Quellen sehr wenig, noch dazu unsicheren Anhalt, als Sohn eines mit dem starken Reichshaupt Verfeindeten und Geächteten wird er auch wohl kaum eine Rolle gespielt haben. Gleich im Jahre 1138 erscheint er auf der Seite König Konrad's III. und Albrecht's des Bären, des neubelehnten Herzogs von Sachsen gegen Heinrich den Stolzen, Lothar's Schwiegersohn. Die Reichsheerfahrt vom folgendeu Jahre, welche mit dem Waffenstillstand von Kreuzburg das Ansehn des Königs gewaltig schädigte, hat Hermann als „marchio" (vielleicht eine militärische Würde!) mitgemacht (Urk. Erzb. Adelbert's II. von Mainz d. d. Rusteberg den 23. Mai 1139, in derselben Urkunde und nachher öfter wird sein Bruder Heinrich „de Asleburg" genannt, was — nach Uslar-Gleichen — nicht etwa auf einen Besitz der Asselburg seitens der Winzenburger Brüder, sondern auf eine von Heinrich geführte Vormundschaft über verwandte Glieder des Geschlechts der Grafen von Assel deutet). Nach dem scheint sich unser Winzenburger der Welfenpartei genähert zu haben, aber unter dem Einfluß Erzbischof Markolf's von Mainz versöhnlich geworden zu sein. Wenigstens finden wir ihn auf dem zur Herstellung des Friedens berufenen Reichstag zu Frankfurt a. M. (Mai 1142), ja noch vorher in Würzburg im schönsten Einverständniß mit Konrad III. Ueberhaupt ist von dieser Zeit an der über dem Geschlecht liegende Bann völlig gebrochen. Bald vermählt sich Hermann von W. zum ersten Male mit Elisabeth von Oesterreich, Stiefschwester des Königs, die allerdings am 20. Mai 1143 schon stirbt. Bei dem Tode Siegfried's IV. von Bomeneburg, des letzten Nordheimer's (1144) kann er mit Erfolg dazu thun, dessen Besitz in seine Hand zu bekommen. Vor einiger Zeit schon hatte er wieder das väterliche Gaugrafenamt im Leinegau ausgeübt, jetzt gewann er zwar nicht die Bomeneburg selber, doch fast alles, was Siegfried vom Erzstift Mainz und dem Bisthum Hildesheim zu Lehen gehabt hatte, dazu die Vogteien über die Klöster Korvey und Gandersheim. Bedingung war nur, daß er die Abteien Nordheim — aus Siegfried's Erbschaft — und Reinhausen — aus der Reinhäuser Erbschaft — an die Mainzer Kirche übergebe. An Allodien kaufte er die Homburg und einige westfälische Besitzungen des Verstorbenen an sich. Bruder Heinrich heirathete die Wittwe Siegfried's, Richenza, starb aber schon 1146. Dem Landbesitz der Brüder entsprach ihre Stellung: wir finden sie auf dem Korveyer Hoftag 1145 und unter den Urtheilsfindern eines daselbst beschlossenen königlichen Schiedsgerichts in Sachen Heinrich's des Löwen, Hermann ferner hatte als Vogt des Klosters Antheil an der Wahl Wibald's von Stablo zum Abt von Korvey, gehörte indeß später zu dessen Gegnern. Bei Konrad's Kreuzzug (1147) war der Winzenburger nicht, dagegen hat er wol den unglücklichen Zug gegen die Wenden zu derselben Zeit mitgemacht. Seinen höchsten Wunsch, die Wiedererlangung der durch des Vaters Sturz aus der Familie gekommenen Winzenburg sollte er auch noch erfüllt sehen. Bisher hatte diese Sache eigenthümliche Schwierigkeiten gemacht, da naturgemäß die Hildesheimer Bischöfe wenig Neigung zeigten, eine Burg, deren Wiederaufbau auf Stiftskosten geschehen war, zurückzugeben. Ja es waren sogar verschiedene päpstliche Verbote der Veräußerung von ihnen ausgewirkt worden. Vergeblich hatten im J. 1143 die Brüder mit merklicher Absicht der Hildesheimer Kirche eine Landschenkung zur Stiftung eines Klosters in Derneburg gemacht, die Stiftung kam nie zu Stande und es blieb Alles beim Alten. Schon

gab Hermann die Stammburg verloren, er hatte sich an den Bau der Burg Schildberg bei Seesen, östlich der Winzenburg gemacht, um in ihr einen neuen stattlichen Geschlechtssitz zu finden, als es ihm im J. 1150 durch Vermittelung des Königs gelang den Bischof gegen Abtretung des Schlosses Homburg an die Hildesheimer Kirche umzustimmen. Seitdem konnte er sich mit Recht wieder „von W." nennen. Allmählig rückte er in die Reihe der reichsten und mächtigsten Reichsfürsten. Ihm hatte sich zu Allem noch die Aussicht auf das Erbe der Stader Grafen eröffnet, denn seine — zweite oder dritte — Gemahlin war Lutgardis, Tochter des Markgrafen Rudolf I. von Stade. Aber seine nie unterbrochene Theilnahme an allen politischen Dingen sollte zu nichts mehr führen: in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar 1152 ward er mit dieser seiner Gemahlin von eigenen Burgmannen und Angehörigen des Stifts Hildesheim auf der Winzenburg ermordet, sei es aus Privatrache, sei es auf Anstiften des Bischofs selbst, der die Burg gern wieder in seinem unmittelbaren Besitz gesehen hätte. War das Letztere der Fall, so hatte der Hildesheimer seinen Zweck erreicht: Graf Hermann besaß aus seinen Ehen nur drei Töchter, keinen Sohn, sein Bruder Heinrich war kinderlos gestorben und der einzige noch lebende Bruder Konrad war geistlich (ist vielleicht der Verfasser eines Theils des Paderborner Annalen). — Die Winzenburg fiel an Hildesheim zurück, die übrigen ausgedehnten Besitzungen des erloschenen Geschlechts kamen an Heinrich den Löwen, nachdem König Friedrich I. zu Würzburg (October 1152) zwischen ihm und Albrecht dem Bären — beide waren entfernt mit den W. verwandt — entschieden hatte.

Ueber die verwandten Grafenhäuser Formbach-Windberg, Reinhausen, Winzenburg, Assel vgl. E. v. Uslar-Gleichen, Geschichte der Grafen von Winzenburg, Hannover 1895. — Derselbe, Udo, Graf von Reinhausen, Bischof von Hildesheim, Hannover 1895. — Daselbst alle ältere Litteratur.

G. Lämmerhirt.

Winzerer: Kaspar W., hervorragender bairischer Kriegsmann, geboren entweder 1475 oder 1465, je nachdem wir einer im J. 1526 auf ihn geschlagenen Denkmünze, oder dem Grabstein glauben wollen. Sein Vater, Kaspar Winzerer II, Herr zu Sachsenkam, Pfleger in Tölz und Rentmeister in Straubing († 1515) wurde durch Herzog Albrecht IV. häufig zu Staatsgeschäften verwendet; der Großvater, Kaspar W. I war ebenfalls schon Pfleger von Tölz an der Isar und herzoglicher Rath. Unser Kaspar W. wurde anfänglich, laut seiner Resignationsurkunde auf eine Kirchenpfründe, für den geistlichen Stand bestimmt, widmete sich aber bald den ritterlichen Künsten. Die Theilnahme eines Kaspar W. an der Vertheidigung von Braunau im Landshuter Erbfolgekrieg 1504 mag sich vielleicht eher auf den gleichnamigen Vater beziehen. Dagegen war jener Kaspar W., den der römische König Maximilian nach dem Sieg über die Böhmen bei Schönberg in der Oberpfalz (11. September 1504) neben einer Anzahl fürstlicher Personen zum Ritter schlug (Fugger's Chronik Cgm. 900[b], fol. 45), vermuthlich der dritte dieses Namens, der nachher ständig mit dem Ehrentitel des „goldenen Ritters" (miles auratus) erscheint. Im J. 1517 durfte Kaspar W. III. sich mit Kaiser Max zu Wien im Turnier messen (Freydal). Beim Zug des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Wirtemberg (Frühjahr 1519) befehligte W. die bairischen Truppen; er schildert in einem Bericht die Einnahme von Göppingen, Weiler, Au und Teck und überschickt dann ein Verzeichniß von etwa 40 eroberten Städten und Flecken. Auch im zweiten Feldzug des Schwäbischen Bundes wider Ulrich (September und October 1519) finden wir Kaspar W. als „Oberen Hauptmann" des bairischen Fußvolks. Seine glänzendste Waffenthat geschah am 24. Hornung 1525, da er in der

Pavierschlacht als Anführer unter Jörg von Frundsberg den französischen König Franz I. gefangen nehmen half. Noch erhaltene, zum Theil durch W. selbst verfaßte Berichte an die Höfe von Oesterreich, Baiern und Brandenburg-Ansbach erzählen den nähern Verlauf dieses Kampfes. In einem Schreiben aus Italien, unmittelbar vor der Schlacht von Pavia, urtheilt W. — ähnlich seinem Freunde Jörg von Frundsberg — bitter über die päpstliche Politik, blieb aber doch weiterhin, gleich Frundsberg, der reformatorischen Bewegung ferne. Von Wälschland zurückgekehrt, mußte er kurz darauf wieder fortziehen in den Bauernkrieg. Herzog Wilhelm hatte den tapferen Pfleger von Tölz zum Hauptmann über den bairischen Landsturm gegenüber einem drohenden Einfall der Allgäuer und Tiroler Bauern ernannt. Einige Tage später berichteten die herzoglichen Commissäre, sie hätten von Tölz, dem Tölzer Landgericht, dem Isarwinkel und deren Hofmarken bis in die vierthalbhundert Mann zusammengebracht, die dann gar willig und gehorsam gewesen. W. dichtete damals, wie mir scheint, zur kriegerischen Anfeuerung und zum Lobe der treuen Tölzer und Isarwinkler sein „Liedlein von den Bauern im Isarwinkel" (cantiunculam de rusticis in angulo Isarae habitantibus). Leider ist dieses Lied, von dem uns der Humorist Michael Lindener gelegentlich Meldung thut, verloren gegangen. Vielleicht als Anerkennung für erfolgreiche Grenzhut schenkte Herzog Wilhelm im gleichen Jahre W. den „Wörth", die jetzige Roseninsel im Starnberger See.

Schon das nächste Jahr 1526 brachte eine neue ehrenvolle Aufgabe. Herzog Wilhelm sandte dem vom Türken schwer bedrängten Ungarnkönig Ludwig Hülfskräfte zu und stellte W. an ihre Spitze. Der bairische Succurs war, wie Finsterwalder (Germania princeps) sich ausdrückt, „ein auserlesenes Corps aus den bessern Truppen und Adel des Landes", vermochte aber freilich den Fall Ungarns durch die furchtbare Niederlage von Mohács (29. August 1526) nicht abzuwenden. Bei der Krönung Ferdinand's, des jüngeren Bruders Karl's V., zum König von Böhmen (Februar 1527) erschien W. als bairischer Abgesandter in Prag. Hier wurde er durch zwei Ritter des Ungarnkönigs Johann Zápolya aufgesucht und eingeladen, mit ihnen an den Hof nach Gran hinabzureiten, was er unter dem Vorwande, er wolle sein Pflegschloß Dürnstein an der Donau in Niederösterreich besuchen, heimlich that. In Gran schlug ihm König Johann vor, einen Zug gegen die Türken mitzumachen, nahm ihn als „erfahrenen Kriegsmann" mit einem Sold von tausend ungarischen Gulden in seinen Dienst, beglaubigte ihn aber zugleich als seinen Vertrauensmann bei den bairischen Herzogen Wilhelm und Ludwig. Winzerer's eigentliche Aufgabe war, das geheime Einverständniß zwischen beiden Herzogen und Zápolya, dem ungarischen Gegenkönig Ferdinand's, zu vermitteln und so der Machterweiterung Habsburgs entgegenzuarbeiten — eine bedenkliche Rolle für den deutschen Ritter, kaiserlichen Rath und Lehnsmann. Gleichwol dauerte diese Verbindung durch Winzerer's Person zwölf Jahre (1527—1539). Er hielt sich während dessen theils längere Zeiträume in Ofen und Großwardein, theils auf seiner väterlichen Burg Tölz auf; von diesen Orten aus schrieb er an die bairischen Herzoge zahlreiche Berichte und empfing dort ihre Weisungen. Der leicht erkannte wahre Zweck seines Verweilens in Ungarn hatte schon im ersten Jahr (1527) für W. die Folge, daß König Ferdinand ihm die erwähnte Pflege Dürnstein, sowie das Untermarschallamt des Hochstiftes Regensburg abnahm. Um einer Verhaftung in Oesterreich zu entgehen, zog W. 1534 von Ungarn, trotz des Podagras, das ihn plagte, auf dem Umweg durch Polen, die Mark Brandenburg und Hessen (wo er auch mit Landgraf Philipp zu verhandeln hatte) nach Baiern; ehe er hier anlangte, mußte er sich auf Befehl der Herzoge beim Sohn seines alten Waffengefährten Jörg von Frundsberg in Mindelheim verborgen halten. Schwerer jedoch, als Gefahren und Mühsale, mag er das Zweideutige seiner Stellung

empfunden haben. Ueberdies wurde er seinen eigenen Fürsten, deren Interessen er so lange aufopferungsvoll vertreten hatte, im Laufe der Zeit verdächtig. Nachdem W. schon 1531 vorübergehend in ihre Ungnade gefallen war, mußte er sie 1534 bitten, ihn „doch nicht ganz zu verlassen“ und als er 1535 nicht mehr nach Ungarn ziehen wollte, beschuldigte ihn Kanzler Leonhart von Eck eigennütziger Hinneigung zu Oesterreich und beantragte, W. in Haft zu nehmen und zu behalten. Dieser verantwortete sich und ging abermals nach Ofen. Als aber 1537 ein türkischer Ueberfall gegen das Reich zu erwarten war und der Sultan den Ungarnkönig zur Theilnahme hieran auffordern ließ, da bat W. die Herzoge um Erlaubniß, heimzuziehen. Sie möchten ansehen, daß er als ein alter getreuer Diener ihres Vaters übergeblieben sei, daß er Gefahren bestanden, wie Wenige, davon er bis auf diesen Tag gar keine Gnade von Seite der Herzoge erhalten habe bis auf ein kleines Amt (wol seine Pflege Tölz). Uebrigens habe er auch von K. Johann noch keinen Pfennig gehabt; er wolle nun von ihm seinen Abschied und die Bezahlung seiner Schuld verlangen. Es war ein Glück für W., als 1538 eine Versöhnung zwischen dem Reich und Baiern eintrat. Er kam infolgedessen aus des Kaisers Ungnade und erhielt die ihm früher entzogenen Lehen zurück. Sein letztes Schreiben aus Ungarn an die Herzoge ist vom 9. Aug. 1539 datirt.

Am 28. October 1542 beschloß W. sein wechselreiches Leben — einer Ueberlieferung zufolge in Brannenburg am Inn, das schon sein Vater besessen hatte. Die örtliche Sage will wissen, er habe daselbst mit Jörg Frundsberg auf dem „Badanger“ eine ritterliche Uebung angestellt, sei hiebei unter einer schlecht verwahrten Stelle des Harnisches verwundet worden und an den Folgen dieses Unfalls gestorben. Diese Erzählung hat aber schwerlich Grund, da Jörg Frundsberg’s († 1528) gleichnamiger Enkel damals (1542) erst 9 Jahre alt war. Ein Marmorgrabstein in der Pfarrkirche von Tölz zeigt W.s Bildniß in ganzer Figur, einen Feldherrenstab in der Rechten. Die lateinische Inschrift rühmt den Kriegshelden; W. verkehrte aber auch mit Männern der Kunst und Wissenschaft. Der berühmte Componist Ludwig Senfl widmete ihm eines seiner musikalischen Werke und der erste deutsche Uebersetzer Homers, Simon Schaidenreißer, genannt Minervius, seine Verdeutschung der Paradoxa Cicero’s, da W. ein „besonderer Liebhaber“ von dessen Schriften sei. Aventin hatte von W. eine Anzahl in Baiern gefundener Römermünzen zum Geschenk erhalten; er nennt ihn einen „Bewunderer und Förderer des Alterthums“. — W. war in erster Ehe mit Margareta von Höhenrain vermählt, in zweiter mit Ursula von Bubenhofen, von welcher er zwei Söhne hatte. Einer derselben, Wilhelm, fiel 1544 vor Carignano; der andere, Hans Kaspar, starb 1561 als Letzter des Stammes. — Als man in der Heimath Winzerer’s, zu Tölz, ein Denkmal für die Tapferen des jüngsten deutsch-französischen Krieges errichtete (1887), schmückte man es mit dem Standbild des „goldenen Ritters“.

Wiguleus Hundt, Stammenbuch III, 784. — Freydal, Turnierbuch, S. CI u. Tf. 176. — Jos. Bergmann, Medaillen I, 151—159 u. Tf. 11. — Anzeiger f. K. d. d. Vorzeit VI, 17—23; XV, 345—350. — Oberbair. Arch. IV, 97—99; V, 285—286; X, 166—172; XL, 1—50 u. 194—217. — Hormayr’s Taschenb. XXXIX, 247—265. — Jörg, Deutschland 1522—1526, S. 380—387. — Quellen u. Erört. z. b. u. d. Gesch. IV. — Ranke, Werke II, 389. — v. Liliencron, Hist. Volkslieder III, 434. — Goedeke u. Tittmann, Dtsch. Dichter d. 16. Jh. I, 275. — J. N. Sepp, Die Kriegsthaten d. Isarwinkler, Mch. 1874; ders., Leben Winzerer’s, M. 1887. — Riezler, Gesch. Baierns III, 596—597 u. 616—717; ders., Die treuen Bauern am Peißenberg, S. 746 und 770. — G. Westermayer, Chronik von Tölz, 1. Aufl. 1871, 2. Aufl. 1893.

August Hartmann.

Wipo bezeichnet sich selbst als Caplan König Konrad's II., bemerkt aber zugleich, daß Kränklichkeit ihn oft verhindert habe, dem Hoflager zu folgen. Seine Heimath war allem Anschein nach Burgund, und auf den Bischof von Lausanne beruft er sich als Gewährsmann. Bei Konrad's Königswahl ist er zugegen gewesen und hat uns eine anschauliche und berühmt gewordene Beschreibung davon hinterlassen; damit beginnt die Lebensbeschreibung des von ihm sehr verehrten Kaisers, welche er dessen Sohn Heinrich III. nach der Kaiserkrönung (1046) überreicht hat. Es ist seit Ludwig d. Frommen die erste Biographie nicht kirchlicher Art, einfach chronologisch geschrieben, aber mit Wärme und Lebhaftigkeit, und wenn er, was behauptet ist, schon Jahrbücher zu Grunde gelegt hat, so hat er doch durch seine ausführlichen Nachrichten ein ganz anderes Werk daraus gestaltet. Anschaulich und lebensvoll tritt uns daraus der kraftvolle, unermüdliche Herrscher und Kriegsmann entgegen, der des Reiches Macht und Einheit unerschütterlich aufrecht hielt; nicht ohne einige Schwächen, welche W. nicht verschweigt. Einen tieferen historischen Blick für die geschichtlichen Verhältnisse darf man freilich bei ihm nicht suchen. Er sammelte auch Materialien für die weitere Fortführung der Geschichte, und hoffte, daß ein Nachfolger sie für ein Leben Heinrich's III. verwenden würde, aber wir wissen nicht, was daraus geworden ist.

Besondere Vorliebe hatte W. für Dichtungen in metrischer und in rhythmischer Form, hervorragend ist in dieser sein Klagelied um Konrad's II. Tod. Für Heinrich III., an dessen Erziehung er wahrscheinlich Antheil gehabt hat, verfaßte er schon 1027 oder 1028 die vortrefflichen proverbia und Weihnachten 1041 überreichte er dem jungen König den Tetralogus in leoninischen Hexametern, in welchem das Lob des Königs sehr geschickt mit Ermahnungen verbunden ist. Dem Gesetz selbst legte er die Mahnung in den Mund, stets Recht und Gesetz als Grundlage des Thrones zu betrachten; bemerkenswerth ist außerdem besonders die Aufforderung, ein Gesetz zu erlassen, daß alle die Söhne der höheren Stände wissenschaftlichen Unterricht erhalten sollten, um später im Gericht die Rechtsbücher verstehen zu können. So hielten es die Italiener, nur bei den Deutschen galt es für schimpflich, etwas zu lernen, wenn man nicht Cleriker werden wollte. Noch andere Gedichte von W. sind uns nur durch Anführungen bekannt; seine Ostersequenz Victimae paschali laudes wird heute noch gesungen.

Wiponis Opera ed. Bresslau, Hannov. 1878. Uebers. d. Biogr. Konrad's II. von W. Pflüger, 2. A., bearb. von W. Wattenbach 1888. — Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen (1894) II, 11—16. — J. R. Dietrich, Die Geschichtsquellen des Kl. Reichenau bis z. Mitte des 11. Jahrh. (Gießen 1897) stellt neue Ansichten über Wipo's Verhältniß zu den Annalen und die Schicksale seiner gesammelten Nachrichten auf. Wattenbach.

Wippermann: Konrad W., aus der i. J. 1687 ausgestorbenen kathol. Linie der Familie von der Wipper, gen. Wippermann, war ein Sohn des Christian W., der von 1561 bis 1595 als einer der drei sog. „Lohnherrn" dem Bürgermeister der Stadt Wiedenbrück zur Seite stand, und der Anna geb. Kreutzkamp. W. that sich in einer Reihe von Familien- und Stadthändeln zu Wiedenbrück als praktischer Jurist so sehr hervor, daß er vom Bischof von Osnabrück, Philipp Sigismund von Wolfenbüttel, zur Entscheidung eines langjährigen lebhaften Schulstreits nach Osnabrück berufen und von der Osnabrücker Ritterschaft als Rechtsconsulent bestellt wurde. Diese Thätigkeit hatte seine Berufung als bischöflicher Syndikus in Hildesheim und sodann seine Berufung nach Paderborn zur Folge, wo er dem 1585 auf den Bischofsstuhl gelangten Dietrich von Fürstenberg als Kanzler und Vertrauter mit großem Eifer zur Seite stand in dem durch die Jesuiten herbeigeführten Kampfe gegen die Stadt und die Landstände des Stifts Paderborn behufs Wiedergewinnung dieses Landes für die römische Kirche. Nach dem Rathe und

der Anleitung Wippermann's, des engsten Verbündeten der Jesuiten, mischte sich der Bischof in die Streitigkeiten des patricischen Theils der Stadt Paderborn mit den dortigen Bauernschaften, zunächst durch Anmaßung der Einsetzung eines Gerichtshofs, dem auch W. angehörte. Nach Maßgabe eines am 8. Mai 1608 vom Bischof, W. und Genossen in Neuhaus insgeheim aufgestellten Plans wurde, unter Führung des Grafen Rietberg, gewaltsam vorgegangen, worauf der Streit mit der gänzlichen Niederlage der Stadt endete und der Gegenreformation in Norddeutschland ein breites Thor geöffnet wurde. Der Nachfolger des Bischofs Dietrich, Kurfürst Ferdinand von Baiern, behielt W. als Kanzler bei, der nun, bei des Bischofs fast ständiger Abwesenheit, eine noch freiere Stellung erhielt. Als im J. 1621 Herzog Christian von Braunschweig das Paderborner Land mit Heeresmacht überzog, wandte sich W. an den Grafen Simon zu Lippe um Hülfe, worauf dieser durch Gesandte den Herzog um Milde für Paderborn und um Schutz für W., das Haupt der Katholiken, bitten ließ. Nach heftigem, von W. unabläſſig geschürtem Widerstande wurde die Stadt eingenommen und W. ins Gefängniß geworfen, aus dem er, auf Ersuchen des Grafen zur Lippe, am 9. März 1622 entlassen wurde, worauf er sich zunächst nach Detmold wandte, den Rest seiner Tage jedoch in seiner Vaterstadt Wiedenbrück zubrachte, wo er am 5. Juni 1632 starb.

Stüve, Gesch. d. Hochstifts Osnabrück v. 1508—1623, Bd. 2 (Jena 1872). — Franz v. Löher, Gesch. d. Kampfes um Paderborn 1597—1604 (Berl. 1874). — Urkunden des Staatsarchivs zu Osnabrück. — Falkmann, Beitr z. Gesch. d. Fürstenth. Lippe (Lemgo 1856). — Weskamp, Hz. Christian v. Braunschw. u. d. Stifter Münster u. Paderborn 1618—1622 (Paderborn 1884). — Keiter, Der tolle Christian in Paderb. (Paderb. 1890). — Tageb. d. Kanzl. Konr. W. in d. Theodor.-Bibl. zu Paderb. — Familiennachrichten.

Wippermann.

Wippermann: Karl Wilhelm W., kurhessischer Staatsmann, geboren in Rinteln am 1. December 1800, † daselbst am 23. März 1857. Der eigentliche Name der Familie ist „von der Wipper"; ihr Ursprung wird in Strieder's Hess. Gelehrtengesch, Bd. 17 (Kassel 1819) auf die in Urkunden des 11. und 12 Jahrhunderts erwähnten Grafen de Wippra in den Gegenden des südlichen Harzes zurückgeführt; nach neueren Forschungen ist es jedoch wahrscheinlicher, daß die Familie, trotz jener schon im J. 1465 seitens der regierenden Grafen zur Lippe gebrauchten Bezeichnung, nicht zum Adel gehörte, sondern als ursprünglicher Besitzer eines Bauernhofes am oberen Laufe der Wupper, die hier Wipper genannt wird, um die Mitte des 15. Jahrhunderts nach den Handelsstädten Lemgo und Brakel bei Paderborn auswanderte. Nach zahlreichen Urkunden im Archiv der Familie und im Stadtarchiv von Lemgo waren Mitglieder der Familie in Lemgo Gografen und Bürgermeister, diese als eifrige Förderer der Reformation im Lippe'schen, welche überhaupt eine Scheidung der Familie nach der Confession herbeiführte. Der eine Theil wandte sich sofort der neuen Lehre zu und wurde infolge dessen hart verfolgt. — W., der evangelischen Linie angehörend, war der älteste Sohn des Professors der Rechte an der Universität Rinteln, Johann Georg Liborius W. († 1847) und der Dorothea Elisabeth geb. Stamm. Als nach Aufhebung der Universität Rinteln an deren Stelle ein Gymnasium hier errichtet wurde, war W. der erste Schüler, welcher aufgenommen ward. Nach dem Studium der Rechte in Marburg und Göttingen, wurde er 1821 zum Referendar, 1825 zum Anwalte beim Obergerichte zu Rinteln bestellt. Aber schon 1826 wählte ihn die Vaterstadt zum Stadtsecretär und im December 1831 zum Bürgermeister. Im October 1832 wählten ihn die Landbewohner des Schaumburger Weserbezirks zum Abgeordneten in den kurhessischen Landtag, dem

er bis zum Februar 1847 unausgesetzt angehörte, und in welchem er, neben Schwarzenberg, Eberhard (s. A. D. B. V, 564), Henkel (XI, 756) und Anderen, in langen, schweren Kämpfen die durch die Verfassung von 1831 erlangten Volksrechte gegen zahlreiche Versuche der Regierung des Kurprinzen-Mitregenten, nachher des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., die wesentlichsten Verfassungsbestimmungen illusorisch zu machen, unter dem Beifall der Bevölkerung vertheidigte. Diese Kämpfe sind im Einzelnen geschildert in Wippermann's Werk „Kurhessen seit den Freiheitskriegen" (Kassel 1850). Die 1835 auf ihn gefallene Wahl zum zweiten Bürgermeister von Kassel neben Schomburg (s. A. D. B. XXXII, 238), wurde wegen seiner oppositionellen Haltung im Landtage vom Minister Hassenpflug (s. A. D. B. XI, 1) nicht bestätigt; als sodann die Stadt Kassel ihn zum Stadtsecretär erwählte, wurde ihr von Hassenpflug, auf Grund einer eigenthümlichen Auslegung der Gemeindeordnung, das Recht hierzu bestritten, worauf die Stadt 1836 W. das Ehrenbürgerrecht verlieh. Ein über jene Frage entstandener Rechtsstreit fiel zu Gunsten der Stadt Kassel aus, sodaß W. 1838 die Stellung als Stadtsecretär antreten konnte. Auch die 1841, nach Schomburg's Tode, auf ihn gefallene Wahl zum Oberbürgermeister von Kassel erhielt nicht die landesherrliche Bestätigung. 1846 suchte ihn die Regierung sogar vom Landtage fern zu halten, indem sie seine Legitimation bestritt, weil er als Stadtbewohner nicht von einem ländlichen Bezirke gewählt werden könne. Da der Landtag die Entscheidung darüber absichtlich in die Länge zog, verzichtete W. 1847 auf die Wahl der Schaumburger. Sofort wählten ihn die Städte Gelnhausen, Wächtersbach, Bockenheim zu ihrem Vertreter; die Regierung ließ aber gegen ihn Anklage wegen seiner in der Frankfurter „Deutschen Zeitung" über die kurhessischen Zustände veröffentlichten Aufsätze erheben und bestritt ihm sodann als einem gerichtlich Angeschuldigten den Eintritt in die Ständeversammlung. Kurz vor dem Umschwung von 1848 wurde er von der Beleidigungsklage freigesprochen. In den Märztagen die populärste Persönlichkeit Kurhessens, erschien seine Berufung zur Regierung dem Landesherrn eben so selbstverständlich wie dem Volke. Der Kurfürst berief ihn in seine Nähe, versicherte ihm, daß er jetzt sein einziger Freund sei und bot ihm das Ministerium des Innern an; W. schlug jedoch seinen Freund und bisherigen Mitstreiter Eberhard für diese Stellung vor, um als dessen Referent die bevorstehenden gesetzgeberischen Vorarbeiten zu übernehmen; zugleich wurde er zum Landtagscommissar ernannt. Nachdem er früher den Germanistenversammlungen und 1846 den Besprechungen deutscher liberaler Abgeordneten über die deutschen Zustände auf v. Itzstein's (s. A. D. B. XIV, 149) Gute Hallgarten beigewohnt hatte, nahm er am 25. März 1848 im Auftrage der kurfürstlichen Regierung am Vorparlamente in Frankfurt a. M. theil, welches ihn in den 50-er Ausschuß wählte. Hier gehörte er zu denjenigen, die mäßigend auf die radicalen Elemente einwirkten; es trat dies u. A. hervor, als der Ausschuß ihn und Heckscher (s. A. D. B. XI, 215) mit der Untersuchung beauftragte, ob dem von der Leibwache des Kurfürsten auf die Bürger von Kassel unternommenen Angriffe reactionäre Gelüste zu Grunde lägen. Die Stellung als Vertreter Kurhessens in der Versammlung der 17 Männer des öffentlichen Vertrauens zur Entwerfung einer Reichsverfassung vermochte er nur kurze Zeit beizubehalten; eine größere Thätigkeit aber entwickelte er als Mitglied der 50-er in Verhandlungen mit jenen Vertrauensmännern und dem Revisionsausschusse des Bundestages hinsichtlich der Frage einer Bestellung von Triumvirn als provisorische deutsche Centralgewalt. Am 4. Mai 1848 nahm er bei den Verhandlungen der 50 über das v. Lepel'sche Promemoria Anlaß, auf die Bedeutung des Bundestags zur Erhaltung des rechtlichen Bodens der Reformbestrebungen hinzuweisen. In das deutsche Parlament von zwei kurhessischen Bezirken gewählt, nahm er

die Wahl für Schaumburg und Karlshafen an, wählte seinen Platz im linken Centrum und hielt sich zur Partei des Kasino. Auf seinen in den Clubs gemachten Vorschlag lenkte die Versammlung ihren Blick auf H. v. Gagern als Präsidenten. Im Plenum trat W. selten auf, dagegen entwickelte er eine rege Thätigkeit im Verfassungsausschusse, worüber das Nähere in Droysen's Werk „Verhandl. d. Verf.-Aussch. d. d. Nat.-Vers." niedergelegt ist. Im Juli 1848 war W. bereits vom bevorstehenden Niedergange der deutschen Bewegung überzeugt, und er widmete seine ganze Thätigkeit der gesetzlichen Befestigung der neu errungenen Freiheiten in Kurhessen, um die Verfassung gegen die voraussichtlich anrückende Reaction zu vertheidigen. Am 24. August 1848 erfolgte Wippermann's Ernennung zum provisorischen Vorstand des kurhessischen Finanzministeriums, woran sich am 14. September die Verleihung des Titels eines Staatsraths schloß. Trotz angestrengter amtlicher Thätigkeit wohnte er in wichtigeren Fragen den Verhandlungen der Nationalversammlung bei; bei der Berathung des Malmöer Waffenstillstands gehörte er zu der ihn verwerfenden Ausschußminderheit. Mit dem Wachsen der Aussichten auf allgemeine Reaction stiegen die Schwierigkeiten des Märzministeriums in den Verhandlungen mit dem Kurfürsten; am 10. August erhielt er mit seinen Amtsgenossen die erbetene Entlassung, trat jedoch mit ihnen nach Ausgleich des Zwiespalts wieder ins Amt. Zum Zwecke der Durchkreuzung der deutschen Reformpolitik Preußens in Interesse Oesterreichs erfolgte jedoch am 22. Februar 1850 die Entlassung aller Märzminister und Hassenpflug's Wiedereintritt in die Regierung. Am 3. März 1850 erwählte ihn die Ständeversammlung zum Mitgliede des Staatenhauses des von den Unionsregierungen nach Erfurt berufenen Parlaments; er zog jedoch die heimathliche Wahl in das Volkshaus vor, in welchem er für den preußischen Verfassungsentwurf eintrat und dem Verfassungsausschusse angehörte. Die Höchstbesteuerten des Kreises Eschwege wählten ihn in die Ständeversammlung; nach deren baldiger Auflösung wurde er vom Landwahlbezirke Rinteln in den Landtag gewählt, mit welchem Hassenpflug den verhängnißvollen Streit begann. Im November 1850 begab sich W. nach Berlin und bemühte sich vergebens, den preußischen Ministerpräsidenten v. Manteuffel von der Reise nach Olmütz abzuhalten. Am 21. October 1852 zur Regierungscommission nach Rinteln versetzt, widmete er sich hier, unter Ablehnung einer Wahl in das Oberappellationsgericht der freien Städte zu Lübeck, geschichtlichen Studien; er gab die „Regesta Schaumburgensia" (Kassel 1853) sowie das Obernkirchner Urkundenbuch (Rinteln 1855) heraus und verfaßte auf Anregung der Versammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher, die „Beschreibung des Bukki-Gaues" (Kassel 1858). — W. war in erster Ehe vermählt mit Freiin A. v. Westphalen aus dem Hause Heidelbeck, in zweiter mit P. Asbrand aus Kehl und hatte aus erster Ehe einen Sohn, den Unterzeichneten, aus zweiter drei Söhne und drei Töchter. Nach Wippermann's Tode brachten mehrere größere Zeitungen Nachrufe, darunter die „Hamburger Nachrichten" aus der Feder Gabr. Rießer's. Biogr. s. in Gerland's Forts. v. Strieder's Hess. Gel.-Gesch., Bd. 2 (Kassel 1868); Grenzboten 1850 („Die Staatsmänner Kurhessens"); Oetker, Lebenserinnerungen (Stuttgart 1877). Wippermann.

Wirer: Franz W. Ritter von Rettenbach, Hofrath und Leibarzt in Wien, wurde 1771 als Sohn eines Wundarztes zu Korneuburg in Niederösterreich geboren, studirte die Heilkunde seit 1787 in Wien, wo auch Stoll einer seiner Lehrer war, trat bereits während seiner Studienzeit in ein Militärspital an der Siebenbürger Grenze, erhielt 1789 die Direction eines Militärlazareths in der Walachei und 1791 den Auftrag, sämmtliche österreichische Kriegsgefangene aus Constantinopel abzuholen. Hierbei mußte er einen viermonatlichen Aufenthalt in Rustschuk nehmen und hatte Gelegenheit zahlreiche

Pestkranke zu behandeln. Nach beendigtem Türkenkriege diente er während des niederländischen Revolutionskrieges und später während des französischen Kriegs bis zum Friedensschluß von Campo Formio (1798) als Bataillonsarzt in der österreichischen Armee. Nach seiner Rückkehr in die Heimath nahm er seine Studien an der k. k. Josefsakademie wieder auf, erlangte 1799 die Würde eines Doctors der Chirurgie, 1800 die eines Doctors der Medicin und erwarb sich durch glückliche Curen eine glänzende Clientel in den höchsten und allerhöchsten Kreisen. Später trat er in den Lehrkörper der Wiener Universität und bekleidete 1836—37 sogar die Rectorswürde. 1838 wurde er in den österreichischen Ritterstand erhoben. W., der am 30. März 1844 starb, hat sich um die Hebung des Badeortes Ischl bedeutende Verdienste erworben, wo ihm auch nach seinem Tode ein Ehrendenkmal gesetzt wurde. Er errichtete hier die erste österreichische Soolbadeanstalt und mehrere andere Institutionen zu Curzwecken. Auch war W. als consultirender Arzt verschiedener Mitglieder des Kaiserhauses angestellt. In schriftstellerischer Beziehung sind von W. nur einige Badeschriften über Ischl bemerkenswerth, ferner eine Schrift über Impfung und Wiederimpfung. Die übrigen Arbeiten betreffen nur casuistische Journalmittheilungen und sind bedeutungslos.

Biogr. Lex. VI, 302. Pagel.

Wirsberg: Janko (Johannes) und Livin (Levin) von W., ketzerische Apokalyptiker. Von den einem angesehenen fränkischen Rittergeschlechte entsprossenen Brüdern begegnet Livin bereits 1427 als böhmischer Lehensträger, 1430 als Dienstmann des Markgrafen Friedrich I. von Brandenburg in dessen fränkischen Stammlanden; in den folgenden Jahrzehnten finden wir ihn im Egerlande begütert und als Herrn von Höflas (bei Kemnath, Oberpfalz). Um das Jahr 1466 trat Livin's Bruder, Janko, gleich Livin Laie und ohne tiefere wissenschaftliche Bildung, als Verbreiter apokalyptischer Lehren und Prophezeiungen hervor, als deren Urheber ein dem Kloster entflohener Mönch bezeichnet wird, und die in Livin einen begeisterten Anhänger fanden. Ueber den Inhalt jener Lehren, wegen deren sich Janko angeblich bereits seit zehn Jahren mit verschiedenen gelehrten Collegien in Verbindung gesetzt hatte, sind wir nur durch die von Janko's und Livin's erklärten Gegnern vorgebrachten Anklagen unterrichtet, die uns eine sichere Entscheidung über die kirchliche Stellung der beiden Brüder nicht ermöglichen. Feststehend scheint, daß sie unter dem Banne joachimitischer Vorstellungen von dem unmittelbar bevorstehenden Erscheinen eines Messias standen, der das dritte und letzte Testament verkündigen, seine Anhänger zu einem vollkommenen, spiritualen Verständniß der heiligen Schrift führen und an die Stelle der mit dem Antichrist identificirten, durch und durch verderbten, Papstkirche das in der Apokalypse verkündigte Gottesreich treten lassen würde. Jenem Messias, dem „unctus salvatoris", sollte ein Vorläufer in der Person eines „Johannes de Oriente" vorangehen, für welchen angeblich Janko v. W. selbst gelten wollte. Nachdem die göttlichen Strafgerichte vollzogen und ein furchtbares Blutbad unter den weltlichen und geistlichen Häuptern der Christenheit angerichtet worden — von der vorausgesagten Verfolgung des Clerus würden nur die vier Bettelorden ausgenommen bleiben — sollte im J. 1467 das neue Evangelium aller Welt verkündigt werden. — Für ihre Lehren machten die Schwärmer in der Umgebung von Eger und in der Stadt selbst energisch und, wie es heißt, mit Erfolg Propaganda, so daß Livin erklärte, sein Anhang, zu dem angeblich Prälaten und weltliche Große zählten, könne der Macht jedes Fürsten die Spitze bieten. Als Provocation erscheint es, wenn Janko seine „Bücher" im Frühjahr 1466 dem Provincial des Minoritenordens zu Freiberg zur Prüfung sendet, der in ihnen nicht weniger als 72 ketzerische Artikel fand

und Janko und seiner „Gesellschaft", falls sie bei ihren Irrlehren beharrten, den Feuertod in Aussicht stellte. Nachdem der päpstliche Legat, Bischof Rudolf von Lavant, am 11. Juni 1466 den Regensburger Bischof, Heinrich IV. von Absperg, auf das Umsichgreifen der Wirsberger Secte, namentlich unter den Angehörigen der Bettelorden, aufmerksam gemacht hatte, ließ dieser am 20. Juni zu Regensburg die Oberen der dortigen Mendicantenklöster über ihre Stellung zu den Wirsberger Irrlehren vernehmen; die Regensburger Bettelmönche sowol, als die von Regensburg aus denuncirten Egerer Minoriten wiesen den Verdacht einer Begünstigung jener Irrlehren mit Entschiedenheit zurück. Janko und Livin v. W., durch die für sie bedrohliche Wendung der Angelegenheit nicht eingeschüchtert, erhoben in Briefen, die sie an die Stadt Eger, König Georg von Böhmen und Bischof Heinrich von Regensburg richteten, wie in einem offenen Sendschreiben an die ganze Christenheit gegen die wider sie erhobenen Anklagen Einspruch und erboten sich, vor einem Gerichte, in dem neben Geistlichen und Gelehrten auch Fürsten und Reichsstädte vertreten seien, für ihre Lehren einzustehen. Auch die Stadt Eger, die mit den Wirsbergern freundliche Beziehungen unterhalten, und an die sich die Brüder wiederholt mit vertraulichen Mittheilungen in ihrer Angelegenheit gewandt hatten, gerieth in den Verdacht der Förderung der Wirsberger Sectirer, sodaß sie sich veranlaßt sah, in Ausschreiben, die sie an alle Reichsstände, ja sogar an den Papst aussandte, gegen solche Nachreden Verwahrung einzulegen. Um sich gegen die Fortdauer dieser Gerüchte zu sichern, wies ferner die Stadt die Wirsberger an, Eger künftig zu meiden; auch König Georg Podiebrad, der wenige Monate vorher die Egerer angehalten hatte, Livin gegen gewaltthätige Angriffe in Schutz zu nehmen, ließ sich von der geängstigten Stadt dazu bestimmen, im December 1466 Livin v. W. den Aufenthalt in Eger zu untersagen. Nachdem noch am 5. December 1466 die beiden Wirsberger zur Verantwortung vor das bischöfliche Gericht zu Regensburg vorgeladen worden waren, verschwindet der Name Janko's, des eigentlichen Urhebers der ketzerischen Bewegung, aus den uns erhaltenen Acten; ob er zu Anfang des Jahres 1467 gestorben oder flüchtig gegangen ist, muß dahingestellt bleiben. Livin, der der bischöflichen Vorladung trotzte, wurde auf Veranlassung des Pfalzgrafen Otto im Frühling 1467 festgenommen und im Mai dieses Jahres in Regensburg in Untersuchung gezogen. Vor die Wahl zwischen dem Feuertod und dem Widerruf seiner Lehren gestellt, hat der jedenfalls schon hochbetagte Schwärmer den Muth, für seine religiöse Ueberzeugung einzutreten, nicht gefunden; im Dome zu Regensburg leistete er feierlichen Widerruf, worauf er vom Inquisitionsgericht zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde. In der Haft auf dem bischöflichen Schlosse Hohenburg in der Oberpfalz schlug aber Livin das Gewissen; er wandte sich mit einer schriftlichen Vorstellung an den Bischof, in der er von neuem zu seinen früheren Ketzereien sich bekannte. Einem weiteren Einschreiten gegen Livin v. W. setzte sein zu Ende 1468 im Gefängniß erfolgter Tod ein Ziel. Seiner Wittwe und Kinder nahm sich Livin's Bruder, der Deutschordensritter Vincenz v. W., an, der bei seinen diesbezüglichen Verhandlungen mit den Egerern jeden Antheil an Livin's Ketzereien mit Entschiedenheit von sich wies. Ein anderes Glied der Wirsberger Familie, der brandenburgische Lehensträger Sebastian v. W., dagegen nahm Livin's Proceß zum Anlaß, um gegen den Bischof und die Stadt Regensburg eine Fehde zu eröffnen, die bis in den Sommer des Jahres 1469 fortdauerte. Die durch die beiden Wirsberger erregte religiöse Bewegung, die wol überhaupt nicht sehr tiefgehend gewesen ist, hat mit dem Tode Livin's ihr Ende gefunden.

Gemeiner, Regensburgische Chronik III, 393 f., 413 f., 451 ff. — Oefele, Rerum Boicar. scriptores I, 223, 538. — Archiv f. oesterr. Gesch. 39, 254,

280 ff. — Quellen z. bayer. u. deutschen Geschichte II, 111. — H. Gradl, Die Irrlehren der Wirsperger, in den Mittheilungen d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XIX, 270—279. — H. Haupt, Zur Geschichte des Joachimismus, in der Zeitschrift f. Kirchengeschichte VII (1885), 423 ff. — Janner, Geschichte d. Bischöfe v. Regensburg III, 564—571. — Analecta Franciscana (1887) Tom. II, 422—426. — Fontes rerum Austriacar., Abth. II, Bd. 42, 394, 470. — Schelhorn, Acta hist.-eccles. saec. XV, p. 67 (= Döllinger, Beiträge z. Sektengeschichte d. Mittelalters II, 625 f.).

Herman Haupt.

Wirsing: Rudolf W., Schauspieler, Sänger und Theaterdirector, geboren ca. 1824, stammte aus Dresden, wo sein Vater Hofarchivar und Geheimrath war. Er erhielt dem Stande seines Vaters entsprechend im Kloster Donndorf eine vornehme Erziehung und wandte sich nach Absolvirung seiner Gymnasialstudien nach Leipzig, wo er Jurisprudenz studiren sollte. Indessen sagte ihm die trockene Wissenschaft nicht zu, sondern er wünschte zum Militär überzugehen und Officier zu werden. Da jedoch sein Vater gegen diesen Plan Einspruch erhob, wurde er Schauspieler. Die näheren Umstände seines Berufswechsels sind aber nie bekannt geworden, da sich W. darüber ausschwieg. Er soll angeblich in Wien und Brünn als Baritonist aufgetreten sein. Später taucht er in Magdeburg auf, wo er als Concert- und Capellmeister am Stadttheater thätig war. Von dort aus wurde er vom 1. Januar 1849 an vom Stadtrath zu Leipzig zum Director des Leipziger Stadttheaters berufen, das unter seiner Leitung eine Glanzperiode erlebte, obwol es ihm namentlich im Anfang an den nöthigen Mitteln fehlte und er in die peinlichsten Vermögenscalamitäten gerieth, aus denen er sich nur mit den größten Anstrengungen herausarbeitete. Er hielt auf ein gutes und vollständiges Schauspiel- und Opernensemble und war einer der ersten Bühnenvorstände in Deutschland, welcher Wagner's „Tannhäuser" und „Lohengrin" aufführen ließ und sich der Stücke von Gutzkow und der Birch-Pfeiffer annahm. Eine besondere Vorliebe aber zeigte er für Gastspiele, die während seiner Leipziger Direction nicht abrissen. Unter anderen trat gleich im Anfang derselben, im September 1850, die berühmte Rachel mit einer französischen Gesellschaft in Leipzig auf. Nach sechzehnjähriger ersprießlicher Thätigkeit verließ W. im Jahre 1864 Leipzig, um die ihm angebotene Leitung des Deutschen Landestheaters in Prag zu übernehmen, dessen Reorganisation er mit großen Schwierigkeiten, aber auch mit entschiedenem Erfolg durchführte, wobei ihn Emil Claar als Oberregisseur wesentlich unterstützte. Er hob die Repertoireverhältnisse des Schauspiels, pflegte das classische deutsche Schauspiel und die Werke Shakespeare's und förderte die Arbeiten der zeitgenössischen Dichter, ohne die ausländische dramatische Production, namentlich die der Franzosen, zu vernachlässigen. Die gleichen Verdienste erwarb er sich um die Oper, die ihm besonders am Herzen lag. Man erkannte dies auch in Prag an und übertrug ihm nach Ablauf seines sechsjährigen Vertrags die Direction ohne Ausschreibung eines Wettbewerbs auf weitere sechs Jahre. Trotzdem erfolgte kurz vor Ablauf seiner zweiten Directionsperiode im J. 1875 ein ordnungsmäßiger Concurs, an dem sich W., vielleicht in der Erwartung, daß man ihm das Directionsscepter lassen würde, nicht betheiligte. Als jedoch Eduard Kreibig, der bisherige Director des Grazer Landestheaters gewählt wurde, mußte W. zurücktreten und verabschiedete sich am 9. April 1876 vom Publicum, das ihm lebhafte Ovationen bereitete. Er übernahm hierauf die artistische Direction des tschechischen Landestheaters in Prag, das durch schlechte Leitung heruntergekommen war, und wußte auch hier bessere Zustände herbeizuführen, obwol ihm als Deutschen viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Als dann im J. 1877 eine Eini-

gung der einzelnen tschechischen Theaterconsortien zu Stande kam, ließ sich W. auf die ihm angebotene Erneuerung seines Vertrages nicht ein, da er sich als Leiter der ersten Bühne einer Nation, deren Sprache er nicht verstand, in einer schiefen Lage befand. Er beabsichtigte nunmehr sich zur Ruhe zu setzen, änderte aber seinen Entschluß und bewarb sich um die Direction des Breslauer Stadttheaters, die er auch erhielt. Doch konnte er die Saison selbst nicht eröffnen, da ihn eine lange, schmerzliche Krankheit in Prag zurückhielt, wo er am 9. October 1878 in seiner Villa am Paradiesgarten im 64. Lebensjahre starb. „Ein künstlerisch denkender, vielerfahrener Bühnenleiter, der auf glänzende, in wechselnder Stellung errungene Erfolge zurückblicken konnte, war in ihm aus dem Leben geschieden". — W. hat sich auch als Schriftsteller versucht, indem er im J. 1862 ein dem König Johann von Sachsen gewidmetes Werk über das deutsche Theater herausgab, in dem er volles Verständniß für die Bedürfnisse der Bühne und geläuterte Kunstanschauungen an den Tag legte. (Vgl. Das deutsche Theater. Eine Darstellung der gegenwärtigen Theaterzustände nebst Andeutungen zu einer zweckmäßigen Reform und Bühnenleitung. Leipzig 1862.)

Vgl. E. Kneschke, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig. Leipzig 1864. S. 146—158. — Deutscher Bühnen-Almanach. Hrsg. von A. Entsch. Berlin 1879. XLIII, 166—169. — G. H. Müller, Das Stadttheater zu Leipzig. Leipzig 1887. S. 10—17. — O. Teuber, Geschichte des Prager Theaters. Prag 1888. III, 585—690.

H. A. Lier.

Wirsung: Christoph W., Arzt, wurde entweder im J. 1500 oder 1505 in Augsburg als Sohn des Kaufmanns und Buchdruckers Marcus W. geboren. In seiner Jugend lebte er einige Jahre in Venedig und lernte dort italienisch. Die erworbenen Sprachkenntnisse benutzte er, um den Roman von Calixt und Melibia, der in der Regel fälschlich als Tragödie bezeichnet wird, aus dem Italienischen ins Deutsche zu übersetzen. Das Buch wurde unter dem Titel: „Ain Hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden mentschen" u. s. w. im Jahre 1520 in Augsburg gedruckt und im J. 1534 neu aufgelegt. In dem gleichen Jahre vermählte sich W. in Augsburg mit Anna v. Furtenbach und prakticirte in seiner Vaterstadt, wo er auch als Geistlicher thätig gewesen sein soll. Im J. 1543 wurde er als Rathsherr dem aus vier Mitgliedern bestehenden Scholarchat als Gehülfe beigegeben. Später siedelte er nach Heidelberg über, wo seine Tochter Marie als Gattin des Augsburger Patriciers und kurfürstlich pfälzischen Kanzlers Christoph Ehem lebte. Hier verbrachte er seine Zeit in litterarischer Thätigkeit bis zu seinem im J. 1571 erfolgten Tod. Im J. 1568 gab er in Heidelberg sein dem Pfalzgrafen Friedrich gewidmetes „Artzney Buch, Darinn werden fast alle eußerliche und innerliche Glieder des Menschlichen leibs, mit jhrer gestalt, aigenschafft vnd würckung beschriben", heraus, das wiederholt nachgedruckt wurde und noch im J. 1619 zu Frankfurt a. M. in einer Neubearbeitung von Peter Uffenbach herauskam. Auch sonst war W. namentlich als Uebersetzer thätig, doch sind darüber noch keine eigentliche Untersuchungen sondern nur Vermuthungen aufgestellt worden.

A. Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte. Wien u. Leipzig 1888. VI, 303. — Zeitschrift des Historischen Vereins f. Schwaben u. Neuburg. Augsburg 1893. XX, 38—40. H. A. Lier.

Wirsung: Johann Georg W., über dessen Lebenszustände außerordentlich wenig aufzufinden ist, soll in Augsburg geboren sein, befand sich um 1640 in Padua als Arzt und vielleicht als Gehülfe des dortigen Professors der Anatomie, Chirurgie und Botanik Johann Vesling, eines gebornen Westfalen. Daselbst lernte er einen jungen deutschen Studenten, einen Neffen von Caspar Hofmann,

dem berühmten Altdorfer Professor, Namens Moriz Hofmann kennen, der sich eifrig mit Anatomie und Botanik und der Section von Menschen und Thieren beschäftigte. Dieser Moriz Hofmann fand nun im J. 1642 beim Truthahn den Ausführungsgang der Bauchspeicheldrüse (Pancreas), zeigte ihn seinem Freunde Wirsung und dieser sah sich dadurch veranlaßt, den Ductus pancreaticus beim Menschen zu suchen, was ihm auch gelang, so daß er ihn zu Anfang des folgenden Jahres öffentlich demonstriren konnte. Seitdem wird dieser Ductus auch D. Wirsungianus genannt. Von Wirsung's Leben ist weiter nichts bekannt, als daß er von einem dalmatinischen Arzte ermordet wurde.

Joh. Jac. Baierus, Biographiae professorum medicinae qui in Academia Altorfiana unquam vixerunt. Norimb. et Altorfii 1728 (in der Biographie von Moriz Hofmann, der daselbst später Professor war). — Biographie médicale T. VII. Paris 1825, p. 512. E. Gurlt.

Wirt: Wigand W., Dominicaner, c. 1500. Der Name wird von ihm selbst und den Zeitgenossen so geschrieben, wie er hier gegeben ist, von Späteren auch Wirth. Mit lateinischer Uebersetzung des Namens kommt er bei den Zeitgenossen auch als Fr. Wigandus Cauponis vor. Historisch interessant ist der Mann zwar nicht durch positive Leistungen von Werth, aber durch die Rolle, die er während einiger Jahre in der theologischen Controverse zwischen dem Franciscaner- und Dominicanerorden über die Lehre von der Conceptio immaculata gespielt hat und überhaupt durch seine Streitigkeiten, die ihn mit mehreren der berühmtesten Männer seiner Zeit in feindliche Berührung gebracht haben. Was wir von seinem Leben wissen, bezieht sich Alles auf diese Streitigkeiten und beschränkt sich, wie diese, auf den Zeitraum von 1494—1513. Von seinen persönlichen Lebensverhältnissen wissen wir nur, daß er Dominicaner zu Frankfurt a. M. und während der genannten Zeit Lector resp. Professor der Theologie in dem dortigen Kloster seines Ordens war. In die Oeffentlichkeit tritt sein Name zum erstenmal im J. 1494. In diesem Jahre hatte der bekannte Johannes Trithemius ein Buch De laudibus S. Annae erscheinen lassen, in dessen 7. Capitel er die Lehre von der unbefleckten Empfängniß vortrug, d. h. also die Lehre, daß die hl. Jungfrau Maria vom ersten Moment ihrer Empfängniß durch ihre Mutter von der Erbsünde frei gewesen sei. Daraus nahm W. Veranlassung, vom Standpunkte der entgegengesetzten Doctrin des Dominicanerordens, daß nämlich Maria wie jeder natürlich erzeugte Mensch mit der Erbsünde behaftet empfangen, und erst in einem späteren Moment von derselben gereinigt worden sei, polemisch gegen Trithemius aufzutreten, indem er unter dem Namen Frater Pensans-manus (d. h. Wieg-Hand, = Wigand) einen gegen dieses 7. Capitel gerichteten Brief an ihn schrieb und ihm diesen anonym zustellen ließ. Gedruckt ist dieser Brief nicht worden, auch nicht handschriftlich auf uns gekommen (oder wenigstens noch nicht wieder ans Licht gekommen), obwol er in den Kreisen der Freunde des Trithemius abschriftlich verbreitet worden zu sein scheint. Ueber den weiteren Verlauf erfahren wir durch Trithemius, daß er an den ihm noch unbekannten Gegner ein Antwortschreiben verfaßt und dieses durch einen geschickten Mann nach Frankfurt gesandt habe, der dort den Pensans-manus ausfindig machte und es ihm zustellte. Weiter habe er sich mit dem „Schwätzer" nicht mehr eingelassen. Dagegen nennt er eine Anzahl seiner Freunde, die den Streit durch polemische Briefe gegen den Frater Pensans-manus, also gegen das unter diesem Namen verfaßte Schreiben des W., fortgesetzt haben, unter diesen auch Jakob Wimpheling. Von einer Gegenantwort Wirt's gegen diese verschiedenen Repliken verlautet in der damaligen Litteratur nichts. Jedenfalls ließ W. im Verlaufe dieses Streites der Jahre 1494—1495 nichts gegen W. drucken. Auf Grund der vermuthungsweisen Angabe bei Quetif und Echard, der ihnen zwar äußerlich,

aber nicht nach seinem Inhalte bekannte „Dialogus apologeticus“ Wirt's (d. h. sein unten genauer zu besprechender „Dialogus apologeticus contra wesalianicam perfidiam“) könnte vielleicht in diesen Zusammenhang gehören und 1494 gedruckt sein (es wird jedoch beigefügt: „vel 1507“), hat sich indessen der Irrthum von einem thatsächlichen Vorhandensein eines solchen Drucks von 1494 in zahlreichen bibliographischen und litterarhistorischen Werken, fast überall, wo von W. die Rede ist, bis in die neueste Zeit fortgepflanzt. (Für den ausführlichen Nachweis der Grundlosigkeit dieser weitverbreiteten Annahme muß ich auf meine unten genannte Abhandlung verweisen.) Beigelegt wurde dieser Streit Wirt's mit Trithemius durch Vermittlung des Rectors der Universität Köln, Ulrich Kreitwys von Eßlingen, und der Doctoren der theologischen Facultät am 12. September 1495, unter den Bedingungen, daß Wigand widerrufen und dem Trithemius Abbitte leisten sollte, und daß die Beiden fernerhin nicht gegen einander schreiben sollten.

Ein neuer Streit, in den W. verwickelt wurde und der weitere Dimensionen annahm, brach im J. 1500 in Frankfurt aus, wo W., der am Dominicanerkloster predigte, und der Stadtpfarrer Konrad Hensel einander in ihren Predigten gegenseitig angriffen. Zu einem großen Scandal kam es, als W. einer Predigt des Letzteren persönlich anwohnte und ihn durch Zwischenrufe unterbrach. Auf Grund der constatirten Injurien Hensel's gegen den Dominicanerorden, die hauptsächlich zwei Punkte, einmal das Gerücht der Vergiftung des Kaisers Heinrich VII. durch einen Dominicaner, und sodann die Lehre der Dominicaner über die Empfängniß der hl. Jungfrau betrafen, erhob der Orden eine Klage gegen denselben. Der Proceß wurde in den Jahren 1501—1503 vor dem Gericht des Bischofs von Straßburg geführt, der den Kanonikus Thomas Wolf zum Richter bestellt hatte; Vertheidiger des Angeklagten war Sebastian Brant; der Proceß endete mit der Freisprechung Hensel's. Dieser unerwünschte Ausgang veranlaßte W., seinem Groll gegen Alle, die in dieser Sache sich als Gegner seines Ordens und seiner Person gezeigt hatten, in litterarischen Producten Luft zu machen. Zuerst betheiligte er sich an einer polemischen Schrift gegen Brant, die von mehreren Gegnern desselben 1502 vorbereitet wurde und 1503 zu Oppenheim unter dem Titel erschien: „Defensio Bullae Sixtinae sive Extravagantis Grave nimis . . . contra Sebastianum Brant et omnes suos complices in furibunda nave secum fluctuantes“. Veranlassung hatte Brant dazu gegeben durch ein 1498 gedrucktes Gedicht „pro virginalis conceptionis defensione“, das die Gegner der Lehre als „Maculistae“ leidenschaftlich angriff. Die Autoren der „Defensio“ berufen sich gegen Brant auf die im J. 1502 durch Alexander VI. erneuerte Bulle Sixtus IV. vom Jahre 1483, worin dieser beiden Parteien untersagte, sich gegenseitig in dieser Sache zu verketzern. Diese Sammelschrift enthält von W. das Gedicht: „Carmen Patheticum Fratris Wigandi ad insignem utriusque iuris doctorem honorandumque dominum Sebastianum Brant Civitatis Argentinensis Scribam conductitium amicum et praeconem Fratrum Ordinis Praedicatorum“. Quetif und Echard führen dieses selbe Gedicht Wirt's auf als „Tractatus . . . versibus elegiacis scriptus adversus Sebastianum Brant. Argentinae 1503.“ Daß dasselbe außer in jener Sammelschrift im gleichen Jahre auch in einem besonderen Druck erschien, wäre an sich nicht unmöglich; es ist mir jedoch kein Exemplar davon bekannt, und die Anführungen in bibliographischen Werken gehen alle nur auf Quetif und Echard zurück. In der Zeit zwischen dem Sommer 1503 und dem Sommer 1506, vielleicht dem Anfangstermin näher, erschien ebenfalls in Offenbach (ohne Angabe des Jahres) die zweite Schrift Wirt's: „Dialogus Apologeticus Fratris Wigandi Wirt sacrae Theologiae professoris contra wesalianicam perfidiam atque divi ordinis fratrum Praedicatorum perse-

cutores. Ac demum contra eos qui de conceptione immaculatissimae virginis Mariae male sentiunt studiosa exaratio in laudem eiusdem gloriosae virginis Mariae." Der Titel der Schrift ist daher genommen, daß W. seine Gegner als Anhänger des 1479 zu Mainz als Häretiker verurtheilten Johann Ruchrath von Wesel hinstellt, dessen Schüler K. Hensel thatsächlich gewesen war. Neben Hensel werden auch alle anderen Gegner Wirt's in dieser vom Geiste leidenschaftlicher Polemik eingegebenen Schrift behandelt und zum Theil mit den heftigsten persönlichen Injurien bedacht, besonders Sebastian Brant und der Franciscaner Johannes Spengler, daneben auch Thomas Wolf, Trebellius, nebenbei auch Jakob Wimpheling. Von der Veröffentlichung dieser Schrift erlebte W. nicht viele Freude. Im Sommer 1506 wurde dieselbe im Bisthum Mainz verboten. Einer von den hauptsächlich in der Schrift Angegriffenen aber, Johannes Spengler, verklagte W. in Rom. Inzwischen wurde, um dem durch diese Streitigkeiten geschädigten Ansehen des Dominicanerordens wieder aufzuhelfen, nach einem auf dem Provinzial-Capitel zu Wimpfen im J. 1506 gefaßten Beschluß der unglückselige Jetzer-Handel in Bern inscenirt, der auf diese Weise indirect mit den Streitigkeiten Wirt's in Verbindung steht, und der im J. 1509 das bekannte schmähliche Ende nahm. (Durch einen eigenthümlichen Irrthum gibt Jöcher, Gelehrten-Lexikon IV, 2020 f. an, W. selbst habe in Bern in der Sache mitgewirkt und sei „nebst seinen vier Gesellen 1509 verbrannt worden.") — Das Urtheil in der in Rom gegen W. anhängig gemachten Klage wurde am 22. October 1512 endlich gesprochen, dahin lautend, daß derselbe zur Wiederherstellung der Ehre der in seinem Dialogus apologeticus Angegriffenen einen öffentlichen und feierlichen Widerruf zu leisten habe. Diesen Widerruf leistete er, entsprechend seiner in Rom abgegebenen Erklärung, am 24. Februar 1513 in der Heiliggeistkirche in Heidelberg. Ueber sein Leben nach diesem Datum und über sein Todesjahr ist nichts mehr bekannt. Die Angabe der Epistolae obscurorum virorum, er sei der eigentliche Verfasser der 1514 von Johannes Pfefferkorn veröffentlichten „Sturm-Glock", verdient keinen Glauben.

Johannis Trithemii Chronicon Monasterii Sponheimensis, in dessen Opera historica, ed. Marquart Freher (Francofurti 1601), T. II, p. 405 s. — Desselben Catalogus illustrium virorum, Opera hist. T. I, p. 174—176 u. 182. — Bulaeus, Historia Universitatis Parisiensis, T. V (1670), p. 811. — Hartzheim, Prodromus historiae Universitatis Coloniensis (Colon. 1759), p. 10. — P. Magnoald Ziegelbauer, Historia rei literariae Ordinis S. Benedicti, P. III (Augustae Vind. et Herbipoli 1754), p. 262—264. (Ebenfalls über den Streit mit Trithemius). — (Thomas Murner), De quattuor haeresiarchis Ord. Praed. . . in civitate Bernensi combustis. Anno 1509. — Valerius Anshelm's Berner-Chronik (herausgeg. von Stierlin u. Wyß), Bd. III (Bern 1827), S. 371 ff. — J. H. Hottinger, Historia ecclesiastica, T. V (1655), p. 324 ss. — Quetif et Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum, T. II (1721), p. 13. — Fortgesetzte Sammlung von Alten und Neuen Theologischen Sachen (Fortsetzung der „Unschuldigen Nachrichten") auf das Jahr 1749, S. 814—823; auf das Jahr 1751, S. 593—606. — Silbernagel, Joh. Trithemius (Landshut 1868), S. 93—95. — Böcking in Ulr. Hutteni Operum Suppl. T. II (1869), p. 308—311; 508—511; 83. — Adam Walther Strobel in seiner Ausgabe von Brant's Narrenschiff (Quedlinburg u. Leipzig 1839), S. 22—29. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 24 (1872), S. 220. — Historisch-politische Blätter, Bd. 82 (1878), S. 466 bis 468. — G. E. Steitz, Der Streit über die unbefleckte Empfängniß der Maria zu Frankfurt a. M. im Jahre 1500 und sein Nachspiel in Bern 1509; im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. VI (1877),

S. 1—35. — Charles Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace (Paris 1879), T. I, p. 219—225, 269. — F. Lauchert, Der Dominicaner Wigand Wirt und seine Streitigkeiten; Historisches Jahrbuch 1897, S. 759—791.

Lauchert.

Wirtgen: Philipp W., Botaniker, geboren zu Neuwied am 4. September 1806, † zu Coblenz am 7. September 1870. Als Sohn eines unbemittelten Tischlers besuchte W. die Elementarschule seines Heimathortes und sollte nach deren Absolvirung das väterliche Handwerk ergreifen. Allein schon früh regte sich in dem begabten Knaben eine ausgesprochene Neigung zur Naturbeobachtung und eine Vorliebe für die Pflanzenwelt, zu deren Studium ihm die Unterweisung eines Apothekergehülfen in Morphologie und Systematik zu gute kam. Mit 14 Jahren sollte er bei seinem Vater in die Lehre treten. Es gelang aber dem Einflusse und der thätigen Hülfe des Kirchenrathes Meß, den jungen W. aus dieser ihm widerstrebenden Sphäre zu befreien, ihm eine Stelle als Präparanden an der evangelischen Elementarschule in Neuwied zu verschaffen und ihm damit die Lehrerlaufbahn zu eröffnen. Zeitlebens gedachte W. in pietätvoller Dankbarkeit seines Wohlthäters, der den für sein Leben entscheidenden Schritt herbeigeführt hatte. Nach drei Jahren bestand er am Seminar seiner Vaterstadt das Lehrerexamen und wurde im Frühjahr 1824 an der Elementarschule in Remagen angestellt. Noch in demselben Jahre trat er in eine günstigere Stelle zu Winnigen a. d. Mosel ein, von wo er nach siebenjähriger Thätigkeit nach Coblenz in die zweite Lehrerstelle der evangelischen Elementarschule berufen wurde. Im J. 1835 kam er an die ebendaselbst neu errichtete evangelische höhere Stadtschule. In dieser Wirksamkeit verblieb er bis zum Tode. Zwei Mal winkte ihm die Aussicht, einen freieren Standpunkt für die Pflege seines wissenschaftlichen Lieblingsfaches, der Botanik, wofür er unausgesetzt thätig war, zu gewinnen. Durch rege Correspondenz über botanische Fragen, sowie durch fleißige Benutzung des botanischen Gartens in Bonn war W. den dortigen Professoren Friedrich Nees v. Esenbeck und Goldfuß näher getreten. Beide Männer wünschten die strebsame Kraft für Bonn zu gewinnen und suchten zunächst ihn am botanischen Garten zu beschäftigen. Wirtgen's Eltern aber erklärten sich gegen diesen Plan, und der Sohn fügte sich ihren Wünschen. Zehn Jahre später, 1833, bot ihm, dem in der wissenschaftlichen Welt bereits rühmlichst bekannt Gewordenen, der preußische Cultusminister v. Altenstein seine Hülfe an behufs Gewinnung einer angemessenen Stellung zunächst durch den Besuch einer Hochschule. Als sorgsamer Gatte und Vater konnte sich W. jedoch auch in diesem Falle nicht entschließen, sein zwar karges, aber sicheres Amt einer immerhin ungewissen Aussicht gegenüber aufzugeben, zumal der Vorstand der Coblenzer Schulgemeinde es ablehnte, ihm seine Stellung auf ein Jahr offen zu halten. So verblieb er denn in einer Lebensstellung, welche seinem rastlos vorwärts strebenden Geiste manche Schranken setzte und bei der Kärglichkeit der Mittel, die ihm zur Erhaltung seiner zahlreichen Familie zu Gebote stand, die Bitternisse des Lebens nicht ersparte. Dennoch waltete er mit musterhafter Treue seines Amtes, in welchem er viele Beweise von Liebe und Anhänglichkeit empfing. Auch sonst ist seinem wissenschaftlichen Wirken die Anerkennung nicht versagt geblieben. Die Universität Bonn verlieh ihm 1853 die Ehrenwürde eines Dr. phil. und eine große Reihe gelehrter Gesellschaften zählte ihn zum Mitgliede. A. v. Humboldt ehrte in ihm den unermüdlichen Sammler und suchte ihn in jeder Weise zu fördern und die angesehensten Naturforscher, darunter L. v. Buch, Alex. Braun, v. Dechen, Schulz-Bipontinus lohnten sein redliches Streben mit ihrer Freundschaft. Durch Vermittlung der deutschen Kaiserin Augusta, welche bei ihrem Aufenthalte in Coblenz den naturkundigen Lehrer wiederholt heranzog, wurden ihm zu einem Besuche

des Schwarzwalds und der internationalen Gartenbauausstellung in Hamburg, sowie von befreundeter Seite zu einer zweimaligen Reise nach den Alpen und Norditalien in den Jahren 1844 und 1851 die Mittel gewährt. Ein Herzschlag endete plötzlich das arbeitsreiche Leben Wirtgen's in einem Alter von 64 Jahren.

W. hat sich um die naturwissenschaftliche Erschließung der Rheinlande in Bezug auf Floristik, Pflanzengeographie und Bodenkunde nennenswerthe Verdienste erworben. Im J. 1833 veröffentlichte er zuerst in der Regensburger Bot. Zeitung ein Verzeichniß der zwischen Bingen und Bonn wild wachsenden Pflanzen, welcher Arbeit 1841 eine Flora des Regierungsbezirkes Coblenz folgte. In der richtigen Erkenntniß von der Abhängigkeit der Pflanzenwelt von der Bodenbeschaffenheit vertiefte er sich in das Studium der geognostischen und geologischen Verhältnisse der von ihm untersuchten Gegenden. Dabei dehnte er planmäßig seine Forschungen auf immer weitere Gebiete aus. Er zog, vom Coblenz-Neuwieder Becken ausgehend, allmählich Eifel, Hundsrück, Westerwald, und zuletzt den Taunus in den Bereich seiner Untersuchung. Als Ergebnisse derselben erschien außer zahlreichen kleineren Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, eine Reihe größerer Werke. 1842 gab er im Auftrage des botanischen Vereins am Mittel- und Niederrhein unter Mithülfe von Bach, Bogenhard, Fingerhuth u. a. Botanikern einen Prodromus der Flora der preußischen Rheinlande heraus, worin die Phanerogamen des bezeichneten Gebietes behandelt werden. Eine speciellere Bearbeitung desselben Gegenstandes erschien, von ihm allein verfaßt, 1857 als „Flora der preußischen Rheinprovinz und der zunächst angrenzenden Gegenden", während den Abschluß seiner Studien über die rheinische Flora ein umfangreiches, auf 4 Bände bemessenes Werk bilden sollte, das auch seine Specialarbeiten über die Pflanzengattungen Rosa, Rubus, Verbascum, Mentha u. a. enthielt. Unter dem Titel: „Flora der preußischen Rheinlande, oder die Vegetation des rheinischen Schiefergebirges und des deutschen niederrheinischen Flachlandes" erschien noch im Todesjahre des Verfassers, 1870, der erste, die Thalamifloren umfassende Band. Das Werk gilt als mustergiltig in der floristischen Litteratur hinsichtlich der Reichhaltigkeit der Beobachtungen und der kritischen Sichtung des behandelten Materials. Zwischendurch schrieb W. noch kleinere Localfloren wie „Florula Bertricensis", 1849 publicirt in den Verhandl. des naturhistor. Vereins für Rheinland und Westfalen, als Ergänzung der schon 1847 veröffentlichten kleinen Schrift; „Das Bad Bertrich im Nasbachthale an der Mosel", wozu A. v. Humboldt die einleitenden Worte und H. v. Dechen eine geognostische Uebersicht schrieben. Sodann erschien 1857 eine „Rheinische Reiseflora" und 1865 eine Arbeit; „Ueber die Vegetation der hohen und der vulcanischen Eifel". Dem praktischen Bedürfniß trug W. Rechnung durch Herausgabe einer Reihe von Herbarien der ökonomisch-technischen Pflanzen Deutschlands, der Forst- und Holzgewächse, der Arzneipflanzen, der wichtigsten Giftpflanzen und der seltneren und weniger bekannten Pflanzen aus der Flora der Rheinprovinz. Diese Jahre hindurch fortgesetzten Sammmlungen, zweckmäßig ausgewählt und sorgfältig bestimmt, haben Wirtgen's Namen zumal auch im Auslande vortheilhaft bekannt gemacht, besonders auch zur Controlle gedient über bestimmte Pflanzengenera, wie Rubus und Mentha. Als Erläuterung zu jenen Pflanzengattungen schrieb er 1855 eine kleine Schrift: „Herbarium Mentharum rhenanarum". Den Zwecken des Unterrichts in der Botanik suchte W. ebenfalls zu dienen. Er veröffentlichte 1839 einen Leitfaden für den botanischen Unterricht an höheren Schulen, der nach 7 Jahren in einer zweiten Auflage erschienen ist und gab 1857—1860 eine „Anleitung zur landwirthschaftlichen und technischen Pflanzenkunde für Lehranstalten und zum Selbstunterricht" in 2 Cursen heraus. Endlich ist noch Wirtgen's rege Thätigkeit auf dem Gebiete

des wissenschaftlichen Vereinswesens hervorzuheben. Zusammen mit F. Nees v. Esenbeck gründete er 1834 den Botanischen Verein am Mittel- und Niederrhein, welcher sich 1841 zum Allgemeinen naturhistorischen Verein der preußischen Rheinlande und Westfalens erweiterte unter Oberleitung von H. v. Dechen, während W. bis an sein Lebensende das Directorium der botanischen Abtheilung desselben beibehielt. Auf der 1852 zu Wiesbaden tagenden Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, beschloß deren botanische Section auf Wirtgen's Antrag, die pflanzengeographischen Untersuchungen nach natürlichen Grenzen, insbesondere die Aufstellung der Floren nach Flußgebieten zu empfehlen. Zu diesem Zwecke constituirten sich die damals anwesenden rheinischen Botaniker zu einem Verein, dessen Leitung sie W. anvertrauten. In demselben Jahre gründete er in Coblenz einen naturhistorischen Localverein, in welchem er wie gleichfalls in dem von ihm schon früher ins Leben gerufenen landwirthschaftlichen Localverein, in dem Gewerbeverein und in dem zu Winnigen begründeten Winzerverein das treibende und fördernde Element war. Seine durch mühevolle Arbeit erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse war er stets bereit durch Vorträge wissenschaftlicher und populärer Art, sowie durch praktische Demonstrationen auch weiteren Kreisen zu gute kommen zu lassen.

Verhandl. des naturwiss. Vereins für Rheinland und Westfalen 1870. — Ph. Wirtgen, Notice nécrologique par F. Crépin. Extrait du Bulletin de la société royale de Botanique de Belgique 7. V. 1871. — Verhandl. der Schles. Gesellsch. für vaterländ. Cultur 1871. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Wirth: Franz Ulpian W., Techniker und Friedensagitator, wurde am 6. Juli 1826 als Sohn des unerschrockenen Volksmannes J. G. A. Wirth (s. u.) und um vier Jahre jüngerer Bruder des bekannten Nationalökonomen Max W. zu Baireuth geboren. Er ist unter den stärksten demokratischen Eindrücken im Elternhause aufgewachsen: gerade in seinen Kinderjahren war die eifrige politische Thätigkeit des Vaters am nachdrücklichsten, und W. war an dessen dadurch hervorgerufenen unfreiwilligen Wanderfahrten betheiligt, so daß er bis 1836 in München, Homburg i. d. Pfalz — von wo aus 1832 nicht er, sondern der 4½ Jahre ältere Max dem vom Vater mit inscenirten und geleiteten „Hambacher Fest" beiwohnte — und anderwärts mit der Familie wohnte und in mehreren dieser Städte, dann nach des in Hof internirten Vaters Flucht nach Frankreich 1836 in Nancy, endlich in Konstanz, wo des im Thurgau aufhältigen Vaters „Deutsche Volkshalle" erschien, die Schule mit vielfachen Störungen besuchte. Wie sein Bruder, studirte W. an der Heidelberger Universität, wo er zugleich begeistertes Mitglied der Burschenschaft („Franconia") ward, politische Tendenz und Wirksamkeit in dieser akademischen Richtung suchend, und setzte seine volkswirthschaftl. und techn. Studien am Polytechnikum zu München und an dem zu Hannover fort, wo er sich auch als Stenograph die Subsistenzmittel erwarb. Nach der Ingenieurprüfung zog es ihn vermöge seiner doppelseitigen Ausbildung zu dem damals eben aufblühenden Eisenbahnwesen; im bair. Staatsdienst, in dem er sofort Aufnahme gefunden hatte, kam er an das diesem unterstehende Telegraphenamt in Frankfurt a. M. Diese Stadt hatte mittlerweile noch den alten W., dessen Schwenkung mit dem constitutionell-monarchisch redigirten „Deutschen Nationalblatt", seit 1847 in Karlsruhe", er nicht gefolgt war, als Abgeordneten zum „Deutschen Parlament" und rasch im Sommer 1848 sterben sehen, und blieb fortan Wirth's dauernde Aufenthaltsstätte. In Gemeinschaft mit dem Bruder Max, der später erster Redacteur der „Frankfurter Zeitung" wurde, wandte er sich der Einführung patentirter Maschinen, namentlich solcher landwirthschaftlichen Zweckes, zu; beispielsweise importirten sie die erste amerikanische Dampffeuerspritze, die nach

Deutschland kam; sie blieb zunächst aber wol neben den Spritzen von Karl Metz zu Heidelberg im Hintertreffen. Im Jahre 1856 begründeten beide ein nationalökonomisch-technisches Wochenblatt, „Der Arbeitgeber", das trotz Max Wirth's endgültigen Wegzugs bis 1878 in Frankfurt a. M. forterschien, so daß die Redaction wesentlich auf Franz Wirth's Schultern lastete. Als die Patentschutzgesetzgebung auch formell verwirklicht wurde, verwandelte sich dies Fachjournal, dem schon regelmäßig eine eigene „Patent-Liste" angehängt gewesen war, mit einem Abschiedssatze (1879, 28. Juni, Nr. 1156, Sp. 16104) ohne Sang und Klang in „Der Patentanwalt. Archiv für Marken- und Musterschutz und Patentwesen und neue Erfindungen", der in vier Jahrgängen zunächst 1879—83 mit fortlaufend über 1000 Seiten als wichtiges Supplement des seit 1877 vom kaiserlichen Patentamte herausgegebenen, seit 1894 durch ein „Blatt für Patent-, Muster- und Zeichenwesen" ergänzten „Patentblatts" im eigenen Verlage Franz Wirth's herauskam. Engere Beziehungen bestanden zu der 1892 hervortretenden „Zeitschrift für gewerblichen Rechtsschutz. Archiv für Erfindungsrecht, für Marken-, Muster- und Firmenschutz. Organ des deutschen Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigenthums. Herausgegeben von Paul Schmid" (4 Bände 1892—95 in München, seitdem als „Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht" in Berlin erscheinend), mit der „Der Patentanwalt" 1893 gleichsam verschmolzen wurde. Schon 1875 hatte W. eine Schrift „Die Patent-Reform" veröffentlicht, die eingehendste Sachkenntniß bezeugte, desgleichen 1877 eine über „Schutz der Erfindungen". Ihr schloß sich 1883 das umfänglichere Werk „Die Reform der Patent-Gesetzgebung in der Neuzeit" an, auf historisch-kritischen Gesichtspunkten aufgebaut, worin nicht nur der allgemeine Fortschritt der Patentverhältnisse bis zum damaligen Stand, sondern auch deren specielle und internationale Entwicklung gründlich, doch ohne Breite dargelegt wird. Eifrig betheiligt hatte sich W. an der Schaffung eines Patentschutzes in seiner Eigenschaft als Mitglied der ersten Patent-Enquête, die das deutsche Reich zur Vorarbeit jener einberufen hatte; auch war er der Vertreter des Vereins deutscher Ingenieure bei der deutschen Section des Congresses für internationalen Schutz des gewerblich-geistigen Eigenthums. Sein eigenes Patentanwalt-Unternehmen (Wirth u. Co.) gelangte unter seiner zielbewußten Energie und dann seines Sohns Dr. Richard W. kräftiger Beihülfe zu hoher geschäftlicher Blüthe.

Dieser letztere, nun Stadtrath, löste ihn auch in der Wirksamkeit als Mann des Vertrauens seiner Mitbürger ab: 1886—92 hatte nämlich W. der Stadtverordnetenversammlung seiner zweiten Heimath angehört. Er, dem der demokratische Geist vom Vater her im Blute stak, saß bei der daselbst maßgebenden Fraction der „(süd)deutschen Volkspartei", und deren Führer, Leopold Sonnemann, forderte in der ersten Versammlung des Frankfurter „Demokratischen Vereins" nach Wirth's Hinscheiden — nach der Charakteristik „Kein Mann der politischen Kämpfe im eigentlichen Sinn des Wortes, hat W. doch stets treu zu seinen Idealen gehalten und auf seine Ziele hingewirkt" — „mit der Erinnerung an Wirth's vielseitige Thätigkeit für das Volk und Vaterland, zur Hebung der materiellen Interessen des Gewerbestandes und der Friedensbewegung, in der sein Verlust vorerst schwer zu ersetzen sein wird" zur üblichen Huldigung durch Aufstehen auf. Für die Friedensbewegung hat W. in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, namentlich seit dem Rücktritte von seinem Berufe, seine Zeit und Kraft mit wahrem Feuereifer eingesetzt. 1886 hatte er die erste und längere Zeit einzige dahinzielende Vereinigung auf deutschem Boden gegründet, und an diese Frankfurter, deren Vorsitzender er ward, lehnten sich allmählich an 40 Ortsgruppen, insbesondere in Süddeutschland, woher alle Fäden in seinen Fingern zusammenliefen, an, während auch nach dem Norden des Reiches und außerdem weit über dessen Grenzpfähle seine

Fühler und Antriebe reichten, wie er denn auf sämmtlichen Friedenscongressen für Deutschland als einer der Vicepräsidenten fungirte, dessen nationale Interessen — man vergleiche seine Schrift „L'Alsace et la France" (1895) — er nie außer Acht ließ. Auf seiner jährlichen Vortragstournée durch Deutschland agitirte er, anfänglich im Vaterlande ganz isolirt, bis zwei Monate vor dem Tode wacker für die humane Sache und gründete noch auf der letzten Rundreise, die ihn auch als Mitglied der internationalen Friedenscommission nach Bern rief, sechs Vereine, wie überhaupt mehr als die Hälfte aller deutschen Vereine in seiner Initiative wurzeln. Am 9. Mai 1897 fand zu Berlin der III. deutsche Delegirtentag statt, wo W. mehrere Vereine vertreten sollte und woselbst ihm als Senior auch eine leitende Rolle für den ersten internationalen Friedenscongreß auf deutscher Erde zugedacht wurde, der im September desselben Jahres nach Hamburg berufen war. Ein Influenza-Anfall hatte den rüstigen Einundsiebzigjährigen aufs Krankenlager geworfen, ein zu Beginn der zweiten Maiwoche hinzutretender Gehirnschlag lähmte die Sprache und die rechte Körperhälfte, und der sonst so Widerstandsfähige erlag in der Nacht vom 15. auf den 16. Mai, an einem Frühlingssonntagmorgen 1897 rasch, wie es dem unermüdlich in Leben und Schaffen mittendrin stehenden Feinde alles „Verliegens" und Sichergebens nur zu wünschen gewesen ist. Das Leichenbegängniß am 19., zahlreich besucht, gestaltete sich zu einer großartigen Ovation für den Veteranen des Friedens- und Freiheitsgedankens.

Wirth's hoher Idealismus, wie er eine sichere Stütze in werbender und sieghaft überzeugender Kraft und rednerischem Eindrucke fand, erschöpfte sich auf diesem einen Felde keineswegs. Kaum lassen sich die Wohlfahrtvereine und gemeinnützigen Einrichtungen, denen er als Mitschöpfer oder Mitarbeiter nahegestanden, lückenlos herzählen. So gehörte er zu den Gründern der Frankfurter Gewerbecasse, deren auf genossenschaftlicher Idee beruhende Nutzbarkeit er 1874 durch zeitgemäße Aenderung des Statuts mit einem, durchgefallenen, rationellen Vorschlage „durch Ermäßigung des Zinses die Dividende auf ein vernünftiges Maß herabzubringen", heben wollte, wie er in einem unmuthigen Referat des „Arbeitgeber" XIX, 11359 klagt, ferner der „Deutschen Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" und seit ihren Anfängen 1871 bis 1886, da ihn die Friedenssache in Beschlag nahm, Mitglied des Centralausschusses, 1878 bis 1886 außerdem Vorsitzender des Mittelrheinischen Verbandes der Gesellschaft, wie er noch am 6. und 7. Juni vor seinem Tode an deren Silberjubiläum theilnahm und so in ihrem Preßorgan „Der Bildungsverein" gerühmt werden durfte: „F. W. hat sein lebhaftes Interesse für alle Bildungsfragen jederzeit in hervorragendem Maße bekundet und seine Zeit und Kraft stets gern in den Dienst unserer Sache gestellt", und der Jahresbericht für 1896 um die Zeit von Wirth's Ableben seiner lobend gedachte. Sodann hat er in Frankfurt mitgegründet und mitgehalten den Arbeiterbildungsverein, den Turnverein, den Journalisten- und Schriftstellerverein, mehrere Gesangvereine, er war auch regsames Mitglied des „Freien Deutschen Hochstifts", des Alpenvereins, Ehrenvorsitzender des Schlittschuhclubs, ein eifriger Förderer der Bestrebungen für Schutz und Reinheit der deutschen Sprache und der Stenographie. Die meisten Frankfurter Localvereine, die sich einem dieser Ziele widmen, gaben seiner Leiche das Geleit und riefen ehrende Worte in die Gruft. Ein kundiger Nekrolog läßt sich, hübsch die frische, impulsive Eigenart Wirth's charakterisirend, wie folgt aus: „Wenn der alte Herr im Winter dem Eislauf huldigte und von seinen Schlittschuhfahrten auf dem Bodensee berichtete, wenn er sich als schneidiger Schwimmer erwies, wenn er in ausgedehnten Fußwanderungen die Alpen überschritt oder als Bergsteiger

(1878 bestieg er den Montblanc) noch im vorigen Jahre [1896] mit seinen zwei jüngsten Töchtern auf die Zugspitze ging, wenn bei geselligen Zusammenkünften sein weißes Haupt in dem Reigen der Tänzer wahrgenommen wurde, oder wenn er gar einige kunstvolle Jodler zum Besten gab, immer gewann man den Eindruck einer glücklich beanlagten und entwickelten Individualität".

Schmerzbedrückt und dabei doch über strenge Trauer durch den Gedanken an die edle, allbereite Kraftnatur hinweggehoben, die, leisestem Egoismus abhold, ihr Bestes für den Fortschritt der Brüder auf allen Feldern menschenwürdigen Strebens begeistert eingesetzt hat, umstanden die Vertreter vieler verwaisten Körperschaften humanitärer und volksthümlicher Richtung seine Bahre. Bedeutete doch Wirth's Abscheiden den Verlust eines Mannes, der nicht bloß bei jeglichem löblichen Werke sofort mit zuzugreifen und vor sichtbarem Erfolge nicht zu feiern pflegte, sondern der auch furchtlos immer im Vordergliede stand und ein schier unnachahmliches Muster von Energie und Treue im Dienste der Gesammtheit im Sinne des Philanthropismus gewährte. W. schwebte dabei, er, der hartgeschulte Mann des praktischen Lebens, nicht etwa in ultraidealistischen Phantasmen, vielmehr bewegten sich seine bezüglichen Gedanken auf völlig realpolitischem Boden, wofür das Selbstreferat seines, am 26. November 1894 in der „Section für Volkswirthschaft" des Frankfurter „Freien Deutschen Hochstifts" gehaltenen Vortrags „Die sociale Bedeutung der internationalen Friedensbestrebungen", abgedruckt in dessen „Berichten" N. F. XI (1895) S. 185—188, einen Musterbeleg darbietet. Sein knappes, ganz und gar phrasenloses Gemälde ersieht in Geschäftsstockung, Beeinträchtigung des Nationalwohlstands, Unterbindung der Production die Hauptschäden des Kriegs, für dessen Beseitigung er namentlich eine Erziehungsreform bei Klein und Groß mit starkem Accent auf dem Vorzug der Culturelemente vor Kriegsthat und Kriegsruhm verlangt, natürlich nur um gleichsam innerlich und systematisch die unmittelbaren Maßnahmen der, auf eine Revision des Völkerrechts und ständige Schiedsgerichte hinzielenden Friedenscongresse und ihre Organisationen dadurch zu ergänzen. Da hört man keinerlei Geflunker, W. gibt sich eher etwas ungelenk, aber gerad und wahr, ein Weltbürger und ein Volksmann und ein begeisterter Deutscher, wenn man zwischen seinen Worten liest; da hat man den ganzen Menschen. Und in demselben Lichte steht W. vor uns in einem seiner letzten gedruckten Ergüsse, in dem bei aller Satire begeistert-ernsten Referat über des österreichischen Hauptmanns Achilles Bauer militaristische „Kritik der Friedens-Bewegung", das nach dem Tode in der Monatsschrift „Die Waffen nieder" VI, 231 f. erschien.

Als Hauptbasis für die Daten diente, woraus auch obiges Citat, der anonyme Nekrolog i. d. „Frankfurter Zeitung" vom 17. Mai 1897 (Nr. 136), Abendbl. S. 2, der auch in den überschwänglichen Leitartikel H. A. F(ried)'s der, von diesem redigirten „Monatlichen Friedens-Correspondenz" IV Nr. 5/6, S. 1—3, eingefügt ist (nebst Bericht über das Leichenbegängniß). Daraus wieder gibt der Lebensabriß, der Heft 6 von Jhrgg. VI der Suttner'schen Monatsschrift „Die Waffen nieder" (S. 201 f.) eröffnet und „Die Redaction" unterzeichnet ist, einen lücken- und fehlerhaften Auszug. Die S. 529 genannte kurze Würdigung in der Zeitschrift „Der Bildungsverein" steht Bd. XXVII, Nr. 6, S. 75. Die angeführte Nummer der „Friedens-Correspondenz" enthält noch S. 1 ein kleines Porträt Wirth's, S. 3 ein warmes Sonett ‚Zum Andenken an Franz Wirth' „von einer ungenannten Friedensfreundin in Frankfurt a. M." und S. 7 einen „Aufruf an die Ortsgruppen der deutschen Friedensgesellschaft und an alle Friedensfreunde deutscher Zunge" von Graf H. von Bothmer, am Grabe des „Nestors" und „Begründers der Friedensbewegung in Deutschland", der, „jahrelang alleinstehend, unentwegt den Kampf für unsere Sache geführt hat, von den

meisten seiner Mitmenschen verkannt" (derselbe Wortlaut in „Die Waffen nieder" VII, 238). Der am 6. August 1897 auf der 24. Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins zu Klagenfurt von Johs. Emmer erstattete officielle Jahresbericht gedenkt im Todtenregister seiner als „ein treuer Freund unseres Vereins, der den Besuchern der Generalversammlung bestbekannte Franz Wirth aus Frankfurt a. M." (nach dem Abdrucke i. d. Münchn. Nst. Nachr. v. 9. Aug. Nr. 362, S. 3). — Von dem angezogenen Nachrufe Sonnemann's im Frankfurter „Demokratischen Verein" berichtet die „Frkftr. Ztg." 18. Mai, Nr. 137 (den Nachruf des Frankfurter Friedensvereins s. ebenda 2. Morgenbl. im Anzeigentheil), 3. Morgenbl. S. 2, dieselbe die am 30. Mai Nr. 149, 2. Morgenbl., ein Feuilleton Alex. Büchner's „Auf die Benediktenwand (Zur Erinnerung an Franz Wirth)" brachte, wo von einer verstiegenen lustigen Osterbergtour beider aus dem Jahre 1852 erzählt wird, als W. das Münchener Polytechnikum besuchte. Von dem VIII. Allgemeinen Friedenscongreß zu Hamburg, 1. öffentliche Versammlung am 12. August 1897, berichtet die Frkf. Ztg. 41. Jhrg. Nr. 223 (13. Aug.) Abendbl.: Der Präses des Deutschen Friedensvereins, Dr. Ad. Richter, „gedachte zunächst des Ablebens des um das Friedenswerk so sehr verdienten Franz Wirth, dessen energisches Eintreten für die Bewegung allen unvergeßlich bleiben werde". Die Angabe der Monatsschrift „Die Waffen nieder" VI, 233a „viele deutsche Blätter brachten warme Nachrufe an Franz Wirth" vermag ich nicht zu controlliren: außer dem der „Frkftr. Ztg." kam mir kein originaler vor Augen. O. Henne am Rhyn, Kulturgeschichte der jüngsten Zeit (1897), erwähnt im Capitel „Die Friedensbewegung" (S. 249—253) Wirth und seine agitatorische Thätigkeit seltsamerweise überhaupt nicht. Max Wirth lieferte mir für die Jugend einige Berichtigungen des Artikels der „Frkf. Ztg.". Ludwig Fränkel.

Wirth: Johann Georg August W., Politiker und Schriftsteller, wurde am 20. November 1798 als zweiter Sohn des Reichspoststallmeisters W. zu Hof in Baiern geboren. Schon am 3. December 1803 starb der Vater; doch sorgte die Mutter, eine Tochter des Pfarrers Gelbricht in Theuma im Voigtlande, mit größter Gewissenhaftigkeit für eine gute Ausbildung der hinterlassenen vier Kinder. Seit seinem vierten Jahre besuchte der Knabe die Bürgerschule und vom achten an das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann, als dieses 1811 aufgehoben wurde, nacheinander die zu Baireuth, zu Plauen und zu Nürnberg, dessen Vorstand damals Hegel war. Im Herbst 1816 bezog W. sodann die Universität Erlangen, um hier die Rechte zu studiren, und trat nach vollendetem Studium 1819 bei dem fürstlich Schönburgischen Patrimonialgericht Schwarzenbach a. d. Saale als Praktikant ein. Nachdem er noch an einigen anderen Aemtern prakticirt hatte, ging W. 1820 nach Hof zurück, vertiefte sich wieder in das Quellenstudium des römischen Rechts und promovirte in Halle. 1821 vermählte er sich mit einer Schwester seines früheren Gerichtsvorstandes, des Amtmanns Werner in Schwarzenbach, zog nach Breslau, um sich hier zu habilitiren, verließ aber die Stadt bald wieder und lebte nun bis 1823 allein von seinen schriftstellerischen Arbeiten, wandte sich dann aber wieder der Praxis zu und wurde Mitarbeiter des Sachwalters Keim in Baireuth. Je mehr er aber bei seiner Thätigkeit als Anwalt des Volkes in die Grundsätze der Verwaltung und den Geist der Rechtspflege eindrang, desto mehr sah er sich auch in seinen Erwartungen getäuscht; denn nach seiner Ansicht vom Staate sollten die obersten Leiter derselben nur nach der Wohlfahrt des ganzen Volkes streben; statt dessen trat ihm aber überall vornehmlich „ein System der Fiscalität" entgegen, das zu unendlichen Klagen der Rechtsuchenden führte. Da er meinte, er brauche nur die Regierung auf diese Zustände hinzuweisen, um dem Elend abzuhelfen, so

schilderte er in einer Schrift „Beiträge zur Revision der bürgerlichen Proceßgesetzgebung“ (1826) die Lage der Dinge in ihrem wahren Lichte. Die Ergebnißlosigkeit, ja Verhöhnung seiner edlen Absicht, setzte die erste Bitterkeit in ihm an und führte ihn dazu, sich näher mit der Geschichte und den Gesetzen des Bildungsganges des Volkes vertraut zu machen. Die Beschäftigung mit diesen Dingen und das Vertiefen in die sich immer weiter verbreitenden liberalen Ideen, drängten W. Ende des Jahres 1830 zum Aufgeben seiner Stellung bei Keim und zu dem Entschlusse, sich gänzlich dem Dienste der Volkssache zu widmen. Er gründete selbst eine Zeitschrift zur Verbreitung seiner freiheitlichen Gedanken, den „Kosmopolit“, der vom 1. Januar 1831 an wöchentlich zweimal in Baireuth erschien, es aber nur „auf sieben Abonnenten und auf sieben Nummern“ brachte; das letztere, weil W. sich der Verordnung vom 28. Januar 1831 nicht fügen wollte, wonach Zeitschriften auch in Ansehung der innern Staatsangelegenheiten der Censur unterworfen wurden.

Ende Februar zog W. nun nach München, um sich hier womöglich eine öffentliche Wirksamkeit zu verschaffen. Nach vergeblichen Bemühungen wieder selbst ein Blatt zu gründen, erhielt er von Cotta den Auftrag, die oberste Leitung der Zeitschrift „Das Inland“ zu übernehmen. Anfangs gemäßigt liberal, gerieth er bald in heftigste Opposition zur Regierung, deren halbofficielles Organ „Das Inland“ war, und wurde in mehrfache Zwistigkeiten mit der Censur verwickelt, so daß die Zeitschrift nach kurzem ihr Erscheinen einstellen mußte. Noch kräftiger aber trat W. in der „Deutschen Tribüne“ auf, die er seit 1. Juli 1831 in München herausgab, sowie in der Zeitschrift „Das liberale Deutschland“, die vom August bis December ebenda unter seiner Leitung erschien. Er wurde daher neuerdings von der Censur beschränkt und siedelte deshalb Anfang 1832 mit der „Deutschen Tribüne“ nach Homburg (Pfalz) über, wo das Blatt jedoch bereits im März desselben Jahres vom Bundestage verboten wurde, weil darin mit großem Nachdruck Nationaleinheit gefordert und zur Förderung der nationalen Sache Gründung eines vaterländischen Vereins für den Schutz der freien Erörterung durch die Presse gegenüber den Gewaltthätigkeiten der Regierungen empfohlen worden war. Es wurde auch ein Proceß gegen W. als Verfasser und Verbreiter dieses Aufsatzes angestrengt und ein Verhaftsbefehl wider ihn erlassen, nach vier Wochen aber die Haft wieder aufgehoben und vom Appellationsgericht zu Zweibrücken die Grundlosigkeit des Verfahrens anerkannt. Als dann die Ideen dieses Vereins von den Freunden der Sache in einer großen Volksversammlung zu Hambach weiter verbreitet werden sollten, nahm auch W. an dem „Nationalfest der Deutschen“ daselbst theil; er hielt eine von begeisterter Freiheits- und Vaterlandsliebe durchdrungene Rede, in der er auch die Zerfahrenheit der Opposition kritisirte und aus Zweckmäßigkeitsgründen vor einem Bunde mit den herrschenden Parteien Frankreichs warnte, deren Hülfe nur um den Preis des linken Rheinufers zu erlangen sein würde, aber unter solchen Umständen zu verwerfen sei, weil daraus nur ein neuer Zustand wie zu Zeiten des Rheinbundes und eine weitere Zerstückelung Deutschlands hervorgehen würde (vgl. hierüber seine Schrift „Das Nationalfest der Deutschen zu Hambach“ [Neustadt a. H. 1832]). Infolge dieses Auftretens wurde W. im Juni 1832 verhaftet und nach Zweibrücken gebracht, 1833 von dem Schwurgerichte zu Landau von der Anklage auf Hochverrath zwar freigesprochen, aber vom Zuchtpolizeigericht wegen Beleidigung in- und ausländischer Behörden im November zu zweijähriger Haft verurtheilt und im April 1834 in das Gefängniß zu Kaiserslautern gebracht, von wo er im December 1835 nach Passau in mildere Haft kam. Später erlaubte man ihm, unter polizeilicher Aufsicht in Hof zu leben. Am 30. December 1836 floh W. von hier, zuerst nach Weißenburg, dann nach Nancy; 1838 siedelte er nach Straßburg über und gab mit mehreren Freunden die Zeitschrift für Wissenschaft und

Kunst „Braga“ (in Heidelberg erscheinend) heraus. Im Herbst 1839 übernahm er die Redaction der von Vanotti in Constanz gegründeten Zeitschrift „Der Leuchtthurm“, die nun den Namen „Die deutsche Volkshalle“ erhielt, aber Ostern 1841 wieder einging. Als Thiers mit den Führern der Demokraten wegen einer Verbündung für den Fall eines Krieges Frankreichs gegen die Mächte unterhandeln wollte, forderte W. von Thiers einen Revers, daß Frankreich bei einer solchen Erhebung auf jeden Anspruch auf deutsches Territorium verzichte. Darauf wollte Thiers nicht eingehen; nun machte W. auf Frankreichs Absichten aufmerksam und begann eine heftige Opposition gegen den „National“ und den „Niederrheinischen Kurier“. Nachdem W. infolge eines Processes alle seine Habseligkeiten verloren hatte (1844), war er wie umgewandelt, wie auch seine „Geschichte der Deutschen“ (4 Bde. Stuttgart 1842—45; 2. Aufl. 1846—47) zeigt, in der sein früherer radicaler Standpunkt wenig hervortritt; immerhin ist das Werk ein sehr nützliches und brauchbares; es bietet nicht nur einfache Erzählung, sondern wirkliche Belehrung durch klare Schilderung der Zustände wie der Entwicklung des Neuen aus dem Vorhergehenden. Der Kauf eines Bauerngutes brachte ihm in den folgenden Jahren vielfache Sorge und materielle Noth, bis das Gut endlich gerichtlich verkauft wurde und W. 1847 völlig mittellos nach Deutschland zurückkehrte. Er ließ sich in Karlsruhe nieder und begann hier die Herausgabe des „Deutschen Nationalblattes“ in constitutionell-monarchischer Richtung, sowie eine Fortsetzung seiner deutschen Geschichte unter dem Titel „Die Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reiches bis auf unsere Tage“ (Karlsruhe 1847 fg.), die nach Wirth's Tode Wilhelm Zimmermann weiterführte. Damals schlug er einen Vergleich zwischen Fürsten und Volk vor (Kaiser nebst Staaten- und Volkshaus), was ihm viele Anfeindungen zuzog. 1848 aber wurde er plötzlich wieder ganz der alte. Bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung bemühte er sich um ein Mandat und wurde für Reuß-Schleiz-Lobenstein zum Abgeordneten gewählt, starb aber bereits am 26. Juli 1848 in Frankfurt.

Von Schriften Wirth's sind noch anzuführen: „Handbuch der Strafrechts-Wissenschaft und Strafgesetzgebung“ (Breslau 1823), „Die politische Reform Deutschlands“ (Straßb. 1832), „Die Rechte des deutschen Volkes. Eine Vertheidigungsrede vor den Assisen zu Landau“ (ebd. 1838), „Die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrh.“ (Bellevue i. Thurgau 1841), ein Werk, das er selbst als den Inbegriff aller seiner bisher gedruckten Schriften bezeichnet. Es enthält eine kritische Betrachtung des Staats- und Verfassungsrechts der Deutschen in seiner Entwicklung, sowie besonders eine Vergleichung der staatsrechtlichen, socialen und politischen Zustände, die zu der reformatorischen Bewegung im 16. und 19. Jahrhundert hindrängten. Als hauptsächlichste Ursache dieser unerquicklichen Zustände sieht W. in beiden Zeitaltern die Vernichtung der Reichsgewalt oder der Nationaleinheit an, deren Wiederherstellung das erste Hauptwerk jener Bewegungen sein sollte; er fordert deshalb auch einmüthiges Zusammenstehen des Volkes zum Kampfe gegen dessen Bedrücker und gegen die Anmaßungen Frankreichs dem zerstückelten Deutschland gegenüber. — 1844 veröffentlichte W. sodann „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben“ (bis zu seiner Uebersiedelung nach München im J. 1831 reichend), und nach seinem Tode erschien 1849 noch „Ein Wort an die deutsche Nation. Mit Randglossen von (seinem Sohne) M. Wirth“.

Nach einem mir von Herrn Director Max Wirth gütigst zur Verfügung gestellten Manuscript desselben. — Vgl. auch Neuer Nekrolog der Deutschen (für 1849). Max Mendheim.

Wirth: Johann Ulrich W., Philosoph, war geboren am 17. April 1810 zu Ditzingen, Oberamt Leonberg, und machte, nachdem er zuerst die Lateinschule

in Weinsberg besucht hatte, den gewöhnlichen Bildungscursus der württembergischen Theologen durch, d. h. war einige Jahre auf einem Seminar — dem zu Schönthal — und dann im evangelischen Stift zu Tübingen. Nach bestandener theologischer Prüfung war er eine Zeit lang Vicar in Weinsberg, dann Stadtpfarrer zu Kleingartach, bis er als erster Geistlicher nach Winnenden, Oberamt Waiblingen, berufen wurde. Er starb daselbst am 20. März 1859. Obgleich von Hegel zuerst angeregt, wie aus der Schrift: „Theorie des Somnambulismus oder des thierischen Magnetismus" (Leipzig u. Stuttgart 1836) hervorgeht, wandte er sich später mehr dem sogenannten speculativen Theismus zu, indem er Einwirkungen von Schleiermacher und von Schelling aus dessen letzter Periode erfuhr. Sein Hauptwerk: „System der speculativen Ethik", 2 Bde. (Heilbronn 1841, 42), zerfällt in die beiden Theile: reine Ethik und concrete Ethik, in denen die Dreitheilung noch gewahrt wird. Daß er in der ethischen Metaphysik die Erörterung des Guten voranstellt, ist schon aus dem Titel erklärlich. Den Schluß des Ganzen macht die absolute Sittlichkeit, deren drei Abschnitte die religiöse, intellectuelle und schöne Sittlichkeit bilden. Ist in diesem Werke der Einfluß Hegel's immer noch ersichtlich, so wendet er sich in seinem zweiten Hauptwerke: „Die speculative Idee Gottes" (Stuttgart 1845), so gut wie ganz von ihm ab und betrachtet ihn als den Vollender der Begriffsphilosophie, die ihre Mission vollbracht habe. Gott ist ihm hier die Quadruplicität der Substanzen: Wesen, Leben, Seele und Geist, und wird als selbstbewußt aufgefaßt. Das Werk, das größtentheils geschichtlich, in seinen systematischen Abschnitten voll tiefer Gedanken, aber zu speculativ gehalten ist, hat eine dauernde und tiefgehende Wirkung nicht ausgeübt. Eine Zeitschrift: „Philosophische Studien" begann W. 1851 herauszugeben, ließ das Unternehmen aber bald wieder fallen, wurde dagegen seit 1852 Mitredacteur der außer von ihm von J. H. Fichte und H. Ulrici herausgegebenen „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik", für die er eine Reihe von Aufsätzen schrieb. — W. ist auch Verfasser einer „Geschichte der Stadt Winnenden und der umliegenden Orte" (Winnenden 1850, 2. Aufl. 1880).

Joh. Ed. Erdmann, Grundr. d. Gesch. d. Philos., 4. Aufl., 1. Bd., S. 822–825. — Württemberg. Merkur, 1879, S. 1245. —e.

Wirtz: Johann W. (Wirtzius), ein schweizerischer Theologe, streng reformirter Richtung, † 1658. Er war geboren zu Zürich, that anfänglich Schuldienste, ward hierauf Inspector Alumnorum, dann Pfarrer in Winterthur, darauf Professor der Logik und Kanonikus am großen Münster zu Zürich, endlich 1651 Professor der Theologie. Er starb den 6. September 1658. Außer seinen Schriften und Abhandlungen hinterließ er Gedichte, durch die er sich den Ruf eines trefflichen Poeten verschafft haben soll. — Als Theologe hat er eine gewisse Bedeutung in der Vorgeschichte der synkretistischen Streitigkeiten, indem er eine gottesdienstliche Annäherung der Reformirten und Lutheraner gebilligt hat. Als es sich nämlich darum handelte, ob in Frankreich die Reformirten den Lutheranern gestatten sollten, in den reformirten Kirchen ihre Ehen einsegnen und ihre Kinder taufen zu lassen, ohne sie vorher ihre nicht-reformirten Lehren abschwören zu lassen, billigte W. den Beschluß der Synode zu Charenton vom Jahre 1631, der sich für die Zulassung der Lutheraner in der eben angeführten Weise aussprach, „weil die Kirchen der Augsburgischen Confession mit den übrigen reformirten Kirchen in den Fundamentalartikeln der wahren Religion einig seien, und weil in ihrem Gottesdienste kein Aberglaube und kein Götzendienst sei". Die Bereitwilligkeit zur Herbeiführung einer dogmatischen Union zwischen Reformirten und Lutheranern darf hieraus aber nicht geschlossen werden.

Schriften: „Predigten über Lucä XV sammt beygefügten Fest-Predigten" (Basel 1650); „Vindicatio libelli Bullingeriani, genannt: Anklage Gottes wider

die gemeine Eydgenoßschaft"; „Scriptum apologeticum contra Forerum S. J."; „Orationes"; „Disputationes synodales", z. B. Enucleatio Joh. XIV; De munere ecclesiastico ex I Cor. IV; De ecclesia ex I Tim. III, 15; Emblema theologicum ex apocalypsi; De invocatione religiosa; De iuramento; De communione sanctorum; De Christo unico N. T. pontifice; De oratione dominica; De apostolo Petro; De ementito in fidei dogmatibus romanae ecclesiae doctorum consensu; De bonis operibus; De figmento ignis purgatorii; De natura philosophiae; De eius definitione; De logica theologia regno non proscribenda; De causis; De praedicamentis; De testimonio divino; Ὁρισμολογία; De propositione propria et impropria; De sensuum testimonio; De coelo; De circulo logico; etc.

Vgl. Henning Witte, Diarium biographicum (1668), ad annum 1658, Sept. 6. — (Zedler) Universallexikon, Bd. 57, Sp. 1218. — Herzog-Plitt-Hauck, Realencyklopädie Bd. 15, Sp. 123. P. Tschackert.

Wirz: Johannes W., Porträt-, Historienmaler und Radirer, geboren am 25. November 1640 in Zürich, † daselbst 1710. W. war der Sohn eines Professors der Theologie. Infolge eines ihm in der Jugend zugestoßenen Unfalls wurde der Knabe einäugig, was nicht verhinderte, daß er sich frühzeitig der Kunst widmete. Seine Lehrer waren Konrad Meyer und Samuel Hoffmann. Von ihnen angeregt, malte W. Bildnisse, besonders solche geistlicher Herren und bekam Lust zum Componieren. Aber gerade als Componist gerieth der Künstler in Conflict mit der katholischen Partei seines Vaterlandes. Sein 1699 erschienenes Büchlein „Effigies justitiae et Torturae" gefiel dem Stande Appenzell nicht, die von W. bereits 1697 publicirte Serie „Romae animale exemplum" wurde confiscirt. Ueber das Leben des Meisters sind wir schlecht unterrichtet. Schon Joh. Casp. Füeßlin bemühte sich umsonst, es aufzuklären. Er weiß nur zu melden: „W. liebte die Einsamkeit, war immer tiefsinnig und mürrisch; er lebte auf einem kleinen Landgut, unweit der Stadt, auf seine sehr eigene Weise, und starb im J. 1709". Im Füßli'schen Künstlerlexikon ist als Todesjahr 1710 angegeben.

Eine gute Auswahl der Radierungen von W. besitzt die Sammlung des Künstlerguts in Zürich.

1. Bildniß des Joh. Conr. Koch „Joann. Conradus Kochius Ecclesiae Scafhusianae antistes ao. Chr. 16 aetat. Coccius, ecclesiae qui fercula dia paravit, aethereoque suas nectare pavit oves; nunc et in angelicis, coeli novus incola, mensis divino Christi pascitur intuitu. J. Wirz fecit". — 2. Holbein's Frau und ihre Kinder. Original im Basler Museum: „N. N. Viri incomparabilis, Johannis Holbeni Pictoris excellentissimi Conjux et Liberi. Ein tugentsam Weib ist ein edle gabe und wird dem gegeben der gott fôrchtet. Er sey reich oder arm, so ist ihm ein trost und macht in allzeit frölich. Syrach 26. Johannes Wirz aeri incidit. C. Meyer excudit". — 3. Holbein's Venus mit Amor. Original im Museum zu Basel. Von Nagler fälschlich Holbein's Frau getauft. Unterschrift: „Joh. Holbein pinxit. Johann Wirz aeri incidit. Conrad Meyer excudit". Fünf passende Sprüche aus der Bibel, aus denen hervorgeht, daß W. das Bildniß ganz richtig deutete: Deut. 23 V. 17; Syrach 19, V. 4, 5; Hebr. 13, V. 4; Jesaie 1; Jeremie 3. — 4. Lob der Liebe. Die Madonna mit dem Kinde. Bezeichnet: „De Lahire inv. Joh. Wirz fecit. Con. Meyer excudit. — 5. „Romae Animale Exemplum: In Apocalypsischen Figuren vnd Erklerungs-Besprechen vber dieselbigen fürgestelt". Mit dem Titel 43 Bl.; denn die sechs auf die Rückseite des ersten Blattes geklebten Holzschnitte gehören nicht zum Werke. Außerdem führt Nagler noch an: 6. J. H. Heidegger, Prof. der Theologie zu Zürich. — 7. „Effigies justitiae et Torturae", 1699. Nach W. stachen J. Bodmer und J. Meyer; letzterer das Bildniß von Prof. Joh. Casp. Wolphius.

Das Hauptwerk von Johannes Wirz sind die unter 5 aufgeführten Illustrationen zur Offenbarung des Evangelisten Johannes. Jedem Bilde gab der Illustrator erklärende Verse bei. Daß die römisch-katholische Kirche mit der Auffassung des Meisters nicht einverstanden sein konnte, ist begreiflich; denn W. wurde die Apokalypse, wie Michel Wolgemut und Albrecht Dürer im fünfzehnten Jahrhundert, zu einem Pamphlet. Nicht zu einem solchen gegen die antike Roma; sondern gegen das Papstthum, das, einem falschen Propheten gleich (Bl. 33), „Mit fröschen-g'schrey die welt faltsch lehrt". Verse wie diese (Bl. 35): „Pabst, menschen, thier; gäist, lumpen, bilder, brot; wein, öl, waß mehr, ehrt d'Römisch kirch als Gott", mußten höheren Ortes böses Blut machen und erklären zur Genüge, warum die Folge „Romae exemplum animale" dem Fiscus anheim fiel. W. war eben ein aggressiver Kopf, der nicht nur mit dem Worte, sondern auch mit geistreicher Nadel zu predigen verstand.

Joh. Caspar Füeßlin, Gesch. der besten Künstler in der Schweiz. Zürich 1769, I, 248 f. — Füßli, Künstler-Lexikon. Ausg. v. 1779. S. 714; v. 1811, I, 732; v. 1814, S. 6023. — Nagler, Künstler-Lex. XXI, 556.

Carl Brun.

Wisbeck: Georg W. (Wispeck), Ritter, bair. Feldhauptmann, † angeblich 1518, Sohn des Achatz W., Erbkammermeisters und Hauptmanns zu Salzburg, und der Luneta v. Gumppenberg, entstammte einem alten niederbairisch-salzburgischen Geschlecht, das vor Zeiten von einem im Salzburgischen gelegenen Gute den Namen Winkler geführt haben soll, wie auch sein Wappen einen rothen Winkel in weißem Felde aufweist. „Die Wispecken, lassen sich nicht gern schrecken" singt der Ehrenhold Holland in seinem Reimspruch auf den bairischen Adel. Sie waren salzburgische Erbkämmerer und salzburgische wie bairische Landstände. Georg's Gemahlin war Katharine Nothaft, die ihm einen Theil von Wernberg in die Ehe mitbrachte, während er den andern Theil dieser Herrschaft durch Kauf erwarb. Ein Streithandel mit dem Erzstift Salzburg führte W. so weit, daß er dem Stift Fehde ansagte; Herzog Georg vermittelte 1502 zu Moosburg ein Abkommen, laut dessen der Erzbischof an W. 7000 fl. auf einmal und auf seine Lebtage jährlich 400 fl. zahlte. Einige Jahre soll W. dem Könige Ladislaus von Polen gedient haben, dann durch Neider und falsche Ankläger vertrieben, an den Hof Albrecht's IV. nach München gegangen sein, wohin ihn jedoch die Anfeindungen verfolgt hätten. Im Landshuter Erbfolgestreit stand W., wie der niederbairische Adel fast ausnahmslos, auf der pfälzischen Seite, sei es nun, daß die Anhänglichkeit an des verstorbenen Landesfürsten Tochter Elisabeth oder die reichen Schätze, über die deren Gemahl, Pfalzgraf Ruprecht verfügte, hierin den Ausschlag gaben. Unter den Feldherren auf pfälzischer Seite hat keiner mehr Rührigkeit und Thatkraft entfaltet als W., in dessen Kriegführung freilich nach Sitte der Zeit das Ausplündern und Niederbrennen von Ortschaften fast die Hauptrolle spielte. Am 17. April 1504 rückten er und Hauptmann Rosenberg mit etwa 1000 Mann von der Trausnitz herab in die Stadt Landshut und eröffneten durch deren Besetzung die Feindseligkeiten. Von dort aus unternahm dann W. wiederholt verheerende Streif- und Eroberungszüge in die Lande Herzog Albrecht's. Auf dem ersten dieser Züge, den er am 19. April antrat, bemächtigte er sich der Städte Moosburg, Erding, Neuötting, Kraiburg und beschoß Braunau mit glühenden Kugeln. Ein zweiter, im Juni unternommener Streifzug ging über Moosburg durch die Holletau in den Donaugau. An 60 Ortschaften wurden auf diesem Zuge von Wispeck's Truppen eingeäschert, darunter Pfaffenhofen, wiewol diese Stadt vorher Brandschatzung gezahlt hatte. Am 13. Juli wurde W., der nun Ruprecht's oberster Hauptmann genannt wird, in dem Scharmützel vor Landshut ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Der bald

darauf in Albrecht's Lager gelangten Kundschaft, daß Ruprecht W. habe gefangen setzen lassen (Kölner 83), fehlt weitere Bestätigung und innere Glaubwürdigkeit, zumal da W. nach dem Tode dieses Fürsten den Kampf als Oberbefehlshaber der pfälzischen Streitkräfte unter der Fahne Elisabeth's fortsetzte. Im Sommer vereinigte er sich auf dem nördlichen Kriegsschauplatze mit den böhmischen Hülfstruppen, ward jedoch nicht in die Niederlage verwickelt, die K. Maximilian diesen bei Wenzenbach beibrachte, da er mit seinen 600 Reitern vorausgeeilt und den Verfolgern nach Amberg entkommen war. Auch nach Elisabeth's Tode setzte W. den Krieg und seine Raubzüge in die oberbairischen Landstriche unverdrossen fort. Er eroberte Vohburg und nahm in Geisenfeld mehrere Hauptleute Albrecht's, darunter Kaspar Winzerer und den Oberfeldherrn Grafen Andreas von Sonnenburg, gefangen. Am 9. August überrumpelte er das Städtchen Kufstein, belagerte dann das Schloß und bewog (13. August) den Pfleger Hans von Pienzenau zur Uebergabe. Ein wenig wahrscheinliches Gerücht will wissen, er habe denselben mit 30 000 fl. bestochen. Während dann der König Kufstein belagerte, unternahm W. am 11. October mit 1400 Reitern und 2000 Fußknechten von Landshut aus einen Zug auf Erding, Schwaben, Ebersberg und einen Angriff auf München, wobei alle auf dem Marsch berührten Ortschaften zuerst geplündert, dann niedergebrannt wurden. Vor München stellte er seine Artillerie auf dem rechten Isarufer beim Spital am Gasteig auf und eröffnete, 12. October um 1 Uhr Mittags, das Feuer auf die Stadt. Da sich die Beschießung bald als fruchtlos erwies, zogen die Pfälzer nach dem nahen Grünwald, plünderten dieses Jagdschloß und traten dann den Rückmarsch an, wobei noch ein Angriff auf Schwaben unternommen ward. Im December raffte W. noch einmal die letzten Kräfte der Partei zu einem Angriffstoße auf Vilshofen zusammen. Nachdem ein Versuch, die Stadt durch Ueberrumpelung zu gewinnen, gescheitert war, eröffnete er am 9. December mit etwa 6000 Mann eine regelmäßige Belagerung, aber nach heißen Kämpfen, nach drei abgeschlagenen Stürmen und nach dem Eintreffen von Ersatztruppen beim Gegner mußte er von der Stadt ablassen. Seinen böhmischen Landsknechten hatte er vor dem Sturm ihre Forderung bewilligt, daß in der Stadt Niemand verschont werden sollte, der über zehn Jahre alt wäre. Mit diesem verlustreichen und mißglückten Unternehmen war die Kraft der Pfälzer erschöpft, doch warf sich W., als in dem sogenannten „Kehrab" des Feldzugs Maximilian's Feldherr Reinbrecht von Reichenberg mit königlichen und bairischen Truppen das östliche Niederbaiern vom Feinde säuberte, diesem nochmals entgegen. Am 23. Januar 1505 stieß er bei Gangkofen auf den Gegner und hier kam es, als schon der Abend dämmerte, zum letzten Treffen auf dem bairischen Kriegsschauplatze. W. forderte den königlichen Hauptmann Georg von Seinsheim zum Zweikampf angesichts der beiden Heere heraus. Zuerst rannten sie mit den Speeren gegen einander, als diese zersplitterten, griffen sie zu den Schwertern, dann aber soll ein Knecht Wispeck's, seinem Herrn beispringend, Seinsheim erstochen haben. Nach Hund's Darstellung hätte W. Seinsheim vom Pferde gerannt, so daß er nur noch am Sattel hing, worauf dieser von einem Dritten erstochen und der Kampf allgemein geworden sei. In diesem schrieben sich beide Theile den Sieg zu. Der Ausgang des Krieges hatte für W. zunächst die Folge, daß seine Schlösser und Güter von den Siegern eingezogen wurden, doch erlangte er bald durch neuen oberpfälzischen Besitz Entschädigung für diese Verluste und Belohnung für die opferwilligen Dienste, die er der pfälzischen Sache geleistet hatte. Am 13. März 1515 treffen wir Georg W. zu Velburg noch in einem Schiedsgerichte auf Wernberg thätig; politisch und militärisch scheint er nach Beendigung des Krieges nicht mehr hervorgetreten zu [illegible] Er lebte damals auf seiner Herrschaft Velburg, deren

Lehensbesitz ihm Pfalzgraf Friedrich als Vormünder der jungen Neuburger Pfalzgrafen 1507 übertragen hatte (nach anderer Angabe soll er diese Herrschaft schon vom H. Georg dem Reichen zu Lehen erhalten haben, so daß des Pfalzgrafen Friedrich Uebergabs- und Verleihungsbrief nur als Lehenserneuerung aufzufassen wäre), und starb, im selben Jahre wie seine Gemahlin, 1518. Ein Streit, den er mit den benachbarten Herrn von Wolfstein hatte, ward durch einen für ihn günstigen Vergleich geschlichtet.

Hund, Bairisch Stammenbuch I, 372. — Die Quellen zur Gesch. d. Landshuter Erbfolgekriegs, bes. Kölner in Verhandl. d. hist. Ver. f. Niederbayern I; zerstreute Angaben in diesen Vereinsschriften, bes. XII, 191. — Ignaz Brunner, Beschreibg. des Schlosses und der Stadt Velburg (1818), S. 107—109 u. 148 f. — Würdinger, Kriegsgeschichte Baierns II. — Riezler, Gesch. Baierns, III. Riezler.

Wiser: Dr. David Friedrich W., eifriger Sammler namentlich von Schweizer Mineralien, welche er in sehr zahlreichen kleinen Aufsätzen, besonders in krystallographischer Beziehung ausführlich in dem „Neuen Jahrbuch f. Mineralogie u. s. w." beschrieb, z. B. „Oryktognostische Beobachtungen in den Alpen" (das. 1838); „Beiträge zur mineralogischen Kenntniß des Schweizerlandes" (das. 1839); ferner „Nachrichten über schweizerische Mineralien" (das. 1840 bis 1846); „Mineralien der Schweiz" (das. 1861—1868). W. war 1802 in Zürich geboren und lebte daselbst als Privatmann zurückgezogen, ganz seinen mineralogischen Forschungen zugewandt.

Poggendorff's Biog.-Litt. Handwb. II, 1342. v. Gümbel.

Wiser: Marian W., Benedictiner, † am 14. Februar 1723 (so Sattler; Kobolt und Baader geben den 6. Februar als Todestag an). W. trat in dem Kloster St. Veit in Niederbaiern in den Orden. 1673 wurde er nach Salzburg gesandt, um dort die höheren Studien zu vollenden, worauf er in seinem Kloster als Lehrer verwendet wurde. 1685 wurde er als Professor der Philosophie an die Universität Salzburg berufen, welches Lehramt er bis 1688 bekleidete. Im letzteren Jahre kehrte er in das Kloster St. Veit zurück, wo er zum Prior, und 1695 zum Abt gewählt wurde. Zwei Jahre vor seinem Tode resignirte er wegen Altersschwäche. — W. verfaßte als Professor in Salzburg: „Manipulus quaestionum philosophicarum" (Salisb. 1687); „Theses menstruae aliquot" (Salisb. 1686—88). Wol für den praktischen Gebrauch in seinem Kloster bestimmt war eine als handschriftlich vorhanden erwähnte „Instructio Novitiorum".

Historia Universitatis Salisburgensis (Bonndorf 1728), p. 387. — A. M. Kobolt, Baierisches Gelehrten-Lexikon (1795), S. 762. — Cl. A. Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller, Bd. II, 2 (1825), S. 236. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 56 (1888), S. 70. — Magnus Sattler, Collectaneen-Blätter zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Universität Salzburg (1890), S. 220 f. Lauchert.

Wiser: Thomas W., katholischer Theologe, geboren zu Straubing am 15. April 1810, † zu Regensburg am 6. August 1879. Er studirte seit 1832 an der Universität München. Am 18. December 1835 empfing er die Priesterweihe. 1837 wurde er Doctor der Theologie in München. Von Freising, wo er inzwischen als Gymnasialprofessor thätig war, wurde er am 6. Juli 1839 als Stiftsprediger am Collegiatstift St. Cajetan nach München berufen, wo er auch Ehrenkanonikus wurde. Von da siedelte er 1848 nach Regensburg über als Kanonikus des Collegiatstifts U. L. Frau zur alten Capelle, dessen Decan er später wurde. — W. redigirte in den Jahren 1845—49 die Zeitschrift „Sion". Unter seinen eignen Werken sind neben verschiedenen andern homiletischen Schriften zu nennen: „Vollständiges Lexikon für Prediger und Katecheten",

15 Bände (Regensburg 1843—1860); „Das Leben, Lehren und Wirken des Sohnes Gottes, in Betrachtungen auf der Kanzel nach den Evangelisten", 3 Bändchen (München 1842—45); „Die Bergpredigt Jesu Christi, des Sohnes Gottes. In Betrachtungen auf der Kanzel gegeben", 2 Bändchen (Regensburg 1846).

Katholische Kirchenzeitung, hrsg. von Hoeninghaus, 2. Jahrg. 1839, S. 631. Lauchert.

Wisimar: Vandalenkönig aus dem Geschlechte der Asdingen (c. 331—337), ward von dem Gotenkönig Gelerich (c. 330—340) angegriffen und an den Ufern des Marosch geschlagen und getödtet; sein Volk ward durch die Niederlage so wesentlich geschwächt, daß es die bisherigen Sitze in Dakien, die im Süden von der Donau, im Norden von den Hermunduren, im Westen von den Markomannen, im Osten von den Goten umgeben, an den Flüssen Marosch, Körös (Grisia, *Κρίσος*) und den nicht bestimmbaren Gilpil und Miliare sich hinzogen, wol eben wegen des Andrängens der Goten nicht mehr behaupten konnte, sondern sich von Constantin einen Landstrich in Pannonien einräumen ließ, den es erst zu Anfang des V. Jahrhunderts wieder aufgab, nach Westen über den Rhein zu wandern.

Quelle: Jordanis, Getica ed. Mommsen, Mon. Germ. histor. Auctor. antiquissimor. Tom. V. 1. 1882. c. 22.

Litteratur: Dahn, die Könige der Germanen I, 1860. S. 140 und die dort Angeführten. Dahn.

Wiskemann: Heinrich W. wurde am 2. Mai 1810 in Röhrda, einem kurhessischen Dorfe bei Eschwege, geboren. Sein Vater, der Pfarrer Justus W., der 1816 in gleicher Eigenschaft nach Rockensüß, 1827 als Metropolitan nach Witzenhausen versetzt wurde, vermochte sich infolge der Anforderungen, die seine Amtsgeschäfte und die Bewirthschaftung seiner Dienstländereien an ihn stellten, um die Erziehung und den Unterricht seiner Kinder nur wenig zu kümmern. So wuchs denn der Knabe sammt seinen Geschwistern, von denen er der älteste war, unter der Dorfjugend in fast schrankenloser Freiheit und ohne rechte geistige Nahrung heran. Als er jedoch im Alter von 12 Jahren auf die Stadtschule zu Sontra geschickt wurde, bemächtigte sich seiner ein so lebhafter Lerneifer, daß er seine Mitschüler, die ihm anfangs weit voraus waren, binnen kurzer Zeit nicht bloß einholte, sondern übertraf. Die letzten vier Jahre seiner Schulzeit brachte er auf dem Gymnasium zu Hersfeld zu, wo aber, seiner eigenen Aussage zufolge, nur der damalige Collaborator und spätere Director Dr. W. Münscher (s. A. D. B. XXIII, 22) und der bekannte Theologe und Litterarhistoriker Vilmar (s. A. D. B. XXXIX, 715), der 1827 an dessen Stelle trat, einen durchgreifenden und wahrhaft fruchtbringenden Unterricht ertheilten. Gut vorbereitet, bezog er im Herbst 1828 die Universität Marburg und studirte bis Ostern 1832 Theologie, daneben auch unter Wagner (s. A. D. B. XL, 525) und Hoffer die Alterthumswissenschaften, unter Suabedissen Philosophie. Er war Mitglied des philologischen Seminars und übte sich mit dem Dichter F. Dingelstedt und dem späteren Züricher Professor G. Volkmar im lateinischen Disputiren. Seine Erholung bildete die Musik, der er als tüchtiger Geigenspieler, auch später noch mit besonderer Vorliebe oblag. Die nächsten Jahre verlebte er im Hause seines Vaters zu Witzenhausen, wo er seine Zeit auf Privatunterricht, anregenden geselligen Verkehr, die Leitung eines größeren Musikvereins, vor allem aber auf die Erweiterung und Vertiefung seiner philologischen Kenntnisse verwendete. Nachdem er in Marburg und Kassel die theologischen Prüfungen bestanden hatte, promovirte er 1835 auf Grund einer Dissertation „de variis oraculorum generibus apud Graecos" zum Doctor der Philosophie und legte im Juli desselben Jahres unter dem Vorsitze von Karl Friedrich Her-

mann (s. A. D. B. XII, 182) zu Marburg das Examen für das höhere Lehramt ab in Geschichte, Geographie, sowie in der römischen und griechischen Alterthumskunde. Am 18. August 1836 erfolgte seine Ernennung zum Hülfslehrer am Gymnasium zu Hersfeld, am 30. November 1837 seine Beförderung zum ordentlichen Lehrer. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode, der am 21. Mai 1875 durch ein qualvolles Herzleiden herbeigeführt wurde. Da W. nicht zu den Anhängern der kurhessischen Regierungsgrundsätze gehörte und aus seiner politischen Gesinnung kein Geheimniß machte, so wurde er, solange Hassenpflug und dessen Anhänger in Kassel maßgebend waren, seitens der Behörde nicht begünstigt und mußte sich lange Zeit mit einem höchst mäßigen Gehalte begnügen. Unter dem preußischen Regimente wurde er am 21. Juni 1870 durch die Verleihung des damals noch seltenen Professortitels ausgezeichnet. Auch sonst hat es ihm an Anerkennung nicht gefehlt. Das Vertrauen seiner Mitbürger machte ihn zum Mitgliede des Bürgerausschusses und des Communallandtages. Schon am 1. April 1869 hatte ihn die Haagsche Genotschap tot verdediging van de christelijke godsdienst zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt. In dem Programme des Hersfelder Gymnasiums von Ostern 1876 heißt es zu seiner Charakteristik: „Liebenswürdig als Mensch, hat er sich durch seine Pflichttreue und Lehrgabe um das Gymnasium, durch hervorragende Gelehrsamkeit um die Wissenschaft, durch seinen Kunstsinn besonders um das musikalische Leben seiner Mitbürger, durch rege Theilnahme an den öffentlichen Interessen in vieler Beziehung um die Stadt verdient gemacht".

Wie die Worte dieses Nachrufs andeuten, beschränkte sich W. in seiner Thätigkeit nicht auf die engen Grenzen seines Berufs. Was der kleinen Stadt Hersfeld an musikalischen Genüssen zu theil wurde, hatte sie seiner Anregung und Mitwirkung zu verdanken. Seine Gattin, Emilie Huray aus Berlin, eine gute Clavierspielerin und Sängerin, stand ihm dabei hülfreich zur Seite. Sein Haus bildete den Mittelpunkt einer edlen, von künstlerischen Interessen getragenen Geselligkeit. Manch trefflicher Gast ist dort eingekehrt. Ludwig Spohr (s. A. D. B. XXXV, 239) war sein intimer Freund. Auf die städtischen Angelegenheiten übte W. schon früh einen förderlichen Einfluß aus. Im J. 1840 rief er mit zwei anderen Gymnasiallehrern die höhere Töchterschule ins Leben, an der er auch bis zu seinem letzten Krankenlager als Lehrer gewirkt hat. Bei der Einführung des Turnens, der Gründung einer Vorschußkasse, der Errichtung eines Handels- und Gewerbevereins u. s. w. war er lebhaft und erfolgreich betheiligt. Bei größeren öffentlichen Festlichkeiten, z. B. bei der Enthüllung des Lutherdenkmals, trat er als gedankenreicher Festredner auf. Sein vortheilhafter Einfluß auf die Bürgerschaft trat besonders in dem stürmischen Jahre 1848 hervor. Nur seinem festen, ruhigen und furchtlosen Auftreten war es zu danken, daß die zusammengerottete und aufgeregte Menge sich von Ausschreitungen zurückhielt. Bei alledem fand er durch sorgsame Ausnutzung seiner Mußestunden noch die Zeit zu einer sehr gründlichen und ausgedehnten wissenschaftlichen Beschäftigung.

Wiskemann's litterarische Arbeiten haben, auch da, wo sie sich auf dem Gebiete des classischen Alterthums bewegen, durchweg einen nationalökonomischen und socialpolitischen Inhalt. Weniger seine Programmschriften, wohl aber, was er sonst noch veröffentlicht hat. In jenen handelte er „de philosophia ac philosophis Lacedaemoniorum", „de veterum oratione translata sive figurata", „de impietatis criminatione apud Athenienses", „über den römischen Schauspieler Q. Roscius Gallus", „über die Sendung dreier berühmter Philosophen von Athen nach Rom im J. 155 vor Christus". Von Wiskemann's anderweitigen Schriften wurden folgende Abhandlungen mit einem Preise gekrönt: 1. „Die Wahrheit und Zweckmäßigkeit der demokratischen Grundsätze",

1850. Es ist die Lösung einer Preisfrage, die von der Redaction der Neuen Fränkischen Zeitung zu Würzburg gestellt worden war. 2. „Die Lehre und Praxis der Jesuiten in religiöser, moralischer und politischer Bedeutung". Preisaufgabe, gestellt vom Redacteur des „Wahren Protestanten", Dr. Marriott zu Basel, gedruckt 1855 und 1858. 3. „Wiefern der Staat seinem Zwecke gemäß den Reichthum der Nationen zu fördern habe und wiefern die Arbeit ein Mittel sei, den Reichthum der Völker zu mehren". Von der Berliner Akademie am 4. Juli 1850 gestellt und später gekrönt. 4. „Die antike Landwirtschaft und das v. Thünensche Gesetz, aus den alten Schriftstellern dargelegt", 1859. Gekrönt von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig. 5. „Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Reformation herrschenden national-ökonomischen Ansichten", 1861. Von derselben Gesellschaft gekrönt. 6. „Ueber die Sclaverei", 1865. Gekrönt von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung des christlichen Glaubens. 7. „Ueber den Krieg". Von derselben Gesellschaft gekrönt und 1869 gedruckt. 8. „Ueber den Werth der alten Sprachen in den Gymnasien". Diese Arbeit, durch eine Aufgabe der Académie de Strasburg für den Preis der Lameystiftung hervorgerufen, lag 1870 während der Belagerung Straßburgs auf der dortigen Universität zur Beurtheilung. Der Verfasser hielt sie für vernichtet und gerieth infolge dessen in eine tiefgedrückte Stimmung. Schließlich aber wurde sie nach langen Nachforschungen wieder aufgefunden, und es war wie ein letzter Lichtblick in Wiskemann's arbeitsreichem Leben, als ihm wenige Tage vor seinem Tode die einstimmige Zuerkennung des Preises für dieses Werk gemeldet wurde. Die letzte Preisfrage, die W. behandelte, betraf „den Einfluß des Christenthums auf den Zustand und das Schicksal des Weibes". Auch über dieses Thema lieferte er eine Arbeit, die von der Haager Gesellschaft günstig beurtheilt wurde; weil aber der religiöse Theil den Anforderungen nicht genügte, mußte ihr der Preis versagt werden. Sie hat nach dem Tode des Verfassers Aufnahme in die Tübinger Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften gefunden. Neun andere, zum Theil recht umfangreiche Abhandlungen, gleichfalls die Frucht gründlicher und umfassender Studien, liegen in tadelloser Reinschrift druckfertig vor, sind aber bis jetzt noch nicht zur Veröffentlichung gelangt.

Wiskemann's Selbstbiographie in Otto Gerland's Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte von 1831 bis auf die neueste Zeit. Kassel 1863. — Briefliche Mittheilungen der verwittweten Frau Professor Wiskemann zu Fulda und des Herrn Bezirksbrandmeisters Goldner zu Eisenach. Koldewey.

Wiskotschill: Thaddeus Ignaz W., Bildhauer, wurde im J. 1753 zu Prag als Sohn eines Bildhauers geboren. Als sein Vater gestorben war, begab er sich auf Reisen und kam im J. 1772 nach Dresden, wo er bei dem Hofbildhauer Langbein in Arbeit trat. Drei Jahre später kam er als Modelleur in die gräflich Einsiedel'sche Eisengießerei zu Mückenberg. Hier fertigte er zwei kolossale in Eisen hohl gegossene Büsten des Germanicus und Caracalla an, die in dem Garten des Oberkammerherrn Grafen Marcolini in Dresden-Friedrichstadt aufgestellt wurden, heute aber verschollen sind. Offenbar gefielen sie dem Grafen gut, da er W. seit dem Jahre 1782 in seine Dienste nahm und ihm auch bei den kurfürstlichen Bauten Beschäftigung verschaffte. Als im J. 1787 und 1788 der Zwinger reparirt wurde, erhielt er den Auftrag, vier der im siebenjährigen Krieg durch die Preußen zerstörten Satyrenkaryatiden, die vermuthlich auf Entwürfe von Permoser zurückgehen, zu erneuern, und ebenfalls im J. 1788 versah er die Balustrade am Balcon des Marcolinischen Hauses auf der Wilsdrufferstraße mit Reliefs, die Apollo und die Musen darstellen. Da diese Schöpfungen nicht erhalten sind, muß man sich zu seiner Beurtheilung an seine Arbeiten vor

dem städtischen Krankenhause in Friedrichstadt und in dessen Gärten, sowie an die Standbilder auf der Bürgerwiese halten, die zum Theil schlecht genug restaurirt und ergänzt sind. Aus ihnen geht hervor, daß W. sich bemühte, die Antike nachzuahmen, und daß er namentlich die Gewandung nach römischen Mustern studirte. Im Pillnitzer Schloßgarten rührt eine kolossale Steinvase mit schwer zu enträthselnden Reliefs von ihm her. Er starb, noch ziemlich jung, am 21. Januar 1795 und wurde auf dem alten Dresdner katholischen Friedhofe begraben.

Vgl. Heinr. Keller, Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern. Leipzig 1788, S. 204—205. — Gust. Otto Müller, Vergessene und halbvergessene Dresdener Künstler des vorigen Jahrhunderts. Dresden 1895, S. 85—82. H. A. Lier.

Wislicenus: Gustav Adolf W. wurde am 20. November 1803 zu Battaune bei Eilenburg als des dortigen Pfarrers Sohn geboren. Einer seiner Vorfahren, Johannes von Wisliczky, war in kriegerischer Zeit aus Polen nach Ungarn geflohen und daselbst evangelisch geworden; dessen Söhne, protestantische Geistliche, hatten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts infolge der Glaubensbedrückungen ihre Zuflucht nach Deutschland genommen. Früh verwaist, fand W. zuerst Aufnahme bei einem Bruder seiner Mutter, sächsischem Justizamtmann in Torgau, dann bei einem andern Onkel, dem Regierungsrath Wachsmuth in Merseburg, wo er das Domgymnasium besuchte, welches er 1818 mit der lateinischen Schule des Waisenhauses in Halle vertauschte. Seit Michaelis 1821 Student der Theologie daselbst, wurde er als eifriges Mitglied der Burschenschaft und ihres „geheimen Bundes" (s. Hase's Gesammelte Werke XI, 1, 75) 1824 verhaftet und durch gleichlautende Erkenntnisse der beiden Senate des Oberlandesgerichts der Provinz Sachsen wegen Theilnahme am Aufruhr (d. i. an einem zur Befreiung eines Studenten aus dem Polizeigewahrsam entstandenen Tumulte) zu sechsmonatlichem, durch Erkenntniß des Oberlandesgerichts zu Breslau wegen Theilnahme an einer verbotenen, das Verbrechen des Hochverraths vorbereitenden Verbindung zu zwölfjährigem Festungsarrest verurtheilt, jedoch mit Rücksicht auf sein musterhaftes Verhalten und an den Tag gelegte aufrichtige Reue 1829 begnadigt. Nach Vollendung seiner theologischen Studien in Berlin hielt er sich als Candidat, an einer Privatvorbereitungsschule für das Gymnasium Unterricht ertheilend, in Merseburg auf, wurde von der königlichen Regierung 1834 zum Pfarrer in Klein-Eichstedt, Ephorie Querfurt, berufen, 1841 auf seinen Wunsch an die St. Laurentiuskirche auf dem Neumarkt von Halle versetzt. Das Studium der Bibel, als des Grundes, von welchem aus allein der Diener Christi das Reich Gottes mit wahrem Segen fördern kann, im Berliner Criminalgefängniß begonnen, wurde mit sich steigerndem Interesse im Pfarramt von ihm fortgesetzt. Aber von Haus aus kritisch angelegt, gerieth er ins Schwanken. Durch Strauß' Leben Jesu, von ihm mit Begeisterung und Entzücken gelesen, kam es zum Durchbruch, und immer klaffender wurde der Riß zwischen dem geistlichen Amt und seiner Ueberzeugung. — Unter Uhlich's (s. A. D. B. XXXIX, 171) Führung hatten 1841 die protestantischen Freunde sich zusammengethan, die Sache des Geistes und der freien Forschung zu führen gegen Buchstaben, Satzungen und anderes Werk des Staubes, Jedem brüderlich verbunden, der an Gott, Tugend und Unsterblichkeit glaubt. Wislicenus' Altrationalismus, stimulirt durch etliche Tropfen der speculativen (junghegelischen) Philosophie, warf in die Cöthener Pfingstversammlung der Lichtfreunde von 1844 die Frage, ob die h. Schrift normative Autorität habe, in dem Sinn, daß sie aufgehört habe, eine solche zu sein. Denn kein rationaler Theologe oder Nichttheologe glaubt mehr, daß Gott in Menschenweise gehandelt, Zauberei und Weissagung in die Hände der Seinigen gelegt, durch sie Wunder gegen die Ge-

setze der Natur gewirkt, den Juden die Aegypter zu bestehlen befohlen und particularistische Gebote gegeben habe. Darum höchste Autorität ist nicht die Bibel, sondern der uns selbst einwohnende lebendige Geist der Wahrheit. Die Negation ihrer Autorität ist zudem der Bibel eigenes Postulat. Denn „das Leben des Geistes in den Menschen ist das eine große Ziel der Schrift und der eine große Inhalt ihrer selbst“. Dieser Radicalismus, der an das Wort Kant's von der Keckheit der Kraftgenies erinnert, welche der Bibel, diesem Leitbande des Kirchenglaubens, sich jetzt schon entwachsen zu sein wähnen, schreckte die Versammlung auf aus ihrer, gewisse Dinge in der Schwebe lassenden, rationalistischen Gemüthlichkeit. Und gerade das hatte W. gewollt. „Um diese Schwebe in der Kirche aufzuheben, die der Tod aller Freudigkeit, Wahrhaftigkeit und Stärke ist, dieses Gebärenwollen und doch Nichtkönnen durch eine frische Wehre zum Ende zu treiben, habe ich in Cöthen gesprochen.“ Die 9. Hauptversammlung der Lichtfreunde (15. Mai 1843) hat W. doch als den Ihrigen anerkannt. „Die Bibel ist uns nicht die unbedingte Norm des christlichen Erkennens und Glaubens, weil sie selbst über ihre Worte und Entwicklungen auf den fortbildenden heiligen Geist hinausweist. Aber wir ehren, lieben und gebrauchen die Bibel als das lebendige Erzeugniß des ersten christlichen Glaubens und Lebens und als das fortwährend geltende Lebens- und Volksbuch der Christen. Weil wir in dieser Ansicht zugleich den Kern der Ansichten des Pastor W. erkennen, so erklären wir, daß wir im Princip mit ihm übereinstimmen“ (A. Th. Woeniger, W. und seine Gegner. 1845). Seinen Gegnern hat W. in seiner, unter dem Titel „Ob Schrift? ob Geist?“ in vier Auflagen 1845 erschienenen, Verantwortung — die durch dieselbe hervorgerufenen Streit- und Vermittlungsschriften sind in Bruns' Neuem Repertorium für die theologische Litteratur Bd. VIII (1846) S. 127 bis 156 besprochen — folgende fünf Fragen vorgelegt, auf welche er eine klare Antwort ohne Winkelzüge verlangte: „Glaubt ihr an die zu Gibeon stillstehende Sonne? glaubt ihr an den redenden und engelsehenden Esel Bileams? glaubt ihr an den Befehl Gottes für die Israeliten, die Aegypter um ihre goldenen und silbernen Gefäße zu betrügen? glaubt ihr an den, vor den Weisen aus dem Morgenlande hergehenden und endlich über einem Hause stillstehenden Stern? glaubt ihr an den Stater im Fischmaul?“. Guericke in seinem „Komitat für die Dachpredigt des Herrn Pfarrer W.“ (1845), das Schweigen brechend, auf daß nicht Steine schreien müssen, hatte auf diese fünf Fragen „ein frisches, volles und helles einfaches Ja, und abermals Ja und immer und ewig Ja“. Worauf W. meinte, daß er es nun fast selbst glaube, da er sie immer noch reden höre, die Esel. — Bereits unter dem 18. Juli 1844 war W. vom kgl. Consistorium der Provinz Sachsen, dem Guericke es zu unaussprechlicher Schmach anrechnen wollte, wenn es diesen Diener des Wind- und Irrlichterfabrikanten Lucifer unbehelligt lasse, veranlaßt worden, das Concept seines zu Cöthen gehaltenen Vortrags oder, in Ermanglung eines solchen, eine gewissenhafte Darlegung der daselbst von ihm vertretenen Grundsätze einzusenden. W. gab die abgeforderte gewissenhafte Darlegung. Infolge seiner erwähnten Verantwortungsschrift und zweier Eingaben, die eine von vier Hallischen Bürgern, die andere von dem Consistorialrath D. Müller, die Bitte um Schutz gegen Lehrwillkür enthaltend, erhielt er Vorladung zu einem Colloquium in Wittenberg, dann, da er den Zweck eines solchen Colloquiums nicht einsehend an das Ministerium recurrirte, eine Citation nach Magdeburg, um über sein Verhältniß zur geistlichen Amtsverwaltung einvernommen zu werden. Die Einvernahme endete mit Ertheilung eines unerbetenen vierwöchentlichen Urlaubes. Nach abweislicher Bescheidung seines Ministerialrecurses erfolgte für den 14. Mai 1845 die erneute Vorladung zum Colloquium vor den Commissarien Twesten, Snethlage und Heubner in Wittenberg. Es ver-

lief resultatlos. Da er den Rath, sein Amt freiwillig niederzulegen, beharrlich ablehnte, wurde zunächst „die Frist seines Rückzuges von seiner Amtsdeservitur“ verlängert. Sein Gesuch, ihn unter Entbindung von den Lehren der evangelischen Kirche und von der bestehenden Kirchenordnung sofort wieder in die Verwaltung seines geistlichen Amtes eintreten zu lassen, ward unter dem 12. Juli 1845 mit Suspension vom Amte, unter Reducirung des Pfarreinkommens auf die Hälfte, und Einleitung des förmlichen Disciplinar-Untersuchungsverfahrens beantwortet. Am 23. April 1846 erfloß das Urtheil, daß Denunciat wegen grober Verletzung der für Liturgie und Lehre in der evangelischen Landeskirche bestehenden Ordnungen seines Amtes als Pfarrer an der St. Laurentiuskirche auf dem Neumarkte vor Halle zu entsetzen, und ihm die durch die Untersuchung entstandenen baaren Kosten zur Last zu legen seien. Die thatsächlich eingetretenen Verletzungen der bestehenden rechtlichen Ordnungen bestehen der Urtheilsbegründung zufolge 1. in der Weigerung, sich der in der evangelischen Landeskirche bestehenden liturgischen Ordnung zu unterwerfen und insbesondere, das apostolische Glaubensbekenntniß bei der sonntäglichen Liturgie, bei der Taufe und bei der Confirmation zu gebrauchen; 2. darin, daß er für seine Lehrthätigkeit Freiheit von jeder kirchenregimentlichen Lehrnorm und Aufsicht beansprucht und öffentlich zur Verwerfung der h. Schrift als Glaubensnorm auffordert („Die Amtsentsetzung des Pfarrers G. A. Wislicenus in Halle durch das Consistorium der Provinz Sachsen. Actenmäßig dargestellt von G. A. Wislicenus.“ Leipzig 1846). — So vom Amt in der Landeskirche ausgeschlossen, sammelte er in Halle eine freie Gemeinde um sich, in welcher seine Ansichten zur Geltung kamen: Glaube nicht an eine fertige, sondern an eine immer vollkommenere Offenbarung der Wahrheit; die Bibel trotz ihrer hohen Bedeutung für alle Zeiten, doch kein Gesetz des Glaubens; Freiheit in Bekenntniß, Lehre und Gebräuchen; überhaupt keine abgeschlossene kirchliche Confession, sondern eine freie menschliche Gesellschaft. Sie ist immermehr aus dem Rahmen des Christenthums herausgetreten, der Weltgeist verdrängte den h. Geist. Die Predigten wurden zu brüderlichen Besprechungen, das Sacrament zur freien Sitte, ungetaufte Juden waren unter ihren Mitgliedern. W., ein ehrlicher, entschlossener Charakter, aber ohne Verständniß für die Macht des Positiven und eine organische Entwicklung, auf seiner falschen Fragestellung „ob Schrift? ob Geist?“, gleich als ob die h. Schrift des Geistes bar wäre und ihre Bedeutung abhinge von einzelnen in ihr erzählten Wundern, trotzig verharrend, ist vom Christenthum abgedrängt, damit ihm selbst der Lebensnerv durchschnitten worden. Das Jahr 1848 sah ihn als Vorsitzenden des demokratischen Volksvereins in Halle und auf R. Blum's Einladung als Mitglied des Vorparlaments. — Zum zweiten Male machte W. Aufsehen durch sein Buch „Die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit“ (1853), womit er unternahm, die Menschen von der alten abergläubischen Verehrung der Bibel zu befreien, indem er dieselbe unter die natürlich-geistige Weltbetrachtung der neuen Zeit stellte. Die Bibel enthält zwar eine Menge guter Züge; es geht überhaupt durch sie hindurch ein Streben nach Heiligung des Menschen. Aber es gibt auch keine Unthat, für welche der Bibelglaube seine Berechtigung nicht eben in der Bibel gefunden hätte. Vom Leben Jesu verbleibt ihm nur ein Skelett: „Er war der Sohn des Holzarbeiters Joseph in Nazareth und wuchs in dieser Stadt auf, indem er wahrscheinlich das Handwerk seines Vaters betrieb, sich aber zugleich mit Lesung der alttestamentlichen Schriften beschäftigte und frühzeitig über religiöse und sittliche Dinge, namentlich auch über das verheißene und gehoffte Messiasreich nachsann. Im Mannesalter trat er als öffentlicher Lehrer, als Rabbi, auf in Synagogen und vor versammelten Volkshaufen. Er gerieth dabei in Gegensatz zu den Schriftgelehrten, besonders der Partei der Pharisäer, und überhaupt

zu den Autoritäten des Landes, wurde endlich von ihnen verhaftet, des beabsichtigten Hochverraths angeklagt und hingerichtet. Der Kern seiner erschrockenen Anhänger sammelte sich jedoch bald wieder, behauptete, daß der Hingerichtete der Messias und verkündigte, daß er auferstanden und zu Gott gegangen sei, und von da in nicht langer Zeit wiederkommen werde, um das messianische Reich, an dessen Errichtung er durch die Kreuzigung habe verhindert werden sollen, doch noch ins Werk zu setzen." W. hat dieses sein Buch nicht für einen Frevel, vielmehr für eine sittliche That gehalten. Die Behörden sahen es anders an. Das kgl. sächsische Ministerium des Innern erließ ein Verbot der Druckschrift wegen ihrer „destructiven, auf Herabwürdigung von Gegenständen der Verehrung der christlichen Religion gerichteten Tendenz und mit Rücksicht auf ihren vielfach gegen die öffentliche Moral verstoßenden Inhalt". Vor dem Kreisgericht in Halle erhob der Staatsanwalt am 15. September 1853 gegen W. die Anklage wegen Gotteslästerung, Verspottung der Bibel und Gefährdung des öffentlichen Friedens durch öffentliche Anreizung der Angehörigen des Staates zum Hasse und zur Verachtung gegen einander. Der Gerichtshof sprach in nichtöffentlicher Verhandlung den Angeklagten von der Gotteslästerung frei, fand ihn dagegen der öffentlichen Verspottung von Gegenständen der Verehrung und Lehren im Staate bestehender Religionsgesellschaften schuldig und erkannte auf zweijährige Gefängnißstrafe, Vernichtung des Buches und der zum Druck desselben bestimmten Platten. W. entzog sich der Verhaftung durch die Flucht nach Amerika, kehrte aber im Mai 1856 nach Europa zurück und ließ sich zu Fluntern bei Zürich nieder. In einem zweibändigen Werke „Die Bibel, für denkende Leser betrachtet" (1863 f., 2. Aufl. 1866) hat er noch einmal seinen Ansichten Ausdruck gegeben. „Wir stehen vor der Bibel als einem Buche der Vergangenheit, ihr weit entrückt durch eine in allen Dingen neue, andere Zeit, mit aller Kraft uns wehrend, wenn sie uns als Joch aufgelegt oder als Wegweiser aufgezwungen werden soll, frei aber sie in ihrer geschichtlichen Größe anerkennend und in diesem Sinne Leben aus ihr saugend, wie je nach dem Maße auch aus anderen Schriften des Alterthums." Das alte Testament insbesondere ein Gemisch des Niedrigen und Erhabenen, des Kleinlichen und Großen, des Unreinen und Reinen. Wie aus seiner Schrift „Entweder — Oder. Glaube oder Wissenschaft. Schrift oder Geist" (1868) erhellt, hat er bis an sein Lebensende († am 14. October 1875) an der Ueberzeugung festgehalten, daß die Zeit des Phantasieglaubens vorüber, die Zeit der wissenschaftlichen Weltanschauung gekommen ist.

F. Kampe, Geschichte der religiösen Bewegung der neueren Zeit (3 Bde., Leipzig 1852—1856) II, S. 172. G. Frank.

Wisnieski: Oskar W., Maler, wurde am 3. December 1819 in Berlin als Sohn eines Kupferstechers geboren. Nachdem er von seinem Vater die erste Anleitung im Zeichnen und Radiren erhalten hatte, besuchte er von 1834 bis 1837 die Berliner Akademie, dann half er sich selbst weiter, wobei ihm für seine zahlreichen Zeichnungen, Radirungen, Lithographien und Buchillustrationen Menzel als Vorbild diente, während seine Oelgemälde beweisen, daß er Watteau und Lancret mit Erfolg eingehend studirt hatte. Sein Lieblingsthema waren Darstellungen aus der Zeit des Rococo und militärische Vorgänge aus dem vorigen Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein. Sein Leben floß in heiterer Ruhe dahin; nur selten verließ er Berlin, um Studienreisen in Nord- und Süddeutschland zu machen, um so fleißiger war er daheim und fortwährend bestrebt, seiner Oeltechnik eine immer größere Geschmeidigkeit zu geben. Er starb zu Berlin am 10. August 1891. Nach seinem Tode veranstaltete die Direction der Nationalgalerie in Berlin eine Ausstellung seiner Werke, die

550 Nummern umfaßte, und die ihn mit allen Gattungen der malerischen und zeichnerischen Technik vertraut zeigte.

(Donop,) Ausstellung der Werke von Oskar Wisnieski in der kgl. National-Galerie. Berlin 1891. — Kunstchronik. Leipzig 1891/92. N. F. III, 212.

H. A. Lier.

Wispeck, s. Wisbeck, S. 536.

Wiß: Kaspar Christoph Gottlieb W., geboren am 31. Januar 1784 zu Brotterode in Thüringen, Sohn eines Pfarrers, zuerst im elterlichen Hause, von 1798 auf dem Gymnasium zu Gotha vorgebildet, studirte von 1802—1805 zu Leipzig Theologie und Philologie und erwarb sich daselbst 1805 die Würde eines Dr. phil. In demselben Jahre ward er Rector der lutherischen Schule (Lyceum) zu Schmalkalden. Nach bestandener Prüfung pro ministerio wurde er 1807 von dem hessen-schaumburgischen Consistorium in die Zahl der Predigtamtscandidaten aufgenommen. Im J. 1817 wurde er von dem Kurfürsten von Hessen zum Director des neuerrichteten Gymnasiums zu Rinteln ernannt, welches an Stelle der von der westfälischen Regierung im J. 1809 aufgehobenen Universität trat. Er blieb Director dieses Gymnasiums bis zum Jahre 1839. Daneben war er seit 1821 Mitglied der Consistorialdeputation für die Grafschaft Schaumburg. 1822 erhielt er die Würde eines Dr. theol. Infolge seiner hervorragenden Thätigkeit als Schulmann wurde er als Director nach Soest, später als Director des Katharineum nach Lübeck berufen. Doch wußte ihn das kurhessische Ministerium dem Rinteler Gymnasium zu erhalten. Als Vertreter Schmalkaldens Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung war er besonders für die Reorganisation der hessischen Gymnasien thätig, die in den Jahren 1832—1835 erfolgte. Im J. 1836 wurde er geschäftsleitendes Mitglied der Schulcommission zur Begutachtung der kurhessischen Gymnasialangelegenheiten. Im J. 1839 verließ er sein reich gesegnetes Arbeitsfeld zu Rinteln und ward erster Prediger an der evangelischen Kirche zu Fulda und Consistorialrath, bis er 1843 zum Oberconsistorialrath ernannt wurde. Er starb am 17. April 1854 zu Fulda.

Von seinen Schriften seien erwähnt: „Des Tit. Kalpurnius von Sizilien elf erlesene Idyllen übersetzt, erklärt und beurtheilt" (Leipzig 1805; die erste Idylle in Wieland's teutschem Merkur); „M. Tullius Cicero's Rede für den Dichter A. Licinius Archias, lateinisch und deutsch, mit kritischen, erklärenden und beurtheilenden Anmerkungen" (Leipzig 1814). Außerdem Artikel in GutsMuths' Zeitschrift für Pädagogik und in der Nationalzeitung der Teutschen. Daneben Schriften bei besonderen Gelegenheiten herausgegeben, so z. B. „Beschreibung der Feierlichkeiten bei der Rückkehr des Kurfürsten"; eine „Encyklopädie und Methodologie der Gymnasialstudien" (1830); „Elementarbuch der lateinischen Syntax für die drei niederen Klassen der Gymnasien" (1835); „Lehrbuch der Hodegetik zu Vorträgen für Gymnasiasten vor ihrem Abgange auf Universitäten" (1836); „Christliche Volksschule oder allgemeiner Unterricht über Gott, die Welt und den Menschen für evangelische Stadt- und Landschulen" (1. Aufl. Rinteln 1840, 4. Aufl. 1854); ein „Bonifatiusbüchlein" aus dem Jahre 1842. Schließlich sei die große Anzahl von Schulprogrammen, die W. als Director herausgab, erwähnt. Von ihnen heißt es in der Allgemeinen Schulzeitung aus dem Jahre 1824 Nr. 6 S. 44, daß sie die trefflichsten und zeitgemäßesten Abhandlungen über alle Gegenstände des Gymnasialunterrichtes in solcher Ausführlichkeit und Gründlichkeit enthielten, daß keine ähnliche Sammlung von Schulprogrammen mit jenen zu vergleichen sei. Ich erwähne aus ihnen vom Jahre 1817 „Commentatio de Luthero scholarum instauratore", dann Nachrichten von dem Fortgange des Gymnasiums und seinen Einrichtungen und der Art des Unterrichtsbetriebes aus den Jahren 1818—1829. Daneben

lateinische Gelegenheitsgedichte, Reden, aber auch Abhandlungen über Stellen aus Horaz in lateinischer Sprache.

Bei seinen hervorragenden Kenntnissen, seiner großen Rührigkeit, seiner humanen Gesinnung, seiner Fähigkeit seine Schüler zur selbständigen Thätigkeit anzuregen, wofür in den Programmen veröffentlichte Arbeiten von Schülern den Beweis liefern, seiner durchaus würdevollen Persönlichkeit gelang es ihm bald das Gymnasium zu Rinteln zu hohem Ansehen zu bringen. Aus allen Theilen Hessens, aber auch aus Hannover, Hamburg, Bremen und Lübeck strömten ihm Schüler zu. Als der berühmteste seiner Schüler sei Franz Dingelstedt genannt. W. war ein ausgezeichneter Schulmann und ein mildgesinnter Theologe. An Gesicht und Gestalt soll er Aehnlichkeit mit dem Cranach'schen Lutherbilde gehabt haben.

Strieder's Hessische Gelehrten-Geschichte. — Hessenland 1890. — Mittheilungen des Landgerichtsrathes a. D. Fr. Wiß. Loeber.

Wissell: Ludwig von W. (Wissel), schleswig-holsteinischer Generalmajor, am 10. Juni 1797 zu Langenhagen bei Hannover als Sohn des kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischen Oberstlieutenants Franz Ludwig v. W. geboren, auf der Artillerie- und Genieschule zu Kassel ausgebildet und kurz vor dem Zusammenbruche der westfälischen Herrschaft zum Artillerieofficier ernannt, als welcher er die Schlacht bei Dresden mitmachte, begab sich, sobald dieser Zusammenbruch erfolgt war, auf den Kriegsschauplatz an der Niederelbe, wurde am 30. November 1813 als Secondlieutenant bei der Artillerie der englisch-deutschen Legion angestellt, wohnte im folgenden Jahre der Blokade von Antwerpen bei, focht 1815 in der Schlacht bei Waterloo mit und ging nach Auflösung der Legion Anfang 1816 in hannoversche Dienste über, in denen er im nämlichen Jahre zum Premierlieutenant, 1826 zum Capitän, 1846 zum Major befördert wurde, von 1823 bis 1838 gehörte er dem Generalstabe an, dann trat er in seine Waffe zurück und stand 1848 in Hannover in Garnison. Als die Bewegung dieses Jahres kriegerische Verwicklungen in Aussicht stellte, entsandte ihn König Ernst August zum Zwecke der Herbeiführung gemeinsamen Handelns nach Braunschweig, Schwerin und Oldenburg, darauf machte W. unter General Jacobi einen zur Unterdrückung einer aufständischen Bewegung in Hildesheim befohlenen Zug mit und war bei der Herstellung von Befestigungsanlagen an den Mündungen der Elbe und der Weser zum Schutze gegen dänische Angriffe thätig. Im Winter 1848/49 war er Mitglied einer unter dem Vorsitze des österreichischen Obersten v. Kudriaffsky zu Frankfurt a. M. tagenden Reichs-Marinecommission. Als Hannover Truppen zur Theilnahme an dem zweiten Feldzuge gegen die Dänen in den Elbherzogthümern gestellt hatte, wurde Ende April 1849 dem Oberstlieutenant v. W. an Stelle des erkrankten Commandeurs der Befehl über die auf dem Kriegsschauplatze befindliche Artillerie des X. Armeecorps (4 Batterien) übertragen. Hier knüpfte die schleswig-holsteinische Statthalterschaft Unterhandlungen wegen Uebernahme des Kriegsdepartements mit ihm an, welche sich zerschlugen, weil der König die Abschiedsbewilligung verweigerte. W. übernahm im darauffolgenden Winter von neuem die seit langer Zeit in diesen Monaten von ihm geübte Lehrthätigkeit an den in der Stadt Hannover bestehenden Militärbildungsanstalten. Im Frühjahr 1850 aber begannen die Verhandlungen wegen seines Eintrittes in schleswig-holsteinische Dienste von neuem. Am 7. Juli genehmigte der König das Abschiedsgesuch, W. wurde zum Oberst (später zum Generalmajor) und zum Commandeur der Artilleriebrigade ernannt und focht als solcher am 25. des nämlichen Monats in der unglücklichen Schlacht bei Idstedt. Vergebens war er, als die Entscheidung schwankte, bemüht gewesen den Kampf in Sieg zu wandeln, indem er sich erbot die Mitte der Stellung mit der Artillerie allein zu halten und so die Infanterie für ein

angriffsweises Verfahren frei zu machen; eine Zeit lang hielt er den General v. Willisen von der Verwirklichung seiner verfrühten Rückzugsgedanken ab; als diese zur That wurden that er sein möglichstes durch eine achtunggebietende Haltung seiner Geschütze eine Niederlage abzuwenden. Schleswig-Holsteins Geschicke vollzogen sich rasch. W. wohnte Anfang October dem mißlungenen Angriffe auf Friedrichstadt bei und harrte alsdann bis zum Ende aus. Am 1. Februar 1851 übernahmen Commissarien Oesterreichs, Preußens und Dänemarks die Regierung; sie forderten ihn auf seine Entlassung zu nehmen; als er sich weigerte wurden ihm am 31. März der Abschied und ein achtmonatliches Gehalt zugesandt, Pension erhielt er nicht. König Georg V. gewährte ihm daheim eine Stellung bei der Cassenverwaltung („Kreiseinnehmer") zu Verden. Hier starb er schon am 3. November 1853.

W. ist mehrfach schriftstellerisch hervorgetreten. In den Jahren 1843 bis 1847 veröffentlichte er in drei Bänden eine Arbeit über „Interessante Kriegsereignisse der Neuzeit" (Hannover); ferner eine kleine Schrift „Ruhmwürdige Thaten von Unterofficieren und Soldaten der Englisch-Deutschen Legion und der Hannoverschen Armee" (Hannover 1846) und „Erlebnisse und Betrachtungen in den Jahren 1848 und 1849 besonders in Beziehung auf Schleswig-Holstein" (Hamburg 1851). B. Poten.

Wissenbach: Johann Jacob W., juristischer Kritiker, geboren zu Frohnhausen bei Dillenburg am 8. October 1607, † am 16. Februar 1665 in Franeker. Sein Vater Johann W., Pastor zu Frohnhausen, schickte ihn in früher Jugend auf die benachbarte Lateinschule zu Dillenburg, wo er unter der Anleitung des ausgezeichneten Schulmannes, des Rectors Philipp Textor, eine gute Grundlage seiner gelehrten Bildung legte. Hierauf wurde er dem Pädagogium in Herborn übergeben, nach dessen Absolvirung er auf Wunsch des Vaters mit rühmlichem Fleiße die berühmten Theologen Herborns: Johannes Piscator, Johann Jacob Hermann, Johann Heinrich Alsted und den Lexikographen des Neuen Testamentes, Georg Pasor, hörte. Seine Neigung aber für die Rechtswissenschaft, genährt durch seinen Oheim, den Polyhistor, Dichter und Juristen Justus Reifenberg, sowie sein sehr schwaches Sprachorgan bestimmten ihn, nach zwei Jahren zum Studium dieses Faches überzugehen. Mit großem Eifer studirte er dasselbe unter Johann Matthäus in Herborn und dann vier Jahre unter dem nach Franeker berufenen Reifenberg, worauf er nach Gröningen ging. Auf dieser Universität verweilte er ebensolange und ließ sich von seinem anderen Oheim, dem hochangesehenen Rechtslehrer Anton Matthäus weiter in die Jurisprudenz einführen. Im J. 1633 veröffentlichte er daselbst seine „Emblemata Triboniani", welche seinen Namen auch auswärts bald bekannt machten. Es erging hierauf von der Universität Heidelberg ein Ruf an ihn. Auf der Reise dorthin promovirte er in Marburg. Seine Heidelberger Stelle zerschlug sich aber, da die Universität wegen der Kriegsunruhen jener Zeit infolge der für die Evangelischen so unglücklichen Nördlinger Schlacht sich zerstreut hatte. W. kehrte daher nach Holland zurück, wo er eine Hofmeisterstelle bei einem jungen österreichischen Grafen von Zinzendorf fand. Mit demselben reiste er nach Paris, Saumur, Gent, Genf und nach England. Nach seiner Rückkehr im Februar 1639 wurde er an die Stelle des verstorbenen Professors Heinrich Rhala vorerst zum außerordentlichen Professor der Institutionen des Civilrechts zu Franeker ernannt, drei Jahre später aber als ordentlicher Rechtslehrer angestellt. Vier Jahre später wurde er zum ersten Professor in dieser Facultät befördert. Hochangesehen von Allen hat W. unter vielem Beifall bis an sein Ende docirt.

Unter seinen Schriften sind die gegen Salmasius veröffentlichten pole-

mischen, besonders seine Commentare zu den Büchern des Codex Justinianus sehr beachtenswerth. In letzteren greift er mit scharfen Waffen die päpstlichen Schriftsteller, namentlich A. Faber, an. Zugleich documentirt er darin seine gründliche theologische Bildung, welche von streng calvinistischer Richtung zeugt. Sehr gerühmt wurden auch seine „Disputationes ad Instituta Imperialia“ (Franec. 1648), worin hochinteressante Ausführungen sich befinden, wie eine scharfe Verurtheilung der Hexenprobe sowie der allzugrausamen Bestrafung des Ehebruches in damaliger Zeit u. a. dogmenhistorische Themata. Andreae gibt ein ziemlich ausführliches Verzeichniß seiner Schriften an, auch Vriemoet; Witte u. A. führen nur die Hauptschriften von W. an. Zu letzteren werden auch seine Bemerkungen zur Leidensgeschichte Christi, unter der Aufschrift „Notae“, 1643 zum ersten Male erschienen, gerechnet, welche seiner Zeit in theologischen Kreisen sehr geschätzt waren.

Verschiedene Hochschulen gaben sich Mühe, W. für sich zu gewinnen. So Herborn, Harderwijk, Utrecht und Gröningen. Er blieb jedoch Franeker, für das er stets eine Vorliebe hatte, getreu. Die Inschrift seines Grabmonumentes nennt ihn einen Ruhm der Gesetze, eine Ehre des Rechts. Sein Name lebte noch lange im Liede fort. Justus Reisenberg hat ihn sogar schon bei seinen Lebzeiten besungen. Auch Gelehrte, wie Morhof und der Litterarästhetiker Bouginé gedenken rühmend Wissenbach's.

E. L. Vriemoet, Athenarum frisiacarum libri duo elogia. Leovard. 1758. — Mr. M. B. S. Boeles, Frieslands Hochgeschool. Leeuwarden 1879. — J. H. Andreae, Commentatio hist. litt. de Eruditor. luminibus, et Palatinatum et Belgium etc. — A. J. v. d. Aa, Biogr. Woordenboek der Nederlanden. — J. Fr. Jugler, Beiträge zur jurist. Biogr. V. — R. Stintzing, Gesch. d. dtsch. Rechtswissenschaft. — Witte, Diar. biogr. — Handschriftliches. Cuno.

Wissenlo: von W., Minnesinger, von dem uns nur Tagelieder erhalten sind. Er gehörte einem edelfreien Geschlecht in dem badischen Städtchen Wiesloch, zwei Meilen südlich von Heidelberg an; es ist verführerisch, Konrad II. (1223 belegt), der einen Sohn wie den Classiker des Tageliedes, Wolfram, benannte, für den Minnesinger zu halten. Jedenfalls gehört der Dichter in die Blüthezeit des Tageliedes und wird, etwa gleichzeitig mit den wie er nur in der Manessischen Sammlung erhaltenen Sängern Wengen und Pfeffel, um 1250 dichterisch thätig gewesen sein. Die vier vollständig oder fragmentarisch überlieferten Tagelieder zeigen sämmtlich epische Beimischung zu dem ursprünglich rein lyrischen Dialog; eins hat einen volksthümlich klingenden, aber epigrammatisch zugespitzten Refrain. Individuell ist allenfalls die völlige Passivität des Liebhabers (de Gruyter S. 16). Von Bedeutung ist die Sammlung höchstens als Beweis, wie stark diese Modegattung eine Zeit lang von den kleineren Dichtern gepflegt wurde.

Text: v. d. Hagen, Minnesänger II, 143 f. und III, 425 (wo das in der Pariser Sammlung auf Wissenlo's Namen unvollständig überlieferte zweite Gedicht vollständig, aber ohne seinen Namen steht). Litteratur: v. d. Hagen a. a. O. IV, 456 f.; Grimme, Geschichte der Minnesänger I, 48 f. und 239 f.; de Gruyter, Das deutsche Tagelied, S. 13, 14, 16.

Richard M. Meyer.

Wißmann: Otto Ludwig W. wurde am 20. August 1813 zu Meensen geboren. Nachdem er das Gymnasium in Münden besucht hatte, studirte er in Göttingen und Tharandt Forstwirthschaft und wurde 1835 Feldjäger, 1842 wurde er als Lehrer der Zoologie und Botanik an die Berg- und Forstschule in Clausthal berufen. Als 1844 die Forstschule in Münden errichtet wurde,

folgte er einem Rufe dahin und hielt Vorlesungen über die naturwissenschaftlichen Fächer. Nach Aufhebung der Schule wurde er 1851 Forstmeister in Bovenden bei Göttingen. Er starb am 4. April 1877 in Göttingen. W. war ein ausgezeichneter Entomologe und hat zahlreiche entomologische Aufsätze in verschiedenen entomologischen Zeitungen, Stettiner entomologische Zeitung, Schaum's Jahresberichte u. s. w. veröffentlicht, auch zu Ratzeburg's Forstinsekten werthvolle Beiträge geliefert. W. Heß.

Wisthaler: Max W., Schauspieler, wurde am 16. April 1820 in München geboren, wo er sich unter der Leitung des berühmten Komikers Ferdinand Lang für seinen Beruf ausbildete. Noch sehr jung, debutirte er am 1. October 1841 als Masham in Scribe's „Glas Wasser“ an der Hofbühne zu Darmstadt und fand an ihr eine lebenslängliche Anstellung. Wegen seiner natürlichen Frische, seines lebendigen Spieles und seiner schönen Persönlichkeit war er bei dem Darmstädter Publicum sehr beliebt. Er excellirte in Naturburschenrollen und wirkte später auch in älteren Fächern, namentlich in humoristischen Väterrollen, mit Glück. Am 3. October 1881 feierte er sein vierzigjähriges Künstler- und Dienstjubiläum. Bei dieser Gelegenheit wurde er zum Ehrenmitglied der Darmstädter Hofbühne ernannt, als welches er noch in „Robert und Bertram“ gelegentlich auftrat, zum letzten Mal am 22. Februar 1884. Er starb am 9. Juni 1892 als einer der letzten Zeugen der früheren Blüthe des Darmstädter Hoftheaters.

Vgl. H. Knispel, Das großherzogliche Hoftheater zu Darmstadt von 1800—1890. Darmstadt u. Leipzig 1891 (Register). — Deutsche Bühnen-Genossenschaft. Berlin 1892. XXI, 247. — Neuer Theater-Almanach. Berlin 1893. IV, 129. H. A. Lier.

Wit: Ferdinand Johannes W., genannt v. Dörring, politischer und litterarischer Abenteurer, wurde am 22. August 1800 zu Eimsbüttel, zwar auf hamburgischem Boden, jedoch als dänischer Unterthan geboren. Da sich bald darauf seine geistig ungewöhnlich begabte Mutter von ihrem Gatten, einem Altonaer Pferdehändler holländischer Abkunft, scheiden ließ, den dänischen Officier v. Döring ehelichte und ihren Sohn erster Ehe nicht in das neue Heim mitnahm, so verlebte W. bereits seine Kinderjahre in jener Unsicherheit und Unstetigkeit, die auch späterhin sein Leben charakterisiren sollte. Schon auf der Mittelschule, deren letzte Periode er in Hamburg absolvirte, gab er Lehrern und Mitschülern durch überspannte Einfälle und krankhaften Ehrgeiz vielfach Anstoß. Als angehender Jurist bezog er Herbst 1817 die Universität Kiel, Frühling 1818 Jena; hier wurde er Mitbegründer der allgemeinen deutschen Burschenschaft, und eine Begegnung mit den Brüdern Follen in Gießen (Pfingsten 1818) genügte, um den leicht Erregbaren völlig in die Kreise radicalster Jünglingspolitik zu ziehen, aus welchen Sand, aber auch Heinrich Leo hervorging. Im August 1818 unternahm W. eine abenteuerliche, theils wissenschaftlichen, theils Zwecken politischer Propaganda gewidmete Fußreise nach Paris, wo seiner Mutter Bruder Baron Ferdinand v. Eckstein (1776—1824), ein vielgenannter Emporkömmling der bourbonischen Reaction, damals das Amt eines Generalinspectors der Polizei bekleidete. Dann finden wir W. in Jena, abermals in Kiel und wiederum in Jena; Anfang 1819 wurde er eines albernen Streiches halber relegirt, bekannte sich sodann der preußischen Regierung brieflich zur Autorschaft des revolutionären „Großen Liedes“, welches thatsächlich von Karl Follen herrührte, und entfloh gleichzeitig (Oct.) über Hamburg nach England. Hier entfaltete er eine rege journalistische Thätigkeit in revolutionärem Sinne und verkehrte trotz seiner Jugend intim mit angesehenen Radicalen wie mit Ministeriellen, da er sich in London, wie später anderwärts, erfolgreich als Führer der deutschen Umstürzler oder

doch als Mitwisser ihrer Pläne gerirte; gleichzeitig legte er sich in kindischer Eitelkeit völlig unberechtigt den leichtveränderten Adelstitel seines Stiefvaters bei. Aus England verwiesen wandte er sich 1820 (Jan.) nach Paris, kam durch seinen Oheim in Verbindung mit dem Großsiegelbewahrer Grafen de Serre und setzte seine politische Schriftstellerei sowie das Doppelspiel zwischen gegnerischen Parteien auch hier fort. Die Ermordung des Herzogs von Berry (13. Febr.) habe ihn, behauptete er nachmals, der revolutionären Sache völlig abwendig gemacht; im folgenden Sommer vermittelte er indeß noch zwischen den französischen Radicalen und den Exaltados der deutschen Universitäten, freilich nicht, ohne alles seinem Gönner de Serre zu verrathen, wie er später selbst naiv in seinen berüchtigten „Fragmenten" eingestanden hat. Juli 1820 begab er sich mit Karl Follen in die Schweiz und trat in Beziehung zu den Bonapartisten; damals sagte er sich förmlich und gänzlich von den revolutionären „Unbedingten" los. Im September wurde W. aus Stuttgart ausgewiesen; dann tauchte er (Jan. 1821) wieder in Paris auf, aber auch hier (April), in Turin, in Genf (Mai) traf ihn das nämliche Geschick, zumal er sich schließlich tief in die carbonarischen Umtriebe verwickelt hatte. Im Mai wurde er von piemontesischen Organen zum ersten Male verhaftet, am 20. September zum zweiten Male, in harten Kerker nach Turin gebracht und von da (Febr. 1822) an Oesterreich nach Mailand ausgeliefert; hier wußte er sich die Gunst des Höchstcommandirenden, Grafen Ferd. Bubna, zu verschaffen, und aus erleichterter Haft gegen Ende Mai d. J. zu entfliehen. Nun irrte er, überall verfolgt, in Piemont, längere Zeit in der Schweiz, dann in Süddeutschland umher und wurde am 20. Februar 1824 in Baireuth abermals festgenommen; und jetzt begannen seine „Enthüllungen" über deutsche und internationale Verschwörungen und Umsturzparteien, zunächst vor den bairischen Inquirenten Frhr. v. Welden und dem nachmaligen Minister v. Abel, dann (seit Mai) in Berlin vor Kamptz, zuletzt (März bis September 1825) in Wien vor Sedlnitzky und Hofrath v. Braulik — ein wirres Gewebe von Wahrheit, Selbsttäuschung und Lüge, das ihn den Regierungen anfangs ebenso wichtig als den Zeitgenossen ohne Unterschied der Partei verächtlich machte. In Berlin speciell scheinen seine Denunciationen die vorübergehende Haft des Philosophen Victor Cousin verschuldet zu haben. October 1825 wurde er endlich in Hamburg von Preußen an seine heimathlichen dänischen Behörden ausgeliefert, in Friedrichsort internirt, Ende d. J. zwar in Schleswig auf freien Fuß gesetzt, aber 1827 nochmals wegen Außerachtlassung der polizeilichen Evidenzvorschriften (diesmal auf sechs Monate) festgesetzt. Nach Ablauf der Strafzeit erschien er in Hamburg, wo er sich höchst tactlos in litterarische Fehden einließ. Gleich darauf nahm er in Braunschweig an der Polemik zwischen Herzog Karl und dem hannoverschen Hofe theil; in diese Zeit fällt überhaupt die Hauptmasse seiner schriftstellerischen Production. 1828 (Oct.) erschien W. in München und verkehrte bis zu seiner bald erfolgenden Ausweisung mit dem in Hamburg gewonnenen Freunde Heine. Seit März 1829 hielt er sich in Weimar auf und drängte sich in die Nähe Goethe's, welchem er jedoch gründlich mißfiel; hier indeß, wo der seit Jahren, allerdings durch eigenes Verschulden wie ein Wild Gehetzte zum ersten Male wieder Ruhe fand, gründete er sich eine Existenz durch Vermählung (Febr. 1829) mit der reichen Erbin des kurhessischen Geheimen Raths v. Gössel, an deren Seite er zunächst nach Schleswig zurückkehrte. Als W. endlich nach längerem Aufenthalte hier und in Kassel mit vieler Mühe von der preußischen Regierung die Erlaubniß erwirkt hatte, sein erheirathetes Gut Urbanowitz bei Kosel in Schlesien zu bewirthschaften, schloß er sich in der neuen Umgebung den Ultramontanen an und setzte frühere Versuche, eine exclusive aristokratische Partei in Deutschland zu bilden, fort, dabei unaus=

gesetzt journalistisch thätig und freilich auch (so 1848) empfindlichen Demüthigungen ausgesetzt. 1843 war er in die Gegend von Ratibor übergesiedelt. Anfang der sechziger Jahre verwendete ihn Graf Rechberg (österr. Minister des Auswärtigen 1859—64) in seinem Preßbureau, ohne daß es wenigstens diesmal W. gelungen wäre, sich Achtung und Sympathien zu erwerben. Er starb am 9. (nicht am 22.) October 1863 in Meran.

In tiefbegründeten geistigen Abnormitäten dürfte wol die Erklärung der verworrenen und verwerflichen Handlungsweise dieses Marodeurs der Politik und Litteratur zu suchen sein, den übrigens die Regierungen nach 1821 ebenso sehr über seine eigene Wichtigkeit getäuscht haben mögen, als er selbst vor dieser Zeit alle Welt. W. beherrschte mehrere Sprachen und war Mitarbeiter der angesehensten in- und ausländischen Blätter; aber als Schriftsteller kann er durch gewandten Stil, einzelne gute Einfälle und treffende Bemerkungen nicht für die Confusion und Haltlosigkeit seiner zahlreichen, völlig unkünstlerischen und nur culturhistorisch werthvollen Schriften entschädigen.

Schriften: „Neuestes aus Kurhessen" (1818); „Die revolutionären Umtriebe in der Schweiz" (1823); „Lucubrationen eines Staatsgefangenen" (1827); „Ueber das Wesen und Unwesen des deutschen Theaters" (1827. „Beleuchtung" dieser Schrift durch einen Pseudonymus „Chlodwig" 1827); „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit" (1827—30); „Ich und über mich" (1828); „Versuch die Mißverständnisse zu heben, welche zwischen dem Könige von England und dem Herzoge von Braunschweig . . . herbeigeführt wurden" (1828); „Mittheilungen aus den Memoiren des Satans. 3. Theil" (1829); „Politisches Taschenbuch" (1829—30); „Was uns Noth thut!" (1830); „Meine Berufung an das Publikum" (1832); „Schilderungen und Begebnisse eines Vielgereisten" (1832); „Mein Jugendleben und meine Reisen" (1833); „Ansichten, ausgesprochen bei der ersten Versammlung deutscher Landwirthe" (1837).

Kordes, Lexikon d. Schleswig-Holsteinischen Schriftst., S. 81 (über den Großvater mütterlicherseits). — Schröder-Kellinghusen, Lex. d. hamb. Schriftst. 8, 96. — Alberti, Lex. d. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Schriftst. v. 1829—1866 2, 575; dasselbe v. 1866—82 2, 389. — Lübker-Schröder, Lex. d. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Schriftst., S. 699. — Nowack, Schles. Schriftst.-Lex. 3, 158. — Wurzbach 57, 144. — (Rob. Wesselhöft) Teutsche Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden, 1828. — Heinrich Leo, Meine Jugendzeit (1880), S. 179 f., 182, 186. — Ilse, Gesch. d. polit. Untersuchgn. ꝛc. 1860. — Drei Schriften des Majors J. B. von Lindenfels 1827 f. — Heine (ed. Elster) 7, 257. — Elster, Deutsche Rundschau Bd. 23, Heft 9. — Prutz, Deutsches Museum 1864, Nr. 47. — Proben aus der unübersehbaren Zeitungspolemik gegen Wit's Fragmente, an der namentlich Zedlitz lebhaften Antheil nahm: Friedr. Georg Ludw. Lindner im „Ausland", 5. Jan. 1828; Karl Ernst Schmid im „Hermes" 30, 76 (1828). — Blätt. f. litt. Unterhaltung 1827, Nr. 261, 268 f., 282.

Robert F. Arnold.

Wit: Jakob de W., Maler, wurde im J. 1695 in Amsterdam geboren und starb daselbst am 12. November 1754. Seinen ersten Unterricht in der Kunst erhielt er von Albert van Spiers in Amsterdam. Mit dem dreizehnten Jahre kam er nach Antwerpen, wo er bei seinem Oheim und Namensvetter, dem Kunst- und Weinhändler Jakob de Wit, Unterkommen fand und Schüler des Jakob van Hal wurde. Als er achtzehn Jahre alt geworden war, fing er an selbständig zu radiren, weshalb er in Antwerpens Lucasgilde aufgenommen wurde. Er benutzte seinen Aufenthalt in Antwerpen, um die Gemälde von Rubens in der dortigen Jesuitenkirche zu copiren. Da die Kirche im J. 1718

abbrannte, so gewannen seine Copien ein erhöhtes Interesse. Sie wurden nachmals im J. 1751 von Jan Punt in Kupfer gestochen. Nach seiner Rückkehr nach Amsterdam im J. 1718 verlegte sich W. hauptsächlich auf die Grau in Grau gehaltene Decorationsmalerei, die Steinreliefs nachahmte und diese vortäuschen wollte, und brachte es auf diesem Gebiete zu großem Ruf. Seine Hauptwerke in diesem Genre kann man in den Sälen des ehemaligen Amsterdamer Rathhauses, der heutigen königlichen Residenz, sehen. Proben seiner Kunst finden sich in den Galerien zu Kassel, Dresden, Amsterdam, Rotterdam und Haarlem, sowie in der des Fürsten Liechtenstein zu Wien. Als Radirer zeichnete er sich durch Schöpfung allegorischer Gruppen und anmuthiger Kinderbacchanale aus.

Vgl. F. J. v. d. Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool. Antwerpen 1885. S. 1212—1215. — A. Woltmann u. K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 1000, 1001. — J. E. Wessely, Geschichte der graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 246.

H. A. Lier.

Witdoeck: Jan W., Kupferstecher, wurde im J. 1615 (nach anderen Angaben 1604) in Antwerpen geboren. Er war Schüler des C. Schut und kam später in das Atelier von Rubens, nach dessen Compositionen er viele Blätter stach. Doch vollendete er nur einen Stich, die Aufrichtung des Kreuzes, noch zu Lebzeiten Rubens' im J. 1638. Es ist sein bedeutendstes Werk. Die letzte Jahreszahl auf seinen Blättern ist 1639. Man weiß nicht, wann er gestorben ist.

Vgl. G. K. Nagler, Neues Allgemeines Künstler-Lexicon. München 1851. XXI, 568—570. — J. E. Wessely, Gesch. d. graph. Künste. Leipzig 1891. S. 197. — Ch. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris o. J. IV, 240, 241.

H. A. Lier.

Witego, Notar des Bischofs von Seckau, Pfarrer in der Steiermark, Landschreiber allhier und im Oberösterreich, ermordet im Kloster St. Florian (1256). Von unbekannter Herkunft, kein Steiermärker, taucht dieser Geistliche 1239 als Notar oder Schreiber des damaligen Seckauer Bischofs Heinrich, des ausdauernden Anhängers Herzog Friedrich II. von Oesterreich und Steiermark, auf, zur Zeit, als der genannte Babenberger die Folgen seiner Aechtung (1236) verwunden hatte und Wien zurückzuerobern sich anschickte (Dec. 1239). Seit April 1244 begegnen wir W. als Nachfolger Heinrich's von Merin, aus dem Geschlechte der Herren von Mureck, in der wichtigen Stellung des herzoglichen „Landschreibers" von Steiermark. Mit der Pfarrpfründe zu S. Peter ob Judenburg ausgestattet, erscheint dieser Landschreiber wiederholt als Stellvertreter des Herzogs in landesfürstlichen Rechtssachen, als Vorsitzender im Landtaiding (vor 1245). Als den letzten Babenberger sein Geschick (15. Juni 1246) in der Schlacht a. d. Leitha ereilt hatte, und Steiermark in kaiserliche Verwaltung trat, behauptete sich W. in seinem Amte, und eine Urkunde bezeichnet ihn und seinen Bruder Rüdiger als Inhaber der Lehensherrschaft Halbenrain. Wir finden ihn 1248 unter dem Titel „Schreiber des Reiches" zur Seite des kaiserlichen Hauptmanns Otto Grafen von Eberstein und 1249 in gleicher Eigenschaft neben dem kaiserlichen Landverweser Meinhard Grafen von Görz. Als „Kaiserlichen" wird ihm vom Papst Innocenz IV. in dessen Weisung an den Erwählten von Salzburg, Philipp von Sponheim (25. Mai 1249), die Pfarre (Pöls) aberkannt. Aber, daß er sein Amt behauptete, erhellt aus der Thatsache seiner Zeugenschaft in einer Urkunde des genannten Kirchenfürsten im Februar 1250, woselbst er „Landschreiber" genannt wird. In der Zeit einer neuen Krise, als Ottokar von Böhmen den Versuch machte, auch Steiermark an sich zu bringen (1252), hielt W. seine

Amtsstellung fest und desgleichen, als Ottokar das Land den Arpáden überlassen mußte (April 1254), denn noch im September 1254 finden wir W. zur Seite des ungarischen Statthalters Stephan in der bisherigen Eigenschaft als Landschreiber. Bald jedoch muß er den Dienst bei König Ottokar II. vorgezogen haben, da wir ihn 1255 als Landschreiber der neugestalteten Provinz, des Landes Oesterreich ob der Enns, verzeichnet sehen. Kurz darnach (1256) erlag er der Privatrache des angesehenen Herrn von Volkenstorf, der ihn im Kloster S. Florian erschlug. Der Bericht der gleichzeitigen Garstner Klosterannalen über dieses Ereigniß lautet wörtlich zum Jahre 1256: „Ortolf von Volchenstorf, ein Ministeriale Oesterreichs, tödtete den ehrwürdigen Witego, Schreiber des Herzogs (Ottokar), im Speisesaale der Brüder des S. Florianklosters zuerst mit einem Messer, dann völlig mit dem Schwerte, zwecklos und ungebührlich und zu seinem eigenen Verderben, denn Ortolf und Otto von Ror, sein Neffe und dessen Bruder Dietrich wurden ohne Aussicht auf Heimkehr aus dem Lande vertrieben, ihre sämmtlichen Burgen gebrochen und ihre ganzen Güter confiscirt."

Die Angaben zusammengestellt in Krones, Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogthums Steier. Graz 1897. — Ueber Witego's Ende Ann. Garst. Monum. Germ. SS. IX, S. 600.

F. v. Krones.

Witekind: Hermann W., Universitätsprofessor. Sein ursprünglicher Name war Hermann Wilcken. Geboren wurde er 1522 zu Neuenrade an der Lenne, Grafschaft Mark in Westfalen, die damals zum Herzogthume Jülich-Cleve-Berg gehörte. Ueber seine Jugend wissen wir nur, daß er 1545—1548 in Frankfurt an der Oder und in Wittenberg studirte. Er genoß Freundschaft und Förderung seitens Melanchthon's und erhielt durch seine Empfehlung die Stelle eines Rectors der Lateinschule in Riga. Wilcken verließ Riga aus nicht bekannten Gründen und kam 1561 nach Heidelberg. Hier vollzog er den Namenswechsel. Er wurde zuerst an dem 1546 gestifteten Pädagogium, einer akademischen Vorbereitungsschule, angestellt, bald danach an der Universität und zwar als Lehrer des Griechischen. Die ihm angebotene Professur der Dialektik hatte er ausgeschlagen, ehe er in das Pädagogium eintrat, und dabei auf die der Ethik vergeblich gehofft. Am 29. April 1563 begann er seine Vorlesungen über Homer; am 10. August wurde er Magister und am 1. September Mitglied der philosophischen Facultät. Ende September desselben Jahres verließ er vorübergehend die Stadt, weil die Pest darin wüthete und es den Professoren erlaubt wurde, mit ihren Schülern einen auswärtigen Aufenthalt zu wählen. Sechs von ihnen, darunter W., zogen mit denen des Dionysianums nach Oppenheim am Rhein, setzten dort den Unterricht fort und kehrten erst im folgenden März zurück. 1569 war W. Rector der Universität, vorher Regens des einzigen Contuberniums und später Mitglied der aus vier Professoren bestehenden Commission, die auf Befehl Johann Casimirs eine Umgestaltung der Universitätssatzungen zu berathen hatte. W. hielt zum reformirten Bekenntnisse, dachte aber sehr gemäßigt über die Schattirungen des Protestantenthumes. Das zog auch ihm unter dem streng lutherischen Kurfürsten Ludwig VI. die Entlassung aus dem Amte zu. Er fand Aufnahme an der von dem reformirten Fürsten Johann Casimir in Neustadt an der Hardt neugegründeten Hochschule und war auch hier Professor des Griechischen. Nach dem Tode Ludwigs 1583 kehrten die vertriebenen Professoren zum Theil nach Heidelberg zurück, wo W. nunmehr den Lehrauftrag für Mathematik erhielt, den er bis zu seinem Tode am 7. Februar 1603 erfüllte.

Wir besitzen von W. acht Schriften, wovon die letzte allerdings ungedruckt geblieben ist. Es ist eine Genealogie und Geschichte der pfälzischen Kurfürsten, die er um 1585 auf Befehl von Johann Casimir zum Unterricht für den Erb-

prinzen Friedrich verfaßte. Wahrscheinlich unterblieb die Drucklegung deshalb, weil der Verfasser sich darin in höchst freimüthiger und derber Weise über einzelne Thaten der kurfürstlichen Ahnen ergeht. Zwei jener Schriften sind kirchlichen Inhaltes, nämlich eine Kirchenordnung, die er 1564 für seine Vaterstadt auf deren Verlangen ausarbeitete, und ein Gebetbuch in deutscher Sprache, wol für dieselbe Gemeinde. Dazu kommen eine Geschichte der Cäsaren nach Suidas und drei Abhandlungen astronomischen Inhaltes. Das Werk seines Lebens, das seinen Namen und seinen Ruhm der Nachwelt überliefert hat, liegt auf einem ganz anderen Gebiete; es ist sein gegen die Gräuel der Hexenprocesse geschriebenes Buch: „Christlich bedencken vnd erinnerung von Zauberey", das 1585 in Heidelberg, 1586 in Straßburg, 1597 in Speier und 1627 in Basel erschien. Er nannte sich auf dem Titelblatt Augustin Lercheimer von Steinfelden, und unter diesem Namen wurde der unbekannt gebliebene Verfasser in der Litteratur bis vor kurzem geführt. Soldan-Heppe in seiner Geschichte der Hexenprocesse hat zwölf Zeilen über ihn.

Johann Weyer hatte den Kampf gegen den Hexenwahn und seine bestialischen Folgen 1563 begonnen (s. A. D. B. XXXXII, 266) und bis zum Erscheinen der 6. Auflage seines Buches 1583 allein durchgeführt. Da erst wurde das Gewissen gleichgesinnter Männer zu thatkräftiger Hülfeleistung aufgerüttelt, und wir sehen nun W. als einen der ersten sich dem Clevesche Arzte zugesellen. Dieser bekämpfte mit allen damals möglichen wissenschaftlichen Gründen vorwiegend den Aberglauben seiner Zeit als die Quelle der richterlichen Morde; der Jesuit v. Spee, dessen Buch 46 Jahre jünger ist, als das von W., unterzieht nur das gegen die Opfer des Aberglaubens angewandte Proceßverfahren einer vernichtenden Kritik. W. dagegen häuft vorwiegend zusammen, was ihm die alltägliche Erfahrung, der gesunde Verstand und ein tiefes menschliches Mitgefühl eingeben, um den Wahnsinn der Anklage und die Barbarei des Urtheils darzuthun. Und seinem geringeren Aufwande von Gelehrsamkeit des Materials entsprechen Ausdruck und Form. Wie seine Beweisführung sich an alle richtet, so auch die Sprache aller, das Deutsch, worin er schreibt. Verständiger und wärmer, als er seine Sache und die der armen Opfer verficht, hat es weder vor noch nach ihm Einer gethan. Dabei ist der Stil des Buches gefällig und klar. Ungeachtet der uns in vielem so fremden Schreibung braucht man keinen Satz, um ihn zu verstehen, zweimal zu lesen. So zeigt sich der Verfasser unverkennbar als einer der Bahnbrecher von Vernunft und Humanität inmitten einer Zeit voll Dummheit und Grausamkeit.

Man hat dem Verfasser da und dort seinen festen und derben Teufelsglauben vorgeworfen. Wie wenig bedeutet der gegenüber der Thatsache, daß W. in der Hauptsache dessen, was er denkt und anstrebt, der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen um fast zweihundert Jahre voraus ist! — Und wo waren denn am Ende des 16. Jahrhunderts die Männer, die jener Glaube nicht gefangen hielt? Um so größer das Verdienst Witekind's, daß er daraus nur Schlüsse zog gegen die Hexenprocesse, während seine Mitlebenden ihre Schlüsse für sie aus derselben Quelle holten. Sein religiöser Freimuth äußert sich in zahlreichen Stellen. Ich will nur eine herausnehmen: „So frey es eim jeden steht ein Christ zu werden, so frey ists im wider abzufallen vnd ein Mammeluck zu werden. Zu keiner Religion (wie auch die Alten Päpstlichen decreta wöllen) soll vnd kann man niemand zwingen sie anzunemmen vnd dabey zubleiben: sol auch vm den abfal nicht am leben gestraft worden. Alß wan ein getauffter Jud sich wider zum Judenthum begibt, wird er nicht, wie er auch nicht soll, darum verbrant".

Das „Christlich bedencken" Witekind's ist eine Hauptquelle für die Sage

vom Doctor Faust, über den an fünf Stellen darin berichtet wird. Auch das Faustbuch wird einigemal erwähnt. W. wurde in der akademischen Capelle beerdigt. Die von dem frommen und einfachen Sinne des Mannes zeugende Grabschrift hatte er sich selbst verfaßt; sie lautete:

H. W. R. W.*)
Quis hic cubem, nihil tua
Novisse refert, scit Deus
Curatque. Tu quin hoc agis,
Teque ad bene cubandum paras?

Capelle, Grabschrift und Grab sind untergegangen in Flammen und Schutt, als die Franzosen im Mai 1693 Heidelberg zum zweiten Male heimsuchten.

Melchior Adam, Vitae Eruditorum u. s. w. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1705. Philosophen. S. 110. — A Wolters, Hermann Wilcken genannt Witekind und seine Kirchenordnung von Neuenrade. Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsvereins, 1865, Bd. 2, S. 42. — A. F. C. Vilmar, daselbst Bd. 5, S. 228. — Carl Binz, Augustin Lercheimer und seine Schrift wider den Hexenwahn. Lebensgeschichtliches und Abdruck der letzten vom Verfasser besorgten Ausgabe von 1597. Sprachlich bearbeitet durch Anton Birlinger. Straßburg 1888. (Enthält alle bekannten Einzelheiten und Litteraturangaben.) C. Binz.

Witelo: W. (auch Vitello, Vitellio), Magister, ein sonst unbekannter Mönch. Ueber sein Leben konnte bereits Friedrich Risner, der 1572 zu Basel Witelo's Hauptwerk, eine Optik, herausgab, in der zu dieser Ausgabe geschriebenen Vorrede sich nur vermuthungsweise äußern, gestützt auf einige wenige Andeutungen, die sich in dem Werke selbst finden. Danach war W. von Geburt ein Pole; er sagt nämlich im 74. Theorem des 10. Buches seiner Optik: „. . . . . in nostra terra, scilicet Poloniae, habitabili . . . .“. Nun nennt er sich aber auch selbst im Titel seines Buches „Thuringo-polonus“, auch „Filius Polonorum et Thuringorum“; es findet sich ferner von Regiomontan in seiner Vorrede zu Alphragan die Stelle: „Vitellio autem noster Thuringus“; ebenso bezeichnet ihn ein Schüler Regiomontanus Gualtherus in seinen „astronomischen Beobachtungen“; hält man endlich damit zusammen, daß er in den ältesten Handschriften stets Witelo heißt, welcher Name (auch Witilo, Witulo oder Widilo, Widelo, Widulo von Wito oder Wido herkommend) aber ein deutscher ist und gerade in Thüringen im 13. Jahrhundert häufig vorkommt, so wird man ihn mit Poggendorff für einen Deutschen, nämlich Thüringer erklären müssen. Nicht unwahrscheinlich ist die Annahme Risner's, daß eines der beiden Eltern aus Thüringen gestammt habe, während das andere polnischer Abkunft gewesen sei.

Ueber seine Lebenszeit sind wir auch nicht genau unterrichtet; falsch ist jedenfalls die Annahme G. Tanstetter's, der den W. in einem Briefe, welcher der von ihm 1535 zu Nürnberg herausgegebenen Optik desselben vorgedruckt ist, ins 10. Jahrhundert setzt (Vitello . . . . . annis ut conjicio ab hinc plus, minus DC vixit). Denn W. widmete seine Optik einem Dominikanermönche Wilhelm von Morbeta, der nach eigener Angabe in seiner Geomantia, deren Handschrift Risner vorgelegen hat, 1269 lebte. In dieselbe Zeit setzen ihn auch nach Risner Erasmus Reinhold (Prof. der Mathematik an der Universität Wittenberg, 1511—1553), Kaspar Peucer (1525—1602) und nach Bayle (Dictionnaire historique et critique) Gaurico (Prof. der Mathematik zu Bologna, Ferrara, Venedig und Rom, 1476—1558), der Jesuit Biancani (Blancanus, Prof. der Mathematik zu Parma, 1566—1624) und andere.

*) Heißt offenbar Hermannus Witekind, Radensis, Westphalus.

Aus mehreren Stellen seiner Optik geht hervor, daß er längere Zeit in Italien lebte; so sagt er z. B. liber 10, theorema 42, er sei zuerst „in Italien bei Cubale (einem Orte zwischen Padua und Vincentia)", ferner liber 10, theorema 67 „bei Viterbo" durch die Beobachtung der Lichterscheinungen, die durch die Sonne in dem feinen Wasserstaube eines Wasserfalls hervorgerufen wurden (Regenbogen), zu optischen Studien veranlaßt worden. Ferner bemerkt er in der Einleitung, daß er vornehmlich auf Anrathen und Zureden des Morbeta sein Werk zu schreiben Veranlassung genommen habe. Morbeta aber war um 1270 päpstlicher Poenitentiar (Bußpriester) zu Rom. So hat die Annahme viel für sich, daß er sein Werk überhaupt in Italien geschrieben habe, da er dazu, wie selbst eine oberflächliche Durchsicht desselben lehrt, sicherlich viele Litteraturstudien hat machen müssen, wobei ihm die reichhaltigen Bibliotheken Italiens offenbar die besten Dienste leisten konnten.

Die mehrfach erwähnte Optik ist das einzige Werk Witelo's, das auf uns gekommen ist. Sie wird in den ältesten Handschriften als „Perspectiva magistri Witelonis" citirt und ist mehrfach gedruckt worden, allein herausgegeben von Georg Tanstetter und Petrus Apianus unter dem Titel: Vitellionis mathematici doctissimi περὶ ὀπτικῆς, id est de natura, ratione et proiectione radiorum visus, luminum, colorum atque formarum, quam vulgo Perspectivam vocant, libri X. Norimbergae apud Jo. Petreium, 1535, und unter demselben Titel nochmals ebendaselbst 1551. 1572 gab sie F. Risner zusammen mit Alhazens Optik zu Basel heraus als Vitellonis Thuringopoloni opticae libri X. Letztere Ausgabe ist bei weitem besser als die beiden erstgenannten. Nach eigner Angabe Risner's hat er 3645 Versehen verbessert, viele Figuren berichtigt, mehrere neu hinzugefügt.

Das Verdienst Witelo's besteht nicht sowol darin, durch eigne Forschungen das Gebiet der Optik erweitert zu haben, als vielmehr darin, daß er mit Fleiß und Umsicht die Ansichten der älteren Physiker und Mathematiker, wie des Euklid, Ptolemäus, Apollonius, Theodosius, Menelaus und vieler anderer über diesen Wissenszweig sammelte, bezüglich klarer und ausführlicher darlegte, wie z. B. die Lehren Alhazens. W. spricht u. a. von der Vergrößerung, welche durch einen Kugelabschnitt hervorgebracht wird, kannte jedoch die Erscheinung, um welche es sich handelte, aus eigner Erfahrung ebenso wenig wie Alhazen. Er beschäftigte sich ferner mit der Lichtbrechung, indem er die Brechungswinkel bei verschiedenen Medien und für verschiedene Einfallswinkel nachmaß. Dabei fand er, daß die Winkel bei denselben Medien dieselben bleiben, gleichgültig ob das Licht aus dem dünneren Mittel in das dichtere oder aus dem dichteren in das dünnere übergeht. Er giebt eine Tabelle für die Lichtbrechung in verschiedenen Medien, die sich indeß von der des Ptolemäus wenig unterscheidet. Er bezieht sich dabei auf Strahlen, welche aus Luft in Wasser oder Glas, aus Wasser in Glas, aus Wasser in Luft, aus Glas in Luft und aus Glas in Wasser gehen. Die Daten Witelo's sind zwar hinreichend genau, indeß dort, wo von dem Uebertritt des Lichtstrahles aus einem optisch dichteren in ein optisch dünneres Medium die Rede ist, kommen einige unrichtige und selbst unmögliche Winkel vor, es sind dies die Fälle der totalen Reflexion, wie sie bei großem Einfallswinkel vorkommen, wobei der Lichtstrahl das dichtere Mittel gar nicht verläßt. Der Fehler Witelo's stammt daher, daß er den Satz Alhazens, welchem zufolge der Lichtstrahl in entgegengesetzter Richtung denselben Weg zurücklegt, unrichtig anwendet. Da z. B. bei einem Einfallswinkel von 10 Graden der Brechungswinkel im Wasser $7^3/_4$ Grade, also um $2^1/_4$ Grade weniger beträgt, als jener, so schloß er hieraus, daß im umgekehrten Falle, beim Uebergang des Strahles aus Wasser in Luft, der Brechungswinkel um $2^1/_4$ Grade

mehr betragen müsse, als der Einfallswinkel von 10 Grad, sodaß jedesmal die Summe der beiden Brechungswinkel dem Doppelten des Einfallswinkels gleich sein müsse.

In der Theorie des Regenbogens machte W. über Aristoteles hinaus den Fortschritt, daß er bemerkte, der Regenbogen könne nicht durch alleinige Reflexion des Sonnenlichtes entstehen, es müsse vielmehr der Lichtstrahl, weil der Regentropfen durchsichtig sei, bei seinem Durchgang durch den Tropfen auch gebrochen werden; eine genaue Beschreibung der Erscheinung giebt er indeß nicht. Auch die Lichtbrechung in wassergefüllten Kugeln und Prismen ist ihm bekannt. Er ist es auch, der den Rath giebt, den Brennspiegeln eine paraboloidische Gestalt zu geben. Bemerkt sei übrigens noch, daß kein Geringerer als Johannes Keppler sich mit diesem Werk Witelo's beschäftigte in seiner Schrift: Ad Vitellionem Paralipomena etc. Francof. 1604.

Außer diesem Hauptwerk Witelos kennen wir wenigstens noch die Titel mehrerer anderer von ihm verfaßter Schriften, die er selbst in seiner Optik citirt; so eine Philosophia naturalis (de ordine entium), ferner De elementatis conclusionibus, endlich eine Scientia motuum coelestium.

Moreri, Dictionnaire historique. Paris 1759. Tome X. — Bayle, Dictionnaire historique et critique. 5. édition. Tome IV. 1740. — Rosenberger, Geschichte der Physik. Braunschweig 1882. — Heller, Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neueste Zeit. Stuttgart 1882. — Poggendorff's Biographisch-Litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften. Leipzig 1863. — Joannis Kepleri astronomi opera omnia ed. Frisch. Band 2. Frankfurt und Erlangen 1859. — Eingesehen wurden endlich die drei oben citirten Ausgaben der Optik Witelo's.

Robert Knott.

Withof: Johann Hildebrand W., ordentlicher Professor der Geschichte, Beredsamkeit und griechischen Sprache an der Universität Duisburg, ein fruchtbarer Schriftsteller, der viele philologische, historische und litteraturgeschichtliche Abhandlungen geschrieben, geboren am 27. Juli 1694 zu Lengerich in der Grafschaft Tecklenburg, † am 13. Februar 1769 zu Duisburg. Vorgebildet in der Schule seiner Vaterstadt bezog W. im J. 1708 das Pädagogium zu Bremen, wo er 1711 zu den öffentlichen Vorlesungen zugelassen wurde. Die Theologen Gottfried Jüngst und Albert Schumacher hörte er hier mit vielem Fleiße, worauf er nach Utrecht zog. Daselbst waren seine Lehrer Alexander Roell, Franz Burman der Jüngere, Hadrian Reland, Hieronymus Simons van Alphen, besonders aber C. A. Duker, Professor der sogenannten schönen Wissenschaften. Durch Reland wurde er mit dem gelehrten Kanonikus Franz Hessel befreundet, mit dem er viel verkehrte. Nach einem zweijährigen Aufenthalte zu Utrecht wurde er im Frühjahr 1718 zum Rector der gelehrten Schule nach Bommel in Geldern berufen. Seine Wirksamkeit daselbst eröffnete er mit einer Rede „de utilitate humaniorum litterarum per omnes scientias“. Nur ungern verließ er nach anderthalbjähriger Arbeit Bommel, um einer Vocation des Königs von Preußen an die Universität Duisburg, an Stelle des daselbst verstorbenen Professors Heinrich Mascamp zu folgen. Seine am 19. April 1720 gehaltene Inauguralrede „de decreto Juliani Apostatae circa scholas christianorum claudendas“ sollte die Gesichtspunkte andeuten, unter welchen er das ihm übertragene neue Amt eines Professors der Beredsamkeit und Geschichte führen würde. Mit Treue und Emsigkeit versah er dasselbe fünfzig Jahre. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniß, das ihm bei seinen historischen Studien und Sammlungen, welche er mit allem Eifer betrieb, sehr zu statten kam. Seine mit Blumentöpfen geschmückte Bibliothek war reich an kostbaren Schätzen. Sie enthielt über 12 000

wohlgeordnete Bände aus allen Fächern. Wegen seiner allseitigen gelehrten Bildung und Beschlagenheit in allen Zweigen der Litteratur wurde er selbst als eine wandelnde Bibliothek angestaunt. Sein Hauptfach war die Geschichte, besonders die Kirchengeschichte; aber auch auf dem Gebiete der philologischen Kritik zeichnete er sich vortheilhaft aus.

Ein Verzeichniß der philologischen Abhandlungen, Gelegenheitsgedichte, Reden, litteraturgeschichtlichen Aufsätze und sonstigen Arbeiten von W. findet sich bei Hirsching, Strodtmann und Meusel. Mit äußerstem Geschicke redigierte W. eine Reihe von Jahren den wissenschaftlichen Theil der „Wöchentlichen Duisburgischen Addresse- und Intelligenz-Zettel", welche auch hier, wie an manchen anderen Orten der Monarchie, der König Friedrich Wilhelm von Preußen eingeführt hatte. Manches bedeutsame Lebensbild hat er darin vor der Vergessenheit gerettet. Durch seinen biographischen Aufsatz über Valerandus Pollanus, den ersten Prediger der nach Frankfurt am Main vor Alba's Schwert geflüchteten Wallonen, gerieth W. in eine heftige litterarische Fehde mit dem Senior des lutherischen Ministeriums dieser alten Reichsstadt, dem bekannten Dr. Joh. Phil. Fresenius. Im J. 1751 bemühten sich die Reformirten Frankfurts, daß ihnen die Ausübung ihres religiösen Bekenntnisses innerhalb der Mauern ihrer Stadt, wie solche bis zum Jahre 1562 gestattet war, wieder erlaubt würde. Dieselben ließen die ebengenannte Arbeit von W. nochmals drucken und schickten sie an die Höfe der deutschen Fürsten. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde erregt. Mehrere Lutheraner schrieben dagegen. Von Bedeutung ist aber nur, was Fresenius veröffentlicht hat. Im J. 1752 gab er gegen W. heraus: Actenmäßige Anmerkungen über die von Polano gegebene Nachricht. W. ließ hierauf, zuerst in den Duisburger Addresse- und Intelligenz-Zetteln: „Vertheidigung der zuverlässigen und mit authentischen Stücken und Urkunden erwiesenen Nachricht, wie es mit Val. Pollano, 1. ref. Prediger zu Frankfurt a. M. und dessen Aufnahme daselbst zugegangen, nebst Widerlegung der dagegen gemachten Einwendungen u. s. w." erscheinen, sodann dieselbe Arbeit separat mit dem Glaubensbekenntnisse und der Liturgie der Frankfurter Flüchtlingsgemeinde. Auch auf diese Schrift antwortete der streitlustige Fresenius, W. dagegen schwieg.

In der Kritik hatte sich W. an dem berühmten Richard Bentley gebildet. Manche glückliche Emendation ist ihm zu verdanken. Seine „Exercitationes theolog. philol. de *πολυθεότητι* antediluviana, ad locum Genes. IV, 26". (Brem. 1716), welche am meisten bekannt geworden, wird von Wolf in seinen Curis rühmlichst erwähnt; ebenso von Stosch, Dissert. de prima concionum origine. Der Duisburger Professor Leidenfrost hat auch auf die große Combinationsgabe aufmerksam gemacht, welche W. zeigte, sowie auf dessen lautere Frömmigkeit. Er war von Herzen dem reformirten Bekenntnisse ergeben. Die Universität Duisburg, deren Säcularfeier im J. 1756 er beschrieben hat, verlor an ihm einen ihrer trefflichsten Lehrer.

Ein Sohn von W., Balthasar Eberhard, wurde Kanonikus zu Utrecht, dann Professor der Theologie zu Lingen und später Rath am Tribunal der Vormundschaftsangelegenheiten zu Berlin. Wegen seiner Tüchtigkeit wurde er in den Ritterstand erhoben. Er starb noch vor seinem Vater.

Oratio funebr. von Prof. Leidenfrost. — Strodtmann, Neues gel. Europa. — J. C. G. Hirsching, Handbuch. — Miscell. Duisburg. I. — J. G. Meusel, Lexikon. — Hamberger, gel. Deutschland. — C. J. Bouginé, Handbuch. Cuno.

Withof: Johann Philipp Lorenz W., Lehrdichter, Arzt, Professor der Geschichte u. s. w., der zweite Sohn Joh. Hildebr. Withof's, wurde am 1. Juni 1725 in Duisburg geboren. Bis zum 15. Jahre besuchte er das lateinische

Gymnasium, nebenher ging Privatunterricht, vor allem beim Vater, der sich auch sonst liebevoll mit den Kindern beschäftigte. „Er machte ihnen das Herz durch die lieblichen Betrachtungen über die Gegenstände der Felder, der Ströme und der Büsche rege. Und dann lenkte er diese Regung allemal zu Gott und zur Poesie.“ Von 1740 studirte W. an der Universität Duisburg classische Philologie, Geschichte und Philosophie, von 1743 an auch Medicin, Mathematik und Naturwissenschaften; die Verbindung so vieler Wissensgebiete konnte auch damals, wo man von der heutigen Specialisirung nichts wußte, nur durch eisernen Fleiß, z. Th. auf Kosten der körperlichen Gesundheit, ermöglicht werden. 1745 hielt er auch medicinische Vorlesungen vor Bekannten, um sich einen guten Vortrag anzugewöhnen. 1746/47 setzte er seine Studien in Utrecht und Leyden fort und knüpfte auf Reisen durch Holland Verbindungen mit Gelehrten an. Aus dieser Zeit stammen Ad systema Leuwenhoekianium comment. duo. 1747 promovirte er mit der Schrift De aere in humanis liquoribus haerente, prakticirte bis 1750 mit staunenswerthen Erfolgen in Lingen, wo er u. a. mit Stosch, dem späteren Herausgeber des „Neuen Gel. Europa“, befreundet wurde, und habilitirte sich dann in Duisburg, wo er, zuletzt als Assessor in der medicinischen Facultät, bis 1752 blieb. 1750 ernannte ihn die königl. deutsche Gesellschaft zu Göttingen zum Mitgliede, was ihn zur Veröffentlichung seiner „Gedichte“, 1751, bewog. Auf seine „Dissertationes de pilo humano“ hin, von denen ein Auszug in den Comm. soc. reg. scient. Gotting. II, 368 ss. abgedruckt ist, wurde er auch familiaris der Götting. Ges. d. Wiss. M. Bendix in seiner Diss. De pilis corporis hum., Ber. 1829, urtheilt, daß W. prima accuratioris pilorum anatomes fundamenta zu verdanken sind. 1752 trat W. die Professur für Geschichte, Philosophie und Beredsamkeit am akademischen Gymnasium zu Hamm mit einer Oratio de religione medica an, in der die Aerzte gegen den Vorwurf des Atheismus vertheidigt werden. 1755 gab er eine zweite Sammlung von Poesien als „Aufmunterungen in Moralischen Gedichten“, 1760 „Die Moralischen Ketzer“, eine Umarbeitung eines Gedichtes der ersten Sammlung, heraus. 1756 erschienen die Diss. duae de scientiarum in animi corporisque enervando robore damnosa efficacia, die trotz des für einen akademischen Lehrer etwas wunderlichen Thema manchen guten Gedanken zeigen, 1756 De castratis comm. IV (vgl. G. G. A. 1756, S. 1277 ff.), 1765 Das meuchelmörderische Reich der Assassinen (in den G. G. A. 1766, S. 357 ff. nicht günstig beurtheilt; der Mangel an wissenschaftlichen Hülfsmitteln wird von W. selbst beklagt). In Hamm blieb W. bis etwa 1765, danach (Meusel, wohl nach ihm Koberstein u. a. schieben irrthümlich eine medicinische Professur in Frankfurt a. O. ein) wirkte er als Bentheimischer Leibarzt und Hofrath und als Professor der Medicin, der Philosophie und der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Burgsteinfurt. 1767 Diss. academ. de optimo ... infantes ... educandi modo, von der ich bis jetzt kein Exemplar habe auftreiben können. Nach dem Tode seines Vaters, 13. Februar 1769, erwartete er und die meisten Duisburger Professoren, daß W. zum Nachfolger berufen werde. Doch der Professor der Rechte v. Eichmann, seit 1768 (nicht 1769) auch Director der Universität, der schon mit Hildebr. W. in Feindschaft lebte und sich „noch auf dem Todtbette an ihm versündigte“, hatte W. beim Minister v. Fürst angeschwärzt, daß „seine Lebensart viel Aergerniß gegeben“ habe. Diese Beschuldigung, soweit sie etwa den Vorwurf der Ausschweifung in sich schließen soll, läßt sich mit dem bis zur Gesundheitsschädigung gehenden wissenschaftlichen Streben, ganz abgesehen von dem Ernste seiner Poesien, schwer in Einklang bringen und ist mindestens unwahrscheinlich. Man vergleiche auch die zwar von vielleicht schmeichelnder Freundeshand gegebene Charakteristik im N. Gel. Europa mit den Angaben über Eichmann bei Weidlich, biogr. Nachr. von den jetzt leb.

Rechtsgel., Nachtr. 1783, S. 63 f. und Wern. Hesse, Beitr. z. Gesch. d. früh. Univ. Duisb. S. 87. W. reichte ein „Instanz-Memorial" und zugleich „die Redlichkeit", Bearbeitung eines älteren Gedichtes, an Fürst ein; dieser gab nach einem Briefwechsel mit Gleim und nach günstigen Berichten der klevischen Regierung, die meist den zweiten Curator für Duisburg stellte, seinen Widerstand auf, und Winter 1770/71 konnte W. die Professur der Geschichte, der Beredsamkeit und der Moral antreten. Mit ihr war die Verpflichtung, die officiellen Reden zu halten, verbunden. Etwas wichtiger als diese meist hohlen Machwerke sind Withof's lateinische Vorreden zu den elenchis, Vorlesungsverzeichnissen, 1771 bis 1786 (ein Exemplar in Bonn), in denen er mit Vorliebe ästhetische Fragen vom Standpunkte des moralischen Nutzens, ungefähr wie Haller in den Tagebüchern (vgl. z. B. über Homer I, 42 u. s. w.), beantwortet. Rector war W. 1776 und 1786. 1782 f. erschienen in zwei Bänden die „Academischen Gedichte", Umarbeitungen der meisten früher gedruckten Gedichte, im zweiten Bande auch einige neue. Am 31. März 1773, also schon 48 Jahre alt, ließ sich W. mit Philippine Lüttringhausen, die einer angesehenen Elberfelder Familie entstammte, trauen (Kopulationsbuch der ref. Gem. zu Elberfeld); sie gebar ihm zwei Kinder, Jeannette Christiane und Friedrich August; für diese fertigte er die Gedichtchen „Unterhaltungen mit seinen Kindern" an, die aber erst 1792 f. in drei Theilen herausgegeben wurden. W. starb am 3. Juli 1789. Sein Bildniß steht vor den Acad. Ged. Man fand Aehnlichkeit zwischen ihm und Gleim; Withof's Mutter war die Tochter des Stiefbruders von Gleim's Vater, diese Stiefbrüder hatten Schwestern gefreit (so gegen Körte, Gleim's Leben S. 410), doch haben sich die Dichter persönlich nicht gekannt.

W. ist der bedeutendste unter den Dichtern, die sich enger an Haller anschließen (v. Creuz, der neben W. gestellt wird, hat sein berühmtestes, die Gräber, in Anlehnung an Young geschaffen). Haller's Einfluß zeigt sich in Wahl und Behandlung des Stoffs, in zahlreichen inhaltlichen Anklängen, in Stil und Syntax, Flexion, Wortschatz, Vers- und Strophenbau. Und doch ist er etwas mehr als bloßer Nachahmer. Freilich machen es die großen Ungleichheiten seiner Dichtungen schwer, ihm gerecht zu werden: neben Zeichen feinster psychologischer Beobachtungs- und Zergliederungskunst, neben tiefen, prägnanten Gedanken nichtssagende Weitschweifigkeiten, neben treffenden, kühnen Bildern weithergeholte, in ihrer Häufung ermüdende, pedantisch-gelehrte, Anmerkungen erheischende Anspielungen, neben edelm Schwung wunderliche Verstiegenheit und Unverständlichkeit oder gereimte Prosa, hier meisterliche Beherrschung der Sprache, dort vergebliches Ringen nach adäquatem Ausdruck. Kann z. B. der Mystiker kürzer und schärfer charakterisirt werden, als daß er „in Gott versenket Nicht denket was er fühlt und fühlet was er denket"? Aber am Schluß der „Redlichkeit" singt W.: „Die Hebamm und nach ihr der Feldscheer sind doch wohl Das Unentbehrlichste, das nirgend mangeln soll"; doch ist dies erst Zusatz der Ausgabe von 1770. Ueberhaupt sind die ersten Fassungen trotz zahlreicherer sprachlicher Härten durchaus vorzuziehen; und doch wird jetzt wol W. meist nach den am ehesten noch zugänglichen Acad. Ged., in denen die Mängel viel deutlicher hervortreten, beurtheilt. Nach Withof's eigenen Angaben sind alle größeren Gedichte schon zwischen 1743—1747 entstanden; da ihm von den Kritikern häufig Rauhheit der Sprache und Dunkelheit des Ausdrucks vorgeworfen waren und eine neue Ausgabe erwartet wurde, feilte er, auch hierin Haller ähnlich, immer wieder, doch fast ausschließlich an der Form: der inhaltlich meist unveränderte Gedanke wurde in den Acad. Ged. fast in jedem Verse gepreßt oder gezerrt, hauptsächlich metrischen Marotten zu Liebe, auch zur Beseitigung

schriftsprachwidriger Formen. Doch bleiben auch hier außer Archaismen und Provincialismen eine Menge Batavismen stehen, die sich aus dem Aufenthalte in Holland und aus Duisburgs Lage leicht erklären (vergl. Leidenfrost's Oratio funebris . . post exequias . . Hild. Withofii p. 64: ut Duisburgensis academia . . arctiorem fere cum batavis quam cum germanis societatem alit). Zu erwähnen sind auch die zahlreichen, glücklichen und verfehlten, Neologismen, die besonders in den Acad. Ged. unter dem dort auch sonst bemerkbaren Einflusse Klopstock's entstanden sind. — Die Weltanschauung ist in allen Ausgaben die gleiche. In ihrem Mittelpunkte steht positiver, der Freigeisterei und der Möncherei gleich abholder protestantischer Glaube; in den Punkten, in denen die Philosophie nicht mit der Religion collidirte, war W. Eklektiker. Wie er über den einzelnen Systemen steht, zeigen besonders „Die Moral. Ketzer", Schilderungen der verschiedenen „eitlen Bemühungen zu einer zeitlichen Glückseeligkeit", die ihre Widerlegung meist schon in sich tragen. (S. auch Mendelssohn's treffende Vergleichung dieses Gedichtes mit Uzens „Kunst stets fröhlich zu sein" im 128. Lit. Br.) In solchen Typen kann W. seine volle Stärke entfalten; nahe stehen die „sinnlichen Ergetzungen", da sich auch hier der Stoff ganz natürlich in kleinere, ziemlich selbständige Bilder zerlegt; „Die Redlichkeit" dagegen ist besonders im 2. und 3. Gesange der vielen Abschweifungen wegen fast ungenießbar. „Der medicinische Patriot" zeugt gerade mit seinem „poßierlichen Plane" (Kinder lasterhafter Mütter mit Kuhmilch aufzuziehen) von nicht geringem Vermögen, scheinbar völlig Widerstrebendes dichterisch zu gestalten. Der Ode nähert sich „Socrates", noch mehr an Shaftesbury als an den fortlaufend citirten Plato anklingend. Dies sind die fünf großen Lehrgedichte Withof's. Die kleineren, unter ihnen einige gute, wie z. B. „Die Entschliessung", und viele minderwerthige, übergehe ich; sie zeigen an mehreren Stellen (s. besonders Moral. Ged. S. 7), daß W. auch für das rein Lyrische Begabung besaß, die er aber absichtlich vernachlässigte. „Ihr, philosophische Gedanken, . . Verhindert's, wenn mir Tand den Wohllaut zu kränken unternimmt." — Ueber die Kunstrichter hat sich W. im allgemeinen nicht zu beklagen gehabt. Keinem konnten zwar die Fehler entgehen, aber fast alle sind darin einig, daß große Schönheiten die großen Mängel doch überwiegen. Haller weist ihn schon 1751 in den G. G. A. 826 seinen Anhängern, den „Participianern", zu, doch erscheint er in den Streit der Leipziger und Schweizer nicht verwickelt, in Schönaich's „ganzer Aesthetik in einer Nuß", 1754, wird sein Name weder erwähnt noch angedeutet. Völlig absprechend urtheilen über ihn natürlich ebenso wie über Haller Mauvillon und Unzer (Br. üb. d. Werth einiger d. Dichter II, 117). Mendelssohn hat sich verschiedentlich liebevoll mit W. beschäftigt. Herder spricht sich, nachdem er in den Fragm. über die neuere deutsche Litteratur, 1767, (Suphan I, 471) W. mit Ehren hatte bestehen lassen, 1770 Merck gegenüber (Briefe an . . Merck 1838, 2. Br.) ziemlich schroff über Withof's Schattenseiten aus, doch umfängliche Citate und Bearbeitungen (s. Goedeke) beweisen, wie hoch Herder Vieles von W. schätzte; vgl. auch Joh. Georg Müller's Schilderung seines Besuchs bei Herder 1780, veröffentlicht in den Prot. Monatsbl. XIII, 187 f. Von sonstigen Urtheilen sind hervorzuheben das Kütner's (Charaktere S. 320) und Bouterwek's (Gesch. d. Poesie XI, 200—203). — Der Anklang, den so W. bei der Mehrzahl der bedeutenden Kritiker fand, fehlte beim Publikum (Klotzens dtsch. Bibl. d. sch. Wiss. V, 2. St. und Kütner), die ersten Ausgaben waren schon 1770 sehr selten, und Eschenburg (in Campes Beitr. I, 3. St.) und Bouterwek bezeugen, daß Withof's Dichtungen fast völlig vergessen waren.

Das Neue Gel. Europa III, 694, XIII (1758), 117—136. — Vier von mir nicht eingesehene Briefe Withof's an Haller, 1751 bis 1753, sind in der Berner Stadtbibl. – 12 Briefe aus d. Gleimbibl. in Halberstadt, darunter 8 von

W. an Gleim, 15. Oct. 1769 bis 19. März 1789. — Litteratur bei Jördens und Meusel. — Kannegießer, Erinnerung an den deutschen Dichter W., Progr. Bresl. 1840 (in der Hauptsache Sentenzensammlung). — H. Sickel, Withofs Metrik und Sprache, Diss. Leipzig 1895 (dort verdruckt: geb. 1. Juli statt 1. Juni). Herm. Sickel.

Witika, Westgotenkönig (a. 697—710), ward von seinem Vater, König Egika (a. 687—701) zum dux von Gallizien bestellt, vielleicht auch, um die unruhigen Sueben in dieser Landschaft im Zaume zu halten: er residirte in Puy, wo man Spuren seines Palastes gefunden haben will. Später (15. November 697) erhob ihn der Vater zum Mitregenten, wol um die unangefochtene Nachfolge zu sichern, die bei Egika's Tod (15. November 701) eintrat. Es ist nahezu unmöglich, aus den sich widersprechenden, dürftigen und zumeist späten Quellen über Wesen und Walten Witika's ein richtiges Bild zu gewinnen. Die wichtigsten „Quellen" hierfür, die Acten der von ihm berufenen XVIII. Kirchenversammlung zu Toledo (c. a. 701) sind uns verloren: sie wurden weil „angeblich im Widerspruch mit allen früheren Concilien dieses Reiches und den kanonischen Forderungen der Kirche" nach dem Untergang des Königs und dem Scheitern seines Reformversuches von der siegreichen Hierarchie vernichtet. Die Untersuchung der späten Ueberlieferungen ergibt, daß wir von W. so gut wie nichts wissen und nur etwa das Folgende aufstellen können: er war bei dem Volk in hohem Maße beliebt, bei der Priesterschaft in gleichem Maße verhaßt: er hat also wahrscheinlich die erdrückende Herrschaft der Bischöfe über den Staat, (vgl. die Artikel Leovigild, Rekared, Hermenigild, Witterich, Sisibut, Svinthila, Sisinand, Kindasvinth, Rekisvinth, Wamba, Erwich) kräftig angegriffen: nicht frei von der in den letzten beiden Menschenaltern im Reiche verbreiteten argen Sittenlosigkeit scheint er auch einzelne Geschlechter des Weltadels durch Ausschweifungen, durch Gewalt oder harte Anwendung der Gesetze gekränkt zu haben. Das Urtheil der ältesten Quellen ist nur günstig: er erließ die von seinem Vater verhängten Strafen, gab vielen Unterthanen die von diesem durch List oder Gewalt erlangten Schuldscheine (cautiones) zurück und zerstörte sie in feierlicher öffentlicher Handlung, er rief die Verbannten zurück und gab ihnen ihre Aemter und Güter wieder, sodaß seine Regierung in ganz Spanien beliebt war. So der Fortsetzer der Chronik des Johannes von Biclaro und Isidor von Beja (— a. 754). Erst hundert Jahre nachher taucht in einer fernen fränkischen Quelle, der Chronik von Moissac (c. a. 818—840), die erste Anschuldigung auf: er habe Priestern und Laien durch seine geschlechtlichen Ausschweifungen ein übles Beispiel gegeben. Und nun wachsen die Vorwürfe lawinenartig in allen späteren Nachrichten: je ferner stehend, also je glaubensunwürdiger, desto heftiger sind die Anklagen: sie steigern sich in der Chronik von Albayda (— a. 883) und bei König Alfons II. († a. 912), dem sogenannten Sebastian von Salamanca, bis endlich in der Mitte des XIII. Jahrhunderts der Diakon Lucas v. Puy († a. 1250) die bisher vereinzelten Züge, durch eigene Zuthaten vermehrt, zu einem Bilde zusammenfaßt, das auf den ersten Blick die Tendenz, die Uebertreibung, die Unmöglichkeit verräth, während der Erzbischof Roderich Ximenez von Toledo gleichzeitig († 1247) den Widerspruch dadurch zu lösen sucht, daß er den König zu Anfang, gemäß den älteren Quellen, musterhaft, dann aber nach einem Umschlag wie bei Nero oder Dagobert I. plötzlich nach den jüngeren Quellen abscheulich regieren läßt. Die Hauptanklagen sind: Unkeuschheit, Auflösung der Kirchenzucht, Aufhebung des Coelibats, Mißhandlung der guten Geistlichen durch den ihm gefügigen Erzbischof (Metropoliten) Sindred von Toledo (dies beides wol zumal auf jener Synode), Trennung vom römischen Stuhle — er soll gedroht haben, als Eroberer in die Stadt des Papstes einzuziehen! — Rückberufung der vertriebenen Juden (das ist

wol jene Rückberufung der Verbannten) und Gleichstellung mit den Christen, Schleifung aller Städtemauern im Reiche (ausgenommen Toledo, Leon und Astorga) um den Widerstand der Unterthanen zu brechen, Verbot des Waffentragens (Umwandlung der Schwerter in Pflugschaaren): — diese beiden Fabeln hat wie so viele andere, die spanische Nationaleitelkeit erfunden, das schmachvolle Erliegen vor den Arabern zu erklären — endlich grausame Verfolgung des Adels, zumal der Nachkommen des Königs Kindasvinth und ihres Hauptes, des großen spanischen Nationalhelden Pelagius (Don Pelayo), des sagengefeierten Retters der letzten Goten und des Christenthums in Asturien. W. scheint natürlichen Todes gestorben zu sein (Februar 710 oder 709). Zwischen ihm und seinem sagenumrankten Nachfolger Roderich (A. D. B. XXIX, 21) hat der Eifer der spanischen Genealogen, welche die Könige des XVI. und XVII. Jahrhunderts auf Pelayo, Kindasvinth, Theoderich den Großen und Theodosius I. zurückführten, dadurch Alter und Legitimität des deutschen Kaiserthums und des französischen Königthums weit zu überstrahlen, einen König Acausa, später Acosta, eingeschoben und ein paar hundert Jahre lang verehrt, der aber sammt Gemahlin und Sohn — lediglich ein Lese- und Schreibfehler ist.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen V 1870, S. 224 f., dann Beilage III, S. 235 f. VI, 2, 1885; zur neueren spanischen Litteratur über westgotische Verfassungsgeschichte, S. 613—693.

Dahn.

Witowec: Hans von W., Feldhauptmann der Cillier, nachmals Freiherr von Krepping (Krapina), Graf von Sternberg und im Seger (Zagorien), Banus in den „windischen Landen“ (1438—1462). Wir kennen nicht das Vorleben dieses Mannes, der zu jenen stahlharten, kriegstüchtigen Zöglingen der Hussitenzeit eingereiht werden muß, die als Söldnerführer im Auslande willkommen, es hier zu einer hervorragenden Berufsstellung brachten. Die maßgebenden Quellen bezeichnen ihn als einen böhmischen Adeligen „aus armem ritterlichen Geschlecht“, der „zur Zeit der Kriege“ des Grafenhauses Cilli mit den inneröstereichischen Habsburgern, „in Söldnerweise mit drei Pferden“ bei dem Altgrafen Friedrich II. und dessen Sohne Ulrich II. von Cilli seine Bedienstung fand. Es bleibt dahingestellt, ob der Junggraf Ulrich II., 1438 Statthalter K. Albrechts in Böhmen, diese Bestallung einfädelte. Da jene Fehde, durch die kaiserliche Erhebung der Cillier in den Reichsfürstenstand (November 1437) hervorgerufen, mit dem Jahre 1438 anhub, so läßt sich beiläufig an diesen Zeitpunkt das Eintreten des W. in die Geschichte knüpfen, und daß er es alsbald zur Bestallung als „Feldhauptmann“ der Grafen von Cilli gebracht haben müsse, geht aus den Thatsachen des Jahres 1441 hervor. Im damaligen Thronkriege Ungarns zwischen Habsburg und dem Polenkönige Wladislaw, der auch das Cillier Grafenhaus als mächtige Verwandte und Parteigänger Ladislaus' Posthumus im Vordergrunde zeigt, zog W. mit seinen Reisigen über die Mur nach Ungarn, gegen Stuhlweißenburg, dann in die Szalader Gespanschaft, eroberte hier einige feste Plätze, wandte sich dann nach Kroatien und schlug 1. März bei Samabor Stefan Bánffy, den Anführer der ihm entgegenrückenden Feinde so gründlich, daß ihr Haupttheil und der Befehlshaber seine Kriegsgefangenen wurden. Als sich dann die Cillier mit K. Wladislaw verglichen und ihre Muhme Elisabeth, die Regentinmutter Ladislaus des Nachgeborenen, nicht weiter unterstützten, um in ihrer Fehde mit den Habsburgern die Hände frei zu haben, spielt in diesen Kämpfen W. als ihr Feldhauptmann die erste Rolle, zunächst im Steierlande selbst. Er brach das Schloß des Gurker Bischofs Johann (Scholdermann), Anderburg bei Cilli, und eroberte Plankenstein bei Studenitz, Erkenstein bei Ratschach, den Thurm zu Weitenstein und Pöltschach und den bei Neuburg im krainischen Kankerthale. So

entbrannte der Krieg auch im Lande Krain, und bei Ressenfuß brachte W. der Mannschaft der Habsburger und ihres Verbündeten, des Gurker Bischofs, eine entscheidende Schlappe bei. Ebenso kam es in Kärnten zur Fehde mit den Kaiserlichen, wo jedoch der Herr v. Kreig den v. St. Veit abziehenden W. geschlagen haben soll. Als sich (1443, Mai) der Bruder König Friedrich III. von Habsburg, des Herrschers von Innerösterreichs, Albrecht VI., mit den Cilliern gegen den Landesfürsten verband, spielte sich die verwüstende Fehde besonders in Krain ab und führte im August d. J. zu einem Ausgleiche der Cillier mit König Friedrich. Zu den bedeutendsten Leistungen neben jenem früheren Siege von Samabor, zählt der Waffengang des Feldhauptmanns W., als 1446 die Ungarn unter Führung des Gubernators Hunyadi in die Steiermark und vor Allem in die Grafschaft Cilli einbrachen, nachdem sie die Herrschaften der Cillier in Kroatien und die Stadt Werasdin, damals im Besitze der Cillier, niedergebrannt hatten, ohne die Burg daselbst bezwingen zu können. Ueber Ankenstein zogen sie gegen W. Feistritz, während ihnen von Warasdin her W. behutsam mit geringer Mannschaft folgte, und ihnen zuvorkommend sich noch zu rechter Zeit in das feste W. Feistritz warf. Die Ungarn mußten nach zwei vergeblichen Stürmen abziehen. Hunyadi schickte nun seinen Schwestersohn Szekely gegen Cilli voraus, der sich bald jedoch auf das Hauptheer zurückzog. Der ungarische Reichsverweser schloß einen kurzen Waffenstillstand mit W. und wandte sich zur Drau, gegen Pettau. Doch auch diesmal kam ihm W. zuvor, und die Ungarn wandten sich nun gegen das den Cilliern pfandmäßig gehörende Tschakathurn, brannten es nieder und besetzten das benachbarte Legrad und Kopreinitz. W. eilte nun herbei und nöthigte den Feind zum Abzuge. Dann aber rüsteten die Grafen von Cilli zu einem Rachezuge, den Junggraf Ulrich II. und W. befehligten. Der Banus Matko von Talowec wurde in dem Haupttreffen von Pokerß (Pokroc, Pangracz) geschlagen und erschossen, in welchem Scharmützel W. ein Auge durch einen Schuß einbüßte. Seither festigte sich wieder die Machtstellung der Cillier in den „windischen Landen“, wie man das damalige Slavonien, bezw. Kroatien, deutscherseits nannte. Von da ab hören wir, abgesehen von einer urkundlichen Notiz über Dienste, welche W. dem Erzbischof Friedrich von Salzburg geleistet (18. Oct. 1450), geraume Zeit nichts von den Kriegsthaten des Cillier Feldhauptmanns, abgesehen von seinem Kriegszuge nach Kroatien (1452). — Seine Herren ließen es an Lohn für seine wichtigen Dienste nicht fehlen Sie hatten ihm das Schloß Greben in den windischen Landen, das er erobert, zugewendet, woher die Benennung W. von Greben stammt, sie schenkten ihm die Burgherrschaft Sternberg in Kärnten, und es scheint, als habe das auch von Warasdin zu gelten. Sicher ist es, daß W. bei der starken Stellung der Cillier in Slavonien-Kroatien von ihnen die Verwesung der „Banschaft“, d. i. das Amt eines Vice- oder Unter-Banus in den windischen Landen übertragen erhielt, und später in Warasdin sein Aufenthalt belegt erscheint. Als der letzte Graf von Cilli, Ulrich II., dem politischen Morde in Belgrad (9. Novbr. 1456) zum Opfer fiel und eine kinderlos gewordene Wittwe, die serbische Prinzessin, Katharina Brankowich, hinterließ, spielte W. als ihr Vertrauensmann und Beschützer die leitende Rolle. Bald gelang es jedoch dem Habsburger König Friedrich III. als Lehensherrn und Erbansprecher die Räthe der Wittwe und vorab den maßgebendsten unter ihnen, W., seinen Absichten durch Versprechungen und Geschenke gefügig zu machen. So fand den 10. Februar 1457 eine Verhandlung am Grazer Kaiserhofe statt, woselbst sich auch W. eingefunden hatte. Die Wittwe behielt vorläufig die Saneck-Cillier Erbgüter, alles übrige auf „deutschem Boden“ fiel an den Kaiser. Als nun aber die Mähre von der Ofener Hinrichtung Ladislaus Hunyadi's, von der Gefangennahme seines Bruders und einzelner Partei-

gänger (16. März 1457) dem W. und dessen Genossen zu Ohren kam, so besorgten sie, daß König Ladislaus nicht bloß seinen Ohm, den letzten Cillier Grafen rächen, sondern auch sein eigenes Erbrecht auf die Cillier Erbschaft geltend machen wolle, wie dies vorher schon seine schriftliche Weisung an sie besagte. Sie fürchteten die Folgen dieser Wendung der Dinge, und vor Allen war W. um seine Besitzungen und seine Banschaft auf ungarischem Reichsboden in Sorge. Er fiel daher von König Friedrich III. ab und versuchte sogar, sich durch einen Handstreich dieses Habsburgers zu bemächtigen. Friedrich war noch rechtzeitig den 29. April 1457 von der Stadt Cilli auf die Burg Ober-Cilli eingezogen, denn schon den 30. d. M. überfiel W. die genannte Stadt, nahm das zurückgebliebene Gefolge des Kaisers gefangen und erbeutete auch das kleine Siegel des Regenten. Der Habsburger bot nun die Landschaften Steier, Kärnten, Krain gegen W. auf, der nach acht Tagen mit seiner Beute von Cilli bei starkem Nebel unversehens aufbrach. Der Kaiser zog dann nach Krain, um Radmannsdorf der Gräfin-Wittwe zu entreißen, und dann nach Kärnten, wo er das Schloß Sternberg, das Friedrich III. vorher dem W. selbst als Besitz mit dem Freiherrntitel zugesichert hatte, brechen ließ. W. wollte inzwischen den Kaiser in Krain befehden, überrumpelte die Freisinger Hauptbesitzung Bischofslack und suchte den Kaiserlichen Radmannsdorf wieder zu entreißen. Als aber das landschaftliche Aufgebot heranzog, wandte sich W. ab und eilte zum Trojana-Passe, wo ihn aber die Bauern sehr schlecht empfingen und in die äußerste Gefahr brachten. Aber einer seiner Kriegsleute war der Bergsteige kundig, und da gelang es schließlich, die streitbare Bauernschaft zu „überhöhen“ und Viele von ihr zu erschlagen und zu verstümmeln. So entkam W. der Gefahr. An das unverhoffte Ableben K. Ladislaus des Nachgeborenen (November 1457) knüpfte sich alsbald eine neue und günstige Wendung der Dinge für W. Denn nun näherte sich dieser wieder dem Kaiser, und die Grafenwittwe Katharina sah sich genöthigt, mit dem Habsburger zu taidingen. So kam es denn auch bereits den 15. December 1457 zur Grazer Taidung zwischen den Vertretern der Grafenwittwe, Fürstin Katharina und den kaiserlichen Bevollmächtigten, Andreas Baumkircher und Friedrich Lamberger. Ihr zufolge sollten die von W. gefangen gehaltenen Kaiserlichen gelöst und die Schlösser Saneck und Montpreis dem Kaiser ausgeliefert werden. Den 28. Februar 1458 besagt eine Urkunde K. Friedrichs III., daß er „wider Witowec und dessen Anhänger keinen Unwillen gefaßt habe“, und wir begreifen, daß W., auf diesem Wege eines vortheilhaften Ausgleiches mit dem Habsburger fortschreitend, sich gleich dem Baumkircher im Februar 1459 an der Versammlung der anticorvinischen Partei Ungarns betheiligte, welche die Gegenwahl K. Friedrich's zum Könige Ungarns vollzog. Sehr charakteristisch erzählt das Weitere die Cillier Chronik als zeitgenössische Hauptquelle, indem sie betont, daß es dem W. vorzugsweise um den Fortbestand seiner wichtigsten und einträglichsten Berufsstellung, der Banschaft in den windischen Landen, zu thun war. W. sei nun zu K. Friedrich geritten und habe ihm erklärt, als Banus bei ihm treu ausharren und allezeit hilfbereit sich benehmen zu wollen, möge der Kaiser als König von Ungarn sich behaupten oder nicht. Ueberdies habe er ihm seinen Dienst mit 400 Reitern angeboten. Den endgültigen Ausgleich zwischen Beiden besiegelte die Grazer Urkunde K. Friedrich's III. vom 10. November 1459. Ihr zufolge erhält W. als „Rath“ des Kaisers und Banus der windischen Lande für seine Verdienste um die Sache Friedrichs III. die volle Gewalt über die Cillier Herrschaft Kreppin (Krapina), das Vorrecht, mit rothem Wachse zu siegeln und sich ausschließlich vor dem Kaiser und Könige von Ungarn in Rechtssachen zu verantworten. Weitere vier Urkunden von gleichem Datum verleihen ihm die Führung des Wappens der erloschenen Grafen von Sternberg,

die Vollmacht, alle Schlösser und Herrschaften der Cillier Grafenwittwe auf ungarischem Boden — gegebenen Falles — für sich zu erobern, aller Gerechtsamen des Kaisers in Ungarn sich zu unterwinden und schließlich das Recht, Münzen zu prägen. Ausdrücklich besagt überdies eine ziemlich gleichzeitige Urkunde, daß der Kaiser seine Ansprüche auf die baretische Schloßherrschaft Medwed auf W. übertragen habe. — Der Kaiser wollte sich somit um jeden Preis der willkommenen Waffenhülfe des bedeutenden Kriegsmannes versichern. Denn alsbald brach die Fehde zwischen dem Kaiser und dem Görzer Grafen Hanns als Erbanwärter des Cillier Nachlasses aus, und W. zog als „oberster Feldhauptmann" Friedrich's wider den unbequemen Friedensstörer, im Vereine mit dem Ungarn (s. A. D. B. „Cillier") Weißpriacher und dem ungarischen Magnaten Sigmund, Grafen von Pösing, Friedrich's Parteigänger. Bald sah sich der Görzer von der gegnerischen Uebermacht zu einem demüthigenden Frieden mit dem Kaiser gezwungen. W. war seines Lohnes sicher. Die kaiserliche Urkunde vom 15. December 1459, am Vorabende der Görzer Fehde, erklärte, W. habe alle seine Hülfe zugesagt, der Kaiser ihm 5000 Pfd. Pf. angewiesen, damit er Lienz und das benachbarte Schloß Bruck dem Görzer entreiße. In einer besonderen Weisung an den Schwager Witowec's, Herrn von Weißpriach, wird die taidungsmäßige Ueberantwortung der Stadt Lienz und des genannten Schlosses an W. ausgesprochen (20. März 1460), und andererseits erklärt, den 2. Juni 1460 von Warasdin aus, W. als „Banus" der windischen Lande und „Graf" im „Seger" (Zagorien), welchen Titel vormals die Cillier führten, daß die Bürgen des Kaisers für die Summe von 4000 ungar. Gulden und 1200 Pfd. Pf. ihrer Bürgschaft ledig seien, W. mithin sich hinsichtlich seiner geleisteten Kriegsdienste für befriedigt halte.

Außerdem liegt die Weisung des Kaisers an W. vom 13. October 1460 vor, derzufolge er sich die bisher görzische Stadtburg Lienz vom Hochstifte Salzburg als Lehen auftragen lassen sollte. — Den Grafen von Görz war nun, abgesehen von diesen empfindlichen Verlusten die Nachbarschaft der Kaiserlichen und insbesondere W. sehr unbequem, sie schlugen sich auch bald auf Seite Erzherzogs Albrecht VI. in dessen Fehde mit dem kaiserlichen Bruder, und W. war daher genöthigt, auf der Hut zu sein. Der Kaiser konnte ihn daher auch nicht nach Oesterreich gegen Albrecht VI. heranziehen. In der Laxenburger Friedensurkunde vom 6. September 1461, worin es (im 5. Punkte) heißt, den Görzer Grafen sei das im Verlaufe des Krieges Entrissene wieder zurückzustellen, fand sich denn auch eine besondere Verschreibung, die dem Grafen H. v. W. das Recht wahrte, binnen vier Wochen, „sei es als Diener des Kaisers, sei es des Ungarnkönigs", dem Frieden beizutreten. Noch einmal im J. der großen Krise, 1462, als der Kaiser von den Wienern in seiner Hofburg belagert wurde, und sein Bruder als ihr Verbündeter heranzog, finden wir unter den zum Entsatze aufgebotenen auch W. angeführt. Von da ab zieht er sich immer mehr vom Boden Habsburg-Oesterreichs und seinen Verpflichtungen gegen den Kaiser auf seine Banschaft in den windischen Landen und seine dortigen Besitzungen zurück. Denn der Kaiser hatte die bewaffnete Werbung um den Thron Ungarns längst aufgeben müssen, Mathias Corvinus herrschte dort unbestritten, und so wird W. immer ausschließlicher Magnat der ungarischen Krone, eine Schwenkung, die wir auch bei seinem Zeit- und Berufsgenossen, Andreas Baumkircher, zu erkennen Gelegenheit finden. „Pan Jan" (Herr o. Ban Johannes), wie er dort gemeinhin bezeichnet wird, griff gern zu. So heißt es z. B. in einer Urkunde von 1462, daß er auch die einstige Templerpropstei Glogoncza für sich herausschlug, von einem Castellan verwalten ließ, aber nach seinem Ermessen verwaltete und ihre Einkünfte bezog. Lienz und Bruck verkaufte er seinem Schwager, Herrn Andreas Weißpriacher. Seit 1463

tritt er aus dem Bereiche der Geschichte, ein typischer Zeuge, wie weit es damals ein waffentüchtiger Mann bringen konnte. Seine Stellung als Banus der windischen Lande mochte er wol bis an sein — des Näheren unbekanntes — Lebensende bekleidet haben. Sein Sohn Jörg tritt 1477, als Graf vom Seger (Zagrien) im Bunde mit dem unruhigen Ulrich Peßnitzer, damals Grundherrn von St. Gotthard a. d. Raab und Rechnitz in Ungarn, als ein verheerender Feind des steierischen Grenzgebietes auf, was am besten für die Magyarisirung des Hauses W. in politischem Sinne spricht.

Die Cillier Grafenchronik her. v. F. v. Krones in d. Werke: Die Freien von Saneck und ihre Chronik als Grafen von Cilli (Graz 1883), bezw. die älteren Abdrücke von Hahn und Cäsar (Ann. duc. St. III.), und Unrest's Chronik (her. v. Hahn, Coll. monum. I, vgl. Krones, Abh. im Arch. f. ö. Gesch. 1870). — J. Thuróczy, Chron. Hung. h. v. Schwandtner. — Chmel's Materialien, Regesten, Gesch. K. Friedrich's IV. u. Max. I., II. Bd. — Lichnowski-Birk, Gesch. d. H. Habsburg V., VI. u. VII. Bd. — Birk, Reg. im X. Bd. des Arch. f. K. ä. G.-Qu. — Muchar, Gesch. d. Hzth. Steiermark, VII. u. VIII. Bd. — Palacky, Gesch. Böhmens IV. Bd. 1. Abth. — Feßler-Klein, Gesch. Ung. III. Bd. — Krones in den Beitr., her. v. histor. Ver. d. St. II., VII. u. VIII. Jahrg. — Bachmann, D. R.-G. im Zeitalter Friedr. III. und Maxim. I., I. u. 2. Bd. — Fraknói, Matyás kir. lev. I. (S. 28).

F. v. Krones.

Witschel: Johann Heinrich Wilhelm W. wurde am 9. Mai 1769 zu Henfenfeld (Hempfenfeld) bei Hersbruck im ehemaligen Nürnberger Gebiete geboren, wo sein Vater, Gustav Johann Jacob W., Pfarrer war; seine Mutter war Hedwig Charlotte, geb. Heller. Als er fünf Jahre alt war, ward sein Vater nach Gräfenberg (bei Forchheim) versetzt. Er kam i. J. 1783 auf die Lorenzschule in Nürnberg und studirte sodann seit 1788 in Altdorf Theologie. Im J. 1793 (1794?) wurde er Mittagsprediger an der Dominicanerkirche in Nürnberg und am 6. März 1801 Pfarrer zu Igensdorf bei Gräfenberg, wo er sich am 23. April 1801 mit einer gebornen Thomasius (gest. 1839) verheirathete. Im J. 1815 ward W. Stadtpfarrer und Districtsdecan zu Gräfenberg und schließlich am 1. April 1818 Pfarrer und später auch Decan zu Kattenhochstadt bei Weißenburg am Sand, wo er am 24. April 1847 starb. — W. hat vom Jahre 1796 an Gedichte einzeln oder in Sammlungen herausgegeben, die sich zunächst keiner besondern Aufnahme erfreuten. Ueber sein Gedicht „Die Nacht am Rhein, Karln dem Helden der Deutschen geweiht ... den 28. Januar 1797", Nürnberg 1797, urtheilt die Neue allgemeine deutsche Bibliothek (Band 37, S. 443), es enthalte „unzusammenhängende Dichterphantasie, ... unter vielen mittelmäßigen Versen laufen einige gute mit unter u. s. f." Etwas mehr gefiel sein „Pantheon für Damen", Nürnberg 1799, in welchem in der Form eines Dialoges zwischen Narcissus, einem Gelehrten in Husarenuniform, und Amalie, einem Mädchen, deren Kleidung veränderlich ist, ein auf weibliche Leser berechneter Unterricht in der Mythologie ertheilt wird; die genannte Recensiranstalt lobt (Band 54, S. 367) die „joviale und zugleich geistreiche Laune", in der das Buch geschrieben sei. Offenbar traf W. für manche Leser den rechten Ton, wenn er leichte, theilweise heitere Unterhaltung bezweckte, so in: „Etwas zur Aufheiterung in Versen", 1. Band, Sulzbach 1809 (2. Aufl. 1817); hier befindet sich das früher sehr bekannt gewesene Lied: „Ja, ich bin zufrieden, geht es wie es will" (1. Aufl. S. 101, 2. Aufl. S. 112), dessen leichte Lebensauffassung es verstehen läßt, daß W. sich auch veranlaßt sah, Schiller's Resignation mit einer (poetischen) Antwort auf dieselbe zu veröffentlichen (Kreuznach bei Ludwig Christian Kehr in zwei Auflagen ohne Jahresangabe, vgl. Goedeke, 2. Aufl.,

5. Band, S. 176). Doch weder auf diesen noch auf seinen andern Werken, von denen hier nur noch „Balhora, ein morgenländisches Schauspiel" (Nürnberg 1799, vgl. Neue allg. d. Bibl., Bd. 62, S. 112) und seine „Moralischen Blätter", ein Andachtsbuch für Gebildete (zuerst Nürnberg [1801], neue Titelausgabe 1806; zweite Aufl. 1828, neue Titelausgabe 1852 unter dem Titel: „Stimmen religiöser Erhebung") genannt werden mögen, beruht es, daß W. allgemein bekannt geworden ist; das Werk, das ihn zu einem der bekanntesten deutschen Schriftsteller in allen Classen nicht nur des protestantischen Volkes hat werden lassen, ist das von ihm veröffentliche Andachtsbuch: „Morgen- und Abendopfer in Gesängen", wie es ursprünglich hieß, oder „Morgen- und Abendopfer nebst andern Gesängen und einem Anhang", wie der Titel hernach lautet. Dieses Buch ist neben Zschokke's Stunden der Andacht ohne Frage das verbreitetste Andachtsbuch unter uns in der Zeit des Rationalismus gewesen; seit dem Jahre 1803 bis auf den heutigen Tag, also fast ein volles Jahrhundert hindurch, hat es seine Freunde, die ihm Erhebung des Gemüthes und Erbauung verdanken; das ist eine Thatsache, die einfach anerkannt sein will, so unbegreiflich sie uns auch erscheinen mag. Denn es kann nicht geläugnet werden, daß der poetische Werth dieser Lieder (wie fast aller andern Witschel's) unglaublich gering und ihr Inhalt der seichteste und geistloseste Rationalismus ist, so daß uns heute oft schwer werden will, die Worte ernst zu nehmen; es ist ein hartes Urtheil, das Kurtz (Lehrbuch der Kirchengeschichte, 10. Aufl., 2. Bd., 2. Theil, Leipzig 1887, S. 26) fällt, doch es ist nicht ungerecht, wenn er sagt, daß hier ein ästhetisch-sentimentaler Rationalismus caricaturartig aufträte; aber trotz alledem wurde das Buch beliebt. Es ist eine verständige Gemüthlichkeit, eine immerhin nach Frömmigkeit verlangende Gesinnung und vor allem eine heitere, mit allem Schweren und Ernsten im Leben sich leicht abfindende Lebensauffassung, der hier das Wort geredet ward, und das suchte man damals in weiten Kreisen, und der einmal gewonnene Ruhm blieb dem Buche namentlich in den Kreisen der wenig oder gar nicht Gebildeten auch dann noch, als die theologische Auffassung des Christenthums, aus der es ursprünglich hervorgegangen ist, bei allen Gebildeten längst überwunden war. Das Buch erschien zuerst unter dem schon angegebenen Titel Amberg und Sulzbach, im Verlage der Commerzienrath Seidel'schen Kunst- und Buchhandlung 1803, nicht völlig in der Hälfte seines schließlichen Umfanges (VIII u. 126 S. 8° und 1 Blatt Verbesserungen; nicht 1802 und nicht 1806); W. widmete es dem Erzbischof Karl Theodor von Mainz (vgl. A. D. B. Bd. IV, S. 703 ff.) als einen „Beitrag zur Aufklärung und Moral". Ein zweiter Theil erschien Nürnberg und Sulzbach in derselben Handlung 1807 (2 Bl. 116 S. 8°). In demselben Jahre 1807 erschien ebenda der Inhalt beider Theile in einem Bande als „zweite, um die Hälfte vermehrte Auflage" mit einer Vorrede Witschel's vom 19. Februar 1805. Die späteren rechtmäßigen Ausgaben erschienen zu Sulzbach in demselben Seidel'schen Verlage; es erschienen dann aber auch Nachdrucke, was den Verleger veranlaßte, sich Privilegien geben zu lassen; so gibt es z. B. von der 7. Ausgabe von 1819 einen Nachdruck, auch von 1819 ohne Druckort. Die Ausgabe letzter Hand ist die 11. vom Jahre 1847; über sie schrieb W. am 20. Januar 1847 dem Verleger, die Revision sei ihm nicht schwer geworden und habe ihm viele heitere Stunden gemacht; statt der Vorrede legte er ein Lied bei: „Der neue Tempel", in welchem er seiner Ueberzeugung Ausdruck gibt, daß trotz aller Spaltungen in der Kirche die von ihm vertretene Ansicht von der Religion der Liebe einst alle Menschen zu einer wahren Friedensgemeinschaft verbinden werde. Darüber, daß seine Ansicht vom Christenthum von Vielen für eine völlig ungenügende gehalten wurde, war er sich schon lange klar; er sprach seine Verwunderung dar-

über mehrfach aus, so z. B. im Vorwort zur zweiten Auflage der moralischen Blätter. Die „Morgen- und Abendopfer“ enthalten in den letzten Ausgaben sechs Reihen Andachten für den Morgen und den Abend jedes Wochentages, sodann in einem zweiten Theil Andachten für besondere Tage des Jahres, auch eine Andacht „am Jahrestage der Constitution“; in einem dritten Theil allgemeinere Gebete und Betrachtungen über die Gebete und den Glauben und im Anhange drei sog. Episteln an die Christen, in welchen W. seinen kirchlichen und theologischen Standpunkt darlegt und zu rechtfertigen sucht; die erste dieser Episteln war schon in der Ausgabe von 1803. Allen Ausgaben (außer der gleich zu nennenden Reclam'schen) sind als eine Art Einleitung die „Ideen der Gebetsformeln von J. J. Mnioch“ vorgedruckt, vgl. A. D. B. XXII, 37. — Nach dem Tode Witschel's sind noch weiter neue Ausgaben des Buches erschienen in verschiedenen Formaten, auf geringerem und auf besserem Papier, mit und ohne Illustrationen; wie viele, vermögen wir nicht zu sagen, da der Verleger die Ziffer der Auflage auf dem Titelblatt nicht mehr angibt, auch das Jahr des Druckes nicht mehr nennt. Eine vor wenigen Jahren in der neuen Schulorthographie sehr schön gedruckte Ausgabe wird in reichem Einbande mit Goldschnitt noch von der J. E. von Seidel'schen Buchhandlung in Sulzbach verschickt und findet ihre Käufer; auf dem in Stahl gestochenen Titelblatt befindet sich vor Witschel's Namen auch sein Bild. Der bekannte Reclam'sche Verlag hat seiner Universalbibliothek auch Witschel's Morgen- und Abendopfer unter Nr. 1421 und 1422 einverleibt. — Viel weniger Beachtung fanden die geistlichen Lieder, die W. unter dem Titel „Dichtungen“ schon 1798 in Nürnberg hatte erscheinen lassen; zweite Auflage 1801. Einige eigne Lieder (ob aus dieser Sammlung?) nahm er auch in die von ihm veranstaltete „Auswahl von Gesängen und Liedern zur häuslichen Erbauung“ auf, die in einem besondern Abdruck aus Feddersen's Unterhaltungen Hannover 1817 bei Hahn erschien. Zwei von seinen Liedern befinden sich im Gothaer Gesangbuch von 1827.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 25. Jahrg. 1847, I. Bd., Weimar 1849, S. 287 ff. — Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhundert, Leipzig, Reclam, S. 593. — Goedeke, 2. Aufl. Bd. V, S. 444, Nr. 33. — Wetzstein, Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert, Neustrelitz 1891, S. 145.

Bertheau.

Witt: Andries (Andreas) de W., holländischer Staatsmann, geboren in Dordrecht am 16. Juni 1573, war der älteste Sohn seines aus einem der ältesten Patriciergeschlechter seiner Stadt stammenden Vaters Cornelis, der als Bürgermeister und Mitglied der holländischen und später auch der Generalstaaten eine hervorragende Stellung in den ersten Decennien der niederländischen Republik einnahm. Der Sohn wurde, bald nachdem er seine juristischen Studien absolvirt hatte, in die Regierung seiner Stadt erwählt, nachher zum Stadtsecretär und zuletzt zum Pensionär ernannt. Dordrecht hatte in den Parteikämpfen während des zwölfjährigen Stillstands, wie Amsterdam, sich zu den Gegnern Oldenbarnevelt's gehalten und W. scheint sich der dort herrschenden Richtung angeschlossen zu haben. So konnte er ohne irgend eine Widerrede nach des Advocaten Verhaftung, 1618, als Pensionär der ersten Stadt der Provinz, dessen Geschäfte in Vertretung führen, ohne Jemandes Anstoß zu erregen, ohne aber auch irgend einen politischen Einfluß zu üben. Selbst in der heiklen Geschichte der ungesetzlichen Einführung zweier Ausländer in die holländische Ritterschaft, welche die Mehrheit in diesem Collegium auf die Seite des Prinzen Moritz brachte, hat er, der die darauf bezüglichen Verhandlungen zu leiten hatte, sich darauf beschränkt, seine Aufträge zu erfüllen, ohne selbst

irgendwo eine Meinung zu vertreten. Auf die auswärtigen Geschäfte blieb er ebenso ganz ohne Einfluß. Doch ließ man ihn mehr als zwei und ein halbes Jahr, bis zum Jahre 1621, im Amte. Dann erst wurde Duyck zum Nachfolger Oldenbarnevelt's gewählt mit beschränkter Befugniß und anderem Titel, dem eines Rathspensionärs. W. erhielt dann die Stelle eines Raths im holländischen Gerichtshof und starb als solcher im J. 1637. Sein um sechzehn Jahre jüngerer Bruder Jacob, der Vater des berühmten Johann de W., schloß sich dagegen der Partei Oldenbarnevelt's an und gehört zu jenen einflußreichen Regenten, welche Dordrecht und Amsterdam zu der führenden Stelle in der allmählich wieder sich kräftigenden antistatthalterischen Partei verholfen haben.

Vgl. Balen, Beschrijving van Dordrecht. — Wagenaar, Vaderlandsche Historie, Bd. X. — Lefèvre Pontalis, Jean de Witt, Bd. I.

P. L. Müller.

Witt: Christian Friedrich W. wurde um 1660 als Sohn des Hoforganisten J. Ernst W. in Altenburg geboren. Seine musikalische Ausbildung erhielt er alter Ueberlieferung zufolge (Walther's und Gerber's Lexica) auf Kosten Herzog Friedrich's I. von Gotha-Altenburg (geb. 1646, reg. 1674—1691 †) in Wien und Salzburg. Es kann möglich sein, daß er die Reise dorthin im Gefolge des Herzogs machte, der 1676 in Wien Regierungsgeschäfte zu erledigen hatte. Aber in nähere Beziehungen als zu der österreichischen Schule (W. Ebner, Froberger, J. K. Kerl, G. Muffat) trat W. doch zur eigentlich süddeutschen Richtung, die von Haßler und Erbach ausgehend über Er. Kindermann, Wecker, Schwemmer u. A. zu Pachelbel führte. Daß er bei G. C. Wecker in Nürnberg ebenfalls auf herzogliche Kosten studirte, meldet Gerber (A. L. II, Sp. 779). Directe Bestätigung hierfür erbringt J. V. Eckelt's Tabulatur (1690—1692; s. Artikel „Nic. Vetter"); denn sie zeigt, daß sich Pachelbel, der auch Wecker's Schüler war, beim Unterricht seiner Zöglinge der Compositionen Witt's bediente. Als W. heimkehrte, „war der Herzog mit dessen erlangten Fähigkeiten und Kenntnissen so wohl zufrieden, daß er Weckern durch sein Kammercollegium, außer dem bedingten Honorare noch sein Bildniß, nebst einem verbindlichen Schreiben zuschicken ließ". W. aber ernannte er zum Hoforganisten. Das geistige Leben in Gotha nahm unter Friedrich I. und seinen nächsten Nachfolgern einen stetigen und erfreulichen Aufschwung (Beck, Gesch. des gothaischen Landes, 1868, I, S. 357 ff.). In welchem Umfange die Musik daran theilnahm, bedarf freilich erst eingehender, actenmäßiger Darlegung. Man wird jedoch mit der Annahme kaum fehlgehen, daß die Musik am gothaischen Hofe eine ähnliche Rolle spielte, wie wir sie von einer Anzahl damaliger thüringischer Fürstenhöfe kennen (Spitta, J. S. Bach, Bd. I). An der Spitze der Hofcapelle stand Wolfg. Michael Mylius, ein Schüler Christoph Bernhard's und ein eifriger Vertreter der virtuosen italienischen Gesangskunst. Als Hoforganist hatte W. in der Kirche, wie in der fürstlichen Kammer aufzuwarten, bei Chor- und Solostücken lag ihm die Ausführung des Generalbasses ob. Wenn er außerdem noch mit eigenen, neuen Compositionen dienen konnte, so schätzte man ihn als ein um so brauchbareres Subject. Letzteres ist mit W. thatsächlich der Fall gewesen. Die gräfliche Bibliothek zu Wernigerode besitzt einen Jahrgang von Cantatentexten, die unter dem Titel „Erbauliche Uebereinstimmung der Sonn- und Fest-Tags-Evangelien" 1696 für die Hofcapelle zu Gotha gedruckt und von W. componirt wurden (Spitta, J. S. Bach II, 320 Anm. 27); die Musik ist leider noch nicht gefunden worden. Erhalten sind dagegen einige Kammermusikwerke seiner Arbeit. W. muß nach beiden Seiten hin, für den Hof, wie für die Kirche vielbeschäftigt gewesen sein. Als Joh. Konrad Rosenbusch 1692,

nachdem er eben Pachelbel's Unterricht verlassen hatte, nach Gotha kam, hatte er öfters W. „sowohl bei Tafel- als Kirchenmusiken“ zu vertreten (Mattheson, „Ehrenpforte“). Es ist möglich, daß W. bereits 1692/93 (Vice-)Capelldirector geworden war, als welchen ihn Joh. Phil. Treiber („Der accurate Organist im Generalbaß“, Jena und Arnstadt 1704) bezeichnet. Mylius starb 1712 oder 1713; sein Nachfolger auf dem Schloß Friedenstein als Capellmeister wurde W. Zu dieser Zeit wurde eine Neuausgabe der kirchlichen Choräle nothwendig; auf Befehl Friedrich's II. (1691—1732) übernahm W. die musikalische Redaction. Unter dem Titel „Psalmodia Sacra“ erschien 1715 sein Choralbuch, in dem die Choräle mit beziffertem Generalbaß versehen sind; die Vorrede dazu schrieb der Hofprediger A. Chr. Ludwig. Zu den Schöpfungen Friedrich's II. gehörte noch ein Theater auf dem Friedenstein, wo auch die Oper gepflegt wurde. Ob W. hierfür compositorisch thätig war, bedarf noch des Nachweises. W. starb am 13. April 1716; von seinen Schülern ist uns nur einer bekannt, Chr. Laurentius, später Organist in Gotha und Altenburg (Gerber, A. L. I, Sp. 789). — W. war eine musikalisch nicht unbedeutende Persönlichkeit. Treiber nennt ihn einen „weitberühmten Clavir-Künstler“. Seine Clavier- und Orgelsachen haben auch in der That in den thüringischen Landen eine weite Verbreitung gefunden. Wir können dies noch an dem Ursprung ihrer Quellen gewahren: J. G. Walther's Handschriften (Th. I, III, Berlin; Th. IV, Königsberg), Eckelt's Hdschr. (Ms. fol. Z 35, Berlin), Andreas Bach's Orgelbuch (Leipzig), H. N. Gerber's Hdsch. (Ms. 131 und 7365, Berlin), Hdsch. von Dröbs (Ms. acc. 4107, Berlin), E. L. Gerber's Hdsch. (verschollen), J. Chr. Graff's Orgelbuch (aus A. G. Ritter's Nachlaß unbekannt wohin verkauft), Ms. fol. 37 (Kassel). Ritter's Urtheil (Z. Gesch. d. Orgelspieles, 1884, I, S. 169) über den musikgeschichtlichen Werth von Witt's Stücken lautet freilich nicht eben günstig, aber er kannte auch nur den kleinsten Theil derselben. Die genannten Quellen geben dem Historiker einen viel zuverlässigeren Maßstab. Witt's Choralbearbeitungen, Präludien, Fugen und Claviersuiten tragen ausnahmslos süddeutsches Gepräge, das man bei einer Gegenüberstellung mit Pachelbel'schen Stücken auf den ersten Blick erkennt. Zum Ueberfluß behandelt die Gmoll-Fuge ein Thema Pachelbel's, das sowol in dessen Schule, wie in der seines norddeutschen Freundes Buxtehude eine ziemlich merkwürdige Rolle spielt und bis in die modernste Zeit hinein noch sein Wesen treibt. Die Hinneigung zur österreichischen Schule läßt sich an den Canzonen ermessen, deren Bau jenes Ebenmaß aufweist, das man an italienischen Vorbildern nachzuahmen gelernt hatte. Namentlich die Emoll-Canzone darf noch heute als Schmuckstückchen gelten. Das Capriccio mit seinen Reprisen und seinem Ueberreichthum an mannichfaltigen Verzierungen weist endlich auf Couperin's Claviersatz hin. Der französische Compositionsgeschmack begann damals größere Kreise zu fesseln; man denke nur an Marchand und an den Hof in Celle. Auch Witt's Instrumentalwerke, aus Suiten, Ouvertüren und einer Sonate bestehend (Ms. fol. 60 a und i, Kassel), sind französischen Mustern nachgebildet. Bemerkenswerth ist es deshalb, daß das Capriccio durch ein Glied der Bach'schen Familie überliefert ist. Witt's Choralsätze in der Psalmodia Sacra sind sorgfältig gearbeitet. Noch Marpurg spendete ihnen das Lob, daß man überall eine starke und männliche Harmonie finde, die doch bei genauerer Untersuchung größtentheils nur aus Dreiklängen und Sextaccorden bestehe (Kritische Briefe über d. Tonkunst II, 1761, S. 188). Ueber den Werth der Ausgabe für die Geschichte des deutschen Kirchenliedes handeln ausführlich Winterfeld (Ev. Kirchenges. III, 509 ff.) und Kümmerle (Encykl. d. ev. Kirchenmusik). Für die Musikgeschichte ist W. neben Pachelbel und gleich diesem im

Hinblick auf J. G. Walther's Schaffen zu würdigen. Neugedruckt ist von allen seinen Compositionen — Nichts.

Max Seiffert.

Witt: Franz Xaver W., der geniale Reformator der katholischen Kirchenmusik, wurde am 9. Februar 1834 zu Walderbach in der Oberpfalz als Sohn eines Volksschullehrers geboren. Schon in der Jugend verrieth er gute Anlagen, insbesondere viel Talent für Musik. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er auf dem Gymnasium in Regensburg, welches er vom Jahre 1843 bis 1851 besuchte. Zugleich sang er während dieser Zeit als Chorknabe am Dom, in Niedermünster und zu St. Emmeran, sodaß er infolge der vielen kirchlichen Verrichtungen die Hälfte der Schulstunden versäumen mußte. Trotzdem erhielt er bei seinem Abgange ein vorzügliches Zeugniß. Als Sänger hatte er das ganze Repertoire der neueren Kirchenmusik kennen gelernt: Joseph und Michael Haydn, Mozart, Beethoven bis herab zu Witzka, Kempter, Diabelli und Dreyer. Alle aufgeführten Compositionen dieser Meister hatte er so treu im Gedächtnisse, daß er als Knabe die einzelnen Stimmen aus dem Kopfe aufschreiben konnte und nach vierzig Jahren sie noch auswendig wußte. Nach seinem Abgange vom Gymnasium (1851) studirte er zunächst ein Jahr lang Philosophie und dann Theologie am Lyceum in Regensburg. Während dieser Zeit wurde er durch den Domcapellmeister Joseph Schrems (s. A. D. B. XXX, 483), dessen Schüler er war, in die am Dom in Aufnahme gekommene altclassische Kirchenmusik eingeführt und verkehrte auch mit dem bekannten Musikgelehrten Kanonikus Dr. Proske (s. A. D. B. XXVI, 666). Diese beiden Männer übten einen bestimmenden Einfluß auf W. aus; sie verstanden es, ihn für die Kirchenmusik eines Palestrina, Lassus und ihrer Zeitgenossen zu begeistern. Am 11. Juni 1856 zum Priester geweiht, wirkte er zunächst drei Jahre lang als Cooperator in Oberschneiding (Diöcese Regensburg), bis er am 17. August 1859 in gleicher Eigenschaft und als Lehrer des Chorals, der Homiletik und Katechetik an das Priesterseminar in Regensburg berufen wurde. Im J. 1862 kam noch ein Amt hinzu, indem die Marianische Congregation an der Dominicanerkirche daselbst ihn zu ihrem Präses und Prediger erwählte. Im J. 1867 wurde er durch königliches Decret zum Inspector des Studienseminars an St. Emmeran ernannt, mit welcher Stellung die eines Chorregenten an der Stadtpfarrkirche St. Rupert verbunden war. Da ihn aber die pädagogische Thätigkeit zu sehr aufregte, so bewarb er sich um ein Beneficium in Stadtamhof, welches am 12. August 1869 ihm durch die bischöfliche Behörde übertragen wurde. In diese Zeit fällt seine Reise nach Italien, die Reformirung des Domchors in Eichstätt, seine musikalische Missionsthätigkeit, sein Instructionscurs für Chordirectoren und Organisten in St. Gallen. Als später die nur 350 Seelen zählende Pfarrei Schatzhofen bei Landshut vacant geworden war, bewarb sich W. aus alter Liebe zur Landseelsorge um diese Stelle und erhielt dieselbe am 1. August 1873 auf die Präsentation des akademischen Senats der Universität München hin. Wegen eines anhaltenden Nervenleidens siedelte W. am 23. October 1875 wieder nach Landshut über, während er die Pfarre durch einen Cooperator pastoriren ließ. Er starb am 2. December 1888 infolge eines Schlaganfalles. Das sind die verhältnißmäßig bescheidenen Lebensstellungen, in denen W. gewirkt hat. Die Ausübung der Seelsorge hielt er stets sehr hoch und sah sie auch als seine erste Pflicht an. Seine Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Kirchenmusik. Was Richard Wagner der Oper, das ist Franz W. der katholischen Kirchenmusik geworden: ein Reformator. Schon in der Oberhoffer'schen Zeitschrift „Cäcilia“ hatte er den Gedanken einer durchgreifenden Reform der ganz entarteten Kirchenmusik, durch welche die feierliche Liturgie

vielfach zum Spotte geworden, und welche an unzähligen Orten auf der tiefsten Stufe der Trivialität stand, ausgesprochen. Im J. 1865 trat er mit der Broschüre hervor „Der Zustand der katholischen Kirchenmusik zunächst in Altbayern". Damit stieß er in ein Wespennest; die Reformbewegung kam aber in Fluß. Ein Jahr darauf gab W. die Monatsschrift heraus „Fliegende Blätter für katholische Kirchenmusik" und zwei Jahre später konnte er bei Gelegenheit der Katholikenversammlung in Bamberg (1868) den „Cäcilienverein für alle Länder deutscher Zunge" mit 500 Mitgliedern gründen. Der Verein fand die Anerkennung von 30 Bischöfen und erhielt durch ein Breve vom 16. December 1870 auch die Bestätigung von Seiten des Papstes. Ein Cardinal wurde als Protector bestellt und W. zum ersten Generalpräses ernannt. In demselben Jahre gründete er noch ein zweites kirchenmusikalisches Blatt „Musica sacra" betitelt, welches er neben den „Fliegenden Blättern" bis zu seinem Tode redigirte. In diesen beiden Zeitschriften stellte er den betheiligten Kreisen sein Ideal vor Augen: „Würdiger Gottesdienst, Erbauung, Veredlung, Erziehung des Volkes durch eine ernste, weihevolle Musik bis ins kleinste Dorf hinein", sodann rügte er Mißbräuche und half aufbauen mit immer unermüdlichem Eifer und einer gewaltigen Beredsamkeit. In den musikalischen Beilagen zu den genannten Blättern gab er seine und seiner Gesinnungsgenossen Compositionen heraus, denn er war sich dessen wohl bewußt, daß ein Reformator nicht nur Mißbräuchliches abschaffen, sondern auch Brauchbares an dessen Stelle setzen müsse. Deshalb schuf er zahlreiche Compositionen. „Sie repräsentiren", sagt Walter, „eine geistvolle, tiefempfundene Wiedergabe des Textes; es pulsirt in ihnen ein reiches, melodisches Leben; sie glänzen durch eine gewisse Farbenpracht, eine nicht Effekt haschende, aber Effekt machende Dynamik; sie sind eine so formvollendete organische Einheit, voll Geist und Wahrheit, voll Phantasie und Kunst, daß selbst Männer wie Liszt und Bülow sie bewunderten." Franz Liszt bemerkte einmal dem Seelsorger F. Witt: „Lassen Sie die Leute stehlen und fluchen und schreiben Sie uns so schöne Tacte, wie Sie uns schon oft geschrieben haben!" Für seine Reform wirkte W. auch als „Wanderprediger" auf seinen Reisen, die er nach Württemberg, Vorarlberg, in die Schweiz u. s. w. unternahm. Ueberall hielt er Instructionscurse ab, wobei er belehrende Vorträge hielt, dirigirte und vorsang. Um seiner Reform eine weltumfassende Bedeutung zu geben, gründete er in Rom die „Scuola Gregoriana", welche im Herbste 1880 eröffnet wurde.

In Anerkennung der großen Verdienste verlieh ihm Papst Pius IX. am 2. September 1873 den Titel als „Doctor der Philosophie". Am 2. Februar 1880 wurde er durch den damaligen Protector des Cäcilienvereins, Cardinal de Lucca, zum Ehrenkanonikus von Palestrina ernannt. Die Zahl seiner Compositionen ist sehr groß. Ich gebe hier eine kurze Uebersicht nach den Angaben Walter's: 33 Messen, 7 Requiem, 1 Vesper, 1 Complet, 4 Hefte Cantus sacri, 1 Eucharistische Gesänge; Gradualien und Offertorien für das ganze Kirchenjahr, 2 Hefte Lamentationen, 1 Improperien, 1 Kreuzwegstationen (lateinisch und deutsch), 2 mal die Marianischen Antiphonen, der Psalm 135, 2 Serien Responsorien, 6 Te deum, 15 Litaneien, 1 Lauda Sion, 1 Stabat mater, 2 Bde. Motetten, Meßgesänge mit deutschem Texte, verschiedene deutsche Kirchenlieder, 1 Cantate „Pergolese" (Gedicht von Geibel) in zweifacher Bearbeitung; Orgelbegleitung zum Ordinarium Missae. Außerdem gab er noch Compositionen von Palestrina, Lassus, Haßler, Clereau, Cima, Canniciari und Ett neu heraus. Witt's Compositionen sind zum größten Theil reine Vocalmusik (von 1 bis zu 8 Stimmen). Ein kleiner Theil ist mit Orgelbegleitung, ein anderer mit Instrumentalbegleitung versehen. Seine Schriften, soweit sie nicht schon genannt worden, sind folgende: „Gestatten die liturgischen Gesetze beim Hochamte deutsch

zu singen?" Ein Vortrag gehalten 1872. Mit einem Prolog und Epilog (Regensburg 1886); „Ueber das Dirigiren kathol. Kirchenmusik" (Regensburg 1870); „Das Königl. bayerische Kultus-Ministerium, die bayer. Abgeordneten-Kammer und der Cäcilien-Verein. Eine Streitschrift und zugleich ein Handbuch zur Beurtheilung kath. Kirchenmusik für Musiklaien" (Regensburg 1886).

Anton Walter, Dr. Franz Witt, Gründer und erster Generalpräses des Cäcilienvereins. Ein Lebensbild. Mit dem Bildnisse Dr. Witt's und dem Verzeichnisse seiner Compositionen. Regensburg 1889. — Cyrill Kistler, Dr. Franz Witt, ein großer deutscher Meister. Kissingen 1889.

Wilh. Bäumker.

Witt: Johannes Stephan de Wit(t), Kunstforscher und antiquarischer Gelehrter, wurde 1565 zu Utrecht als Sohn des Ritters Stephanus de Witt aus vornehmer altadeliger Familie geboren. Er wuchs gemeinsam mit seinem ganz gleichaltrigen Freunde, dem berühmten Arend van Buchell (Arnoldus Buchellius, 1565—1641), Juristen und Humanisten, auf, der auch eine Base Witt's heirathete, und beide bezogen, W. am 27. Juni immatriculirt, mit dem Sommersemester 1583 als litterarum studiosi die Universität Leyden, von wo er, der sich als Schüler des dasigen berühmten Philologen Justus Lipsius bekennt, im Frühlinge 1586 an die Pariser Hochschule übergesiedelt zu sein scheint. Aus letzterem Jahre datieren briefliche Aeußerungen über Vorkommnisse der Seine-Weltstadt, während wir ihn im März 1587 zu Antwerpen finden. Ende 1590 treffen wir ihn in der Vaterstadt, unschlüssig „de eligendo vitae genere, et ad quid amici urgent". Im Mai 1591 und 1592 fesseln ihn, uns unklare „familiaria et jocosa" an Alkmar, im November 1594 weilt er in Amsterdam, in den Wintern 1595 und 1596 wieder daheim. In den Sommer des letzten Jahres fällt gewiß seine Reise nach England, deren Nachwehen sein unfester Körper im December noch verschiedentlich verspürte, wogegen sie uns eine doppelte Reminiscenz, zugleich damit den Anlaß seiner heutigen Auferstehung, hinterließ. 1599 begegnet er uns noch in der Geburtsstadt, die folgenden Jahre aber scheint er, mit kunstgeschichtlichen und archäologischen Studien befaßt und in regem Verkehr mit den obersten Gesellschaftskreisen, dabei die nördlichen Provinzen der Niederlande öfters, vielleicht der Baudenkmäler halber durchstreifend, meistens in Amsterdam zugebracht zu haben. Am 1. October 1608 wurde W. durch seinen Oheim Kanonikus Jakob Foeck, der nebst dem Decan Lambert van der Burch sein warmer Gönner war, zur Präbende des Gerrit Vorre van Amerongen zu Utrecht vorgeschlagen, am 7. Mai 1609 bereits von der Pflicht ständigen Aufenthaltes daselbst dispensirt. Seitdem sehen wir ihn, den keinerlei Familienobliegenheiten banden, auf fast ununterbrochenen Reisen, und zwar theils persönlichen Liebhabereien folgend, theils auch mit halbofficiellen Aufträgen. Denn wenn er schon nicht direct diplomatische Sendungen ausgeführt oder überhaupt ein laufendes Amt bekleidet hat, so pflegte er doch den Utrechter Landständen regelmäßig über die politischen Vorgänge in dem Lande, wo er sich gerade aufhielt, zu berichten. Merkwürdig ist es dabei, daß er wie sein Vater, der ein eifriger Anhänger und Vorkämpfer der angestammten, thatsächlich damals schon beseitigten spanischen Herrschaft gewesen, gut katholisch blieb, obwol er, Mitglied des reformirten Stiftes, am 10. Febr. 1615 in den Genuß aller Rechte eines Capitelmitglieds eintrat. Diese ihm erzeigte Duldsamkeit stimmte ganz zu seinem eigenen entgegenkommenden, milden, toleranten Wesen. Er hat es freilich, wie uns auch aus seinen Briefen entgegenleuchtet, recht gut gehabt, sich sein Dasein fernerhin nach Gutdünken und Bequemlichkeit zu gestalten, indem er sich in der durch glückliche Verhältnisse ermöglichten Muße ganz den freigewählten Lieblingsforschungen widmete; so durfte er mit Recht gestehen: me nunquam minus otiosum esse, quam cum in otio.

Und dieses beneidenswerthe Schicksalsgeschenk fiel bei ihm keinem Unwürdigen in den Schoß. Mit redlichem Streben hat er sich in die Kunst alter und neuer Zeit vertieft und gewißlich die positiven Ergebnisse seiner Untersuchungen zu Papier gebracht, die, falls nicht nach seinem Tode verlottert oder vernichtet oder von anderer Hand unrechtmäßig verwendet, in irgend einem verstaubten Winkel einer der von ihm durchstöberten Sammlungen schlummern mögen. Nachdem er nämlich für Frühling und Sommer 1611 eine geschäftliche Anwesenheit in Antwerpen bezeugt, können wir auf Grund einer Reihe von Briefen, schon seit Juli desselben Jahres, einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris behaupten, dessen vielfache öffentliche und private Wissensanstalten er ebenso wie die allseitigen Anregungen des dortigen geistigen Lebens gar nachdrücklich ausgenutzt hat. Die von der Hauptstadt Frankreichs aus, die eben damals sich zum Ausgangs- und Angelpunkt moderner Civilisation emporschwang, betriebene Correspondenz verbreitet sich über staatliche und gesellschaftliche Begebenheiten und Zustände, charakterisirt auch hervorragende Männer, erstreckt sich doch aber mehr auf Fragen der Kunst nebst ihrer Wissenschaft. Der Plan einer italienischen Reise tauchte damals nicht zuerst in ihm auf, sondern nahm nur bestimmtere Formen an, indem er dafür eine längere Dauer, vielleicht schon endgültige Uebersiedelung ins Auge faßte. Pariser Briefe aus dem Sommer 1615 zeigen ihn nach dem ihm nahegehenden Tode seines genannten Onkels, sowie anderer Utrechter Verwandten dazu bereit, im November zum Ueberwintern ‚Lugduni‘ (in Leyden oder Lyon?) in der Angst, ‚ob turbas Gallicas itinere Italico prohiberi‘. Trotzdem ist er im nächsten Sommer wiederum in Paris, mitten im engen Umgange mit weltlichen und geistlichen Würdenträgern, ferner wie früher mit Männern der Feder, des Pinsels, des Meißels, wie etliches briefliches Material bezeugt, und weilt, gemäß demselben Erweis, Ende 1617 bis in den folgenden Sommer wieder in der Stadt seiner ersten studentischen Erinnerungen. Wann hat er endlich die ersehnte Apenninenhalbinsel betreten? Unter dem 7. Januar 1620 meldet er seine Ankunft in Rom, ob zum ersten Male bleibt fraglich, und klagt über seine durch die Reisen veranlaßten Gesundheitsbeschwerden. Weitere Briefe zeigen ihn in der Umgegend der ewigen Stadt, in Venedig, in Baiä, Puteoli, mehrfach in Neapel den Resten der Antike nachgehen, aber auch Vertretern der zeitgenössischen Malerei, z. B. Paul Brill, Antonio Tempesta, Gerhard Honthorst, Cornelis Poelenburg lebhaftestes Interesse bekunden. Am 30. Juli 1622 schreibt er von der neuen Absicht eines Venediger Ausflugs, von seinem dringenden Wunsche, die Angehörigen zu sehen und trauert über die Todeslücken im Freundeskreise. Wenige Monate danach starb W. im achtundfünfzigsten Lebensjahre in Italien, jedenfalls in Rom, und zwar wahrscheinlich am 1. October 1622, sicher aber mehrere Wochen vor dem 15. November, an welchem sein Nachfolger im Utrechter Stifte ernannt ward; seine Ruhestätte ist unbekannt.

Die Bedeutung von Johannes de Witt's Persönlichkeit, sein tiefgründiges Wissen und die Fülle von Funden und Feststellungen, die ihm geglückt sind, können wir nur aus den eingestreuten Notizen seiner Correspondenz ahnen, von der 6 Originale an van Buchell, 48 an diesen bezw. an Lambert van der Burch in Abschrift erhalten und 7 in extenso nebst einzelnen prägnanten Bruchstücken von Gaedertz 1888 abgedruckt worden sind. Für Alterthumskunde und Kunstgeschichte würden sie dazumal, in vieler Hinsicht zweifelsohne auch heute noch reichen faktischen und methodischen Fortschritt gewährt haben; sie sind vorläufig, und in Anbetracht des Absuchens der meisten in Betracht kommenden Bibliotheken, muß man fürchten, für immer verschollen. Die spärlichen Andeutungen in Witt's in fließendem Latein ausgefertigten Briefen, zumal an den langjährigen Herzensfreund Arend van Buchell, lassen uns diesen herben, wahrhaft unersetzlichen Verlust

kaum verschmerzen. Es ist das große Verdienst von Karl Theodor Gaedertz, auf diese Sachlage gleichzeitig mit der durch ihn vorgenommenen Erweckung von Witt's Andenken hingewiesen zu haben, in seinem äußerst interessanten Büchlein „Zur Kenntniß der altenglischen Bühne nebst andern Beiträgen zur Shakespeare-Litteratur" (1888) — S. 51—64(75), sowie S. VII f. und 5—18 — welch' letzteres noch längst nicht die gebührende ungewöhnliche Beachtung und Ausnützung gefunden hat. Unser voranstehender biographischer Artikel baut sich fast ausschließlich aus den dortigen Materialien auf, und auch was hier weiterhin aus seiner Wirksamkeit mitgetheilt wurde, schließt sich aufs engste an Gaedertz' Angaben an.

Johannes de Witt stand mit Staatsmännern und hohen Klerikern in genauen Beziehungen und hatte am französischen Königshofe wie im Kreise der oranischen Regenten, bei seinem Besuche in London gewiß auch am Hoflager der Elisabeth Zutritt. Umfängliche Briefe liefern hier Mittheilungen und Anspielungen über Zeitereignisse der äußeren und inneren Politik, über Gelegenheitsvorkommnisse in der höchsten Gesellschaft, unverächtliche Einblicke in den damals heißtobenden Ringkampf der Confessionen. Die Originalschilderungen seiner Fahrten in die nordwesteuropäischen Residenzen mußten einen noch höheren Rang erringen und uns das ganze Pariser und Amsterdamer, in kleinerem Maßstabe auch das Londoner sociale und kulturelle Leben jener Jahre in allen seinen zahllosen Lichtstrahlen wie in einem Brennpunkte zusammenfassen und vermuthen lassen, wie farbenprächtig es in der äußeren Kunstwelt aussah, die hochfliegende Geister gebar oder wenigstens mit Luft und Sonnenschein versorgte. Auch den gewaltigsten Genius unter den Zeitgenossen, William Shakespeare. Und dies hebe man um so mehr hervor, als die Ausgrabung der Witt'schen Persönlichkeit durch Gaedertz mit der Entdeckung seiner „geteekende Afbeelding van het theater genaamd de Zwaan te London" (vgl. A view of the interior of the Swan Theatre, on the west end of the Bankside, London, 1595. From a sketch made by John de Witt, Canon of St. Mary's, Utrecht, who visited London in 1596. New-York: L. L. Lawrence, 1889. 4°. 1 sheet) begann, welch letztere in einem Quarto-Manuscript A. van Buchell's auf der Utrechter Universitätsbibliothek, „Aanteekeningen ꝛc." S. 132 enthalten mit der Unterschrift „Ex obseruationibus Londinensibus Johannis de Witt". Im Sommer 1596 hat W. die eben mächtig emporblühende Riesenstadt an der Themse besucht, leider gerade während Shakespeare's kurzem Ausfluge nach Stratford, und in seinen, bedauerlich bloß fragmentarisch erhaltenen Skizzen die Eindrücke wiedergespiegelt. Aber gegenüber dem voraussichtlich untergegangenen ausführlichen Tagebuche Witt's mit seinem allseitigen Ausgreifen auf merkwürdige Erscheinungen behaupten diese doch einen geringfügigeren Posten, obzwar jene authentische Nachzeichnung des jüngsten der damaligen Londoner Bühnenbauten in die Sphäre des größten Dramatikers einen unaufwiegbaren Einblick erlaubt.

Was nun aber von de Witt's Sammlungen und Niederschriften zur Kunde seines Specialgebiets ins Ungewisse versunken ist, fehlt heutigen Tags noch fühlbarer. Nicht mit den Spitzen humanistischer Gelehrsamkeit und des Parnasses lebte er in offenem Gedankenaustausche, nein, in erster Linie Maler, sodann Kupferstecher, Formschneider u. s. w. bildeten seinen täglichen Umgang: Hendrik Goltzius' und Abraham Bloemaert's Namen besagen da genug. Das classische Alterthum stand ihm zwar bei seinen Studien im Vordergrunde, und man hat sonach in ihm einen der Väter der modernen Kunstarchäologie zu erblicken; jedoch lenkte das Auge von der vetustas und den sie erläuternden historiae prisci saeculi in den monumenta immer auf das Leben der Neuzeit zurück, für das und seine mores jene die exempla vorstellen sollten — in der That völlig ein

Vorgänger J. J. Winckelmann's (s. d.). Neben diesen charakteristischen Erguß über seine erhabene Tendenz in einem Schreiben an Lambert v. d. Burch reihen sich mehrere fast noch prägnantere Briefstellen. Die meiste Aufmerksamkeit schenke man aber seinem Katalog sämmtlicher Maler und Gemälde, „Coelum pictorium" betitelt, der nach Karel van Mander's bekanntem „Het Schilderboek" (Harlem 1604) angelegt, aber Witt's eigener Aussage gemäß viel reichhaltiger als dieses, noch jetzt stark auszubeutende Compendium war, was seine wenigen Proben mit ihren Angaben über zeitgenössische, seines Erachtens hervorstechende Maler beweisen: denn letztere fehlen in unsern einschlägigen Nachschlagewerken, sogar bei Nagler, Künstlerlex. Leihen wir dazu noch Gaedertz unmittelbar das Wort: „Auf seinen langjährigen Reisen besuchte de Witt alle Museen und Ateliers, sich von den Künstlern Angaben ausbittend über ihr Leben und ihre Schöpfungen. Da er nicht nur Bewunderer und Liebhaber der Malerei und Skulptur war, sondern auch selbst als Zeichner nicht ungeübt — abgesehen vom Schwan-Theater in London, erwähnt er selbst seine allegorische Darstellung der Malerei, ein nach der Erinnerung gefertigtes Portrait seines Oheims Foeck, die Abbildung einer Sitzung des tiers-état, der Reiterstatue Heinrich's IV., eines Feuerwerkes, der bei der Hochzeit Königs Ludwig (XIII.) mit Anna von Spanien aufgeführten Tourniere und Ritterspiele in Paris — und, nach seinem Geständniß, ein scharfes Auge im Beobachten und Beurtheilen besaß, so haben sich bei ihm, wie bei Karel van Mander, Theorie und Praxis geschwisterlich die Hände gereicht. Aber Letzterer scheint nicht von so unersättlichem Wissensdrange beseelt, kein so emsiger, unermüdlicher Forscher gewesen zu sein; namentlich standen unserem de Witt eine gediegenere, universellere Bildung, uneingeschränkte Muße und größeres Glück zur Seite. Ihm thaten sich, mehr noch infolge seines amtlichen, als seines persönlich so liebenswürdigen Charakters, Thüre und Thore auf, die van Mander verschlossen gefunden haben mag. Daher flossen für de Witt die Quellen reichlicher. Wie rein und zuverlässig, zeigt ein Beispiel, indem Franciscus Pourbus der Jüngere ihn eigens bittet, seine Beziehungen zur Königin Maria von Medicis der Wahrheit gemäß darzustellen, zu welchem Behuf er ihm selbst Aufzeichnungen übergibt. De Witt's Vorsichtigkeit und Unparteilichkeit bekundet ein anderes Exempel: er enthält sich jeder Kritik über Martin Freminet, bis er die Schöpfungen dieses Meisters in Augenschein genommen hat."

Einen rastlosen Wissensdurst muß W. auf diesem Felde besessen haben, wozu sich ein gesegneter Spürsinn gesellte, wenn man die fortwährenden Hinweise auf frisch Angeeignetes liest. Seine Aufzeichnungen sind spurlos verschwunden, kein Nachruf meldet davon. Wird es noch einmal gelingen, in systematischer Suche diesen Schatz, ferner de Witt's peinlich geführtes Tagebuch mit seinen weit ausschauenden Einträgen, seine Geschichte der Utrechter Alterthümer und die etwa sonst noch gleich diesen abgeschlossenen druckreifen Manuscripte aufzustöbern und damit dem bescheidenen Kunstkenner, -forscher und -schilderer sein gutes Anrecht auf den Nachruhm einer in ernstem Streben erfolgreichen Persönlichkeit, eines auch litterarisch nicht minder glücklichen Gelehrten zu bestätigen? Gaedertz forderte schon 1888 energische Enquête, was von den meisten Referenten seines bedeutsamen Büchleins, dem die Gegenwart erst wieder die Bekanntschaft mit Witt verdankt (die Ergebnisse verwerthet Fairman Ordish, Early London Theatres; in the Fields. I, 1894, S. 264 ff.) — Cohn, Jahrb. d. dtsch. Shakespeare-Gesellsch. XXIV, 262 und ich am Eingange meiner eingehenden Anzeige „Engl. Studien" XV, 438, woselbst S. 439—442 zu Witt zu vergleichen, verzeichnen jene alle — unterstützt ward; E. Engel (Shakespeare, 1897, S. 78) schloß sich mit Entschiedenheit an, weil er, übertrieben, vom Auffinden der Tagebücher Witt's „über das englische Drama und die Dramatiker des 16. Jahrhunderts Aufschlüsse" erwartet, „gegen die alles bisher Bekannte erblassen müßte": diesen Passus druckte mit bei-

pflichtenden Glossen und der Aufforderung, Gaedertz zu neuer Requisitionstournée auszusenden, das „Berliner Tagebl.“ XXVII, Nr. 125, 10. März 1897, Morgen-Ausg., Feuilleton, gesperrt ab, was eine Action erhoffen läßt. Dann möchte wol auf Lebensgang und menschliches Wesen des ausgezeichneten Mannes, zu denen einst Caspar Burman, Trajectum eruditum p. 154 die spärliche Notiz Johannes Wittius Romae migravit anno 1622 pridie Kalend. Octobris und selbst der umsichtige van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden XX, 340 einen arg lückenhaften Abriß gewährten, helles Licht fallen und die Enkel ihm die geziemende Pietät nicht verweigern. — Die Skizze der Innenansicht des Schwan-Theaters entnahmen, ohne Hinweis auf Witt und Gaedertz, E. Bormann, Das Shakespeare-Geheimnis (1894), 5. der Pläne (zufolge S. 344 wol aus Vitzthum von Eckstädt, Shakespeare und Shakspere, 1888), Wülker, Gesch. d. engl. Litt. 1896, Brandl's Neuausg. des Schlegel-Tieck'schen Shakespeare I. 1897; Gaedertz' Witt-Fund berücksichtigen: J. Walter, Shakespeare's true life 1890, G. Bapst, Essai sur l'histoire du théâtre 1893, auch J. Hart, Gesch. d. Weltlit. u. des Theat. 1897. Ludwig Fränkel.

Witt: Johann v. W., Sänger, wurde am 7. September 1843, nach Andern 1847, zu Prag geboren. Er hieß eigentlich Filek Edler von Wittinghausen und war der Sohn eines höheren kaiserlich österreichischen Staatsbeamten. Er erwählte die militärische Laufbahn, trat mit achtzehn Jahren in ein kaiserliches Infanterieregiment ein und kam im J. 1865 nach Verona in Garnison. Hier entdeckte er seine Stimme und quittirte im J. 1867 den Dienst, um sich in Wien bei Uffmann zum Sänger ausbilden zu lassen. Seinen ersten Versuch auf der Bühne machte er am ständischen Theater zu Graz. Bald darauf wurde er als Heldentenor nach Dresden engagirt, von wo er im J. 1877 nach Schwerin kam, wo er zum großherzoglich mecklenburgischen Kammersänger ernannt wurde. Zahlreiche Gastspiele an verschiedenen deutschen Hofbühnen machte seinen Namen mit der Zeit weit bekannt. Im J. 1885 ließ er sich zu einer amerikanischen Tournée unter glänzenden Bedingungen verleiten, die seine Gesundheit jedoch arg schädigte. Heimgekehrt, sah er sich zu einer Operation in der Klinik des Professors Bergmann in Berlin genöthigt. Sie blieb ohne den gewünschten Erfolg, er starb in Berlin am 17. September 1887 und wurde am 21. September in Dresden beigesetzt. W. war ein ungemein vielseitiger Sänger und gleich ausgezeichnet in der Oper, im Oratorium und als Liedersänger. „Sein Repertoire umfaßte alle großen Tenorpartien der deutschen, italienischen und französischen Oper, und mit dem Schmelz seiner Stimme brachte er in elegischen Partien eine hinreißende Wirkung hervor.“

Vgl. Wurzbach LVII, 149, 150. — Deutscher Bühnen-Almanach. Hrgg. von Th. Entsch. Berlin 1888. LII, 277. — Ernst Gettke's Bühnen-Almanach. Leipzig 1888. VI, 122. H. A. Lier.

Witt: Karl W., Schulmann und Politiker, wurde am 31. August 1815 zu Königsberg in O.-Pr. als zweiter Sohn unter 12 Kindern eines Stadtmusikus geboren, der seine Familie nicht vor Entbehrung, sogar Noth schützen konnte, trotzdem aber drei Söhne studiren ließ und seinen Kindern den Hang zu Höherem, so auch den zur Musik vererbte. Wie W. als Student mit seinem alten Zeichenlehrer Flötenduette geblasen und mit seinem späteren intimen Freunde Hoverbeck fast bei jeder Zusammenkunft alte und neue gute Lieder geübt hat, so liebte er die väterliche Kunst zeitlebens leidenschaftlich und rechnete sie zu den Schutzgeistern in allen Fährlichkeiten des Alltags. Obdach und Essen vermochte ihm der Vater knapp noch zu bieten, im übrigen war W. früh auf Erwerb angewiesen, und als er nach dem Absolviren des Gymnasiums 1834 bis 1838 auch die Universität der Geburtsstadt besuchte, um Philologie zu

studiren, durchkostete er eine gar harte Jünglingszeit und wenig genug von den Freuden der goldenen akademischen Freiheit. Seine Subsistenzmittel flossen beinahe oder ganz ausschließlich aus karg bezahlten Privatstunden, welche, auch nachdem er die Hochschulstudien 1841 durch ein vortreffliches Staatsexamen abgeschlossen hatte, Hauslehrerthätigkeit und Aushülfe-Unterricht am Altstädt. Gymnasium und der Bürgerschule in Königsberg, der Elbinger Realschule und der Töchterschule in Gumbinnen ablöste. Er wurde 1845 am Progymnasium zu Hohenstein, einem ärmlichen Landstädtchen Ostpreußens, als Oberlehrer fest angestellt, von wo aus der Bedürfnißlose trotz des magern Gehalts die verwittwete Mutter unterstützte. Hier hatte der sechs Jahre jüngere Leo(pold) Freiherr von Hoverbeck, der nachherige entschiedenliberale Parteiführer, Verwandte zweiten Grades, und durch diese lernte W. im Winter 1846/47 auf einem Landsitze unweit dem nahen Gute Nickelsdorf bei engeren Angehörigen Hoverbeck's diesen kennen. Die sofort mit dem Duzfuß einsetzende vertrauliche Freundschaft, die sich entwickelte, gewinnt für die Nachwelt dadurch eine unerwartete Wichtigkeit, als sie einen langjährigen Briefwechsel zeitigte, welcher zwar bisweilen etwas schlummerte, aber dafür in den vielen erhaltenen Nummern beide Männer über alle möglichen private und noch weit mehr über die damaligen aufregenden innerpolitischen Angelegenheiten ganz offen ihr Herz ausschütten zeigt und damit äußerst werthvolle geschichtliche Documente liefert. Nur auf Grund dieser reichen Materialien kann uns Witt's Leben interessant genug erscheinen, um in den Hauptzügen überschaut zu werden, wie auch sie erst ermöglichten, neuerdings sowol für W. selbst als für Hoverbeck Lebens- und Charakterschilderungen breiterer Anlage herzustellen. Der Verkehr zwischen W. und Hoverbeck, der sein bei Gutstadt im Kreise Heilsberg belegenes Rittergut Adlig-Queetz bewirthschaftete, war infolge beiderseitiger starker Inanspruchnahme durch den Beruf wesentlich auf die Correspondenz beschränkt, aber gerade diese gab Gelegenheit, sich gesammelter und tiefer über allerlei Fragen auszusprechen, die beide Männer in verschiedener Richtung und Intensität bewegten. Die preußischen Verfassungskämpfe der Jahre 1847—51, an denen Ostpreußens Volk und Politiker mit besonderem Eifer theilnahmen, beleuchtet manche briefliche Aeußerung zwischen W. und dem schon damals gut bürgerlich fühlenden Junker aufs hellste. Seltsam, wie der in jenen Tagen abwartende und immer wieder etwas nach rechts neigende Hoverbeck, der Rittmeisterssohn und Exjurist, später ohne jegliches Hervordrängen in der Vorderfront der Demokratie eine leitende Position einnahm, während der 1848 und danach ungestüm radicale W. vom grundsätzlichen Schwur auf die Republik durch ein Märtyrer-Decennium sich zum Nationalliberalen unoppositioneller Farbe (1867) durchmauserte, zu welch letzterer Secession er 1867 mit übertrat.

Der revolutionäre Lenz 1848 begeisterte beide, jedoch nur W. ließ sich fortreißen von der „schönen neuen Zeit“, wurde allerdings bald durch den Mißbrauch, den Bauern innerhalb seines Horizonts mit der unverstandenen Freiheit trieben, etwas ernüchtert. Er war in dem zu Hohenstein entstandenen liberalen Club thätig, und vielleicht darauf beruht seine Wahl in die „Preußische Nationalversammlung“ für den Kreis Osterode in O.-Pr. am 8. Mai. W. kam nach Berlin, begeistert von der hohen Aufgabe dieser Volksvertretung und durchdrungen von dem Streben getreuester Pflichterfüllung. Seine von dort an Hoverbeck gerichteten ausführlichen Briefe bezeugen Irrthümer jener Tage und ausschweifende Hoffnungen, die selbst besonnene Männer beseelten, bekunden aber auch, wie er sich als Parlamentarier keineswegs sicher fühlte, ja bei einschneidenden Abstimmungen zauderte und schwankte. Zunächst war er „wild“, dann Mitglied des gemäßigt-demokratischen linken Centrums (Lothar Bucher, Rodbertus, Schulze-Delitzsch). Seinen Wählern erstattete er aus der Hauptstadt, wo ihm, dem Kleinstädter gewordenen,

etliche Universitätsgenossen, auch das Theater manche Anregung boten, im Osteroder Kreisblatt mehrmals Bericht und mahnte darin einmal, vermuthlich infolge von Unruhen der Tagelöhner wider ihre Gutsherren, die Armen zum Frieden mit den Reichen und zum Abwarten gesetzlicher Verbesserungen. Als am 9. November das neue Reactionsministerium Brandenburg-Manteuffel durch kgl. Botschaft das Abgeordnetenhaus vertagte und nach Brandenburg verlegte, beschloß dies nach dem Antrage von Waldeck, Gierke, Rodbertus und W. zu protestieren und weiter in Berlin zu tagen. Den restlichen 7 Sitzungen der Ungebeugten, die einstimmig die Regierungsmaßnahmen für ungesetzlich erklärten und am 15. November die „Steuerverweigerung" aussprachen, wohnte W. bei, ging aber nicht, wie mehrere Parteibrüder, nach Brandenburg, sondern kehrte heim und bezeichnete in einem Sendschreiben an seine Wähler vom 10. December das Geschehene als ungesetzlich, die Wirksamkeit der einberufenen neuen Kammer als ungiltig. In der Wahlbewegung nach Auflösung der Nationalversammlung hatte W. in der gänzlichen politischen Unwissenheit der großen Wählermasse das Haupthinderniß des Fortschritts erkannt und schnell den Entschluß gefaßt, zur Belehrung derjenigen deutschen und überaus zahlreichen masurisch-polnischen Handwerker, Bauern und Arbeiter seiner Umgegend, die keine große Zeitung lesen, ein Wochenblättchen herauszugeben. Die „Osteroder Dorfzeitung", später „neue D." (nicht „Volksfreund"), erschien nach mehreren Probenummern vom 1. April 1849 ab, ein halber Bogen in Quart, links deutsch, rechts polnisch, für einen Silbergroschen monatlich. Der Stil war gemeinverständlich und volksthümlich, die Tendenz maßvoll freisinnig; sie trat für Einheit Deutschlands unter dem Könige von Preußen als deutschem Kaiser ein, bekämpfte Oesterreichs antideutschen Egoismus, Rußland, Dänemark und bringt zumeist sachliche Belehrung über die geplanten Verfassungen für Preußen und für Deutschland, das Staatsbudget, Geschworenengerichte, das Institut der Landschaft u. ä. Die Nummern 17 und 18 vom 4. bezw. 11. Juli forderten im Sinne der „Volkspartei" klar und schlicht Wahlenthaltung. W. schrieb sein Blatt ganz allein, oft bezüglich der Stoffbeschaffung unter großen Schwierigkeiten; nur Hoverbeck lieferte auf des Redacteurs Ansuchen zwei volkswirthschaftliche Aufsätze, einen in den Nummern 21—23 über die Einnahmen und Ausgaben des preußischen Staates, einen in Nr. 46 über das Salz. Zu des Verfassers Erstaunen setzten die Ende 1849 beginnenden Denunciationen beim Provinzialschulcollegium und das darauf fußende Disciplinarverfahren gegen W. mit bei Hoverbeck's Salz-Artikel ein. W. hatte nach den neuen dehnbaren Ministerialerlassen sehr vorsichtig geschrieben, aber der drohenden Gefahr durch Verzicht auf die Feder vorzubeugen, verschmähte er. Da verlieh mit einem Rechtsbruche Minister v. Ladenburg am 25. September 1850 dem Runderlaß vom 11. Juli 1849 im Falle W. rückwirkende Kraft auf dessen ältere Artikel: es erfolgte zunächst Amtssuspension.

Der 35jährige W. blieb unverheirathet, obwol er sich dem „Marmelstein" Hoverbeck gegenüber „in verliebten Dingen" mit einem Streichhölzchen verglich, das die kleinste Reibung entzündet: eine ernste Neigung, 1848 zu einer 16jährigen Base des Freundes gefaßt, scheiterte an den Ansprüchen, die das verwöhnte Gutsfräulein, 1896 als Oberbürgermeisterswittwe gestorben, an das Auftreten des Gatten und das Leben stellte. Für jetzt war das ein Vortheil für den Lahmgelegten. Er fand in Königsberg bei Mutter und Schwester ein Heim und, bescheiden wie stets, durch Privatstunden mehr als hinlänglichen Erwerb. Der neue Cultusminister Raumer versuchte W., über dessen hartnäckiges Pochen auf der Gesetzwidrigkeit seiner Behandlung und Witt's Weigerung sich zu verantworten ärgerlich, durch Hunger zu kirren und zwang ihn, aus der jungen Königsberger Existenz nach Hohenstein zurückzukehren und beschäftigungslos den Entscheid abzuwarten. Doch

war W. bald wieder in der lieben Geburtsstadt und ertheilte Ende 1850 daselbst wieder 24 Privatstunden wöchentlich. Der Versuch der dortigen Polizei, dem friedlichen überall beliebten Manne die private Lehrthätigkeit zu verbieten, mißglückte ebenfalls, und so sah W. mit Seelenruhe dem Ausgange entgegen. Trotz der Hetze des „Königsberger Freimüthigen", des Organs des „Preußenvereins", welches unter der Aegide des Regierungspräsidenten Peters und des frommen, im Duell erschossenen Generals v. Plehwe der berüchtigte Zuchthäusler, nachherige Posen'sche Distriktscommissar Emil Lindenberg redigirte, gegen W., trotz der schneidigen Anklageschrift, deren Urheber nach Witt's Ausdruck Faselhans und Grobian zugleich verrieth, was doch für einen Staatsanwalt fast zu viel sei, erkannte im Disciplinarverfahren in erster Instanz der Disciplinarhof am 14. Juni 1851 auf Strafversetzung ohne Umzugskosten und unter Gehaltsverringerung, in zweiter verhängte am 27. September das Staatsministerium die Amtsentsetzung, woran W. kaum gezweifelt hatte. Witt's Ansehen in seiner Vaterstadt, die fürder sein ständiger Aufenthaltsort blieb, wuchs stetig, ebenso die Sicherheit seiner materiellen Lage, indem der Ueberhäufte genug Privatstunden ablehnen mußte. Aber die Sehnsucht nach öffentlicher Lehrthätigkeit erwachte um so stärker, je länger der gewaltsame Ausschluß dauerte. Die Directoren der Gymnasien, bedeutende Universitätsprofessoren, z. B. der nachherige Reichstags- und Reichsgerichtspräsident Eduard Simson, auch der Provinzialschulrath, kurz die nennenswerthesten Persönlichkeiten Königsbergs, schätzten ihn als Lehrer und Menschen, und mehrere der wohlwollenden Freunde riethen ihm nach dem mit der Regentschaft des „Prinzen von Preußen" seit 1857 erwarteten Systemwechsel, beim Ministerium einzukommen, ihn wieder für anstellungsfähig zu erklären. Statt des üblichen Reuebekenntnisses gab W. im Sommer 1858 die schriftliche Erklärung ab, er wolle sich bemühen, die Jugend in Liebe für König und Vaterland zu erziehen, aber Raumer schlug das Gesuch eben ab, weil die Reue fehle, obschon der Königsberger Oberpräsident Eichmann kurz vorher W. in einer bezüglichen Unterredung zwar ein „Bedaure unendlich!" entgegnet, ihm aber infolge des günstigen Eindrucks von Witt's „ungeschickter Ehrlichkeit" jene Form hatte nahelegen lassen. Hoverbeck, mit dem W. seit des Freundes Heirath das alte Verhältniß unverändert aufrecht erhalten hatte — im Giebel von Hoverbeck's neuem Gutshause wurde ein Zimmer mit freundlicher Gartenaussicht „Wittstübchen" als etwaiger Altensitz getauft — tröstete ihn im August 1858 mit der Aussicht auf baldigen Umschwung im Staatskurs und als er mit 1859 in den Landtag trat, tauschte er nicht nur in umgekehrter Situation wie vor einem Jahrzehnt die Meinungen über die Tagespolitik mit W. von Berlin aus brieflich aus, sondern intervenirte zu Beginn der Session 1860 beim Decernenten Ludwig Wiese und dann persönlich bei dem Cultusminister von Bethmann-Hollweg, im Rückhalt alle Erkenntnisse, Eingaben, Bescheide, um „so gerüstet wie möglich zu Felde zu ziehen". Ein genauer berichtender Brief vom 29. Januar rückt uns diese Audienz leibhaftig vor Augen, zeichnet uns die Position Witt's deutlich und die wahre Herzlichkeit zwischen beiden. Hoverbeck konnte dem Minister mit ruhigem Gewissen von Witt's „gemäßigteren" politischen Ansichten sprechen: hatte dieser doch längst alle Schroffheit abgestreift, freilich Ende 1858 aus Charakterfestigkeit seinen Namen nicht von der Vorschlagsliste des Königsberger „Komitees für unabhängige Wahlen" streichen lassen, auch dem von alten Demokraten 1858 gegründeten „Handwerkerverein", der statutengemäß nur Bildungs- und Wohlfahrts-, keine politischen Ziele verfolgte, seine Kraft, zeitweilig sogar als Vorsitzender zur Verfügung gestellt, „ein durchaus ungeschickter und unkräftiger Mensch", wie er sich damals vor Hoverbeck hinstellt.

Ostern 1860 endlich trat W. als wissenschaftlicher Hülfslehrer am Alt-

städtischen Gymnasium zu Königsberg ein, wobei er nun 45 Jahre alt geworden war und mit den 300 Thalern Gehalt sich materiell verschlechterte. Aber welche Wonne muß in ihm bei dem Gefühlsergusse nachgezittert haben, als er da die Worte niederschrieb: „Der erste Schultag war einer der schönsten meines Lebens!"! Einer vollen Classe gleichsam die Seele zu öffnen und zu selbstthätigem Wetteifer anzuspornen, die erzielten Fortschritte zu beobachten und zu vergleichen, das bildete für ihn geradezu eine Leidenschaft. In dieser Begeisterung, die schon in Hohenstein mächtig gelodert hatte, wurzelten auch seine großen Erfolge als Lehrer. Die Generationen, die an ihm vorbeigegangen, liebten ihn wie keinen andern. Im Unterrichte hing alles an seinem Munde: Witt's gemüthliche, milde, humoristische Weise erleichterte und durchwärmte das Lernen. Faules, ordnungswidriges Wesen tadelte er nicht hart, aber bestimmt; er verfuhr gerecht in allen Vorkommnissen des Schullebens, streng bei Betrug und sonstiger Unmoral. So denken alle seine Schüler noch heute verehrungsvoll an ihn und seine fast zu rasch verflossenen Stunden. Er führte nämlich nicht nur die Abcschützen „Zum latein. Elementarunterricht" (Titel seines Schulprogr. 1848), um sie wie öfters erst in der obersten Classe in der deutschen Lehrstunde wieder zu begrüßen; die herangereiften Jünglinge verstand er da im höchsten Grade für den jeweiligen Gegenstand zu interessieren, indem er z. B. ankündigte, in 8 Tagen werde er „Laokoon" oder „Minna von Barnhelm" durchnehmen, und alsdann einige Fragen stellte, die nur derjenige beantworten konnte, welcher die Sache ganz beherrschte. Am allermeisten jedoch fesselte W. seine Schüler und erwarb sich zugleich reichlich Dank und Anhänglichkeit durch seine so zu sagen öffentlichen Erzählstunden. An jedem Sonnabend im Winter von 6—7 Uhr abends erzählte er den Buben der drei untersten Classen, wozu auch Zuhörer der oberen sich zahlreich einstellten, im Raume der Sexta — man mußte nicht theilnehmen, fehlte aber nie — in einfachem und doch wunderbar packendem Vortrage die griechischen Göttersagen, den Trojanischen Krieg, die Irrfahrten des Odysseus, auch von Reineke Fuchs und Robinson Crusoë. Da saß er auf der Schultischecke, das Kinn auf die Hand gestützt und den Zeigefinger an der Backe, wie ein Vater unter seiner frohen Kinderschaar, und wer inniger bei der Geschichte betheiligt und erfreut war, der eindringliche Erzähler oder das andächtig lauschende Auditorium, hätte in solchen Momenten Niemand sagen können. Daraus sind zwei reizende Büchlein hervorgegangen: „Griechische Götter- und Heldengeschichten. Für die Jugend erzählt" (5., durchgesehene Aufl. 1885), 192 Seiten stark, und der „Trojanische Krieg und die Heimkehr des Odysseus. Für die Jugend erzählt" als „Griechische Götter- und Heldengeschichten. II. Theil (2. Aufl. 1883), dies Bändchen 296 Seiten stark. Es ist der alte herrliche, unvergängliche Stoff hübsch nacherzählt, oft in der Form der deutschen Volksmärchen (‚Es war . . .') dem jugendlichen Publikum gemäß alles nett verknüpft, Sprünge ausgeglichen, uns unästhetisch Berührendes geglättet. Eine feinsinnige pädagogische Arbeit ist die Programm-Abhandlung Witt's „über schulmäßige Pflege des Gedächtnisses", die dem Bericht über das Altstädtische Gymnasium zu Königsberg 1873 beigegeben ist und darin S. 1—23 einnimmt. An anerkannte Meister der Unterrichtstheorie angelehnt, aber doch ganz auf dem Boden eigener Empirie, versucht W., das Gefühl für Analogie, den Werth des Beispiels, die spielende und halb unterhaltsame Zuführung des gedächtnißmäßigen Lehrstoffs in ihrer Bedeutung zu versinnlichen: Wiederholung, Nachahmung sollen befestigen, was greifbar vorgestellt wird, Einsicht und Interesse ununterbrochen beschäftigt sein. Dieser Essay verdient weitere Nachachtung, wozu er aus dem Versteck gezogen werden müßte. Witt's Aufsätze in d. Altpr. Monatsschr. betreffen Verschiedenes.

Es ist nicht zu vergessen, daß diese Lehranstalt, an der W. nun die Zeit

seines Dienstes mit soviel Hingabe und Ergebniß gewirkt hat, städtisch, nicht staatlich war. Doch erhielt er 1881, längst wieder im Rang eines Oberlehrers, von der Regierung den Professortitel und war, nachdem er 1884 Pensionirung nachgesucht und erlangt hatte, 1885/86 Mitglied der städtischen Schuldeputation. Ostern 1885 bei der Jubelfeier erhielt er vom Collegium und einigen näheren Freunden ein Ehrengeschenk. Der Politik hatte er längst keine active Theilnahme mehr entgegengebracht, auf Verlangen sogar schon unmittelbar vor der Wiederanstellung den Vorsitz in jenem „Handwerkerverein“ niedergelegt. Der Briefwechsel mit Hoverbeck wurde bis zu dessen Tode 1875 fortgesetzt, seit 1867, da sich ihre politischen Wege trennten, weniger lebhaft; das enge Verhältniß aber blieb ungetrübt, wofür sein, mit Erlaubniß aber anonym 1887 im „Reichsfreund“ gedruckter Aufsatz über Hoverbeck's Jugendzeit ein schöner Beleg, selbst nach des Freudes Hinscheiden verbrachte W. alljährlich manche Woche auf der Wittwe Ruhesitz Nickelsdorf. W. starb zu Königsberg am 2. November 1891. Witt's Lebensskizze von Alexander Schmidt vor dessen „Gesammelten Abhandlungen“ (1889), S. 1—25, legte ich A. D. B. XXXI, 115 zu Grunde (vgl. Fränkel, Blätter f. lit. Unterh. 1890, S. 245).

Ein langjähriger Freund Witt's, Seb. Hensel († 1898), Verfasser des oft aufgelegten umfänglichen Werkes über „die Familie Mendelssohn“, brachte 1894 eine Fülle von Briefen, davon 50 an Hoverbeck, manchmal verändert oder im Auszuge, an einige Verwandte, seinen Collegen Schumann, an ihn selbst und seine Familie mit verbindendem Texte als „Karl Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend“, worüber A. Oehlke, 23. Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung Nr. 265, 9. Juni 1895, ein ansprechendes Feuilleton „Ein alter Achtundvierziger“ schrieb; auch viele andere liberale Tageszeitungen Norddeutschlands, in Süddeutschland z. B. der „Fränkische Kurier“ in Nürnberg, brachten eingehende Referate. Wichtige Zusätze, Berichtigungen u. s. w. auf Grund der Briefe Hoverbeck's an W., von allerhand Acten, verschollenen Zeitungsartikeln u. ä. gewähren die ebenfalls in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung abgedruckten Aufsätze „Hoverbeck und Witt“ von Ludolf Parisius und zwar in den Nummern 46, 47, 48 im November bez. December 1895; sie sind jetzt fast in extenso in Parisius' Buch „Leopold Freiherr von Hoverbeck. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte“ übergegangen, dessen bis dato vorliegender I. Band (1897) eigentlich einer richtigen Biographie Witt's den Weg ebnet; das „Personenverzeichniß“ s. v. giebt die wichtigsten Stellen an, woraus wir S. 84—134, 143—151 und 177—179 herausheben. Auch hat Abgeordneter Kreisrichter a. D. L. Parisius mir brieflich freundliche Auskünfte ertheilt, desgleichen ausführlich und sorgfältig ein begeisterter Königsberger Schüler Witt's, Rechtsanwalt H. Lust in Nürnberg. Die Nachrichten aller dieser vorzüglichen Quellen sind in vorstehendem Artikel mit Absicht sehr oft wörtlich oder nur mit geringen Strichen benutzt worden, da er nur so authentisch werden konnte in Anbetracht der nahen Beziehungen jener Berichterstatter (auch Parisius arbeitete mit directester Hülfe Witt's). A. Bartels, „Die deutsche Dichtung und die Gegenwart. Die Alten und die Jungen“ (1897) S. 69 citirt, nach Hensel, ein höchst absprechendes längeres Urtheil Witt's über Julius Wolff's pseudomittelalterliches Epos „Der wilde Jäger“ von Anno 1876 mit großem Beifall über das richtige Verständniß des „alten Gymnasiallehrers da oben in Königsberg“. — Vgl. auch J. N. Weisfert, Biogr.-litt. Lexikon in Königsberg (1898), S. 250 f.

Ludwig Fränkel.

Witt: Theodor de W., geboren am 9. November 1823 zu Wesel, wo sein Vater Organist war, † am 1. December 1855 zu Rom. Ein talentvoller Jünger der Musik, auf den Liszt aufmerksam wurde, der zu seinem Besten 1839 in Wesel ein Concert gab, um ihm die Mittel zu verschaffen sich unter Dehn's

Leitung in Berlin auszubilden. Leider zeigten sich schon im J. 1846 die Anfänge der Lungenschwindsucht. Auch hier half ein hoher Gönner und zwar der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der ihm die Mittel gewährte nach Italien zu gehen, um Heilung in der milden Luft zu finden. Er wurde an den preußischen Gesandten von Bunsen empfohlen, der ihm die Bibliotheken in Rom öffnen sollte, um die Schätze alter Kunst kennen zu lernen und nutzbar für die Mitwelt zu machen. Bunsen war bekanntlich ein eifriger Kunstfreund; er bestimmte de W. die Werke Palestrina's zu einem Neudrucke vorzubereiten. Drei Bände vollendete de W. im Manuscript, darauf aber raffte ihn der Tod hinweg. Man wählte nun nach langer Unterbrechung den Custos der königlichen Bibliothek zu Berlin, Dr. Espagne zum Herausgeber der Werke Palestrina's. Die ersten drei Bände, die von de W. in fertiger Partitur vorlagen, hatte J. N. Rauch herausgegeben. Das 4. und 5. Buch Motetten gab nun Espagne im Jahre 1876 heraus. Es lagen zwar bereits Vorarbeiten von de W. vor, doch erwiesen sie sich als unfertig, sodaß Espagne sie aus den Originalen abermals spartirte. Doch auch ihn ereilte der Tod und abermals stockte die Ausgabe. Erst im Jahre 1879 eröffnete die Verlagshandlung Breitkopf & Haertel eine Subscription auf Palestrina's Werke unter der Redaction von Dr. Franz Xaver Haberl in Regensburg mit Unterstützung der preuß. Regierung und nun fand die Ausgabe einen stetigen Fortschritt, so daß sie bis zum Jahre 1897 (nur der Schlußband fehlt) beendet werden konnte. — An eigenen Compositionen de Witt's werden angeführt 12 drei- und vierstimmige Psalmen, ein „Agnus Dei" und „Tantum ergo", „Lieder", „Gesänge für Frauenstimmen" eine „Klaviersonate in Es, op. 6" in Mannheim erschienen.

Riemann's und Mendel's Tonkünstler-Lexikon. — Rheinische Musikztg. 7. Bd., S. 7. — Echo, Musikztg. Berlin 1856, Nr. 4. Rob. Eitner.

Witta oder **Wittanus** (auch Wizo oder Wintanus), latinisirt Alb(u)inus, angelsächsischer Herkunft, unbestimmt wann von Bonifacius berufen, erster und einziger Bischof des von diesem im J. 741 gegründeten hessischen Missionsbisthums Büraburg bei Fritzlar. Seine Ordination, zugleich die der gleichzeitig ernannten Bischöfe von Würzburg (Burghard) und Erfurt (Dadan?), fällt spätestens in den Sommer 741; bereits am 22. October 741 assistirte er nebst Burghard dem hl. Bonifacius bei der Consecration Bischof Willibald's von Eichstädt. Wie diese genannten Bischöfe, so gehört auch W. unter Bonifacius zu den Theilnehmern der von Karlmann berufenen und geleiteten fränkischen Nationalsynode vom 21. April 742 (Ort unbekannt), die programmatische Richtlinien für eine Reform des Clerus und Volkes aufstellte und mit der Ordnung des Metropolitan- und des Diöcesanverbandes auf eine Festigung der fränkischen Landeskirche hinarbeitete, nachdem die bairische und die hessisch-thüringische Provinzialkirchen geordnet und unter des Bonifacius Metropolitanat gestellt waren. Am 1. April 743 bestätigte endlich Papst Zacharias auf Bitten des Bonifacius Wittanus als Bischof der „aecclesia Barbarana", beglückwünschte ihn zu seiner Ernennung und stellte seinen Sprengel, seine Weihe und sein Amt unter besonderen apostolischen Schutz. Weiter ist von W. nur bekannt, daß er ein Freund des nachmaligen Erzbischofs Lull von Mainz war, dem zu Liebe er 780 die Gebeine des hl. Wigbert nach Hersfeld abgab, und der ihn, als er sein Ende nahen fühlte, von Büraburg nach Mainz kommen ließ, um mit ihm nach Hersfeld zu ziehen. Allein W. starb zu Mainz, als er gerade die Messe abhielt, noch vor Lull; dieser nahm die Gebeine des Freundes mit nach Hersfeld und ließ sie in der dortigen Klosterkirche neben S. Wigbert beisetzen. Er selbst starb bald darnach, am 16. October 786. Das durch die Bekehrung der Sachsen und die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse überflüssig gewordene Bisthum Büraburg ist ebensowenig wie Erfurt nach dem Tode des ersten Bischofs wieder

besetzt worden. Wenn später Megingozo oder Megingaudus (Megingotus) als Witta's Nachfolger genannt wird, so beruht das vermuthlich auf einer mißverstandenen Stelle in des Servatus Lupus Vita S. Wigberti (c. 5); es heißt da nur, daß Wigbert's Freund, der Diacon Megingozo, nachmals die bischöfliche Würde erlangte: aber nicht als Nachfolger Witta's in Büraburg, sondern als Bischof von Würzburg.

Quellen: Othlonis V. S. Bonif. (Jaffé, Bibl. rer. Germ. III S. 490); V. S. Willib. (M. G. SS. XV, 105); V. S. Lulli (Acta SS. 16. Oct. VII, 2, 1089); Serv. Lupi V. S. Wigb. (M. G. SS. XV, S. 40); die Correspondenz des heil. Bonifacius und des Papstes Zacharias aus den Jahren 742 und 743 bei Jaffé a. a. O. III, Nr. 42—44 (S. 111 ff.); Conzilsakte von 742: ebda. Nr. 47 (S. 127) u. M. G. LL. Cap. I, S. 24 f. — Böhmer-Will, Regesten der Erzbischöfe von Mainz. I. Innsbruck 1877, S. 44 f. (I, Nr. 42).

Litteratur: Falckenheiner, Gesch. hess. Städte u. Stifter I, Cassel 1841, S. 14 f.; Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands I, Göttingen 1844, S. 596 ff.; Seiters, Der hl. Bonifacius, d. Apostel d. Deutschen, Mainz 1845, S. 190, 319, 324; Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, I, Leipzig 1887, S. 467, 474 ff., 489. Karl Heldmann.

Wittasek: Johann Nepomuk August W., namhafter Componist, war geboren am 20. Februar 1771 zu Hořin bei Melnik in Böhmen, wo er von seinem Vater, dem Schulrector des Ortes, den ersten musikalischen Unterricht empfing. Mit der Singkunst, dem Violin- und Clavierspiel ward er so frühzeitig vertraut. Mit zehn Jahren spielte er bereits fertig Orgel und drei Jahre darnach schritt er ans Studium des Generalbasses. Die Herrschaftsbesitzerin Fürstin Ludmilla Lobkowitz nahm W., durch Proben seines Talentes auf ihn aufmerksam gemacht, mit nach Prag in ihr Haus und sorgte für sein Fortkommen und seine weitere Ausbildung. Er genoß unentgeltlich die Unterweisung des weitgereisten Claviervirtuosen Johann Ladislaus Dussek und trat in einer am 26. April 1791 veranstalteten musikalischen Akademie als brillanter Clavierspieler mit großem Beifall auf. In der Folge spielte er öfters öffentlich und erregte ob seiner sanften, leichten und sehr geläufigen Spielweise ebenso das Entzücken des Publikums, wie er andererseits durch seine von echtem Geschmack und warmblütigem Talent zeugende Ausführung auch die rückhaltlose Anerkennung der Kenner, darunter keines Geringeren als Mozart's sich errang. Insbesondere die Concerte dieses großen Meisters trug er vollendet anmuthsvoll vor und brachte für wohlthätige Zwecke wiederholt und mit Vorliebe Mozart'sche und Beethoven'sche Compositionen zu Gehör. Zum Tonsetzer bildete er sich durch eigenes Studium und beharrlichen Fleiß heran. 1800 erhielt er eine Anstellung als Musiklehrer, Concertmeister und Privatsecretär beim Grafen Friedrich von Nostiz, welchen Posten er 1814 mit dem eines Domcapellmeisters an der Prager St. Veit-Kirche als Nachfolger Kozeluch's vertauschte. Seither schrieb er hauptsächlich Kirchenmusik, während er ursprünglich mit Liedern und Tänzen begonnen hatte, deren liebliche, einschmeichelnde Weisen ihn hochbeliebt machten. Auch viel Instrumentalmusik hatte er gesetzt, so 4 Streichquartette, 4 Concerte für Clavier, Violine, Clarinette und Fagott, jedes mit vollstimmiger Orchesterbegleitung. 2 Concerte für die Harfe mit Begleitung des Orchesters, ferner eine Sinfonie in C, außerdem etliche Cantaten und Clavierstücke, eine kurze Messe, ein kurzes Requiem, 2 solenne Messen, endlich das musikalische Drama „David oder die Befreiung Israels“, welches 1810 im ständischen Theater in Prag mit gutem Erfolg in Scene ging. Den Preis über all das trägt sein großes Requiem in Es (Manuscript) davon, ein hervorragend tüchtiges Werk von würdiger Haltung

und edlem Gepräge, das in classischer Einfachheit glücklich und leicht erfundene, oft charakteristische Tonideen klangschön verwerthet. 1826 übernahm er das Amt eines Directors an der vom Verein für Kunstfreunde für Kirchenmusik in Böhmen neugegründeten Orgel- und Singschule. Das Jahr zuvor war W., ohne sich beworben zu haben, nach Salieri's Hingang zum Vicehofcapellmeister ernannt worden, lehnte jedoch infolge vorgerückten Alters ab, der ehrenvollen Berufung Folge zu geben, und blieb Prag, das er liebgewonnen, treu. Am 7. December 1839 verschied er. Seine Ueberreste wurden auf dem Kleinseitner Friedhof beigesetzt wo auf Betreiben des Kirchencomponisten Wenzel Emanuel Horák ihm 19 Jahre später ein Grabdenkmal errichtet ward, dessen Kosten durch Zeichnung aufgebracht worden waren.

W. zählt mit Tomaschek, gegen dessen strengernste Combinationen liebende, tiefgründliche Schreibweise sein mehr auf das Faßliche, Wohllautende und Melodiöse ausgehender Stil im übrigen scharf abstach, zu den letzten bemerkenswerthen Ausläufern der classischen Tonrichtung in Böhmen. Seine formsichere Ausdrucksweise schließt sich jener der dazumal in voller Blüthe stehenden Wiener Schule enge an. Als Mensch genoß er den Ruf eines schlichten bescheidenen Mannes. Max Dietz.

Witte: Bernhard W. (Wittius), aus Lippstadt gebürtig, war Ende August 1490 Novize im Benedictinerkloster Liesborn, dem er bis zu seinem Tode angehörte; doch sind weder über die Zeit seines Eintritts, seiner Profession und seiner Priesterweihe, noch über seinen klösterlichen Rang irgend welche Nachrichten vorhanden. Sein Hauptwerk, die „Historia antiquae occidentalis Saxoniae seu nunc Westphaliae“, das der Minorit Placidus Euer 1778 nach der seit 1853 in der Bibliothek des H. v. Nagel zu Vornholz ruhenden Originalhandschrift zum Druck beförderte, hat er bereits 1495 begonnen und, von den ältesten Zeiten ausgehend, bis zum Jahre 1520, das er nicht lange überlebt haben dürfte, fortgeführt. Dasselbe verdient als erste Gesammtdarstellung der Geschichte des westfälischen Landes besondere Beachtung, obschon ungefähr zwei Dritttheile derselben — mitunter sogar wörtlich — anderen Arbeiten entnommen und hinsichtlich des Inhalts wie der Form mancherlei Ausstellungen berechtigt sind. Benutzt dafür hat W. außer den vaterländischen Quellen und verschiedenen Documenten und Notizen die große Encyklopädie des Vincenz von Beauvais, die Kölner Chronik des 15. Jahrhunderts, die Nürnberger Chronik des Hartmann Schedel, die Bilderchronik Bothos, alle historischen Schriften des Abtes Trithemius, des Aeneas Sylvius, Werner Rolevinks u. a. Seiner Darstellung der Soester Fehde, „Succincta elucidatio Susatensis praelii“ (Hist. Westph. S. 679—727), welche die von Emminghaus (Memorabilia Susatensia, Jenae 1749, S. 583—708) abgedruckte Reimchronik in deutschen Versen wiedergibt, liegt nach Hausberg (Westd. Zeitschrift I, 1882, S. 184 ff.) offenbar die Kriegsgeschichte des Soester Stadtschreibers Bartholomäus von der Lake zu Grunde, während sein Bericht über die münsterische Fehde, „Intestinum bellum civileque proelium Monasteriense“ (Hist. Westph. S. 728 bis 747), nur ein Auszug aus der münsterischen Chronik eines ungenannten Augenzeugen über die Zeit von 1424 bis 1458 (Geschichtsquellen des Bisth. Münster I, 1851, S. 188—240) ist, deren von Rudolf v. Langen herrührende Fortsetzung sich Hist. Westph. S. 564 f. und 596 nahezu wortgetreu wiederfindet. Da Nordhoff auch von der „Brevis notitia circa ortum, Abbatissas et Abbates monasterii Liesbornensis“ (Hist. Westph. S. 748—773), der ältesten bekannten Chronik des Klosters Liesborn, fast nur die Biographie des 1490 verschiedenen Abtes Heinrich von Kleve als eigene Arbeit Witte's gelten lassen will, darf man wol ohne weiteres annehmen, daß dieser seine „Historia illustrium virorum Ordinis S. Benedicti“ gleichfalls aus älteren Werken zusammengetragen hat.

Das erste Buch derselben handelt von den Verzweigungen und höchsten Würdenträgern des Benedictinerordens, das zweite von den Kaisern, Königen und Fürsten, das dritte von den Bischöfen und Aebten, das vierte von den frommen Frauen und das fünfte von den hervorragenderen Schriftstellern, die aus dem Orden hervorgegangen; da aber der Inhalt der vier ersten Bücher hinlänglich durch andere Arbeiten bekannt war, hat Eucr nur das letzte seiner Ausgabe beigefügt (Hist. Westph. S. 775—840). Außer diesen historischen Schriften, denen ev. noch eine von Hamelmann und v. Steinen erwähnte, bisher aber nicht aufgefundene lippische Chronik hinzuzufügen wäre, hat W. drei theologische Arbeiten hinterlassen, nämlich zwei ascetische Tractate „Dialogi de Gete" und „Arbor Boni et Mali", und einen Commentar zu den Psalmen; die beiden ersten sind in der erwähnten Vornholzer Handschrift enthalten, die dritte — bisher unbekannt, weil schon 1627 im Besitz des Jesuitencollegiums — bildet Msc. 259 der kgl. Paulinischen Bibliothek zu Münster (475 Bll. 2°) und schließt:

Haec ego Bernardus sancti Davidis in ynnos (hymnos)
Collegi, potui ut, utque Minerva dedit.
Lippia me genuit, aluit monachum Liseburna
Relligio, in Christo det Deus atque mori.
Dum Petri sedem tenuit Leo, Maximilianus
Romani imperii candida sceptra tulit,
Anno 1516.

Seine Begeisterung für die humanistischen Studien trieb W. wiederholt an, sich auch als Dichter zu versuchen: Gedichte an den Leser gehen seinem Commentar voran, ein Weihgedicht (abgedruckt von Nordhoff, S. 97 f.) begleitet seine Abschrift Langen'scher Dichtungen (P. B. Münster, Inc. 606), und zahlreiche Gedichte auf einzelne Personen, merkwürdige Ereignisse u. s. w. — auch die von Nordhoff Rudolf v. Langen zugeschriebenen Distichen auf die Buchdruckerkunst (Hist. Westphal., S. 560) entstammen nach Parmet (R. v. Langen, S. 94) wol Witte's Feder — sind seiner westfälischen Geschichte eingereiht. Sie zeigen, daß er seinen berühmten Vorbildern im Süden und in der westfälischen Hauptstadt manchen Kunstgriff abgelernt, verrathen jedoch meist nur allzu deutlich, daß es ihm weniger auf die Sache, als auf die Form, die trotzdem mitunter recht viel zu wünschen übrig läßt, und ein rauschendes Gewand ankam.

Vgl. J. B. Nordhoff, Die Chronisten d. Klosters Liesborn, Münster 1866 (Sonderabdruck aus der Westfäl. Zeitschrift, Bd. 26).

P. Bahlmann.

Witte: Cornelius de W. (With), niederländischer Admiral, wurde am 29. April 1599 im Dorf Hoogendyk, unweit der an der Maasmündung gelegenen Stadt Brielle (oder den Briel) von mennonitischen kleinbürgerlichen Eltern geboren. Doch des Knaben hochstrebende und in erster Reihe kampflustige Natur vertrug sich wol ebensowenig mit dem mennonitischen Dogma der Wehrlosigkeit, als mit der bescheidenen und friedlichen Existenz eines Handwerkers, zu dem er erzogen wurde, und in welcher er, wenn er dem Glauben der Eltern treu blieb, zu verharren verurtheilt war. So trat er zur reformirten Landeskirche über, was ihm ermöglichte, sich dem Staats- und auch dem Kriegsdienst zu widmen und schiffte sich 1616 als Junge auf dem Schiffe ein, das Coen nach Indien führte. Der ersah bald, daß aus dem Jüngling etwas werden konnte und gab ihm Gelegenheit, sich hervorzuthun. Namentlich bei der Erstürmung Jacatras im J. 1619 und später in den Molukken zeichnete de W. sich dermaßen aus, daß er, nachdem er den Dienst der ostindischen Compagnie mit dem des Staates vertauscht hatte, schon 1623 als Capitän den Befehl über das Schiff des Viceadmirals Schapenham, unter welchem er schon in Indien gedient hatte, erhielt, und auf demselben die bekannte Weltumseglung der sogenannten nassauischen Flotte mit-

machte, wobei es namentlich auf Zerstörung der spanischen Hafenstädte in Chile und in Peru abgesehen war. Sowol der Admiral l'Hermite, wie Schapenham starben auf der Reise, und de W. soll nach einigen Quellen dann die weitere Führung übernommen haben, was jedoch in einer von seinem Schwiegersohn verfaßten Lebensgeschichte nicht erwähnt wird. Gewiß ist es, daß er, nachdem die Flotte im J. 1625 in Indien angekommen war, mit einigen Schiffen im nächsten Jahre nach Holland zurückkehrend, bloß die zweite Stelle in der Flotte einnahm. Im J. 1628 wurde er von dem berühmten Pieter Heyn zum Capitän seines Admiralsschiffes ausersehen und hatte einen sehr wirksamen Antheil an der Eroberung der spanischen Silberflotte, welche, wie bekannt, für Spanien so verhängnißvoll wurde. Doch die Herren der westindischen Compagnie lohnten seine Verdienste nicht im geringsten und so folgte er seinem Admiral, als dieser im nächsten Jahre in den Staatendienst übertrat. Dann folgten Jahre anstrengenden Dienstes als Capitän eines Kriegsschiffes gegen die Dünkircher Kaper, bis 1637 Prinz Friedrich Heinrich die höchsten Stellen in der Marine neu besetzte und Tromp zum Lieutenant-, de W. zum Viceadmiral ernennen ließ. Nicht wenige hatten ihm selbst die erste Stelle zugedacht, aber schon damals war sein rauhes Wesen und sein gegen Vorgesetzte wie Untergebene gleich abstoßendes Benehmen die Ursache, daß der ruhige besonnene Tromp den Vorzug erhielt. Doch de W. fühlte sich tief verletzt und scheint es dem sonst von allen verehrten Admiral immer nachgetragen zu haben, namentlich vielleicht, weil er diesen, der auch von geringer Herkunft war und aus Brielle stammte, dazu nur zwei Jahre älter war, schon als Knabe gekannt hatte. Wie dem auch sei, es gab gleich Reibungen zwischen beiden und als de W., dessen Ungestüm im Kampfe ihn leicht fortriß, im nächsten Jahre von seinem Chef eine Rüge erhielt, erhob er bittere Klage über denselben. Auch als im J. 1639 beide zusammen den Kampf mit der großen spanischen Armada bestanden und dieselbe nach der Rhede von the Downs unter den Schutz der Engländer gejagt hatten, fehlte es nicht an Verdruß von seiner Seite. Doch ließ er, der sich bis jetzt wol mehr als Jemand im Kampfe hervorgethan hatte, sich die Ueberwachung der englischen Observationsflotte übertragen, als Tromp zuletzt zum Angriff auf die Spanier im neutralen Gewässer überging. Dann folgten wieder fünf Jahre des Kampfes mit den Dünkirchern, denen er manche Schlappe beibrachte, bis er im J. 1644 den Auftrag erhielt, mit einer Flotte die freie Durchfahrt des Sundes für die niederländischen Kauffahrer zu erzwingen. Dies gelang ihm auch (es war mitten im ersten nordischen Krieg, in welchem die Staaten, wenn auch nicht officiell, die Partei ihres schwedischen Alliirten nahmen) ohne mit den Dänen in offenen Streit zu gerathen. Im nächsten Jahre wurde ihm nicht allein die gleiche Mission zu theil, sondern er hatte dazu noch fast ein halbes Jahr die Durchfahrt offen zu halten, was ihm auch abermal ohne offenen Kampf mit den Dänen gelang. Nicht viele hatten eine so besonnene Haltung von ihm erwartet, die Dänen freilich waren nicht mehr im Stande, ihrem Gegner zur See Schach zu bieten, weil ihre Seemacht von den Schweden größtentheils zu Grunde gerichtet war. De W., dessen leider meistens verloren gegangene Journale immer sehr umständlich und genau waren, hat dem Geschichtsstudium damals einen wichtigen Dienst geleistet durch seine statistischen Aufzeichnungen über den baltischen Handel, welche er den Generalstaaten einzuliefern hatte, sie sind von Kernkamp in seinem Buche De sleutels van de Sond ausgiebig verwerthet. Zwei Jahre später wurde de W. eine noch schwierigere und leider auch weniger glücklich gelöste Aufgabe zu theil. Er wurde 1647 zum Führer der staatischen Flotte ernannt, welche den von den brasilianischen Rebellen arg bedrängten Niederlassungen der westindischen Compagnie Beistand zu leisten, abgeschickt wurde. Nicht allein, daß fortwährendes Mißgeschick

ihn auf diesem Zuge zu begleiten schien, gerieth er auch bald mit den Behörden in Brasilien in argen Streit. Und diesmal durchaus nicht durch seine eigene Schuld. Was die militärischen und politischen Behörden durch schlechte Kriegführung verdorben hatten, das vermochte er durch Unterhandlungen, die er unter den schwierigsten Verhältnissen führte, nicht wieder gut zu machen. Die Colonialregierung zwang ihn und seine Flotte zur Unthätigkeit und war nicht einmal im Stande, letztere gehörig mit Lebensmitteln zu versehen. Alle seine Vorstellungen, auch bei der Verwaltung der Compagnie im Mutterlande, blieben unbeantwortet, und so kam es, daß er sich, nach endlosem, bitteren Streit zu dem verhängnißvollen Schritt entschloß, ohne, oder vielmehr wider jeden Befehl im November des Jahres 1649 mit zweien seiner Schiffe nach Holland zurückzukehren, was natürlich nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die weitere Vertheidigung bleiben konnte. Dort wurde seine Unbotmäßigkeit namentlich vom Statthalter Wilhelm II. tief empfunden. De W., der immer das Gegentheil von dem zu thun liebte, was seine Standesgenossen thaten, war ein ausgesprochener Anhänger der Regentenpartei, in seiner Stadt Brielle war er sogar zum Schöffen erwählt worden, (was, so weit bekannt, sonst nie bei Officieren der Fall war), während alles, was zur Marine gehörte, namentlich Tromp und die anderen Admiräle treue Diener des Hauses Oranien waren. Das hat wol mit das schroffe Auftreten des Statthalters veranlaßt. Gleich, nachdem er sich den Staaten vorgestellt hatte, um seinen Rapport einzuliefern, wurde de W. auf Wilhelm's Befehl verhaftet und ihm im Namen der Generalstaaten der Proceß gemacht, wozu ein aus Mitgliedern der fünf Admiralitätscollegien zusammengesetztes sogenanntes Delegirtes Gericht, unter Tromp's Vorsitz errichtet wurde. Letzterer verweigerte jedoch seine Mitwirkung, weil er meinte, daß W. ihn als seinen Feind betrachte. Doch eben weil sie in ihm einen Gegner des Prinzen, in dem ganzen Proceß einen politischen Streich gegen ihre Autorität sahen, nahmen die Staaten von Holland de W. in ihrem Schutz, und forderten seine Freilassung unter dem Vorwand, daß er kein Diener der Generalstaaten, sondern ein Admiral der Provinz sei. Sie sahen darin eine Verletzung ihrer Souveränität. Es war eben jenes Jahr 1650, da es zwischen Wilhelm II. und den Staaten von Holland über die Verwendung des Heeres zum offenen Bruch kam. Bei der eigenthümlichen Organisation der niederländischen Marine war es kaum zu sagen, auf welcher Seite das formelle Recht war. Die Macht war fürs Erste auf der der Holländer. Als dieselben W. mit Gewalt aus dem Gefängniß zu befreien drohten, gaben die Generalstaaten nach und entließen ihn. Vielleicht hat ihm dieses das Leben gerettet, denn die öffentliche Anklage forderte Todesstrafe, und Wilhelm II. war angesichts seiner zahlreichen Feinde nicht der Mann Gnade zu üben. Freilich blieb de W. in seinem Hause unter Ueberwachung, indessen wurde sein Proceß, nachdem der Staatsstreich des Prinzen zu einem Compromiß geführt hatte, zwar den delegirten Richtern, welche die Generalstaaten ernannt hatten, übertragen, doch solange hingeschleppt, bis des Statthalters plötzlicher Tod einen völligen Umschwung der Dinge herbeiführte. Im J. 1651 kam de W. dann mit dem Verlust seines in Brasilien verdienten Gehalts und der Bezahlung der Gerichtskosten davon. Als dann im nächsten Jahre der Kampf mit England entbrannt und Tromp, weil er bei dem Mißverhältniß der niederländischen und englischen Kräfte keinen Sieg erfechten konnte, seines Oberbefehls enthoben worden war, wurde de W., als zur Zeit Höchstcommandirender, mit der Führung der Flotte betraut, nicht ohne daß ihm eingeschärft wurde, sich mit Evertsen und de Ruyter gut zu vertragen. Die Mannschaften des Admiralitätsschiffes, welche Tromp's erprobte Führung verlangten, weigerten sich, den wegen seiner Rohheit und Strenge verhaßten de W. das Schiff betreten zu lassen, und Niemand scheint imstande gewesen zu sein, ihm Gehorsam zu erzwingen. Das

war ein böser Anfang, wenn auch de W. seine Flagge auf einem andern Schiffe setzte. Am 8. October begegnete er der englischen Flotte unter Blake, nachdem er sich mit der Flotte de Ruyter's vereinigt, der soeben eine englische Escadre unter Ascue bei Plymouth geschlagen hatte. Doch wenn ihn auch de Ruyter, Evertsen und einige andere Führer treu unterstützten und er selbst seine alte tollkühne Tapferkeit bewährte, die meisten Capitäne ließen ihn im Stich, theils aus Feigheit, theils aber, weil weder sie noch die Matrosen ihm gehorchen wollten, und so mußte er sich zum Rückzug entschließen, wie ihm auch von dem besonnenen de Ruyter aufs ernstlichste empfohlen wurde. Da hatten die Staaten doch ein Einsehen und übertrugen Tromp wieder die Führung. Unter ihm hatte dann de W. seinen ehrenvollen Antheil an den Kämpfen im Winter des Jahres 1652 und im folgenden Frühjahre. Als Tromp in der Schlacht bei Terheiden gefallen war, suchte de W. vergeblich die Niederlage der Niederländer durch todesmuthige Tapferkeit abzuwenden. Er mußte sich zum Rückzug entschließen, und es gelang ihm kaum nach Texel zurückzukehren. Wenn er gehofft hatte, jetzt endlich die erste Stelle in der niederländischen Seemacht zu erhalten, so hatte er sich arg getäuscht. Nicht er, sondern der Baron von Wassenaer-Obdam, der nie zur See gefahren hatte, wurde Lieutenant-Admiral von Holland. Doch mit diesem hat er sich immer gut gestanden, wahrscheinlich imponirte ihm dessen hohe Geburt. In Tromp, der wie er selbst, aus dem Volke emporgekommen war, sah er einen Nebenbuhler, in Wassenaer den Edelmann, der in den Staaten seinen Platz einnehmen konnte, den natürlichen Vorgesetzten. Vier Jahre hat er unter ihm gedient. Als dieser 1658 die niederländische Flotte zum Entsatz des von den Schweden belagerten Kopenhagen heranführte, war W. wie gewöhnlich die Vorhut anvertraut. Mit derselben stürzte er sich (8. November) wie das seine Art war, tollkühn und ohne Aufenthalt auf die feindliche Flotte. Mitten in dieselbe gerathen, wurde er von den meisten seiner Capitäne schändlich im Stich gelassen, ohne daß Wassenaer ihm beizustehen imstande war. Von allen Seiten umringt und zweimal schwer verwundet, verweigerte er, sich zu ergeben; auch als die Schweden sein sinkendes Schiff enterten, vertheidigte er sich mit seinem Schwerte, bis er tödtlich getroffen hinsank. Man trug ihn aufs schwedische Schiff und er verschied, während sein Schiff mit wehender Flagge in den Wellen versank. Es war das einzige, das die Niederländer verloren; die Durchfahrt forcirten sie und drängten die Schweden von Kopenhagen hinweg. So war das Ende des Mannes würdig. Soweit es nur auf Energie, seemännische Fähigkeit und Tapferkeit ankam, verdient de W. die erste Stelle unter den niederländischen Seehelden, sein Charakter aber verdarb seine glänzenden Eigenschaften. Doch war er ein braver und selbst streng kirchlich frommer Mann. Seine Brieller Mitbürger wählten ihn sogar in den Kirchenrath, was bei seiner Stellung ebenso außerordentlich war als seine Wahl zum Schöffen. Seine Briefe und Journale zeigen sein rohes Gemüth. Sie sind voll von Kraftausdrücken, welche sich namentlich in officiellen Fragen wunderlich ausnehmen. De Witte's Privatleben war makellos, trotz seiner vielfachen, oft jahrelangen Abwesenheit war er vier Mal verheirathet, und er hinterließ elf Kinder. Nach seinem Tode ehrten ihn seine Mitbürger durch ein prächtiges Grabmal. Höher noch zeichneten ihn die außergewöhnlichen Ehren aus, unter denen König Karl X. den Leichnam des Helden den Niederländern zuschickte. Freilich, der verstand es, was Tapferkeit hieß.

Seine Journale u. s. w. liegen einer von J. C. de Jonge verfaßten Lebensskizze in dem ersten Bande von dessen Verhandelingen en onuitgegeven Stukken zu Grunde. Vgl. weiter de Jonge, Geschiedenis van het Nederlandsche Zeewezen, Bd. I und Backer-Dirks, De Nederlandsche zeemacht; Brand, Leven van de Ruyter; Aytzema, Saecken van Staet em Oorlogh;

Wicquefort, Histoire des Provinces Unies, Hollandsche Mercurius; von späteren Wagenaar u. s. w. Auch Netscher, Les Hollandais au Brésil; Kernkamp's oben angeführte De sleutels van de Sond u. s. w.

P. L. Müller.

Witte: Emanuel de W. oder de Wit, Architekturmaler, wurde wahrscheinlich zu Alkmaar im J. 1617 geboren. Er war Schüler des Evert van Aelst in Delft und wurde während seines Delfter Aufenthaltes von Gerard Houckgeest und H. van Vliet, später in Amsterdam durch Rembrandt beeinflußt. Im J. 1636 wird er in den Listen der St. Lucasgilde in Alkmaar genannt. Im J. 1639, vielleicht schon früher, hielt er sich in Rotterdam auf, wo er mit den Architekturmalern Anthony de Lorme und Johannes van Vucht bekannt wurde. Am 23. Juni 1641 wurde er Mitglied der Lucasgilde in Delft, und noch am 22. März 1650 hören wir, daß er dort ein Atelier miethete. Im J. 1656 finden wir ihn dann verheirathet in Amsterdam wohnen, das er bis zu seinem durch Ertrinken herbeigeführten Tode im J. 1692 nicht mehr verließ. — W. war einer der besten Architekturmaler des siebzehnten Jahrhunderts. Er liebte es die Kirchen der Städte, in denen er lebte, zu malen, doch scheint er auch Reisen gemacht zu haben, da sich unter seinen Bildern auch die Darstellungen von Kirchen fremder Städte befinden. „Durch die glückliche Wahl besonders malerischer Perspectiven, durch eine feine Beobachtung des an den Wänden und Säulen spielenden, durch große, manchmal farbige Fenster einfallenden Lichtes, durch eine reife, breite, weiche und doch bestimmte Pinselführung wußte er solchen Darstellungen einen außergewöhnlichen Reiz zu verleihen, besonders aber auch durch die geschickte und geistvolle Art, wie er die Figuren der zahlreichen Andächtigen, die seine Räume füllen, den Linien und Farben nach mit der Architektur zu einer unauflöslichen Einheit zu verbinden verstand.“ Seine Bilder werden daher von den Kennern sehr geschätzt und haben hohe Preise im Kunsthandel. Z. B. zahlte Sir Richard Wallace für ein Gemälde Witte's die Summe von ungefähr 40 000 Francs. Die Hauptbilder des Künstlers werden im kgl. Museum des Haag, im Amsterdamer Reichsmuseum, im Brüsseler Museum, in den Galerien zu Berlin, Weimar und Braunschweig, sowie in der Hamburger Kunsthalle und in der Wiener Sammlung Czernin aufbewahrt. Bilder anderer Art sind der „Fischmarkt“ in Amsterdam und eine ähnliche Scene im Leipziger Museum.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexicon. München 1852. XXII, 1, 2. — W. Bode, Catalog der unter dem Namen „Thieme'sche Stiftung“ in den Besitz des Museums der Stadt Leipzig übergehenden Gemälde-Sammlung. Leipzig 1886. S. 21. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 767, 768. — G. Leithäuser, Hamburger Kunsthalle. Die Gemälde-Sammlung Hudtwalcker-Wesselhoeft. Hamburg 1889. S. 41, 42. — Musée royal de La Haye (Mauritshuis). Catalogue raisonné des tableaux et des sculptures. La Haye 1889. S. 483 bis 485.

H. A. Lier.

Witte: Henning W., einer der fruchtbarsten Litterarhistoriker des siebzehnten Jahrhunderts. Geboren in Riga als Sohn des Kaufmanns und Aeltesten Großer Gilde Johann W., der den Beinamen „der Ditmarscher“ führte, am 26. Februar 1634, besuchte er vier Jahre lang das dortige von Gustav Adolf errichtete Gymnasium, studirte in Helmstedt (noch 1661) und auf andern deutschen Universitäten und bereiste Deutschland, Holland, England und Schweden, wo er vielfache Beziehungen zu hervorragenden Gelehrten anknüpfte, mit denen er später einen Briefwechsel unterhielt. 1666 nach Riga zurückgekehrt, lebte er zunächst als Privatgelehrter den vielseitigen Studien, deren Ergebnisse

er zum größten Theil in den siebziger und achtziger Jahren veröffentlichte, bis er im J. 1677 das Amt eines Professors der Beredsamkeit und Geschichte am Gymnasium seiner Vaterstadt auf sich nahm, das er, wenn auch durch jahrelange Krankheit gehemmt, doch bis an seinen Tod, 22. Januar 1696, bekleidet hat. Die Zahl seiner großen und kleinen Schriften, seiner Schulprogramme geschichtlichen, biographischen und theologischen Inhalts, namentlich aber seiner Gelegenheitsschriften und -gedichte in fröhlichem und traurigem Anlaß (sie sind meistens einen Quartbogen stark) läßt sich nicht übersehen. Mit am werthvollsten ist für die Personengeschichte Rigas seine „Memoria praeclarorum in incluta Riga virorum, quos a solenni salvatoris natalitio ad Michaelis Archangeli festum anno 1657 saeva mors pestifera lue extinxit“ (Riga 1657) wegen der dort enthaltenen Charakteristik der bekanntesten städtischen Persönlichkeiten, wenn freilich auch manches darin der damals besonders üppig blühenden Lobrednerei gutzuschreiben ist. In dieselbe Kategorie fallen die beiden Bände seines „Diarium biographicum“ (Riga 1688 u. 1691). Ueber Livland hinaus ist er durch seine Sammlungen von Denkschriften, Programmen, Parentationen und Schriftenverzeichnissen bekannt geworden, die er unter dem Titel „Memoriae“ in den Jahren 1674 bis 1685 herausgab (Memoriae theologorum nostri saeculi clarissimorum renovatae . . . — Mem. jurisconsultorum . . . — Mem. medicorum . . . — Mem. philosophorum, oratorum, poetarum, historicorum et philologorum. Sämmtlich in Frankfurt in starken Bänden erschienen). Henning W. war der Bruder Johann Witte's, der, 1614 geboren, am 27. August 1657 als Oberbau- und Waisenherr in Riga gestorben, sieben Jahre lang die Stadt Riga am schwedischen Königshof vertreten und die in amtlichem Auftrage verfaßte Stadtchronik des rigischen Rathsschreibers Hermann Helewegh aus den Jahren 1454 bis 1489 aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche übertragen und ihr einen Abriß der älteren Geschichte der Stadt vorausgeschickt hat. Joh. W. ist ferner der erste Verfasser einer rigischen Rathslinie. Die von ihm als Stadtarchivar angelegte Sammlung von Materialien zur Geschichte Rigas in der dortigen Stadtbibliothek hat heute um so größere Bedeutung, als so manche Quelle, aus der der Sammler geschöpft hat, durch den Brand der Oberkanzlei von 1674 vernichtet worden ist.

Vgl. Gadebusch, Livl. Bibl., Th. 3, S. 317—320. — Recke-Napiersky, Schriftstellerlexikon Bd. 4, S. 539—546 u. 548. — Sitzungsber. d. Gesellschaft f. Geschichte ꝛc. der Ostseeprov. 1874, S. 8—11.

Arend Buchholtz.

Witte: Karl Heinrich Gottfried W., Pädagog und Schriftsteller, wurde am 8. October 1767 zu Pritzwalk in der Priegnitz geboren, wo er auch seine Kindheit verlebte; später kam er nach Salzwedel und unterrichtete hier in seinem 14. Lebensjahre schon mehrere seiner Mitschüler, wobei sich seine Neigung und Fähigkeit zum Jugendunterrichte bereits deutlich zeigte. Auch Gedike, der Director des Berlinischen Gymnasiums, unter dessen Leitung sich W. dann weiter bilden konnte, erkannte bald diese Fähigkeit an ihm und schlug ihn zum Lehrer an einer Erziehungsanstalt vor. Schon von hier und weit mehr noch von Halle aus, wo W. darauf als Lehrer und Erzieher drei Jahre lang wirkte, reiste er oft und besah sich andere Schulen und Erziehungsanstalten und knüpfte bei diesen Gelegenheiten bald Bekanntschaften an mit Salzmann, Campe, Trapp, Rochow, Becker und Anderen. 1792 erhielt er einen Ruf als Erzieher in die Familie des Freiherrn von Salis-Tagstein in Graubünden und blieb hier 3½ Jahre. Nachdem er dann wieder in Deutschland ein Jahr lang die Erziehung eines jungen Mannes geleitet hatte und, wie er schreibt, „schon am

22. December 1795 ernannter und schnell darauf examinirter Feldprediger bei Götz in Berlin war", erhielt er 1796 das Pfarramt zu Lochau bei Halle an der Saale und verheirathete sich mit einer geistvollen Märkerin, Luise Reimmann. Dieser Ehe entsproß ein Sohn, Karl W. (s. u. S. 595), der schon nach wenigen Jahren wegen seiner erstaunlichen Kenntnisse in den Ruf eines Wunderkindes kam und seinem Vater ebensoviel aufrichtige Bewunderung für die Resultate seiner planmäßigen Erziehung wie gehässige Nachreden wegen angeblicher egoistischer Experimente mit dem Geiste seines Sohnes eintrug. Bis 1808 lebte W., dem vor allem die glückliche Erziehung seines Kindes am Herzen lag, als Pfarrer in Lochau, den Verlust seines Vermögens, über den er schon 1798 klagt, durch schriftstellerische Thätigkeit und Uebersetzungen einigermaßen ausgleichend; dann bewilligten ihm Stadt und Universität Leipzig ein Jahrgeld, um es ihm möglich zu machen, den jugendlichen Studenten, den er nicht in andere Hände gerathen lassen wollte, dahin zu begleiten. Seine Absicht, hier eine Art Vorschule zu errichten, in der immer je zehn Knaben in der Weise Unterricht empfangen sollten, wie er es an seinem Sohne erprobt hatte, wurde durch den Befehl der westfälischen Regierung vereitelt, die Universität Göttingen zu beziehen, wo ihm weitere Unterstützung in Aussicht gestellt wurde. Der Ruf des jungen Gelehrten war bald so verbreitet, daß er überall gern empfangen und eingeladen wurde, so schon 1810 an den Höfen zu Weimar und Gotha, wie bald darauf in Berlin, Mecklenburg und anderen Fürstensitzen, wohin ihn der Vater stets begleitete. Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Göttingen zogen beide nach Heidelberg und dann zwei Jahre später nach Berlin, wo sich der junge W. habilitiren wollte, aber durch mancherlei Intriguen daran gehindert wurde. Er ging dann mit Unterstützung des Königs auf Reisen, während sein Vater, der ihn bis Wien begleitet hatte, nach Berlin zurückkehrte und hier bis zu seinem Tode, am 1. August 1845, lebte. 1819 erschien sein zweibändiges Werk „Karl Witte oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben", in dem er ausführlich die ganze Entwicklung des Wunderknaben darlegt und eingehend schildert, wie weit und in welcher Weise er selbst thätig in die Heranbildung seines Sohnes eingegriffen hat; es ist in der That ein interessantes Buch, das vieles Nützliche und Wahre enthält, allerdings auch manche Uebertreibung und falsche Ansicht. Die übrigen Schriften Witte's (aufgezählt im Neuen Nekrolog Bd. 23), meist pädagogischen oder belletristischen Inhaltes, sind ohne größere Bedeutung.

Max Mendheim.

Witte: Karl Friedrich W., Kaufmann und Stenograph, geboren in Potsdam am 25. December 1804, † in Berlin am 11. Januar 1863. Vorgebildet auf dem Potsdamer Gymnasium widmete sich W. dem Kaufmannsstande und machte sich nach den Lehrjahren erst in Rüdersdorf, dann in Berlin selbständig. Als Mitglied der Polytechnischen Gesellschaft erlernte er in Berlin bei Stolze die Stenographie. Er wurde sogleich ein eifriger Apostel derselben und gehörte zu den ältesten Mitgliedern des Stenographischen Vereins zu Berlin. Mit seinem Freunde Karl Keßler übte er sich so unabläßig in der Handhabung der Kurzschrift, daß er mit diesem als praktischer Stenograph 1848 in das Büreau der preußischen Nationalversammlung und später in das der zweiten Kammer eintreten konnte. Er blieb bis 1850 in dieser Stellung trotz der Last des eigenen Geschäftes und neben einer gemeinnützigen Thätigkeit im Schulen-, Armen- und Schiedsmannwesen, wie er überhaupt eine hülfsbereite, uneigennützige und aufopferungsfähige Natur war. Für die Ausbreitung der Stolze'schen Stenographie wirkte W. durch Vorträge, Unterricht und litterarische Arbeiten. Von besonderer Wichtigkeit in dieser Beziehung wurde die Gründung des ersten stenographischen Fachblattes auf dem europäischen Festlande, das W.

mit Keßler im J. 1849 unter dem Titel „Archiv für Stenographie" ins Leben rief und als dessen Redacteur er bis zum Juni 1859 zeichnete. Diese Zeitschrift, die noch jetzt erscheint und sich gebührenden Ansehens erfreut, ist der Ausgangspunkt für die ungemein entwickelte periodische stenographische Litteratur des Continents geworden.

Nekrolog im Archiv für Stenographie, 1863, Nr. 170. — F. W. Käding, Stolze-Bibliothek I, 63 f. — A. Dreinhöfer, Geschichte des Stenographischen Vereins zu Berlin. Bd. I, S. 35 f. und 63 f.

Mitzschke.

Witte: Johann Heinrich Friedrich Karl W., Jurist und Danteforscher. Sohn von Karl Heinrich Gottfried W. (s. o.), geboren zu Lochau bei Halle a./S. am 1. Juli 1800. Sein Vater war daselbst Pfarrer, von dem Patron, dem Universitätskanzler v. Hoffmann, dessen Neffen der junge Geistliche mit Erfolg unterrichtet hatte, 1797 dahin berufen. Witte's Braut, Johanna Reimmann, Schwester von Julius Reimmann, dem nachmaligen Erzieher der Prinzen Friedrich und Wilhelm von Preußen (des späteren Kaisers), mußte sich, als das junge Paar die Pfarre bezog, die Benennung „Luise" gefallen lassen, weil ihrem Gatten in der Voß'schen Dichtung „Luise" als das Ideal einer Pfarrfrau erschien. Die pädagogischen Künste des Vaters zeitigten in dem Sohne eine Frühreife, welche in der damaligen Zeit die Augen der gebildeten Welt auf ihn richtete und dem Knaben die Bezeichnung „Wunderkind" eintrug. Schon bei den ersten Sprechversuchen des Kindes wurde nicht der leiseste Verstoß gegen Wortbildung oder Satzbau geduldet. Gelegentliche, in Haus, Garten und Feld von dem Vater an die täglichen Umgebungen angeknüpfte Belehrungen regten den jungen Geist früh zu scharfer Beobachtung, zum Forschen nach dem Zusammenhange der Dinge und zu verständiger Darstellung des Wahrgenommenen und Begriffenen an. Mit vier Jahren lernte er lesen; um die Mutter, bei einer längeren Abwesenheit des Vaters, zu überraschen, eignete er sich heimlich die Formen der gedruckten Buchstaben auch für die schriftliche Wiedergabe an und wurde so sein eigner Schreiblehrer, — freilich mit dem Ergebnisse einer Handschrift, welcher alle Haar- und Verbindungsstriche fehlten, und die noch des Greises Manuscripte wie gedruckt erscheinen ließ. Ein ausgesprochenes Sprachtalent des Knaben ermöglichte es dem Vater, in unglaublich kurzer Zeit die glänzendsten Resultate mit ihm zu erzielen. Französisch war die erste fremde Sprache, die Karl „lernte"; es folgte Italienisch, Lateinisch, Englisch und Griechisch; doch wurden auch Geschichte und Geographie, Naturkunde, Rechnen und Mathematik nicht vernachlässigt. Die Fortschritte des Kindes schlossen, als der Vater das Bedürfniß fremder Hülfskräfte spürte, den Besuch einer öffentlichen Schule aus. Es konnte nur an die Universität gedacht werden. Am 12. December 1809 ließ der Vater seinen Sohn in Leipzig durch den Rector der Thomasschule, Professor Rost, prüfen. Das Resultat war so überraschend, daß der Examinator in seinem amtlichen Zeugnisse bekennen mußte: „Ich halte mich überzeugt, daß es zum Wohl der Wissenschaften überhaupt, besonders aber zur Beförderung des Erziehungswesens sehr nöthig sei, diesen Knaben von seltenem Geiste, der zu allem Großen geboren ist, den Zugang zu den Vorlesungen der Professoren — welchen er unstreitig gewachsen ist — zu eröffnen und nicht etwa aus Vorurtheil ihm hinderlich zu werden, daß die Hoffnung alles des Vorzüglichen, wozu Gott ihn bestimmt zu haben scheint, zerknickt werde." Dieses Zeugniß wurde dem Minister in Dresden vorgelegt, und daraufhin die Erlaubniß ertheilt, daß der Neunundeinhalbjährige als Student der Philosophie immatriculirt würde! Am 18. Januar 1810 verpflichtete ihn der Rector Kühn durch Handschlag auf die Universitätsgesetze. Die Eltern konnten ihr Kind aber auf der Hochschule nicht allein lassen.

Es gelang dem Vater, nach einer persönlichen Vorstellung bei König Jerôme in Kassel, von seinem Pfarramt auf drei Jahre entbunden zu werden; das Königreich Westfalen zahlte ihm sogar für diese Zeit eine Jahresunterstützung von 2000 Frcs., aber unter der Bedingung, daß der Sohn die Landesuniversität Göttingen bezöge. Auch nach der Aufhebung dieses Napoleonischen Staates hielten die Erben sich an die Verpflichtung gebunden und gewährten Urlaub und Pension noch auf ein viertes Jahr. — In Göttingen studirte der junge W. Geschichte, Philologie, Naturgeschichte, mit besonderer Liebe aber Mathematik mit ihren Hülfswissenschaften. Anfang 1813 veröffentlichte er auf Veranlassung seines Lehrers Thibaut seine erste Schrift über ein Problem der höheren Mathematik „Conchoidis Nicomedeae aequatio et indoles“. Sie war dem Könige Jerôme gewidmet, der auf Grund derselben den General Alix nach Göttingen sandte, um, allerdings vergeblich, den jungen Verfasser mit Gewalt als Lieutenant der Artillerie für die königlichen Truppen zu werben. Während der Osterferien 1814 besuchten Vater und Sohn auf einer ihrer vielen Fußreisen auch Gießen. Mehrere Professoren der philosophischen Facultät kamen mit dem Studiosus gelegentlich in wissenschaftliche Gespräche, die sich auf immer weitere Gebiete ihres Faches erstreckten und zuletzt lateinisch geführt wurden. Am 11. April lud der Decan Schaumann Vater und Sohn zum solennen Facultätsdiner, bei welchem der gelehrte Gastgeber mit einem Male sich erhob und den Jüngling „Carole Witte, doctor noster!“ anredete; „ich zeige Ihnen officiell an, daß die philosophische Facultät Ihnen gestern per unanimia die Würde eines Doctors der Philosophie decretirt hat. Was Sie sind, habe ich mit dem Publikum schon lange gewußt; aber wie Sie sind, was Sie schon geworden, das habe ich erst in diesen Tagen, den glücklichen, anschaulich erkannt und mich inniglich gefreut. Es macht mir ein seltenes Vergnügen, Ihnen zuerst das Salve doctor noster! sagen zu können.“ Nun siedelte die Familie nach Heidelberg über, wo W. das Rechtsstudium betreiben sollte, da er unmöglich schon eine selbständige Stellung übernehmen konnte. Auf dem Zuge der beiden Kaiser, des österreichischen und des russischen, gegen Napoleon im Sommer 1815, wo sie auch Heidelberg berührten, fand Alexander ein solches Wohlgefallen an dem ihm vorgestellten jungen Doctor, daß er ihm durch seinen Adjutanten alles Ernstes anbieten ließ, er solle in des Kaisers nächster Umgebung bleiben und sein Lebenlang als des Kaisers Freund und Schützling behandelt werden. Auch diesmal war die Ablehnung nicht leicht. — Am 20. August 1816 schloß W. seine juristischen Lernjahre mit einer regulären Doctorpromotion ab; seine Dissertation behandelte den Ususfructus. An der 1810 neugegründeten Berliner Universität wollte er sich nunmehr als Privatdocent habilitiren; aber Facultät und Studentenschaft machten Schwierigkeiten. Die Probevorlesung am 25. Januar 1817 über „das Schicksal der Mitgift nach getrennter Ehe mit Berücksichtigung sowol des vorjustinianischen, wie des justinianischen Rechtes“ verlief äußerst stürmisch; das größte Auditorium mußte noch mit der Aula vertauscht werden, um die zugeströmten Massen der Zuhörer zu fassen. In der ersten Viertelstunde konnte der junge Docent vor lauter Scharren, Pfeifen, Schreien, Trampeln und Pochen nicht zu Worte kommen. Zuletzt schlug er die mitgebrachten Scripturen zu und rief in die stürmische Versammlung hinein: „Ich werde meine Vorlesung Männern vortragen, die humaner denken, als Sie“. Das beschwichtigte die Masse, und unter donnerndem Applaus ließen sie nun den Jüngling frei und ohne Manuscript seine Vorlesung zu Ende halten. — König Friedrich Wilhelm III. aber wollte den auch von ihm und seinem ganzen Hause auf das wohlwollendste begünstigten jungen Menschen nicht noch einmal derartigen Auftritten aussetzen und ebnete alle Schwierigkeiten, indem er seinen Schützling hochherzig auf Kosten

der königlichen Schatulle mehrere Jahre in Italien reisen ließ. Damit entschied sich die Zukunft Witte's auch in der für ihn bedeutsamsten Beziehung: er lernte italienische Kunst und Litteratur im Lande selbst kennen und fand zuletzt in Dante den congenialen Meister, dessen Verständniß und Einführung in die deutsche Welt er ein ganzes Mannes- und Greisenleben widmete. Eine Zeit lang trug er sich in Italien mit dem Gedanken, ausschließlich Kunstgeschichte zu studiren und zu lehren; das Handexemplar der elf Bände Vasari zeugt von allerfleißigster Arbeit auf diesem Gebiete. Aber die Jurisprudenz hielt ihn doch in ihren Banden, während die wahlverwandtschaftliche Liebe Dante zufiel. — 1821 im Herbst kehrte W. nach Deutschland zurück und wurde von der Regierung unterstützter juristischer Privatdocent in Breslau. 1823 erhielt er daselbst die außerordentliche, 1829 die ordentliche Professur. Der Freundeskreis in Breslau entwickelte seine geselligen Gaben zu reichen Blüten und Früchten. Sprudelnd von Geist, in Scherz und Ernst gebend und nehmend, mit Schall, Holtei, Steffens, Scheibel u. A. in intimstem Freundesverkehr und wissenschaftlichem Austausche, gestaltete er sein Leben in Arbeit und Erholung zu einem selten genußreichen und befriedigenden. Die tiefe religiöse Grundlage seines Gemüthes, die in Italien durch fromme Katholiken eine eigenthümliche Pflege erhalten hatte, in späteren Jahren aber sich immer klarer und bewußter zu einem überzeugungstreuen, festen, aber milden Protestantismus ausbildete, blieb auch in dem Kreise der stürmischen Geister Breslaus sein schützender Halt und bewahrte ihn vor einem Cultus des Genius, dem seine Genossen nicht immer entrannen. Eine im December 1825 geschlossene Ehe trennte der Tod der jungen geistvollen Frau schon nach sechs Wochen. Die furchtbare Erschütterung machte für den so früh Verwittweten eine völlige Ausspannung dringend nöthig. Das geliebte Italien nahm ihn auf und brachte endlich Genesung für Leib und Seele. Die das erste Mal schon in Italien betriebenen juristischen Studien über die Geschichte des Römischen Rechts, zumal über das Verhältniß der römischen Juristen vor Justinian und der byzantinischen Rechtsquellen, setzte er auch jetzt fort. Den „Abhandlungen aus dem Gebiete des römischen Rechts“ (Berlin 1817) hatte sich 1824 eine Arbeit „De Castrensibus haereditatibus disputatio“ angeschlossen. 1826 erschien eine Abhandlung „De diversis regulis iuris antiqui“ (1830); „die Leges restitutae des Justinianischen Codex verzeichnet und geprüft“ (1831); „De Guilelmi Malmesburiensis codice legis Romanae Visigothorum dissertatio“ (1834). Zu Ostern siedelte W., nachdem er sich zum zweiten Male mit der Tochter eines altschlesischen Adelsgeschlechtes, Auguste v. Gilgenheimb, vermählt hatte, als Professor des Römischen Rechts nach Halle über, dem er als geliebter und geachteter Lehrer, als allezeit gefälliger und geschätzter College, als treuer und in der Revolutionszeit muthig an die Spitze des „Preußenvereins“ tretender Patriot und königstreuer Conservativer, als frommer Christ und Kirchenältester, mit Orden und Auszeichnungen übersäter Gelehrter und liebevoller Haus- und Familienvater noch fast ein volles halbes Jahrhundert angehörte, bis ein sanfter Tod am 6. März 1883 dem reichen und überaus glücklichen Leben ein Ende machte. In Halle erschien von juristischen Büchern Witte's 1838 das noch gegenwärtig geschätzte und citirte „Preußische Intestat-Erbrecht aus dem gemeinen Deutschen Recht entwickelt“ (1840); „Novellae Constitutiones Imperatorum Byzantinorum“ (1853); „Ricardus Anglicus, Ordo iudiciarius, ex cod. Duacensi olim Aquicinctino nunc primum editus“, zu dessen Ausarbeitung er auf mehrere Monate nach Douai selbst übersiedelte. Die letzte juristische kleine Arbeit war eine 1858 gedruckte akademische Rede „De Friderici primi regis circa ius patrium excolendum meritis“. Die weitaus größte Zahl der litterarischen Productionen Witte's aber gehörte der italienischen Litteratur,

im besonderen Dante an. Wol übersetzte er 1827 auch Boccaccios Decamerone (3. Aufl. 1859, 3 Bände). Doch der Florentiner „Unergründliche" fesselte ihn dauernder und zu tieferer Hingabe von Herz und Lebenskraft. Bezeichnend ist es, daß schon seine erste Arbeit über Dante die Grundgedanken aussprach, welche er dann sein Lebenlang festgehalten und in Bezug auf den inneren Zusammenhang der Dante'schen Werke tiefer begründet hat. Es ist dies der im Hermes 1824 erschienene Aufsatz „Ueber das Mißverständniß Dante's". Das Wichtigste daraus darf hier wohl angeführt werden. „Schon in den Jahren der Kindheit entbrannte Dante's unschuldiges Herz in Liebe, und so ganz richtet sie ihn zum Himmel, mit so reiner Frömmigkeit durchdringt sie ihn, daß wir es erklärlich finden, wenn manche gezweifelt haben, ob wirklich eine Erdentochter diese heilige Flamme entzündet, oder ob Dante selbst die gläubige und freudige Liebe seiner jungen Brust zum göttlichen Vater in seiner ‚beseligenden Beatrice' verkörperte. Die Vita nuova ist das Buch dieser kindlichen und von keinem Zweifel getrübten Frömmigkeit, die keinen Wunsch kennt, als ewiges, preisendes Anschauen der Wunder der Gnade". „Als indeß Dante die vollen Mannesjahre erreicht hat, wird Beatrice ihm entrissen. Lange klagt er um sie, wie um die verlorene Unschuld; endlich aber verlockt auch ihn neuer Reiz. In den Blicken eines holden Mädchens glaubt er Beatrices Liebe und Erbarmen wiederzufinden, sie verspricht ihn theilnehmend zu trösten; aber bald verdrängt das Blitzen ihrer Augen das Andenken der Verstorbenen, und sie nimmt sein ganzes Herz ein. Sie ist die Philosophie. Das Amoroso Convivio ist dieser schmerzensreichen Liebe gewidmet. Unruhig und qualvoll ist sie, denn der Friede kindlicher Ergebung ist aus seiner Brust gewichen ..." „Da erweckt die Gnade Gottes den Strahl der Religion aufs Neue in seiner Brust; er bereut, den Uebermuth der Philosophie in sich beherbergt zu haben; der alte Glaube, die alte Liebe zu seiner Beatrice erwachen in neuer Tiefe 2c." „Hier beginnt die Göttliche Komödie. Es ist das allgemeine und ewig wahre Epos unseres geistigen Lebens u. s. f." Kritische Arbeiten über den Text des Convivio (1825), eine Herausgabe von Dante's Briefen mit Anmerkungen (1827) über die ältesten Commentatoren Dante's (1828), über die ungedruckten Briefe Dante's (1828), über Handschriften der D. C. in Paris (1836); mehrere kleinere Aufsätze übergehe ich. 1842 erschien die Uebersetzung der lyrischen Gedichte Dante's mit Erläuterung, die W. in Gemeinschaft mit Kannegießer herausgab. Jahrzehnte hindurch aber arbeitete er an dem großen Werke seines Lebens, einer kritischen Ausgabe der Göttlichen Komödie, wozu er in allen Bibliotheken Europas Textvergleichungen anstellte und anstellen ließ, unter Zugrundelegung des III. Gesanges der Hölle, dessen Varianten ihm die Handhabe boten, die Manuscripte in bestimmte Classen zu theilen und auf Grund der als besonders vorzüglich oder charakteristisch erkannten den Text mit Angabe der bedeutendsten Abweichungen zusammenzustellen. Das große Werk erschien 1862 in Berlin: „La Divina Commedia di Dante Allighieri, ricorretta sopra quattro dei più autorevoli testi a penna"; die Quartausgabe enthielt eine ausführliche kritische Einleitung, die Octavausgabe (ebendaselbst 1862) gab bloß den italienischen Text. Aber auch eine Uebersetzung des unsterblichen Gedichtes war seit lange von ihm vorbereitet. Der unvergleichliche Kenner Dante's, der die ganze Göttliche Komödie so gut wie auswendig wußte, benutzte seine jährlichen Herbstreisen nach der Schweiz und Italien, um auf einsamen Alpenwanderungen, in langen Wagenfahrten Gesang auf Gesang zu übertragen. Im Jubeljahre Dante's, 1865, erschien „die Göttliche Komödie des D. A. übersetzt"; die Einleitung zu dieser gleichfalls in Quart und Octav, mit der gleichen Paginirung wie der italienische Text erschienenen Uebersetzung „ist in ihrer Kürze wol das Beste, was zur Erklärung der Göttlichen Komödie geschrieben ist" (Franz v. Löher). Den Achtzigern nahe,

vollendete er die 1863, 1867 und 1871 begonnene Bearbeitung der Monarchia, codd. mss. ope emendata (1874), und der Vita Nuova (1876). Seine zerstreuten Danteaufsätze sammelte er unter Beifügung neuer Arbeiten in den werthvollen zwei Bänden „Dante-Forschungen" (1869 und 1879). Im J. 1878 gründete er die Deutsche Dante-Gesellschaft, deren erste drei Jahrbücher er herausgab. Ein Meister der eleganten Rede konnte er 1858 auch eine Reihe von in der Form classischer und im Inhalte bedeutender Vorträge unter dem Titel „Alpinisches und Transalpinisches" zusammenfassen. Bei einer kritischen Arbeit über eine Dantehandschrift überraschte den unermüdlichen Greis der Tod. „Faßt man alles zusammen", sagt Franz v. Löher, „was zur Berichtigung, Erklärung und Uebersetzung von Dante's Werken vor W. geschehen ist, so darf man beinahe sagen, dieser eine Mann hat mehr gethan, und durch ihn ist die Hauptarbeit gethan".

Vgl. „Ein wunderbares Jugendleben. Erinnerungen an Karl Witte", von dem Unterzeichneten. Daheim 1883, Nr. 36. — Franz v. Löher, Karl Witte. Beilage zur Allg. Zeitung 1884, Nr. 356 u. 357. — Carlo Witte, Ricordi di Alfredo Reumont, archivio Storico Italiano, tomo XVI, 1885, mit einem vollständigen Verzeichniß der Schriften Witte's. — Sulla vita e sugli scritti di Carlo Witte, cenni di Carlo Vassallo, Firenze 1884. — Worte am Sarge unseres lieben Vaters, des Geh. Justizrathes Prof. Dr. Karl Witte, am 9. März 1883 gesprochen von seinem Sohne Prof. Leopold Witte, geistlichem Inspector in Pforta.

Leopold Witte.

Witte: Lieven de W., Architekt und Maler, wurde im J. 1513 in Gent geboren und lebte dort noch im J. 1578. Durch Carel van Mander, dem wir das Wenige, was wir über Witte's Leben wissen, verdanken, erfahren wir, daß er besonders Ausgezeichnetes in der Architektur und in der Perspective leistete. Sein Hauptwerk war das Bild einer Ehebrecherin, das nicht auf uns gekommen ist. Außerdem soll er Zeichnungen zu Glasfenstern für die Johanneskirche in Gent entworfen und das Banner für die Kammer der Rhetoriker daselbst angegeben haben.

Vgl. C. van Mander, Le livre des peintres. Traduction par Henri Hymans. Paris 1884, I, 64 und 74. — G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon. München 1852, XXII, 3. H. A. Lier.

Witte: Otto Johann W., hannoverscher Vicekanzler, † am 11. October 1677, gehört zu den fleißigen Arbeitern im Dienste der fürstlichen Absolutie. Seine Herkunft ist unbekannt. Wir wissen nur, daß er als Dr. iuris im Staatsdienste des Hauses Braunschweig-Lüneburg, dem auch sein Schwiegervater, Johann v. Drebber, Kanzler des letzten Harburger Herzogs, angehörte, von Stufe zu Stufe emporstieg. Er war 1651 Geh. Kammersecretär, bald auch Hofrath des Herzogs Christian Ludwig von Lüneburg-Celle und führte von 1657—1665 die Geschäfte des Herzogs in Frankfurt a. M. und Regensburg. Nach Frankfurt entsandt zu den Unterhandlungen, durch welche das Haus Braunschweig-Lüneburg dem Rheinbunde von 1658 beitrat, machte er als cellischer Vertreter im rheinischen Bundesrath alle Wandlungen dieses Bundes mit und siedelte mit demselben 1662 nach Regensburg über, um seinen Herrn auch auf dem im Januar 1663 eröffneten Reichstage zu vertreten. Bei dem Staatsstreich, durch den nach Christian Ludwig's Tode im März 1665, dessen jüngerer Bruder Johann Friedrich dem älteren in der Besitzergreifung des cellischen Herzogthums zuvorkam, trat W. auf Seite des Ersteren und behauptete für ihn Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath. Als Johann Friedrich die cellische Beute aufgeben mußte und den Thron von Hannover bestieg, nahm er auch W. aus dem cellischen

Staatsdienst mit sich herüber und berief ihn von Regensburg nach Hannover als Geh. Rath und Hofgerichtsassessor (1665). Nach dem Tode des Kanzlers Langenbeck (1669) wurde W. zum Vicekanzler ernannt und durch die Regimentsordnung von 1670 mit der Leitung des gesammten Justizwesens betraut. Aber auch in dieser Stellung zog ihn Johann Friedrich nach wie vor zu politischen Missionen jeder Art heran. Die Relationen und Diarien, in denen W. Rechenschaft von dieser Wirksamkeit gibt, zeichnen sich unter den schwerfälligen Acten des 17. Jahrhunderts durch Präcision der Darstellung und Unbefangenheit der Auffassung aus und bilden dadurch eine werthvolle Quelle für die welfische und allgemeine Geschichte jener Epoche.

Manecke, Kanzler der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg. — Köcher, Geschichte von Hannover und Braunschweig, Bd. I, II.

A. Köcher.

Witte: Peter de W., genannt Candid, Maler, geboren um 1548 in Brügge, von wo er in jungen Jahren mit seinen Eltern nach Florenz gekommen ist. Hier wurde der Name durch Uebersetzung in Candido verwandelt und daraus entstand später in München die abgekürzte Form Candid. Ueber seine Jugendentwicklung sind wir nicht unterrichtet. Seine erste künstlerische Erziehung dankte er wahrscheinlich seinem Vater Elia Candido, einem in Florenz unter dem Einfluß Giovanni da Bologna's thätigen Erzgießer, von dem das Bargello mehrere Arbeiten besitzt.

Im J. 1572, in dem wir zum ersten Male von Peter Candid hören, ist er dem Vasari bei der Ausführung verschiedener Wand- und Deckenmalereien in Rom und Florenz behülflich. Ob Vasari sein Lehrer war, ist unbekannt, seine Werke zeigen starke Anklänge an die italienischen Manieristen, von den älteren Meistern scheint ihn vornehmlich Andrea del Sarto beeinflußt zu haben. Von seinen in Italien ausgeführten Arbeiten hat sich nichts erhalten; so wissen wir auch nur durch die Angabe des zeitgenössischen Biographen van Mander, daß er im Auftrage des Großherzogs Francesco von Toscana eine Reihe Teppichcartons auszuführen hatte. 1586 verließ C., der sich auf einem seiner späteren Bilder als academicus florentinus bezeichnet, Italien, um einem Rufe Herzog Wilhelm V. von Baiern zu folgen und von da bis zu seinem im J. 1628 erfolgten Tode in München als Hofmaler und oberster Leiter aller künstlerischen Angelegenheiten thätig zu sein. Seine Aufgabe war hier, in Verbindung mit anderen Meistern (Italienern, italienisirenden Niederländern und Einheimischen) der bis dahin deutsch gearteten Kunst ein italienisches Gepräge zu geben und so dem Geschmacke Rechnung zu tragen, der seit der im J. 1559 erfolgten Berufung der Jesuiten nach München mehr und mehr überhand genommen hatte. Nicht nur als Maler thätig, sondern auch in den übrigen Künsten wohlbewandert und ein glühender Verehrer der italienischen Meister war C. dafür der rechte Mann. Schon unter Wilhelm V. als Maler und für die Plastik thätig, erweiterte sich sein Thätigkeitsgebiet noch unter der Regierung des kunstsinnigen und unternehmenden Kurfürsten Maximilian I., der ihn mit der Durchführung seiner großen architektonischen Pläne betraute und zum künstlerischen Leiter der von ihm ins Leben gerufenen Teppichmanufactur machte. Seine künstlerische Stellung in München wird am besten durch eine Stelle in einem 1613 von C. an seinen Fürsten gerichteten Schreiben gekennzeichnet, wo er hervorhebt, daß er nun schon dreißig Jahre hindurch in baierischen Diensten sein Aeußerstes gethan habe und „doch nun mehr etlich jar hero aus E. Frl. Dtl. gdisten gescheфft die gantze operas vnd was anders dabei zu mahlen vnd zu verrichten gehabt, gleichwol so willigist alsz schuldigist stetts dirigirt, darneben aber einen alsz den andern weg von meiner handt jedes jars manche starckte

arbeit vnd solche werckh vollendet vmb welche ein anderer vill mit einem mehreren alsz wormit man mich besöldet, hätte belohnt werden müessen."

Als Maler galt es zunächst im Verein mit anderen die von Sustris begonnene Ausmalung zweier Hallen in der Residenz zu vollenden, von denen sich die an das Grottenhöfchen stoßende erhalten hat und mythologische und genrehafte Darstellungen, sowie decorative Figuren und Grotesken zeigt. Bei den mythologischen Darstellungen ist Candid's Antheil erwiesen. Bezeichnend für seine an der Kunst Italiens groß gezogene decorative Art der Composition, die er auch in seinen Andachtsbildern nicht verleugnet, ist vor allem die Gestalt der Juno auf dem einen der beiden Argusbilder. Sie läßt es deutlich erkennen, wie es ihm vornehmlich um harmonische Vertheilung der Massen, rhythmische Bewegung und wohlthuenden Linienfluß zu thun ist. Außer den Gartenhallen stattete er mehrere nicht mehr vorhandene Capellen der Residenz mit Malereien aus und ebenso nahm er an der reichen Ausmalung des in die Grottenhalle hineinragenden Antiquariums theil. Von größerer Bedeutung als diese Arbeit ist seine umfassende Thätigkeit bei der malerischen Ausstattung des unter Maximilian I. ausgeführten und 1617 vollendeten Erweiterungsbaues der Residenz, in der fast alle Räume von ihm und seinen Gesellen mit Malereien geschmückt worden sind. Und wie die Malereien, mit denen nicht nur das Innere, sondern auch die Höfe und Fassaden ausgestattet wurden, so ist auch der Bau selbst, der alle Kennzeichen der italienisirenden Kunst trägt, eine Schöpfung Candid's aus den Jahren 1607—1617. Wenige Jahre vor Beginn der Residenzerweiterung (1604) hatte er im Stil der italienischen Hochrenaissance den mit decorativen Malereien und plastischen Zierathen auf das reichste ausgestatteten Bennobogen in der Frauenkirche ausgeführt, der bei der Restaurirung der Kirche im J. 1859 zerstört worden ist (decorative Malereien davon im baier. Nationalmuseum). Diese Arbeit hatte ihm Gelegenheit gegeben, sein architektonisches Geschick zu beweisen. — Während die Malereien des großen und kleinen Treppenhauses und des Theatinerganges in der Residenz al fresco ausgeführt und mit weißen Stuckornamenten verbunden wurden, sind die in die reichen Plafondvertäfelungen der Säle und Zimmer eingelassenen Bilder in Oel gemalt. Echte Kinder der italienischen Kunst sind die durch Reichthum der Phantasie und ornamentalen Reiz hervorragenden Grotesken des großen Treppenhauses und von besonderer Schönheit sind die prächtigen allegorischen Figuren des Theatinerganges, zu denen sich viele Studien Candid's erhalten haben. Allegorischen Charakter haben auch die Deckenmalereien der Säle und Zimmer So sprachen die heute zerstörten Bilder des großen Kaisersaales den Gedanken aus, daß der Herrscher nicht nach Ruhm, sondern nach Weisheit zu trachten habe, und ebenso beschäftigen sich die meist noch an Ort und Stelle befindlichen Darstellungen in den übrigen Räumen der Maximilianischen Residenz mit den Tugenden, welche den Fürsten zieren. Zwei Jahre nach Vollendung der Residenz erhielt C. von den Rathsherren der Stadt Augsburg den Auftrag, einen Entwurf zur Ausmalung der reichen Felderdecke des goldenen Saales im Rathhause zu liefern, nachdem auf Anfrage der Jesuitenpater Raderus ihn als die geeignete Kraft bezeichnet hatte. Die Ausführung der Malereien, welche die Macht der Weisheit schildern, die über alle Könige herrsche, Staaten gründe und alle Feinde abwehre, besorgte der Augsburger Stadtmaler Mathias Kager. Die C.'schen Entwürfe besitzt das königliche Kupferstichcabinet in München. Den decorativen Malereien der Münchener Residenz verwandt sind jene, mit denen er zu Beginn der 20er Jahre das Schleißheimer Schlößchen ausgestattet hat.

Um dieselbe Zeit, als im Grottenhöfchen die decorativen Wand- und Deckenmalereien entstanden, hatte C. für die St. Michaelskirche mehrere Altarbilder

zu malen. 1587 entstand das in einer nördlichen Capelle der St. Michaelskirche aufgestellte Verkündigungsbild und ein Jahr später das gegenüber befindliche Ursulabild. Verschiedene aus dieser Zeit stammende Altargemälde sind nicht mehr nachweisbar. Eine heilige Anna selbdritt besitzt Ingolstadt, eine Madonna das Germanische Museum in Nürnberg, letzteres vielleicht aus der Theatinerkirche in München. Aus der Franciscanerkirche stammt eine bis vor Kurzem verschollene heilige Cäcilie, im Winterrefectorium des Franciscanerklosters befand sich von ihm eine heute verschollene große Abendmahlsdarstellung vom Jahre 1616. Zu den verschollenen Bildern der früheren Periode gehören zwei Bildnisse des jugendlichen Herzogs Maximilian. Noch vor 1595 schuf er für die St. Ulrich- und Afrakirche in Augsburg das Altarbild mit der Verehrung der Madonna durch diese beiden Namensheiligen der Kirche und nicht viel später muß die für die gleiche Kirche geschaffene Verehrung der auf Wolken thronenden Madonna durch die Heiligen Benedict und Franciscus entstanden sein, das bedeutendste unter seinen Tafelbildern, das durch Geschlossenheit der Composition und besonderen Formenadel hervorragt. Die Haltung und Gestaltung der Madonna mit dem Kinde verräth den plastisch geschulten Meister. Ihre nahe stilistische Verwandtschaft mit der in Erz gegossenen Bavaria auf dem Rundtempelchen des Münchener Hofgartens ist unverkennbar und dient wie die erwähnte Junodarstellung im Grottenhöfchen der Residenz und unter anderem auch der Constantin im Depot der Schleißheimer Galerie als wichtiges Beweismoment dafür, daß jene Bavaria und eine Reihe anderer plastischer Arbeiten im Entwurf auf C. zurückgehen. Unter den Gemälden steht dem Augsburger Altarwerke nahe die Verehrung der Madonna durch den heiligen Wilhelm in der Schloßkirche von Schleißheim, das aus einer jener neun Capellen stammt, welche die von Herzog Wilhelm V. nach seiner Abdankung erbaute Einsiedelei bildeten, für deren malerische Ausstattung C. auch sonst thätig gewesen ist. In das Jahr 1600 fällt die Entstehung der Anbetung der heiligen drei Könige im Dom zu Freising, wo sich von C. auch eine schön componirte Heimsuchung befindet, und zwei Jahre später entstand das an Andrea del Sarto gemahnende farbenfrohe Andachtsbild in der Schmerzhaften Capelle der Kapuziner mit der heiligen Familie und dem von seiner Mutter geleiteten, in Anbetung knienden Johannesknaben. Ein für die Kapuziner gemalter heiliger Franciscus, der „wegen dem außerordentlichen Fleiß vieler Kleinigkeiten, Gesträuche und Vögeln zu bewundern sei“, ist heute verschollen. Die für die, heute in eine Mauthalle umgewandelte Augustinerkirche in München ausgeführten Malereien sind in die dortige Studienkirche und nach Schleißheim gekommen, in deren Galerie sich eine Reihe C.'scher Bilder befindet, unter denen das Bildniß der Herzogin Magdalena und das im J. 1623 für die Karlskirche in Neudeck gemalte Bildniß des heiligen Borromäus hervorragen. Dem Jahre 1607 gehört eine durch Zartheit der malerischen Behandlung ausgezeichnete Verkündigung über der Thür der „Reichen Capelle“ in der Residenz an und die gleiche Malweise zeigen die zwölf Heiligengestalten in der Preysing'schen Capelle der Frauenkirche in München, für die C. im J. 1620 den bei der Restauration der Kirche im J. 1859 in seine Theile zerlegten Hochaltar mit der Verkündigung und Himmelfahrt Mariä auf der Vorderseite und der Auferstehung Christi auf der Rückseite ausgeführt hat. Das Himmelfahrtsbild hängt heute an der Nordwand der Kirche, die übrigen Theile werden auf dem Dachboden derselben bewahrt.

Als Kurfürst Maximilian im J. 1604 in München eine Teppichmanufactur ins Leben rief, wurde C. mit deren Oberleitung betraut. Schon in Florenz war er, wie erwähnt, auf diesem Gebiete thätig gewesen. Nach seinen Entwürfen und Cartons und unter seiner Aufsicht führte in der Zeit von 1604—1615 der

aus den Niederlanden berufene tüchtige Teppichwirker Hans van der Biest eine Reihe von Teppichfolgen aus, die in der königlichen Residenz, im Wittelsbacher Palais und im Nationalmuseum in München bewahrt werden. Die Mehrzahl dieser Arbeiten ist von dem gegen Ende des 17. Jahrhunderts thätigen Kupferstecher Gustav Amling in Kupfer gestochen worden. Eine Folge von 11, vielleicht ursprünglich 14 Teppichen, schildert die Thaten Otto's von Wittelsbach, beginnend mit der Darstellung, wie Kaiser Friedrich seinem treuen Vasallen den Commandostab überreicht und abschließend mit der Erbauung der Trausnitz, die der mit Baiern belohnte Herzog Otto im J. 1182, ein Jahr vor seinem Tode begann. Eine zweite Folge zeigt lebensvolle Darstellungen der zwölf Monate, vier schmale Teppiche stellen die Jahreszeiten, zwei dergleichen die Tageszeiten dar. Von den zwölf Teppichen, die er für den Kaisersaal der Residenz geschaffen hat, haben sich nur zehn erhalten und befinden sich heute im Wittelsbacher Palais. Durch die erhaltenen Handzeichnungen Candid's, deren auch von den übrigen Teppichserien eine große Zahl auf uns gekommen ist (kgl. Kupferstichcabinet in München) haben wir Kenntniß von der ganzen Reihe, welche der Bibel und der römischen Geschichte entlehnte, einander entsprechende Beispiele tugendhafter Handlungen aufweist. Alle Teppichfolgen sind mit reichen decorativen Umrahmungen versehen. Die zu Grunde gegangenen farbigen C.'schen Cartons zu den Teppichen mit den Thaten Otto's von Wittelsbach und den Darstellungen der Monate, Jahres- und Tageszeiten sah man bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein in den nördlichen Arkaden des Hofgartens.

Von jeher galt C. nicht nur als Maler, sondern auch als Schöpfer oder doch künstlerischer Urheber einer Reihe plastischer Arbeiten und erst in der jüngsten Zeit ist man geneigt, ihm diese abzusprechen und als selbständige Schöpfungen der zu seiner Zeit nach einander in München thätigen Erzgießer Hubert Gerhard und Johannes Krumper aus Weilheim, von denen der erstere bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts in München gewirkt hat, während der Letztere im Jahre 1609 als Hofbildhauer angestellt worden ist, hinzustellen, doch fehlen für diese Annahmen die urkundlichen Stützpunkte, welche nöthig wären, um die durch die stilistische Untersuchung bestätigte traditionelle Angabe, nach welcher C. der künstlerische Urheber war, zu entkräften. Daß dieser der Plastik nicht fern stand berichtet van Mander, indem er bemerkt, daß C. nicht nur ein guter Fresko- und Tafelmaler gewesen sei, sondern es auch verstanden habe, in Thon zu modelliren, „dat hem in de Schilderkonst groot vordeel is". Wie die Werke des Vaters Elia Candido, so sind auch die mit C. in Zusammenhang gebrachten plastischen Arbeiten mit denen des Giovanni da Bologna verwandt. Dazu kommen die im Kupferstichcabinet in München bewahrten Handzeichnungen Candid's zum Ludwigsmausoleum in der Frauenkirche zu München, die wenigstens für ein Werk die C.'sche Urheberschaft außer Frage stellen und damit auch eine diesem Werke vorausgehende plastische Thätigkeit des Meisters als unzweifelhaft erscheinen lassen, da man kaum einem mehr als siebenzigjährigen Manne ein derartiges Werk übertragen haben würde, wenn er sich nicht schon früher als Plastiker bewährt hätte.

Schon gleich nach seiner Ankunft in München hatte er Gelegenheit, Proben seines plastischen Könnens abzulegen, indem er dem Perseus des Grottenhöfchens, der auf die bekannte Cellini'sche Gruppe zurückgeht, und dessen Ausführung Hubert Gerhard besorgte, das künstlerische Gepräge gab. Vorher hatte der Maler Christoph Schwarz die Gruppe für den Plastiker aufgezeichnet, und auf dessen Entwurf scheint der früher dem C. zugeschriebene gleichfalls von Gerhard ausgeführte Erzengel Michael an der Fassade der nach diesem benannten Jesuiten-

kirche Münchens zurückzugehen, der nach einer von C. vorgenommenen Umzeichnung, die sehr bezeichnend ist für seine künstlerische Art, von Lucas Kilian in Kupfer gestochen ist. Wäre Gerhard, wie man anzunehmen geneigt ist, ein selbständiger Künstler, so wären stilistische Unterschiede, wie sie zwischen dem Perseus und St. Michael bestehen, die beide urkundlich als Werke Gerhard's genannt sind, undenkbar. Mit Recht kann deshalb, trotzdem die Urkunden davon schweigen, auch für den 1594 von Gerhard ausgeführten Augustusbrunnen in Augsburg die künstlerische Urheberschaft Candid's angenommen werden. In der Figur des Imperators und der Figur der Singold offenbart sich seine künstlerische Art am deutlichsten. Diese tritt Einem auch in dem decorativen Wappen unter der St. Michaelsgruppe und den vier Kandelabern im Chor der St. Michaelskirche entgegen. Auch der hier aufgestellte Weihwasserengel und die am Kreuzesstamm kniende heilige Magdalena erinnern an seine Weise. — Wann die ursprünglich eine Felsgrotte im südlichen Hofgarten der Residenz krönende und wahrscheinlich bald nach 1615 auf die Kuppel des im heutigen Hofgarten stehenden Pavillons gestellte Bavaria entstanden ist, steht nicht fest, ebensowenig wie festgestellt werden kann, ob Gerhard oder Krumper die Ausführung besorgt hat. Die ganze Haltung und Bewegung der Gestalt, die Ornamentation des Helms und die Anmuth ihrer Formen weisen unmittelbar auf C. hin. Zur Versinnbildlichung des bairischen Landes dienen das Hirschfell, der Aehrenkranz, die Urne und das Salzfaß, ferner der die Kurwürde andeutende Reichsapfel, der eine Zuthat nach dem Jahre 1623 ist. Spätere Zuthat sind auch die vier Putten auf dem Postament, mit der Kurfürstenkrone, einem Kirchenmodell, einem Baumreis und einem Füllhorn mit Früchten als Attributen. — Mit der Bavaria stilistisch verwandt sind die Gestalten der vier Elemente auf dem Wittelsbacher Brunnen der Residenz, und wie diese stammen auch die auf den beiden Residenzportalen lagernden allegorischen Gestalten der Klugheit, Gerechtigkeit, Stärke und Mäßigkeit, deren Entstehung etwa in die Zeit um 1614 fällt, von C. Die zwischen diesen Portalen in einer Nische aufgestellte Madonna entbehrt zwar der für Candid's Kunstweise bezeichnenden Geschlossenheit, doch ist kein Grund vorhanden, sie ihm abzusprechen, auch die darunter angebrachte Laterne ist seine Schöpfung. Als solche sind ferner zu nennen die aus dem Grottenhöfchen stammenden vier Jahreszeiten im Nationalmuseum in München, die ebendaselbst befindliche Virtus und die ursprünglich für die Münchener Frauenkirche geschaffene Madonna der im J. 1638 errichteten Mariensäule in München. Die Frauenkirche bewahrt das Hauptwerk von Candid's Thätigkeit für die Plastik: das Ludwigsmausoleum, das in schwarzem Marmor und Bronce ausgeführt sich über dem schönen Grabstein des Kaisers vom Jahre 1438 erhebt. In seinen wesentlichen Theilen stammt es aus dem Jahre 1622 und ist von Krumper ausgeführt, die vier an den Ecken knieenden Fahnenträger sollen aber schon in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts gegossen sein und von Gerhard stammen (Trautmann). An den beiden Langseiten stehen als Freifiguren die Herzöge Albrecht V. und Wilhelm V., auf der Höhe lagern zu beiden Seiten der Kaiserkrone die Gestalten von Krieg und Frieden. Die als Füllung dienenden Bronce-zierathen haben zum Theil eine auffallende Aehnlichkeit mit den Ornamenten der von Krumper stammenden Löschischen Gedenktafel in der Pfarrkirche zu Hilgertshausen. Das Mausoleum hat nicht mehr seinen ursprünglichen Aufstellungsplatz, sondern ist aus dem Chor in den westlichen Theil der Kirche versetzt worden.

P. J. Rée, P. Candid, s. Leben u. s. Werke (1885). — P. J. Rée, Peter Candid (1890). — G. Bezold und B. Riehl, Die Kunstdenkmale des Königreiches Baiern (1892 ff.). — W. Bode, Die italienische Plastik (1891). —

A. Buff, Der Bau des Augsburger Rathhauses mit besonderer Rücksichtnahme auf die decorative Ausstattung des Innern (Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg, XIV. Jahrg. 1887). — K. Trautmann, Ein unbekanntes Bildwerk Hans Krumppers in der Pfarrkirche von Hilgertshausen (Monatsschrift des Histor. Vereins von Oberbaiern, V. Jahrg. 1896).

P. J. Rée.

Wittekind: Christoph Friedrich W. oder richtiger Wedekind, ein Schriftsteller, nachweisbar im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts, über dessen Lebensumstände nichts Authentisches bekannt ist, auf den Drucken unter dem Pseudonym Crescentius Koromandel, was mehrfach durch „Hofrath Wittekind" erläutert wurde. Den Unterlagen dieser Tradition nachzugehen ward erst möglich, als man an die zahlreichen örtlichen und persönlichen Anspielungen anknüpfte, die sein umfänglicher „Koromandel's Nebenständiger Zeitvertreib in Teutschen Gedichten" (1747) darbietet. Dies geschah durch Arthur Kopp, der mit seinen bezüglichen Erhebungen die Ergebnisse einer Umschau in den gleichzeitigen litterarischen Nachrichten verband. Danach hat man es jedenfalls mit Christoph Friedrich Wedekind zu thun, dessen Benennung mit der geläufigeren Form Wittekind nicht aufzufallen braucht. Er war, wie zwei Mal wörtlich bezeugt wird, „aus Nieder-Sachsen", eine durch seine genaue Kenntniß des deutschen Nordwestens, von Braunschweig, Hannover, Hamburg, Holstein bestätigte Thatsache, und stand in den vierziger Jahren als Secretär in Diensten des damals (1741—62) preuß. Generals Prinz Georg Ludwig von Holstein-Gottorp (1719—1763, s. A. D. B. VIII, 698); er scheint ähnliche Obliegenheiten da zu erfüllen gehabt zu haben wie G. E. Lessing am Ende des Siebenjährigen Krieges bei General Tauentzien zu Breslau. Ob W. in dieser Function oder später anderwärts oder überhaupt nicht den Titel Hofrath, unter dem seine Pseudonymität nachträglich gelüftet wurde, erhalten hat, ist nicht festzustellen. Sicher ist auch eine große Reise oder wenigstens ein fast ununterbrochener Aufenthaltswechsel in den Jahren 1733 ff.: der versificirte Bericht „Die Brieftasche" auf S. 236 bis 244 der genannten Gedichtsammlung zeigt uns W. in Nancy, wo er „nach zweymal sieben Tagen" angelangt ist, auf der Route Metz—Straßburg—Zweibrücken—Gotha—Kassel—Hannover—Herrenhausen (bei Hannover), ob beamtet ob vergnügenshalber bleibt zweifelhaft, da er nur Sehenswürdigkeiten, sowol solche der Natur als künstlerische, näher bespricht. Wenn es schon hier für 1733 heißt: „Ich dürfte wohl vorerst etwas in Gotha bleiben, Um recht nach Herzenswunsch die Zeit mir zu vertreiben", und diese Stadt besonders liebevoll geschildert wird, so ist für die nächsten Jahre eine erneute längere Anwesenheit daselbst, wo er auch am Hofe Zutritt hatte, um die ausgezeichneten herzoglichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, die er schon damals gerühmt hatte, zu besuchen, beinahe ebenso gewiß. „Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen des Jahrs MDCCXXXV . . . Leipzig . . ." S. 627 steht unter ‚Gotha': „Allhier ist folgende Uebersetzung von des Herrn Voltaire Lettres sur les Anglois unter der Presse: Fünf und zwanzig Sendschreiben aus Londen, über die Engeländer, und andre in die Historie der Gelahrtheit laufende Sachen, aus dem Französischen des Herrn von Voltaire, nach heutigem Geschmack verdeutschet durch Christoph Friedrich Wedekind, aus Nieder-Sachsen. Man hat bey der Uebersetzung dieses neuen und in mancherley Stoff ausgearbeiteten Werkchens, sich auf eine reine und ungezwungene Schreib-Art derart beflissen, daß auch die sonst bekanden und im täglichen Umgang sehr gebräuchlichen französischen Wörter durch reiche und faßliche Ausdrücke bestmöglichst erkläret worden. Sollte hin und wieder etwas Neugebackenes mit eingeflossen seyn, so wird theils in der Vorrede, theils in den benöthigten Orts zugefügten Anmerkungen, dem geneigten

Leser Rechenschaft gegeben werden"; diese Angabe ist biobibliographisch verkürzt in Zedler's Universal-Lexicon Bd. 53 (1747) S. 1790 aufgenommen. Dies ist, streng genommen, das einzig völlig unanfechtbare Zeugniß für Wittekind's Namen und schriftstellerische Thätigkeit. Man stellt dazu die Notiz aus ‚Hamburgische Berichte von .... Gelehrten Sachen 16. Tomus auf das Jahr 1747' Nr. 17 den 28. Febr. S. 129: „Danzig. Allhier hat der Herr Sekretarius Wittekind, welcher in ihrer Durchl. des Prinzen Georg von Schleswig-Holstein Diensten stehet, dem sel. Herrn Brockes zu Ehren folgendes aufgesetzet:", wonach vierzehn Alexandriner Nachruf. Hieraus ersieht man authentisch die andere Namensform, seinen officiellen Beruf und sein Gelegenheitsdichten, endlich das Vorhandensein irgendwelcher Beziehungen zu Danzig. Damit stimmt es, daß der „Zeitvertreib" Gedichte an Hofrath Weichmann in Wolfenbüttel, den Herausgeber der „Poesie der Nieder-Sachsen", an den berühmten Didaktiker B. H. Brockes, an Hagedorn, an Zinck, den Verfasser des „Gelehrten Correspondenten" in Hamburg u. s. w. richtet, daß besagte Gedichtsammlung in Danzig (und Leipzig) erschien und daß W. selbst bisher als in Danzig wohnhaft betrachtet wurde.

Und dieses letztere Verhältniß ist zwar in Wirklichkeit nicht dahin zu verstehen, als ob er länger dort verweilt hätte, wol aber hängt das Fortleben seines Namens aufs engste damit zusammen. W. ist nämlich der Verfasser von „Der Krambambulist. Ein Lob-Gedicht über die gebrannten Wasser im Lachß zu Dantzig", welches ‚Schertz-Gedichte' zuerst 1745 als Einzeldruck, einen Vorbericht von 3 vierzeiligen Trimeterstrophen sowie 40 sechszeilige Strophen enthaltend, vor die Oeffentlichkeit trat und „in kurzer Zeit einen so unerwarteten Abgang und Beyfall gefunden, daß es nicht allein in verschiedenen großen Städten und hohen Schulen Teutschlands nachgedruckt, sondern auch in die Music gesetzt worden", wie zwei Jahre später, beim, auf 6 Strophen Vorbericht und 102 Textstrophen erweiterten Abdruck im „Zeitvertreib" S. 413—436 eine Fußnote bemerkt. Bis 1781 sind wenigstens 7 Separatausgaben bestimmt nachzuweisen, außerdem eine Fülle von Belegen für die ungemeine Beliebtheit des, mannichfach veränderten und in localer Hinsicht umgemodelten Liedes, wie es in akademischen Kreisen Eingang gefunden und bis dato Geltung bewahrt hat. Die leicht singbare Melodie, im ersten Theile etwas getragen, im zweiten lebhaft bewegt, deckt sich mit der des älteren „Kanapee-Liedes" und war bereits ein Jahrzehnt nach ihrem Aufkommen sogar im Gebrauch für den Kirchengesang. Nur geringfügig weichen ihre Notationen ab, deren ursprüngliche verloren scheint, während die älteste noch vorhandene in A. Methfessel's Kommersbuch (1818) der von L. Erk, Neue Samml. deutscher Volkslieder II, 6. Heft (1844) Nr. 54, auf Grund gründlicher Umfrage festgestellten Ton- und Textgestalt nachsteht. Der Ausdruck ‚Krambambuli' ist zweifellos slavischen Ursprungs (vgl. auch Grimm, Dtsch. Wbch. V, 1994) und bedeutet wol ein gemischtes berauschendes Getränk, dann insbesondere solchen Branntwein, kam darauf für den Danziger Lachs, ein im vorigen Jahrhundert oftерwähntes Kirschwasser, in Aufnahme, bis der studentische Kneip-Cantus es ansah als „der Titel des Tranks der sich bei uns bewährt" d. h. das Bier. Dagegen ist der Name Lachs oder Danziger für jenen scharfen Schnaps beibehalten und auch von Lessing (Minna von Barnhelm, I 2) sowie H. v. Kleist (Der zerbrochene Krug, 5. Auftritt) demgemäß verwendet worden. Noch jetzt besteht eine große Specialfabrik in Danzig, und der speculative Unternehmer einer Niederlage mit Detailverkauf in der Friedrichstraße zu Berlin soll 1892 jedem Besucher einen Neudruck des Krambambuli-Liedes nach der 1781er Ausgabe nebst einem neueren Aufsatze darüber verabreicht haben.

Für Wedekind's oder Wittekind's nähere Lebensumstände, seine Persönlich-

keit u. s. w. hat die jüngste eifrige text-, musik- und culturgeschichtliche Forschung über das Krambambuli-Lied gar nichts ergeben: Heimath, Geburts- und Todesdaten, Wohnsitz und Beschäftigung, namentlich vor 1733 und nach 1747, sind noch dunkel. Daß er kein Berufslitterat war, im Gegentheil das Federhandwerk ziemlich gering schätzte, geht aus „Der poetische Unrath“, S. 519 des „Zeitvertreib“, und andern Stellen dieses Gesammtwerkes deutlich hervor. Trotzdem sind ihm etliche Lieder, Schilderungen u. dgl. wohlgelungen, von letzterer Art vor allem „Der May-König, eine Erzehlung“ („Zeitvertreib“ S. 190), wo W. ein selbstmitgefeiertes militärisches Maifestspiel anschaulich darstellt. Er ist in der Sprache meist hübsch gewandt und die an ihm in oben mitgetheilter Gothaer Recension von 1735 gelobte Stileigenschaft hat in der Regel ihre Richtigkeit, auch den Versbau, vorwiegend Alexandriner, handhabt er leicht, jedoch gehen ihm Schwung, Phantasie, höhere Gedanken durchaus ab, er ist und bleibt Gelegenheitspoet im wörtlichen Sinne, der höchstens noch auf eine realistische Ader Anspruch erheben darf. Da auch seine Erlebnisse und persönlichen Beziehungen, sogar die vielfachen Erwähnungen zeitgenössischer Ereignisse und Personen, z. B. Friedrich's des Großen, stärkeren Werth nicht besitzen, so steht und fällt eigentlich sein Name mit dem Krambambuli.

Für das Biographische kommt fast nur Arth. Kopp's Aufsatz „Wedekind, der Krambambulist“, Altpreuß. Monatsschrift, 32. Bd. (1895) S. 296—310, in Betracht, dessen Mittheilungen unsere meisten positiven Angaben entstammen. Für die Geschichte des Krambambuli-Liedes und dessen Stoff vergleiche man die beiden Artikel von A. Treichel in derselben Zeitschrift 28. Bd. S. 338—344, und 32. Bd. S. 479—487, wo allerlei kleine, theilweise uncontrolirbare Hinweise und Vermuthungen zusammengetragen sind, ferner meinen Beitrag in „Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkskunde“ VI (1895) S. 102—103, wo ich, durch Treichel's Anfrage ebd. VI S. 77 veranlaßt, aus den beiden philologisch revidirten kleinen Commersbüchern des Verbandes wissenschaftl. Vereine an der Universität Halle, „Vivat Academia!“ (2. Aufl. 1885, I, S. 108 f.) und von Max Friedländer (vgl. auch ds. i. d. Vrtljhrschr. f. Musikwissensch. 1894, S. 203) in der Edition Peters Nr. 2666 (1892; 2. Aufl. 1897), S. 151a, die texthistorischen Bemerkungen ausgehoben und glossirt habe. Einen sorgfältigen Abdruck der längeren Fassung mit Weise nach Erk nebst einigen Erläuterungen, die ich freilich Ztschr. f. dtsch. Philol. 29, 541 f. nach den neueren Feststellungen bemängeln mußte, liefert F. M. Böhme, Volksthüml. Lieder der Deutschen im 18. u. 19. Jahrh. (1895) S. 508—511 (vgl. S. 611a und 615a). Die vorstehenden Citate machen das Nachschlagen von Fr. Raßmann's Kurzgefaßt. Lex. dtsch. pseudonym. Schriftsteller S. 100, E. Weller's Lexicon Pseudonymorum s. v. Koromandel und Goedeke's Grundriß² III S. 341 überflüssig. M. Friedländer hat in den „Verhandlungen der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893“ (Lpz. 1894), S. 401 bis 403 „Das Lied vom Kanapee“ behandelt, wozu er S. 403 bemerkt: „Die Weise war zweifellos mit der zum Crambambuliliede gebräuchlichen identisch. In Noten ist sie aus dem vorigen Jahrhundert zu keinem der beiden Lieder nachzuweisen, in diesem Jahrhundert zum Crambambuliliede zuerst 1818“ (d. i. bei Methfessel, s. o.). Ludwig Fränkel.

Wittel: Johannes W. aus Erfurt, protestantischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Nachdem er den Magistertitel zu Erfurt oder Wittenberg errungen hatte, ward er 1568 von Georg von Werthern zum Pfarrer in Frohndorf bei Kölleda in der Diöcese Sangerhausen berufen; 1575 erhielt er die Pfarrstelle im benachbarten Aroldshausen und lebte noch 1582. Er veröffentlichte mehrere lateinische Dichtungen: „Epigrammatum sacrorum liber unus“,

Erphordiae 1567 (Kopenhagen); „Apophthegmatum libri duo cum rhythmica interpretatione germanica“, Mulh. 1568 (Jena, wo auch andere Gelegenheitsgedichte erhalten sind); „Lyricorum libri duo“, Erph. 1581 (Lübeck). Größeres Interesse jedoch beansprucht sein deutsches Schauspiel „Zelotypia. Ein hübsch vnd nützlich Spiel, vber das fünffte Capittel Numeri vom Eyfferopfer“, o. O. 1571 (Göttingen) als eine bisher nicht beachtete Variante der Dramen vom bekehrten Sünder, die vom niederländischen Elckerlijck ausgehend als Hecastus, Homulus, Schlömer im Jahrhundert der Reformation weite Verbreitung fanden. W. hat nämlich die Titelhandlung, die Bestrafung einer Ehebrecherin durch die alttestamentliche Einrichtung des Eiferopfers, mit der Darstellung der christlichen Rechtfertigungslehre verquickt, um, wie er im Vorwort sagt, zugleich zu schrecken und zu trösten. Das Schlemmerleben des Helden Stymargus wird wie im Hecastusdrama veranschaulicht, aber jener ist kein verheiratheter Mann, sondern ein lebenslustiger Jüngling, den ein verkappter Teufel, sein Genosse Zabulus, zur Völlerei reizt und dem ein gefälliger Parasit mit Hülfe der kuppelnden Vettel Circe die Frau Möcha zuführt, indeß die Mahnungen seiner Vormünder (wie in Kolros’ Fünf Betrachtnüssen) fruchtlos verhallen. Der Nachts unvermuthet heimkehrende Ehemann Zelotes argwöhnt die Untreue der Möcha und führt sie am folgenden Morgen vor den Priester. Nachdem sie das Fluchwasser getrunken, verendet sie jäh; Tod und Teufel schleppen sie und ihre Helferin unter dem parodischen Gesange des „In dulci iubilo“ von dannen. Der letzte Act bringt das Gericht über den erkrankten Sünder. Moses hält dem verzagten Stymargus, an dessen Stelle seine Verkläger Sünde, Tod und Teufel antworten, die zehn Gebote vor und fällt das Urtheil. Auf den Hülferuf des reuigen Sünders aber erscheint Aaron und spricht ihn durch Christi Verdienst frei; er gesundet zu neuem Leben, während Teufel und Tod von den Engeln verjagt werden. Wenn auch die rechte Geschlossenheit der Handlung mangelt, da Aaron einmal als jüdischer Priester und gleich darauf als christlicher Heilsverkünder auftritt, und die Verlockung der Frau und die Entdeckung ihrer Schuld, die das Schicklichkeitsgefühl des Verfassers ebenso wie den Ehebruch hinter die Scene verlegt, etwas näher begründet sein könnte, so verräth doch Aufbau und Dialog ziemliche Gewandtheit und Lebendigkeit; mehrfach beginnt W. ein Gespräch in der Mitte und läßt den Zuhörer das Vorausgegangene errathen. Die Reime zeigen thüringische Mundart.

Wol mit Unrecht hat Goedeke unserm Dichter eine o. J. und O. erschienene vieractige Posse „Narren Schule“ zugeschrieben, die wider ungelehrte vagirende Schulmeister und eine veraltete Buchstabirmethode gerichtet ist, weil er den Namen des Verfassers „Johannes Herphort von Fr.“ als „Joh. Wittel Erphordianus zu Frondorff“ deutete. Abgesehen von der Willkürlichkeit dieser Deutung (ein Johannes Herford Herpolitanus erscheint dagegen 1569 in der Wittenberger Matrikel; Zeitschr. f. dtsch. Philol. 20, 82) spricht weder Ausdrucksweise noch Dialekt für die Identität beider Verfasser.

Goedeke, Grundriß² 2, 366. — Dietmann, Priesterschaft in dem Churfürstenthum Sachsen 1, 3, 913 (1754). — Ueber die „Narrenschule“, von der auch 1580 der Freiberger Schulmeister Val. Apelles eine ausführlichere, gelehrtere Bearbeitung drucken ließ, vgl. Zarncke zu Brant’s Narrenschiff S. CXXVIII; Straumer im Chemnitzer Schulprogramm 1888, S. 10; M. Herrmann im Euphorion 1, 283. J. Bolte.

Wittenberg: Albrecht W., Litterat, wurde zu Hamburg am 5. December 1728 als Sohn eines Kaufmanns geboren, studirte die Rechte und promovirte in Göttingen am 29. Mai 1751. Nach Hamburg zurückgekehrt, ließ er sich dort als Advocat nieder. Das damals außerordentlich rege litterarische Leben

der Stadt zog ihn bald so mächtig an, daß er eigene schriftstellerische und dichterische Versuche unternahm und seit dem Jahre 1767 völlig in die Bahnen eines Journalisten einlenkte. Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1770 führte er die Redaction des Hamburgischen unparteiischen Correspondenten, von 1772 bis 1786 redigirte er den Altonaer Reichspostreuter, und von 1786 bis 1795 war er Mitarbeiter der Neuen Hamburger Zeitung. Am 13. Februar 1807 ist er gestorben. — Bedeutendes hat er als Schriftsteller nach keiner Richtung hin geleistet, aber er ist immerhin eine für seine Zeit charakteristische Persönlichkeit, welche an allen dieselbe bewegenden Fragen lebhaften Antheil nahm und insbesondere mit den damals in Hamburg lebenden geistig hervorragenden Männern mannichfache Beziehungen unterhielt. W. hat eine große Zahl von Artikeln und Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften, sowie von Broschüren und Büchern über die verschiedensten Gegenstände geschrieben. Einen breiten Raum nehmen darunter die Uebersetzungen von Dramen, Romanen und historischen Schriften aus dem Englischen und Französischen ein. Allgemeines Aufsehen erregte er durch seine Briefe über die hamburgische Schaubühne, welche im J. 1774 in dem Allgemeinen Deutschen Wochenblatt zur Ehre der Lectüre anfangs anonym erschienen. In ihnen vollzog sich eine vollständige Wandlung seiner Ansichten über das Theater, welche er dem Einfluß des Hauptpastors Goeze und seiner Freunde zu verdanken bekennt. Hatte er früher in dem Streite über die Sittlichkeit der Schaubühne Goeze bekämpft, so bat er ihn jetzt deswegen um Verzeihung und nahm alles, was er je zu Gunsten des Theaters geschrieben hatte, zurück. W. blieb seitdem ein Anhänger Goeze's und wurde als solcher auch in die Polemik desselben mit Lessing verwickelt. Der letztere benutzte im achten Stück des Anti-Goeze eine sich nebenher bietende Gelegenheit, W. eines Epigramms wegen zu verspotten. W. antwortete darauf mit seinem Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing.

Lexicon d. Hamb. Schriftsteller Nr. 4445, wo auch ein Verzeichniß der Schriften Wittenberg's gegeben ist. — Wehl, Hamburgs Litteraturleben im 18. Jahrh., S. 190 ff. H. J.

Wittenborg: Johann W., Lübscher Bürgermeister und hansischer Flottenführer des vierzehnten Jahrhunderts, entstammte einer seit mehreren Generationen in Lübeck ansässigen Kaufmannsfamilie. Schon sein Urgroßvater hatte dem städtischen Rathe angehört, sein Vater hieß Hermann, nicht Hinrich, wie bisher angenommen ist. In seiner Jugend hat W. Reisen nach Flandern, später nach England unternommen, bald nach der Mitte des Jahrhunderts ist er als Rathsherr nachweisbar, auch als Sendebote auf den Tagfahrten der Städte. Als nach der Eroberung Wisby's durch König Waldemar Attertag von Dänemark die Hansa gegen diesen den Krieg beschloß, führte W. den Vorsitz auf der entscheidenden Versammlung zu Greifswald. Die Städte gingen ein Bündniß ein mit den Königen von Schweden und Norwegen und mit deutschen Fürsten, ein kräftiger Angriff war beabsichtigt und als Ziel des Krieges bezeichnet, König Waldemar nicht allein Gotland, Oeland und Schonen sondern die dänische Krone selber zu nehmen. Zur Deckung der Kriegskosten ward die Erhebung eines Pfundzolles im Gebiete der Ostsee wie der Westsee ausgeschrieben. Im Frühjahr 1362 war die hansische Flotte segelfertig, Johann W. führte den Oberbefehl. Aber als sie im Sunde erschien, waren weder die Schweden noch die Norweger zur Stelle. Anfänglich ist, wie es scheint, ein Angriff auf Kopenhagen beabsichtigt gewesen, auf Wunsch der verbündeten Könige jedoch wandte man sich gegen Helsingborg. Die Flottenmannschaft ward zur Belagerung der Feste ans Land gesetzt, auf den Schiffen nur eine schwache Besatzung zurück-

gelassen, aber zwölf Wochen hindurch lag das Heer ohne Erfolg vor Helsingborg und ein kühner Ueberfall des dänischen Königs gelang vollkommen, zwölf große Schiffe mit Vorräthen und Kriegsmaterial wurden seine Beute. Das muß ungefähr Anfang August geschehen sein. Ob diese Niederlage, ob die Unbezwingbarkeit der belagerten Stadt den Anlaß gab, steht dahin, doch ward im Herbst die Belagerung aufgehoben, die hansische Flotte kehrte sieglos heim. Das Opfer des Mißerfolges ward Johann W. Ob ihn ein persönliches Verschulden trifft, ob er sich in Verhandlungen mit König Waldemar eingelassen hat, welche die Städte mißbilligten, ist nicht deutlich. W. ward nach seiner Rückkehr nach Lübeck aus dem Rathe gestoßen, gefangen gesetzt und ihm der Proceß gemacht. Vergebens versuchte eine ihm befreundete Partei seine Freilassung zu erwirken, vergebens auch seine Sache vor die Versammlung der Städte zur Entscheidung zu bringen. Zur Tagfahrt nach Stralsund am 1. Januar 1363 ward W. zugelassen, aber diese erkannte seine Schuld an und jede weitere Einmischung der Hansa, jede Ersatzpflicht der gegen W. erhobenen Schadensansprüche, wie sie z. B. die Kieler vorbrachten, lehnte der Lübecker Rath ab. Wol nicht mit Unrecht hat man aus alledem auf Parteiungen innerhalb des Rathes geschlossen, doch bleibt uns alles Nähere unaufgeklärt, weder der Inhalt noch die Begründung der erhobenen Anklage ist überliefert. Als dann Wittenborg's Anhang den Versuch erneuerte, den Proceß vor das Forum der Städte zu ziehen, hat das sichtlich nur die Katastrophe beschleunigt. Im Hochsommer 1363 erlitt W. auf dem Markte seiner Vaterstadt den Tod durch die Hand des Henkers. Sein Begräbniß fand er, da der Rath so wenig seinen Namen in der Rathslinie, wie seinen Leichnam in der Marienkirche dulden wollte, in der Kirche zur Burg bei den Dominicanern. Nur zu vieles bleibt hier unaufgehellt. Auch das neuerdings im Staatsarchiv aufgefundene und noch ungedruckte Handlungsbuch Wittenborg's, das über seine kaufmännische Thätigkeit, seine Familie u. s. w. interessante Aufschlüsse gewährt und dessen Nachrichten aus den Eintragungen der Stadtbücher noch Ergänzungen erhalten können, gibt selbstverständlich über sein Ende keine weitere Aufklärung. Uebrigens muß aus dem Umstande, daß Wittenborg's Handlungsbuch ins Lübsche Archiv eingeliefert ist, die Schlußfolgerung gezogen worden, daß entgegen der Annahme von Mantels bei Wittenborg's Inhaftnahme auch eine Beschlagnahme seines Vermögens stattgefunden hat.

Mantels, Beiträge zur Lübisch-Hansischen Geschichte (herausgegeben von Karl Koppmann), S. 184—194. — D. Schäfer, Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark, S. 275 ff., 359 f.

P. Hasse.

Wittenweiler: Heinrich (der) W., spätmittelhochdeutscher Dichter, nennt sich als Verfasser des „puoch der Ring“ (1 c 8) daselbst 1 d 14, während sonst weder innerhalb dieses Werkes noch anderwärts irgendwelche unmittelbare Auskunft über seine Personalien erhältlich sind. Bis auf Bächtold (s. u.) galt er als Sohn Südwestbaierns, jedoch ist er sicher Schweizer und zwar stammt er fast zweifellos aus einer eigentlich adligen (von Wittenwile), dann aber wegen Verarmung oder Ansiedlung bezw. Isolirung unter rein bürgerlicher Bevölkerung sich einfach W. nennenden Familie des Thurgaus, die nach dem Oertchen Wittenwyl bei Wängi oberhalb Frauenfeld hieß. Der ganz, zum Theil bis in geringste Einzelheiten greifbare, Schauplatz im „Ring“ bestätigt das völlig. Vielleicht ist W. mit „hainrich von wittenwile, genant müller Burger ze liechtenstaig“ identisch, der in einem Briefe, Pergament des Stiftarchivs St. Gallen, im Jahre 1426 aussagt, er habe in 80 Jahren sechs Herren von Wängi, wo er geboren und erzogen worden, während Lichtensteig sein Wohnsitz gewesen sei, persönlich

gekannt, also vor 1346 geboren sein muß, zumal das Siegel dieser Urkunde, der Oberkörper eines Bocks mit dem Geschlechtsnamen ringsum, des Dichters Wappen in dem Gedichtmanuscript gleicht. Da Constantinopel noch als griechische Stadt im Gedichte vorkommt, so kann letzteres nur vor 1453 entstanden sein, und die Erwähnung des Markgrafen von Ferrara, falls diese den meint, der in den Zwanzigern des 15. Jahrhunderts das bei den Schweizern Hülfe suchende Florenz gegen Mailand unterstützte, würde auch zu jenem durch Autograph belegten W. passen. Freilich war jener W. zu letztangedeuteter Zeit schon sehr alt, und deshalb, sowie weil der aus der Schlacht bei Tätwil (1351) und sonst bekannte österreichische Reiterführer Burkhart von Ellerbach wol in ‚Her Püppel von Elrpach' steckt und dieser im Gedicht ‚dannocht ongeporn' heißt, ist man geneigt etwa um 1400 die Entstehung des Dichtwerks anzusetzen. Auch die Erwähnung des Schießpulvers als etwas nicht weiter Auffälliges, und die vielfältigen lehrhaften Ergüsse des sichtlich lebensreifen Verfassers befürworten diese Annahme. Sprachton und Sprachform, alterthümelnde Andeutungen und der Inhalt als Ganzes ließen an sich den Ursprung auch früher im 14. Jahrhundert hinaufrücken. Davon kann nun allerdings genug Reminiscenz und mit unerlaubter Zusatzlust vorgenommene Aenderung des Schreibers der uns überkommenen Handschrift sein, dem möglicherweise außer der Anzahl specifisch bairischer Formen — die freilich hinwiederum auch Niederschlag eines etwaigen längeren Aufenthalts Wittenweiler's auf bairischem Dialectboden vorzustellen vermöchten — dann „noch vielfache, uns unverständlich gewordene Anspielungen auf Zeitereignisse" in die Schuhe zu schieben wären; Bächtold, der auf solche hinweist, möchte demzufolge das Werk sogar „oft als historische Satire auffassen", aber ohne daß er diese Dinge von Wittenweiler's Conto abzuschreiben denkt. Gegenüber der relativen Sicherheit über Wittenweiler's Herkunft und der wenig Spielraum gewährenden Combination über seine Lebens- und Schaffenszeit schwebt eine nähere Bestimmung seiner Persönlichkeit ganz in der Luft. Er besitzt allerlei Kenntnisse in Welt- und Lebensbegebenheiten, war vielerorts herumgekommen und ist bestrebt, seine Erfahrungen, so einmal ein ganzes recht naturgemäßes, theilweise sogar vegetarianisches Hygieine-Capitel, als gute Regeln durch den Mund passender Leute seiner Handlung an den Mann zu bringen. Trotz dieser Thatsache und der unleugbaren didaktischen Tendenz seines Sittengemäldes spricht nichts für den geistlichen Beruf des Verfassers, obschon die Derbheit des Ausdrucks und der Situationen, die wiederholte Rohheit im Stil angesichts zahlloser andrer Erzeugnisse priesterlichen Litteratenthums im deutschen und ausländischen Mittelalter sowie der fast allgemeinen Verwilderung in jener Epoche des Niedergangs in Ritterschaft und sogenanntem höfischen Wesen keineswegs als Gegenargument Rücksicht beanspruchen dürfen.

Den Gang der Handlung aus dem buntscheckigen Inhalte herauszuschälen ist leicht. Im Dorfe Lappenhausen verliebt sich der junge dummstolze Bertschi (Berthold) Triefnas in die schmutzige verwachsene Mäczli (Mechtild) Rürenzumph und führt ihr zu Ehren mit 11 andern ungeschickten Bauern in lächerlicher Ausstaffirung ein Sonntagsturnier auf: sie fallen in einen Bach und werden von Ritter Neithart mit, ihnen verborgen bleibender Ironie im ritterlichen Waffengange belehrt, als Gumpelpfaffe zur Beichte gehört und darin praktisch erprobt, wieweit seine Unterweisung etwas gefruchtet hat. Bertschi's Verliebtheit offenbart sich weiter in einer Serenade, wo er, trotzdem jene das nackte Hintertheil herauskehrt, ihre Schönheit preist, einem Ueberfalle im Kuhstall, dem Zuschleudern eines an einen Stein gebundenen Liebesbriefs durchs Fenster. Alle drei Mal giebt's Skandal, der letzte Liebesbeweis verwundet das Mädchen, und der Arzt, der sie heilt und den ihr unzugänglichen Brief vorliest, raubt der Uebernaiven die Un-

schuld und fördert dann, um die Folgen von sich abzuwälzen, mit aller Macht einen positiven Ausgang der Liebesaffaire. Dem freudestrahlenden Bertschi räth nach redseliger Discussion seine versammelte Verwandtschaft zu heirathen, und auch die Sippe Mäczli's stimmt deren Vater zu der Zusage bei. Darauf wird von der Vetternschaft seiner Zukünftigen Bertschi streng über sein religiöses Wissen examinirt und muß einen Schwall von Lehren in kirchlichen und weltlichen Dingen über sich ergehen lassen. Die herbeigeholte Braut verfährt auf Geheiß sehr unzart mit dem Auserwählten, worauf die Civilehe geschlossen wird. Auf die Kunde kommen zum wirklichen Hochzeitsfeste aus der Nord- und Centralschweiz und den nördlichen Bodenseegegenden ganze Karawanen zur Feier. Nach der kirchlichen Ceremonie beginnt in Bertschi's Haus, wohin alle Theilnehmer ihre komisch geringwerthigen Geschenke bringen, ein endloses Gelage, das immer mehr in ein wüstes Fressen und Saufen ausartet. Als gar Gesang und dann wilder Tanz anfängt, da kennt die aus gröbster Völlerei erwachsene rüpelhafte Laune keine Grenzen mehr: bei der Prügelei wegen einiger Weiber steigt die Unfläterei immer höher und es entwickelt sich aus dem Raufen ein erster Zusammenprall der Lappenhauser mit den benachbarten Nissingern, die verjagt werden, aber sich nach Bundesgenossen umsehen. Die unterbrechende Nacht giebt wieder reichlich Anlaß zu Obscönitäten. Am andern Morgen erscheinen die Nissinger auf dem Plan, unterstützt von den Zwergen unter ihrem König Laurin, den reckenhaften Helden Dietrich von Bern, Meister Hildebrand, Dietleib, Wolfdietrich, ferner einem großen wilden Hirschreiter und tapfern Kriegern der nächsten Schweizer Landschaften, und die Schlacht mit den Lappenhausern hebt an, die aus den bedeutendsten Städten Europas Absagen auf ihre Hülfebitten bekommen, jedoch die Hexen vom Heuberg und sieben Riesen, darunter Goliath, Roland und Ecke auf ihrer Seite haben. Die Nissinger siegen in dem mörderischen Kampfe, der unter furchtbarem Blutvergießen und Pulverdampf (zum ersten Mal im heroischen Epos!) bis zum Abend dauert, vermittelst ihrer streitbaren Helfer und belagern den fliehenden Bertschi auf einem Heuschober vier Tage kunstgerecht; als sie ihn vor Heißhunger Heu essen sehen, ziehen sie sich entsetzt zurück. Sein ganzes Heimathdorf ist ein dampfender Trümmerhaufen, die Bewohnerschaft verschwunden, auch seine Familie und sein eben angetrautes Weib todt. Düster gestimmt in der Erkenntniß „wie sich alleu dinch vergend, die an unsern werchen stend", zieht er, wie Grimmelshausen's Simplicissimus dritthalb Jahrhunderte später, in den Schwarzwald und verbringt dort den Rest seiner Tage als Einsiedler, bestrebt, die ewige Seligkeit zu erlangen.

Der Dichter hat den Stoff der eigentlichen Handlung aus dem in Schwaben entstandenen und spielenden Schwank des 14. Jahrhunderts „Metzen Hochzeit", einer typischen Gestaltung der damals auch in Volksliedern oft erzählten tollen Bauernheirath und dörflichen Trinkerei entlehnt. Deren längste, gegen das Ende vielfach lückenhafte Fassung von 672 Versen liegt in Laßberg's „Liedersaal" III, 399 vor, eine von 416 in Graff's Diutiska II, 78 und in dem Liederbuche der Hätzlerin S. 259. W. verbreitert das daselbst Erzählte vollständig, stellenweise wortwörtlich herübergenommen, jedoch insgesammt auf 10 000 Verse, nachdem er allerlei Einzelheiten und Episoden eingeflochten und darin das Grobzügige und Klobige der Vorlage weit überboten hat; ob er den in dieser fehlenden ersten Theil auch fremder Erfindung dankt, bleibt fraglich: der damals gäng und gäbe Spott über die Auswüchse des niederen Ritterstandes, der Bauern kindische Nachahmungssucht und sodann die Popularität Neithart's (A. D. B. XXIII, 395 f.) sprechen für die Möglichkeit der Selbständigkeit. Seine Haupteinschiebsel aber sind didaktischer Natur, wie ja schon der Eingang das Ganze der Absicht unterstellt, in drei Richtungen zu belehren, nämlich erstens in höfischer Art und

Turnier, zweitens in praktischer Weltweisheit, drittens in den Vorkenntnissen für Noth und Krieg. Diese Dreiheit erfährt darauf ihre Belege im Speerstechen und Minnedienst, in der Heirathsgeschichte nebst ihren begleitenden Umständen, in dem Eifersuchtskriege bis aufs Messer. Jedem der drei ungleichmäßig langen und gefärbten Abschnitte, deren Schwerpunkt im mittleren mit seiner ganz und gar ererbten Fabel ruht, ist eine theoretische Darlegung des betreffenden Grundmotivs eingefügt, nämlich in Neithart's Unterweisung, in den beiden Familiensitzungen, im Kriegsrath vor dem Zuge zur Lappenhauser Linde. Trotz des wahrhaftigen, theilweise feierlichen Tones, der diese Aussprachen beherrscht und den nur die, wol entlehnte Traum-Allegorie von der Minne und ihren verschiedenartigen Genien nach dem Auftragbriefe des Arztes überbietet, strafen die jedesmal angeschlossenen erzählenden Capitel in ihrer anfangs burlesken, später grotesken Form die schönen Regeln und Dogmen Lügen, und wenn auch der Dichter in seinem Programm das Versprechen voraussetzt, Scherz mit Ernst zu mischen, weil die Menschen diesen meistens nicht ohne jenen vertragen, und deshalb seinen Lehren den realistischen Roman anzuhängen vorgiebt, so lauert ihm dabei doch gewiß der Schalk im Nacken, und er hat entweder sich gescheut, ganz direct der bösverrotteten Mitwelt den Spiegel vorzuhalten, und daher das Beispiel-Gewand gewählt, oder er beabsichtigt, recht deutlich zu demonstriren, wie in den weiten und engen Kreisen des menschlichen Daseins die Begebenheiten zumeist aller Erwartung, der Richtschnur und dem Vorhaben zuwiderlaufen. Im übrigen ist alle drei Male das Netz völlig zerrissen, und die Geschehnisse purzeln unbekümmert um die vorausgehende Doctrin, scheinbar in tollem Wirrwarr, durcheinander, nicht ohne daß der völlig im Hintergrunde verharrende Dichter das Ziel fest im Auge behält. In sich ist die Ausführung wieder durchaus formlos, und W. weidet sich geradezu an den stärksten Unflätereien, die man nur entschuldigt und einigermaßen begreift, sobald man sein Werk als Caricatur des höfischen Ritterepos und herbe Satire wider die rüden Excesse der damaligen bäuerlichen Lebensführung betrachtet. Wir erkennen alsdann in ihr ein Erzeugniß systematischer Persiflage in litterar- und culturgeschichtlicher Hinsicht, kaum aber directen Spott gegen die alte nationale Heldensage und ihre classische Darstellung in der Hohenstaufen-Aera, ja, nach Uhland's liebevollem Verfolgen der einzelnen hergehörigen Ingredienzien müßte man eher bewußten Schutz der Tradition bei W. erblicken als die bei ihm statuirte „Parodie des Eckenliedes und der Dietrichssage“; da paßt eher Bächtold's (Verhdlgn. u. s. w. S. 186; s. u.) Ausdruck: „eine Art Nibelungen-Noth ins Bäurische übersetzt“. Trotz allen Witzes und ausgelassenen Spaßes — der nach der Vorrede nur den läppischen unvernünftig lebenden Bauern, nicht aber den treffen soll, „der aus weysem gfert sich mit trewer arbayt wert“, so daß W. also nicht als absoluter Bauernfeind proclamirt werden darf — überwiegt, wenn man ein Facit zieht, doch die tragische Schlußstimmung, daneben das Abstoßende der unzähligen ekligen Auftritte das Helle und Heitere, so daß man von dem Prädicate eines komischen Epos lieber Abstand nehmen sollte. Lebensvolle und lebhafte Schilderung oft genug bis zu dramatischem Flusse und nacktestem Naturalismus durchdringt das ganze Gedicht, dessen überaus hervorragender Werth als Zeit- und Sittenbild großen Stils von den verschiedensten Gesichtspunkten aus mehrfach dargelegt worden ist. Darin läßt sich leicht ein Urtheil gewinnen, in formeller Beziehung hingegen verhindert die schlechte Ueberlieferung ein fertiges Votum, wennschon Sprache und Metrik auch so einen gewaltigen Abfall selbst gegen die Ausläufer des höfischen Epos bekunden. Höchst merkwürdig bleibt „Der Ring“ — gemäß der einleitenden Auskunft so benannt weil ein Edelstein darin liege (als „Rahmenerzählung“ gedacht?) und das Buch über den Weltlauf im Ring (d. h. rings; vgl. Schiller, Wallensteins Lager,

7. Auftr., V. 48) um uns bescheide — immerhin, ein drastisches Zeugniß für die schlimmen Schäden, die Volksgeist und Moral seit der Blüthe um 1200 erlitten hatten, und den tiefgesunkenen Geschmack in der Aesthetik des Lebens und der Poesie. Und doch steht W. in ihm als ein Mann da, der mit freiem Blicke viele Maßlosigkeiten seiner Zeit- und Landsgenossen durchschaut, richtet und, mit hyperbolischer Verzerrung, theilweise meisterhaft geißelt.

Ausgabe nach der einzigen Handschrift (Herzogl. Bibliothek zu Meiningen) von L. Bechstein, eingeleitet von Adelbert Keller, 1851, als Band XXIII der Bibliothek des Litterar. Vereins zu Stuttgart; der Text sehr mangelhaft, dessen Säuberung durch Keller begonnen. Inhaltsangabe zuerst bei W. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dchtg. I, 433—435 (Druckfehler Tiesnas), dann bei Bächtold, „Gesch. d. dtsch. Lit. i. d. Schweiz", wo S. 182—190 (vgl. Anmkg. S. 47 u. 208) das Werk und sein Verfasser am sorgfältigsten analysirt werden, endlich bei A. Schultz, Dtsch. Sittengeschichte des 14. u. 15. Jahrhs. (1892) S. 163 bis 169, übersichtlich mit Heraushebung der culturhistorisch wichtigen Stellen („Metzen Hochzeit" behandelt Schultz in „Das höfische Leben" [2] I, 653 ff.). Auf festen Füßen steht unsere Ansicht besonders durch Bächtold (1870: Der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven, Züricher Dissertation, S. 16, wo er „eine spätere Arbeit" über W. ankündigt; 1875: Germania XX, 66—68; 1887: Verhandlungen der 39. Versammlg. dtschr. Philologen u. Schulmänn. in Zürich, Lpz. 1887, S. 185 f.; 1888: a. a. O.). Von litterargeschichtlichen Handbüchern hat W. zuerst Gervinus schon 1853 i. d. 4. Ausg. II, 183 f. gut charakterisirt, dann berücksichtigte ihn Menzel (a. a. O.) und H. Palm in seinen Neubearbeitungen von Pischon's „Leitfaden z. Gesch. d. dtsch. Litt." [13] (1868) S. 58 Anm. 4; s. ferner W. Scherer [6] S. 261 f., Roquette [3] I, 185 f., Fr. Vogt in H. Paul's Grundriß d. germ. Philol. II, 1, 361; Goedeke, Grundriß [2] I, 297. Die originelle, in Wittenweiler's örtlicher Zuweisung irrthümliche Behandlung Uhland's Schrift. z. Gesch. d. Dichtg. u. Sage VII, 368—375 (in der in Pfeiffer's Germ. I. gestandenen Abhandlung über „Dietrich von Bern" S. 329—335). Sehr schätzbare, von Bächtold beinahe durchweg angenommene urkundliche Mittheilungen bei Gustav Scherrer, Kleine Toggenburger Chroniken. Mit Beilagen und Erörterungen (1874), besonders S. 112—126 (S. 112 Druckfehler 1861 statt 1851). Dessen und Bächtold's Ergebnisse benutzt meist wörtlich die Hallenser Dissertation „Zum Ring Heinrich Wittenweiler's" von Ernst Bleisch (1891), willkommen eigentlich bloß wegen der Zusammenstellungen Abschnitt VIII „Culturgeschichtliches" S. 38—57 (S. 59 f. etliche Vorschläge zu Textänderungen), von Ph. Strauch, Jhrsbercht. f. neuere dtsch. Litteraturg. II. Bd., II, 3, 2 mit Recht als am Registriren haftend getadelt; Strauch wünscht die Scheidung des echten und des volksthümlichen Neithart und weist auf Frz. Söhns' (Die Parias unserer Sprache, 1888, S. 5) Feststellung des heutigen Fortlebens der Redensart „Da geht's zu wie auf Metzens Hochz(ei)t" in der Dresdner Gegend hin. Aehnlich stellt K. Weinhold, Ztschr. f. dtsch. Culturgesch. II (1857) in „Züge aus dem Leben der süddeutschen Bauern des 13. u. 14. Jahrhs.", S. 475 f., wo er unser variirtes Thema knapp skizzirt, fest: „Der Meier Betz [= Bertschi; vgl. zur Localisirung des Namens Birlinger's „Alemannia" III, 191] galt noch im Anfange des 16. Jahrhunderts als stehender Vertreter der Bauern, wie sich aus Geiler's Predigten ergiebt". Alb. Richter, Dtsch. Heldensagen d. Mittelalters I [3], 249, findet in der „höchst komischen Schilderung eines Bauernturniers" bei W. ein Seitenstück zu Jocus' und Zivilles' Kampf im Volksbuche vom gehörnten Siegfried. Besonders als Musterschilderung einer derb pointirten Bauernhochzeit dient der zweite d. i. der Haupttheil vom ‚Ring' öfters: vgl. außer Schultz' und anderer angeführten Stellen Weinhold, D. dtsch. Frauen i. d. Mittelalter [3]

I, 348 A., W. Creizenach, Gesch. d. neueren Dramas I, 417 (sub „Das komische Drama des Mittelalters"); so auch mit Einbeziehung des ganzen Verlaufs, ohne Namensnennung, bei Alb. Richter, Bilder aus d. dtsch. Culturg.[2] I, 334, wo für die „mehreren altdeutschen Gedichte" dieses Stoffs Herkunft aus „bürgerlichen Kreisen" betont wird, wie bei A. Schultz, D. höf. Leben[2] I, 437 für die wenig älteren poetischen Verherrlichungen des Trunks à la Weinschwelg, Wiener Meerfahrt; F. Tetzner, Gesch. d. dtsch. Bildung u. Jugenderziehg. von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen (1897) S. 261 übersieht neben Metzen Hochzeit den ‚Ring' als Quelle für unsre Kenntniß spätmittelalterlicher Hochzeitsgastereien. Als schlagendstes Muster für „freche Situation" im deutschen Schriftthum der ganzen Periode führt G. Ellinger, Histor. Ztschr. 65, 150 gegenüber Joh. Janssen's (Gesch. d. dtsch. Vlks. seit d. Ausgg. des Mittelalters VI.) Angriffen auf das Fastnachtsspiel S. 42, Mäczli's Selbstgespräch, daneben S. 57 f. der Bechstein'schen Ausgabe, d. i. die überlascive ärztliche Sprechstunde, an, ferner dafür, daß neben Eulenspiegel's Unflätereien im 15. Jahrhunderte „die ganze Litteratur von diesen wüst-grobianischen Zuge [vgl. Hauffen, Caspar Scheidt der Lehrer Fischarts. Studien zur Gesch. der grobian. Litter. i. Dtschld. S. 122 f., auch S. 2 A. 2 u. S. 60 A. 1; Hauffen's Recensenten, Fränkel (Littbl. f. germ. u. roman. Philol. 12, S. 6, Germ. 36, 181) und Strauch (Anzg. f. dtsch. Altert. 18, 359) haben W. nicht ausdrücklich nachgetragen] beherrscht" war, S. 159 p. 37 1 ff.; die Schweinerei des ‚her Chnocz'.

Einzelheiten: der von Ellinger a. a. O. an erster Stelle namhaft gemachte Monolog besitzt eine volksmäßig-naive Parallele in der Geschichte von der Jungfrau und dem weißen Rosendorn bei v. d. Hagen, GesamtAbenteur Nr. 53, wo W. Menzel (Gesch. d. dtsch. Dchtg. I, 417) sich mit Unrecht an Aristophanes und Rabelais, die ja doch bewußt raffinirt arbeiteten, erinnert fühlt; das, in der Gegenwart mit Zuchthaus strafbare Verfahren des Arztes (vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 136 = German. 21, 394 f.), Ellinger's zweiter Beleg, in einem der additamenta des Philipp Hermotimus zur Sammlung der Facetien Frischlin's, Bebel's, Poggio's, De cunno inaurando (Amsterdamer Druck der Facetiae von 1660, S. 354), sowie eine Variation bei Valentin Schumann, Nachtbüchlein (s. ed. Bolte S. 369 u. 394) p. 46—48 Nr. 17 (vgl. Fränkel, Vrtljhrschr. f. Litteraturg. V, 470); in letzterem Schwänkecompendium p. 4 auch das oben S. 611 berührte Zeigen des podex zur Verulkung des nächtlicherweile hofirenden Liebhabers (Ring p. 10 30 u. 11 25) wie bei Chaucer, The milleres tale und in zahllosen Modelungen (vgl. Fränkel ebd. S. 463, Bolte a. a. O. S. 385, Wlislocki, Ztschr. f. vergldb. Litteraturg., N. F. II, 189, auch Rochholtz, Dtsch. Glaube u. Brauch II, 318 und Liebrecht, German. 37, 505 f.). Das allegorische (s. oben S. 613) Motiv vom guten und bösen Engel, das von Herkules am Scheidewege bis Calderon sich forterbte und in das Faust-Volksschauspiel überging, steht im Ring S. 62 24 ff. (Bielschowsky, Vrtljhrsch. f. Litteraturg. IV, 222). Das Mittel, den flatus ventris durch Fußscharren zu verhüllen (38 8 ff.) entspricht der Salon-Vorschrift in dem wüsten „de peditu eiusque speciebus discursus methodicus" § 41 (im Druck der „Facetiae facetiarum" von 1657 S. 36; in diesem Sammelwerke S. 253, d. h. in § 26 der „Theses inaugurales de virginibus", steht auch eine Parallele zu der widerlichen Symbolik der Verachtung im Ring 21 d 39 f.) In p. 36 c 37 fährt ein durch hastiges Hinunterschlingen erstickender Fresser „mit seiner sel gen Schläuraffenland", einem der ältesten Belege dieses Dorados, der bei Pöschel (Paul's u. Braune's Beiträge 5, S. 7 f.; vgl. Fränkel, German. 36, S. 185) fehlt. Das Thema vom Krieg der Weiber mit den Flöhen hat bereits W. in seinem Ring 37 d 41 ff. angeschlagen (vgl. Zarncke zum Narrenschiff 110 a 139) und mit einem andern viel behandelten (Hauffen S. 72 A. 3) verbunden", Strauch,

Anzg. f. dtsch. Alterth. 18, 381 (einen andern Specialnachweis Strauch's s. ebd. 15, 317). In d. Vrtljhrschrft. f. Litteraturgesch. II, 487 geräth Ad. Hauffen (s. o.) bei einem Rückblicke auf die deutsche Trinklitteratur vor dem 16. Jahrhundert auf „größere epische Darstellungen, wie Von Metzen hochzit und vor allem Wittenweiler's Ring (besonders 34 d—38 c), welche die haarsträubendsten Schilderungen wüster Gelage und unsauberer Situationen in ekelerregender Detailmalerei vorführen"; ebd. II, 333 weist A. Schönbach den Namen des Bauers Troll, „der von 4 32 ab durch das ganze Gedicht vorkommt", in der Form Droll in Keller's Sammlung der Fastnachtspiele 287 3 und 337 20 unter den Narrennamen, 525 14 als Bauernname und in der mit dem „Ring" ja aufs allerengste zusammengehörigen (was zu bemerken war) Geschichte Von Mayr Betzen Ldrbch. d. Hätzlerin S. 266 ff. nach. Den, wie auch oben angedeutet, öfters hervorgehobenen Willen Wittenweiler's, bestimmte Gattungen der älteren mittelhochdeutschen Dichtkunst zu parodiren, illustrirt Bleisch in seiner Promotionsschrift durch ein Sondercapitel S. 21 ff., und zwar nicht nur, wie Uhland, Bächtold u. A. bezüglich der Heldensage, sondern auch, und zwar in erster Linie, für die Lyrik, nämlich p. 12 b 19–27 das Liebeslied (‚hofelied'), p. 38 c 41 bis 38 d 8, sowie p. 39 15–39 (vgl. auch p. 39 c 21–34) das Tanzlied, also der ‚reie', endlich p. 43 b 31–38 das Tagelied; jedoch enthalten die hier auftretenden Formen aller dreier Gattungen keine ausgesprochenen oder durchschimmernden Beweise einer parodirenden Anlage, so daß auch de Gruyter's (Das deutsche Tagelied, 1887, S. 125) Wendung „kritisirende Komik" für die Stimmung des letztgenannten Genres kaum zutrifft (vgl. Fränkel, Shakespeare u. das Tagelied, S. 122 Anm. 3).

Eine textlich sorgsam durchcorrigirte (nicht normalisirte) Neuausgabe von Wittenweiler's „Ring", mit einer Zusammenfassung der biographischen und litterarhistorischen Ergebnisse sammt deutlichem Vergleiche der nachgewiesenermaßen angeeigneten und vermuthlich freigeschaffenen Haupt- und Nebenmotive mit ihren Parallelen ist wünschenswerth und wäre für die mittelhochdeutsche und internationale Litteraturgeschichte höchst lehrreich. Vgl. auch Hagelstange, süddeut. Bauernleben (1898) bes. S. 59 f., 244—60 u. ö. L. Fränkel.

Wittgenstein: Augustus Reichsgraf zu Sayn-W. und Hohenstein, Herr zu Homburg, Valendar, Neumagen, Lohr und Clettenberg, geboren am 14. April 1663, † im J. 1735, als der dritte von acht, meist in früher Kindheit gestorbenen Söhnen des Grafen Gustav und als ein Enkel des Grafen Johann von Sayn-W., der als brandenburgischer Gesandter am westfälischen Friedenscongreß sich einen Namen gemacht hatte. W. begann seine Laufbahn am kurpfälzischen Hofe, wo er vollauf Gelegenheit hatte, jene Verwaltungspraxis kennen zu lernen, durch die er später seinen eigenen Namen beflecken sollte. Als kurpfälzischer Geheimer Rath und envoyé extraordinaire wohnte er der preußischen Königskrönung bei und schon im folgenden Jahre trat er als Obermarschall in den Dienst des preußischen Hofes, an dem er als eine Creatur des allmächtigen Wartenberg schnell zu einflußreichen und gewinnbringenden Stellungen gelangte. In dem seit wenigen Jahren bestehenden Oberdomänendirectorium, das in seinen Functionen theils über theils neben die Hofkammer gestellt und vor allem dazu berufen war, das weittragende Erbpachtsprogramm Lubens durchzuführen, erhielt W. durch königliches Patent vom 20. März 1704 die Stelle, die der frühere Obermarschall Graf Lottum innegehabt hatte. Zur Erhöhung seiner Einnahmen ließ er sich im folgenden Jahre auch die Direction des Salzwesens übertragen; diese hatte bisher Paul v. Fuchs geführt, dem für jede im Lande verkaufte Last Salz ein Accidens von 6 Groschen bewilligt worden war. Die gleiche Gebühr, die im Jahre etwa 500 Thaler betrug, wurde auch

W. zugestanden, der aber, damit nicht zufrieden, ein in allgemeinen, verschiedener Deutung fähigen Ausdrücken gehaltenes Patent zu erschleichen wußte, auf Grund dessen er seine Einnahmen aus dem Salzhandel verzehnfachte: von jeder inner- oder außerhalb des Landes verkauften Last Salz bezog er jetzt 30 Groschen. Eben dieses Vorgehen aber schien schon zwei Jahre später Wittgenstein's Sturz herbeiführen zu sollen. Wartenberg war der Meinung, W. sei daran schuld, daß der König ihn, den leitenden Minister, im J. 1706 nicht hatte mit dem Hofe nach Cleve reisen lassen. Die Folge war die Einsetzung einer aus Printzen, Hamraht und Krautt gebildeten Commission, die jenes Verfahren bei der Erhebung der Salzgefälle ans Tageslicht zog und ferner ermittelte, daß W. ohne königliche Verordnung jährlich 2000 Thaler aus den clevischen Kammergefällen bezog. Trotz dieser offenkundigen Vergehen lief aber die Untersuchung für W. sehr glimpflich ab: er verstand es wol, die Gattin des Oberkämmerers für seine Sache zu gewinnen und dadurch auch diesen wieder für sich günstig zu stimmen. Durch ein absonderliches Verfahren wurde schließlich die Untersuchung beendigt: W. leistete einen Eid, daß Alles, was er zu seiner Entschuldigung vorgebracht habe, die reine Wahrheit sei und darauf wurde er aller Ansprüche entlassen. Er fand auch sofort wieder die Gnade des Königs, denn bald darauf wohnte er in seinem Auftrage der durch Procuration zu Schwerin vollzogenen Vermählung des Königs mit der Herzogin Sophie Luise bei.

Der steigende Einfluß des Kronprinzen und seiner Vertrauten auf den Gang der Staatsgeschäfte und der so herbeigeführte Sturz des Wartenberg'schen Systems machte endlich auch der unheilvollen Thätigkeit Wittgenstein's ein Ende. Den entscheidenden Anstoß hierzu gab die Aufdeckung der Unterschleife, die bei der von ihm geleiteten Feuercasse begangen worden waren. Diese war im J. 1706 als eine für die ganze Monarchie bestimmte Versicherungsanstalt gegen Feuerschäden gegründet worden; als nun im J. 1710 die Mittel der Casse der abgebrannten Stadt Crossen zu Gute kommen sollten und bei dieser Gelegenheit ein großer Fehlbetrag sich ergab, mußte diese Entdeckung um so stärker wirken, als die Verwaltung der Casse von Anfang an durch unbillige Härte bei Eintreibung der Gelder und der überaus hohen Strafgebühren die Bevölkerung bedrückt und beständige Beschwerden veranlaßt hatte. Auf Veranlassung des Kronprinzen erging nunmehr an die Behörden die Aufforderung sich über den herrschenden Nothstand und die Mittel zu seiner Abhülfe zu äußern. Im September 1710 gingen hierauf die Antworten ein — freilich nicht von allen Behörden, denn gar manche fürchteten die Rache der noch am Ruder befindlichen Machthaber. W. aber fühlte sich doch nicht mehr sicher und reichte daher am 24. September dem Könige eine Denkschrift zu seiner Vertheidigung ein, in der er in absichtlich unklar gehaltenen Ausdrücken vorstellte, daß die königlichen Revenuen in der Zeit seiner Amtsführung um 500 000 Thaler jährlich gewachsen seien, während die großen Ausfälle, die doch nicht ganz wegzuleugnen waren, nur durch die Pest verursacht seien. Diese Rechtfertigungsschrift verfehlte aber doch schon ihre Wirkung, es wurde vielmehr die Untersuchung wider ihn durch eine aus den Geheimen Räthen Blaspil, Platen, Alvensleben und Creutz gebildete Commission befohlen, die die Angaben in seiner Denkschrift und weiterhin auch seine gesammte Thätigkeit im Domänen- und Kammerwesen auf Grund der von den Behörden einzufordernden Berichte prüfen sollte. Am 18. November trat die Commission zusammen und erstattete wenige Wochen später ihren Bericht, der die Angaben Wittgenstein's mit den aus den Acten gezogenen Resultaten verglich und in schlichten Worten aber desto sicherer und nachdrücklicher das ganze Trugsystem seiner Verwaltung enthüllte. Der Bericht stellte einen überaus großen Ausfall der königlichen Revenuen und eine heillose Verwirrung im Domänen- und Kammerwesen fest: von einer

Vermehrung der Einnahmen durch die Erbpacht könne auch nicht gesprochen werden und es seien bei ihrer Einrichtung die größten Fehler begangen worden, vor allem durch die unverantwortliche Verschleuderung der auf den Aemtern und Vorwerken befindlichen Inventarien. Auch die Vermehrung der Einnahmen aus dem Salzwesen erklärte die Commission für eine Täuschung. Dabei wies sie noch auf das allem Rechte Hohn sprechende Verfahren hin, das W. gegen die Inhaber der hallischen sogen. Domänenkothen geübt hatte; da jene mit dem Kammerconsulenten in einem Processe wegen der Kothen begriffen waren, der sich für sie sehr günstig anließ, hatte W. den Proceß suspendiren lassen und sich auf diese Weise der Kothen bemächtigt.

Der Inhalt des Berichtes verfehlte seine Wirkung nicht: W. wurde jetzt verhaftet und nach Spandau gebracht, und durch den Hoffiscal Voswinkel wurde der Proceß gegen ihn eingeleitet. Dem Gefangenen wurden nicht weniger als 220 auf seine Thätigkeit bezügliche Fragen vorgelegt, auf die er aber meist so nichtssagende Antworten gab, daß diese ohne weiteres als ein Eingeständniß seiner Schuld gelten konnten. Glaubte also W. selbst nicht mehr, der Strafe entgehen zu können, so versuchte er doch alle Mittel um wenigstens ihre Milderung zu erreichen. Zuerst appellirte er an das Mitleid der Richter und des Königs für seine Person, den „armen Tropf" und seine Familie, dann begann er ein abstoßendes Feilschen um die Höhe der ihm drohenden Geldstrafe. Er erbot sich 20—30 000 Thaler dem Könige zu zahlen aber in der Form, daß er dafür gleichsam als Zinsen ein freigewordenes Lehen erhalte. Dann, als man ihm bedeutete, daß er doch nur eine Anleihe vorgeschlagen habe, und daß er eine höhere Summe bieten oder den Ausgang des Processes abwarten müsse, erhöhte er sein Angebot auf 50 000 Thaler, ließ aber von der Forderung einer Entschädigung erst ab, als sie ihm bestimmt abgeschlagen wurde. Im März verfaßte der Hoffiscal die Anklageschrift gegen W., die mit der Forderung einer „proportionirten" Strafe schloß. Diese wurde nun zwar auf 100 000 Thaler festgesetzt, W. verstand es aber ihre Ermäßigung auf 70 000 Thaler durchzusetzen und dem ganzen Verfahren überhaupt eine günstigere Wendung zu geben. Am 4. Mai 1711 stellte er zu Spandau einen Revers aus, worin er erklärte: er fühle sich schuldig, dem Kammerwesen großen Schaden zugefügt und in einigen Proceduren „große Injustiz" verübt zu haben. Da er nun einsehe, daß bei Fortführung des Processes die Sache einen für ihn „höchst gefährlichen" Ausgang nehmen würde, bitte er um Pardon, erkläre sich bereit 70 000 Thaler Schadenersatz zu zahlen und verpflichte sich, nie mehr nach den Landen des Königs, außer mit dessen Erlaubniß, zu kommen, auch sich nicht bei den Reichsgerichten oder sonst irgendwo zu beschweren. Mit dem Inhalte des Reverses erklärte sich der milde König einverstanden und so konnte W. mit den von ihm zusammengescharrten Reichthümern unbehelligt das Land verlassen und sich auf seine Güter zurückziehen. Am 19. Mai wurde die Beendigung des Verfahrens dem Kronprinzen mitgetheilt, von dem, wie oben erwähnt wurde, die Anregung zur Einleitung desselben ausgegangen war — die Einzelheiten dieser Anregung und der Theilnahme des Kronprinzen an dem Fortgang der Untersuchung lassen sich leider aus den vorhandenen Acten nicht mehr ersehen. W. lebte auf seinen Gütern in Dunkel und Vergessenheit noch bis zum Jahre 1735. Welcher Art aber das Andenken war, das Friedrich Wilhelm I. dem Minister seines Vaters bewahrte, offenbarte sich deutlich, als nach Jahren einmal ein Mitglied der Familie Wittgenstein mit einer Bitte vor den König trat. Als im J. 1723 der Graf Karl Ludwig von W., ein Schwager des Grafen August, um Aufnahme zweier seiner Söhne in den preußischen Kriegsdienst bat, lehnte der König das Gesuch mit den Worten ab: die familie ist bei mir nit an voge (en vogue).

Acten der Untersuchung gegen Wittgenstein im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. — Droysen, Geschichte der preuß. Politik IV, 1². S. 164 u. 226. — Isaacsohn, Geschichte des preuß. Beamtenthums Bd. 2. Berlin 1878. S. 289 f. — C. L. v. Pöllnitz, Mémoires pour servir à l'histoire des 4 derniers souverains de la maison de Brandebourg. 1791. I, 354 f.

Victor Loewe.

Wittgenstein: Emil Prinz zu Sayn-W.-Berleburg, kaiserlich russischer Generallieutenant, am 21. April 1824 zu Darmstadt als der älteste Sohn des nachmaligen nassauischen Ministerpräsidenten Prinzen August W. geboren, ward, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, im Herbst 1841 zum Secondlieutenant im großherzoglichen Garde-Chevaulegersregimente ernannt und so rasch befördert, daß er bereits 1845 Major war. Im Herbst 1848 aber wurde er, nachdem er im Hauptquartiere des Generals v. Wrangel einem Theile des Feldzuges gegen Dänemark beigewohnt hatte, seiner conservativen Gesinnungen und Kundgebungen wegen durch den Kriegsminister Graf Lehrbach in Pension gesetzt. Er wandte sich nach Rußland, wo er schon 1845 am Kriege im Kaukasus theilgenommen hatte, und ward dort 1849 in die Armee aufgenommen, welcher er bis zu seinem Tode angehört hat. Seine Dienstleistung in derselben war jedoch mehrfach und für lange Zeit unterbrochen. Zunächst befand er sich bis 1852 wiederum im Kaukasus, dann gehörte er als Flügeladjutant der Umgebung des Zaren an, von 1854 bis 1856 war er als tüchtiger Frontofficier auf dem Kriegsschauplatze in Kleinasien thätig, in letzterem Jahre lernte er, zum Kaiser Napoleon nach Paris gesandt, eine Prinzessin Cantacuzeno kennen, mit welcher er sich verheirathete und meist in Italien lebte, bis der polnische Aufstand ihn nach Polen rief, wo er bis 1865 blieb. In diesem Jahre starb seine Gemahlin, 1868 verheirathete er sich zum zweiten Male mit einem Fräulein v. Stefanski aus Warschau, welcher der Großherzog von Hessen den Namen einer Freifrau v. Kleydorf verlieh. Er lebte nun ohne festen Aufenthalt, bis der Krieg gegen die Türkei ihn in das Gefolge des Zaren an die Donau rief. Aber seine schwer erschütterte Gesundheit nöthigte ihn, vor Beendigung des Feldzuges nach Deutschland zurückzukehren, und am 16. September 1878 starb er zu Egern am Tegernsee.

Prinz W. ist vielfach und auf verschiedenartigen Gebieten als Schriftsteller aufgetreten. Schon 1841 erschienen unter Verschweigung seines Namens „Gedichte" (Darmstadt), dann 1848 „Deutsche Lieder", 1856 und 1860 folgen zwei Epen „Aßlann Aga" und „Hadschifurt", deren Handlung sich im Kaukasus abspielt, 1859 veröffentlichte er ein Buch wesentlich anderen Inhaltes „Kavallerie-Skizzen", verschiedene Fragen der Waffe behandelnd, 1860 eine kleine Schrift „Der Schutz der Christen im Orient", sowie eine andere „Deutschland in die Schranken", welche drei Auflagen erlebte, und endlich 1870 eine „Réponse d'un Allemand à M. Victor Hugo", eine Erwiderung auf des Dichters wunderliches Begehren, daß Paris mit allen Unbequemlichkeiten des Krieges verschont werden müsse. — Nach des Prinzen Tode wurden zu Paris 1889/90 „Souvenirs et correspondances du prince Emile de Sayn-Wittgenstein-Berlebourg" in zwei Bänden veröffentlicht, von denen der erste von 1841 bis 1862, der zweite von 1863 bis 1878 reicht.

F. Goebel, Blätter der Erinnerung 2c., Berleburg 1879. — Allgemeine Militär-Zeitung, Darmstadt 1880, Nr. 7—9.

B. Poten.

Wittgenstein: Johann VIII., Graf zu Sayn-W., der älteste Sohn des Stammvaters der Hauptlinie der Wittgensteins, des Grafen Ludwig II. und der Gräfin Juliana v. Solms-Braunfels, geboren am 14. October 1601, ist denjenigen Staatsmännern und Kriegern zuzurechnen, welche ihre diplomatische und

militärische Ausbildung der großen Schule des 30 jährigen Krieges verdankten. Ob er schon unter Gustav Adolf im schwedischen Heere gedient hat, ist zweifelhaft, jedenfalls wurde er bei der Gründung des Heilbronner Bundes als Mitglied in das consilium formatum aufgenommen, welches dem Reichskanzler Oxenstierna an die Seite gestellt wurde, und das Wittgenstein'sche Regiment betheiligte sich an den Kämpfen der Hessen unter Landgraf Wilhelm in Westfalen und an der Weser. In den Prager Frieden ist der Graf, welcher sich über die geringe Anerkennung seiner Leistungen seitens der Schweden beklagte, wol mit aufgenommen. In den folgenden Jahren scheint er sich meistens auf seinem Stammsitz aufgehalten zu haben, bis der Stern des jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg neben andern hervorragenden Staatsmännern auch ihm zu leuchten begann. Schon im Mai 1643 bestanden wechselseitige Beziehungen. Damals weilte Friedrich Wilhelm in Cüstrin; in einer Geheimrathssitzung wurde Graf W. als erster Bevollmächtigter für die Friedensverhandlungen in Osnabrück und Münster in Vorschlag gebracht. Ungefähr um dieselbe Zeit leistete W. dem Kurfürsten einen wichtigen Dienst, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß die Landgräfin von Hessen bereit sein werde, Calcar und Lippstadt einzuräumen. Als sich die Friedensaussichten verzögerten, bittet der Graf im Februar 1644 um eine Stelle im brandenburgischen Geheimen Rath und um Theilnahme an den Sitzungen, was ihm aber abgeschlagen wird mit der Motivirung, es würde sich nicht schicken, da er für die Friedensverhandlungen bestimmt ausersehen sei. Wir erfahren bei der Gelegenheit, daß auch der Kaiser ihn in seine Dienste hat ziehen wollen, und daß der gut protestantische Graf eine brandenburgische Dienststellung begehrte, um seine Ablehnung des kaiserlichen Anerbietens begründen zu können.

Wittgenstein's Beziehungen zu Hessen und Frankreich, die letzten vom Heilbronner Bunde her, veranlaßten die brandenburgischen Geheimen Räthe nun ihn, ehe er definitiv in den Dienst des Kurfürsten aufgenommen wurde, für die wichtige Aufgabe vorzuschlagen, mit der Landgräfin Amalie über die Einräumung der noch in Cleve-Mark besetzten festen Plätze in Unterhandlungen einzutreten und den Erlaß der Contribution an der Westseite von Cleve sowie die Verschonung der Erblande bei den französischen Heerführern zu erwirken. Ende September 1644 an die Landgräfin abgesandt, konnte der Graf bereits am Ende des nächsten Monats einen glücklichen Erfolg seiner Verrichtung melden und den mit der Fürstin vereinbarten Receß zur Ratification einsenden. Einige Schwierigkeiten wußte er dann noch persönlich in Kassel auszugleichen, wobei auch eine erkleckliche Summe für die hessischen Räthe abfiel. Gleichen Erfolg hatten im Anfang des folgenden Jahres Verhandlungen mit dem kaiserlichen Feldzeugmeister Grafen v. Vehlen über die Freigabe einiger Oerter in der Grafschaft Mark von kaiserlichen Besatzungen.

Anfang December 1644 wurde W. endlich verständigt, sich zur Reise nach Osnabrück und Münster bereit zu halten. Ende März 1645 schloß er sich, jetzt als bestallter brandenburgischer Geheimer Rath, in Ravensberg den beiden andern brandenburgischen Abgesandten an, und Ende April/Anfang Mai fand der Einzug in Osnabrück und Münster statt. Die Gründe, weshalb gerade W. zum Principalgesandten für die Friedensverhandlungen ausersehen wurde, ergeben sich aus der obigen Skizze seiner bisherigen Wirksamkeit. Seine diplomatische Befähigung hatte er mehrfach bewiesen, und auch auf militärischem Gebiete war er bewandert. Persönlich bekannt mit den schwedischen und französischen Diplomaten, hatte sich der Graf in der hervorragenden Stellung innerhalb des consilium formatum der Heilbronner Bundesgenossen auch mit den Mitteln und Zielen der französisch schwedischen Politik vertraut gemacht. Von Bedeutung für

viele Fragen diplomatischer Etiquette und Verhandlungsart war ferner seine reichsgräfliche Würde, sie befähigte ihn besonders dazu, den kaiserlichen und reichsfürstlichen Abgesandten mit Nachdruck und Ansehen gegenüber zu treten. Was die sachlichen Verhandlungen betrifft, so war er besser mit auswärtigen Fragen bekannt als mit Reichssachen, für die Erledigung dieser erbat er sich selbst eine kundige Persönlichkeit, und erhielt dafür den Geheimrath v. Löben zugeordnet.

W. hat in Osnabrück und Münster den brandenburgischen Standpunkt meisterhaft vertreten; in den ersten Jahren den Anordnungen Friedrich Wilhelm's gemäß fest auf Pommern bestehend, wußte er im Anfang Januar 1647 den Kurfürsten persönlich zu überzeugen, daß die Preisgabe Vorpommerns unvermeidlich und allein dazu geeignet sei, die politische Isolirung Brandenburgs zu beendigen. Und seiner Geschicklichkeit ist es wesentlich zu verdanken, daß die Aequivalent-Fürstenthümer, namentlich auch Minden, dem Kurfürsten zufielen. Auch in andern Fragen, auf religiösem Gebiete, bewährte sich sein diplomatisches Talent. Man muß hervorheben, daß er es gleichermaßen verstanden hat, zur rechten Zeit auf die schwedischen und französischen Staatsmänner mit goldenem Händedruck zu wirken. Es fehlte seinem persönlichen Auftreten nicht an Schärfe: im Juni 1646 geschah es, daß er bei einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Legaten Oxenstierna über Pommern diesem das W. hoch ehrende Wort entlockte, „er sehe wohl, daß noch einiger Sauerteig von des Grafen v. Schwarzenberg consiliis übrig und man nur suchte, das Werk durch Cunctiren aufzuhalten, bis man etwa durch einen Streich sich in eine oder andere Postur setzen könnte". Auch andere schwierige Fragen der damaligen brandenburgischen Politik suchte W. in dieser Stellung ihrer Lösung näher zu bringen, so namentlich die Evacuation Hamms, wenn auch damals ohne Erfolg; „der liebe, ehrliche Graf" nennt ihn wegen dieser vermittelnden Bestrebungen einmal Johann v. Löben. Und es ist wahr, seine persönlichen Angelegenheiten setzte er hintan, um für seinen kurfürstlichen Herrn bei diesen Verhandlungen des ersten großen europäischen Congresses möglichst viel Vortheil herauszuschlagen.

Nach deren Beendigung beehrte der Kurfürst den Grafen zum Dank mit seinem höchsten Vertrauen, indem er ihn zum Statthalter von Minden-Ravensberg ernannte und dadurch bis an sein Lebensende an sich und den brandenburgischen Staat fesselte. Schon im Mai 1648 mit der Anwartschaft auf diesen Posten begnadigt, konnte der im April 1649 definitiv ernannte Statthalter der Münsterschen Nachverhandlungen wegen sein Amt erst Ende des Jahres antreten. W. hat es verstanden, das neue Fürstenthum der brandenburgischen Verwaltung, dem brandenburgischen Staate anzugliedern und zur Zufriedenheit des Kurfürsten zu verwalten, wenn auch die neuere Forschung festgestellt haben will, daß sein Eifer und redlicher Wille, manche Uebelstände der damaligen Verwaltung zu beseitigen, mangelnde „volkswirthschaftliche Kenntnisse" und mangelnde „Verwaltungsroutine" nicht immer zu ersetzen vermocht haben.

In allgemeinen politischen Fragen erholte sich der Kurfürst auch weiterhin öfter seines Rathes. Glaubte man doch in Wien, der Krieg gegen Pfalz-Neuburg sei hauptsächlich auf Anrathen Wittgenstein's und des Grafen Johann Moritz von Nassau von Friedrich Wilhelm begonnen, allerdings eine irrthümliche Annahme! Jedenfalls war W. an den Vorbereitungen zum Feldzuge und an der Mobilisirung lebhaft betheiligt. Ein Sohn von ihm führte eine Compagnie, mußte jedoch im August 1651 sein junges Leben lassen, nicht vorm Feinde, sondern als er es in selbstloser Hingebung daran setzte, um einen Kameraden vom Ertrinken zu retten. In den Jahren 1652—1654 wurde W. mehrfach vom Kurfürsten dazu verwandt, die damals ins Auge gefaßte Alliance mit den evangelischen norddeutschen Fürsten einzuleiten. Beim Ausbruch der kriegerischen

Verwickelungen mit Schweden und Polen ließ Friedrich Wilhelm gleichfalls die reichen Erfahrungen des Grafen nicht ungenutzt. Als der Kurfürst nach Preußen zog, setzte er W. zum Statthalter der Mark Brandenburg ein und zeigte durch die Uebertragung dieses wichtigen Vertrauenspostens, wie hoch er den Grafen schätzte. Die 1½ Jahre vom Herbst 1655 bis zum Tode Wittgenstein's am 2. April 1657 haben ihn vor eine verantwortungsreiche und bedeutende Aufgabe gestellt, an deren Last er schwer zu tragen gehabt hat.

Vor Antritt seiner neuen Stellung mußte er die Kurfürstin Louise Henriette nach Cleve begleiten und bei ihren Bemühungen unterstützen, die Streitigkeiten im oranischen Hause beizulegen, welche wegen der gleichzeitigen Bewerbungen der Grafen Johann Moritz und Wilhelm Friedrich von Nassau um die holländische Feldmarschallswürde eine große Ausdehnung gewonnen hatten. Auch die Verwaltung von Cleve-Mark, wo Johann Moritz die Statthalterschaft inne hatte, litt stark unter der Vernachlässigung ihres Statthalters. Hier sollte W. eingreifen, zugleich die clevischen Stände endgültig versöhnen und einer Bewilligung für den Feldzug geneigt machen. Zurückgekehrt besorgte er nicht nur die Civilverwaltung von Minden und von der Mark Brandenburg, sondern er übernahm zugleich die noch für die Mobilisirung und Heeresergänzung nöthigen Arbeiten in allen westlichen Provinzen des brandenburgischen Staats und die militärische Instandsetzung des Landes und ergriff alle zur Befestigung und Vertheidigung erforderlichen Maßregeln. Bald kam es an den Grenzen zu Kämpfen mit hereinbrechenden polnischen Horden. Da hat noch in den letzten Monaten seines Lebens der Graf einen bösen Conflict erlebt. Nach einigem Widerstande hatte er den Polen mehrere Plätze eingeräumt und dadurch gegen weiteres Vordringen vertragsmäßige Sicherheit erlangt. Die Kunde hiervon rief jedoch beim Kurfürsten und seiner Umgebung lebhafte Unzufriedenheit hervor. W. schwieg nicht gegen die ihm gemachten Vorwürfe. In einer längeren Vertheidigungsschrift konnte er nicht nur die Zweckmäßigkeit seines Vorgehens rechtfertigen, sondern zugleich hervorheben, daß er nur mit Zustimmung der Kurfürstin-Mutter, der sämmtlichen Geheimräthe und der Ständedeputirten gehandelt habe. Pflichtvergessen und meineidig sei er nicht. „Es kann nichts Grausameres sein, als Einen eines Meineids (das heißt hier: Pflichtvergessenheit) beschuldigen; denn wenn ich dessen schuldig, so wäre ich nicht werth, daß mich der Erdboden trüge, noch weniger, daß ich den Namen eines Grafen, am wenigsten aber den eines kurfürstlichen Statthalters führte. Gott sei es geklagt, daß ich gegen alle meine treuen Dienste dergestalt belohnt werde.“ Damals waren schlimme Zeiten für Brandenburg hereingebrochen, wo auch des Besten Thun mißverstanden werden konnte. Noch vor seinem Tode söhnte sich der Kurfürst wieder mit ihm aus, so daß der treue, charaktervolle Mann mit dem Bewußtsein aus dem Leben scheiden konnte, bis zum letzten Augenblicke für Kurfürst und Vaterland nützlich wirksam gewesen zu sein.

Aus seiner Ehe mit Anna Augusta Gräfin zu Waldeck entsproßten 8 Söhne und 10 Töchter. Der jüngste Sohn war Friedrich Wilhelm's Pathe; der Kurfürst übernahm dessen Erziehung, welche dem Grafen Otto von Schwerin, dem Erzieher der kurfürstlichen Prinzen, übertragen wurde. Seinem Hause brachte W. die Grafschaft Hohenstein ein, mit der ihn der Kurfürst im März 1647 belehnte. Auf das Amt Wetter, welches ihm verpfändet wurde, hatte er schon im J. 1646 40 000 Thaler vorgestreckt.

Rheinischer Antiquar III, 1. — Cosmar und Claproth, Der brandenburgische Staatsrath. — Rikskansleren A. Oxenstiernas skrifter och brefvexling. I. Bd. 7. — Orlich, Geschichte des preußischen Staats im 17. Jahrhundert. Bd. I. — Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten

Friedrich Wilhelm I. IV.—VIII. X. — Protokolle und Relationen des Brandenburgischen Geheimen Raths unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm II. bis IV. — K. Spannagel, Minden und Ravensberg unter brandenb.-preuß. Herrschaft von 1648—1719. Otto Meinardus.

Wittgenstein: Joh. Jak. Herm. Jos. von W., Kölner Bürgermeister (1754—1823). W. ward am 24. Februar 1754 in Köln als Sohn des späteren Bürgermeisters Melchior Ditmar v. W. geboren. Seine Mutter war Maria Elisabeth v. Heck, welche frühe den Ihrigen entrissen wurde. Nach Absolvirung des Laurentianer-Gymnasiums widmete er sich der Rechtswissenschaft, welche er an den Universitäten Köln und Göttingen studirte. Die praktische Ausbildung ward ihm durch den zu Köln lebenden Hofrath Schüller und am Reichskammergericht zu Wetzlar zu theil. Bereits im J. 1778 wurde W. Syndikus seiner Vaterstadt. Eben war er 30 Jahre alt geworden, als ihn der Rath zum Bürgermeister erwählte, nachdem sein Vater gestorben war, während sonst diese höchste Würde erst im reiferen Alter verliehen zu werden pflegte. Diese Vertrauenskundgebung seiner Mitbürger spricht sehr für die Tüchtigkeit des jungen Mannes, dem bald Gelegenheit geboten wurde, dieselbe unter den schwierigsten Verhältnissen zu erproben.

In den Wirren, welche die französische Revolution alsbald auch in den Rheinlanden hervorrief, leistete W. der Reichsstadt Köln manche Dienste. Er hintertrieb 1793 im österreichischen Hauptquartier den Beschluß, eine Garnison von kurkölnischen Truppen in die Stadt zu legen, wohingegen das städtische Bataillon als Reichscontingent anerkannt wurde. Die im J. 1794 erfolgte Besetzung der Stadt durch französische Truppen führte im Mai 1796 zur Abschaffung des Rathes. W. wurde Präsident der provisorischen Municipalverwaltung, und als diese sich im März 1797 auflöste, trat er nochmals an die Spitze des wieder eingeführten alten Rathes. Doch nur für kurze Zeit; denn am 1. September 1797 ward endgültig die alte Verfassung aufgehoben. Im voraufgehenden Monate hatte W. sich eine Freiheitsberaubung gefallen lassen müssen, weil er von den französischen Behörden als Geisel für eine unaufbringliche Contribution der Stadt Köln in Bonn festgehalten wurde.

Im Gefolge des Luneviller Friedens war die Stadt Köln zum Roer-Departement geschlagen worden. W. wurde Mitglied des neu eingerichteten Departementalrathes und der Verwaltung der Centralschule. Er hielt es für seine Pflicht, auch unter der Fremdherrschaft seine Dienste dem Gemeinwohl nicht vorzuenthalten. Im J. 1803 ward er zum Maire der Stadt Köln ernannt und am 18. August unter den Freudenbezeigungen der Bevölkerung in sein Amt eingeführt. An der Spitze der Stadtverwaltung, zugleich Vorsitzender der Handelskammer und Vorstand des Armen-, Kranken- und Schulwesens, verstand er es, nach oben und nach unten hin sich Vertrauen zu erwerben. In den Jahren 1804 und 1811 ward er persönlich bei Napoleon im Interesse seiner Stadt und zwar mit Erfolg vorstellig. Bei der damals erfolgenden Auftheilung des Domanialgutes, das durch die Säcularisationen gerade in Köln ungemein angewachsen war, erwirkte er die Schenkung einer ganzen Anzahl von Gebäuden zum Zwecke von Wohlfahrtseinrichtungen. Namentlich war er auch zu Gunsten des Doms thätig. Die Regierung wußte seine Kenntnisse zu schätzen. 1804 ward er zu den Mainzer Berathungen über die Handelsangelegenheiten zugezogen. Zum Zeichen der Anerkennung ernannte ihn der Kaiser zum Mitgliede der Ehrenlegion; als solches war er bei der Krönung Napoleon's in Paris anwesend. Auch im Jahre 1810 war er zur Hochzeit des Kaisers, 1811 zur Taufe des Erbprinzen geladen, und im nämlichen Jahre wurde er zum französischen

Reichsritter ernannt. In den Jahren 1808 und 1813 erfolgte selbstverständlich die verfassungsmäßig erforderliche Bestätigung als Maire.

W. war bei seiner Verwaltung vor allem darauf bedacht, Luft und Licht in die enggebaute, finstere Stadt zu bringen. Mehrere Plätze wurden von ihm mitten in der Stadt neu geschaffen, Straßen verbreitert und verschönert, der allgemeine Friedhof zu Melaten vor der Stadt angelegt, der Sicherheitshafen eingerichtet.

Wie im öffentlichen Leben, war W. auch als Privatmann das Muster eines Bürgers. Die Ausübung der Musik gewährte ihm in trüben Zeiten Trost. Die Neuerrichtung des Domchores geht auf seine Anregung zurück. In der überaus mühevollen Uebergangszeit von der französischen zur preußischen Herrschaft hatte W. die städtische Verwaltung zu leiten. Als die neuen Verhältnisse feststanden, schied er im Mai 1815 aus dem Dienste, dem er zum Schlusse 15 Jahre lang ohne Gehalt vorgestanden hatte. Als Mitglied des Stadtrathes wirkte er aber weiter zum Wohle seiner Vaterstadt, bis der Tod am 15. März 1823 seiner gemeinnützigen Thätigkeit ein Ende bereitete.

Nekrolog in der Köln. Zeitung, Jahrgang 1823, Nr. 45 vom 20. März.

Keussen.

Wittgenstein: Ludwig der Aeltere, der Fromme, Graf zu Sayn-W., geboren am 7. December 1532 auf dem über der Stadt Laasphe gelegenen Schlosse Wittgenstein, † am 2. Juli 1605 zu Altenkirchen auf dem Westerwalde, hervorragend als christlicher Staatsmann und Beförderer der unter den reformirten Grafen jener Territorien bestehenden Wetterauer Grafeneinigung. Seine Eltern, Graf Wilhelm zu W. und Johannetta, eine Tochter des Grafen Salentin VI. zu Ysenburg-Grenzau, ließen ihn frühzeitig von dem Pastor von Weidenhausen unterrichten. In Köln bildete er sich mit seinen drei Brüdern in den classischen wie neueren Sprachen aus und bezog hierauf die Universität Löwen und dann Paris und Orleans. Im November 1553 begab er sich mit dem Grafen Philipp von Nassau nach Padua. Nach dem Tode des Papstes Julius III. eilte er nach Rom und ließ sich auf Zureden zweier deutscher Kardinäle als Kämmerer in den Hofstaat des neuen Papstes Paul IV. aufnehmen. Doch schon nach einem Jahre, im Mai 1556, gab er diese Stelle auf, machte eine Reise nach England und kehrte über Brüssel und Köln, wo er mit dem Könige Maximilian von Böhmen bei dem Erzbischofe Adolf zusammentraf, im Herbste genannten Jahres nach Hause zurück. Bereits 1555 hatte Graf Wilhelm die Reformation in seiner Grafschaft auf Grund einer von ihm erlassenen evangelischen Kirchenordnung durch mehrere aus dem benachbarten Hessen herbeigezogene Theologen eingeführt und seinem Sohn Wilhelm dem Jüngeren die Regierung übertragen. Als aber dieser unvermählt schon 1558 starb, folgte ihm Graf Ludwig in dieser nach, da der andere ältere Bruder Georg seine Dompropstei im Stifte St. Gereon zu Köln nicht aufgeben wollte. Auf diese Weise war denn die ganze Grafschaft an Ludwig gefallen, nämlich das Haus Wittgenstein und Berleburg, die Vogtei Homburg im Bergischen, Vallendar und die Herrschaft Neumagen sammt ihren Zugehörigkeiten. Mit Freuden nahm der junge Gebieter die Grundsätze der Reformation, welche sein der Wahrheit allezeit offener Sinn bald für richtig erkannt hatte, an und suchte durch einen regen mündlichen wie schriftlichen Verkehr mit den bedeutendsten Predigern seines Landes, dem Laaspher Pastor Dr. Crato Streithoff, dem Superintendenten M. Kaspar Corlicius zu Arfeld, sowie mit den ausgezeichneten hessischen Gottesgelehrten Johannes Pincier zu Wetter, dem größten reformirten Theologen Hessens zu seiner Zeit, Dr. Nicolaus Cell u. A. sich theologisch weiterzubilden. Bald kam er auch in Berührung mit dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz und durch eine 1568 unter-

nommene Reise nach Zürich mit den großen Theologen dieser Stadt, besonders mit dem gemüthvollen Reformator Heinrich Bullinger. Durch alle diese Männer wurde Graf Ludwig in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit weiter gefördert und vor allem in die volle reformirte Lehre eingeführt. Im Jahre 1574 zum Großhofmeister in Heidelberg berufen, lernte er am pfälzischen Hofe das entschiedenste reformirte Kirchenwesen kennen, sowie alle die Koryphäen der dortigen Theologie: Olevian, Zanchius, Ursinus, Junius, Tossanus u. A., mit denen er später in fleißige Correspondenz trat. Bei dem Kurfürsten Friedrich stand er in hohem Ansehen. Dieser ertheilte ihm neben seinem Großhofmeisteramte noch die Würde eines Kanzlers in Heidelberg, Vicekanzlers in Amberg und Fauths von Germersheim. Oefters bediente er sich seiner Dienste auch in wichtigen Angelegenheiten, wie im Frühjahre 1575 in Amberg, um dort der maßlosen Kanzelpolemik der lutherischen Prediger gegen die Reformirten Einhalt zu thun. Im Herbste dieses Jahres weilte er aber mit dem Kanzler Ehem als Gesandter auf dem Regensburger Collegialtage, um über das gemeinsame Zusammenhalten der Evangelischen gegenüber der drohenden Haltung der Römischen zu berathen.

Der Tod des Kurfürsten Friedrich III. und die unter dessen Nachfolger Ludwig VI. erfolgte lutherische Reaction trieb Graf Ludwig in die heimathlichen Berge zurück. Hier suchte er nun mit dem ebenfalls abgesetzten Dr. Caspar Olevian (A. D. B. XXIV, 286), dem Hauptverfasser des Heidelberger Katechismus, das Kirchenwesen seiner Grafschaft ganz nach dem Muster des pfälzischen zu ordnen. Dabei waren noch behülflich der Martyrologe und Inspector von Laasphe, Dr. Paul Crocius, der Berleburger Inspector Dr. Johannes Wicradius u. A. Nach Friedrich III. von der Pfalz erscheint uns Graf Ludwig als der bedeutendste unter den reformirten Fürsten und Herren des 16. Jahrhunderts. Seinem Verdienste ist es zuzuschreiben, daß der Strom reformirter Lehre aus der Pfalz nunmehr in das Wittgensteinsche und von da in das Nassauische, Solmsische, Wiedische und alle wetterauischen Grafschaften geleitet wurde. Vor allem ist er auf diese Weise mit Olevian, der Seele aller dieser Bewegungen, der Schöpfer der Synodal- und Presbyterialverfassung in diesen Gegenden geworden.

Nach dem frühen Ableben Ludwig's VI. kehrte, auf den Wunsch des Pfalzgrafen Johann Casimir, Graf Ludwig wieder in seine frühere pfälzische Bedienung zurück, um in derselben bis zum Sommer 1594 zu verbleiben. Von da an verlebte er seine letzten Lebensjahre im Lande seiner Väter in Ruhe, nur bedacht auf das Wohl seiner Unterthanen. Bereits 1569 hatte er denselben eine musterhafte Polizei-, Ehe- und Gerichtsordnung gegeben, gewöhnlich das Wittgensteinische Landrecht genannt. Auch in die Geschichte der Stiftung der ehemaligen hohen Landesschule Herborn ist sein Name verflochten. Denn nicht bloß hat er dem Grafen Johann dem Aelteren von Nassau-Dillenburg gerne die Hand zum Bau dieser reformirten Schule geboten, sondern er schenkte auch derselben tausend Gulden zu Stipendien für unbemittelte Studenten.

In seinem Leben zeigte sich Graf Ludwig sehr einfach. Als ein Liebhaber guter Bücher hatte er sich eine stattliche Bibliothek mit Werken aus allen Fächern angelegt. In der Theologie hatte er sich besonders bedeutende Kenntnisse erworben. Eine echt deutsche Natur war sein Wahlspruch: Simulatum nihil diuturnum, Lügen hält nicht Stich. Nichts war ihm mehr verhaßt, als alles unprotestantische, hierarchische, gegen das Bibelwort verstoßende Wesen. Die Gradunterschiede unter den Dienern der Kirche verwarf er mit Entschiedenheit. Auch duldete er keine Bureaukratie in der Kirche, wie er denn dieser die ihr zukommende Autonomie in unumschränkter Weise, mit Verwerfung der unbiblischen Caesareopapie, eingeräumt wissen wollte. — Ludwig d. Aelt. war zwei Mal verheirathet. Seine erste Gemahlin Anna, eine Tochter des Grafen Philipp zu

Solms-Braunfels, starb schon nach sechsjähriger Ehe 1565. Auch die zweite, Elisabeth, eine Tochter des Grafen Friedrich, mit dem Beinamen Magnus, zu Solms-Laubach, starb vor ihm 1599 zu Dillenburg. Aus erster Ehe hinterließ Graf Ludwig von drei Kindern eine Tochter, Johannetta, die Gemahlin des Grafen Johann des Aelteren von Nassau-Dillenburg, und einen Sohn, Georg, den Stifter der noch blühenden fürstlichen Linie Sayn-Wittgenstein-Berleburg. In zweiter Ehe wurden ihm neunzehn Kinder geboren, deren mehrere jung starben. Die älteste Tochter, Agnese, vermählte sich mit dem Grafen Johann Albrecht I. zu Solms-Braunfels; Wilhelm wurde der Stifter der Linie Sayn-Wittgenstein-Sayn; Ludwig der Jüngere der Stifter der noch blühenden fürstlichen Linie Sayn-Wittgenstein-Wittgenstein; Magdalena, Gattin des Freiherrn Philipp von Winnenberg und Beilstein; Elisabeth, kurze Zeit vermählt mit dem Grafen Maximilian von Pappenheim; Juliana, Gemahlin des Grafen Wolfgang Ernst I. (A. D. B. XIV, 625) zu Isenburg-Büdingen; Amalie, Gattin des Grafen Georg des Aelteren zu Nassau-Dillenburg; Gebhard und Bernhard, welche als Studenten starben; Katharine, Gemahlin des Fürsten Ludwig Heinrich zu Nassau-Dillenburg.

Nach dem Testamente Ludwig's des Aelteren vom 19. Mai 1593 sollten seine Söhne Georg und Wilhelm seine Länder erhalten. Weil aber Ludwig der Aeltere schon die Anwartschaft auf die Grafschaft Sayn im Falle des Ablebens des kinderlosen Grafen Heinrich IV. zu Sayn hatte, so sollte nach dem Codicill vom 5. Februar 1601 sein Sohn Wilhelm die Grafschaft Sayn erhalten, Ludwig der Jüngere aber Wittgenstein. Wegen seines hohen Alters trat nun der Graf seinen Söhnen Georg, Wilhelm und Ludwig die Regierung ab, welche am 17. August 1603 einen Vertrag errichteten, welcher u. a. die Bestimmung enthielt, daß ihr Vater nach wie vor das Haupt der Familie bleiben und das Directorium behalten solle. Die letzten Stunden des Grafen Ludwig waren sehr erhebend. Er ging heim mit dem Worte: „Es ist vollbracht; in Deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset“, und mit der Bitte: „Ach komm, komm Herr, komm! Amen“. Seinen Tod haben die Professoren Herborns in geistvollen Elegien beklagt.

Cuno, Gedächtnißbuch deutscher Fürsten 2c., woselbst alle sonstigen Quellen nachgewiesen sind; — Ders., Blätter d. Erinnerung an Dr. Casp. Olevianus. Barmen 1887; — Ders., Franc. Junius d. Ae. Amsterd. 1891; — Ders., Dan. Tossanus d. Ae. Amsterd. 1898. — M. Lossen, Der Köln. Krieg, I. Gotha 1882. Cuno.

Wittgenstein: Wilhelm Ludwig Georg Graf (Fürst) zu Sayn-W.-Hohenstein, wurde als Sohn des Fürsten Johann Ludwig am 9. October 1770 geboren und starb unvermählt zu Berlin am 11. April 1851. Ueber seine Jugend ist nur wenig bekannt. Beziehungen seiner Familie zum Hause Oranien verschafften ihm als siebenjährigen Knaben ein Patent als Premierlieutenant titulaire beim Nassauischen Kreisbataillon. Als Jüngling von 16 Jahren finden wir ihn an der Marburger Universität immatriculirt. Nach Vollendung seiner Erziehung trat er in die Dienste Karl Theodor's von Baiern, an dessen sittenlosem Hofe die Lehrzeit für den jungen Cavalier mehr interessant als nützlich gewesen sein mag. Als kurpfalz-bairischer wirklicher Geheimer Rath errichtete er 1791 ein Regiment für die emigrirten französischen Prinzen und führte neben seinen sonstigen hohen Titeln auch den eines Obristen in königl. französischen Diensten. Während des Mainzer Fürstentages 1792 soll er wegen seinen französischen Verbindungen eine kurze Zeit in Haft gehalten worden sein. Seit 1794 steht er dem Berliner Hofe nahe, dem er nun mehr als 50 Jahre seine Thätigkeit widmete. Schon in diesem Jahre wurde er mit einer Mission nach Kassel betraut, um dem Erbprinzen den Schwarzen Adlerorden zu überbringen und eine Anleihe von einer

Million Thaler aufzunehmen. Hauptsächlich waren es finanzielle Geschäfte, die ihn in den ersten Zeiten in Anspruch nahmen; wurde doch in Kassel unter seinem Namen ein Bankgeschäft betrieben. Einige Male vermittelte er auch in den Zwistigkeiten zwischen dem Kurfürsten und dem Erbprinzen. Bis jetzt stand er noch nicht in den Diensten des preußischen Hofes: 1795 aber bewarb er sich beim Könige um den Posten eines Oberhofmeisters der Königin, wenn auch vorläufig ohne Gehalt, und begründete sein Gesuch damit, daß ihm für seine Dienste in Kassel die allerhöchste Zufriedenheit ausgesprochen war. Ehe aber die Ernennung vollzogen wurde, ging er auf Einladung der Gräfin Lichtenau im Februar 1796 zu ihr nach Rom und traf im Juni gemeinschaftlich mit ihr beim Könige in Pyrmont ein. Im folgenden Jahre wurde er Oberhofmeister der Königin und außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Kassel. Der Thronwechsel änderte an seiner Stellung nichts; im Gegentheil, er stand auch bei Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise in hohem Vertrauen. 1804 nahm er die Fürstenwürde an und wurde vom Könige sofort darin anerkannt und im folgenden Jahre auch bei Hessen-Darmstadt und Oranien-Nassau als Gesandter beglaubigt, während sein Posten als Oberhofmeister mit dem Tode der Königin-Mutter (1805) erloschen war. Seit 1806 ist seinerseits ein stärkeres Eingreifen in den Gang der politischen Dinge merkbar. Als Hardenberg damals seinen Abschied nehmen wollte, vermittelte W. und überbrachte dem Minister Aeußerungen des Königspaares, das sein Verbleiben im Amte wünschte. Nach der Katastrophe übernahm W. eine Mission nach England, um dort für Preußen eine Anleihe aufzunehmen, zugleich aber auch die Unterstützung des englischen Cabinets für eine beabsichtigte Insurrection in Norddeutschland zu gewinnen. Zu dem Zwecke begleitete ihn Dörnberg nach England, wo sie beide bis Anfang August 1807 weilten, ohne zum Ziele zu gelangen. Sogleich nach seiner Rückkehr wurde W. zu dem in Itzehoe weilenden Kurfürsten von Hessen geschickt, um eine Anleihe von 6—8 Millionen Thaler zu gewinnen. Der Kurfürst verlangte Preußens Versprechen, daß er beim zukünftigen Frieden sein Land zurückerhalten werde und die gleiche Zusicherung durch Preußens Vermittelung von Rußland; da diese bindend nicht zu erlangen war, scheiterte die ganze Angelegenheit. Indirect war W. auch in Stein's Sturz verwickelt, da an ihn der Brief gerichtet war, der zur Aechtung des Ministers seitens Napoleon's Veranlassung gab. Zwischen Stein und W. kam es darüber später zu einem gereizten Briefwechsel. W. wurde nämlich selbst in Hamburg von den Franzosen verhaftet, weil er auf Grund eines angeblichen Briefes der Gräfin Voß eines Complottes zur Vergiftung Napoleon's beschuldigt wurde. Er wurde bald frei gelassen und schrieb zwei Briefe an Stein und den Gr. Goltz, die wol darauf berechnet waren, ihn in der Oeffentlichkeit zu entlasten, und auch im Moniteur erschienen; sie enthielten tadelnde Bemerkungen gegen Stein, deren Aufklärung und Zurücknahme dieser forderte, wobei W. gewundene Erklärungen gab. (Die jüngsten Mittheilungen über diese Angelegenheit von Alfred Stern in der Revue historique t. LX und Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte Bd. IX.) Es bedurfte übrigens dieses Vorkommnisses nicht, um zwischen den beiden so verschieden gearteteten Männern die heftigste Abneigung hervorzurufen, die Stein zu den wegwerfendsten Urtheilen über jenen veranlaßten. (Die Hauptstelle, die auch für W. biographisch wichtig ist, bei Pertz V, 762.)

Nach der Rückkehr des Königspaares nach Berlin wurde der Hof neu geordnet und W. am 1. Januar 1810 zum ersten Oberkammernherrn ernannt. In die Ministerkrisis, die in den folgenden Monaten eintrat, griff W. bedeutsam und diesmal nützlich ein. Als Altenstein im März 1810 in der Verlegenheit weitere Mittel zur Bezahlung der französischen Contribution aufzutreiben, an die

Abtretung Schlesiens dachte und von dieser Absicht W. Mittheilung machte, meldete dieser es dem Könige, sprach sich scharf dagegen aus, machte selbst, allerdings undurchführbare Vorschläge zur Erlangung von Geldmitteln, wies aber vor allem auf Hardenberg hin als den Einzigen, der den Staat retten könne. Unter Wittgenstein's thätiger Mitwirkung erhielt Hardenberg das Amt als Staatskanzler, das er zum Heile Preußens bis an sein Lebensende führte: König und Kanzler aber schenkten seitdem dem Fürsten W. ein unerschütterliches Vertrauen, das dieser Hardenberg gegenüber später nicht mit gleicher Münze vergalt. In der Krisis des Jahres 1811 stimmte W. durchaus für den Anschluß an Frankreich, und als dieser vollzogen war, übernahm er im April 1812 als Geheimer Staatsrath die Leitung der höheren Polizei: seine Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, seine Neigung zur Intrigue machten ihn für dieses Amt geeignet und sein Lebensziel von jetzt an war die Unterdrückung jeder nationalen und freiheitlichen Regung. Schon damals stand er mit Metternich in Verbindung, verfolgte die Anhänger des Tugendbundes und hatte bei der Verhaftung Gruner's seine Hand im Spiele. Als dann der Umschwung eintrat, das Kalischer Bündniß geschlossen war, und Alexander von Rußland in Breslau erschien, mußte W. die nicht unverdiente Zurücksetzung erfahren, daß der Zar ihn ignorirte, und er von Stein und den Patrioten mit Verachtung behandelt wurde. Auch W. äußerte sich in dieser und der folgenden Zeit bitter genug über Stein, wozu ihm die Angelegenheit des Grafen Reisach, in der Stein unvorsichtig gehandelt hatte, Gelegenheit bot.

Nach Abschluß des ersten Pariser Friedens wurden die Ministerien neu geordnet, und W. erhielt im Mai 1814 das Patent als Wirkl. Geheimer Staats- und Polizeiminister und entfaltete als solcher in der nun folgenden Reactionsperiode eine höchst verhängnißvolle Thätigkeit. Er war die Seele aller reactionären Maßregeln und Verfolgungen; er stand mit Metternich und Gentz in engster Verbindung; durch ihn wirkte jener auf den König ein. Ihm zur Seite standen Kamptz und Tzschoppe, in den zwanziger und dreißiger Jahren Nagler und Rochow und eine Anzahl unsauberer Agenten wie Witt-Dörring, Schlottmann, Klindworth, Amtsberg, Kombst. Bald kam der Zeitpunkt, da auch Hardenberg mit seinen Verfassungsplänen ihm zu liberal erschien, und er heimlich auf dessen Sturz hinarbeitete. Gelang ihm dies nicht, so verstand er doch mit außerordentlicher Schlauheit den Kanzler zu täuschen, dessen Pläne zu hintertreiben und die Zahl der Verfassungsgegner im Ministerium zu vermehren. Auf seinen Rath gelangten Bernstorff und Lottum (1818) ins Ministerium. An ihn richtete Metternich Briefe und Denkschriften über preußische Zustände, in denen er vor Reichsständen warnte und rückschrittliche Maßregeln empfahl, und die durch ihn dem Könige vorgelegt wurden. Ihn nennt denn auch Metternich (1819) den einzigen, welcher in der letzten Zeit kräftig handelte, wenn auch noch nicht ganz genügend. Nach Kotzebue's Ermordung dachte W. sogar daran, die Hülfe des Zaren anzurufen, um den König zu scharfen Maßregeln zu drängen; es war nicht nöthig, da es ihm ohnedies gelang durch Entdeckung angeblicher Verschwörungen aus geöffneten Briefen, gehörig präparirten Zeitungen und Flugschriften am preußischen Hofe wie an andern deutschen Höfen, mit denen er in Verbindung stand, die Revolutionsfurcht zu steigern. Diese Thätigkeit hörte auch nicht auf, als er im October 1819 das Polizeiministerium niederlegte und Minister des königlichen Hauses wurde. Je weniger er jetzt amtlich in politischer Beziehung hervorzutreten brauchte, desto mehr konnte er im Geheimen wirken, zumal er das unerschütterliche Vertrauen seines königlichen Herrn besaß. Er gehörte der Ministerialcommission an, die mit der obersten Leitung der gesammten Untersuchungen betraut war, und stimmte mit Schuckmann stets für Strenge; er war auch Mitglied aller der Finanz- und Verfassungscommissionen, die bis zu Hardenberg's Tode immer

wieder zur Berathung der Pläne des Kanzlers eingesetzt wurden und sie meist zum Scheitern brachten. Mit Ancillon und Karl v. Mecklenburg, mit Knesebeck und Brockhausen gehörte er zur reactionären Opposition, die, wie er selbst ausführte, nur die zeitgemäße Wiederherstellung der älteren Verfassung in den verschiedenen Provinzen wollte, während Hardenberg eine reichsständige Verfassung erstrebte. Doch war W. nicht eigentlich altständisch, sondern nach Treitschke's Ausdruck, altbureaukratisch gesinnt. Nach des Kanzlers Tode erklärte er sich gegen Humboldt's und für Lottum's Berufung an die Spitze, ebenso machte er 1824 nach Klewiz' Abgang seinen Einfluß gegen Schön's Ernennung zum Finanzminister geltend. Aeußerlich scheinbar bieder, treuherzig und liebenswürdig gegen Alle, immer unter dem Schein, daß die Politik nicht seines Amtes sei, wirkte er heimlich, da er das Ohr des Königs besaß, bei jeder Gelegenheit im rückschrittlichen Sinne und benutzte dazu die Mittheilungen seiner bezahlten Spione, vor deren Beobachtungen niemand sicher war, und die, um ihren Sündenlohn zu verdienen, auch vor Erfindungen nicht zurückscheuten. Nicht immer allerdings theilte W. die Ansichten der reactionären Hofpartei: im Gegensatz zu ihr zeigte er sich den Orleans geneigt und war durchaus für die mecklenburgische Heirath; die thurmhohe Freundschaft mit Rußland, die in den Festlichkeiten des Kalischer Lagers (1835) zum Ausdruck kam, mißbilligte er durchaus. Auch der Kölner Kirchenstreit war ihm zuwider, und, um es vorweg zu nehmen, den Gang nach Olmütz sah er als tiefe Demüthigung an. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. trat er in den Hintergrund. Er selbst schrieb damals: „Ich bin von dem Gefühl durchdrungen, daß meine Amtsthätigkeit aufhören muß; mir fehlt jede geniale Phantasie; ich habe nur einen ganz untergeordneten praktischen Geist: dieser ist für die jetzigen Verhältnisse nicht passend und hinreichend." Er blieb zwar trotz seines hohen Alters auf des Königs Wunsch im Amte, und zu seiner Erleichterung wurde ihm Graf Anton Stolberg zur Seite gestellt, aber er tritt in dem Jahrzehnt bis zu seinem Tode nicht mehr hervor. Wieweit er dem königlichen Hause als Minister desselben gute Dienste geleistet hat, entzieht sich der Kenntniß. Stein urtheilte über ihn: „Fürst W. besaß alle Eigenschaften, um ohne Kenntnisse, inneren Gehalt und Tüchtigkeit, sich eine vortheilhafte Stellung im Leben zu verschaffen; schlau, kalt, berechnend, beharrlich, bis zur Kriecherei biegsam; auf ihn paßte die Maxime: qu' un vrai courtisan doit être sans honneur et sans humeur, er strebte nach Geld und geheimem Garderoben-Einfluß." Sein Gesinnungsgenosse Rochow nannte ihn (1836) einen guten Schutzgeist des Vaterlandes und setzt hinzu: „Es wissen nicht alle, was dieser seltene Mann leistet". Das Urtheil der Nachwelt lautet mehr der harten Aeußerung Stein's entsprechend und bezeichnet die politische Thätigkeit Wittgenstein's als schädlich und verderblich für den preußischen Staat.

Inhaltloser Nekrolog im Staatsanzeiger vom 13. April 1851; einiges aus den Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin und des königl. Hausarchivs zu Charlottenburg; zahlreiche zerstreute Notizen in den zeitgenössischen Denkwürdigkeiten und Briefen und in den Darstellungen der Zeitgeschichte.

Bruno Gebhardt.

Wittgenstein: Casimir Graf von W.-Berleburg, † 1741, mystischer Pietist. Um das Jahr 1700 bildete sich in Berleburg, dem südöstlichsten Winkel Westfalens, eine „philadelphische Genossenschaft" von Pietisten und Schwärmern unter dem Schutze der verwittweten Gräfin Hedwig Sophia von Wittgenstein (1694 bis 1712), welche als Vormünderin ihres Sohnes regierte. Als aufrichtig fromme Frau verwandte sie die größte Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder und namentlich des Erbgrafen Casimir, mit welchem wir uns hier zu beschäftigen haben. Graf Casimir erblickte das Licht der Welt am 31. Januar 1687. Kaum

achtzehnjährig wurde der Jüngling, nachdem er schon auf den nahen Universitäten Marburg und Gießen gewesen war, im Jahre 1705 nach Halle geschickt, um dort den Einfluß des frommen Juristen Stryk und August Hermann Francke's zu erfahren. Auf seinen Reisen durch Holland und England noch vollends „bekehrt", lebte er nach seiner Rückkehr in der Heimath in Herzensgemeinschaft mit seiner Mutter und hing mit innigster Verehrung an ihr, auch nachdem sie sich auf ihren Wittwensitz Christianseck, eine Stunde von Berleburg, zurückgezogen hatte, wo sie 1738 starb. Graf Casimir vermählte sich im J. 1711 mit der gleichfall pietistisch frommen Gräfin von Isenburg-Wächtersbach, trat im Jahre darauf, 1712. die Regierung der Grafschaft Berleburg an und führte sie bis an seinen Tod (1741). Er regierte sein Land ganz im „philadelphischen" Sinne seiner Mutter, ein ganzer Christ nach pietistischer Art, wie ihn Göbel (s. u.) beschreibt. Neben dem göttlichen Worte dienten ihm die Schriften der Mystiker von Tauler bis herauf zur Frau von Guyon und die der Pietisten seiner Zeit zur Erbauung. Die Anmerkungen zur heiligen Schrift von Frau v. Guyon hat er selbst in zwölf handschriftlichen Bänden übersetzt, damit sie in der „Berleburger Bibel" verwendet würden. Seit dem Jahre 1724 führte er bis an seinen Tod ein Tagebuch über sein inneres Leben, in welchem er über jede seiner Sünden mit sich ins Gericht ging. Es war natürlich, daß sich der Graf mit gleichgesinnten Beamten umgab. Außer ihnen fanden aber noch zahlreiche andere Gesinnungsgenossen in Berleburg Unterkommen, besonders seit 1724, wo sich dort eine recht eigentlich philadelphische Verbrüderung unter den Erweckten bildete, eine Vorläuferin der Zinzendorf'schen „Brüdergemeinde", von der sie sich aber durch ihre gänzliche Formlosigkeit, ja Ordnungslosigkeit unterschied — ein Umstand, der wieder ihren Verfall nothwendig nach sich zog; weil ohne Ordnung keine Gemeinschaft auf die Dauer bestehen kann. Aus dieser philadelphischen Vereinigung ging damals, 1726—1742, das große Unternehmen der mystischen Berleburger Bibelübersetzung und -erklärung hervor, acht Bände, herausgegeben von dem aus Straßburg nach Berleburg geflohenen gelehrten Magister Johann Heinrich Haug († 1753), den Graf Casimir zu sich auf das Schloß genommen hatte und zeitlebens bei sich behielt. A. Ritschl bezeichnet sie als „das abschließende Document des mystischen Radicalismus und Indifferentismus" (Gesch. d. Pietismus II, 1, 351). Ihr Titel lautet „Die h. Schrift Alten und Neuen Testaments, nach dem Grundtext aufs neue übersehen und übersetzt" u. s. w. (Berleburg 1726). Folio. — Achter Theil (1742). Aber außer den braven, stillen und in sich gekehrten Separatisten sammelten sich auch die Ultras des Pietismus, jene Männer von verwildertem Subjectivismus, die vom Pietismus nur die Kirchenfeindschaft übernommen hatten und nunmehr in gemeine Freigeisterei verfielen, wie Dippel und Edelmann. Aber ihnen allen gewährte der edle Graf in ehrlicher Toleranz Aufenthalt in seinem Lande; er selbst das Muster christlicher Duldsamkeit. Aus seinem Familienleben ist noch zu berichten, daß er in zweiter Ehe mit einer Tochter des Präsidenten des Reichshofrathes v. Wurmbrandt verheirathet war, und daß er in den letzten 16 Jahren seines Lebens körperlich viel gelitten hat; aber solange als möglich, ließ er seinen separatistischen Prediger Tuchfeld in seinem Zimmer vor sich predigen Am 5. Juni 1741 starb er. Es liegt nahe, diesen Grafen mit seinem Gesinnungs- und Standesgenossen Zinzendorf zu vergleichen: Gleich innerlich gerichtet wie Zinzendorf war Graf Casimir weniger begabt, aber auch weniger mit Fehlern belastet als er; auch wollte Graf Casimir als Landesherr seine Regentenpflichten nicht vernachlässigen, während Zinzendorf nur Grundherr war und sich von den damit gegebenen Geschäften möglichst zurückzog. Endlich war Graf Casimir wol ein Begünstiger der Separatisten, aber eine von der Kirche äußerlich losgelöste Gemeinde hat er weder hergestellt, noch hätte er überhaupt dazu die

Hand gereicht. Er blieb ganz auf dem Standpunkte des alten Pietismus, dem es genug war, „ecclesiolae in ecclesia“ zu bilden. In dieser Gesinnung hat der Graf mächtig für die Vertiefung des religiösen Sinnes gewirkt, aber unbewußt auch demjenigen Subjectivismus vorgearbeitet, welcher mit dem Kirchenthum überhaupt brach. Nach seinem Tode trat Berleburg wieder in das alte Gleis kirchlicher Religiosität zurück, da die Begünstigung der Fremden unter seinem Nachfolger aufhörte.

Vgl. Fr. W. Winckel, Aus dem Leben Casimirs, Grafen zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Frankf. 1842. (Daselbst auch das Bild des Grafen.) — Derselbe, Casimir &c. und das religiös-kirchliche Leben seiner Zeit. Bielefeld 1850. — Max Göbel, Gesch. des christl. Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche II (1852), S. 736 ff. (wo die Quellen zur Gesch. Berleburgs aufgeführt sind), III, 85 ff. — Wilh. Bender, Dippel (1882) S. 123 ff. — A. Ritschl, Gesch. des Pietismus II, 1, 351 ff.

P. Tschackert.

Wittich: Christoph W., reformirter Theologe, begeisterter Anhänger des Coccejus und der Philosophie des Cartesius, geboren am 7. October 1625 zu Brieg in Schlesien, † am 19. Mai 1687 in Leiden. Sein gleichnamiger Vater, der Generalsuperintendent des Herzogthums Brieg war, schickte ihn im J. 1642 auf die Bremer Hochschule, um daselbst die Rechte zu studiren. Aber bald gab er dieses ihm allzu trockene Studium auf und wandte sich der Theologie zu, in welcher ihn der berühmte Coccejus mit seiner Foederaltheologie am meisten anzog. Nach vierjährigem Aufenthalte in genannter Stadt bezog er die niederländische Universität Gröningen, wo er der Lieblingsschüler des ausgezeichneten Dogmatikers der reformirten Kirche, des Samuel Maresius wurde, den er mit unermüdlichem Fleiße hörte. In Leiden gewann ihn hierauf Professor Johann de Raei für die Philosophie des Cartesius. Doch blieb W. nur kurze Zeit hier und kehrte 1648 nach Gröningen zurück, um seinen hochgeschätzten Lehrer Maresius noch zwei volle Jahre hören zu können Derselbe bestärkte ihn sehr in seinem Vorhaben, sich dem akademischen Berufe zu widmen, und empfahl ihn bei seinem Abgange 1650 dem Kasseler Theologen Johannes Crocius für einen Marburger Lehrstuhl aufs angelegentlichste. Statt in Marburg bot sich ihm aber ein solcher in dem benachbarten Herborn an. Hier lehrte er mit Johann Clauberg aus Solingen die Philosophie nach Cartesius. Bisher war in Herborn diese Wissenschaft allein nach Ramus vorgetragen worden. Die übrigen Professoren widersetzten sich daher mit Macht solcher Neuerung, ja scheuten sich nicht, in ihren Vorlesungen dagegen zu eifern. Der Fürst Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg verbot daher, die cartesianische Philosophie weiter zu lehren. Clauberg und W. nahmen nun, weil sie diesem Verbote sich nicht fügen wollten, 1652 ihren Abschied, um einem Rufe an die neu zu errichtende Universität Duisburg zu folgen. Weil diese jedoch erst drei Jahre später eröffnet werden konnte, so übernahm W. einstweilen ein Predigtamt an der dasigen reformirten Gemeinde und docirte Theologie am Gymnasium, als dessen Rector Clauberg angestellt wurde. Im J. 1654 erschienen von W. bei Ludwig Elzevir in Amsterdam „Dissertationes duae de S. Scripturae in Philosophicis abusu“, welche im Lager der Theologen eine große Erregung verursachten. Den größten Anstoß nahm man an dem aus den Principien des Cartesius herübergenommenen Copernicanischen Weltsysteme von der Bewegung der Erde. Jede Abweichung von dem Ptolemäischen sah man als ein Vergehen wider die Bibel an. W. wurde daher vor die im Juni 1654 zu Cleve tagende Provinzialsynode der reformirten Kirche des Fürstenthums Cleve zur Rechtfertigung geladen. Diese bedauerte, daß gerade jetzt sein Büchlein erschienen sei, weil es leicht der im

Entstehen begriffenen Hohen Schule zu Duisburg Schaden bereiten könnte. W. dagegen hielt dafür, daß ein Endurtheil über seine Schrift erst gefällt werden könne, wenn eine Conferenz mit ihm gehalten worden wäre. Wenn man ihm aber schriftlich das, woran man Anstoß nehme, ehe die Generalsynode der drei Fürstenthümer Jülich, Cleve, Berg und Grafschaft Mark zusammenkomme, mittheilen würde, so wollte er gerne genugsame Satisfaction geben. Doch sei, erklärte er weiter in der Synode, diese Materie eine philosophische und gehöre also nicht vor ihr Forum. Obschon die Professoren die Acten der ersten Generalsynode, die Orthodoxie zu bezeugen, unterschrieben, sei doch solches mit dem Vorbehalte geschehen, daß sie ihre Professoren-Freiheit sich reservirten und dem Curatorium der Schule allein unterworfen seien, wiewol sie gerne auf die Generalsynode hören wollten, wenn diese mit guten Gründen und Reden darthun würde, daß sie in Glaubenssachen zu weit sollten gehen. Auf der nächsten Provinzialsynode, im Mai 1655 zu Wesel gehalten, erschien W. nicht. Er hatte aber ein Schreiben eingeschickt, worin er erklärte, daß er auf der vorigen Synode schmerzlich habe vernehmen müssen, daß man besonders einen Mißfallen getragen an der von ihm in seiner Schrift gebrauchten Formel: Scriptura de rebus naturalibus saepe loqui secundum opinionem vulgi, non semper secundum accuratam rei veritatem. Er hätte daher diese Formel nunmehr geändert und gebrauche dafür die Redensart: Scripturam fuisse usam formulis receptis etsi niterentur opinionibus erroneis, oder die noch bequemere: Scripturam usurpare phrases phenominis sive apparentiis convenientes. Auf sein Ersuchen wurde die Klage gegen ihn bei der Generalsynode fallen gelassen. Im genannten Jahre, in welchem W. einem Rufe als Professor der Theologie an die neuerrichtete akademische Schule zu Nimwegen folgte, waren mehrere Schriften gegen ihn erschienen, von denen wir hier als beachtenswerth anführen die des damaligen Pastors von Xanten, in der Folge Professors von Duisburg, Peter v. Mastricht: Vindiciae veritatis et Authoritatis Sacrae Scripturae in rebus philosophicis adversus Dissertationes D. Christoph. Wittichii (Ultraj. 1655), und die des Predigers Jacob du Bois zu Leiden: Veritas et Authoritas sacra in Naturalibus et Astronomicis asserta et vindicata. Contra Chr. Wittichii Dissertationes duas etc. (Ultraj. 1655). Zu seiner Vertheidigung gab W. 1656 heraus: „Consideratio theologica de stylo scripturae, quem adhibet cum de rebus naturalibus sermonem instituit", worin er klar nachwies, daß die Bibel in physikalischen Fragen für uns nicht maßgebend sei, da sie über solche in der Anschauungsweise des Volkes sich oft ausdrücke. In Anerkennung seiner Tüchtigkeit hatte ihn die theologische Facultät der Universität Duisburg bei Einweihung derselben am 15. October 1655 zum Doctor der Philosophie promovirt, nachdem er bereits seine Thätigkeit in Nimwegen begonnen hatte. Groß war der Anhang, den W. unter seinen Zuhörern fand. Die Philosophie des Cartesius entsprach dem Geschmacke der studirenden Jugend, ebenso die Foederaltheologie des Coccejus, welche er mit Begeisterung trieb, wie das ein noch vorhandenes Schreiben an diesen aus dem Jahre 1659 bezeugt, worin sich das Geständniß Wittich's findet, daß er aus dessen Tractate de foedere mehr heilsame Lehre geschöpft habe, als aus vielen Bänden anderer. In seiner offenen Weise schrieb er aber auch an Coccejus über das, was er in dessen Schriften für nicht richtig hielt.

W. fand aber auch in Nimwegen als Cartesianer einen mächtigen Widerspruch. Viele Theologen waren der Meinung, durch diese neue Lehrmethode werde die kirchliche Lehre geschädiget und dem Indifferentismus Vorschub geleistet. Schon am 6. October 1656 hatten die Staaten von Holland und Westfriesland, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, verordnet, daß die

Theologie von der Philosophie getrennt würde. Jene sollte allein aus dem Worte Gottes, diese aber aus der gesunden Vernunft der studirenden Jugend beigebracht werden. Würden Fragen aber entstehen, wider welche die Schrift angeführt werden könnte, so sollte es den Philosophen nicht erlaubt sein, diese nach ihren Principien auszulegen, sondern alles, was von Gott in seinem Worte geoffenbaret worden, sollte für das Allergewisseste gehalten werden, obschon die menschliche Vernunft ein Anderes lehre. Daher sollte den Philosophen verboten sein, solche Meinungen zu vertheidigen und die Gedanken des Cartesius weder in Schriften, noch Lectionen oder Disputationen der Jugend vorzutragen. Aber man kann wol Menschen in Kerker legen, die Gedanken aber kann man nicht fesseln. W., welcher im besten Geiste die Theologie nach den Principien des genannten Philosophen lehrte und nicht im entferntesten von der Kirchenlehre abweichen wollte, noch weniger jene mißbräuchlich zur Bekämpfung derselben anzuwenden suchte, mußte sich im J. 1660 vor der Synode von Gelderland verantworten. Er that solches in seiner freimüthigen und bescheidenen Weise, worüber dieselbe sich zufrieden erklärte und dieses in einer Resolution vom August 1661 öffentlich ihm bezeugte. Von da an konnte er unbehelligt seitens der synodalen Factoren seinem Lehramte obliegen.

Während der hochangesehene Professor der Theologie, der Hauptführer der orthodoxen Reformirten der Niederlande in jenen Tagen, G. Voetius, als der entschiedenste Gegner des Cartesius und seiner Anhänger von Anfang an aufgetreten war, hatte ein anderer namhafter Vertreter des strengen reformirten Dogmas, der obengen. S. Maresius zu Gröningen, bisher genannten Philosophen und seine Schule begünstiget nachdem er durch W. für denselben gewonnen ward. Auch mit dem Cartesianer Tobias Andreae in Gröningen war Maresius sehr befreundet, ja er gab sogar nach dem Tode des Cartesius eine apologetische Schrift zu Gunsten desselben heraus. Seine Begeisterung für den Philosophen fing aber an zu zerrinnen, als sein früherer Schüler und nachheriger Freund W. sich eines Tages im J. 1669 in seinen Vorlesungen, welche er über das ausgezeichnete Werk: Maresii Systema Theologicum hielt, erlaubte, seine Zuhörer mit den Stücken bekannt zu machen, in welchen er nach seiner innersten Ueberzeugung nicht mit diesem von ihm sehr geschätzten Werke übereinstimme. Maresius, welcher bald nachher ein solches Dictat zu Gesicht bekam, war darüber so erbost, daß er W. sofort die Freundschaft kündigte und sich mit seinem bisherigen Feinde Gisbertus Voetius versöhnte. Gegen W. veröffentlichte er nun eine sehr leidenschaftlich geschriebene Dissertatio theologica De abusu philosophiae Cartesianae, surrepente et vitando in rebus theologicis et fidei (Groning. 1670). W. schrieb dagegen: „Theologia pacifica, in qua varia problemata theologica inter reformatos theologos agitari solita ventilantur, simul usus Philosophiae Cartesianae in diversis theologiae partibus demonstratur, et ad Dissertationum Celeb. Viri, Sam. Maresii, de abusu philos. Cartesianae in rebus theologicis et fidei modeste respondetur“ (Lugd. Bat. 1671). In einem sehr bescheidenen Tone vertheidigt W. in dieser Schrift seine Bemerkungen zu dem Systema des Maresius und rechtfertigt seine theologische Stellung. Sein Gegner hatte sich vergeblich alle Mühe gegeben, sobald er von dem Drucke der Theologia pacifica hörte, denselben zu vereiteln, indem er sich an das Curatorium der Nimweger Schule wandte. Allein er kam zu spät. Kurz darauf folgte W. einem Rufe an die Universität Leiden, wo er am 10. November 1671 als Professor der Theologie eingeführt wurde. Auch in Leiden, wo Abraham Heidanus der Jüngere unter den Theologen ihm als Gesinnungsgenosse treu zur Seite stand, blieb er wegen seiner Richtung nicht unangefochten. Denn auch hier war die Opposition gegen die cartesianisch-coccejanischen Theologen, besonders infolge der durch dieselben erregten Streitig-

keiten über das Sabbathgebot, worüber sie allzu laxe Grundsätze hegten, eine sehr starke. Auch tadelte man es sehr, daß sie die Theologie und Philosophie nicht genug auseinander hielten, sondern stets vermengten. Ihre Gegner setzten es daher bei dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien, dem neuen Statthalter von Holland, bei welchem jene als seine politischen Feinde und Anhänger de Witt's galten, durch, daß unterm 16. Januar 1676 dem Senate der Universität Leiden ein Decret zur Handhabung mitgetheilt wurde, worin zwanzig Sätze, unter Androhung der Absetzung, den cartesianisch gerichteten Theologen zu lehren verboten wurden. Die aufs tiefste gekränkten Theologen schickten eine schriftliche Vertheidigung ihres Standpunktes ein. Da man dieselben ihnen zurücksandte, beschlossen sie, an das Publicum zu appelliren. Heidanus gab Consideratien over eenige saecken onlonx voorgevallen in de Univ. binnen Leyden 1676 heraus, worüber er abgesetzt wurde. W. schwieg und blieb, weshalb man ihn den Vorsichtigen nannte. Wenn er aber auch der vorgesetzten Behörde gegenüber in jener kriegerischen und politisch hocherregten Zeit zu schweigen für gut fand, so blieb er doch den persönlichen Gegnern gegenüber nicht stumm. Maresius griff ihn, entrüstet über seine Theologia pacifica, die einen ungemeinen Beifall fand, so daß 1683 schon die 3. Auflage mit einem Appendix erschien, in der 9. Ausgabe seines Systema 1673 in Annotationes scharf an; ebenso in einer Separatschrift, betitelt: Indiculus praecipuarum controversiarum contra Christophori Wittichii theologiam pacificam, worin er ihm 353 Ketzereien vorwarf. Der Voetianer Leonhard van Rijssen, Pastor zu Heusden, beschuldigte ihn in Dootstuypen der Cartesianen en Coccejanen. Utr. 1677 sogar 559 Ketzereien. In höchst würdigem und ruhigem Tone schrieb W. hierauf seine „Theologia Pacifica Defensa", an deren Herausgabe ihn der Tod hinderte. Auf Betreiben seines einzigen Bruders Tobias, eines Advocaten und brandenburgischen Residenten zu Aachen, erschien dieselbe 1689. Ein anderes nach seinem Tode herausgegebenes Werk: „Anti-Spinoza" (1690) ist gegen die Ethik Spinoza's gerichtet. Irrthümlich wird hier und da ihm der Vorwurf vindicirt, welcher seinen Neffen Jacob W., Professor der Philosophie zu Duisburg, wegen seiner Dissertatio de natura Dei, traf, er sei ein Anhänger Spinoza's, worüber dieser, tief verletzt, sein Amt aufgab.

W. hat sich keineswegs mit der Lehre seiner, der reformirten Kirche, in Gegensatz gesetzt. Die herkömmliche Trinitätslehre hat er sogar mit aller dogmatischen Schärfe gegen die Socinianer in seiner „Causa Spiritus Sancti" (Lugd. Bat. 1678) vertheidigt. Ebenso wird seine kirchliche Rechtgläubigkeit durch seine „Exercitationes Theologicae et Oratio de oraculorum divinorum veritate et gentilium falsitate" (Lugd. Bat. 1682) u. a. documentirt. Was in seinen Schriften und in seiner Theologie von vielen seiner Zeitgenossen bekämpft wurde, ist hauptsächlich sein Streben, systematisch sein Lehrfach darzustellen und wissenschaftlich zu begründen. In diesem seinem redlichen Streben, welches als eine bisher unerhörte Neuerung Anstoß erregte, verfiel er aber auch in die Fehler des Coccejus, welcher in der Auslegung der h. Schrift, besonders des Alten Testamentes, der Typologie einen zu weiten Spielraum ließ. Unter den cartesianisch-coccejanischen Theologen seiner Zeit ist W. wol der begabteste und hervorragendste als ein gründlich philosophisch und theologisch geschulter Gelehrter, weshalb man ihn auch den Sokrates seines Zeitalters genannt hat.

Seine Schriften, von denen die hauptsächlichsten oben genannt sind, hat Kok, Vaderland. Woordenboek, ebenso van der Aa, Biogr. Woordenboek aufgeführt. Letzterer macht auf die Seltsamkeit derselben aufmerksam. Für die Kenntniß der Geschichte der Theologie und kirchlichen Bewegung ihrer Zeit sind sie sehr lehrreich, ja unentbehrlich.

Außer Kok und van der Aa Kurze biogr. Nachrichten der vornehmsten schlesischen Gelehrten. Grottkau 1788. — Joh. Bertlingii Seminarium totius naturalis sapientiae. 1685. — J. A. v. Recklinghausen, Reformationsgesch. der Länder Jülich, Berg, Cleve und Meurs III. 1837. — W. Hesse, Beiträge z. Gesch. der früheren Universität in Duisburg. Duisburg 1879. — M. Siegenbeek, Gesch. der Leidsche Hoogeschool. Leid. 1829 u. 1832. — Glasius, Godgel. Nederland. — Christ. Sepp, Het Godgel. Onderwijs in Nederland ged. de 16. en 17. eeuw. II. — A. van der Linde, Spinoza. Gött. 1862. — Preußische Zehenden I. Königsb. 1748. — Friedr. Lucae, Europ. Helicon. — Großes vollständ. Universal-Lexicon. — J. G. Walch, Einleitung in d. Religionsstreit. außer der luth. Kirche III, V. — Fr. Spanhemii opera II. — Kuno Fischer, Gesch. d. neueren Philos. I, 2. Theil. — Dorner, Gesch. d. protestant. Theologie. — Archivalisches.

Cuno.

Wittich: Johannes W., geboren 1537 zu Weimar, studirte zu Jena und Wien Medicin, war dann praktischer Arzt in Sangerhausen, Eisleben und bei dem Grafen von Mansfeld und war vom Jahre 1578 an Hof- und Stadtmedicus beim Grafen von Schwarzburg in Arnstadt. Hier lebte er bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Er hat eine Reihe medicinischer und naturwissenschaftlicher Werke geschrieben, die Jöcher aufzählt, auch solche aus fremden Sprachen übersetzt und herausgegeben. Außer diesen veröffentlichte er ein Erbauungsbuch für Kinder: „Ecclesia domestica Wittichiana, wöchentliche Kinderübung betreffend den Morgen- und Abendsegen, das Benedicite und Gratias u. s. f.“; dieses Werk erschien zu Erfurt 1587 in 8° und ist mit einer aus Arnstadt am 1. Januar 1587 datirten Zuschrift an die Grafen Johann Günther und Christian Günther (von Schwarzburg) versehen.

Jöcher IV, Sp. 2034. — Goedeke, 2. Aufl., II, S. 197, Nr. 109. — Wackernagel, Bibliographie, S. 417. l. u.

Wittich: Friedrich Wilhelm Ludwig von W., königlich preußischer Generallieutenant, am 15. October 1818 zu Münster in Westfalen geboren und im Cadettencorps erzogen, aus welchem er am 15. August 1835 als Secondlieutenant zum 1. Infanterieregimente nach Königsberg i. Pr. kam, besuchte von 1840—1843 die allgemeine Kriegsschule und ward dann seit dem Jahre 1844 mit Ausnahme einer nicht ganz einjährigen Unterbrechung, während deren er 1856—57 Compagniechef im 34. Infanterieregimente war, zuerst in der höheren Adjutantur und darauf im Generalstabe verwendet, zuletzt als Oberst und Chef des Generalstabes des 5. Armeecorps unter General v. Steinmetz. Als solcher machte er den Krieg von 1866 in Böhmen mit und erwarb den Orden pour le mérite. Nachdem er am 20. Juli 1867 das Commando der 5. Infanteriebrigade zu Stettin erhalten hatte und am 22. März 1868 zum Generalmajor befördert worden war, wurde er am 22. Mai d. J. zu den Officieren von der Armee versetzt und gleichzeitig behufs Verwendung als Brigadecommandeur dem Großherzoge von Hessen zur Verfügung gestellt, bei dessen Truppen die preußischen Normen zur Einführung gelangen sollten. Am 1. Juni übernahm er das Commando der 50., daneben im Frühjahr 1870 auch das der 49. Infanteriebrigade und führte letztere bei Beginn des Krieges gegen Frankreich unter dem Prinzen Ludwig von Hessen im Verbande der großherzoglich hessischen (25.) Division, welche zum IX. Armeecorps unter General v. Manstein stieß, in das Feld. Nachdem er an ihrer Spitze an den Augustkämpfen vor Metz und an der Einschließung der Festung theilgenommen hatte, ward er am 20. September zum Commandeur der vorher vom Generallieutenant v. Gersdorff befehligten 22. Infanteriedivision ernannt. Schon am 16. August hatte er erfolgreich in die Schlacht

von Vionville-Mars la Tour eingegriffen und am 18. August bei Gravelotte-Saint Privat im Verbande der Division dazu beigetragen, daß das Bois de la Cusse den ganzen Tag über im blutigen Ringen gehalten wurde; der Wechsel seiner Stellung aber gab ihm Gelegenheit seine vortrefflichen Führereigenschaften in noch glänzenderer Weise zu verwerthen und wiederholt einen selbständigen Einfluß auf den Gang der Ereignisse auszuüben. Aus der Einschließungslinie von Paris wurde er am 6. October unter General von der Tann gegen Orléans entsandt, die Wahl der Heeresleitung hatte den richtigen Mann getroffen. Nachdem er am 10. bei Artenay und am 11. vor Orléans gefochten hatte, erhielt er am 15. den Auftrag, im Vereine mit der 4. Cavalleriedivision über Châteaudun nach Chartres vorzugehen, um die Belagerungstruppen vor Paris gegen Angriffe von Westen her zu sichern. Am 18. erstürmte er nach heftiger Gegenwehr die erstgenannte Stadt, am 21. capitulirte die zweite, dann blieb W. in der besetzten Gegend stehen, bis das am 9. November gelieferte Treffen von Coulmiers ihn wieder nach Süden rief und er gleich darauf dem mit dem Oberbefehle über eine gesonderte Heeresabtheilung betrauten Großherzoge Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin unterstellt wurde. Nachdem er zunächst an dem von diesem gegen Westen gemachten Luftstoße theilgenommen hatte und die Abtheilung sodann dem Prinzen Friedrich Karl untergeordnet war, rückte diese zu dem zweiten Angriffe auf Orléans von neuem gen Süden. Der 2. December, an welchem W. in dem von ihm selbständig geführten Gefechte von Poupry einen schönen Erfolg davontrug, war sein Hauptruhmestag und an den darauf folgenden Kämpfen um Beaugency hatte er bedeutenden Antheil. Auch beim Vormarsche gegen le Mans und den dabei vorfallenden Gefechten konnte er noch gute Dienste leisten, als dann aber das 13. Armeecorps, wie die Armeeabtheilung jetzt hieß, sich nach Norden auf Rouen wandte, erkrankte er am 21. Januar an den Blattern, ließ sich nach Versailles bringen und übernahm hier am 27. Februar von Neuem das Commando seiner dahin abgerückten Division, mit welcher er am 1. März in Paris einzog. Während des Communeaufstandes hielt er die Forts Romainville, Noisy und Rosny besetzt. Nach Friedensschluß blieb er zunächst an der Spitze der 22. Division in Kassel, vertauschte diese Stellung aber, nachdem er am 18. August 1871 zum Generallieutenant befördert worden war, am 22. März 1872 mit der gleichen an der Spitze der 31. Division zu Straßburg i. E., bat bald nachher um seinen Abschied, welcher ihm am 12. April 1873 bewilligt wurde, und widmete sich nun, nebenbei als Abgeordneter am parlamentarischen Leben sich betheiligend, der Bewirthschaftung seines Gutes Siede bei Berlinchen in der Neumark, wo er am 2. October 1884 gestorben ist. Sein Name wurde am 27. Januar 1889 von Kaiser Wilhelm II. für alle Zeiten dem 3. hessischen Infanterieregimente Nr. 83 verliehen, welches 1870/71 der 22. Infanteriedivision angehört hatte.

W. war durch und durch Soldat; mit allen Zweigen seines Berufes auf das genaueste bekannt, energisch und tapfer, wortkarg und unzugänglich, aber warmherzig und bieder. Hauptmann Fr. Hoenig kennzeichnet seine Persönlichkeit in „Der Volkskrieg an der Loire", III. Bd., 1. Theil, S. 214 (Berlin 1896), vornehmlich auf Grund der von W. in diesem Theile des Feldzuges gespielten Rolle, indem er ihn einen der vielseitigen Generale nennt, die sich als gleich vertraut mit den Obliegenheiten des Adjutanten und des Generalstabsofficiers wie des Truppendienstes und mit den Verrichtungen der Verwaltungsbeamten erwiesen hätten. W. war ein hervorragender Taktiker, unternehmend, kühn im Entschlusse und zäh in der Ausführung, streng im Dienste, nur selten mittheilsam, selbstbewußt, ein unbequemer Untergebener, wenig liebenswürdig im Umgange, aber voll Fürsorge für die Truppe, gerecht, unparteiisch und ohne Vorurtheile.

Seine Division gehörte zu den bestgeführten und bestverwalteten und seine Vorgesetzten konnten jederzeit mit Sicherheit auf ihre Dienste rechnen. Sie war es, welche schon während des Krieges wegen ihrer Marschleistungen den später auch von anderen beanspruchten Beinamen der Kilometerdivision führte. Weitere Beiträge zu Wittich's Charakteristik enthalten, aus berufenen Federn stammend, Nr. 85 und Nr. 89 des Militärwochenblattes vom Jahre 1884.

v. Löbell, Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, Jahrg. 1884, Berlin. — L. v. Wittich, Aus meinem Tagebuche 1870/71, Kassel 1872 (rein sachlich, mit Ausschluß alles Persönlichen, ein Abbild der Eigenart des Verfassers). B. Poten.

Wittich: Paul W., Astronom, lebte in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts (genauere Daten unbekannt). Von W. weiß man nur so viel mit Sicherheit, daß er aus Breslau stammte, um 1580 bei Tycho Brahe auf der Insel Hveen sich aufhielt und das, was er dort in astronomischer Beobachtungskunst gelernt hatte, nachmals in Kassel als Beobachter des Landgrafen Wilhelm IV. verwerthete. Daß er späterhin Professor in Wittenberg geworden sei, wie Mädler andeutet, scheint sich nicht beweisen zu lassen. An seinen Namen knüpft sich eine für den astronomischen Kalkul nicht unwesentliche Neuerung, die der „Prosthophäresis", welche vielleicht Tycho zuerst ausgedacht, W. aber jedenfalls bekannter gemacht hat. Seit Erfindung der Logarithmen rechnet man weit lieber mit Producten als mit Summen; vorher jedoch verhielt es sich gerade umgekehrt, und W. zeigte eben, auf welche Weise man das schwer auszuwerthende Product zweier Sinus durch eine Summe oder Differenz zweier anderer Sinus darstellen könne. Dahingestellt bleibt, ob er selbst, ob Tycho der Erfinder war, nach v. Braunmühl ist die Methode noch älter.

Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 348. — Mädler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit, 1. Bd., Braunschweig 1873, S. 203. Günther.

Wittich: Rudolf August Theodor W., königlich preußischer Generallieutenant, einer der Vorkämpfer für die in den Einigungskriegen geübte taktische Verwendung der Infanterie, wurde am 26. März 1812 zu Berlin geboren und, da sein Vater, welcher Artilleriehauptmann war, schon während der Befreiungskriege einer tödtlichen Verwundung erlegen war, im Cadettencorps erzogen, aus welchem er am 29. Juli 1829 als Secondlieutenant zum 17. Infanterieregimente nach Wesel kam. Nachdem er zur allgemeinen Kriegsschule commandirt gewesen und in Adjutantenstellungen verwendet worden war, machte er, seit dem 10. April 1848 Hauptmann, als Compagniechef den Feldzug vom Jahre 1849 in Baden mit, wo er sich besonders am 21. Juli bei Waghäusel auszeichnete und den Rothen Adlerorden 4. Classe erwarb. Die gemachten Erfahrungen begann er sodann litterarisch zu verwerthen, namentlich schrieb er eine Aufsehen erregende kleine Schrift „Das Fähnlein oder die Compagnie als taktische Einheit" (Wesel 1849), welcher (Düsseldorf 1853) eine zweite „Zur Taktik des leichten Perkussionsgewehrs" folgte. 1855 gehörte er der mit Ausarbeitung einer Schießinstruction für das Zündnadelgewehr betrauten Commission an; nachdem diese ihre Aufgabe erledigt hatte, ward er zum Major befördert. 1861 erhielt er als Oberst das Commando des 5. pommerschen Infanterieregiments Nr. 14, bei Beginn des Krieges von 1866 das der 20. Infanteriebrigade, aus den Regimentern Nr. 37 und 50 bestehend, welche er, dem V. Armeecorps unter General v. Steinmetz und der 10. Division unter General v. Kirchbach angehörend, im böhmischen Feldzuge mit hohem Ruhme und großem Erfolge, am 27. Juni bei Nachod, am 28. Juni bei Skalitz und am 29. Juni bei Schweinschädel führte. Dem Feldzuge der Jahre 1870/71 mußte er fernbleiben, da sein Gesundheits-

zustand ihn zu Anfang des Jahres 1870 genöthigt hatte, um seine Verabschiedung zu bitten, welche am 9. Juli bewilligt war. Gleichzeitig hatte er den Charakter als Generallieutenant erhalten. Als der Krieg erklärt war, wurde W. dem Stabe des Generals Vogel v. Falckenstein zugetheilt. Nach Friedensschluß lebte er, mit regem Interesse den Fortschritten der Ausbildung des Heeres für den Dienst im Felde folgend und in militärischen Zeitschriften diesem Interesse Ausdruck gebend, zu Coburg, wo er am 1. December 1886 gestorben ist.

Militär-Wochenblatt Nr. 105, Berlin 1886.

B. Poten.

Wittich: Wilhelm von W., hervorragender Physiologe des 19. Jahrhunderts, wurde am 21. September 1821 zu Königsberg i. Pr. geboren, widmete sich hier seit 1841, später in Halle dem Studium der Heilkunde, wo er 1845 mit der Inauguralabhandlung betitelt: „Observationes quaedam de aranearum ex ovo evolutione“ die Doctorwürde erlangte. Im folgenden Jahre ließ er sich als Arzt in seiner Heimathstadt nieder und beschäftigte sich während der Muße, welche ihm die Praxis ließ, speciell mit anatomischen Untersuchungen. Bald jedoch gab er sowol diese, wie die praktische Thätigkeit auf und wandte sich auf Anregung von Helmholtz ausschließlich der Physiologie zu. Er habilitirte sich 1850 für dies Fach, hielt zuerst mit großem Erfolge histologische Curse und wurde 1854 außerordentlicher Professor. Bereits im folgenden Jahre, nachdem Helmholtz nach Bonn berufen war, hatte W. das Glück, als dessen Nachfolger in die ordentliche Professur hinaufzurücken und zum Director des physiologischen Instituts ernannt zu werden. In dieser Stellung war er bis zum Jahre 1882 thätig, wo er wegen schwerer Krankheit sein Lehramt aufgeben mußte. W., der am 22. November 1882 starb, gehört zu den bedeutendsten Physiologen des laufenden Jahrhunderts und hat eine ganz umfassende schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, seine Specialwissenschaft durch eine Reihe nicht unbedeutender Beiträge bereichert. Die Zahl der von W. veröffentlichten Abhandlungen beträgt außer den in den letzten Lebensjahren gelieferten anthropologischen Arbeiten mehr als 50. Die meisten davon sind als Aufsätze in Virchow's Archiv, ferner in Pflüger's Archiv, einige bereits in Joh. Müller's Archiv publicirt. Ein Theil beschäftigt sich besonders mit der Verdauungsphysiologie. Lange Jahre war W. Referent über einen Abschnitt der Physiologie in den von Virchow und Hirsch herausgegebenen Jahresberichten über die Fortschritte und Leistungen in der gesammten Medicin.

Biogr. Lexicon von Hirsch und Gurlt, Bd. VI, 308.

Pagel.

Wittig: August W., Bildhauer, arbeitete sich aus sehr beschränkten Verhältnissen zu einer bedeutenden Künstlerstellung empor. Als Sohn mittelloser Eltern in Meißen am 23. März 1823 geboren, konnte er zu seiner Ausbildung nur die Volksschule besuchen und mußte nachher gleich als Steinmetz sich seinen Unterhalt selbst erwerben. Doch da seine ungewöhnliche Begabung für die Bildhauerei von wohlhabenden Gönnern bald erkannt wurde, so fand er nach kurzem durch ihre Vermittlung Aufnahme in die Dresdener Kunstakademie. Er trat hier in das Atelier Rietschel's ein, der sich seiner mit besonderem Interesse annahm. In den Arbeiten des Schülers zeigte sich aber auch eine deutliche Beeinflussung der mächtigen Persönlichkeit Hähnel's, der durch seine herbere Kunstweise dem geläuterten Realismus Rietschel's gegenüber in Dresden eine Sonderstellung einnahm.

Schon durch seine erste Arbeit, mit der W. 1846 an die Oeffentlichkeit trat, ein Relief „Der Raub des Hylas“, erwarb er sich bei allseitiger Anerkennung den Auftrag zu zwei weiteren Reliefs, den Gartenbau und die Land-

wirthschaft darstellend, für ein Landhaus in Leipzig bestimmt. Eine seiner nächsten Arbeiten, die Broncegruppe „Siegfried's Abschied von Chriemhild" trug dem Glücklichen seitens der Akademie das Stipendium für Rom ein. Nun schien der dornenvolle Pfad zur Höhe des Ruhms hindernißlos vor ihm zu liegen. Auf dem Wege nach Rom nahm er zunächst noch einen längeren Aufenthalt in München und entwarf hier die Skizze zu einer „Caritas", um diese Gruppe in Rom zur Ausführung zu bringen. Reiche Anregung schöpfte er in München auch aus dem persönlichen Verkehr mit Genelli und Moritz v. Schwind, sowie aus den monumentalen Malereien von Cornelius. In Rom, wo er im Herbst 1849 eintraf, vollendete er zunächst die „Caritas", welche in Dresden eine so gute Aufnahme fand, daß der akademische Senat sein Stipendium noch um ein Jahr verlängerte. Nun modellirte er zwei Pendantreliefs „Ganymed, den Adler speisend" und „Hebe, den Pfau der Juno fütternd". Nach Beendigung dieser Arbeiten begann er eine große Einzelfigur, einen Mann darstellend in voller Jugendkraft, der auf der Jagd seine Beute erblickt und nach Pfeil und Bogen greift, um sie zu erlegen. Ein Gipsabguß dieser vortrefflichen Studie nach dem Leben befindet sich im Krystallpalaste zu London unter den Werken moderner Sculptur. Die Caritasgruppe, ein Werk voll natürlicher Anmuth, wurde für Meißen in Bronce gegossen.

Die Höhe seines Schaffens erreichte er mit der herrlichen Gruppe „Hagar mit dem verschmachtenden Ismael im Schoße", die eine durchaus harmonische Linienführung und eine edle Ausdrucksweise zeigt und unter die besten Bildhauerwerke der Neuzeit eingereiht zu werden verdient. Das fertige Modell wurde im Januar 1854 in Gips gegossen, aber so sehr sich der Künstler danach sehnte, die Ausführung in Marmor vornehmen zu können, so wurde dieser Wunsch ihm doch erst zwanzig Jahre später erfüllt, als er die Gruppe für die Nationalgalerie in Berlin in Marmor vollenden durfte. Im Auftrage der Gräfin Dohna-Dönhoffstädt führte er schon früher, 1857 ein Relief der Grablegung Christi in Marmor aus und lieferte auch in dieser Arbeit ein vorzügliches Kunstwerk.

Die längste Zeit seines Lebens beschäftigte ihn eine Gruppe der Pietà für Herrn v. Bethmann-Hollweg. Er begann dieselbe 1858 in Rom und wollte sie auch dort, als er 1862 einen Ruf als Professor an die Düsseldorfer Kunstakademie erhielt, vor seiner Uebersiedelung noch vollenden. Infolge dessen trat er erst 1864 seine neue Stellung an, aber in Düsseldorf zerschlug er bald das Modell der Pietà, weil es seinen Ansprüchen nicht mehr genügte. Dieser Unzufriedenheit mit seiner Leistungsfähigkeit mußte auch ein zweites Modell zum Opfer fallen und erst eine dritte Ausführung derselben Gruppe ließ er, ermüdet und resignirt, bestehen, obwol sie seinen übertriebenen Anforderungen ebenso wenig oder vielleicht noch weniger entsprach wie die vorhergehenden.

Neben der Ausübung seiner Lehrthätigkeit, die seine Zeit bedeutend in Anspruch nahm und seine schöpferische Arbeit wesentlich hemmte, führte er noch einige weniger umfangreiche Werke aus, so die beiden Kolossalbüsten des Directors Wilhelm v. Schadow und von Peter v. Cornelius, die erstere 1869 in Bronce auf dem Schadowplatze in Düsseldorf, die letztere in der Berliner Nationalgalerie aufgestellt. Einige künstlerische Entwürfe, wie der zu einem Grabmal des Grafen Dohna, ferner zu einem Siegesdenkmal, zu Apostelfiguren und Karyatiden blieben unausgeführt. Andere fast fertige Arbeiten gingen bei dem Brande der Akademie 1872 zu Grunde. So wurde sein Lebensabend durch manche trübe Erfahrung, durch vieles Mißgeschick umwölkt und zu den inneren Aufregungen gesellten sich auch noch körperliche Leiden, besonders asthmatische Beschwerden, die sich seit 1882 eingestellt hatten. Am 20. Februar 1893 wurde er von aller irdischen Trübsal durch den Tod befreit. Eduard Daelen.

Wittig: Bartholomäus W., Maler, soll um 1610 in Oels i. Schl. geboren sein. Er ließ sich später als reifer Künstler in Nürnberg nieder, wo er im J. 1684 starb. Er malte Genrebilder und historische Darstellungen aus der Geschichte seiner Zeit. In der kaiserlichen Gemäldesammlung zu Wien kann man ein mit der Jahreszahl 1640 versehenes Gemälde von seiner Hand sehen, das „ein nächtliches Gastmahl" darstellt. In der Burg zu Nürnberg befindet sich Wittig's Schilderung der Feier des westfälischen Friedensschlusses vom Jahre 1648, welchen Gegenstand er im folgenden Jahre für das Nürnberger Rathhaus noch einmal als Nachstück malte.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexicon XXII, 5. München 1852. — Kunsthistorische Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß von Eduard R. v. Engerth, III, 249, 250. Wien 1886. H. A. Lier.

Wittmann: Georg Michael W., Bischof von Regensburg, geboren am 22. Januar (nach anderer Angabe am 23. Januar) 1760 auf dem sog. Finkenhammer, einem Eisenhammergut in der Nähe von Pleystein in der Oberpfalz, † zu Regensburg am 8. März 1833. Der von seinen frommen Eltern gottesfürchtig erzogene Knabe zeigte schon frühzeitig die Neigung zum geistlichen Berufe und wurde deshalb zum Studium bestimmt. Von dem Pfarrer des benachbarten Ortes Miesbrunn in den Anfangsgründen des Lateinischen vorbereitet, kam er im October 1769 nach Amberg in die städtische Lateinschule, nach Ablauf eines Jahres in das dortige Jesuitengymnasium, dessen Classen er während der nächsten fünf Jahre absolvirte, nachdem inzwischen der Orden aufgehoben und die Lehrer aus demselben zum Theil durch Benedictiner ersetzt worden waren. Im October 1775 ging W. an das Lyceum von Amberg über, wo er während der beiden nächsten Jahre Philosophie studirte und im ersten Semester des Studienjahres 1777/78 das Studium der Theologie begann. Nach Ostern 1778 ging er von da an die Universität Heidelberg über, da er in dem dortigen Seminarium Carolinum unentgeltliche Aufnahme finden konnte. Neben dem Studium der Theologie setzte er hier im ersten Jahre auch die philosophischen Studien fort und erlangte im J. 1779 die philosophische Doctorwürde. Eine Erholungsreise, die er im Herbste des gleichen Jahres nach schwerer Krankheit machte, gab ihm Gelegenheit, fremde Städte (Frankfurt, Mainz, Coblenz, Bonn, Köln) und Sitten kennen zu lernen. Nachdem er sodann in den folgenden Jahren mit dem gleichen unermüdlichen Fleiß, durch den er sich schon als Gymnasiast ausgezeichnet hatte, seine theologischen Studien vollendet und dabei mit besonderem Eifer das Studium der heiligen Schrift und der hebräischen Sprache betrieben hatte, empfing er zu Speier die Weihen bis zum Diakonat, und nach der Rückkehr in die heimathliche Diöcese und der näheren Vorbereitung im Seminar zu Regensburg dort die Priesterweihe am 21. December 1782. Am 6. Januar 1783 feierte er in seinem Heimathsorte Pleystein seine Primiz. Während der nächsten fünf Jahre war er nach einander in mehreren ländlichen Gemeinden als Hilfspriester thätig. Im October 1788 berief ihn der Fürstbischof von Regensburg als Subregens an das bischöfliche Clericalseminar. Damit war auch eine theologische Professur am bischöflichen Lyceum verbunden. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich auf die verschiedensten Fächer, regelmäßiger Weise aber und bis in seine letzten Jahre hauptsächlich auf Exegese und orientalische Sprachen und auf Liturgik. Dabei setzte er immer, so viel es ihm seine praktischen Amtsgeschäfte erlaubten, seine Studien fort und erweiterte seine umfassende und vielseitige Belesenheit, die er sich durch Anlegung von umfangreichen Excerptenbänden nutzbar machte. Seine Lehrthätigkeit charakterisirt einer seiner bedeutendsten Schüler, der nachmalige Fürstbischof Melchior von Diepenbrock, in der Trauerrede, die er als

Domcapitular auf W. hielt, so: „Seine Vorträge über Moral, Casuistik, Liturgie und Schrifterklärung zeugten von seiner seltenen Belesenheit und Wissenschaft und seinem hellen Blicke, und merkwürdig bewies seine überraschende Originalität, in wie hohem Grade sich freies, selbständiges Denken mit strengster Rechtgläubigkeit vereinigen lasse.“ Ueber den persönlichen Einfluß des verehrten Lehrers und Vorstandes auf die Zöglinge sagt derselbe: „Mehr als alle Lehrvorträge, Ermahnungen und Uebungen wirkte bei den Zöglingen des Mannes eigene Persönlichkeit, das ihm unverkennbar innewohnende, aus allen Handlungen sich offenbarende, in ihm gleichsam verkörperte geistliche Princip: sein lebendiger, unerschütterlicher Glaube an Christus und an die weltbesiegende Macht seines Reiches, sein Durchdrungensein von dem tiefen, geheimnißvollen Sinne aller kirchlichen Anstalten und Gebräuche, seine sich hingebende Liebe, seine heldenmüthige Selbstüberwindung und Abtödtung, seine Demuth, Innigkeit und Gebetsliebe. Wahrlich, im täglichen Umgange mit einem solchen Manne mußte jeder Funke geistlicher Empfänglichkeit, und wenn er noch so tief versteckt lag, in den Jünglingen geweckt werden.“ In den ca. 45 Jahren seiner Wirksamkeit am Seminar, zuerst als Subregens und später als Regens, hat W. den ganzen Clerus erzogen, der bis zu Sailer's und seinem Episcopat in der Diöcese thätig war, so daß er „mit Recht in einem mehr als bildlichen Sinne der geistliche Vater dieses Bisthums genannt werden“ konnte (Diepenbrock). Statt seiner in den ersten Jahren manchmal unternommenen Ferienreisen verließ er seit 1800 Regensburg nur noch, um sich mitunter im Herbst auf einige Tage in eine Einsiedelei zu Frauenbrünnl bei Abbach zurückzuziehen und sich hier in einer durch nichts gestörten inneren Sammlung, in Gebet, Selbstprüfung und Studium der heiligen Schrift, aufs neue für seinen Beruf zu stärken. Im Herbst 1802 wurde W. zum Regens des Seminars und zum geistlichen Rath ernannt. Nach dieser Uebernahme der selbständigen Leitung des Seminars sprach er seine Grundsätze für dieselbe öffentlich aus in seiner Schrift: „Nachrichten vom geistlichen Seminarium in Regensburg“ (Regensburg 1803). Im J. 1804 wurde ihm dazu auch die Verwaltung der Dompfarrei übertragen, welche große Pfarrei, zu der auch das am andern Donauufer liegende Stadtamhof gehörte, er bis zum Jahre 1829 behielt und mit drei, später vier Cooperatoren mit großem Eifer und selbstverleugnender Hingabe versah, und zwar bis zum Jahre 1822 ohne irgend einen Gehalt. Mit besonderer Sorgfalt nahm er sich der Armen und Elenden an, denen er mit Rath und That in leiblichen und geistlichen Nöthen beistand, wie er auch von seinem Einkommen soviel als nur immer möglich für wohlthätige Zwecke hingab. Vorzüglich ließ er sich auch die christliche Erziehung der Jugend angelegen sein, wie er denn neben allen seinen andern Berufsgeschäften mehrere Jahre lang in allen Classen selbst den Religionsunterricht ertheilte. Bei dem großen Brande Regensburgs am 23. April 1809 half und rettete er wo er konnte. Er selbst überließ, als der Brand auch das Seminargebäude ergriff, seine werthvolle Bibliothek und seine Manuscripte den Flammen, um anderwärts zu helfen, und rettete nur die Pfarrbücher und sein Brevier. Die Ereignisse dieses Tages beschrieb W. in seiner „Nachricht vom Brande des erzbischöflichen Seminariums zu Regensburg, den 23. April 1809.“ Das Seminar litt längere Zeit an den Folgen der Zerstörung des Gebäudes, und es war Wittmann's Bemühungen zu verdanken, daß dasselbe überhaupt fortbestand. Als im J. 1813 das Militärlazareth von typhuskranken Franzosen überfüllt war, ließ er sich die Seelsorge in demselben übertragen und wurde selbst von der Krankheit ergriffen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Im J. 1821 wurde W. zum Kanonikus an dem neu constituirten Domcapitel ernannt. Als

es sich im J. 1828 darum handelte, ihn dem altersschwachen Bischof Johann Nepomuk v. Wolf und dem Coadjutor Sailer als Weihbischof zur Seite zu stellen, suchte er lange dies von sich abzulehnen, weil er selbst schon zu alt sei und sich nicht mehr rüstig genug fühle, bis er endlich dem wiederholten Zureden seiner Oberen nachgab. Am 28. Juni 1829 empfing er die bischöfliche Consecration, mit dem Titel eines Bischofs von Comana, welcher Titel später in den eines Bischofs von Miletopolis in Bithynien geändert wurde. „Da sah das Bisthum Regensburg," sagt Diepenbrock im Anschlusse daran, „zwei der ausgezeichnetsten Lichter der katholischen Kirche in Deutschland (Sailer und W.) als Bischöfe auf seinem Leuchter. Sie hatten sich schon lange zuvor gekannt und als Freunde geliebt; denn wie sehr sie auch durch angeborene Eigenthümlichkeit, durch frühere Lebenswege und Schicksale, durch Beruf und Stellung verschieden waren, es war dennoch Ein Streben, Ein Ziel, Ein Glaube, Eine Liebe, die sie vereinigte, die sie einander innerlich nahe brachte, noch ehe sie äußerlich sich nahe geworden. Der Eine von jeher mehr auf den offenen Schauplatz der Welt hingestellt, ins Weite zu wirken, der Andere durch seine Stellung auf einen engeren Kreis zu mehr intensiver Wirksamkeit angewiesen, arbeiteten sie Beide für Gottes Reich, kämpften Beide gegen Unglauben, Weltsinn und Finsterniß; der Eine ein Johannes, der Jünger der Liebe, mit dem zahmen Vöglein im Schoße, der Andere ein Jacobus der Gerechte, mit den Kameelschwielen an den Knien, vom unaufhörlichen Beten im Tempel; denn das Christenthum vernichtet nicht die geistige Eigenthümlichkeit eines Menschen, so wenig als seine Gesichtszüge, sondern es verklärt und heiliget sie." — Seine früheren Aemter hatte W. auch als Domcapitular bis zum Zeitpunkt seiner Bischofsweihe beibehalten; das Amt des Seminarregens behielt er auch ferner als Bischof bis an sein Ende und blieb auch im Seminargebäude wohnen; das Pfarramt dagegen gab er nothgedrungen und ungern jetzt auf. Seine einfache und demüthige Lebensweise änderte er auch als Bischof nicht. Aus Veranlassung der Ernennung zum Weihbischof verlieh ihm die theologische Facultät der Universität München am 10. Mai 1829 die Doctorwürde. Am 25. September 1829 ernannte ihn der Papst auch zum Dompropst von Regensburg. Dazu übertrug ihm Bischof Sailer, der inzwischen nach dem Tode des Bischofs Wolf (23. August 1829) Ordinarius der Diöcese geworden war, am 12. Februar 1830 auch das Amt des Generalvicars. Nach dem Tode Sailer's (20. Mai 1832) leitete W. die Diöcese zunächst als Capitelvicar; am 1. Juli ernannte ihn König Ludwig I. zum Bischof von Regensburg. W., der schon am Anfang des Jahres eine schwere Krankheit durchgemacht hatte, hatte das bestimmte Vorgefühl, daß er den bischöflichen Stuhl nicht mehr wirklich besteigen werde. In der That verzögerte sich seine Präconisation in Rom unerwartet, und inzwischen starb W., der sein 50jähriges Priesterjubiläum, am 21. December 1832, nur noch kurze Zeit überlebte. Am 22. Februar 1833 ergriff ihn seine letzte Krankheit, ein schmerzhaftes Unterleibsleiden, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Nach seinem Tode wurde der fromme Bischof, der wie ein Heiliger der altchristlichen Zeit gelebt hatte, von der katholischen Bevölkerung Regensburgs, unter der er fast ein halbes Jahrhundert zum Segen der Stadt und der Diöcese gewirkt hatte, auch wie ein Heiliger verehrt.

Die schriftstellerische Thätigkeit Wittmann's beginnt mit zwei Schriften, die dem Gebiete des ihm übertragenen Lehramtes der Exegese angehören: „Principia catholica de s. Scriptura" (Regensburg 1793; ins Deutsche übersetzt von Handwercher: „Katholische Principien von der heiligen Schrift", Regensburg 1834), worin hauptsächlich die Grundsätze der Hermeneutik auseinandergesetzt werden; und: „Annotationes in Pentateuchum Moysis" (Regensburg 1796; ins Deutsche

übersetzt von Handwercher: „Ueber den Pentateuch Mosis", Regensburg 1834), worin die allgemeinen Fragen der Einleitung und sodann die wichtigsten Stellen der Bücher Genesis und Exodus behandelt werden. Seit dem Jahre 1804 bereitete W. eine billige, zur massenhaften Verbreitung unter dem katholischen Volke geeignete Ausgabe des Neuen Testamentes vor, für die er, da ihn die vorhandenen deutschen Uebersetzungen nicht befriedigten, theils eine Umarbeitung älterer Arbeiten mit strengerem Anschluß an die Vulgata, theils eine ganz neue Uebersetzung unternahm, unter Mitwirkung von Feneberg, welcher die apostolischen Briefe und die Apokalypse übersetzte. Um bei dem Mangel von Anmerkungen den einfachen Lesern wenigstens im allgemeinen die nöthigsten Fingerzeige zu geben, setzte W. den einzelnen Capiteln der neutestamentlichen Bücher kurze Summarien vor, die vielfach sehr geistvoll und originell sind. Die erste Ausgabe erschien zu Nürnberg 1808: „Die heilige Schrift des Neuen Testamentes nach der Vulgata übersetzt"; bis 1829 waren schon 25 Auflagen gedruckt, und bis 1831 schon 74,000 Exemplare verbreitet; zur weiteren Verbreitung waren auch die seit 1804 ins Leben getretenen, von London aus geleiteten protestantischen Bibelgesellschaften mit W. in Verbindung getreten, trotz des streng katholischen Charakters seiner Arbeit. Dieselbe wurde noch bis in die neuere Zeit öfter wieder gedruckt, zuletzt noch 1878 in Sulzbach. Dem Neuen Testament ließ er auch eine Uebersetzung der Psalmen folgen, die 1819 im Druck vollendet war. Aus nachgeschriebenen Collegienheften gab nach Wittmann's Tode einer seiner Schüler, M. Sintzel, seine exegetischen Vorlesungen heraus: „Erklärung der heiligen Evangelien, der Apostelgeschichte und einiger Briefe des heiligen Paulus" (Regensburg 1844); „Uebersetzung und Erklärung der Psalmen" (Straubing 1846). Die Erklärung ist eine vorwiegend praktische, für die homiletische Anwendung; die Evangelienerklärung ist hauptsächlich eine Erklärung der evangelischen Perikopen. Auch Wittmann's Vorträge über „Christkatholische Liturgik" gab Sintzel heraus (Regensburg 1845). — Unter Wittmann's übrigen Schriften sind außer den beiden schon oben genannten zur Geschichte des Regensburger Seminars die folgenden zu nennen, die theils für seine Alumnen bestimmt waren, um ihnen den Ernst und die Bedeutung der übernommenen Standespflichten vorzustellen, theils sich mit Fragen des praktischen Lebens vom kirchlichen Standpunkte beschäftigen: „De horarum canonicarum utilitate morali" (Augustae 1801; deutsch von Handwercher: „Ueber den moralischen Nutzen des Breviergebetes", Regensburg 1834); „Anmahnung zum Cölibate" (1804 anonym erschienen; 2. Aufl. Sulzbach 1834; 3. Aufl. Landshut 1834); „Principia catholica de matrimoniis catholicorum cum altera parte protestantica" (Pedeponti 1831; deutsch: „Katholische Grundsätze über die Ehen, welche zwischen Katholiken und Protestanten geschlossen werden", Stadtamhof 1831); seine letzte Schrift: „Confessarius pro aetate juvenili" (Solisbaci 1832; deutsch von Handwercher: „Wittmann's Beichtvater", Landshut 1833; 2. Aufl. Regensburg 1842; 3. Aufl., herausgegeben von Jocham, Sulzbach 1853). Die Vorträge bei den geistlichen Exercitien, welche W. in verschiedenen Jahren theils vor den Zöglingen des Seminars, theils vor dem Diöcesanclerus hielt, sind zum Theil einzeln an verschiedenen Orten gedruckt; gesammelt gab dieselben M. Sintzel von neuem heraus: „Des gottseligen Bischofs G. M. W. Exercitien für Priester und Priesteramtscandidaten" (Straubing 1845). Zu erwähnen ist endlich noch eine Sammlung von Predigten, nach Nachschriften von Zuhörern herausgegeben: „Predigten über die vier letzten Dinge des Menschen, über die Unvollständigkeit unserer Buße, und über die Standespflichten der Christen. Nebst zwei Charfreitagspredigten" (Regensburg 1849).

M. Diepenbrock, Trauerrede auf den verstorbenen Herrn G. M. W., Bischof von Miletopolis, ernannten Bischof von Regensburg, gehalten den 2. April 1833, Regensburg 1833. Abgedruckt im Katholik, Bd. 48, 1833, S. 278—294; ebenso bei G. H. Schubert, Erinnerungen an Bernard Overberg und G. M. W. (Erlangen 1835), S. 79—98. — Ed. v. Schenk, Die Bischöfe J. M. von Sailer und G. M. W.; in dessen: Charitas, Festgabe für 1888, S. 251—320. — Bischof F. X. v. Schwäbl, Hirtenworte (Regensburg 1842), S. 320 f. — M. Sintzel, Erinnerung an Bischof G. M. W.; zuerst in dessen Ausgabe der Erklärung der heil. Evangelien (Regensburg 1844); 5. Aufl. Regensburg 1875. — R. Mittermüller, Leben und Wirken des frommen Bischofes M. W. von Regensburg, Landshut 1859. — Der selige Bischof M. W. von Regensburg; Katholik, N. F., Bd. II (1859), S. 1124—1140; 1260—1268. — J. H. Reinkens, Melchior v. Diepenbrock (1881), S. 133—156. — Populäre Darstellungen auf Grund der älteren Schriften sind: F. X. Hahn, Bischof M. W., das Bild eines frommen und segensreichen Lebens, Regensburg 1860; und: J. B. Mehler, Lebensbeschreibung des frommen Bischofes M. W. von Regensburg, 2. Aufl. Regensburg 1894. — (Bessere Porträts z. B. bei Mittermüller und vor Sintzel's Ausgaben der Erklärung der Evangelien und der Exercitien.)

Lauchert.

Wittmann: Patrizius W., katholischer Historiker, geboren zu Ellwangen am 4. Januar 1818, † zu München am 3. October 1883. Er besuchte seit dem 9. Lebensjahr das Untergymnasium zu Ellwangen und absolvirte dort die sechs Classen desselben, sodann die vier oberen Gymnasialclassen zu Ehingen. Dann wurde er im Herbst 1836 in das Wilhelmsstift zu Tübingen aufgenommen, um an der dortigen Universität katholische Theologie zu studiren. Seine Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, erfuhr vorläufig eine Ablenkung, als er wegen Parteinahme für den Professor Mack in dessen Streit mit dem Stuttgarter Kirchenrath und wegen Theilnahme an einer Studentendemonstration für denselben im vierten Jahre seines theologischen Studiums durch einen Strafbeschluß des Kirchenraths aus dem Wilhelmsstift ausgeschlossen wurde und sich deshalb bei seiner Mittellosigkeit genöthigt sah, auch die Universität zu verlassen. Der Convertit und Schriftsteller Ferdinand Herbst in München nahm sich nun seiner an und ließ ihn im April 1840 zu sich nach München kommen, um ihn als Gehülfen bei der Herausgabe einer Zeitschrift „Gottesgabe" und bei der Redaction der „Sion" zu beschäftigen. Die „Sion" redigirte W. mit Herbst im 11. und 12. Jahrgang, 1842 und 1843. Im J. 1841 hatte er sich in Tübingen auch die philosophische Doctorwürde erworben, auf Grund einer während seiner Studienzeit gelösten Preisaufgabe über Platon's Phädrus. Da sich seinem Eintritt in den priesterlichen Stand sowol in Württemberg als in Baiern fortdauernd Schwierigkeiten entgegenstellten und ihn die publicistische Thätigkeit auch mehr davon abzog, so verzichtete er im J. 1843 endgiltig darauf und verehelichte sich. Nach Niederlegung der Redaction der „Sion" siedelte er nach Augsburg über, wo er als Vorstand des Piusvereins eine eifrige Thätigkeit entfaltete. Seit 1850 redigirte er auch den „Sendboten für Pius-Vereine", der zuerst als Beilage der „Sion" erschien. Im J. 1869 siedelte er von Augsburg wieder nach München über, 1877 nach Bamberg, 1883 nach München zurück, wo noch im gleichen Jahre ein Schlaganfall seinem Leben ein rasches Ende bereitete. — Die wissenschaftlichen Arbeiten Wittmann's waren in jüngeren Jahren zunächst vorzugsweise der Missionsgeschichte gewidmet; sein erstes Werk war: „Die Herrlichkeit der Kirche in ihren Missionen seit der Glaubensspaltung", 2 Bände (Augsburg 1841). Aus der Fortsetzung seiner missionsgeschichtlichen Studien

ging ein größer angelegtes, aber nicht zum Abschluß gebrachtes Werk hervor: „Allgemeine Geschichte der katholischen Missionen vom 13. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit", 2 Bände (Augsburg 1846—1850). Eine Frucht seiner eigentlich theologischen Studien war das Buch: „Die Christologie, oder die Wissenschaft von der Person des Gott-Menschen, nach katholischen Principien und mit besonderer Rücksicht auf die neueste speculative Philosophie" (Augsburg 1842). Diese Schrift ist wol aus Wittmann's Bearbeitung der von der Tübinger katholisch-theologischen Facultät für das Jahr 1839/40 gestellten Preisaufgabe über diesen Gegenstand hervorgegangen. Unter seinen übrigen Schriften ist noch zu nennen: „Angelus Silesius als Convertit, als mystischer Dichter und als Polemiker" (Augsburg 1842). Dazu kommt noch eine Anzahl von Broschüren und Streitschriften und zahlreiche Artikel in verschiedenen Zeitschriften: Hist.-polit. Blätter, Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft, Vering's Archiv für Kirchenrecht, Litterar. Handweiser; auch einige Beiträge zur 2. Auflage des Freiburger Kirchenlexikons. In seinen späteren Jahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit historischen Studien. Eine „Geschichte der Augsburger Reformation" hinterließ er im Manuscript; dieselbe ist bis jetzt nicht veröffentlicht worden.

Dr. Patrizius Wittmann. Historisch-politische Blätter, Bd. 92 (1883), S. 937—944. — Litterarischer Handweiser, Nr. 353; Jahrg. 1884, S. 95. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 1389. Lauchert.

Wittmer: Johann Michael W., Historienmaler, geboren am 15. October 1802 zu Murnau in Oberbaiern, wo seine Voreltern schon seit langen Jahren mit Pinsel und Palette in den umliegenden Klöstern und Kirchen hantirten, auch Maler- und Vergolderarbeiten besorgten. Da der Vater starb, bevor der Knabe zur Welt kam, die junge Mutter aber wieder heirathen mußte und ein Stiefvater ins Haus zog, so war seine Jugend hart und frühe mit herben Erfahrungen vertraut. In ihm regte sich das väterliche Blut und die Neigung zur Kunst; der Stiefvater aber cultivirte ein anderes Metier und sah es ungern, daß der kleine Michel seine Zeit in einer Gerümpelkammer zubrachte, wo es aus dem Nachlaß der Vorfahren Bilder, Kupferstiche und Bücher die Menge zu beschauen gab. In der Schule wurde gezeichnet und während des herbstlichen Obsthütens auch in Thon modellirt, das waren die ersten wilden Schößlinge seines Kunsttriebes. Die bösen Kriegsjahre (1809 vergalten die Tiroler die bairischen Unliebenswürdigkeiten durch einen unhöflichen Gegenbesuch), brachten schweres Unglück über das elterliche Haus. W. mußte froh sein, bei einem Goldschmied zu Weilheim in die Lehre zu treten; aber auch dieses Glück dauerte nicht lange. Nach dem Vorbilde einiger „Heiligenmaler" beschloß der Jüngling, mit diesen „Künstlern" die Concurrenz zu wagen. Und es ging zu Nutz und Befriedigung der Eltern, obwol W. nur zu bald fühlte, wo es ihm fehle. Aber erst im Herbst 1820 gelang es ihm, mit wenigen sauer erworbenen Sparpfennigen in München sein weiteres Heil zu suchen. W. kam noch gerade recht, um unter Peter v. Langer's Direction die Süßigkeit des langwierigen Gypszeichnens genießen zu können; in den Ferien zog er auf eigene Faust in die Berge, skizzirte nach freiem Ermessen und malte zur heilsamen Stärkung seines knurrenden Magens eine lange Reihe von Porträts: Für seinen Freund und Gönner, den damals als Rechtsanwalt berühmten Dr. Gattinger, entstand eine eigene Composition, auch versuchte er sich tapfer in kleinen Kirchenbildern. Mit Cornelius kamen für W. bessere Zeiten, sein Beispiel und seine Worte fielen auf gutes Erdreich und trugen erfreuliche Früchte. W. erhielt ein Altarbild für die Gemeinde Iffeldorf und die Spitalkirche zu Weilheim, und wie mußte dem armen Murnauer das Herz schlagen, als ihm der gütige Meister gar an den Fresken in der Glyptothek und der Decke des Odeon Beschäftigung gewährte! Er stand auf den hohen Gerüsten

und träumte von eigenen Compositionen und selbständigen Aufträgen, welche er bald auszuführen hoffte. Sie kamen freilich, aber nur daß W. vorerst noch lange darauf warten mußte. Schon damals, wo den von weit und breit nach München „zugereisten Herren Malern" neidenswerthe Aufträge und klingender Lohn erblühten, mochte manch' bairisches Landeskind seltsame Meditationen abspinnen über das uralte Thema von der oft verzweifelt frugalen Stellung eines an gewissen Prophetenerfahrungen participirenden autochthonen Historienmalers. Endlich im J. 1828 hatte sich W. so viel vom Munde abgespart, um den heißersehnten Ausflug nach Italien zu wagen, natürlich zu Fuß, im Staubhemd, das Ränzel auf der Schulter, den Hut mit Wachstuch überzogen. In diesem Handwerkercostüm, ganz à la Seume, wanderten damals noch gerne die Maler nach dem gelobten Lande der Kunst. Alle etwaigen Unbequemlichkeiten übersah die Begeisterung. Sie schwärmten für Kunst und Natur; die glühenden Augen der Italienerinnen und der heiße Wein gehörten selbstverständlich unter die gleiche Rubrik. Verona gab den ersten Vorgeschmack, in Padua wurde der erste Giotto gezeichnet, dann kam das berauschende Feenmärchen Venedig; in Mantua überraschten Giulio Romano und Andrea Mantegna; dann erst die Bolognesen und das unvergleichliche Florenz! Mit Michel Neher besuchte W. Pisa, Lucca, Pistoja und Prato; endlich gings über Perugia nach dem ewigen Rom. Thorwaldsen, Overbeck, Veit und insbesondere der alte Koch nahmen den neuen auch ohne Empfehlung angerückten Zuwachs freudig auf. Unberührt von den, manchen Künstler oftmals ganz verwirrenden Eindrücken, malte W. alsbald eine „Rebecca am Brunnen"; während dieser Arbeit überraschte den Künstler die Kunde von einem auf zwei Jahre verliehenen Stipendium. Im freudigen Gefühl, daß er jetzt auf dem rechten Wege sei, schuf er das schöne Bild, wie „die hl. Katharina von Engeln nach dem Sinai getragen wird": (König Ludwig I. kaufte dasselbe für die neue Pinakothek; später kam dazu noch eine „Geburt des hl. Johannes" und eine „Anbetung der Hirten") womit W. seinen Namen bleibend begründete. Im Herbst 1829 zeichnete er den Carton zu einer „Predigt Johannes des Täufers in der Wüste", ein durchdachtes wohlgegliedertes Werk mit charakteristischen Figuren und Köpfen, welches, als großes Oelbild ausgeführt, noch 1858 auf der großen historischen Kunstausstellung zu München Anerkennung erwarb. Leider entbehrte der Künstler lange Zeit des verdienten materiellen Lohnes. Erst im Winter des Jahres 1831 auf 1832 schien ein milder Glücksstern walten zu wollen. Durch Vermittelung des Grafen Franz Pocci wurde W. an den damals in Rom weilenden Kronprinzen Maximilian empfohlen und mit einer Copie von Sodoma's „Alexander-Hochzeit" betraut. Als im December 1832 der hohe Herr mit seinen königlichen Bruder Otto von Griechenland wiederkam, wurde W. als Cicerone durch die römische Kunstwelt berufen und zur Begleitung nach Neapel eingeladen. Für den Kronprinzen, welcher damals schon der italienischen Kunst besondere Gunst zuwendete, sollte unser Maler alle vorrafaelischen Fresken in Neapel copiren; er begann seine erfreuliche Aufgabe mit den zwanzig Bildern des Antonio Solario und dem Leben des hl. Benedict im Klosterhofe zu San Severino und arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend; copirte dann die sieben Sacramente Giotto's in S. Maria l'Incoronata, desgleichen die schönen Fresken von Donzelli und Anderen in S. Maria la Nuova. Wittmer's Copien erwarben auch den Beifall des Professors Marsigli, welcher zur Vervielfältigung durch Radirung wirkte. Im April 1833 erfolgte die Reise des Kronprinzen nach dem Orient. W. sollte die vom Prinzen projectirten Ausgrabungen leiten und alle weiteren Reiseerlebnisse mit dem Stift festhalten. In Messina, Taormina, Catania und Malta machte W. Messungen, Aufnahmen und Zeichnungen; Corfu, Cephalonia wurden besucht, lehrreiche Abstecher nach Delphi, Elis, Olympia,

Figalia unternommen. In Nauplia harrte der königliche Hof von Griechenland und von hier aus bewegte sich der malerische Reisezug über Korinth, Eleusis, Megara nach Athen. Für W. brachte jeder Tag neue Ausbeute; überall gab es Stoffe: griechische Costume, interessante Physiognomien und malerische, landschaftliche Partien. Zeitlebens ermüdete er nicht von diesen herrlichen Eindrücken zu erzählen. Dann ging es mit einem Dampfer durch die Inselgruppen des Archipel nach Smyrna. Hier war alles neu, fremd; das buntfarbige, orientalische Leben grüßte herüber. Mytilene, Asos, Tenedos wurden besucht und die Ebene von Troja, deren Ansicht W. in Kupfer radirte (34 Centimeter breit, 21 Centimeter hoch, ohne Plattenrand) und mit einer beigedruckten Erklärung versehen herausgab. Dann folgte der Besuch von Constantinopel. Da sich für den bairischen Kronprinzen und dessen Gefolge auch die damals noch schwer zugängigen Räume der Hagia Sophia öffneten, so hatte W. das vielbeneidete Glück, dieses Heiligthum zu schauen. In einer der Vorhallen gewahrte W. eine mit altbyzantinischen Figuren bemalte Tafel, welche glücklich der Zerstörung entgangen war; der Kronprinz äußerte sogleich den Wunsch selbe zu erwerben. Obwol die Realisirung desselben nach der Aussage des begleitenden Dragoman bei der Heiligkeit des Ortes, aus welchem nichts entfernt werden durfte, eine Unmöglichkeit erschien, so erhielt doch der Kronprinz am Tage der Abreise die Tafel plötzlich als Geschenk des Sultan und sie wurde von W. wohlverpackt nach München gebracht, wo König Maximilian II. diese Kostbarkeit später in das seinem Volke „zu Ehr und Vorbild" gegründete Nationalmuseum stiftete. Nur ungern schied W. von dem reichen und bunten Leben der türkischen Metropole. Es hätte sich ein reizender Anlaß ergeben, dort zu bleiben, indem der österreichische Gesandte Baron v. Stürmer und Achmed Pascha dem Maler die glänzendsten Verheißungen machten; aber der Kronprinz wünschte, daß W. ihn nicht verlasse. Auf der Rückreise wurde Smyrna abermals besucht und W. fand Gelegenheit, noch eine Reihe der Cykladen, Syra, Tinos, Mykene, Delos, Paros und das schöne Naxos zu besuchen. Ende September 1833 gelangte die Reisegesellschaft wieder nach Rom. Nach der Abreise seines Maecen hatte W. vollauf zu thun: zunächst gab es für den Prinzen ein Reisealbum anzufertigen, welches in den Besitz des Königs Otto von Griechenland kam und aus dessen Nachlaß durch König Ludwig II. dem kgl. Handzeichnungs- und Kupferstichcabinet in München einverleibt wurde. Ein weiterer Auftrag die Fülle seiner Skizzen für den Kronprinzen auszuarbeiten, unterblieb jedoch, sodaß W., welcher unterdessen eine Tochter des Landschaftsmalers Jos. Ant. Koch geheirathet und ein Hauswesen begründet hatte, sich genöthigt sah, alle Historienmalerei beiseite zu setzen und durch aquarellirte Albumblätter Verdienst zu suchen, bis Baron Orkey mit einer größeren Bestellung auf sechs orientalische Landschaftsbilder dazwischen trat. Als 1835 das schöne Murnau beinahe ganz ein Raub der Flammen wurde, fiel auch Wittmer's väterliches Heim mit allen seinen ehedem in Deutschland gemachten Studien, mit der ganzen Bilder- und Kupferstichsammlung seiner Vorfahren in Asche. Beinahe ebenso schmerzlich traf ihn die Nachricht, daß Wittmer's Zeichnungen zur Ausschmückung des sogenannten türkischen Zimmers auf Hohenschwangau daselbst von anderer Hand zur Ausführung kamen. Dagegen erfreute ihn eine Bestellung des Kronprinzen, „die süßen Wasser bei Constantinopel" auf einem großen Oelbilde darzustellen, welches, mit mehr als hundert Figuren staffirt, im J. 1837 im Münchener Kunstverein ausgestellt wurde und schließlich durch testamentarische Bestimmung des Königs Maximilian II. in den Besitz des Frhrn. von Wendland nach Bernried (am Starnberger See) gerieth. Eine ähnliche Wiederholung erwarb der König von Württemberg, ein kleines Bild dieser Art der Fürst von Leiningen (1845). Später entstand, gleichfalls als Frucht

seiner orientalischen Reise, „ein türkisches Kaffehaus in Constantinopel", mit der gemischten Bevölkerung dieser Stadt, mit Schachspielern, spanischen Juden und einem rasirenden Armenier, welches der Münchener Kunstverein ankaufte. — Auf der Reise durch Hellas hatte W. die großen classischen Dichter wieder zur Hand genommen und unter den unmittelbaren Eindrücken von Land und Leuten sich zu reconstructiven Bildern begeistert. Die durch die Unruhe der Reise verdrängten Ideen meldeten sich unabweisbar und so entstanden mehrere originelle Bilder, welche mit den Zeichnungen Genelli's an Formgewandtheit nicht die Wette bestehen, dafür aber die fühlbare Frische wirklich erlebter Vorgänge beanspruchen konnten. Dazu gehörten ein dem Landvolke seine Fabeln erzählender „Aesop" (die Bleistift-Zeichnung nun Eigenthum der Stadt München, vgl. Maillinger, „Bilder-Chronik" 1876. II, 120), auch ein Oelbild „Antiochus und Stratonice" (im Auftrag der Brüder Neufville in Bonn und nochmals für Thorwaldsen wiederholt), ebenso ein „in Delos singender Homer". Nach dem am 12. Januar 1839 erfolgten Tode seines Schwiegervaters, des alten genialen Jos. Ant. Koch, kamen trübe Tage mit dem Gefolge von Krankheiten und Sterbefällen über W., der sich in eine Fülle von Arbeiten stürzte, Aquarelle und Oelbilder lieferte und zur Radirnadel griff, um Koch's Composition zu „Ossian" zu vervielfältigen, was er jedoch mit einem Augenübel büßte. Bald malte er christliche Stoffe, dann eine Scene aus der nordischen Heldensage (für die Königin Victoria von England) oder aus dem Straßentreiben und Karawanenleben in Smyrna, zwischendurch kamen Copien nach altberühmten Meisterwerken und eine Reise mit dem jungen Fürsten von Leiningen nach Neapel und Sicilien. — Nach achtzehnjährigem Aufenthalte zu Rom wagte W. 1844 wieder eine Fahrt nach Deutschland, durch die Schweiz an den Rhein bis Köln und durch Franken nach München und Murnau, überall kleinere und größere Bestellungen mitnehmend. Auch seine Heimath wünschte nun etwas von seiner Hand und erhielt das sehr poetisch componirte, kräftig und harmonisch gemalte Altarbild, darstellend die Legende von dem durch Engel vollzogenen „Begräbniß der hl. Katharina auf dem Sinai" (vgl. Ernst Förster in Nr. 242 „Allgemeine Zeitung" 1854). Im Feuer der durch die Inthronisation des neunten Pius überall aufflammenden Begeisterung skizzirte W. den höchst malerischen, am Colosseum vorübergehenden Festzug; als Radirung wurde das Blatt höchst populär durch ganz Italien. Auch ein anderes Genrebild gewann außerordentlichen Beifall, wie Rafael nach einer freilich ganz unhistorischen Malernovelle in einer römischen Osteria die Vignarola mit ihren beiden Kindern als Modell zur Madonna della Sedia auf den Boden eines Fasses zeichnet; dabei brachte W. zahlreiche Porträts von seinen Zeitgenossen an. Mehrfache Copien davon beweisen, daß es wenigstens damals vielen Beifall erhielt; Farbendruck, Photographie und Holzschnitt bemächtigten sich neuerdings desselben. Mit zwei großen Altarbildern für Viterbo (die Zeichnung dazu im König-Ludwig-Album, lithographirt von Ingenmey) und Forli feierte der Maler einen Triumph, gleichwie ehedem die großen Meister des 14. Jahrhunderts, etwa Duccio di Buoninsegna, von einer ganzen Stadtgemeinde geehrt wurden. Als König Maximilian II. im Winter 1853 nach Rom kam mit dem Entschluß, abermals den Orient zu bereisen, war W. in gleicher Eigenschaft wie früher in Aussicht genommen. Leider kam diese Reise nicht zu Stande. Dagegen erhielt W. den ehrenvollen Antrag einer Professur an der Münchener Akademie; da derselbe aus familiären Gründen ablehnen zu müssen glaubte, erfolgte die Verleihung einer Staatspension. Im Winter 1856 auf 1857 diente W. wieder seinem gnädigen König als kundiger Cicerone; er besaß eine Fundgrube von Wissen und eine Fülle von Erinnerungen aus dem römischen Künstlerleben. Den einen Theil verarbeitete er zu einem mit Dr. Wilhelm Molitor heraus-

gegebenen „Wegweiser durch Rom“ (Regensburg 1866 und 1870), den anderen Theil, welchen er nur in einer gewiß anziehenden Autobiographie oder in Memoirenform hätte verwerthen können, nahm er ungeschrieben mit hinüber. Auch sein Lieblingsplan, dem trefflichen Koch durch Herausgabe seiner Zeichnungen und Briefe ein artistisch-litterarisches Denkmal zu setzen, wurde durch die fortgesetzten Besuche seiner deutschen Landsleute, die alle in ihm einen unermüdlichen Helfer, Führer und Sachwalter suchten und fanden, unmöglich gemacht. Mit desto größerer Innigkeit klammerte er sich an die Kunst, die er aus ganzem Herzen ebenso hoch hielt, wie sein Leben und seine Religion. In den letzten Decennien kam W. mehrfach über die Alpen und nach Baiern, entweder neue Werke abzuliefern oder auszuführen, zuletzt beinahe alljährlich. Er malte zu Murnau das Chorgewölbe der Pfarrkirche (1871), wozu er im dortigen Rathhaussaale die Cartons zeichnete; auch sonst erhielt Murnau manches Werk seiner Hand, wozu er als Geschenk das letzte seiner Bilder fügte. — Im Sommer 1875 malte er ein großes Fresko über der Gruft der Familie Senestrey auf dem südlichen Campo Santo in München (vgl. Joh. Schrott in Beilage 122 „Allgemeine Zeitung“ 1876); leider geht diese mit großer Liebe ausgeführte Arbeit durch klimatischen Einfluß dem Verderben unaufhaltsam entgegen. Zwei Jahre darauf malte W. die Decke der Kirche zu Ilmünster, 1878 die zwölf Apostel daselbst. Im Sommer 1879 brachte er ein den Einzug des bairischen Kronprinzen in Athen darstellendes Oelbild, welches indessen schon alle Schwächen des gealterten Meisters zeigte. Dessenungeachtet unternahm W. im nächsten Jahre die für ihn so beschwerliche Reise, um seine Fresken in Ilmünster zu beenden. Aber schon auf der Reise überfiel ihn ein ernstliches Unwohlsein zu Botzen. Bald nach seiner Ankunft in München endete W. schmerzlos am 9. Mai 1880; er starb so recht eigentlich wie ein Kriegsherr auf dem Feld der Ehre, gerade damit beschäftigt seine zur nächsten Ausführung projectirten Skizzen zu mustern. W. war ein höchst achtenswerther, sittenreiner Charakter, einer jener wenigen Menschen, die, von einer höheren Idee getragen, zeitlebens sich treu und unwandelbar verbleiben, eine edle Seele ohne Falsch und Neid. Bei allen seinen Schöpfungen setzte er seine beste Kraft ein und that sein Möglichstes. Sein Herz blieb der Heimath zugethan; zeitlebens zählte er sich zu den Münchener Künstlern.

Vgl. Nagler 1852, XXII, 7 ff. — Simon Baumann, Geschichte von Murnau, 1885. S. 187 ff. — Andresen, Die Deutschen Maler-Radirer. Leipzig 1867, II, 288—302. — Beil. 154 „Allgemeine Zeitung“ 1880.

Hyac. Holland.

Wittola: Marcus Antonius W., katholischer Theologe, geboren zu Kosel in Schlesien am 25. April 1736, † zu Wien am 23. März 1797. Die höheren Studien absolvirte er in Wien, wo er sich auch die theologische Doctorwürde erwarb. In seinen Studienjahren war er von den Jesuiten unterstützt worden. Später schloß er sich an den Weihbischof Simon Stock, den Director der theologischen Facultät zu Wien an, durch den er mit den Schriften der Jansenisten bekannt gemacht wurde und infolge davon eine jesuitenfeindliche Richtung annahm. Seine erste Anstellung erhielt er als Pfarrer zu Schärfling am Attersee in Oberösterreich. Bald gewann er die Gunst des Bischofs von Passau, des Cardinals Truchseß von Waldburg, der ihn als wirklichen geistlichen Rath zu sich berief. Dieses Verhältniß scheint jedoch nicht lange gewährt zu haben. Später lebte W. wieder in Wien, wo er sich zunächst mit der Uebersetzung französischer theologischer Werke beschäftigte. Wie berichtet wird, wollte ihm nach dem Tode des Weihbischofs Stock (1772) die Kaiserin Maria Theresia, die ihm geneigt war, das Amt des Directors der theologischen Facultät übertragen, was aber durch die Jesuiten und Dominicaner hintertrieben worden sei. Zu dem

genannten Amte wurde dann 1774 der bekannte Abt Rautenstrauch ernannt. W. erhielt dafür im J. 1774 die Pfarrstelle zu Probstdorf bei Wien, die er bis an seinen Tod behielt. Installirt wurde er am 30. Mai 1774. Dazu wurde er im J. 1777 auch zum Titularpropst der nicht mehr existirenden Propstei zu Bienko in Ungarn ernannt. Von ca. 1780 an wurde er auch bei der staatlichen Büchercensur in Wien beschäftigt. Durch seine litterarische Thätigkeit machte er sich unter den Anhängern der Josephinischen Aufklärung sehr bemerklich, besonders durch die Herausgabe der in diesem Geiste gehaltenen, von 1784—1789 erscheinenden „Wienerischen Kirchenzeitung". Daran schlossen sich 1790—1792 die ebenfalls von ihm in Wien herausgegebenen „Neuesten Beiträge zur Religionslehre und Kirchengeschichte". Unter seinen sonstigen, übrigens gleich dieser ganzen Litteratur seichten und unbedeutenden Schriften, die bei Wurzbach vollständig aufgezählt sind, machten besonderes Aufsehen die zwei „Schreiben eines österreichischen Pfarrers über die Toleranz" (Wien 1781 und 1782). Unter seinen Uebersetzungsarbeiten aus dem Französischen sind zu nennen: „Geistlicher Gewissensrath für die, welche keinen eigenen haben", von S. M. Treuvé (Wien 1771). „Kurzgefaßte Geschichte des Alten Testamentes sammt Erklärungen", von Mesenguy; 10 Theile (Wien 1771 ff.). „Das Neue Testament unseres Herrn Jesu Christi mit Anmerkungen", 3 Bände (Wien 1775—1776). „Rechtfertigung der Kirchengeschichte des Herrn Abts Fleury" (Innsbruck, Wien und Prag 1772).

Allgemeiner Litterarischer Anzeiger, Jahrg. 1787, Nr. 137, S. 1412 f. — Seb. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph's II. (1868), S. 394—404. — Seb. Brunner, Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich (1869), S. 418 ff. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 57 (1889), S. 176—179. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 306. Lauchert.

Wittorf: Andreas v. W., ein bekannter baltisch-deutscher Dichter, wurde am 13./25. November 1813 als der jüngste von 7 Geschwistern zu Reval (im Gouv. Esthland) geboren, woselbst sein Vater Andreas Gottfried v. W., früher Officier in russischen Diensten, als Inspector des Militärhospitals lebte. Der Großvater des Andreas Gottfried, einer hannoverschen Adelsfamilie angehörig, war zu Beginn des vorigen Jahrhunderts nach Livland gekommen und hatte in Dorpat die Stelle eines Landesgerichtsnotars inne gehabt. Unser Andreas v. W. verlor seinen Vater schon früh und wurde von der Mutter, Dorothee Juliane Holzhausen aus Kurland erzogen. Als er 8 Jahre alt war, nahm ihn sein Schwager, der Gutsbesitzer Gustav v. Querfeld, zu sich, um väterlich für ihn zu sorgen. Der junge Andreas bezog, nachdem er in Dorpat in einer Privatlehranstalt vorgebildet war, 1827 das Gymnasium zu Riga, verließ dasselbe mit dem Zeugniß der Reife 1832 und wandte sich nach Dorpat, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Aber die Medicin behagte ihm nicht, er ging zur Philologie über, blieb auf der Universität bis 1836, war ein flotter Student, legte jedoch kein Schlußexamen ab. Nun begann W. — wie so viele in gleicher Lage — ein 20 Jahre dauerndes Wanderleben als Lehrer oder Hofmeister. Er war anfangs Lehrer in Erlaa, dann in Adjamünde bei der Familie des russischen Generals v. Reußner, begleitete seinen Zögling nach Südrußland ins Gouvernement Cherson, war später Lehrer in Riga, dann Leiter einer kleinen Fabrikschule auf Sassenhof bei Riga, zuletzt in Kurland. Des langen Hin- und Herziehens müde, übernahm W. endlich, 1858, um eine bleibende Lebensstellung zu gewinnen, das Amt eines Secretärs am Kreisgericht zu Wenden (Livland). Kränklichkeit und das herannahende Alter nöthigten ihn indeß schon nach elf Jahren, 1869, das Amt niederzulegen. Er ging zunächst aufs Land, aber dann 1872 wieder nach Wenden, wo er einsam und bescheiden, vielfach kränkelnd, von

einer kleinen Pension lebte. Ende der siebziger Jahre besuchte er noch einmal die heimathlichen Stätten der Jugend — Reval, Walk und Dorpat. — Am 15. April 1886 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Mit ihm starb der letzte v. Wittorf in Livland. Doch sollen im Innern Rußlands russische Nachkommen des eingewanderten Andreas Gottfried v. W. leben.

W. war begabt und kenntnißreich, eine feinfühlende, ideal angelegte Natur, aber ohne Sinn fürs praktische Leben. Er hatte auf der Schule, auf der Universität viel gelernt, aber er war nicht im Stande, seine Kenntnisse in ergiebiger Weise zu verwerthen. Wäre es ihm vergönnt gewesen, eine feste und gesicherte Lebensstellung zu gewinnen, so hätte er unzweifelhaft Bedeutendes geleistet. Was er als Schriftsteller hinterlassen hat, sind in der Form vollendete lyrische Gedichte, die von wahrer, inniger, poetischer Empfindung zeugen; außerdem einige lyrisch-epische Dichtungen. Die ersten dichterischen Versuche erschienen in den „Schneeglöckchen" (Deutsche Lieder aus den Ostseeprovinzen. Riga, Leipzig 1838). Bald darauf gab W. seine gesammelten Gedichte (Leipzig 1844) heraus. Weitere Sammlungen von Gedichten brachten die „Federnelken" (1851); „Von dir und für dich" (Ein lyrischer Kranz, 1854); „Baltische Sagen und Mären" (1859); außerdem lieferte W. Beiträge zu verschiedenen in Livland erschienenen Gedichtsammlungen, so zu den Balladen und Liedern (Dorpat 1846), zu Rehbinder's „Baltischem Album" (Dorpat 1848); zu Jegor v. Sivers' litterarischem Taschenbuch für 1858 u. a. Eine Zeit lang war W. in den Ostseeprovinzen der vielgelesenste und beliebteste Dichter.

Sein letztes Werk ist „Brigitte, lyrisch-epische Dichtung in Rhapsodien" Riga 1879, mit dem Motto: „Der beste Friedensstifter ist der Tod". Es behandelt in leichten Versen eine Revaler Sage und ist der Vaterstadt Reval gewidmet. Ueberdies hat W. Gelegenheitsgedichte in großer Menge gefertigt; die meisten sind so schnell verschwunden, wie sie auftauchten — viele von ihnen hätten ein besseres Loos verdient, als ihnen zu Theil geworden. Aber als die „Brigitte" erschien, war ihr Verfasser bereits hochbetagt, und niemand erkannte in ihm den beliebten Dichter der vierziger und fünfziger Jahre! W. hat auch eine Reihe von kritischen, geschichtlichen und sprachlichen Aufsätzen für verschiedene baltische Zeitungen, für „das Inland", für die „Rigasche Zeitung", für die „Neue Dörptsche Zeitung" geschrieben. — Schließlich sei noch erwähnt, daß W. vortreffliche leichte Gedichte in lateinischer Sprache gelegentlich verfaßt hat.

L. Stieda.

Wittorf: Julius Jürgen von W., „geborener ritterschaftlicher Freiherr aus dem Fürstenthum Lüneburg, Erbherr auf Horndorf, Fürstl. Hessen-Kasselscher Geh. Staatsminister, Oberkammerherr und Oberstallmeister", wurde geboren am 14. October 1714 zu Celle als Sohn Anton Balduin's v. Wittorf-Horndorf und der Sibylle Sophie geb. v. Merrettich-Drakenburg (i. d. Herrschaft Hoya). Er entstammte einer alten Soldatenfamilie: sein Vater Anton Balduin, welcher zuerst Page bei dem letzten Herzog Georg Wilhelm († 1705) gewesen war, diente gegen 40 Jahre unter den braunschweigisch-cellischen Truppen, focht bei Hochstädt, Löwen, Malplaquet, Oudenaarde und zog sich dann auf das Gut Horndorf zurück, die drei Brüder desselben fielen vor dem Feinde, zwei „bei der großen Attaque am Schellenberg" (1704), einer bei Tirlemont. Nachdem Ant. Balduin als Oberst in Pension gegangen war, suchte er zunächst seinen Sohn Jürgen als Pagen in Hannover unterzubringen, änderte jedoch seinen Plan und sandte ihn auf Veranlassung seines Freundes, des hessischen Generals v. Diemar, zu dem Prinzen Wilhelm von Hessen nach Kassel (dem späteren Landgrafen Wilhelm VIII.), in dessen Dienst Jürgen im October 1728 als Page eintrat. Als solcher begleitete er seinen Herrn mehrfach auf Reisen nach Holland u. s. w.;

am 12. April 1733 wurde er durch den Bruder des Prinzen, König Friedrich I. von Schweden, zum Fähnrich im Dragonerregiment des Generals v. Auerochs (später v. Blome) und am 13. Juni zum Hofjunker ernannt und begab sich hierauf zu Studienzwecken nach Genf. Als der Krieg im J. 1734 zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich zum Ausbruch kam, begleitete er seinen Herrn in zwei Campagnen unter Prinz Eugen an den Rhein; 1736 war er mit seinem Regiment zu Kirchhain, Alzenau und Kesselstadt, um die mainzischen Truppen im Schach zu halten, welche sich anfänglich der Besitznahme Hanaus durch Hessen-Kassel widersetzen wollten. Nachdem auf diplomatischem Wege dieser Streitfall, ohne zu einem ernstlichen Zusammenstoß geführt zu haben, erledigt war, begab sich W. zum Grafen von Bückeburg, um unter dessen Stallmeister Hoschers Leitung die Reitkunst zu studiren, worauf er am 25. Juli 1738 zum Capitän und am 1. October zum Stallmeister in Kassel ernannt wurde; als solcher lag es ihm ob, den Statthalter Wilhelm auf Reisen zu begleiten, auch wurde er von jetzt an in diplomatischen Geschäften nach auswärts geschickt. So war er 1740 zwei Mal mit dem Minister v. d. Asseburg in Paris, um einzelne Punkte des zwischen Cardinal Fleury und der Krone Schweden geschlossenen Subsidientractates aufzuklären, d. h. festzustellen, daß die landgräflich hessischen Truppen in diesem Vertrag nicht einbegriffen waren. Im Winter 1741/42 befand er sich anläßlich der Wahl und Krönung Karl's VII. zu Frankfurt, 1743 in Berlin, Königsberg und wurde im Herbst des gleichen Jahres (10. Oct.) zum Capitän im Dragonerregiment v. Blome, sowie zum Kammerjunker ernannt. In den Zeitraum bis zum Beginn des 7jährigen Krieges fällt eine größere Reihe von Besuchen an auswärtigen Höfen und sonstiger Reisen, welche ihm in seiner Eigenschaft als Hofmann und Diplomat aufgetragen wurden, deren genaue Schilderung an dieser Stelle jedoch zu weit führen würde: er war 1744 zu Pyrmont, 1745 in Berlin, um das Ableben der mit dem Markgrafen Karl Albrecht zu Brandenburg-Schwedt verlobten einzigen Tochter des Prinzen Wilhelm, Prinzeß Marie Amalie, zu notificiren, 1745 war er in Hannover und später in Schweden, sowie in Frankfurt, 1750 wieder in Hannover und 1751 in Kopenhagen, woselbst er dem König von Dänemark, nach dem am 5. April erfolgten Tode des Königs Friedrich I. von Schweden — die Thronbesteigung des Landgrafen Wilhelm VIII. anzeigte. Am Schluß desselben Jahres erhielt W. seine Ernennung zum Kammerherrn (26. Dec.), nachdem er schon vorher (24. Sept.) zum Vice-Oberstallmeister aufgerückt war; drei Jahre später wurde er Generalmajor, 1754 (10. Dec.), und empfing hierauf seine Instruction als Oberhofmeister der Prinzen Wilhelm, Karl und Friedrich von Hessen, Söhne des nachmaligen Landgrafen Friedrich's II. und Enkel Wilhelm's VIII., mit denen er noch am gleichen Tage (19. Dec.) nach Göttingen zur Universität abreiste. Als im Mai des Jahres 1756 der König von Dänemark sich zu Hamburg aufhielt, begleitete er die Prinzen dorthin, woselbst die Vermählung des ältesten Prinzen Wilhelm mit der dänischen Prinzessin Karoline verabredet, sowie eine baldige Reise nach Kopenhagen beschlossen wurde. Letztere wurde am 28. October unter Wittorf's Leitung angetreten, und erst im Juni 1757 kehrte W. nach Kassel zurück, nachdem er durch den Generallieutenant v. Kaiserling abgelöst worden war.

Diese Rückberufung hatte ihren Grund in dem drohenden Kriegswetter, welches über Hessen sich zusammengezogen hatte. Ein hessisches Corps von 12 000 Mann war infolge eines schon 1755 geschlossenen Subsidientractats zur englischen Armee gestoßen, worauf die französischen Truppen unter Contades, als alle Versuche, den Landgrafen von England bezw Preußen abzuziehen, fehlschlugen, Hessen feindlich überzogen und Kassel besetzten. Während der Landes-

fürst sich nach Hamburg begeben hatte, unterhielt W. den Verkehr zwischen den französischen Militärbehörden und dem Hauptquartier der Alliirten und reiste so mit französischem Paß nach Hanau, Rinteln, Braunschweig, Halberstadt, Paderborn u. s. w. Im Mai 1758 kehrte der Landgraf auf kurze Zeit nach Kassel zurück, worauf W. sofort mit geheimen Briefen zum Prinzen Ferdinand von Braunschweig nach dem Rhein abging. Als sodann infolge der siegreichen Schlacht bei Minden die Alliirten nach Süden vordrangen, trat der Landgraf, welcher mittlerweile wieder nach Bremen sich begeben hatte, die Rückreise in sein Land an, doch sollte es ihm nicht beschieden sein, das Schloß seiner Väter wiederzusehen: er kam nur bis Rinteln (29. October 1759), wohin sofort W. beschieden wurde. Dort starb am 31. Januar 1760 der Landgraf Wilhelm im Alter von 78 Jahren und W. führte die Leiche nach dem fürstlichen Schloß zu Kassel über (6. Febr.). Schon am folgenden Tage traf ihn ein Befehl des neuen Landesherrn, Friedrich II., sich zu ihm nach Magdeburg zu verfügen und ihn auf seinem Einzug in Hessen zu begleiten; am 17. Februar langte er mit ihm auf dem in der Nähe von Kassel gelegenen Schlosse Wilhelmsthal an, woselbst der Landgraf bis zu erfolgter Beisetzung seines Vaters Aufenthalt nahm. Doch schon nach kurzer Zeit sah Friedrich II. sich genöthigt, seinem Lande den Rücken zu kehren, er begab sich mit W. nach Braunschweig und sandte den letzteren von dort als außerordentlichen Gesandten nach London. Im Juli 1761 kehrte W. aus England nach Kassel zurück, woselbst ihn wieder die mancherlei Unterhandlungen mit den französischen Intendantur- und anderen Militärbehörden andauernd beschäftigten, bis die Franzosen am 1. November 1762 endgültig die Stadt den Alliirten übergaben und abzogen; die Capitulation brachte W. zu Stande.

Nachdem W. in der ersten Hälfte des Jahres 1763 wieder längere Zeit als außerordentlicher Gesandter am englischen Hofe geweilt hatte, erhielt er am 15. November die Würde als Oberkammerherr, war 1764 wieder vorübergehend in Berlin und Charlottenburg, ging 1772 zum dritten Male nach London, um die Nachricht vom Tode der Landgräfin Maria (einer Tochter König Georg's II.) zu überbringen und hielt sich im April desselben Jahres in geheimen Aufträgen in Paris und später in Straßburg auf, wo er die Rücklieferung der hessischen Artillerie überwachte; 1773 war er wieder mit dem Landgrafen in Berlin, als sich derselbe mit Philippine Auguste Amalie, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt vermählte (10. Januar 1773). Die letzten Lebensjahre sollten dem Fürsten noch die Freude der Wiedervereinigung mit seinen Söhnen bringen, welche bekanntlich nach dem Uebertritt des Landgrafen zur katholischen Religion mit ihrer Mutter auf Grund der Assecurationsacte ihren Wohnsitz in Hanau genommen hatten. Der jüngste, Friedrich, insgeheim von der Landgräfin dazu ermuntert, wagte es zuerst, dem verbitterten Vater zu nahen; ihn wie seine Brüder empfing schließlich Landgraf Friedrich mit väterlicher Güte und W. war es offenbar, der einen hervorragenden Antheil an dieser Aussöhnung hatte; in seiner Selbstbiographie gibt er eine ausführliche Schilderung der hierhergehörigen Vorkommnisse. Der Landgraf starb am 31. October 1785 zu Schloß Weißenstein, worauf W. noch am Abend nach Hanau eilte und dem Erbprinzen die Nachricht überbrachte, später leitete er die Beisetzungsfeierlichkeiten. Im Laufe desselben Jahres war er in Sachen des Reichsständischen Assecurationsbündnisses zu verschiedenen Malen in Hannover und weihte die neu erbaute Charité (Krankenhaus) zu Kassel ein. Weitere Vorkommnisse in seinem Leben, Begrüßungen von Fürstlichkeiten u. s. w. mögen hier außer Acht bleiben.

W. bekleidete außer den bisher angeführten eine große Reihe von Aemtern:

seit 1772 war er wirklicher Staatsminister, hatte die Oberdirection der Post, des Waisenhauses und sonstiger wohlthätiger Anstalten, außerdem Sitz und Stimme in dem neu errichteten Generaldirectorium, 1774 wurde er Gouverneur der Leihbank, 1775 Präsident der Gesellschaft des Ackerbaus und der Künste, 1777 Comthur des deutschen Ordens; als solcher hielt er sich im J. 1781 einige Zeit zu Marburg in der von ihm neu errichteten Comthureiwohnung auf. Er war ferner einer der ersten Ritter des im J. 1770 vom Landgrafen gegründeten Ordens vom goldnen Löwen und später Ordensceremonienmeister und Ordenskanzler; der König von Preußen verlieh ihm außerdem im Februar 1797 den Rothen und Schwarzen Adlerorden, deren Uebersendung von einem sehr gnädigen Handschreiben begleitet war, doch unterläßt W. nicht, in seiner Biographie ausdrücklich hervorzuheben, daß diese Auszeichnungen „ohne seine Sollicitation“ ihm verliehen seien.

Bezüglich der Familienverhältnisse Wittorf's ließ sich folgendes feststellen. W. war zwei Mal vermählt: am 17. April 1752 schloß er den ersten Ehebund mit der Hofdame der Erbprinzessin, Johanne Friederike Ernestine v. Molsberg und nachdem diese in einem Alter von 90 Jahren am 25. Juli 1795 gestorben war, ging er am 10. März des folgenden Jahres eine neue Ehe ein mit der Gräfin Auguste Eleonore Charlotte Czabelitzky, Hofmeisterin der Prinzeß Karoline. Beide Ehen waren kinderlos. An einer Stelle seiner Biographie spricht W. von drei Brüdern, welche „theils älter, theils jünger“ gewesen seien; abgesehen von dieser etwas dunkelen Ausdrucksweise, geht jedenfalls aus dieser, wie anderen Stellen hervor, daß W. entweder der zweite oder dritte der vier Brüder war. Der älteste hinterließ bei seinem Tode außer seiner Wittwe, Barbara Charlotte geb. v. Engelbrecht, mehrere Söhne, von denen der letzte als Rittmeister am 11. October 1778 kinderlos starb, und zwei Töchter. Letztere wie ihre Mutter wohnten auf dem W. gehörigen Hofe zu Krumbach bei Kassel, nachdem das Stammgut Horndorf durch den Tod des eben erwähnten Lehnsträgers erledigt und so an W. gefallen war; die übrigen Brüder waren ohne männliche Erben schon früher verstorben. Die jüngere der Töchter, Friederike Agnes Wilhelmine, vermählte sich 1784 mit „ihrem Cousin“ Friedrich Anton Werner v. Hodenberg-Hudemühlen, starb jedoch schon am 18. Mai 1783, worauf die ältere Schwester Sophie Henriette Eleonore ihrem Schwager die Hand reichte; nach dessen schon fünf Tage nach der Vermählung erfolgtem Tode — er war bereits schwer krank, als er den Ehebund schloß, heirathete die Wittwe den hannöverschen Lieutenant v. Fulda (1785). W. hatte außerdem zwei Schwestern, von denen eine Aebtissin zu Isenhagen war und am 30. April 1784 starb; die zweite, Gerlachine Sophie Wilhelmine war 1722 geboren und lebte als Wittwe eines Herrn v. Pieveritz(!) später bei ihrem Bruder in Kassel, sie starb am 24. October 1794. In welchen verwandtschaftlichen Beziehungen zu W. der von ihm als Neveu bezeichnete und am 1. Januar 1799 zu Kassel verstorbene preußische Geh. Oberrechnungsrath Friedrich Daniel v. Derenthal gestanden hat, konnte nicht ermittelt werden; seine Wittwe vermählte sich am 22. Januar des folgenden Jahres mit einem Lieutenant v. Winckel und scheint es, als ob diese Dame eine Tochter des zweiten oder dritten Bruders von W. gewesen ist.

W. starb am 9. October 1802 zu Kassel, laut Eintrag in die Matrikel der Ritter vom goldnen Löwen und wurde am 12. desselben Monats auf dem Friedhofe der Stadt in seinem eigenen Erbbegräbniß beigesetzt; die Cassel. Polizey- und Commerzienzeitung vom 18. October führt ihn unter den vom 9. bis 12. October Begrabenen auf (alt: 88 Jahre weniger 5 Tage).

Außer einem Haus auf der Oberneustadt zu Kassel und dem schon er-

wähnten Hof in Krumbach, welchen er 1791 an die verwittwete Frau Bergrath Bernstein für 3400 Thaler veräußerte, besaß W. ein größeres Grundstück bei dem Schlosse Weißenstein, das er durch Ankauf von Wiesen und fiscalischen Waldstücken abgerundet hatte. An Wohn- und Wirthschaftsgebäuden ließ der Minister in den Jahren 1784—92 bauen und gab diesem Gut den Namen Juliusstein. Das Stammgut Horndorf verkaufte W. im J. 1790 an den hannoverschen Major v. Spörcke für den Betrag von 24 000 Thalern, nachdem der Lehnshof hierzu seine Genehmigung ertheilt hatte.

Das Wappen, welches der Minister führte, bestand nach der Matrikel des Löwenordens in einem silbernen Schild mit linkem rothen Schrägbalken, auf letzterem drei nach unten gekrümmte silberne Fische, Decken roth und silber. Die Helmzier bildete eine silberne mit rotem Band umwundene Säule, auf der sich eine rothe Scheibe mit roth-silbernem Rand befindet, die Mitte der Scheibe nimmt ein silberner Fisch ein; die Scheibe selbst ist besteckt mit drei Bund Federn, von denen ein jedes durch drei Federn gebildet wird, letztere haben von rechts nach links die Farben roth, silber und schwarz. Das mit der eigenhändigen Unterschrift v. Wittorf's versehene Wappen der Matrikel weicht in einigen Punkten von dem bei Zedler (s. u.) angegebenen der Familie ab.

Selbstbiographie unter dem Titel „Lebenslauf Sr. Excell. des Herrn Geheimen Etats-Ministre, Ober Cammerherrn u. Ober-Stallmeisters Julius Jürgen v. Wittorf . . ." (niedergeschrieben 1777, weitergeführt bis zum 22. Jan. 1800), Ms. hass. Fol. 127 der Biblioth. Cassell. — Matricul derer in den Fürstl. Hess. Cassel. Orden vom goldenen Löwen aufgenommenen Herren Rittern 1770; Ms. der kgl. Schloßbibliothek Wilhelmshöhe, gegenwärtig aufbewahrt in der Bibl. Cassell. — Erziehungsakta der drey Prinzen von Hessen, Bd. III (darin eine Fülle von Einzelheiten über den Aufenthalt Wittorf's in Kopenhagen 1756/57), Ms. hass. fol. 148 der Biblioth. Cassell. — Zedler, Universallexikon. Leipzig u. Halle, 1748, Bd. 57. — Casselische Polizey- u. Commerzienzeitung, Jahrg. 1802.

Wilhelm Christian Lange.

Wittwer: Philipp Ludwig W., Arzt des vorigen Jahrhunderts, wurde zu Nürnberg am 19. Mai 1752 geboren. Er studirte anfangs unter Leitung seines Vaters, Johann Konrad W., besuchte dann die Universitäten von Altdorf und Straßburg, erlangte an letztgenannter Universität mit der Inauguralabhandlung: „Dissertat. sistens ideam dispensatorii nostris temporibus accommodati" die Doctorwürde, hielt sich dann zu seiner Fortbildung in Paris auf, ließ sich nach seiner Rückkehr in seiner Vaterstadt nieder, wurde Mitglied des dortigen Collegiums der Aerzte, erhielt 1783 einen Ruf als Professor der Medicin nach Altdorf, dem er Folge leistete, trat jedoch bereits 1784 von dieser Stellung aus Gesundheitsrücksichten zurück, unternahm zur Wiederherstellung seiner Gesundheit längere Reisen, kehrte jedoch ungeheilt nach Nürnberg zurück, wo er bereits am Heiligabend 1792 starb. W. hat den ersten Versuch zur Herausgabe eines besondern „Archivs für die Geschichte der Arzneikunde in ihrem gesammten Umfange" gemacht (Nürnberg 1790); doch ist dieser Versuch gescheitert, da dies Unternehmen nicht über den ersten Band hinausgelangt ist. Unter seinen übrigen ziemlich zahlreichen Schriften verdient noch eine Sammlung Straßburger Dissertationen Erwähnung, die u. d. T.: „Delectus dissertationum medicarum Argentoratensium" (Nürnberg 1777—81) in 4 Bänden herauskam.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 309.

Pagel.

Witweiler: Georg W., katholischer Theologe, geboren zu Bregenz ca. 1556, † zu München am 18. Juli 1633. Der Name ist auf den Titeln

mehrerer seiner Bücher auch Wittweiler geschrieben. W. hatte in Rom im Collegium Germanicum studirt. Er war Doctor der Theologie und Kanonikus zu Wiesensteig in Schwaben, als er im J. 1586 in seinem 30. Lebensjahre in den Jesuitenorden eintrat. Als der Fürstbischof von Basel, Jakob Christoph Blarer von Wartensee, mit der Absicht umging, das Collegium zu Pruntrut zu gründen und den Jesuiten zu übergeben, wurde mit andern Gliedern des Ordens W. im J. 1590 dahin gesandt. Die Leitung der am 11. October 1591 eröffneten Anstalt wurde W. übergeben, der nach der erfolgten Bestätigung des Collegiums im J. 1593 zum Rector desselben ernannt wurde; als solcher leitete er es bis 1596. Zugleich war er Beichtvater und Hofprediger des Fürstbischofs. Als Prediger war er angesehen und beliebt und war als solcher nach der Zeit an verschiedenen Orten Oberdeutschlands thätig. Um 1617—24 lebte er, wie die Vorreden seiner in diesen Jahren erschienenen Bücher zeigen, in Konstanz, in seinen letzten Lebensjahren in München; 1630 unterzeichnet er sich zu München in der Dedication seines „Katholischen Hausbuchs" an den Fürstbischof von Augsburg als dessen Caplan. — Unter Witweiler's Werken ist das erste sein für Erbauungszwecke bestimmter dreibändiger Psalmencommentar: „Psalter Dauids, Sampt den Canticis Latein vnd Teutsch, mit kurtzer richtiger außlegung, nach dem verstand der fürnehmsten Lehrern, in 3 Theil abgetheilt" (Costantz 1617—18). Sein nächstes Buch wird lateinisch unter dem Titel aufgeführt: „Expositio familiaris omnium articulorum fidei Christianae" (Monachii 1622), ist aber ebenso wie seine andern Schriften in deutscher Sprache verfaßt. (Ein Exemplar davon konnte ich nicht zu Gesicht bekommen, konnte somit weder den deutschen Titel noch den Grad der inhaltlichen Verwandtschaft mit dem folgenden Werk feststellen.) Eine populäre Auslegung des Tridentinischen Glaubensbekenntnisses mit besonderer Betonung der Unterscheidungslehren ist die „Erklärung Professionis Fidei Catholicae. Das ist: Deß H. Catholischen Glaubens Ayds-Bekandnuß" (Costantz 1623). Ein Nachdruck derselben Schrift erschien 1624 zu Amberg unter dem Titel: „Bekandtnuß deß Heiligen Allgemeinen Christlichen Glaubens". 1624 erschien ferner zu Konstanz von ihm ein Leben des heil. Augustinus. Ein umfassendes religiöses Lehr- und Erbauungsbuch zum allgemeinen Gebrauch, das zum Theil aus der Predigtthätigkeit Witweiler's hervorgegangen ist, ist sein „Catholisch Haußbuch, darinnen alle Hauptstuck Christlichen Glaubens, auß Gottes Wort vnd alten heiligen Kirchen-Lehrern, zu viler gutherzigen vnderweisung vnd trost, klar, vnd mit gutem grund fürgetragen, außgelegt, vnd beschriben werden" (München 1631). Dasselbe enthält eine Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der zehn Gebote, der evangelischen Räthe und der Ordensgelübde, die Lehre von der Sünde und von den guten Werken, Auslegung des Vaterunsers, und die Lehre von den Sacramenten, im besondern vom allerheiligsten Altarssacrament und von der heiligen Messe. Vielleicht eine neue Ausgabe dieses Werkes ist das mir nicht vorliegende, zu Köln 1683 gedruckte „Catholische Handbuch".

Ph. Alegambe, Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu (Antverpiae (1643), p. 160 s. — Henning Witte, Diarium biographicum (Gedani 1688), ad ann. 1633. — Ign. Agricola, Historia Provinciae Societatis Jesu Germaniae superioris (Augustae Vindel. 1727—29), P. I, p. 340; P. II, p. 2, 70. — A. M. Kobolt, Baier. Gelehrten-Lexikon (Landshut 1795), S. 763 f. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, VI. série (1861), p. 797 s. — L. Vautrey, Histoire du Collége de Porrentruy (Porrentruy 1866), p. 4 ss., 20, 301.

Lauchert.

Witzel: Georg W. oder Wicel, repräsentirt als eifriger katholischer Ireniker im Zeitalter der Reformation den Standpunkt der Vermittelung zwischen der mittelalterlichen Frömmigkeit und den berechtigten Ansprüchen der lutherischen Reformation. Zwischen Luther und Erasmus schwankend, bei den Reformatoren als verschlagener Katholik verhaßt, bei den Katholiken als ein unsicherer Genosse beurtheilt, hat er sein Leben in rastlosem Eifer ohne bleibenden Erfolg verzehrt. Von redlichen Eltern zu Vacha an der Werra 1501 geboren und streng kirchlich erzogen, erhielt er auf Schulen in „umliegenden Landen“ (Schmalkalden, Eisenach, Halle) unter schwierigen Verhältnissen seine Vorbildung. „In Härtigkeit schwerer Armut, in großem Hunger und Frost, in Diensten fremder Leute und Schulgehorsam wurde meine Jugend gebrochen“, berichtet er selbst („Von der christl. Kirche ... wider Jonam“ 1534, vgl. Neander s. unten, 175). Doch gelang es ihm, im Wintersemester 1516/17, die Universität Erfurt zu beziehen. Ein geregeltes Studium hat er nicht geführt; denn nur zwei Jahre blieb er in Erfurt, wo er es bis zum Baccalaureus brachte. Dann wurde er Pfarrschulmeister in seiner Heimath. In seinem 20. Jahre aber (1520) hat er nach seiner eigenen Angabe 28 Wochen in Wittenberg studirt, wohin ihn gerade damals, wie viele andere, nach der Leipziger Disputation das Interesse für Luther geführt haben wird. Auf Drängen seines Vaters aber wurde er in demselben Jahre Priester und hielt sich „bis in das 24. Jahr“ in seiner Vaterstadt als Vicarius auf, that aber gelegentlich auch Stadtschreiberdienste. „Da er hier aber dem Gelübde der Keuschheit nicht treu blieb und auch nicht im Concubinat leben wollte“ (obige Schrift wieder Jonam bei Neander 196), schritt er zur Ehe und heirathete eine Eisenacher Bürgerstochter. Diese Beziehung brachte ihn in ein nahes Verhältniß zu dem christlich-socialistischen Pfarrer Jacob Strauß daselbst; ihm hatte er es zu verdanken, daß er Pfarrer zu Wenigen-Lupnitz bei Eisenach wurde. Da brach der Bauernkrieg aus, und auch Witzel's Pfarrkinder wurden von der revolutionären Bewegung ergriffen. Obgleich er selbst sowol durch seine eigene Lebenserfassung als auch infolge von Straußischen Anregungen für die Noth der hartgedrückten Bauern ein warmes Herz hatte, so ist er doch dem Münzer'schen Geiste entgegengetreten; aber da er das nicht mit der Entschiedenheit that, welche sein Gutsherr von ihm erwartet hatte, so verlor er seine Pfarrstelle und irrte mit seiner Frau und einem erst drei Monate alten Kinde, von allen Lebensmitteln entblößt, in Sachsen umher, bis er nach einem halben Jahre auf Luther's Empfehlung hin eine Anstellung als Pfarrer in dem sächsischen Städtchen Niemegk, nahe bei Wittenberg, erhielt. Von 1525 bis 1531 finden wir ihn in dieser Stellung. Hier hatte er Zeit und auf der dort vorhandenen Bibliothek auch Gelegenheit, sich in die Kirchenväter zu versenken; gleichzeitig studirte er aber auch die Schriften des Erasmus. Darüber ging ihm die Meinung auf, daß die Geistesbewegung, welche Luther begonnen, eine wirkliche Reformation, die einzig nöthige Reformation der Kirche nicht herbeigeführt habe und auch nicht herbeiführen könne, weil bei den Lutheranern die guten Werke der Kirche fehlen und zwar sowol in der Theorie als auch in der Praxis, sowol in der Theologie als auch im Gemeindeleben. Dieses principielle Urtheil, dem er selbst von nun an den allergrößten Werth beilegte, läßt erkennen, daß er Luther's Rechtfertigungslehre nicht verstanden hatte, und daß er selbst andere Ziele verfolgte als Luther selbst: nicht Heilserkenntniß, sondern Kirchenreinigung erstrebte er in Gottesdienst und Leben, eine nicht bloß religiöse, sondern zugleich ethisch-politische Reformation. Als Maßstab diente ihm dabei eine phantastische Vorstellung von der Reinheit der Urgemeinde in Jerusalem, eine Vorstellung, die er dann wieder auf die Kirche der ersten Jahrhunderte übertrug und nach welcher

er endlich die Kirche seiner Zeit gereinigt wissen wollte. Da er das Wesen dieser so vorgestellten alten Kirche, der una catholica, noch in der vom Papste regierten Kirche wiederfand, so erschien ihm das Lutherthum und die Constituierung selbständiger Landeskirchen als Abfall von der einen wahren Kirche, als Sectiererei, und sein Hauptstreben richtete sich jetzt praktisch auf Wahrung der Einheit der Kirche unter allen Umständen. Im J. 1531 ist diese Entwicklung Witzel's abgeschlossen, und er verließ in demselben Jahre Niemegk unter Verzicht auf seine Pfarrei, nachdem er in den vorangegangenen sechs Jahren nie eine Annäherung an die Wittenbergischen Reformatoren gesucht hatte. Beschleunigt wurde dieser Abbruch seiner Beziehungen zum Lutherthum durch eine schlechte Behandlung, welche er 1530 von seiten der kurfürstlichen Regierung erlitt. Im J. 1529 hatte nämlich der bald darauf als Antitrinitarier offenbar gewordene Johann Campanus die Bibliothek in Niemegk benutzt und war mit W. näher bekannt geworden. Auf Grund dieser Thatsache wurde W. 1530 plötzlich verhaftet und nach Belzig ins Gefängniß geführt. Eine Schuld des Verhafteten konnte aber nicht aufgefunden werden. So wurde er entlassen. Krank und verbittert kehrte er nach Niemegk zurück. Seine Stellung war ihm dadurch verleidet. Er erklärte auf Grund eines Schreibens seines Vaters, in seiner Heimath Vacha als Laie leben zu wollen und zog wirklich dahin. Hier lebte er mit seiner Familie kümmerlich von seinen Niemegker Ersparnissen und rüstete sich zum Kampf gegen die Wittenberger Reformatoren, im Vergleich mit denen nach seiner Ansicht die Zwinglianer und noch mehr die Anabaptisten den Vorzug verdienten, weil sie mit der Herstellung des christlichen Gemeindelebens mehr Ernst machten, als die werklosen Wittenberger Evangelischen. Seine Streitschriften gegen sie bewegten sich vor allem in der Opposition gegen die lutherische Rechtfertigungslehre und sollten der Vertheidigung der guten Werke im katholisch-kirchlichen Sinne dienen. Was sich nur immer zu Ungunsten der Reformatoren vorbringen ließ, hat dieser „Kirchische", wie er sich gelegentlich nennt, mit emsigem Fleiß zusammengebracht und so den modernen römisch-katholischen Tendenzschriftstellern reichlich Stoff für ihre Darstellungen an die Hand gegeben, wie die einst viel gelesene Schrift Döllinger's über „die Reformation" aus seiner ultramontanen Zeit und Janssen's „Geschichte des deutschen Volkes" zeigt. Die bedeutendsten Schriften, welche W. jetzt ausgehen ließ, waren betitelt „Pro defensione bonorum operum adversus novos Evangelistas, auctore Agricola Phago" [d. i. Georg aus Vach] (Lips. 1532) und „Retectio Lutherismi" (später gedruckt, 1538) und „Evangelion M. Luther's" (Lpz. 1533). Neben diesen Streitschriften unterließ er nicht, ein positives Programm aufzustellen; es ist der „Methodus concordiae ecclesiasticae" (verfaßt 1532, gedruckt 1537). Unter Verzicht auf die scholastischen Dogmen fordert er Rückgang auf die Lehre der Apostel, lehrt die Sufficienz der heiligen Schrift zur Erkenntniß des Heils, statuiert aber daneben das Recht der Kirche „in allen andern Fragen ihrerseits giltige Anordnungen zu treffen". „Die Zeitläufte fordern gebieterisch eine deutsche Bibelübersetzung, aber nicht als Werk eines Privaten, sondern als Erzeugniß einer Commission der Gelehrtesten, denen die Kirche dazu Vollmacht ertheilt. Das Predigtwesen bedarf dringend einer Hebung. Die Lutheraner mögen auf Luther's Postille verzichten, die Katholiken auf ihre lügenhaften Legendenpredigten. Man veröffentliche Musterpredigten ohne Schmähungen, Heiligengeschichten ohne Lügen." (Nach Kawerau s. unten.) Er forderte weiter Katechismusunterricht nach apostolischer Lehre und eine daran sich anschließende Confirmationshandlung, die Abschaffung der bezahlten Messen, der Communio sub una, die Theilnahme der Gemeinde an der Communion, die Zulassung der Priesterehe. Dies Alles und vieles Andere dazu möchten auf einem Concile, welches beiden Parteien Gelegenheit zur Aussprache bieten sollte, entschieden

werden. Auf dem Grunde dieser Gedanken hat W. fortan rastlos, aber ohne greifbaren Erfolg gearbeitet; „seine gesammte nachfolgende Wirksamkeit kann", nach Kawerau's Urtheil, „als Einzelausführung dieses seines Programms gelten." — Die Zurückwendung zum Katholicismus verschaffte ihm die Gunst katholischer Fürsten; 1533 berief ihn der Graf Hoyer von Mansfeld an die katholische St. Andreaskirche zu Eisleben, wo er in einer kleinen Gemeinde Zeit fand, erbitterte Streitigkeiten mit evangelischen Predigern zu führen, besonders mit Johann Agricola, Caspar Güttel, Cölius, Justus Jonas u. A. Hier entstand auch seine sehr wichtige katechetische Schrift „Catechismus ecclesiae, Lehren und Handlungen des heiligen Christenthums" (Original deutsch 1535; niederdeutsch durch Albert von Balven, Abt zu Riddagshausen 1550, aber ohne Nennung Witzel's, lat. 1554). Vorangeschickt wird darin ein „kurzer Begriff" des Alten und Neuen Testamentes, nach Kawerau, der erste Versuch, die biblische Geschichte im Jugendunterricht zu verwerthen. Er hat durch diese Schrift den Katechismus Luther's verdrängen wollen. Um aber auch den Einfluß der Bibelübersetzung Luther's zu brechen, schrieb er eine Kritik derselben in seiner Schrift „Annotationes das sind kurtze verzeichnus in der Wittenbergischen neuen Dolmetschung der ganzen heiligen Bibel" (Lpz. 1536, 4°, in zwei Theilen; sie bietet eine Nachprüfung der lutherischen Bibelübersetzung, wobei W. fordert, daß der Bibeltext wörtlich genau übersetzt werden müsse. Diese Schrift macht seinem ernsten Sinne und seinen grammatischen Kenntnissen alle Ehre, zeugt aber nicht von richtigem Verständniß der Aufgabe des Uebersetzers. Auch für Herstellung eines deutschen katholischen Gesangbuches war er thätig und wirkte als „einer der wenigen Mitarbeiter an Michael Vehe's Gesangbüchlein 1537". — Ein Mann von solcher Gesinnung und so staunenswerther Arbeitskraft war dem eifrig katholischen Georg von Sachsen-Dresden sehr erwünscht; daher zog er ihn 1538 nach Dresden. Der Tod des Herzogs (1539) verscheuchte ihn indeß bald; W. flüchtete sich aus Leipzig zum Bischofe Maltitz von Meißen nach Stolpen, von da nach Böhmen, darauf nach Berlin zum Kurfürst Joachim II., der damals noch ähnlich wie W. zwischen Katholicismus und Protestantismus schwankte. Als sich der Kurfürst aber zur Einführung der Reformation gedrängt sah, mußte W. weichen und wieder wanderte er zu verschiedenen katholischen Herren reformfreundlicher Gesinnung, konnte aber nirgends auf die Dauer festen Fuß fassen; doch gelang es ihm, sich dem Könige Ferdinand und dem Kaiser Karl V. zu nähern, deren antiprotestantische Kirchenpolitik er mit aller Kraft litterarisch unterstützte. Begeistert vertheidigte er das Recht des Kaisers in Religionsangelegenheiten und besonders das Augsburger Interim vom Jahre 1548. Seit 1554 hatte er seinen Wohnsitz in Mainz. Hier starb er am 16. Februar 1573 und wurde in der St. Ignatiuskirche beigesetzt. Bis an sein Lebensende hat er seine eifrige Schriftstellerei fortgesetzt; sie diente dem einen Lebensziele, das er seit 1531 unausgesetzt im Auge hatte. Sind seine meisten Werke auch wegen ihres zeitgeschichtlich bedingten und polemischen Charakters heute zum großen Theile werthlos, so verdienen doch seine positiv-geschichtlichen Arbeiten noch jetzt ehrenvolle Erwähnung. Dahin gehört besonders das große Werk, in welchem er den geschichtlichen Beweis für das hohe Alter der wichtigsten Institutionen des katholischen Cultus zu geben versuchte unter dem Titel „Typus ecclesiae prioris. Anzeigung, wie die h. Kirche Gottes inwendig sieben und mehr hundert Jahren nach unsers Herrn Auffahrt gestaltet gewesen sei", 1540 und später öfter nachgedruckt, aber auch erweitert; sodann seine auf Anregung des Kaisers Ferdinand, der ihn zum kaiserlichen Rath gemacht hatte, verfaßte Schrift „Via regia", aus dem Jahre 1564, gedruckt aber erst seit 1600, vielleicht die denkwürdigste aller Schriften Witzel's, weil er in ihr am Faden der Artikel der Augsburgischen Confession die Reformbedürftig-

keit der katholischen Kirche völlig anerkennt und zu einer milden Behandlung der Protestanten räth, er, der jetzt unter Katholiken lebend, die Fehler derselben deutlicher sehen mochte als früher, wo er unter Protestanten sich den Katholicismus idealisirt hatte. „Es ist die protestantenfreundlichste Schrift, welche er verfaßt hat", urtheilt Kawerau. Da sie indeß erst lange nach seinem Tode zum Druck befördert ist (in Wolfii Lectiones memorabiles tom. II [1600], 354 ff.; dann von H. Conring, „Georgii Wicelii Via regia" Helmst. 1650. — 2. Aufl. 1657, und v. Joach. Läger, de pace et concordia ecclesiae restituenda opuscula aliquot clarissimorum virorum [Brunsv. 1650]), so hat Räß (s. unten) ihre Echtheit angezweifelt; aber ohne genügenden Grund. Charakteristisch ist, daß W. hier seinen Gegensatz gegen den tridentinisch-jesuitischen Geist unverholen ausspricht; er hatte das richtige Gefühl, daß wenn der Jesuitismus siegte, es auch um sein eigenes Lebenswerk geschehen sei. Dahin ist es auch bald gekommen; der Jesuitismus siegte und schob den erasmianischen Reformschriftsteller beiseite. Eine Nachwirkung hat W. im Katholicismus nicht erlebt.

Die Schriften Witzel's sind außer den oben bereits erwähnten sehr zahlreich; Räß (s. unten) giebt die Titel von 94 derselben an; wir notiren hier die wichtigsten: „Agricola Fagi (d. i. Georg aus Bach, Bacha) defensio bonorum operum" (Lips. 1532); „Ein unüberwindlicher gründlicher Bericht, was die Rechtfertigung in Paulo sei, zu Nutz und Trost der gemeinen Kirchen" (Leipzig 1533); neu bearbeitet unter dem Titel: „Die Summa des, so itzt überall disputirt wird, von der Gerechtfertigung in S. Paulo, oder vom Glauben und Werken der Christen" (Lpz. 1537); „Apologia: das ist eine Vertheidigungsrede G. Wicelii wider seine Afterreder, die Lutteristen, mit samt kurzer Abkonterfeiung luterischer Sekten und Preis alter römischer Kirchen u. s. w." (Lpzg. 1533), abgedruckt bei Räß (s. unten), S. 156—184; „Evangelion Martini Luther's, welches da lange unter der Bank gelegen samt seiner Kirchen historia (Leipzig 1533, Freib. i. B. 1536); „Verklärung des neunten Artikels unsers heiligen Glaubens, die Kirche Gottes betreffend" (Lpz. 1533); „Confutatio calumniosissimae responsionis Justi Jonae i. e. Jodoci Koch, unacum assertione bonorum operum" (Lips. 1533, Col. 1549); „Von den christlichen Kirchen, wider Jodocum Koch, der sich nennt Justum Jonam" (Lpz. 1534); „Von der h. Eucharisty oder Meß, nach Anweisung der Schrift und der ältesten schriftverständigen h. Lehrer" (Lpz. 1534, Freib. i. B., Mainz 1546); „Von der Buße, Beichte und Bann, zwei Büchlein aus Grund der Schrift 1534" [s. l.] (Freib. i. B. 1536); „Von Beten, Fasten und Almosen, schriftlich Zeugniß Georgii Vicelii" (Eisleben 1535, Freib. i. Br. 1536, Lpz. 1538); „Catechismus ecclesiae: Lehre und Handlung des h. Christenthums, aus der Wahrheit göttliches Worts, kurz und lieblich beschrieben" (Lpz. 1536, Freib. i. Br. 1536); „Annotationes, das sind kurze Verzeichniß in die Wittenbergische neue Dolmetschung der ganzen heiligen Bibel, aller Christenheit zu lesen und hören sehr nett und nütz" (Lpz. 1536, 2 Theile); „Von den Todten und ihrem Begräbniß" (Lpz. 1536); „Epistolarum, quae inter aliquot centurias videbantur partim profuturae theologicarum literarum studiosis partim innocentis famam adversus sycophantiam defensurae libri IV Ge. Wiceleii" (Lpz. 1537); „Methodus concordiae ecclesiasticae post omnium sententias a minimo fratre monstrata, non praescripta" (Lpz. 1537); „Retectio Lutherismi, qui se veteris et apostolicae veritatis nomine vendicat, in admonitionem edita" (Lips. 1538); „Typus ecclesiae prioris. Anzeigung, wie die h. Kirche Gottes inwendig sieben und mehr hundert Jahren nach unsers Herrn Auffahrt gestaltet gewesen sei", 1540, 1541, 1546 (Mainz), am vollständigsten Köln 1559, die Titel der Ausgaben variiren; „Der heiligen Messen Brauch, wie er in der alten Kirchen vor tausend Jahren gewesen. Aus S. Joh. Chrysostomo

verdeutscht 1540" (Köln 1551); „Hagiologium seu de Sanctis ecclesiae. Historiae Divorum toto terrarum orbe celeberrimorum" (Mog. 1541); „Onomasticon ecclesiae. Die Taufnamen der Christen, deutsch und christlich ausgelegt" (Mainz 1541); „Ritus baptizandi" (Mainz 1541); „Catechismus" (Mog. 1542); „Catechismus ecclesiae" deutsch (ebendaselbst 1542); „Der große Katechismus" (Mainz 1545); „Liturgia S. Basilii Magni, nuper e tenebris eruta et in lucem nunc primum edita" (Mog. 1546); „Defensio doctrinae de bonis operibus contra sectam Martini Lutheri. Tyrocinium G. Wicelii Zelotae" (Col. 1549); „De traditione apostolica et ecclesiastica, daß die katholische Kirche Christi nicht allein was in der h. Schrift steht, sondern auch was sie bei den heiligen Vätern und ältesten Concilien göttlichs und löblichs funden, zu Gottes Dienst und Ehre ordentlich brauchen und beständiglich behalten möge" (Köln 1549); „Beständige Antwort wider der lutherischen Theologen Bedenken, was sie widers Interim geschrieben" (Köln 1549); „Vom Canon der lateinischen Messe" (Köln 1549); „Publicum ecclesiae Sacrum von der Wahrheit der altkirchlichen Liturgia und Opferung d. i. katholischer Messen wider den Matthis Illyricus zu Magdeburg" (Cöln 1551); „Catechismus maior latine editus, interprete Bartholomaeo" (Col. 1554); „Chorus sanctorum d. i. XII Bücher Historien aller Heiligen" (Köln 1554); „Exercitamenta sincerae pietatis" (worin eine neue Ausgabe der Messe des h. Basilius, ferner die Messe der äthiopischen Kirche u. A. m.); „Wahrer Bericht von den Akten der Leipsischen und Speierischen Collocution zwischen M. Bucern und Witzeln" (Köln 1562); dazu die „Via regia" über deren Drucke oben schon das Nähere beigebracht ist. Neu gedruckt sind zwei Katechismen Witzel's („Neuer und kurzer Catechismus und Catechismus-Belehrung") bei Moufang, Katholische Catechismen (Mainz 1881) S. 467 ff. Eine Gesammtausgabe seiner Werke wurde 1559 begonnen unter dem Titel: „Georgii Wicelii des älteren, deutsche Werke" (Köln 1559), kam aber nur bis zum 2. Theile 1562.

Die Litteratur über W. reicht zurück bis in das 16. Jahrhundert. Mittheilungen über die älteren Biographien Witzel's bei W. Kampschulte, De Georgio Wicelio eiusque studiis et scriptis inventis. Bonnae 1856. — Am werthvollsten sind außer S. J. Browerus' Antiquitates Fuldenses (1612, zu Witzel's Aufenthalt in Fulda) die Biographie bei Strobel, Beiträge zur Litteratur bes. des sechszehnten Jahrh. Bd. II, 1, 2 Stück. Nürnb. u. Altdorf 1787 und die von A. Neander, de G. Wicelio eiusque in ecclesiam evangelicam animo. Berol. 1839 (deutsch in der Sammelschrift Neander's „Das Eine und Mannichfaltige des christlichen Lebens". Berl. 1840, S. 167 ff. — Döllinger, Die Reformation. 2. Aufl. 1848, I, 21—130 (mit starker Sympathie für Witzel); ebenso Räß, Bisch. v. Straßburg, Die Convertiten seit der Reformation I. Bd. 1866, S. 123 ff. — G. Schmidt, Georg Witzel, ein Altkatholik des 16. Jahrh. Wien 1876 (nach Kawerau auf guten Quellenstudien ruhend). — A. Jansen, Julius Pflug in Neue Mittheilungen des Thür.-sächs. Vereins X. Halle-Nordhausen 1863, S. 78—87. — Moufang, Die Mainzer Catechismen von Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz 1877, S. 46 ff. — Moufang, Katholische Katechismen des sechzehnten Jahrhunderts. Mainz 1887. — Maurenbrecher, Gesch. d. kath. Reformation I. 1880. — A. Ritschl, G. Witzel's Abkehr vom Lutherthum in Zeitschr. f. K.-Gesch. II, 386—417. — Briefwechsel d. Justus Jonas hsg. v. G. Kawerau. 1884 u. 1885. — G. Kawerau, Art. über G. Witzel in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl. Bd. 17 (1886), 241—251. — Fel. Geß, Joh. Cochläus. 1886. — Heidemann, Die Reformation in der Prov. Brandenburg. 1889 (zu Witzel's Aufenthalt daselbst). — Paul Vetter, Witzel's Flucht aus dem albertinischen

Sachsen in Zeitschr. f. Kirchengesch. v. Brieger u. Beß, XIII (1892) S. 282 ff. (nach den Dresdener Archivalien). — R. Paulus (Priester in München), Pseudonyme Schriften von Georg Witzel im „Katholik“ Bd. X, 473 ff. — Die Titel der Streitschriften gegen Witzel stehen bei Räß und bei Kawerau, deren Artikel ich neben Neander's Biographie mit besonderem Danke benutzt habe. P. Tschackert.

Witzendorff: Karl Friedrich Wilhelm von W., königlich preußischer General der Cavallerie, am 28. April 1824 zu Scharnebeck bei Lüneburg als Sohn des dort als hannoverscher Beamter angestellten Drost v. W. geboren, auf dem Pädagogium zu Putbus erzogen, trat am 1. Juni 1841 bei dem zu Trier garnisonirenden 8. Ulanenregimente in den preußischen Heeresdienst und zeichnete sich schon früh durch militärische Begabung sowie durch tüchtige cavalleristische Leistungen aus. Am 27. October 1842 zum Secondlieutenant befördert wurde er am 1. October 1846 zur allgemeinen Kriegsschule nach Berlin commandirt. Die Märztage von 1848 unterbrachen dieses Commando; die Nachwehen der Bewegung jenes Jahres aber gaben W. Gelegenheit, Proben von Charaktereigenschaften abzulegen, welche ihn zeitlebens ausgezeichnet haben, von Entschlossenheit und von kaltblütigem Verachten jeglicher Gefahr. Mit einem Remontecommando auf dem Marsche aus der Provinz Brandenburg nach Trier begriffen, ritt er am 18. Mai 1849 auf die Nachricht von der Erstürmung und Plünderung des Landwehrzeughauses zu Prüm, unbekümmert durch das Feuern der Aufständischen, mit drei Ulanen in die Stadt ein und stellte lediglich durch seine Entschiedenheit und eine ihm eigene vornehme Ruhe des Auftretens die Ordnung her. Dagegen verhinderte jenes Commando ihn, mit dem Regimente den Feldzug in Baden mitzumachen. Nachdem er 1851 den unterbrochenen Kriegsschulbesuch beendet hatte, auch am 10. April 1855 Premierlieutenant geworden war, ward er am 1. Juni d. J. zum Generalstabe commandirt, welchem er angehört hat, bis er 1859 zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Friedrich Karl von Preußen ernannt wurde. Mit diesem nahm er am Feldzuge von 1864 gegen Dänemark theil. Im Sommer 1864 wurde er Oberstlieutenant und Director der Militärreitschule zu Schwedt a. d. Oder, während des böhmischen Feldzuges vom J. 1866 war er Chef des Generalstabes des vom Prinzen Albrecht (Vater) befehligten Cavalleriecorps der 1. Armee. Die Verwendung des letzteren war nicht wie sie hätte sein können, die Reitermasse zog hinter der Armee her und gelangte am Entscheidungstage von Königgrätz in ungenügender Weise zur Thätigkeit. Die gemachten Erfahrungen aber boten W. Veranlassung, soviel an ihm lag, der Wiederkehr ähnlicher Verwendung der Waffe und gleicher Unterlassungssünden vorzubeugen; das Vertrauensverhältniß, in welchem er zum Prinzen Friedrich Karl stand, begünstigte sein Streben und dieses trug schon 1870/71 reiche Früchte, wenn es auch, als der Krieg ausbrach, noch nicht zum Schlusse gediehen war. Während des Krieges war W. Oberst und Chef des Generalstabes des VIII. Armeecorps unter General von Göben; er war dazu am 1. December 1869 ernannt, nachdem er seit dem 7. September 1866 das in Lüneburg stehende Westfälische Husarenregiment Nr. 11 commandirt hatte. In jener Stellung nahm er an der Schlacht bei Spicheren, an den Kämpfen bei Metz und an der Einschließung der Feste, sowie an den kriegerischen Ereignissen im Norden Frankreichs theil. Witzendorff's Leistungen zollen die Briefe seines commandirenden Generals hohe Anerkennung; im übrigen machte sich ein Mangel an Uebereinstimmung zwischen den beiden Landsleuten, dienstlich wie außerdienstlich, mannichfach fühlbar. Der Hauptheil der Schuld wird W. zugeschrieben. Schon 1849 hatte dieser den Rothen Adlerorden erhalten, aus dem Kriege von 1866 brachte er den Orden pour le mérite, aus dem von 1870/71 beide Classen des Eisernen Kreuzes zurück.

Nach Friedensschlusse trat er zum zweiten Male an die Spitze der jetzt als Militärreitinstitut zu Hannover befindlichen reiterlichen Hochschule der Armee. Er vermittelte hier zwischen einer alten und einer neuen Richtung, von denen jene den Hauptwerth auf die Schulung in der Reitbahn legte, diese nur das Reiten im Gelände gelten ließ. Zwischen beiden stehend, einer jeden gewährend, was ihr zukam und ihr das Gute entnehmend, legte er in dieser Stellung den Grund zu der neuzeitigen Campagnereiterei und hatte damit den richtigen Weg eingeschlagen. Der Waffe, aus welcher er hervorgegangen war, zu dienen, fand er ferner sowol als Theilnehmer an den Berathungen Gelegenheit, welche zum Zwecke des Erlasses der für ihre Ausbildung und Verwendung erforderlichen Dienstvorschriften stattfanden, wie als Reiterführer. 1874 leitete er bei Müncheberg die ersten der abgehaltenen großen Cavallerieübungen, von 1876—1880 stand er an der Spitze der Cavalleriedivision des XV. Armeecorps zu Metz. Seit dem 18. August 1871 Generalmajor, seit dem 21. November 1876 Generallieutenant, erhielt er alsdann das Commando der 14. Division zu Düsseldorf, vertauschte diese Stellung am 15. April 1882 mit der des commandirenden Generals des VII. Armeecorps zu Münster in Westfalen, ward am 20. September 1884 zum General der Cavallerie befördert und schied am 7. August 1888, durch ein schweres körperliches Leiden, welchem er am 23. März 1891 in einer Klinik zu Göttingen erlag, genöthigt, aus dem activen Dienste. — W. war eine glänzende Erscheinung, von reicher militärischer Begabung und vielem Wissen, klar und bestimmt, ein weicher Kern in harter Schale.

Militär-Wochenblatt Nr. 35, Berlin 1891. — v. Förster, Geschichte des königlich preußischen Ulanen-Regiments Graf zu Dohna (Ostpreußisches) Nr. 8, II, 113, Berlin 1890. B. Poten.

Witzenhausen: Josel (= Joseph) W. „der Schreiber" nennt sich am Schlusse des Prologs zu einer in jüdisch-deutschen, öfters nur bis zu Assonanzausklang gediehenen Reimversen unternommenen Bearbeitung des auf Wirnt's von Grafenberg (A. D. B. IX, 562) „Wigalois" (um 1212) fußenden Volksbuchs der Vertreter dieses Textes vor der Oeffentlichkeit, und er wird, vermöge des voraufgehenden Ausdrucks „gestelt durch" von den Litterarhistorikern außer W. Wackernagel auch als Verfasser angesehen. Die Entstehungszeit ist in keiner Hinsicht positiv festzulegen, jedoch Koberstein's Datierung auf das Ende des 17. Jahrhunderts wol zu spät gegriffen, vielmehr dessen Mitte wahrscheinlich, während die Grundform ins 16. zurückreichen dürfte. Der genaue Titel lautet: „Ein schön Maase [in einer Fußnote dazu: ‚Geschicht'] | Von König Artis Hof. | Wie er sich in seinem Königreich hat thun führen. | Und was er hat gehat vor Manieren. | Und von dem berühmten | Ritter Wieduwilt | dem streitbahren Held | Gar schön in Reim gestelt. Wann ihr wert drinnen leyen [= lesen] | Wert sich euer Hertz erfreuen." Bisher ist das Werk, das von Germanisten zuerst G. F. Benecke's Ausgabe des Original-Wigalois (1819) S. XXIX ff. beachtete, nur aus Joh. Christ. Wagenseil's „Belehrung der jüdisch-teutschen Red- und Schreibart" (Königsberg 1699) S. 157—302, bekannt, und daraus wurde der Text in den „Erzehlungen aus dem Heldenalter teutscher Nationen" (Danzig 1780) S. 375—509 wiederholt. Auf S. 149 des Wagenseil'schen wenig kritisch angelegten Compendiums steht als Haupttitel: „Jüdischer Geschicht-Roman | von dem grossen König ARTURO in Engelland | und dem tapffern Helden Wieduwilt", worauf S. 151—156 eine Einleitung Wagenseil's über die Artussage, eine verständnißlose Compilation, folgt, die über unser Gedicht und seine Vorgeschichte kein Wort verliert. Dann steht der Text S. 158—292 auf den geraden Seitenziffern in nichtvocalisirten hebräischen, S. 159—291 auf den ungeraden und S. 293—302 sämmtlich in deutschen Typen. Eine Vergleichung dieser Ummodelung mit dem mittelhochdeutschen

Urtext, wozu Friedrich Zarncke in seinem Colleg über die ältere deutsche Litteratur regelmäßig aufforderte, fehlt noch. Die Sprachform weist auf eine Zeit nicht später als den Anfang des 17. Jahrhunderts; specifisch Jüdisch-Deutsches fällt außer den einzelnen, meist anmerkungsweise, und zwar doch wol von Wagenseil, erläuterten Ausdrücken des Prologs (S. 159) und des Schlusses (S. 302) nirgends auf. Letzterer geht aus: „Damit hat das Buch ein End | Daß uns GOtt Méschiach [Fußnote: den Messiam] send. Binchéra [Fußnote: bald] Omen [Fußnote: Amen]", womit der Ursprung aus jüdischer Feder besiegelt ist.

Der Bearbeiter war eben zweifellos ein Jude, namens Josel, für die in volksmäßigem Zuschnitt verballhornte mittelhochdeutsche Epik von der Theilnahme erfüllt, die bei seinen litterarisch interessirten Glaubensgenossen seit dem Mittelalter vielfach zu beobachten ist, und als er ohne schriftstellerische Prätension vor die Oeffentlichkeit trat, fügte er, gleich den allermeisten Israeliten noch ohne Geschlechtsbezeichnung, den Namen seines Geburts- und Heimaths(oder Wohn-)-ortes dem Vornamen hinzu, so wie noch ein Jahrhundert danach Moses Mendelssohn in Berlin anfänglich Moses Dessau hieß (s. A. D. B. XXI, 316); daher eigentlich Josel von Witzenhausen. Wenig früher als Josel begegnet man christlichen Stadtbürtigen sogar akademischen Ranges, die nach derselben Heimath heißen: ‚Wilhelmus Witzenhausen vonn Witzenhausenn', im „Wittenberger Ordiniertenbuch 1537—1560. Veröffentlicht von Georg Buchwald" (1894) S. 34 Nr. 532, unter 19. Sept. 1543 (vgl. ebd. Nr. 425 u. 1291). Das Städtchen, jetzt zum preußischen Regierungsbezirk Kassel gehörig, liegt im nördlichen hessisch-thüringischen Grenzgebiete, am Eichsfeld, ziemlich genau westlich von dem Hauptort des letzteren, Heiligenstadt; bis Hohengandern und Blickershausen im Kreise Witzenhausen reichen die nordwestlichsten Ausläufer des Thüringischen, und die Sprachgrenze geht auf der Hamfirste westlich von Witzenhausen (L. Hertel, Thüringer Sprachschatz, 1895, S. 10 f. u. 31), Umstände, die bei genug vorliegenden gesicherten Materialien aus älterer Zeit sprachlich das merkwürdige Litteraturdenkmal nach Zeit und Gegend bestimmen ließen. Josel kann sehr wol Witzenhäuser sein; die dortige Judengemeinde, nach neuester Volkszählung nur 130 Seelen unter 3240, ist alt und bis heute durch Strenggläubigkeit und Bildungstrieb ausgezeichnet. M. Steinschneider in Ersch-Gruber's Encyklopädie II, 27, 458 bemerkt: „Vollständige Bibeln lieferten für bedeutendes Honorar des amsterdamer Druckers Athia: Jakutiel Blitz (1676—79) und Josel Witzenhausen (1679), welcher die den Christen anstößigen Stellen und dergleichen in der Uebersetzung des Vorigen (unter Mitwirkung des Bibliographen Sabbatai Baß) verbesserte".

Zu Josel und seinem Werke vergleiche man: v. d. Hagen u. Büsching, Grundriß z. Gesch. d. dtsch. Lit. S. 144; v. d. Hagen, Gesamt Abenteuer I, p. XXII; Wackernagel-Martin, G. d. d. L. II, 42, § 96 A. 2; Koberstein's Grundriß[5] II, 167 § 209 A. 2. Edward Schröder hat 1891 in einer Sitzung der Marburger Gruppe des Hessischen Geschichtsvereins auf den in Wagenseil's Handbuch (worüber er sich A. D. B. XL, 482 f. aussprach) eingereihten Roman aufmerksam gemacht, aber nicht die darüber aus den Sitzungsprotokollen in die „Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins des Vereins für hess. Gesch." XXXI, gelangte Notiz veranlaßt, wie er mir auf Anfrage mittheilt und ich eigens hervorhebe, weil der wiederum im Anschluß daran, aber ohne Autopsie entstandene Vermerk von J. Elias i. d. Jhrsbericht. f. neuere dtsch. Litteraturg. II. Bd., III, 3, 9 ohne weiteres das 16. Jahrhundert ansetzt: ein Auszug aus der Notiz Ztschrft. Euphorion I, 179; dagegen bietet ein „Lückenbüßer", E. Schröder's Ztschrft. f. dtsch. Alterthum 38, 111, wonach Vermerk im Jhrsbericht. über d. Erschngn. auf d. Gebiete d. germ. Philol. XVI, S. 294

Nr. 235, guten Hinweis auf das Interessante der Erscheinung, und es ist daneben verwunderlich, daß Schröder Vrtljhrsschr. f. Litteraturg. V, 486 und 488 beim Erwähnen des Wigalois-Volksbuchs und seiner Neuausgaben von 1653 und 1664 des ehrsamen „Schreibers" Josel W. nicht gedenkt. Ueber den Ort Witzenhausen s. Fritz Regel, Thüringen, I, 9, 13, 20, 56, 80, 300; II, 18, 188, 621, 628. Bei Rosenberg, Ueber Smlg. deutscher Volks- und Gesellschaftslieder in hebr. Lettern (Berlin. Dissertat. 1888) S. 7 (= Ztschr. f. Gesch. der Juden in Dtschld. II, 234) Anm. 3 heißt es ohne W.'s Namen: „Sehr beliebt und weitverbreitet war ‚König Artus Hof', dessen Stoff dem Wigalois des Wirent von Grafenberg entnommen ist. Eine der Fassungen dieses jüdisch-deutschen Epos ist zuerst für weitere Kreise bekannt gemacht worden durch Wagenseil in der ‚Belehrung der Jüdisch-deutschen Red- und Schreibart' (Königsberg 1699)"; vgl. meine Bemerkungen Litterbl. f. germ. u. rom. Philol. XI, 367, sowie „Dtsch. Volksldr. a. Oberhessen", h. v. Böckel S. CXVI u. CLXI. — Nicht zu verwechseln ist Joseph Witzenhausen, Mitarbtr. an M. Mendelssohn's Ztschr. „Der Sammler" (Winter u. Wünsche, D. jüd. Litt. s. Abschl. d. Kanons III, 860). L. Fränkel.

Witzleben: Karl August Friedrich v. W., als Schriftsteller bekannt unter dem Namen A. v. Tromlitz, wurde am 27. März 1773 auf dem väterlichen Gute Tromlitz, zwischen Weimar und Jena, geboren. Er erhielt seinen ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Halle und kam im neunten Jahre als Page an den weimarischen Hof, wo u. A. Musäus und Herder seine Lehrer waren. Bereits 1786 trat W. in preußische Militärdienste, wohnte als Officier den Rheinfeldzügen von 1792—1795 bei und begann schon damals seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik und des Romans, die er dann jedoch viele Jahre lang wieder ganz ruhen ließ, obgleich ihn Schiller, mit dem er während seiner Dienstjahre in Erfurt in Verbindung kam, wiederholt ermunterte. Während des Jahres 1806 diente W. als Oberstlieutenant im Hauptquartiere des Herzogs von Braunschweig, dann bei dem Fürsten von Hohenlohe, mit dessen Corps er am 28. October bei Prenzlau in die Gefangenschaft der Franzosen unter Murat gerieth. Als W. nach dem Frieden von Tilsit keine Anstellung in der preußischen Armee finden konnte, trat er als Hauptmann in Murat's Dienste, kam dann in das Hauptquartier des Herzogs von Abrantes und ging 1811 an der Spitze eines von ihm in Münster gebildeten Lancierregiments nach Spanien; 1812 kehrte er nach Deutschland zurück, trat zu den Verbündeten über und erhielt 1813 in russischen Diensten als Oberst das Commando der hanseatischen Legion. Nach dem Pariser Frieden widmete er sich der Verwaltung seines Gutes Beuchlitz bei Halle, siedelte aber 1821 nach Berlin über, um seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufzunehmen; 1826 zog er dann nach Dresden, in dessen Umgebung er die späteren Jahre verlebte, und starb daselbst am 5. Juni 1839.

W. hat zwei Dramen, das Lustspiel „Die Entführung" (1823) und das histor.-romantische Schauspiel „Die Douglas" (1825) verfaßt, sowie eine große Reihe von Romanen und Erzählungen (aufgezählt bei Goedeke, Bd. 3, S. 678 ff.), von denen viele zuerst in dem Taschenbuche „Vielliebchen" erschienen, das er 1827—41 herausgab. Seine Stoffe hat W. mit Vorliebe der Geschichte entnommen, und er gehört mit diesen Werken zu den besseren der zahlreichen Nachahmer Walter Scotts. Besonders versteht er interessante und lebendige Bilder aus dem Kriegsleben nach seinen eigenen Anschauungen zu malen und die geschichtlichen Begebenheiten geschickt für die Erzählung zu verwerthen oder letztere inbezug auf Orte und Personen den historischen Thatsachen anzupassen. Dagegen stört allerdings oft die starke Benutzung der Historie das Künstlerische der Dichtung; denn viele Capitel sind bei ihm nur populäre Geschichtserzählung

und haben mit der Handlung des Romans gar nichts zu thun. Als Mitarbeiter des „Gesellschafters", des „Freimüthigen" und der „Abendzeitung" veröffentlichte er auch zahlreiche seiner beliebten und vielgelesenen Geschichten zuerst in diesen Blättern. Max Mendheim.

Witzleben: Gerhard August v. W., königlich preußischer Generallieutenant, ein Sohn von Karl August Friedrich v. W. (A. v. Tromlitz, S. 665), am 27. December 1808 zu Düsseldorf geboren, von 1821—25 Zögling der Klosterschulen zu Donndorf und Roßleben, trat am 25. November des letztgenannten Jahres beim Kaiser Franz Garde-Grenadierregimente zu Berlin in den Heeresdienst, ward am 17. April 1827 zum Secondlieutenant befördert, besuchte von 1831—34 die allgemeine Kriegsschule, war von 1838—40 zum Topographischen Büreau commandirt, rückte am 27. Juni 1843 zum Premierlieutenant auf, unterrichtete 1846 und 1847 an der Divisionsschule des Gardecorps und machte 1848 den Straßenkampf in Berlin, sowie den Feldzug gegen Dänemark mit. Während des letzteren wurde er am 6. April Hauptmann und führte seine Compagnie am 23. in der Schlacht bei Schleswig. Am 3. Februar 1853 wurde er zum Major befördert und zur Uebernahme des Commandos des herzoglich sachsen-coburg-gothaischen Infanterieregiments nach Gotha entsandt, welches in Gemäßheit einer durch W. im Frühjahr 1861 abgeschlossenen Militärconvention in enge Beziehungen zur preußischen Armee trat; in diese kehrte W., seit 1859 Oberstlieutenant, welcher während seines Aufenthaltes in Gotha erfolgreich auf die Einigung der kleinen thüringischen Contingente unter sich und auf ihren Anschluß an Preußen hingewirkt hatte, im August jenes Jahres als Commandeur des in Münster i. W. garnisonirenden 1. westfälischen Infanterieregiments Nr. 13 zurück, am nächsten 18. October ward er bei der Krönung zu Königsberg zum Oberst ernannt und 1864 führte er das Regiment zum Kampfe gegen Dänemark nach Schleswig, wo er am 18. April an der Erstürmung der Schanzen von Düppel theilnahm. Am 18. Juni 1865 als Generalmajor zu den Officieren v. d. A. versetzt, schied er aus dem Frontdienste, ward aber seit Mai 1866 als Commandant von Colberg verwendet und bekleidete diese Stellung, bis er am 9. Januar 1868 als Generallieutenant endgültig aus dem Dienste schied. Er nahm seinen Wohnsitz in Dessau, verlegte diesen, nachdem er am 20. August 1873 die Redaction des Militärwochenblattes übernommen hatte, nach Berlin und starb dort am 7. Mai 1880, nachdem er ein Jahr zuvor von den Agnaten seines Geschlechtes auch zum Erbadministrator von Roßleben erwählt und damit Verwalter der Schule geworden war, die seines Wissens Wiege gewesen.

W. war schon früh schriftstellerisch thätig. Er begann seine Wirksamkeit als Mitarbeiter an dem von 1836—41 veröffentlichten Militärconversations-Lexikon von v. d. Lühe, in gleicher Weise war er an der Militär-Litteraturzeitung, an der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie, an dem von dem Unterzeichneten herausgegebenen Handwörterbuche der gesammten Militärwissenschaften (Bielefeld und Leipzig, 1877—80), an der Allg. Deutschen Biographie und an mancherlei militärischen Zeitschriften betheiligt. Von den durch ihn herausgegebenen selbständigen Schriften hat die meisten Auflagen ein Unterrichtsbuch — zuerst 1845 als „Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes der k. preuß. Armee", zum fünfzehnten Male 1879 als „Heerwesen und Infanteriedienst" veröffentlicht — erlebt; den größten bleibenden Werth hat das 1859 mit einem Atlas erschienene dreibändige Werk „Prinz Friedrich Josias, Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld", in der Gothaer Zeit als Frucht von archivalischen Studien entstanden. Ein vollständiges Verzeichniß der von ihm verfaßten, in Buchform veröffentlichten Arbeiten gibt ein Nachruf in Nr. 45 des Militärwochenblattes vom 5. Juni 1880.

Außerdem hat W. seinen Lebensgang selbst geschildert in der von ihm in Gemeinschaft mit einem anderen W. verfaßten, sehr gründlichen und ausführlichen Geschichte des Geschlechtes von Witzleben (2 Bde., Berlin 1880).

B. Poten.

Witzleben: Cäsar Dietrich von W., sächsischer Publicist und Historiker. Geboren am 4. December 1823 zu Kamenz in der Oberlausitz als ältester Sohn des sächsischen Premierlieutenants Gustav Wilhelm Dietrich v. W. (geboren am 26. December 1793, † am 3. December 1866, dem Hause Witzleben-Wendelstein und zwar dem Rothenhöfischen Zweig der neuen Wolmirstedter Linie angehörig) und der Karoline von Prittwitz-Gaffron (geboren 1787, † 1839), verlebte W. seine Kindheit in Kamenz, seit 1828 in Rochlitz und Dresden, und erhielt seinen ersten Unterricht mit seinen Geschwistern, dem 1897 als Oberlandforstmeister verstorbenen Bruder Oskar und einer Schwester, durch einen Hauslehrer. Vom April 1837 an besuchte er die von seinen Ahnen gestiftete und noch unter der Erbadministration eines Mitgliedes der Familie stehende Klosterschule Roßleben an der Unstrut, die er im December 1841 verließ; sein Maturitätsexamen soll er an der Kreuzschule zu Dresden abgelegt haben. Bis 1845 studirte er hierauf an der Landesuniversität Leipzig Rechts- und Staatswissenschaft. Während seiner Studienzeit und seines juristischen Vorbereitungsdienstes beim Leipziger Kreisamt und einem Rechtsanwalt zu Bautzen machte er zu seiner Ausbildung Reisen nach Belgien und den Niederlanden, in späteren Jahren auch nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Als Student hatte er den akademischen Preis für die beste Abhandlung über das Thema „Welche Grenzen die Volksrepräsentation in der constitutionellen Monarchie einhalten müsse, wenn der Staat nicht den Charakter einer Monarchie verlieren solle", erhalten. Diese Preisarbeit ließ er, bedeutend erweitert und vertieft, unter dem Titel „Die Grenzen der Volksrepräsentation in der constitutionellen Monarchie. Ein Versuch im Gebiete des constitutionellen Staatsrechts" (Leipzig 1847), als Buch erscheinen; sie ist beachtenswerth durch die bei aller gut monarchischen Gesinnung freimüthige Art, mit welcher diese damals im Mittelpunkt des allgemeinsten Interesses stehenden Fragen behandelt werden, besonders auch durch das Eintreten für eine zwar nicht schrankenlose, sondern durch Preßgesetz, nicht Censur, geregelte, aber doch thunlichst große Preßfreiheit. Außer Artikeln in staatswissenschaftlichen, nationalökonomischen und politischen Zeitschriften veröffentlichte er in diesen Jahren noch Schriften über „Die Hauptquellen des Pauperismus", und über „Die Gesetze vom 15. November 1848 und ihre verfassungsmäßige Bedeutung". 1846 hatte er die zweite Prüfung für den höheren Verwaltungsdienst bestanden und war am 15. November 1847 als Accessist bei der Kreisdirection zu Bautzen angetreten. Auch bei seiner Ernennung zum Referendar am 1. Januar 1850 blieb er formell dieser Behörde zugetheilt, obwol er bereits seit dem 4. Juni 1849 nach Dresden in das Ministerium des Innern berufen war. Wie in Bautzen, erwarb er sich auch in der neuen Stellung als Ministerialhülfsarbeiter, seit 1852 Ministerialreferendar, durch seine — wie der Minister Ferdinand v. Beust schreibt — gediegene wissenschaftliche und geschäftliche Bildung, seine erfolgreiche Thätigkeit besonders in Preßangelegenheiten und seine sittliche und politische Haltung die Anerkennung seiner Vorgesetzten und wurde daher am 22. März 1853 vom 1. April ab zum Supernumerar-Regierungsrath bei dem Ministerium des Innern ernannt. Zu seinen Specialaufgaben gehörte, neben dem Referat über Preßsachen im Allgemeinen, insbesondere seit 1851 das Commissariat über das officielle Regierungsorgan, das „Dresdner Journal". Am 22. Juli 1855 erfolgte seine Beförderung zum Regierungsrath als Mitglied der Kreisdirection zu Zwickau, doch bekleidete er diesen Posten nur ein

Jahr; denn schon am 18. August 1856 schlug, mit Rücksicht auf seine frühere Beschäftigung mit Preßangelegenheiten und daher wol auch im Einklang mit Witzleben's eigenen Neigungen, Beust ihn dem Könige in einem längeren, für W. sehr günstigen Berichte als königlichen Commissar für die Leipziger Zeitung vor. Am 1. October 1856 trat W., der zugleich als Mitglied der Leipziger Kreisdirection zugetheilt ward, das Amt an. Diese älteste sächsische, seit 1660 ununterbrochen erscheinende Zeitung war anfänglich an den kurfürstlichen Postmeister zu Leipzig, dann, von der Post losgelöst, als selbständiges Unternehmen von der Regierung verpachtet worden, seit 1831 jedoch ging sie in unmittelbare fiskalische Verwaltung über. Die Regierung ernannte den für seine Wirksamkeit ihr verantwortlichen Redacteur und ließ für die Zeitung durch einen bestimmten Beamten die für geeignet befundenen Artikel über innere Landesangelegenheiten aus den Mittheilungen der einzelnen Behörden zusammenstellen. Als aber im „Dresdner Journal" (s. oben) ein besonderes officielles Organ erstand, wurde die Leipziger Zeitung selbständiger gemacht; der Redacteur war vom Ministerium des Innern fest angestellt und mußte ihm zugesandte Regierungsartikel unverändert abdrucken, im übrigen sollte die Zeitung unabhängig und nicht verpflichtet sein, in ihren Originalartikeln unbedingt nur die Ansicht der Regierung in der betreffenden Frage zu vertreten; sie sollte kein specifisches Regierungsblatt, sondern nur ein Regierungsunternehmen sein, bestimmt, ein beachtenswerthes, einflußreiches Organ zur Vertretung der conservativen Interessen zu schaffen. Die Oberleitung besorgte seit 1854 der vom Ministerium bestellte „königliche Commissar für die Angelegenheiten der Leipziger Zeitung". Diese Verhältnisse waren hier kurz mit zu skizziren, um ein Verständniß der Stellung zu ermöglichen, die W. jetzt übernahm. Die Aufgabe war eigenartig und nicht leicht, sie verlangte Vorsicht und Mäßigung, politische, wissenschaftliche und geschäftliche Erfahrung; feste Dienstvorschriften ließen sich der Natur der Sache nach gar nicht geben, vieles, fast das meiste war dem persönlichen Takt und eignen Urtheil des Commissars überlassen, wobei dem neuen Inhaber der Stelle auch nicht etwaige, durch bisherigen längeren Gebrauch herausgebildete Gepflogenheiten zur Richtschnur dienen konnten, da die Einrichtung erst seit zwei Jahren bestand und der vorige Commissar, wie Beust's oben erwähnter Bericht vom 18. August 1856 erkennen läßt, sich für diese Thätigkeit minder als für den Verwaltungsdienst geeignet erwiesen hatte. W. bemühte sich, die Originalität und Vielseitigkeit des Blattes zu heben, erweiterte den Kreis der Correspondenten und Mitarbeiter, trug für geeignete Leitartikel Sorge, wobei ein Hervortreten officieller oder officiöser Schreibweise möglichst vermieden wurde. Bei dem zweihundertjährigen Jubiläum der Zeitung wurde er auch ihr Geschichtsschreiber, 1860 erschien zu Leipzig seine „Geschichte der Leipziger Zeitung". In den Jahren der Neugestaltung Deutschlands, besonders während des Jahres 1866 war seine Stellung, infolge der nicht sehr sächsisch-loyalen, politischen Haltung, die damals vielfach in Leipzig vorherrschte, schwierig, doch verstand er es, die Interessen der Regierung in taktvoller, ehrenhafter Weise zu vertreten, ohne in persönliche Conflicte zu gerathen. Gegen Ende der sechziger Jahre wandte er sich mit Eifer archivalischen Studien aus der neuesten Geschichte zu, deren Ergebnisse er in interessanten Aufsätzen des Weber'schen Archivs für die sächsische Geschichte veröffentlichte. Im J. 1868 erschien seine Studie über „die Verhandlungen über den Norddeutschen Bund, Juli bis October 1806", worin er sich mit Erfolg bemühte, Sachsens Politik gegen die in den Schriften von Adolf Schmidt und Rudolf Usinger vertretene Auffassung zu vertheidigen, 1869 folgte „Julius Traugott von Könneritz, königlich sächsischer Staatsminister", worin er sich der Erforschung der jüngsten Periode sächsischer Geschichte seit Erlaß der Constitution

zuwandte. Dieser Zeit blieb er auch in seinen folgenden Arbeiten treu: 1874 schrieb er eine Abhandlung über „Heinrich Anton v. Zeschau", eine Lebensskizze des ersten constitutionellen Finanzministers Sachsens, seit 1835—1849 auch Ministers des Auswärtigen und 1849 sächsischen Vertreters im Verwaltungsrath des Dreikönigsbündnisses, wodurch die Arbeit, die noch im selben Jahre in ausführlicherer Gestalt als selbständiges Werk „Heinrich Anton v. Zeschau. Sein Leben und öffentliches Wirken" (Leipzig 1874) erschien, auch für die außersächsische Geschichte von Bedeutung ist. Auch ein Lebensabriß des sächsischen Ministers und bekannten Historikers der Völkerwanderung, von Wietersheim, sowie zahlreiche Artikel in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung entflossen seiner Feder. Als am 17. Juli 1879 der langjährige verdiente Archivdirector zu Dresden, K. v. Weber (siehe über ihn A. D. B. XLI, 345 ff.) starb, wurde W., der 1872 zum Geheimen Regierungsrath ernannt worden war, zu seinem Nachfolger bestimmt, erhielt am 15. December 1879 das Prädicat als Geheimer Rath und trat am 1. Januar 1880 die Direction des königlichen Hauptstaatsarchivs an, doch wurde seine Arbeitsfähigkeit in den zwei Jahren seiner Verwaltung durch körperliches Leiden stark beeinträchtigt. Er widmete zuerst seinem Vorgänger einen kurzen biographischen Aufsatz „Dr. Karl von Weber" (1880), dann galt seine Hauptthätigkeit der Bearbeitung des ihm seitens der Regierung gewordenen Auftrages, eine wissenschaftliche Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Constitution zu verfassen. Dieses Werk „Die Entstehung der constitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen" (Leipzig 1881) gibt in allerdings nur großen Zügen einen knappen Ueberblick über die Entwicklung der alten ständischen Verfassung, um mit der Thronbesteigung des Königs Anton 1827 in eine ausführliche Darstellung der Zustände, die zum Erlaß der Constitution führten, und der Vorgänge hierbei selbst überzugehen. Am 5. April 1881 erhielt W. vom Gesammtministerium auch die Oberleitung der Arbeiten des Codex diplomaticus Saxoniae regiae übertragen, die bis 1871 der Cultusminister v. Falkenstein, dann dessen Nachfolger v. Gerber persönlich geführt hatten. Nach vierwöchentlicher Krankheit setzte am 7. April 1882 der Tod seinem Wirken, dem auch äußere Zeichen der Anerkennung seitens seines Königs und anderer Fürsten nicht gefehlt hatten, ein Ziel. Seine am 27. Juli 1859 geschlossene Ehe mit Luiska Freiin v. Gregory war glücklich, aber kinderlos geblieben.

Vgl. G. A. und H. A. v. Witzleben, Geschichte d. Familie v. Witzleben, II. Theil (Berlin 1860—80). — Album der Schüler zu Kloster Roßleben 1742—1854 (Halle 1854). — C. D. v. W., Geschichte der Leipziger Zeitung (Leipzig 1860). — Ferner an ungedruckten Quellen: Familienaufzeichnungen, hauptsächlich aber Acten des königlich sächsischen Gesammtministeriums, des Ministeriums des Innern und des Hauptstaatsarchivs.

W. Lippert.

Witzleben: Esther Maria v. W., Pfalzgräfin bei Rhein zu Birkenfeld-Gelnhausen, eine Tochter des sachsen-römhildschen Oberforstmeisters Georg Friedrich v. W., am 28. Juli 1666 zu Römhild geboren, war zuerst mit einem Herrn v. Bromsee (vielleicht Brömbsen, Brömse, Brömser oder Bronser) verheirathet. In der Ehe wurden mehrere Kinder geboren. Als der Gatte um 1690 gestorben war, ward die Wittwe Kammerfrau (Hofdame) der Gemahlin des Pfalzgrafen Johann Karl, einer geborenen Pfalzgräfin von Zweibrücken. Frau Esther Maria war eine schöne und stattliche Dame, gebildet und weltklug, geistreich, thatkräftig und von tiefem religiösem Gefühle. Nach der Pfalzgräfin am 20. November 1695 erfolgten Tode bot der Pfalzgraf ihr seine Hand an und am 28. Juli 1696, dem Tage, an welchem sie dreißig Jahre alt wurde,

ward die Trauung in der evangelischen Kirche zu Bischweiler vollzogen. Den Unwillen seines älteren Bruders, des Pfalzgrafen Christian II., Stammvaters der Könige von Baiern, welcher erst die vollendete Thatsache erfuhr, beschwichtigte Johann Karl durch das Eingehen auf einen Vertrag, welcher die aus der Mißheirath hervorgehenden Kinder von der Erbfolge ausschloß. Beide Gatten bereuten aber diese Vereinbarung, als ihnen drei Söhne und zwei Töchter geboren wurden, und der Gemahl wandte sich an Kaiser Leopold I. mit der Bitte, Esther Maria in den Reichsgrafenstand zu erheben, um dadurch ihre Kinder ebenbürtig und erbberechtigt zu machen. Pfalzgraf Christian II. that Schritte, die Erfüllung der Wünsche seines Bruders zu hintertreiben, ehe aber eine Entscheidung erfolgt war, starb der Letztere am 21. Februar 1704 und hinterließ seine Wittwe in einer schwierigen Lage. Er hatte ihr freilich ein hinlängliches Einkommen vermacht, sein Bruder aber, dem die Ausführung des Testamentes überlassen war, beschränkte dieses Einkommen auf ein sehr knappes Maß und wollte dasselbe auch nur für die Lebzeiten seiner Schwägerin gewähren, so daß nach ihrem Tode die Kinder ohne alle Mittel gewesen wären. Diese ließ sich indessen nicht einschüchtern, und ihr Rechtsbeistand Dr. Burgk aus Frankfurt a. M. erstritt endlich am 11. April 1715 ein Urtheil des Reichshofrathes zu Wien, durch welches ihre Kinder „des pfalzgräflichen Namens, Standes, Würden und der Succession" fähig erklärt wurden. Auf welche Rechtsgründe das Urtheil sich stützte, ist uns nicht überliefert. Christian II. fügte sich und schloß einen Vertrag mit Esther Maria ab, welcher das der Letzteren bisher von ihm gezahlte Deputat von jährlich 6000 Gulden auf 50,000 erhöhte und ihren Kindern das Erbfolgerecht zusicherte. Ihr zweiter Sohn Johannes, Pfalzgraf zu Birkenfeld=Gelnhausen, kurpfälzischer Generalfeldzeugmeister, geboren am 24. Mai 1698, † am 10. Februar 1780, vermählt mit Sophia, Wild= und Rheingräfin von Dhaun, wurde der Stammvater der Herzoge in Baiern. Esther Maria starb am 20. Februar 1725 auf dem Schlosse zu Gelnhausen.

Geschichte des Geschlechts von Witzleben I, 104, Berlin 1880.

B. Poten.

Witzleben: Klamor August Ferdinand von W., königlich preußischer Generallieutenant, der älteste Sohn von Karl August Friedrich v. W. (A. von Tromlitz, S. 665), am 9. August 1800 zu Osnabrück geboren, faßte als dreizehnjähriger Knabe den Entschluß, von Hamm, der letzten bergischen Garnison seines Vaters, aus sich zu diesem, welcher in Holstein die hanseatische Legion organisierte, zu begeben. Einen elfjährigen Bruder an der Hand mit sich führend, gelangte er glücklich dahin und in Anerkennung seines kühnen Beginnens stellte ihn auf seine Bitte der Vater in das Reiterregiment der Legion ein, in welchem der Sohn im März 1814 zum Cornet befördert wurde. Nur an kleinen Vorpostengefechten hatte dieser theilnehmen können, seine Thatkraft von neuem zu erweisen gab ihm indessen eine bei der Truppe ausbrechende Meuterei Gelegenheit, deren Dämpfung seinem Einschreiten zu danken war. Als am 11. Juli 1814 die Legion aufgelöst war, fand W. Anstellung als Fähnrich im Landwehrbataillone Meppen des hannoverschen 10. Infanterieregiments, aus welchem er am 15. Januar 1819 mit dem Charakter als Lieutenant schied. Nachdem er sodann fast ein Jahr lang die Universität Halle besucht hatte, trat er am 15. März 1819 als aggregirter Secondlieutenant bei dem zu Magdeburg garnisonirenden 27. Infanterieregimente in preußische Dienste, besuchte von 1821—24 die allgemeine Kriegsschule, ward alsdann zum Topographischen Büreau, sowie zum Generalstabe commandirt und wurde am 30. März 1831, nachdem er am 10. Januar d. J. Premierlieutenant geworden war, in den letzteren einrangirt. Schon vorher hatte er eine Darstellung des russisch=türkischen Feldzuges im Jahre

1828 und ein unter gleichlautendem Titel erschienenes zweibändiges Buch über den Feldzug des nächstfolgenden Jahres geschrieben (Berlin 1829 bezw. 1831). Jetzt wurde er Lehrer an der genannten Kriegsschule und beschäftigte sich nebenher mit der Herausgabe von Kartenwerken, bis seine am 30. März 1833 erfolgte Versetzung zum Generalstabe des Gardecorps und demnächst sein am 26. März 1841 verfügter Rücktritt in die Front als Major beim 24. Infanterieregimente seiner wissenschaftlichen Thätigkeit vorläufig ein Ende machten. Nach mehrfachem Wechsel der Stellung kehrte er im März 1848 als Chef des Generalstabes beim 3. Armeecorps in den Generalstab zurück. Alsbald aber schied er vorübergehend ganz aus dem preußischen Heere. Dem in letzterem erzogenen, durch und durch militärisch veranlagten Großherzoge Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin hatten das Jahr 1848 und die Theilnahme seiner Truppen am Kriege gegen Dänemark die Mängel und Gebrechen derselben klar gemacht, er beschloß ihnen abzuhelfen und sein Bundescontingent immer mehr in preußischem Geiste auszubilden. Zur Ausführung dieses Vorhabens berief er W. in seinen Dienst. Am 1. Januar 1849 übernahm er, unter Vorbehalt des Rücktrittes in das preußische Heer, als Oberst das Commando der mecklenburgischen Brigade. Schon im Sommer des nämlichen Jahres hatte er im Kampfe gegen die Aufständischen in Baden Gelegenheit, an der Spitze derselben, namentlich in den Gefechten bei Waldmichelbach und Großsachsen, sein Führertalent und seine kriegerische Befähigung zu erproben; uneingeschränktes Lob und Anerkennung aber fanden der Commandeur, wie die von ihm befehligte Truppe, als im Herbst 1858 bei Nordstemmen im Hannoverschen das X. Bundesarmeecorps zu größeren Uebungen versammelt war. Schon am 7. September 1850 war er Generalmajor geworden, jetzt beförderte ihn der Großherzog am 8. September 1858 zum Generallieutenant. Einen Theil der bei seinem Wirken in Mecklenburg zur Anwendung gebrachten Grundsätze hat er in einer damals Aufsehen erregenden Schrift „Die taktische Ausbildung des Infanteristen“ (Berlin 1856) niedergelegt. Inzwischen war er in Preußen zur Beförderung zum Divisionscommandeur an die Reihe gekommen, er bat daher um seinen Rücktritt und ward am 22. November 1858 an die Spitze der 12. Division zu Neiße gestellt. Aber schon am 4. October 1859 starb er zu Goslar, wohin er sich zur Stärkung seiner Gesundheit begeben hatte, am Schlage.

Geschichte des Geschlechts von Witzleben, II, 392 (Berlin 1880). — M. v. Lessel, Gedenkblätter des Officiercorps des Infanterieregiments Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches) Nr. 27 (Berlin 1890).

B. Poten.

Witzleben: Friedrich Ludwig Freiherr v. W., Dr. jur. et phil., Forstmann, geboren am 9. Mai 1755 zu Wolmirstedt (Thüringen), † am 16. März 1830 zu Kassel. Er war der älteste Sohn aus der zweiten Ehe des Gutsbesitzers Friedrich Wilhelm v. W. mit Christiane Amalie Gräfin v. Schulenburg aus dem Hause Wolfsburg. Sein Vater, ein Mann von den edelsten Gesinnungen, war ursprünglich kurze Zeit Mitglied der württembergischen Regierung und später Oberhofmeister bei der verwittweten Herzogin von Sachsen-Weißenfels, welche in Langensalza lebte; die längste Zeit seines Lebens widmete er sich aber in ländlicher Zurückgezogenheit der Verwaltung seiner Güter. Den ersten Unterricht erhielt der junge W. im Elternhause durch tüchtige Hauslehrer, zunächst in Langensalza, dann auf einem väterlichen Gute. Freimüthig bekennt er aber in seiner Selbstbiographie, daß er als wilder Knabe mehr im Wald und Feld sich umhergetrieben und mit Fisch-, Vogelfang und Jagd abgegeben habe als mit lateinischen Vocabeln. Im 14. Lebensjahr kam er auf die Stadtschule nach Naumburg, woselbst namentlich die alten Sprachen, die man damals

für die ausschließliche Grundlage der wissenschaftlichen Bildung hielt, vortrefflich gelehrt wurden. Der strenge, fast ans Pedantische grenzende Schulzwang der Anstalt und deren einseitige Richtung sagten aber seinem Vater so wenig zu, daß er ihn schon nach etwa $1^1/_4$jährigem Aufenthalt in Naumburg auf das königliche Pädagogium in Halle brachte, in welchem besonders die Realfächer (Mathematik, Naturwissenschaften) vorzüglich besetzt waren. Auch arbeitete diese Anstalt überhaupt auf eine mehr freie und selbständige Entwicklung ihrer Zöglinge, auf deren Herausbilden aus sich selbst, hin. Der Besuch von zwei nach Grundlage und Lehrstoffen so verschiedenartigen Bildungsanstalten brachte bei W. eine höchst glückliche Vereinigung von Kenntnissen in den alten Sprachen (insbesondere im Lateinischen) mit solchen in den realen Fächern zu Stande, welche Combination ihm in seinen späteren dienstlichen Stellungen trefflich zu statten kam. 1774 bezog er die Universität Jena, um Rechtswissenschaft zu studiren. Die trockenen, juristischen Vorträge übten aber — wenigstens in den ersten beiden Semestern — keine Anziehungskraft auf ihn aus. Dazu kam, daß er auch durch einen gewissen Hang zur Schöngeisterei, Beschäftigung mit litterarischen Nebendingen und durch zahlreiche Ausflüge nach Weimar zum Zwecke des Besuchs des dortigen Theaters vielfältig von seinem eigentlichen Berufsstudium abgezogen wurde. Erst vom dritten Semester ab warf er sich mit Eifer auf dasselbe und hörte zugleich auch Vorlesungen über Cameralwissenschaft und Baukunde. 1776 verfaßte er, auf Zuspruch eines seiner akademischen Lehrer, eine juristische Dissertation „De portione statutaria in legitimam computanda“, und nachdem er diese öffentlich vertheidigt hatte, wurde ihm die Würde eines Dr. jur. zu theil. Hierauf schloß er 1778 sein Studium ab, um sich an verschiedenen kleineren sächsischen Höfen nach einer passenden Anstellung umzusehen, an der es ihm seiner Meinung nach nicht fehlen konnte. Seine Bemühungen hatten aber keinen Erfolg. Er wurde zwar überall mit Höflichkeit empfangen, aber nur mit leeren Redensarten vertröstet. Ziemlich entmuthigt durch diese Versuche und durch ein heftiges Fieber längere Zeit ans Krankenlager gefesselt, beschloß er — nach wiedererlangter Gesundheit — sein Vaterland zu verlassen und auswärts, wo immer es auch sei, eine Anstellung zu suchen. Im Frühjahr 1779 begab er sich zu diesem Zwecke nach Dillenburg, wo sich einige hochgestellte Verwandte und Freunde seiner Familie befanden. Auf deren Zureden bewarb er sich schon hier, unter Beigabe seiner Doctordissertation, bei dem im Haag residirenden Prinzen von Oranien-Nassau um den Zutritt zur Justizkanzlei in Dillenburg, welches Gesuch von maßgebenden Persönlichkeiten auf das wärmste unterstützt wurde. Hierauf erfolgte im December 1779 der Bescheid, daß er als Forstmeister Anstellung finden und nach Abgang des jetzigen Chefs (Oberjägermeister v. Röder) in der Reihe weiterbefördert werden solle, wenn er noch ein Jahr lang in Karlsruhe und auf dem Harze erfolgreich mit dem Forstwesen sich beschäftigen und dann im Haag persönlich vorstellen werde. Diese verlockende Aussicht veranlaßte ihn, die Rechtswissenschaft mit dem Forstwesen zu vertauschen. Durch Rescript vom 5. December 1779 mit dem Charakter eines oranien-nassauischen Jagdjunkers bekleidet, wendete er sich alsbald nach Karlsruhe, um daselbst bei dem Oberjägermeister v. Geusau das Forstwesen und bei dem Hofjäger Käßberg die Jägerei zu erlernen. Der Unterricht im Forstwesen war damals noch ein vorwiegend praktischer, da es an guten forstwissenschaftlichen Werken — von einigen älteren abgesehen — noch fehlte. Allein die inbezug auf ihren Zustand und ihre Bewirthschaftung sehr fortgeschrittenen badischen Waldungen boten dem lern- und wißbegierigen, nun schon im reiferen Jünglingsalter stehenden W. ein reiches und mannichfaltiges Feld für Beobachtung und Belehrung dar. Nach fast ein-

jährigem Aufenthalt in Karlsruhe begab er sich, in Franken und im Thüringerwald nur kurze Zeit verweilend, nach dem Harze (ins Wernigerödische ꝛc.), wo er sich einige Monate aufhielt. Diesen Aufenthalt bezeichnet er (in seiner Selbstbiographie) in forstlicher Hinsicht zwar als weniger lehrreich, jedoch fand er dafür Gelegenheit, sich mit dem Berg- und Hüttenwesen, in welchem später thätig zu sein er Gelegenheit bekam, bekannt zu machen. Ende 1780 kehrte er nach Dillenburg zurück, um bald darauf seine Reise an das Hoflager seines zukünftigen Landesfürsten nach dem Haag behufs persönlicher Vorstellung anzutreten. Ueberaus gnädig empfangen kehrte er, nach Ueberreichung einer Proberelation über mehrere Gegenstände des nassauischen Forstwesens, nach Dillenburg zurück, wo ihm alsbald der Zutritt zur Kammer- und Bergcommission, jedoch vorerst ohne Votum und Gehalt, ertheilt wurde. Mit Eifer, Lust und Geschick machte er sich alsbald an die Aufgabe, die zukünftige Vermessung, Eintheilung, Beschreibung und Betriebsregulirung der dortigen Forste in Angriff zu nehmen. Zur Anerkennung hierfür wurde ihm am 1. September 1782 die Ernennung zum wirklichen Forstmeister mit Sitz und Stimme in der Kammer zu theil. Kurze Zeit darauf erhielt er — neben seinen allgemeinen Dienstgeschäften — noch die Verwaltung der Forste des Fürstenthums Siegen als Specialdepartement übertragen. Bereits 1785 erfolgte seine Beförderung zum Oberforstmeister, und — nachdem der Oberjägermeister v. Röder mit Tod abgegangen war — erhielt er 1795 dessen Posten und zugleich das Präsidium der Bergcommission. Inzwischen waren aber die Franzosen eingerückt und hatten, nach Verjagung der rechtmäßigen Regierung, Besitz vom Land ergriffen, weshalb W. von seinem Fürsten den Befehl erhielt, sich zur Vermeidung von Verlegenheiten auf einige Zeit außer Landes zu begeben. Kaum hatte er dieser Weisung entsprochen, als ihn der Kurfürst von Hessen (im Sommer 1796) zum zweiten Oberjägermeister an die Spitze des kurhessischen Forstwesens berief. So schwer es ihm auch wurde, sich von dem nassauischen Fürstenhause und dem Lande zu trennen, in dem er ein so freundliches Entgegenkommen und seine erste Anstellung gefunden hatte, so glaubte er doch, den an ihn ergangenen Ruf — unter den damaligen Zeitverhältnissen — um so weniger ablehnen zu dürfen, als selbst der Fürst von Oranien-Nassau diesen Schritt, bei der Ungewißheit künftiger Existenz und der Landesverhältnisse, als vollkommen gerechtfertigt anerkannt und genehmigt hatte. W. trat hiernach seinen neuen Dienst im November 1796 an. Die kriegerischen Stürme der damaligen Zeit erfaßten aber zehn Jahre später auch das Kurfürstenthum Hessen. Die rechtmäßige Regierung wurde 1806 verjagt und das Land von den Franzosen occupirt. W. wurde jedoch auf seinem Posten belassen, da die Franzosen gerade für die forstlichen Stellen die einheimischen Beamten als am besten orientirt beizubehalten pflegten. Hierdurch blieben die kurhessischen Forste vor einem Systemwechsel bewahrt und im großen Ganzen in dem Geleise der seitherigen Verwaltung. Noch unter dem französischen Regiment wurde W. zum Staatsrath und zum Generaldirector der Domänen, Forste und Gewässer ernannt. Von der Domänendirection wurde er, auf seinen Wunsch, bald darauf wieder entbunden; die Generaldirection der Forste behielt er aber bis zum Ende der französischen Occupation (1814) bei. Nachdem das angestammte Fürstenhaus wieder in das Land zurückgekehrt war, wurde W. in seinem früheren Posten als Oberjägermeister und Chef des Forstwesens nicht nur bestätigt, sondern sogar zum Geh. Staatsminister ernannt und im December 1814 durch Verleihung des Großkreuzes des Kurhessischen Hausordens ausgezeichnet. Eine ihn hoch erfreuende Ehrung ganz anderer Art wurde ihm dadurch zu theil, daß ihn die philosophische Facultät der Universität Mar-

burg bei Gelegenheit des 300jährigen Reformationsfestes (31. October 1817) zum Dr. phil. h. c. promovirte. In dem betreffenden Diplom heißt es: „de patria et literis inprimis de sylvarum cultura meritissimo, librorum gravissimorum auctori clarissimo“.

Witzleben's Schwerpunkt liegt zunächst in der von ihm in den Waldungen von zwei Staaten entfalteten forstorganisatorischen Thätigkeit, sowie in der Fürsorge um Hebung der eigentlichen Forsttechnik. Seine Wirksamkeit nach diesen beiden Richtungen hin erreichte insbesondere während seiner Amtirung in Kurhessen ihren Höhepunkt. Sie erstreckte sich auf fast alle Zweige der Staatsforstverwaltung. Er förderte namentlich den Culturbetrieb, die Ablösung der schädlichen Waldservituten, verbesserte die Laufbahn und finanzielle Lage der unteren Forstbeamten und erweckte unter der jüngeren Generation den Eifer zum gründlichen Erlernen des Forstwesens, unter anderem auch durch Gründung der seiner Leitung unterstellten Forstlehranstalt zu Waldau (1798), die freilich unter den kriegerischen Wirren der damaligen Zeit schon vor dem Jahre 1815 wieder einging.

W. erfreut sich aber auch als Schriftsteller eines geachteten Namens, obschon seine bezügliche Thätigkeit mit Rücksicht auf seine umfangreichen Dienstgeschäfte nur eine beschränkte sein konnte. Sein Hauptwerk ist die 1795 erschienene Schrift: „Ueber die rechte Behandlung der Rothbuchen-Hoch- oder Saamen-Waldung, vorzüglich über die Bewirthschaftung pfleglich erzogner, gut und geschlossen stehender, vormals bereits regelmäßig behandelter Buchwaldungen“, die 1805 in 2., unveränderter Auflage erschien. Diese vortreffliche Monographie, in welcher der Verfasser den fortschreitenden Gang der Hauungen in einem Buchenhochwalde zum Zwecke von dessen Wiederbegründung auf natürlichem Wege schildert, beweist, daß der Verfasser in dieser Wirthschaftsform gründlich zu Hause war. Mit der dunklen Vorhauung, die er empfiehlt, dem Umtriebe von 90—100 Jahren, der Verurtheilung der Ueberhälter in Buchenschlägen und der mindestens 25jährigen Hege der Jungwüchse kann man sich noch heute vollkommen einverstanden erklären. Von sonstigen Abhandlungen bezw. Schriften sind zu nennen: „Die Direction des Forstwesens setzt staatswissenschaftliche Kenntnisse und gehörige Landeskunde voraus; aus der Siegen'schen Köhlerei-Verfassung erläutert“ (abgedruckt im VII. Bande, 1791, des Moser'schen Forstarchivs); „Ueber Baumschulen und Pflanzungen“ (1796); „Beiträge zur Holzcultur“ (1797; 2. Aufl. 1800); „Abhandlung über einige noch nicht genug erkannte und beherzigte Ursachen des Holzmangels“, nebst vielen Zusätzen und Verbesserungen des Verfassers und mit einer Vorrede versehen von C. P. Laurop (1800). Außerdem lieferte er noch eine Anzahl von Aufsätzen, die das praktische Forstwesen betreffen, in die Jahrgänge 1794—1806 des Taschenbuchs für Forst- und Jagdfreunde von L. C. E. H. von Wildungen. Aus seiner Selbstbiographie ersieht man, daß W. ein heiteres, tief inniges Gemüth voll froher Lebensanschauung und daß er eine ideal angelegte Natur war. Mit leichter Fassungsgabe verband er ein vortreffliches Gedächtniß, sodaß er jederzeit über seine reichen und vielseitigen Kenntnisse, die ihm schließlich zu einer so glänzenden Stellung verhalfen, verfügte. Er wurde im Laufe der Zeit zum Ehrenmitglied zahlreicher Gelehrter Gesellschaften ernannt; einer derselben (der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin) ist seine Schrift über die Rothbuchen-Hochwaldung gewidmet.

F. W. Strieder's Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. 17. Band, 1819. Hrsg. von Justi, S. 197. — Allgem. Forst- und Jagd-Zeitung, 1847, S. 195 (Biographie). — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 557 und 566. — Bernhardt, Ge-

schichte des Waldeigenthums &c., II, S. 271, Bemerkung 70, S. 292, 295, 330, 386, 397; III, S. 89, Bemerkung 112. — Adolf Tilmann, Statistische Beschreibung des Regierungsbezirks Wiesbaden, II. Heft, 1876, S. 18. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland., S. 620. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner &c., 1885, S. 417.

R. Heß.

Witzleben: Karl Ernst Job (Hiob) Wilhelm von W., königl. preußischer Generallieutenant, Generaladjutant, Staats- und Kriegsminister, am 20. Juli 1783 zu Halberstadt, wo sein Vater als Lieutenant im Infanterieregimente Schwerin in Garnison stand, geboren, am 1. März 1799 aus dem Pageninstitute zu Potsdam, in welches er in seinem elften Lebensjahre aufgenommen war, als Fähnrich in das dortige 1. Bataillon Leibgarde getreten, 1802 zum Secondlieutenant befördert, wohnte ohne in das Gefecht zu kommen am 14. October 1806 der Schlacht von Auerstädt bei, ward in die vom Feldmarschall v. Möllendorff zu Erfurt abgeschlossene Capitulation einbegriffen, auf Ehrenwort entlassen, im Frühjahr 1807 ausgewechselt und alsbald von Blücher aus Pommern mit Depeschen zum Könige nach Memel geschickt. Hier wurde er am 4. September zum Premierlieutenant ernannt, bald nachher erhielt er das Commando einer Compagnie in dem neu errichteten Bataillone Garde. Als darauf der König seine Officiere zur Einreichung von Vorschlägen aufforderte, welche bei der bevorstehenden Neugestaltung des Heerwesens verwerthet werden könnten, lieferte W. eine Arbeit „Ideen zur Reorganisation der leichten Infanterie“. Es war dies wahrscheinlich die Veranlassung, daß er am 25. März 1809 als Stabscapitän in das neu errichtete Garde-Jägerbataillon versetzt wurde. Von jetzt ab ward er rasch befördert. 1811 zum Premiercapitän und Compagniechef, 1812 zum Major. Als solcher rückte er 1813 mit dem Bataillone in den Krieg. Bei Groß-Görschen kam er am 2. Mai zum ersten Male ins Feuer und erwarb das Eiserne Kreuz 2. Classe. Von vier Kugeln, welche ihn trafen, hatte keine ihm auch nur die Haut geritzt. Während des Waffenstillstandes wurde er zum Commandeur des Füsilierbataillons im neuerrichteten 2. Garderegimente und im November, während des Marsches vom Leipziger Schlachtfelde an den Rhein, zum Oberstlieutenant, am 14. December zum Commandeur des Garde-Jägerbataillons ernannt. In dem Feldzuge von 1814 kam er nur in der Schlacht vor Paris ins Gefecht, wo außer seinem Bataillone noch andere Truppen unter seinem Commando standen und er sich das Eiserne Kreuz 1. Cl. verdiente. In Paris verkehrte er viel im Kreise von Tonkünstlern. Er hatte eine hervorragende Anlage für Musik, spielte ausgezeichnet Geige und war ein gründlicher Kenner des Satzes. Rossini sagte ihm eines Tages: „Schade, daß Sie Soldat sind; als Musiker würden Sie eine größere Rolle spielen“. Nach der Rückkehr in das Vaterland wurde er unter Beibehalt seines Bataillonscommandos zum Sousinspecteur der Jäger und Schützen ernannt, als solcher gab er eine Schießinstruction heraus, welche allen späteren derartigen Anweisungen zur Grundlage gedient hat. Am Feldzuge von 1815 nahm er, am 31. Mai zum Oberst aufgerückt, als Chef des Generalstabes des combinirten Norddeutschen Bundesarmeecorps unter dem General Graf Kleist von Nollendorf und insbesondere an den Belagerungen und Capitulationen von Sedan, Mezières und Montmédy theil, auch verwaltete er das Ardennendepartement.

Nach Friedensschlusse wurde er zum wirklichen Inspecteur der Jäger und Schützen und am 28. Decbr. 1815 zum Chef des Generalstabes beim Generalcommando in Preußen unter dem General Grafen Bülow von Dennewitz ernannt, blieb jedoch in Berlin um die Organisation der Jäger und Schützen zu vollenden und ward am 7. October 1816 in das Kriegsministerium berufen,

wo er die Leitung der persönlichen Angelegenheiten übernahm; am 27. October 1817 wurde er Chef des Militärcabinets. Diese Stellung brachte es mit sich, daß er in fast tägliche Berührung mit König Friedrich Wilhelm III. kam, den er auf allen Reisen, zu den Besichtigungen und Truppenübungen begleitete; es entwickelte sich daraus ein sehr inniges Verhältniß zwischen Beiden und bald gab es keine Frage von irgend welcher Bedeutung, sei es daß sie das Heer, den Staat, die Kirche, die königliche Familie betraf, welche nicht von ihnen besprochen wurde und bei deren Entscheidung Witzleben's Meinung nicht schwer ins Gewicht gefallen wäre. Dieser war schon am 5. Juni 1818 Generalmajor und Generaladjutant geworden, am 31. März 1831 erfolgte seine Beförderung zum Generallieutenant, am 30. October 1833 übernahm er ad interim das Kriegsministerium und am 25. April 1834 ward er zum Staats- und Kriegsminister ernannt. Auch noch andere Beweise des Vertrauens und der Anerkennung der von ihm geleisteten Dienste wurden ihm zu theil. Am 18. December 1823 schenkte ihm Friedrich Wilhelm 20 000 Thaler, welche W. anwendete, um eine fortan „Witzleben" genannte Besitzung bei Charlottenburg anzukaufen, und im J. 1830 verlieh sein königlicher Freund ihm das heimgefallene Gut Sachsenburg am Kyffhäuser, welches später mit dem ebenfalls „Witzleben" getauften Gute Liszkowo im Posenschen Kreise Inowrazlaw vertauscht wurde. Aber nicht lange blieb W. an der Spitze des Kriegsministeriums. Seine schon seit 1829 erschütterte Gesundheit nöthigte ihn nach vier Jahren um die Enthebung von den Geschäften zu bitten. Das Gesuch ward am 19. März 1837 bewilligt; der König hoffte auf Wiederherstellung der Kräfte und Wiederaufnahme der Thätigkeit, aber die Erwartung ging nicht in Erfüllung. W. starb zu Berlin am 9. Juli 1837.

W. war zwanzig Jahre lang der mächtigste Unterthan im Staate. Der König nannte ihn seinen Freund und seinen Mitarbeiter an seinen großen Plänen zur Beglückung seines Volkes. Kaiser Wilhelm I. soll einmal geäußert haben „Ich brauche keinen Witzleben". — Es konnte daher nicht fehlen, daß W. vielfach verleumdet und angefeindet wurde. Gegen einen seiner Widersacher, W. v. Rahden, der in den „Wanderungen eines alten Soldaten" (Berlin 1847, II, 170 ff.) heftige Anschuldigungen gegen ihn erhoben, hat ihn sein Schwiegersohn, der spätere Feldmarschall Frhr. v. Manteuffel, in einer kleinen Schrift „Widerlegung ꝛc." (Berlin 1848) in Schutz genommen und Rahden selbst hat der Wittwe später abgebeten. Eine umfassende und zutreffende Kennzeichnung von Witzleben's Eigenart und Wesen gibt H. v. Treitschke in seiner Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, 2. Aufl., 2. Bd., S. 184, gelegentlich der Schilderung von Preußens Zuständen im J. 1817, mit den Worten: „Der König war zuerst auf Witzleben's militärische Begabung aufmerksam geworden und erfuhr erst allmälig, welche vielseitige Begabung der junge Gardeofficier besaß, wie er mit Wilhelm Humboldt und anderen Größen der Wissenschaft freundschaftlich verkehrte, als Musiker ein ungewöhnliches Talent bewährte, auch in der Theologie, die dem Herzen des Königs so nahe stand, wohlbewandert war und bei alledem so anspruchslos blieb, ganz frei von Selbstsucht, fromm ohne Wortprunk, ein glücklicher Familienvater. Der neue Generaladjutant erwarb sich bald das unverbrüchliche Vertrauen Friedrich Wilhelm's; er durfte dem Monarchen Alles sagen, weil er die natürliche Lebhaftigkeit, die aus seinen dunkeln Augen blitzte, immer zu beherrschen verstand und bei seinem ehrlichen Freimuthe niemals die herzliche Verehrung für seinen königlichen Freund vergaß. Er diente als Vermittler zwischen dem Könige und den Ministern, ward bei allen großen Staatsgeschäften zu Rathe gezogen und bewältigte Tag für Tag im Tabakrauche seines einfachen Zimmers ungeheuere Arbeitslasten mit einem

rastlosen Fleiße, der seinen Körper schon nach zwei Jahrzehnten vor der Zeit aufrieb. Im Drange der Geschäfte hat er nur selten die Muße gefunden die Ereignisse des Tages aufzuzeichnen; seine Tagebücher enthalten oft viele Monate lang nur weiße Blätter, oft nur kurze Reisenotizen; wo sie aber über Politik reden, da zeigt sich stets ein gerader Soldatenverstand, gründliche Sachkenntniß und unbedingte Aufrichtigkeit. Obwohl er sich selber nicht zu den staaatsmännischen Köpfen rechnete und den Parteien des Hofes behutsam fernblieb, so hielt er doch mit seinen gesunden politischen Urtheilen nicht hinter dem Berge; er betrachtete die neue Heeresverfassung als das feste Band der Staatseinheit, hielt die Vollendung der Stein-Hardenbergschen Reformen für unerläßlich und — was in diesen Tagen der geheimen Einflüsterungen am schwersten wog — er kannte und liebte das preußische Volk. Nichts schien ihm verächtlicher als der Versuch ‚in des Königs reiner Seele einen Argwohn zu erwecken‘; nichts brachte ihn ab von dem zuversichtlichen Glauben: ‚Es giebt keine gediegenere Treue als bei uns wohnt‘“.

W. Dorow, Job von Witzleben. Mittheilungen desselben und seiner Freunde zur Beurtheilung preußischer Zustände und wichtiger Zeitfragen. Leipzig 1842. — H. von Minutoli, Der Graf von Haugwitz und Job von Witzleben. Berlin 1844. — Zeitschr. f. Kunst, Wissensch. u. Gesch. d. Krieges, 88. Bd. Berlin 1853. — Geschichte des Geschlechtes von Witzleben I, 150. Berlin 1880. B. Poten.

Witzschel: Benjamin W., Mathematiker, geboren 1822 in Oschatz, † am 11. Januar 1860 in Dresden, wo er Lehrer am Krause'schen Institute war, während er seine Lehrthätigkeit am Gymnasium zu Zwickau begonnen hatte. Er veröffentlichte ein Lehrbuch der Physik (Leipzig 1854) und ein eben solches der neueren Geometrie (Leipzig 1858). Bei Beurtheilung des letzteren muß man im Auge behalten, daß wenn auch damals die epochemachenden Werke von Möbius, Steiner, v. Staudt in Deutschland, von Poncelet und Chasles in Frankreich vorhanden waren, die Bekanntschaft mit denselben sich auf sehr enge Kreise beschränkte. Es bedurfte einiger zusammenfassender leicht verständlicher Bücher, um die neuere Geometrie so zu verbreiten, daß sie Eingang in die Mittelschulen finden und damit bis zu einem gewissen Grade Gemeingut werden konnte. Unter diese Bücher ist eben das von W. zu rechnen, und unter ihnen behauptet er einen ehrenvollen Rang. Im J. 1856 vereinigte sich W. mit O. Schlömilch zur Herausgabe der Zeitschrift für Mathematik und Physik und hat die vier ersten Bände mitredigirt, dann starb er. W. lieferte in diese Zeitschrift mehrere physikalische Aufsätze und sachkundige Besprechungen physikalischer und geometrischer Werke. Cantor.

Witzstat: Hans W. von Wertheim, auch Witzstatt, Witzstädt und anders geschrieben, hat zur Zeit Luther's gelebt und geistliche Lieder gedichtet. Von seinem Leben ist nichts bekannt, soviel wir zu sehen vermögen; nach Schamelius, Wetzel und Anderen soll er im J. 1528 bei den Wiedertäufern in Zwickau gewesen sein; doch ist nicht deutlich, woher diese Angabe stammt. Ob Serpilius sein Versprechen, von Witzstat's Lebensschicksalen das eine und das andere zu melden (vgl. Serpilius' Zufällige Gedanken u. s. f., Regensburg 1703, S. 63), in einer seiner späteren Schriften erfüllt hat, ist uns unbekannt. Daß W. für einen Wiedertäufer gehalten wurde, hat vielleicht seinen Grund nur darin, daß mehrfach einzelne Lieder von ihm auf Zwei- oder Dreiliederdrucken neben Liedern von Wiedertäufern gedruckt sind. Das ihm häufig zugeschriebene Lied: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn“ ist nach der durchaus glaubwürdigen Angabe des „Chronickel der Wiedertäufer“ von Georg Grünewald gedichtet (s. A. D. B. X, 59, und Josef Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer, Wien 1883,

S. 104 f.). Mit Sicherheit lassen sich vier geistliche und zwei weltliche Lieder W. zuschreiben; von diesen fehlt bei Oskar Schade (vgl. unten: Weimarsches Jahrbuch) nur das Lied: „Fröhlich, so wollen wir heben an"; Wackernagel hat die vier geistlichen Lieder abgedruckt, unter ihnen das bei Schade fehlende; die Anfänge und ersten Drucke aller sechs gibt Goedeke an. Sie erschienen fast alle zuerst als Einzeldrucke. Unter ihnen ist das bekannteste das „der geistliche Buchsbaum, von dem Streite des Fleisches wider den Geist" überschriebene Lied: „Nun höret zu, ihr Christenleut", ein Lied, das Luther in den zweiten Theil des Bapst'schen Gesangbuches 1545 aufnahm. Der auffallende Titel kommt daher, daß es einem weltlichen Liede nachgebildet ist, in welchem der Streit zwischen einem Buchsbaum und einem Felbinger (das ist einer Bachweide) beschrieben wird. Das Lied fand sich bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts in Gesangbüchern; ob es fortgelassen ist, weil man an seinem Inhalt Anstoß nahm, oder weil man den Verfasser für einen Wiedertäufer hielt (vgl. Rambach a. a. O.), oder, was wahrscheinlicher, weil es sich doch zum Gemeindegesang nicht recht eignete, muß dahingestellt bleiben.

Schamelius, Liedercommentarius, Leipzig 1724, im Anhang S. 85 f. — Wetzel, Hymnopoeographia III, 439. — Rambach, Anthologie II, 85 f. — Weimarsches Jahrbuch f. deutsche Sprache, Litteratur u. Kunst IV, 452 ff. — Koch, Das deutsche Kirchenlied u. s. f., 3. Aufl., Bd. 1, S. 255. — Wackernagel, Bibliographie S. 89, 115, 126, 140, 213 u. 479. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied I, 400; III, 167 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon 2. Hälfte, S. 110b. — Goedeke, 2. Aufl., 2. Bd., S. 257, Nr. 32. — Die beiden weltlichen Lieder (von 1535 und 1546) bei v. Liliencron, Histor. Volksl. Nr. 460 u. Nr. 529. l. u.

Wizenmann: Thomas W., besonders bekannt als Freund Friedr. Heinr. Jacobi's, war geboren am 2. November 1759 zu Ludwigsburg als Sohn eines Tuchwirkers, der zu den Pietisten gehörte. Er besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt, wo er mit dem nur wenige Tage jüngeren Schiller zusammen Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen genoß. 1775, noch nicht 16 Jahre alt, trat er in das Stift zu Tübingen, nach wohlbestandener Prüfung als Famulus ein, als welcher er nicht Theologie, wofür er schon früh von seinen Eltern bestimmt worden war, sondern nur Philosophie studiren durfte. Nach einigen Jahren erwirkte er seine Entlassung aus dieser Stellung und konnte sich nun, in der Stadt wohnend, der Theologie und Philosophie widmen. Seine Hauptlehrer waren in der ersteren Storr, in der letzteren Plouquet. Für christliche Erweckung war sein Gemüth zeitig und reich empfänglich, eine Richtung, die während seines Studiums durch persönlichen Umgang mit Pietisten, wie durch eifrige Beschäftigung mir den Werken Oetinger's, Bengel's, Foicker's stark genährt wurde. Auch die Schriften Herder's und Lavater's lernte er bald kennen und wurde durch sie beeinflußt. Da er bei seinem Abgange von der Universität noch nicht zur theologischen Prüfung zugelassen wurde, fand er 1779 Aufnahme bei einem Pfarrer Hahn in Nordwertheim, der ihm den Unterricht seiner Kinder anvertraute und ihn in seinen religiösen Neigungen weiter förderte. 1780 bestand er die theologische Prüfung nicht gerade glänzend und nahm in demselben Jahre ein Vicariat in Essingen an, welche Stellung er im J. 1783 mit einer Hauslehrerstelle in einer frommen Familie Siebel zu Barmen vertauschte. Auf der Reise dahin wurde er während eines kurzen Aufenthaltes in Düsseldorf von Friedrich Heinrich Jacobi eingeladen, der eine kleine Schrift Wizenmann's: „Göttliche Entwicklung des Satans durch das Menschengeschlecht" gelesen und ihn aus dieser schätzen gelernt hatte. Von Barmen aus besuchte W. öfter Jacobi, kam bald mit ihm in innigsten persönlichen und brieflichen Verkehr, wurde durch

ihn zu philosophischen Studien, auch zum Lesen Spinoza's angeregt, freilich auch in Zweifel an die religiösen Wahrheiten, die ihn ohnedies schon oft heimsuchten, mehr und mehr gebracht. So schreibt er in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Barmen an seinen Freund Hausleutner: „Diesem Brief solltest du es wohl nicht ansehen, daß ich mehr als jemals mit Tod und Leben ringe, d. h. daß ich seit einiger Zeit sehr hypochondrisch und über die Unsterblichkeit und die Wahrheit der christlichen Religion in schweren Zweifeln gewesen bin. Dieses geht nun wieder besser, und ich hoffe nach Jahren mein Vaterland wieder zu sehen und dort das Lob Gottes und Jesu Christi von Herzen zu verkündigen, denn wahrlich — ein Christ oder ein Atheist! das wird sich erproben!“ Das waren Jacobi'sche Stimmungen. Wie es aber in diesem Briefe schon ausgesprochen ist: es trat bald größere Beruhigung wieder ein. Dagegen wurde W., dessen Gesundheit nie sehr kräftig gewesen war, im zweiten Jahre seines Barmener Aufenthalts ernstlich lungenleidend, sodaß er seine Thätigkeit als Hauslehrer aufgeben mußte. Im Mai 1786 fand er die liebevollste Aufnahme auf Jacobi's Landsitz Pempelfort, ganz in der Nähe von Düsseldorf, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis in den Januar 1787 blieb, seinem Denken, seiner Gesundheit und seinen Freunden und seinen Freundinnen in schriftlichem und mündlichem Verkehr lebend. Den letzten Monat vor seinem Tode brachte er in dem Hause eines ihm wohlgesinnten Arztes Wedekind in Mühlheim a. Rhein zu. Hier starb er am 22. Februar 1787 und wurde auch hier beerdigt. Es trauerten um den in so jugendlichem Alter Geschiedenen Viele, die ihn wegen seines freien, offenen, wahren Wesens, wegen der Innigkeit seiner Gefühle, denen er u. A. auch in vielen, nach seinem Tode großentheils veröffentlichten Gedichten, einen schönen Ausdruck verliehen hatte, und wegen seines ernsten Ringens auf religiösem und philosophischem Gebiete hochachten und lieben gelernt hatten. W. zeigt in seinem Leben ein deutliches Bild des ernsten Glaubenskampfes eines Christen zur Zeit der vollen Aufklärung und zur Zeit der herrschenden Wolff'schen Philosophie. Als selbständige Schriften sind von ihm anonym erschienen die schon oben citirte über „die göttliche Entwicklung des Satans“ (Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1792); „Die Resultate der Jacobi'schen und Mendelssohn'schen Philosophie, kritisch untersucht von einem freiwilligen Non quis? sed quid?“ (Leipz. 1786). Für den Verfasser dieser Schrift wurde vielfach Herder gehalten. W. äußert sich selbst über die Motive zu dieser Schrift dahin, daß die Bekanntschaft mit den Ansichten Jacobi's, die vielfach mißverstanden würden, noch mehr aber der Stolz, womit Mendelssohn seine inconsequente philosophische Dogmatik anpreise, und die Zweideutigkeit, in der dieser bald der Philosophie und dem gesunden Menschenverstande in Bezug auf die Erkenntniß Gottes Alles zuschriebe, bald aber das Judenthum als die reine Quelle wahrer Gotteserkenntniß lobte, den Entschluß, die Resultate zu schreiben, bewirkt habe. Als ihren Zweck gibt er an: 1. Die Grundprincipien zweier Weltweisen zu entwickeln, nach Gründen zu werthen, und gegeneinander zu stellen; 2. ein philosophisches System durch das andere, den Deismus durch den Atheismus und diesen durch jenen als System zu vernichten und zu beweisen, daß keine Demonstration von dem Dasein oder Nichtdasein eines Gottes und von den Verhältnissen desselben zur Welt möglich sei; 3. den Begriff von Vernunft genau zu bestimmen und unmittelbar aus dieser Bestimmung die Vernunftmäßigkeit eines Glaubens an Offenbarung zu zeigen, sobald diese Offenbarung gültige historische Zeugnisse für sich habe. Nach seinem Tode erschien: „Die Geschichte Jesu nach dem Matthäus als Selbstbeweis ihrer Zuverlässigkeit betrachtet, nebst einem Vorbereitungsaufsatze über das Verhältniß der israelitischen Geschichte zur christlichen. Ein nachgelassenes Werk von Th. Wizenmann, mit einer Vorrede von Joh. Frdr. Kleuker“ (Leipzig 1789). Von seinen

mancherlei Aufsätzen, die im Christlichen Magazin, in Urania für Kopf und Herz, im deutschen Museum und anderwärts veröffentlicht sind, ist der erwähnenswertheste im deutschen Museum, 1787, „An den Herrn Professor Kant, von dem Verf. der Resultate Jacobi'scher und Mendelssohn'scher Philosophie". Diese Arbeit Wizenmann's ist seine reifste und bedeutendste, indem darin scharfsinnig Kant vorgehalten wird, daß die Befugniß, aus einem Bedürfniß auf die objective Realität desselben, d. h. auf das Dasein Gottes zu schließen, nicht zuzugeben sei. Kant nennt in der Kritik der praktischen Vernunft selbst den Verfasser des Aufsatzes einen feinen und hellen Kopf und bedauert seinen frühzeitigen Tod, meint freilich, anders als mit den Bedürfnissen aus Neigung verhalte es sich mit dem Vernunftbedürfniß, das aus einem objectiven Bestimmungsgrund des Willens, dem moralischen, jedes vernünftige Wesen verbindenden Gesetz entspringe.

Alex. Freiherr v. d. Goltz, Thom. Wizenmann, der Freund Friedr. Hnr. Jacobi's, in Mittheilungen aus seinem Briefwechsel und handschriftlichen Nachlasse, wie nach Zeugnissen von Zeitgenossen, 2 Bde., Gotha 1859.

M. Heinze.

Wizlaw I., Fürst von Rügen, war ein Sohn Jaromar's I. (siehe A. D. B. XIII, 722), anscheinend aus dessen Ehe mit Hildegard, einer Tochter des Königs Canut VI. von Dänemark, und folgte seinem Vater im J. 1218 in der Herrschaft, obwol sein Bruder Barnuta als der ältere Sohn bezeichnet wird. Diese Abweichung vom fürstlichen Erbrechte mag vielleicht dadurch begründet sein, daß Barnuta aus einer vor Einführung des Christenthums (1168) bestandenen polygamischen Verbindung entsproß, während W. der oben erwähnten christlichen Ehe seinen Ursprung verdankt. Dessenungeachtet blieb die Eintracht unter den Brüdern ungetrübt und tritt namentlich darin hervor, daß Barnuta sich wiederholt (1218—1237) als Zeuge an wichtigen Regierungsacten Wizlaw's betheiligte und sich hinsichtlich des Grundbesitzes mit der Herrschaft Gristow und der Insel Koos begnügte. Die beiden jüngeren Söhne Zentepolk und Pribignews, welche sich um die Ausstattung der Klöster Eldena und Bergen verdient machten, scheinen schon vor dem Vater (1218) verstorben zu sein. Möglich bleibt auch die Annahme, daß Barnuta die untergeordnete Stellung eines apanagirten Dynasten vorzog, um sich dem Druck der dänischen Herrschaft zu entziehen, welche seit 1168 auf Rügen und Pommern lastete. Als Lehnsmann und Großneffe des dänischen Königs Waldemar II., des Siegers, hatte W. nicht nur an dessen Feldzügen theilzunehmen, sondern auch mit dem Oberlehnsherrn alle unglücklichen Schicksale, welche über denselben seit seiner Gefangennahme durch den Grafen Heinrich I. von Schwerin (1223) hereinbrachen, zu theilen. Zuerst folgte er dem König (1219) auf dessen Zuge gegen die heidnischen Völker in Esth- und Livland und zeichnete sich durch große Tapferkeit in den dortigen Kämpfen rühmlich aus, während er zugleich die Domkirche in Riga mit reichen Stiftungen bedachte. In der Folge leistete er dann dem befreiten Herrscher gleiche Hülfe in dessen Kriegen gegen Pommern und Mecklenburg, sowie gegen Lübeck, welches bald darauf an die Spitze des Hansischen Bundes trat, erlitt aber mit ihm, in den Schlachten bei Mölln (1225) und bei Bornhövde (1227), eine so entscheidende Niederlage, daß Waldemar (17. Nov. 1225) der Herrschaft über sämmtliche südbaltische Länder, mit Ausnahme Rügens c. p., entsagte, indessen Lübeck die Reichsfreiheit erlangte und mit W. (14. Sept. 1224) einen Handelsvertrag schloß. Während dieser Fehde hatten Pommern und Mecklenburg das Fürstenthum Rügen besetzt, sodaß W. erst, nach dem Vertrage vom 17. Nov. 1225, wieder zum freien Besitz seines Landes kam und in dankbarer Anerkennung dieser Fügung das Domstift von Ratzeburg, welches in diesem

Kampfe vermittelt haben mochte, mit dem Dorfe Pütnitz beschenkte. Andererseits belohnte Waldemar's Sohn und Mitregent Erich VI. (5. Febr. 1235) die seinem Vater bewiesene Treue dadurch, daß er W. mit der Hälfte des Landes Wolgast belehnte. Mit diesem Namen ist wol nicht nur das W. Burgland (terra Wolgast, Pom. Ub. Nr. 1730), sondern auch das übrige nördlich der Peene belegene pommersche Gebiet bezeichnet und die Theilung desselben in zwei Hälften anscheinend in der Weise vollzogen, daß die Grafschaft Gützkow, sowie die Bezirke Lassan, Bukow und Ziethen beim Pom. Schloß Wolgast verblieben, während das Land Wusterhusen zu Rügen gehörte, und die Herrschaft Losiß (Loiß) an Detlev von Gadebusch, einen Agnaten des rügischen Fürstengeschlechtes, fiel, Circipanien aber mit dem Kl. Dargun an Mecklenburg abgetreten wurde. Nachdem W. so nach langen Kriegen endlich in den ruhigen Besitz seines Erbes gelangt war, wendete er seine Aufmerksamkeit mit gleichem Eifer den Werken des Friedens zu, indem er, theils in Gemeinschaft mit seinem Bruder Barnuta, die von seinem Vater begründeten Klöster Bergen und Eldena mit Grundbesitz und anderen Gütern ausstattete, theils (1231) im Mittelpunkte des rügischen Festlandes ein neues Cist.-Kloster Neuencamp, als Filial von Altencamp, ins Leben rief, welches in der Anlage und im Umfang seines Besitzes Eldena noch übertraf. Zugleich verlieh er der an der Meerenge Gellen zwischen der Insel Rügen und dem Festlande belegenen und durch seinen Verkehr mit den anderen baltischen, später zum Hansabund vereinigten Städten mächtig emporblühenden Stadt Stralsund (1234) das Lübische Recht, nach dem Vorbilde von Rostock, sowie den umliegenden Grundbesitz, u. a. die benachbarte Insel Strale (Dänholm), nach welcher jene den Namen führt. Aus seiner Ehe mit Margarete, wahrscheinlich einer Nichte des Bischofs Absalon von Lund († 1201), stammten 6 Söhne: Jaroslaw, Petrus, Jaromar, Wizlaw, Burislaw und Nikolaus, von denen der erste dem geistlichen Stande angehörte, und (1238) als Domherr und Decan von Cammin, sowie (1232—1242) als Präpositus von Tribsees und Rügen genannt wird, während Jaromar seit 1245 dem Vater, bei dessen hohen Jahren, als Mitregent zur Seite trat. Der durch vorgerücktes Alter bedingte Mangel an Thatkraft hatte auch zur Folge, daß W., in der Zeit von 1245 bis zu seinem Tode am 7. Juni 1249, sich von den in Dänemark zwischen den Söhnen Waldemar's II. und der Geistlichkeit ausgebrochenen Unruhen und Fehden fernhielt, welche für seinen Sohn und Nachfolger Jaromar II. (1249—1260; s. A. D. B. XIII, 724) so verhängnißvoll geworden sind.

Fabricius, Urk. z. Gesch. d. Fürstenthums Rügen, Th. II, 4 ff. — Balt. Stud. XI, 1, S. 58 ff.; XII, 2, S. 61 ff. — Kosegarten, Cod. Pom. Dipl. Nr. 79, 155, S. 367; Nr. 193, 232. — Klempin, Pom. Urk.-Buch, Nr. 139, 226, 282, 317, S. 104; Dipl. Beitr. S. 413. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch. II, 41 ff. — Pyl, Gesch. Eldenas, S. 89 ff., 572 ff. Pyl.

Wizlaw II., Fürst von Rügen, der ältere Sohn Jaromar's II. aus dessen Ehe mit Euphemia, einer Tochter des Herzogs Swantepolk des Großen von Ostpommern oder Pomerellen, gelangte zur Regierung, als sein Vater, unter den erbitterten Kämpfen zwischen den Söhnen Waldemar's II. und der dänischen Geistlichkeit, in den nordischen Reichen (1260) von rächerischer Hand den Tod erlitten hatte. In Erinnerung an alles Unheil, welches der rügischen Heimath und dem fürstlichen Hause aus diesem Kriege erwachsen war, enthielt sich W. jeder Einmischung in jene Streitigkeiten, welche erst am 10. Mai 1274 ihren Abschluß fanden, vielmehr vereinigte er sich mit seinem jüngeren Bruder Jaromar zu Unternehmungen, welche ein friedliches Verhältniß zu den Nachbarländern Pommern und Mecklenburg, sowie zu den Bischöfen von Cammin und Schwerin bezweckten, andererseits aber zur Hebung des Landes Schlawe, welches nach dem

Aussterben der Ratiboriden (1236) an Pomerellen fiel, dann aber, als Mitgift seiner Mutter Euphemia, an W. überging, namentlich (1270) durch Anlage der nach dem Stammeilande benannten Stadt Rügenwalde. Den unverkennbaren Hintergrund dieser Politik bildet das Bestreben seine Unabhängigkeit von dem stets wachsenden Einfluß Brandenburgs unter dem askanischen Hause zu bewahren, da letzteres, seit dem Sinken der dänischen Macht (1223—1238), die Oberherrschaft an der baltischen Küste beanspruchte und seit 1231—1236 von Kaiser Friedrich II. mit Pommern belehnt war. Jenes Ziel zu erreichen, wünschte W. vor allem seine Kräfte zu concentriren, und überließ demgemäß, nach dem Vorbilde des Herzogs Wartislaw III. von Pommern, welcher die streitige Ukermark an Brandenburg (1250) abgetreten hatte, das Land Schlawe, mit der von ihm gegründeten Stadt Rügenwalde (1277) an die Markgrafen Johann II., Otto IV. und Konrad, anscheinend, wie aus dem späteren Vertrage mit ihnen vom 26. März 1289 hervorgeht, um dieselben für die Theilung Ostpommerns zwischen Rügen und Brandenburg, bei dem bevorstehenden Tode des unbeerbten letzten Herzogs Mestwin II. (s. A. D. B. XXI, 504) günstig zu stimmen; ein Plan, welcher jedoch später (1295), als dieser Fall eintrat, durch die Bildung des Deutschen Ordenslandes auf pommerellischem Boden verhindert wurde. Während W. auf diese Art eine friedliche Stellung zu dem mächtigen brandenburgischen Nachbar zu erlangen strebte, suchte er ähnlichen Vortheil durch Erneuerung der Handelsverträge (1266 ff.) mit dem glänzend emporblühenden Lübeck und dem unter dessen Führung erstarkenden Hansabunde, sowie durch Förderung der zu letzterem gehörenden, in seinem Fürstenthum belegenen Stadt Stralsund, in dessen Mauern seine (1270) verstorbene Mutter Euphemia bei den Franciscanern, im jetzigen Johanniskloster, ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte. Diesem Zwecke entsprechend vermehrte er einerseits den städtischen Grundbesitz, namentlich in Voigdehagen, Lüdershagen und Langendorf, dessen letzteren Einkünfte Stralsunds ältester Bürgermeister Leo Valke zu der noch jetzt unter dem Namen der Siegfried'schen Vicarie (s. A. D. B. XXXIV, 204) bestehenden Stiftung verwandte; andererseits sicherte er die Verfassung der Stadt durch eine Reihe wichtiger Privilegien, unter welchen das von 1269 die Aufhebung der von W. in der Nähe Stralsunds projectirten Stadt Schadegard versprach, während das vom 23. Mai 1290 den Bürgern die freie Gerichtsbarkeit auf den Stadtgütern, das ius de non evocando, den unbehinderten Handelsverkehr, sowie die Befreiung von der Kriegsfolge und dem Strandrechte gewährte. Aehnliche, wenn auch nicht so umfangreiche Privilegien empfingen die kleineren im rügischen Fürstenthum begründeten Städte Barth (1278), Tribsees (1285) und Loitz (1299), während das an der Hilda (dem Ryckfluß, seit 1249 Grenze zwischen Rügen und Pommern) aufblühende Greifswald (1288) die dortige Saline und (1297) die Erlaubniß erhielt, an der Mündung des Rycks in die dänische Wiek, bei dem Eldenaer Klosterdorfe Wyk, einen Hafen anlegen zu dürfen. Die durch letztere Schenkung hervorgerufene Beeinträchtigung der von seinem Urgroßvater Jaromar I. gestifteten Cistercienser-Abtei glaubte W. ohne Zweifel dadurch vor seinem Gewissen verantworten zu können, daß er nicht nur Eldena selbst, sondern auch die anderen rügischen Cistercienser-Klöster, besonders das von seinem Großvater gestiftete Neuencamp mit fast übertriebener Freigebigkeit ausstattete. In gleichem Sinne widmete er aber auch seine Fürsorge den Franciscanern und Dominicanern in Stralsund, sowie den Klöstern in den Nachbarländern: Holstein, Mecklenburg und Pommern, u. A. Reinfeld, Dargun, Jvenak und Bukow bei Schlawe, ja er dehnte sogar seine Schenkungen bis Riddagshausen bei Braunschweig, bis Riga und bis zu den nordischen Reichen aus. Der Eifer für die Ausbreitung des Christenthums führte ihn auch, nach dem Vorbilde seines Großvaters (s. oben S. 680)

auf einem Kreuzzuge nach Livland, während welcher Zeit ihn sein Bruder Jaromar als Regent des Fürstenthums vertrat, und als solcher u. A. (6. Juli 1282) dem Kloster Eldena seine Privilegien bestätigte. Im Zusammenhange mit dieser Fahrt stehen die von W. der Stadt Riga (19. April 1282) verliehenen Privilegien und der Plan, Wizlaw's Bruder Jaromar zum Herrscher über einen Theil von Preußen und zum Widerstande gegen den Deutschen Orden zu berufen, ein Unternehmen, welches jedoch durch dessen frühzeitigen Tod (1282) ohne Erfolg blieb. Zugleich wurde W. auch in die erbitterten Kriege verwickelt, welche theils zwischen Brandenburg und den wendischen Fürsten, theils zwischen den deutschen Städten und den norwegischen Herrschern, sowie König Eduard I. von England ausbrachen, von denen jener durch den Rostocker Landfrieden (1283—1284), dieser durch den Vertrag von Calmar (1285) zum Ausgleiche kam. Eine neue Fehde entbrannte dann durch den Tod Heinrich's I. von Werle (1291), in welcher W. die Partei der von Nikolaus II. von Parchim vertriebenen Söhne desselben nahm, und infolge dessen, nebst mehreren hundert Rittern in die Gefangenschaft nach Parchim geführt wurde. Erst nach längeren Verhandlungen kam es zur Versöhnung, dergemäß W. (1293) das Land Tribsees vom Bischofe von Schwerin zu Lehn nahm und sich mit den übrigen streitenden Parteien theils durch Erneuerung des Landfriedens (21. Aug. 1292), theils durch den Frieden zu Rostock (31. Oct. 1294) verglich. Langwieriger und verderblicher als die Werlesche Fehde, war jedoch der erbitterte Kampf, welcher nach dem Tode des kinderlosen Mestwin II. von Pomerellen (Decbr. 1294) entstand. Zwar hatte W. sich mit Brandenburg, wie oben erwähnt ist (1289), über eine eventuelle Theilung des ostpommerschen Landes geeinigt, und auch schon den von Mestwin dem Kloster Eldena verliehenen Grundbesitz bei Danzig zur Anlage eines Filials bestätigt; dennoch blieb die wohlwollende Stimmung des Markgrafen nicht von Bestand, anscheinend aus dem Grunde, weil Nikolaus das Kind von Mecklenburg-Rostock seine Verlobung mit Margarete, einer Tochter des Markgrafen Albrecht von Brandenburg (seit 1296 Witwe des Königs Przemeslaw von Polen) wieder auflöste und statt dessen sich (1299) mit Wizlaw's Enkelin, Margarete, Tochter des Herzogs Bogislaw IV. von Pommern-Wolgast, vermählte. Diese persönliche Beleidigung, sowie die Hoffnung, ganz Pomerellen mit Brandenburg zu vereinigen, mochte die Markgrafen veranlassen, statt einer friedlichen Theilung und eines mäßigen und sicheren Erfolges, den zweifelhaften Ausgang eines Krieges zu wählen, eine Entscheidung, die wol kaum dem Sinne des damals schon bejahrten rügischen Fürsten entsprach, desto mehr aber den Beifall seiner kampflustigen Söhne Wizlaw III. und Sambor fand, welche schon seit 1283 an der Regierung des Vaters betheiligt waren. Das Resultat des langen blutigen Krieges (1295—1302) war jedoch ein ganz anderes, als die Parteien erwarteten, weder Rügen, Mecklenburg und Pommern, noch Brandenburg ernteten die erhoffte Frucht, vielmehr benutzten die Nachbarfürsten ihren Zwist, um durch Einmischung in denselben für sich Vortheile zu erlangen. Polen und Böhmen besetzten Pomerellen, während Dänemark und Norwegen die alte Herrschaft über Mecklenburg zu erneuern suchten, infolge dessen Nikolaus das Kind (1300) das Land Rostock vom König Erich VIII. Menved zu Lehn nahm. Die mecklenburger Fehde, durch eine Heirath hervorgerufen, wurde auch durch eine solche beigelegt, indem sich Wizlaw's Tochter Euphemia mit dem König Hakon VII. von Norwegen (1299) vermählte, welchem Ehebündnisse bald darauf unter Vermittelung der Hansastädte die Friedensschlüsse von 1301—1302 folgten; Pomerellen gelangte aber erst nach dem Tode Wizlaw's zur Ruhe, und kam (1308—1310) fast in seinem ganzen Umfange in den Besitz des Deutschen Ordens. Mit dieser kriegerischen Thätigkeit gingen

milde Stiftungen des Fürsten parallel, u. A. (1295) die in Gemeinschaft mit dem Hause Putbus ausgeführte Schenkung der Halbinsel Mönchgut an das Kloster Eldena und der Insel Hiddensee an das Filial gleichen Namens, das von Neuencamp (1296) ausging, endlich in seinem kurz vor seinem Tode errichteten Testamente mehrere Vermächtnisse an norwegische Kirchen. W. starb nämlich auf einer Reise zu seinem Schwiegersohn Hakon am 29. Decbr. 1302 in Asloe (Christiania) und wurde dort in der Marienkirche bestattet. Aus seiner Ehe mit Agnes, einer Tochter Otto's des Kindes von Braunschweig, welche ihn überlebte, stammen 4 Söhne, von denen Wizlaw III und Sambor ihm in der Regierung folgten, während Jaromar von 1290—1294 die Würde eines Bischofs von Cammin erlangte, sowie 4 Töchter, Euphemia, Hakons VII. Gattin; Margarete, vermählt mit Bogislaw IV. von Pommern; Helena, zuerst mit Johann II. von Mecklenburg und dann mit Bernhard von Bernburg vermählt, und Sophie. Von Wizlaw's Schwestern waren Margarete († 1272) mit Erich von Jütland, und Euphemia mit Günther I., Grafen von Lindow verheirathet.

Fabricius, Urk. z. Gesch. des Fürstenthums Rügen, Th. III, S. 1—142; IV, 4, S. 118, m. d. betr. Stammtafeln und Siegelabbildungen; in den Stammtafeln des Pom.-Rüg. Fst. h. v. Dr. v. Bülow, S. 12—13 fehlt Euphemia, Hakon's Gattin. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch. II, 78 ff. — Kratz und Klempin, die Städte der Pr. Pommern, S. 154, 327, 346. — Pyl, Gesch. Eldenas, S. 196, 210, 333, 381, 593—624. — Perlbach, Pommerellisches Urkundenbuch, h. v. Westpreuß- Gesch.-V. 1882, S. XII ff.

Pyl.

Wizlaw III., Fürst von Rügen, ältester Sohn Wizlaw's II., aus dessen Ehe mit Agnes von Braunschweig, auch nach anderer Zählung, wenn man seinen Großoheim Wizlaw (1231—1242), Jaromar's II. Bruder, mitrechnet, Wizlaw IV. und zur Unterscheidung von seinem Vater „der Junge" genannt, erhielt unter Einfluß der mütterlichen Verwandten eine höfische ritterliche Erziehung, vermöge welcher er sich nicht nur die Sitten und Litteratur dieser aus Frankreich nach Deutschland übertragenen Bildung aneignete, sondern auch selbstthätig als Dichter im Gebiete des Minnegesanges und der Spruchpoesie auftrat. Sein Lehrer in den Wissenschaften und in der Dichtkunst war der Magister Ungelarde, anscheinend Vorsteher einer der Stralsunder Kirchenschulen, welcher in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts dort lebte, und wahrscheinlich bald nach 1300, in welchem Jahr er im Falle seines Todes sein Wohnhaus seiner Gattin überließ, verstarb. Unter der Leitung dieses Gelehrten, wie W. selbst angibt, verfaßte er, nach dem Vorbilde älterer Minnesänger, eine Reihe von Dichtungen, von denen uns 14 Lieder und 13 Sprüche in der Jenaer Liederhandschrift enthalten sind. Obwol die Meinungen darüber getheilt lauten, läßt sich doch wol mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß er sich bei seiner Poesie der niederdeutschen Sprache bediente, jedoch an manchen Stellen, theils aus der Gewohnheit des Verkehrs mit oberdeutschen Fürsten, theils in Anlehnung an ältere Vorbilder des Minnegesangs, hochdeutsche Worte seiner heimathlichen Mundart beimischte. In der Wahl der Stoffe, ihrer Darstellung und Ausschmückung folgte er jedoch fast ganz seinen süddeutschen Mustern, kein Gedanke erinnert an das rügische Eiland und die baltische Küste oder an persönliche Erlebnisse, es ist sogar zweifelhaft, ob die Minnelieder an eine bestimmte Persönlichkeit oder an ein Phantasiebild gerichtet wurden; nur der dem Grafen von Holstein gewidmete IX. Spruch läßt vermuthen, daß zwischen W. und dem Grafen Gerhard II. (1290—1312) eine nähere Freundschaft bestand. Die im I. und VII. Spruch enthaltenen Klagen über die Frevel und die Noth der Zeit können gleichfalls ohne eine specielle Beziehung ausgesprochen sein, jedoch liegt

hier auch die Möglichkeit vor, daß dieselben durch den Eindruck der dem Rostocker Landfrieden (1283) vorangehenden Kriegsjahre veranlaßt worden sind. Andererseits läßt sich auch das (Spruch I.) erwähnte Mißtrauen zwischen dem Vater und seinen Kindern auf die Fehde zwischen Heinrich I. aus der mecklenburger Seitenlinie der Herren von Werle und dessen Söhnen Nikolaus und Heinrich beziehen, infolge welcher der Vater (9. Oct. 1291) den Tod fand, während die Söhne von ihrern Vettern vertrieben, jedoch von Wizlaw II., dem älteren, in Schutz genommen wurden. Jedenfalls aber läßt sich aus dem Umstande, daß W. sich selbst (Lied VIII) „der Junge" nennt, der Schluß ziehen, daß er seine Dichtungen noch in jüngeren Jahren und beim Leben seines Vaters verfaßte, anscheinend in jener Zeit (1283—1294), als er die Mündigkeit erreicht hatte und sich, mit seinem etwas jüngeren Bruder Sambor, an der Regierung Wizlaw's II. betheiligte. Durch seine Dichtungen, sowie durch den Ruhm, welchen er sich, in Gemeinschaft mit seinem Vater, in den von diesem unternommenen Kriegsfahrten erwarb, endlich auch wol infolge der Gastlichkeit, welche am rügischen Hofe auf der Hertesburg und in den Schlössern zu Barth, Prohn, Tribsees und Loitz herrschte, wurde W. auch mit zwei anderen Minnesängern Heinrich Frauenlob und Goldener bekannt, welche ihn in zwei Lobsprüchen verherrlichten. Daß sie in letzteren die poetische Thätigkeit desselben unerwähnt lassen, darf nicht befremden, einerseits übte nämlich damals eine größere Menge von Fürsten die Dichtkunst, sodaß Wizlaw's Schöpfungen auf diesem Gebiete kein besonderes Aufsehen erregten, andererseits aber zogen die langwierigen Kämpfe mit Brandenburg und Norwegen (1280—1284), sowie die, infolge des Todes von Heinrich I. von Werle (1291) und Mestwin's II. (1295), ausbrechenden Kriege in Mecklenburg und Pomerellen die Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich, daß die von W. in denselben bewiesene Thatkraft seine poetischen Leistungen sehr zurücktreten ließ. Da es überdies als sehr wahrscheinlich gilt, daß Frauenlob und Goldener durch jene Sprüche ihre Dankbarkeit für die bei Wizlaw's Vater genossene Gastfreundschaft bezeugen wollten, so gebot es der höfische Tact, den fürstlichen Sohn gleichfalls als Gönner und nicht als künstlerischen Genossen zu betrachten. Mit dem bald darauf (1302) erfolgten Tode des Vaters endete überdies die selbstschöpferische Dichtung Wizlaw's, sowie die jenen Sängern bewiesene Gunst, und mit ihr empfing zugleich die Epoche der Jugend und des Glückes für den rügischen Fürstensohn ihren Abschluß. Schon nach kurzer Frist, seitdem er die Regierung antrat, verlor er (4. Juni 1304) seinen jüngeren Bruder und Mitregenten Sambor durch den Tod, sodaß damals die Erbfolge im Lande Rügen lediglich auf seiner Person und der zu erwartenden Descendenz beruhte. Nehmen wir an, daß er im J. 1283, zu welcher Zeit er zuerst eine Verleihung seines Vaters an dos Kloster Neuencamp genehmigte, die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte und etwa 1260 geboren war, so würde er demnach 1304 schon im mittleren Alter von ca. 44 Jahren gestanden haben und dessenungeachtet — seine erste Gemahlin Margarete wird erst 1305 erwähnt — noch unverheirathet geblieben sein. Dieser Umstand erregte in König Erich VIII. Menved von Dänemark den Gedanken, sofern W. unbeerbt verstürbe, das Fürstenthum Rügen mit dem nordischen Reiche zu vereinigen und gestützt auf diesen Besitz die frühere Macht seines Urgroßvaters Waldemar's II., des Siegers (1202—1241) über die baltischen Küsten zu erneuern. Um dies Ziel zu erreichen, hatte er jedoch zuvor zwei mächtige Gegner, Waldemar den Großen von Brandenburg, und den unter Lübecks Führung zu einer gewaltigen Macht emporblühenden Bund der Hansastädte zu überwinden. Zu diesem Zweck vereinigte er sich einerseits mit den holsteinischen und mecklenburgischen Fürsten gegen die in deren Gebiete liegenden Hansastädte, andererseits schloß er mit den Seiten-

linien des rügischen Hauses, den Herren von Gristow und Putbus (s. A. D. B. XXVI, 739) im J. 1309 einen Vertrag, dem zufolge sie, beim unbeerbten Abgange Wizlaw's, auf die Nachfolge verzichten und sich mit den Halbinseln Wittow und Jasmund begnügen sollten. So vorbereitet, begann er das Werk damit, den Vorort Lübeck von dem Bunde durch diplomatische Künste zu trennen; dann aber bewog er den mecklenburgischen Herzog Heinrich II., mit Gewalt gegen die Selbständigkeit der Städte Wismar und Rostock einzuschreiten, und nahm die ihm von Nikolaus dem Kinde (1300) übertragene Oberlehnsherrschaft zum Vorwande, von Rostock zu verlangen, daß die Stadt ihn, in Gemeinschaft mit mehreren Fürsten und einem großen Gefolge, (1311) in ihre Mauern aufnehmen sollte. Als der Rath sich weigerte, und der König seine fürstlichen Gäste vor den Thoren bewirthen mußte, schloß er mit diesen ein Bündniß, dem bald darauf eine erbitterte Fehde folgte, in welcher Wismar und Rostock von ihrem Landesherrn zur Unterwerfung und zu einem für die Städte nachtheiligen Frieden gezwungen wurden. Unter den Fürsten, welche an dem Rostocker Feste theilnehmen, befanden sich auch Wizlaw von Rügen und Waldemar von Brandenburg, welcher zur Verherrlichung des Tages von dem dänischen Könige den Ritterschlag empfing, und ihn bald darauf auch (1312) bei dem Kampf mit den Städten unterstützte. Dessenungeachtet ging aus diesem Zusammenwirken in Festen und Fehden eine ganz entgegengesetzte Lebensanschauung und politische Stellung beider Fürsten hervor. W., noch befangen von Turnieren und Minneliedern, schloß sich voll Bewunderung noch enger an Erich von Dänemark, und vereinigte mit dieser Hingabe zugleich den Wunsch, sich, nach dem Vorbilde der mecklenburgischen Fürsten die ihm an Reichthum und Macht überlegene Stadt Stralsund zu unterwerfen. Waldemar dagegen, welcher die Pläne Erich's auf Erneuerung der dänischen Großmacht an der südbaltischen Küste durchschaute, und zugleich erkannte, daß die Erwerbung Rügens und die Demüthigung Stralsunds die Basis zur Ausführung jener Zukunftsgedanken bilde, schloß (1314) ein Bündniß mit dieser Stadt, um auf diese Art die von Norden drohenden Gefahren an der Wurzel anzugreifen. Stralsund hatte anfangs, durch das Unglück von Wismar und Rostock bedenklich gemacht, und unter dem Einfluß der sehr angesehenen mit W. befreundeten Familie v. Güstrow (1314), sich in Güte mit dem Fürsten zu einigen gesucht, da letzterer jedoch immer höhere Ansprüche erhob, und die Hauptfreiheiten des Lübischen Rechts bedrohte, so brach der Rath die Verhandlungen ab und eröffnete die Fehde mit dem Landesherrn, zu welcher die Stadt, sofern er etwas gegen ihre von seinen Vorfahren und ihm beschworenen Privilegien unternahm, berechtigt war; zugleich wurden die ihm verbündeten Mitglieder des Geschlechts Güstrow verbannt. W. hatte für diesen Fall auf die Hülfe Dänemarks und Mecklenburgs gerechnet, beide blieben jedoch aus, jene namentlich deshalb, weil Erich mit Schweden und seinem Bruder Christoph in Streitigkeiten verwickelt war; infolge dessen kam es, unter dem Einfluß Wartislaw's IV. von Pommern, der auch Greifswald zu einer friedlichen Stellung (1313) verpflichtet hatte, in den Verträgen zu Templin und Brodersdorf (1314 bis 1315) zu einem vorläufigen Waffenstillstand. Beide Theile benutzten die ihnen gewährte Frist zur Erwerbung möglichst vieler Bundesgenossen. Fast sämmtliche norddeutsche Fürsten stellten sich auf die Seite Dänemarks und seiner Lehnsträger Rügen und Mecklenburg, selbst die Könige von Norwegen und Schweden, sowie die polnischen, ungarischen und russischen Herrscher versprachen ihre Unterstützung. — Waldemar's und Stralsunds Hülfe blieb dagegen auf die rügische Ritterschaft, Pommern, den Bischof von Cammin, die Grafen von Wernigerode und Mansfeld, sowie Erich's Bruder Christoph beschränkt, welcher aus Haß gegen diesen die Erbfolge im Fürstenthum Rügen (25. Oct. 1315)

dem Herzog Wartislaw IV. von Pommern gewährleistete. Daß die rügische Ritterschaft und selbst das stammverwandte Haus Putbus sich gegen den Fürsten verbündete, hatte theils in der nahen Beziehung derselben zu den Stralsunder Patriciern, theils darin seinen Grund, daß man den Anfall Rügens an Dänemark fürchtete, und lieber die Erbfolge der benachbarten pommerschen Herzoge wünschte. Im Sommer des Jahres 1316 kam es endlich zum offenen Kampfe. Die mecklenburgischen und holsteinschen Fürsten wandten sich gegen den Markgrafen Waldemar, und erfochten im August bei Gransee einen blutigen Sieg über denselben, welcher jene jedoch in so hohem Grade erschöpfte, daß er ohne Folgen blieb. Die übrigen Fürsten lagerten sich dagegen, unter Anführung des Herzogs Erich von Sachsen-Lauenburg, vor den Thoren Stralsunds, während die dänische Flotte die Stadt von der Seeseite einschloß, geleitet von dem Marschall Hermann und dem Fürsten W. Dieser unnatürlichen Vereinigung, bei welcher der eigene Landesherr eine fremde Macht zur Unterdrückung seiner Ritter und Bürger herbeiführte, folgte jedoch die verdiente Strafe. Einerseits wurde das Landheer, bei einem nächtlichen Ausfall der Stralsunder (21. Juni 1316), gänzlich geschlagen, sodaß der Herzog von Sachsen in Gefangenschaft gerieth und sich mit 8000 Mark feinen Silbers (ca. 100 000 Thaler) auslösen mußte, andererseits erlitt die große Flotte von 45 Koggen und 100 kleineren Fahrzeugen so erhebliche Verluste, u. a. durch die Verbrennung des dänischen Königsschiffs, daß sie im November, ohne etwas gegen Stralsund ausgerichtet zu haben, wieder in die nordische Heimath zurückkehrte. Auf allen Seiten herrschte eine so große Erschöpfung, daß bald darauf die streitenden Parteien ihre Kämpfe durch den Meyenburger und Templiner Frieden (1316—1317) beendeten. Wirklicher Nutzen wurde durch diese Verträge nur Mecklenburg zu Theil, indem es von Dänemark das Land Rostock und von Brandenburg das Land Stargard empfing, König Erich versöhnte sich zwar (28. Mai 1317) mit seinem Bruder Christoph und dem Markgrafen Waldemar, beide aber starben schon im J. 1319, sodaß ihre Reiche unfähigen Nachfolgern und gänzlicher Zerrüttung anheimfielen. Nicht minder ungünstig war die Lage des Fürsten W. von Rügen; seiner Ritterschaft und der Stadt Stralsund stand er als besiegter Feind gegenüber, der von ihm verehrte Oberlehnsherr, König Erich, war verstorben, und dessen Nachfolger Christoph ihm verhaßt und als heimlicher Gegner doppelt gefährlich, endlich war das Land mit einer Schuldenlast überbürdet, deren Tilgung bei der durch die langjährigen Kriege entstandenen Verarmung und Mißstimmung kaum möglich erschien. In dieser Noth mochte der Fürst jedoch den Mißgriff seiner Politik gründlich erkennen und zu der Einsicht gelangen, daß ehrliche Feindschaft nutzbringender als unzuverlässige Freundschaft sei. Diesen Grundsätzen entsprechend, trat er mit Stralsund in nahe Beziehung, vermehrte die städtischen Privilegien und verpfändete gegen namhafte Geldsummen die fürstlichen Zölle, sowie die Münzgerechtigkeit und die Gerichtsbarkeit an die Stadt. Andererseits schloß er mit dem Herzog Wartislaw IV. von Pommern, welcher als Vormund von Waldemar's Nachfolger, Heinrich (1319) zu einer großen Macht in Brandenburg und Norddeutschland gelangte, (5. Mai 1321) einen Erbvertrag, dem zufolge beim Aussterben des rügischen Hauses die Nachfolge auf Pommern übergehen sollte. Um nach dem Vorbilde seines Vaters reiche geistliche Stiftungen gründen zu können, fehlten ihm infolge des Krieges die Mittel, doch verlieh er noch (28. Oct. 1322) den Greifswalder Hospitälern zum Hl. Geist und St. Georg das Gut Karrendorf, zur Stiftung einer Seelenmesse für sich und sein Geschlecht. So schien ihm nach erlangtem äußeren Frieden ein heiterer Lebensabend beschieden zu sein, namentlich da ihm aus seiner zweiten Ehe mit Agnes, einer Tochter des Grafen Ulrich von Lindow († 1316), ein Sohn Jaromar und eine Tochter

Agnes geboren waren. Vorsorglich künftigen Fehden vorbeugend, hatte W. seinen Sohn (15. März 1325) mit Beatrix, einer Tochter Heinrichs II. von Mecklenburg verlobt, jedoch zerstörte Jaromar's plötzlicher Tod am 25. Mai 1325 alle Hoffnungen des rügischen Hauses, sodaß nach dem nicht lange darauf am 8. Nov. 1325 erfolgten Heimgange Wizlaw's die Erbfolge auf Wartislaw IV. von Pommern überging; Wizlaw's Tochter Agnes wurde dagegen (1324) mit dem Grafen Albrecht von Anhalt vermählt, deren Descendenz gegenwärtig auf fast allen europäischen Thronen blüht. Bald nach Wizlaw's Tode starb auch (31. Juli 1326) sein Nachfolger Wartislaw IV., mit Hinterlassung dreier unmündiger Söhne, deren jugendliches Alter benutzend Heinrich von Mecklenburg den rügischen Erbfolgekrieg erregte, welcher jedoch von der Stadt Greifswald und deren Verbündeten (1328) zu Gunsten der pom. Herzoge beigelegt wurde.

Fabricius, Urk. z. Gesch. d. Fürstenthums Rügen IV, Abth. 1—4. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch. III, 1—68. — Pyl, Gesch. Eldenas, S. 624—643. — Ettmüller, Wizlaw's Sprüche u. Lieder, Bibl. d. deutschen Nat.-Litt., Bd. 33, 1852. — Pyl, Lieder u. Sprüche d. F. Wizlaw, 1872. — Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtung, 2. Aufl. I, S. 252. — Knoop, Baltische Studien, XXXIII, 272; XXXIV, 277. Pyl.

Wladislaw (Wladyslaw), ältester Sohn des Königs Kasimir von Polen und seiner Gattin Elisabeth, der Tochter des Kaisers Albrecht II., wurde am 1. März 1456 geboren. Seine Erziehung leitete der bekannte Geschichtsschreiber Dlugoß. Schon verhältnißmäßig früh wurde der junge Prinz statt für die Nachfolge seines Vaters, für die Herrschaft Böhmens in Aussicht genommen. Die Vertretung der Ansprüche, die die Jagellonen infolge der Heirath Kasimir's mit der Tochter des Kaisers Albrecht gewonnen zu haben meinten, blieb das Hauptaugenmerk ihrer dynastischen Politik. Eine Erreichung der gesteckten Ziele schien möglich, als der Usurpator Georg Podiebrad, von der Curie, Kaiser Friedrich, seinen katholischen Unterthanen und dem Könige Matthias von Ungarn bedrängt, an der Behauptung des Königreichs für sein Haus verzweifelte und für augenblickliche polnische Hülfe die Gewährleistung der polnischen Nachfolge versprach und dies durch den böhmischen Landtag bekräftigen ließ (1469). Aber diese Hülfe mochte Kasimir seinem durch den 13jährigen Preußenkrieg erschöpften Lande nicht zumuthen. Er wollte überdies den Papst nicht erzürnen, dessen Herzenswunsch die Zurückführung der ketzerischen Böhmen zum katholischen Glauben bildete, und dessen Wohlwollen er brauchte, da er von ihm die Bestätigung des Thorner Friedens nachsuchte. Er traute sichs zu, wenn die beiden sich bekämpfenden und um die böhmische Krone ringenden Gegner Georg und Matthias sich gegenseitig aufgerieben, ohne Mühe und Opfer die Erbschaft vielleicht in beiden von den Luxemburgern ehemals beherrschten Königreichen (Ungarn und Böhmen) antreten zu können. Erst als er wahrnahm, daß Georg sich durchaus nicht auf Polen allein verließ, und daß in seinen Berechnungen auch der Ausgleich mit dem schlimmsten Gegner, mit Matthias, eine große Rolle spielte, und eine Verständigung auf der Grundlage, daß Matthias Georg's Nachfolger werden sollte, in Aussicht schien, raffte er sich zu größerer Activität auf. Da inzwischen auch der Kaiser mit Matthias brach, erreichte er, daß Georg die einem Theile seiner Unterthanen genehmen Verhandlungen mit Matthias aufgab und von neuem die Annäherung an Polen betrieb (Februar 1471). Bevor jedoch die Verbindung zwischen dem Kaiser, Polen und Böhmen irgendwie wirksam werden konnte, starb König Georg, am 22. März 1471.

Irgend eine Gewähr für die polnische Nachfolge war noch nicht erreicht. König Kasimir erhielt die Kunde vom Tode Georg's fern in Litthauen und konnte zunächst nicht mehr thun, als durch eine eilige Botschaft die Ansprüche

seines Hauses gewissermaßen anzumelden. Es zeigten sich ernste Schwierigkeiten. Ein Theil der böhmischen Wähler machte Miene, aus dem Wahlrechte Vortheil zu ziehen, bald die, bald jene auswärtige Candidatur aufzustellen, auf den verschiedensten Seiten Hoffnungen zu erregen. Herzog Albrecht von Sachsen, der unter dem Einflusse Gregor Heimburg's stand, trat in der That als Bewerber auf. Seine Anstrengungen blieben aber erfolglos. Die böhmische Nation stand zu sehr unter dem Eindrucke der heftigen Kämpfe mit Ungarn, als daß Erwägungen, die nach dieser Richtung hin nicht eine klare Auseinandersetzung versprachen, hätten durchdringen können. Es fehlte nicht an Stimmen, die den langen Hader dadurch auszugleichen riethen, daß man jetzt Matthias anerkannte und damit die Wiedervereinigung von ganz Böhmen erreichte. Es war zu erwarten, daß er wegen der nöthigen Garantieen mit sich reden ließ. Von der den Böhmen so anstößigen Sonderwahl, durch die er sich 1469 in Mähren von seinen Anhängern hatte auf den Thron erheben lassen, schwieg er jetzt völlig. Er wandte sich an die gesamte böhmische Nation. Der in seiner Gefangenschaft befindliche Sohn König Georg's, Victorin, wurde sein bester Fürsprecher. Es schien auch nicht unmöglich, daß seine Brüder, darunter der mächtige und allbeliebte Heinrich von Münsterberg sich ihm anschließen könnten. Noch bei Lebzeiten Georg's hatten Anhänger beider Könige auf einem Tage zu Polna die Möglichkeiten eines Ausgleichs erörtert. Nun wurde ein Landtag auf den 30. April nach Deutschbrod ausgeschrieben, der die Vereinigung beider Parteien zur Vornahme der Wahl erzielen sollte. Noch vor diesem Tage trafen aber am 27. April drei polnische Gesandte in Prag ein und sprachen für W., den Sohn ihres Königs. Da nur ein Theil der Wahlberechtigten dort versammelt war, konnten sie keinen endgiltigen Bescheid erhalten. Sie erreichten aber durch übermäßige Versprechungen, durch die Betonung der Verwandtschaft der polnischen und böhmischen Zunge, durch Aufzählung aller der Beziehungen und Hülfsquellen, die den vereinigten Böhmen und Polen bei einem erneuten Kampfe mit Ungarn zur Verfügung stehen würden, daß der Haß gegen Matthias wieder heftig emporloderte und die friedlichen Stimmungen der ersten Wochen verflogen. Die polnische Candidatur gewann unversehens eine kaum erklärliche Popularität. Die Deutschbroder Versammlung setzte lediglich einen Wahltag auf den 18. Mai fest und bestimmte als Wahlort entgegen dem Herkommen, das Prag vorschrieb, das beiden Parteien unverdächtige Kuttenberg. Der Hauptförderer der Wahl Wladislaw's war der angesehene Stibor Towacowski von Cimburg, einer der Führer der Utraquisten. Anfang Mai befand er sich in Polen. Auf dem Kuttenberger Landtage war wieder eine polnische Gesandtschaft zur Stelle. Beide Parteien maßen sich in erregten Wortgefechten; aber die Polen sprachen eindringlicher. Herzog Victorin erntete wenig Beifall, sein Bruder Heinrich blieb völlig neutral. Am 25. Mai verließen die Anhänger des Matthias den Landtag, um nicht überstimmt zu werden. Am 27. Mai erfolgte durch die Zurückgebliebenen die Wahl Wladislaw's zum böhmischen Könige. Am folgenden Tage ließ sich allerdings auch Matthias in Iglau feierlich zum Könige krönen. Eine Gesandtschaft der Kuttenberger Versammlung ging nach Krakau zu W. Zum Landesverweser während der Zwischenzeit wurde Heinrich von Münsterberg ernannt.

Am 16. Juni nahm W. die Wahl an. Er versprach die Anerkennung der Compactaten, die Neubesetzung des Prager erzbischöflichen Stuhles mit einem duldsamen, den eigenartigen böhmischen Verhältnissen Rechnung tragenden Manne. Er bekannte sich zu den zum Theil ungeheuerlichen Versprechungen, die seine Abgesandten in Prag und Kuttenberg zugesagt hatten, z. B. der Uebernahme

der riesigen Landesschulden, der Auslösung des gefangenen Victorin u. A. Er machte durch sein liebenswürdiges gewinnendes Auftreten den besten Eindruck. Von seinem Erbrechte sprach er so gut wie gar nicht. Als seine hervorstechendsten Eigenschaften wurden früh erkannt eine bis zur Schwäche gehende Gutmüthigkeit, ein starker Familiensinn, eine ihm von seinem Lehrmeister Dlugoß anerzogene, streng kirchlich gerichtete Frömmigkeit, wie sie dem Beherrscher Böhmens eigenthümlich anstand. Dazu kamen eine gewisse Scheu vor persönlicher Verantwortung, ein Zurücktreten hinter die Rathgeber, ein Eingehen auf Einflüsterungen, eine kindische, freilich meist verborgene, Empfindlichkeit. Nur wenn er abseits von seiner Hauptstadt auf der Jagd weilte, fühlte er sich wohl und wagte er sich ungezwungen zu geben.

Er gelangte nicht ohne Gefahren in sein Königreich und wurde am 22. August 1471 unter glänzenden, auch aus Deutschland stark besuchten Festlichkeiten gekrönt.

Die Erhebung Wladislaw's war das Werk derjenigen Partei gewesen, die im Vertrauen auf polnische Hülfe vor der Fortsetzung des Krieges gegen Ungarn nicht zurückschreckte. König Kasimir leistete ihr jetzt wirklich Beistand. So wenig bei der Wahl seines Sohnes von dessen Erbrechte, von der Anerkennung der Berechtigungen des luxemburgischen Blutes die Rede gewesen, die Thatsache, daß diese halb vergessenen Ansprüche sich hatten in Böhmen durchsetzen lassen, mußte ein Sporn sein, sie auch in Ungarn geltend zu machen. Nur eine Niederwerfung des Corvinen konnte Wladislaw's Stellung sichern. Aber eine polnische Expedition, die im Vertrauen auf unzufriedene Magnaten nach Ungarn ging, scheiterte kläglich. Der Kaiser, der sie begünstigt hatte, mußte sich infolge der drohenden Haltung des siegreichen Matthias dazu bequemen, ihn förmlich als böhmischen König anzuerkennen. König Kasimir konnte nicht umhin, am 31. März 1472 einen Frieden zu schließen, und auch Böhmen mußte sich infolge dessen zu einem Waffenstillstande — bis Mai 1473 — verstehen. Die einem Ausgleich mit Ungarn günstige Strömung gewann wieder einigen Boden. Am 31. Mai 1472 tagte eine Versammlung der Anhänger beider Parteien in Deutschbrod. Sie ernannte für jeden Kreis zwei Obmänner aus den Obedienzen beider Könige zur Schlichtung aller localen Streitigkeiten und den Herzog Heinrich von Münsterberg und den Zdenko von Sternberg zu Landesverwesern. W. trat ganz in den Hintergrund. Im Anschluß an diese Friedensbestrebungen griff auch die Curie in die Vermittelung ein. In Rom war man zufrieden, daß statt des Ketzers Georg der fromme W. Böhmenkönig geworden, man hoffte, daß er allmählich gegen den Unglauben einschreiten würde; man brauchte überdies Matthias nöthiger gegen die Türken und bemühte sich daher, trotz aller Kraftworte gegen die Ketzerei und ihre Begünstiger, den Streit auszugleichen. Mit der Ketzerei selbst wollte man allerdings nicht pactiren, aber man wollte es wieder einmal mit Ermahnungen versuchen. Ein Verhandlungstag zu Neiße März/April 1473 führte zur Ernennung von Schiedsrichtern. Als Obmann sollte Karl von Burgund oder Albrecht von Brandenburg, welcher von beiden Matthias genehm wäre, entscheiden. Matthias wählte Karl. Ein Tag zu Beneschau (28. Mai ff.) ratificirte die Neißer Abmachungen und verlängerte den Waffenstillstand bis zum 28. September 1474. Aber ein Troppauer Tag (Sept. 1473), der in Gegenwart der Könige eine Versöhnung stiften sollte, verlief ergebnißlos. Der päpstliche Legat konnte sich trotz guten Willens nicht soweit beherrschen, Worte zu vermeiden, die den böhmischen Utraquisten Anstoß bieten mußten. Matthias waren die Verhandlungen offenbar unlieb. Er fürchtete, daß seine böhmischen Anhänger in dem Bestreben, die böhmischen Lande wieder zu vereinigen, sich den Gegnern zu sehr nähern könnten. Er hoffte selber gar

nicht mehr auf den ketzerischen Theil Böhmens und wollte nur seine Eroberungen behaupten und durch den Besitz der böhmischen Kurwürde allmählich den Aufstieg zum römischen Königsthron vorbereiten. Auf böhmischer Seite dachte man dagegen in erster Linie an die Wiedergewinnung der verlorenen Lande. An dieser verschiedenen Auffassung mußten die Bemühungen scheitern. Auch die Böhmen hatten übrigens verhältnißmäßig früh gegen die ungarischen Absichten starkes Mißtrauen gefaßt, da sie Matthias' energische Thätigkeit wahrnahmen, während der Zeit der Waffenruhe Wladislaw's Stellung nach Kräften zu untergraben. Selbst an Mordanschlägen soll er betheiligt gewesen sein. Jedenfalls suchte er Wladislaw's schwierige Lage soviel wie möglich auszubeuten. Der junge König, der während der Ausgleichsverhandlungen einen guten Theil seiner Macht an die ernannten Verweser abgeben mußte, war nicht im Stande gewesen, die vagen Versprechungen, die er beim Regierungsantritt gegeben, einzulösen. Die Söhne des verstorbenen Königs mit ihrer Beliebtheit und ihrem wohl erworbenen Kriegsruhme waren eine lebendige Anklage gegen den thatenlosen Fürsten, ihre Macht, die sie über die anderen Vasallen hinaushob, eine beständige Drohung. Als Herzog Victorin seine Freikaufung aus der ungarischen Gefangenschaft begehrte, als sich die ungeduldigen Staatsgläubiger meldeten und die versprochene Besetzung des Prager Erzbisthums mißlang, gerieth W. in die größte Verlegenheit. Die Herzöge von Münsterberg wurden katholisch und standen ihm theils feindlich, theils mit kühler Zurückhaltung gegenüber. Versuchen, einzelne Großen wie z. B. den Burian von Guttenstein durch Gunstbeweise zu gewinnen, trat Matthias durch geschickte Querzüge entgegen. Der in seiner Hand befindliche Victorin mußte immer von neuem die versprochene Auslösung fordern. Ebenso wurde Wladislaw's Streben nach der Anerkennung durch die deutschen Fürsten von ihm vereitelt. Er selber aber, dem wegen seiner weiteren Pläne an Sitz und Stimme im Kurfürstencollegium viel gelegen war, fand zunächst mit den Sachsen, die seit der fehlgeschlagenen Bewerbung Herzog Albrecht's um die böhmische Königskrone dem glücklicheren W. zürnten, hierüber leicht eine Verständigung. Mit beiden Wittelsbachern im Kurfürstencollegium — Pfalz und Köln — war er in enger Verbindung. Mit Albrecht von Brandenburg erzielte er wenigstens ein farbloses Bündniß. An Albrecht hatte sich aber auch W. gewandt und lief bei ihm dem Corvinen am Ende den Rang ab. Der Markgraf plante in den Jahren 1473 und 1474 ein großes Bündniß, das den Kaiser, Burgund, Polen, Böhmen und Brandenburg umfassen und gegen Matthias, dessen Gefährlichkeit er früh ahnte, und die ihm anhangenden deutschen Fürsten gerichtet sein sollte. Karl von Burgund in diese Coalition zu bringen, erwies sich als unmöglich (Trierer Begegnung). Aber unter dem Einflusse des Markgrafen erkannte der Kaiser W. als König von Böhmen an und verabredete mit böhmischen und polnischen Gesandten, die ihn im Februar und März 1474 zu Rothenburg und auf dem Augsburger Reichstage aufsuchten, einen Angriffskrieg gegen Matthias. Man hoffte, der steten Bedrohung durch Matthias dadurch ein für allemal ein Ende zu bereiten. Aber der in Aussicht genommene Sommertermin verstrich unbenutzt infolge der Bedenklichkeit des Polenkönigs, und als dieser und sein Sohn im Herbste doch noch losschlugen, war der Kaiser durch den inzwischen ausgebrochenen burgundischen Krieg an der Theilnahme verhindert. Der Feldzug, den Kasimir und W. ausschließlich in Schlesien führten, endete kläglich. Sie mußten sich im November/December 1474 zu einem Breslauer Frieden verstehen, der den augenblicklichen Besitzstand bestätigte und alle Händel auf drei Jahre vertagte. W. war indessen immer noch nicht entmuthigt. Als in den folgenden Jahren die Mißstimmung der hart gedrückten Schlesier gegen die Ungarn wuchs und Matthias an der Südgrenze seines Reiches gegen die

Türken focht, wagte er einen neuen Vorstoß. Im März 1476 starb ein ungarischer Parteigänger, der schlesische Herzog Heinrich von Glogau-Krossen. W. bestätigte nun nach kurzem Schwanken als König von Böhmen der jungen Wittwe des Verstorbenen, Barbara (A. D. B. II, 49), einer Tochter des Markgrafen Albrecht, das ihr verschriebene Herzogthum. Kurz darauf warben drei königliche Unterhändler zu Frankfurt a. O. um die Hand der jungen Fürstin, und wenig später, am 19. August, fand in Frankfurt das durch Procuration vollzogene Beilager statt. W. hat später behauptet, die Abgesandten nur zur Verlobung ermächtigt zu haben; auf brandenburgischer Seite und von dem Führer der Unterhändler ist dies bestritten worden. Trotz der unheimlichen Raschheit, mit der die Angelegenheit in Frankfurt erledigt wurde, ist nicht daran zu zweifeln, daß Albrecht und der die Ehe einsegnende Lebuser Bischof sowie die böhmischen Sendlinge unbedingt lautende Vollmachten zu haben glaubten, und daß die Ehe rechtmäßig geschlossen worden. Diese Heirath und die darauf folgende Uebernahme des schlesischen, bisher zu Matthias haltenden Herzogthums, das die Mitgift Barbara's bildete, bedeuteten einen Bruch mit Matthias. W. wagte sogar, die Unzufriedenen in Schlesien und Mähren an sich zu ziehen, mit ihnen Abkommen zu treffen, und begab sich im Frühjahr 1477 zum Kaiser, um sich von ihm die versprochenen Regalien Böhmens verleihen zu lassen. An dem nun sich entwickelnden Kriege zwischen dem Kaiser und Matthias, der für den ersteren sehr unglücklich verlief, mochte er aber nicht theilnehmen. Sein Vater Kasimir war durch schwere Zwistigkeiten mit den Preußen beschäftigt. Matthias errang einige Erfolge in Wladislaw's Nachbarschaft und wußte die Häupter der unzufriedenen Vasallen mit raschen Schlägen zu treffen. Das schlesische Herzogthum Barbara's war inzwischen durch einen kühnen Einfall eines unruhigen Prätendenten, Hans von Sagan, verloren gegangen. W., der mit einer mitgiftlosen Gattin nicht vor die böhmischen Großen hintreten mochte, schob zuvörderst den Termin der Heimführung der Gattin hinaus und gab schließlich der Werbung um Barbara's Hand die oben erwähnte Auslegung, es habe sich nur um eine Verlobung, nicht um eine Ehe gehandelt. Durch den ärgerlichen Briefwechsel, der sich nun mit dem Markgrafen entspann, gerieth der König immer mehr in eine tiefgehende Abneigung gegen die junge Fürstin und ihr Haus hinein. Bei einer anderen, glänzenderen Ehe, die der König in diesen Tagen zu schließen hoffte — mit Maria von Burgund — kam ihm der Sohn des Kaisers zuvor. W. dachte nun daran, wenigstens die luxemburgischen Lande aus dem Nachlasse Karl's des Kühnen kraft seines Erbrechtes in Anspruch zu nehmen. Er mußte aber bald davon abstehen und fand nicht einmal einen Käufer, dem er diese zweifelhaften Berechtigungen hätte cediren können.

Die wiederholten Mißerfolge der Kämpfe mit Matthias brachten allmählich die böhmische Bevölkerung wie W. zu der Ueberzeugung, daß ein endgiltiger Ausgleich unumgänglich nöthig sei. Im März 1478 tagten die Anhänger beider Könige in Brünn und schlugen vor, Matthias solle Schlesien, Mähren und die Lausitzen besitzen bis zur Einlösung durch W. mit 400 000 Ducaten. W. erhalte von ihm den böhmischen Königstitel, Matthias stehe es frei, ihn sich auch beizulegen. Matthias sorge dafür, daß der Papst die religiösen Forderungen der Böhmen berücksichtige. W. nahm diese Abmachungen an, Matthias verwarf sie, erlaubte aber neue Verhandlungen. Am 30. September 1478 willigte er ein, von nun an Frieden zu halten. Beide Prätendenten sollten sich König anreden, W. erst nach Matthias' Tode die Nebenländer um 400 000 Ducaten auslösen dürfen. Ueberlebe Matthias seinen Rivalen und werde er dann überall in Böhmen anerkannt, sollen ohne weiteres alle böhmischen Lande vereinigt sein. Eine persönliche Begegnung beider Fürsten sollte dies Abkommen besiegeln und

über den Ausgleich zwischen Böhmen und Rom berathschlagen. Die Kurstimme behielt W. Juli 1479 trafen sich die Könige in Olmütz und ratificirten die Verträge. Auch mit Polen wurde dauernder Friede geschlossen.

Seitdem war das Verhältniß leidlich. Matthias hörte allerdings noch nicht auf, W. gewisse Schwierigkeiten zu bereiten. Er ließ es z. B. nicht zu, daß der Papst ihm die Anerkennung gewährte oder in der Compactatenfrage Erleichterungen zugestand. Er verhinderte alle Heirathspläne seines Nebenbuhlers, seine Versuche, sich von Barbara zu trennen, sowol wie die Versuche derer die diese traurige Verbindung doch noch zu regeln unternahmen. Dem Corvinen mußte schon mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Bestimmungen des Olmützer Friedens viel daran gelegen sein, daß W. geradeso wie er der legitimen Nachkommenschaft entbehrte. Aber im Allgemeinen blieben die Beziehungen gut. W. mischte sich nicht in den österreichischen Krieg, der Matthias die nächsten Jahre beschäftigte. Als Matthias um die Wende 1481 und 1482 mit den Sachsen zerfiel, benutzte dies W. allerdings dazu, um den alten aus der Zeit der Königswahl (1471) herrührenden Hader mit den Sachsen auf billige Bedingungen hin beizulegen. Die dafür zugesagte Hülfe brauchte er aber schließlich nicht zu leisten, da sich die Sachsen am Ende mit Ungarn vertrugen. Bei dem regen Verkehre zwischen den beiden Königen wagten die deutschen Fürsten in den Jahren 1485/1486 nicht, W. in die Pläne, Maximilian zum römischen Könige zu machen, einzuweihen, und schlossen Böhmen von der Ausübung der Kurstimme aus. Die darüber in Böhmen ausbrechende nationale Erbitterung diente Matthias dazu, mit W. in noch engere Verbindung zu treten und ihn anzustacheln, von den Fürsten, vornehmlich von Brandenburg und Sachsen, für die Beleidigung Genugthuung zu verlangen. Erst als Matthias nach der völligen Besiegung des Kaisers über die schlesischen Fürsten herfiel (1487), um sie zu Gunsten seines natürlichen Sohnes Johann Corvin ihrer Lande zu berauben, und damit die Aussichten Wladislaw's, Schlesien nach Matthias' Tode zu erlangen, merklich verkürzte, griff der junge König zu Gunsten der bedrängten Münsterberger ein und rettete sie vor dem völligen Erliegen. Das rief wieder eine kleine Spannung mit Matthias hervor. Dieser hatte es auch übel genommen, daß W. eine kurze Entfremdung zwischen Papst Innocenz und Ungarn dazu benutzt hatte, um sich endlich die ersehnte päpstliche Anerkennung ertheilen zu lassen (1487). Als Matthias im April 1490 starb, trat auch W. mit Zustimmung seiner Unterthanen, die auf diesem Wege am leichtesten eine Vereinigung der verlorenen Nebenländer mit Böhmen ohne Geldzahlungen ermöglichen zu können meinten, als Bewerber um Ungarn auf und siegte über alle Nebenbuhler. Am 11. Juni 1490 wurde er zu Ofen als König proclamirt. Seinen Bruder Johann Albrecht, der ihm entgegentrat, fand er nach zwei siegreichen Feldzügen mit schlesischen Herzogthümern, den römischen König Maximilian mit der Anerkennung des habsburgischen Erbrechtes ab; den natürlichen Sohn seines Vorgängers Johann Corvinus besiegte er und verglich sich dann mit ihm. Einer Vermählung mit der Königinwittwe Beatrice, die ihm beharrlich ihre Hand antrug, wußte er sich mit päpstlicher Hülfe zu entziehen. Auch die leidige Ehe mit Barbara vermochte er schließlich zu lösen. Kurfürst Albrecht hatte ihn bisher unausgesetzt mit päpstlichen und kaiserlichen Machtsprüchen zur Erfüllung seiner Pflichten anhalten lassen. Nach Albrecht's Tode (1486) wollten dessen Söhne sich ihre Einwilligung in die Trennung der Ehe durch Landschenkungen abkaufen lassen. Eine eigenmächtige neue Verlobung, die Barbara einging, erleichterte aber dem Könige die Scheidung, die nun von Rom aus nicht mehr verweigert werden konnte. Zur Veruneinigung mit Barbara's Brüdern führte übrigens diese Wendung der Eheangelegenheit nicht. W. bestätigte ihnen 1493 die Erwerbungen des Kamenzer

Friedens (1482) und den Ankauf von Zossen (1490) und förderte die Pläne des Markgrafen Friedrich, seine starke Nachkommenschaft zu versorgen. Auch mit den übrigen benachbarten deutschen Fürsten, den Sachsen und den Bayern hielt W. Frieden. Selbst die Unterstützung, die er dem Löwlerbunde gewährte, entzweite ihn nicht dauernd mit Herzog Albrecht IV. von Bayern. Er hielt sogar zu ihm während des Landshuter Erbfolgekrieges, konnte es jedoch nicht wehren, daß tausende seiner Unterthanen seinem Gegner, dem Pfalzgrafen, um Sold dienten. Die schwere Niederlage der böhmischen Hülfsvölker des Pfalzgrafen bei Schönberg kann man den Schicksalstag der böhmischen Kriegsmacht nennen. Seitdem ging es mit dem Ansehn der böhmischen Kriegskunst reißend bergab. Als König von Ungarn hatte W. vornehmlich mit einigen ehrgeizigen Großen, vor allem mit Lorenz Ujlaky und den Zapolya zu schaffen. Sein Nebenbuhler Johann Corvin starb 1504. Die Zapolya wandten sich nicht direct gegen ihn, traten sogar durch die Vermählung einer der Ihren mit Wladislaw's Lieblingsbruder Sigmund seinem Hause nahe, störten aber infolge der Dreistigkeit, mit der sie ihre Herrschaft für die Zeit nach Wladilaw's Tode vorbereiteten, seine Pläne und minderten sein Ansehn. Zu ernsthaften Kriegszügen gegen die Türken kam es nicht, obwol es der Papst und Maximilian nicht an Ermunterungen fehlen ließen. Ein Jagellonischer Familiencongreß zu Leutschau 1494 hatte nur einen ergebnißlosen Feldzug in die Wallachei zur Folge. Ein mächtiges Kreuzheer, das sich 1514 in Ungarn versammelt hatte, konnte, da W. den kurz vorher mit dem Sultan geschlossenen Frieden nicht zu brechen wagte, nicht vor den Feind geführt werden und verband sich mit dem über die Bedrückungen des Adels erbitterten ungarischen Landvolke. Nur mit Mühe und unter entsetzlichen Gräueln konnte die blutige Erhebung, die auch nach Böhmen übergriff, niedergeworfen werden. Die ungarischen Großen benutzten ihren Sieg, um die Bauern vollends in die Leibeigenschaft zu versetzen. W. konnte ihren Versuchen, den ganzen Staat ihren Zwecken dienstbar zu machen, nicht wehren. Auch in Böhmen hatte er von Anfang an in den inneren Wirren nur geringe Energie gezeigt. Markgraf Albrecht pflegte zu spotten, er sei so mächtig wie der Abt von Ochsenstein, den die Mönche die Stiege hinabgeworfen, und die zahlreichen Epigramme des Bohuslaus von Hassenstein zeigen, daß auch seine Schmeichler heroische Tugenden an ihm nicht entdecken konnten. Seit der Erwerbung Ungarns bereitete ihm die Eifersucht der beiden Königreiche auf einander schwere Verlegenheiten. Fast bei jeder Verfügung, die er für Schlesien oder Mähren traf, hatte er mit der Schwierigkeit zu kämpfen, sich entscheiden zu müssen, ob er als böhmischer oder ungarischer König vorgehe. In vielen Fällen mußte er, um nicht einen von beiden Theilen zu verletzen, überhaupt jeden Eingriff unterlassen. In Böhmen machten ihm vor allem die ständischen Händel viel Aergerniß. Das Bestreben des Herren- und Ritterstandes, die Landtagsfähigkeit der Städte auf die specifisch städtischen Angelegenheiten zu beschränken, unterstützte er anfänglich, ebenso wie er die Herabdrückung des Landvolkes in die Leibeigenschaft nicht hinderte. Später aber näherte er sich den Städten und suchte im Bunde mit ihnen und dem Herzoge Bartholomäus von Münsterberg der allzugroßen Macht der Herrengeschlechter entgegenzuarbeiten. Er erreichte die allerdings nur vorübergehende Verminderung der Amtsbefugnisse einzelner hoher Würdenträger. 1510 gab er den großen Majestätsbrief, der die Unveräußerlichkeit böhmischen Landes an Fremde erklärte. Mit den Herzögen von Münsterberg schloß er nach anfänglichen Händeln ein dauerndes Abkommen (1495). Sie verkauften die meisten böhmischen Güter und Glatz, behaupteten sich aber in Münsterberg und erwarben Oels.

In Schlesien, wo er sich längere Zeit durch seinen Bruder Sigmund ver-

treten ließ, ertheilte er 1498 und 1504 große Privilegien, die dem Lande das Indigenat für alle Beamten und Lehnsleute sicherten, das Breslauer Bisthum den Unterthanen der böhmischen Krone vorbehielten. 1506 drang allerdings hier der Ungar Thurzo durch. Viele Maßnahmen des Königs Matthias erlaubte er rückgängig zu machen. Den handelspolitischen Kämpfen der Breslauer schenkte er eine Zeitlang Interesse. Unter seine Regierung fällt das Entstehen der ersten schlesischen Standesherrschaften.

Besondere Energie entfaltete W. in den kirchlichen Angelegenheiten Böhmens. Er begünstigte die Katholiken, ohne doch die Compactaten zu brechen und den Utraquisten wirkliches Aergerniß zu geben. Er erbat in Rom besondere Gnaden für Prag und andere Städte, um dadurch auf die Kelchner zu wirken. Die Besetzung des Prager erzbischöflichen Stuhles und die Aussöhnung Böhmens mit Rom gelang ihm nicht. Mit ungewöhnlicher Härte verfolgte er unter dem Beifalle der Katholiken wie der Utraquisten die Brüdergemeinden, ohne sie indes vernichten zu können.

Trotz der verunglückten früheren Heirathsversuche — sogar mit einem grenzmaidel wollte er sich verbinden — erreichte er doch noch seine Verehelichung. 1502 heirathete er ungeachtet aller Versuche Maximilian's, dies zu hindern, die kluge und energische Anna von Foix. Am 23. März 1504 schenkte ihm seine Gattin eine Tochter, Anna, die im März 1506 mit Ferdinand, dem Enkel Maximilian's verlobt wurde. Gleichzeitig wurde ein etwaiger männlicher Thronerbe für eine Enkelin des Kaisers bestimmt. Die Abneigung der ungarischen Machthaber gegen jeden fremden Herrscher hatte schon im J. 1505 zu einem Landtagsbeschlusse geführt, der sich deutlich gegen die 1491 bestätigte österreichische Anwartschaft richtete und nur geborene Ungarn für regierungsfähig erklärte. Um sein Recht zu schützen unternahm Maximilian im Mai 1506 unmittelbar nach dem Abschlusse des Verlöbnisses einen Einfall nach Ungarn, dem indeß, da am 1. Juli 1506 W. ein Thronerbe, Ludwig, geboren wurde, wodurch die Erbschaft in weite Ferne gerückt wurde, am 19. Juli 1506 ein Friede folgte. Das österreichische Erbrecht wurde anerkannt, der Landtagsbeschluß allerdings nicht aufgehoben.

W. verstand es, seinen Kindern die Nachfolge schon bei Lebzeiten zu sichern. In Böhmen wurde der junge Ludwig schon 1507, in Mähren 1510 anerkannt; in Ungarn wurde er 1508 gekrönt. Und nur in Schlesien wurde mit Rücksicht auf das unklare umstrittene staatsrechtliche Verhältniß des Landes keine Entscheidung getroffen. Die endgültige Verlobung der Kinder erfolgte erst 1515. Gegen Verzicht auf die dem Bruder des Königs, Sigmund von Polen, schädlichen Zettelungen mit Moskau und dem Deutschen Orden erreichte der Kaiser, daß er sich selber mit Prinzessin Anna für einen seiner Enkel — Karl oder Ferdinand — trauen lassen durfte, während Ludwig mit der kaiserlichen Enkelin Maria verlobt wurde. Maximilian gab auch das schwerlich ernst gemeinte Versprechen, Ludwig zum römischen Könige wählen zu lassen.

Im folgenden Jahre, am 13. März 1516, starb W., seine Gattin hatte er bereits 1506 verloren. Unter seiner Regierung hatten in allen seinen Ländern die Abschließung der Stände, das Emporsteigen ihrer höchsten Glieder riesige Fortschritte gemacht, die religiösen Gegensätze hatten sich gemildert, die socialen waren unerträglich geworden. Zur Abwehr der Türkengefahr war nichts ernstliches geschehen. Die Befürchtungen Maximilian's und anderer Nachbarn, daß die Jagellonenherrschaft in den drei mächtigen östlichen Reichen Polen, Ungarn und Böhmen, zu einer ausgreifenden, großartigen jagellonischen Familienpolitik führen würde, waren grundlos gewesen. Die drei Reiche, geleitet durch eine von fester Tradition beeinflußte Oligarchie der Vornehmsten, gingen eigene Wege.

Ein stark besuchter und mit viel Geheimnißkrämerei umgebener Hauscongreß zu Leutschau hatte gar keine praktischen Ergebnisse gehabt. W. verzichtete darauf, 1501 und 1506 nach dem Ableben zweier Brüder Ansprüche auf Polen zu erheben. Für die specifisch polnischen Interessen, z. B. in der preußischen und der von Breslau wieder angeregten Stapelangelegenheit zeigte er nur vorübergehend, wie 1515, Verständniß, und er plante, wenn man nicht die von ihm schließlich erlaubte Verbindung seines Bruders Sigmund mit den Zapolya dahin rechnen will, auch keine Verfügungen, die die Fortdauer der Jagellonenherrschaft, die Succession des polnischen Zweiges seines Hauses beim Erlöschen des ungarisch-böhmischen verbürgen konnten.

Palacky, Gesch. Böhmens V. — Caro, Gesch. Polens V. — Huber, Gesch. Oesterreichs III. — Grünhagen, Gesch. Schlesiens I. — Rachfahl, Die Organisation der schles. Gesammtstaatsverwaltung. — Ulmann, Kaiser Maximilian I. II. — Szalay, Gesch. Ungarns, deutsch von Wögerer III. — Feßler, Die Gesch. der Ungarn V. — Scriptores rer. Silesiacarum X, XIII, XIV. — Priebatsch, Die politische Correspondenz des Kurf. Albrecht Achilles I. II. — Bachmann, Reichsgesch. II. — Höfler, Barbara, und die an den anges. Stellen mitgetheilte Litteratur.

Felix Priebatsch.

Wladislaw (Ladislaus), Herzog von Breslau, Erzbischof von Salzburg, † am 24. April 1270. Als jüngster Sohn Herzog Heinrich's II., des „Frommen", der in der Mongolenschlacht bei Wahlstatt (9. April 1241) gefallen, aus der Ehe mit Anna, Tochter K. Ottokar's I. von Böhmen, erlangte W. schon im Knabenalter als Verwandter des przemyslidischen Königshauses in den Anfängen der Herrscherzeit K. Ottokar's II. (1256) als namhafte Pfründe die Propstei von Wischegrad, mit welcher die Kanzlerschaft für Böhmen verbunden war. Im December 1266 starb sein älterer Bruder Herzog Heinrich III. der „Weiße", an Gift, wie es heißt, und ließ einen unmündigen Sohn Heinrich IV., den „Redlichen", zurück, dessen Vormundschaft als Regent des Herzogthums W. als Jüngling übernahm. Vorher waren jedoch der Bischofssitz von Passau durch den Tod Otto's von Lonsdorf (9. April 1265) und das Salzburger Erzbisthum durch den Rücktritt Erzbischof Ulrich's (A. D. B. XXXIX, 233) erledigt worden. W., noch jung an Jahren, hatte unter der Leitung des Domherrn Peter von Breslau seine höheren Studien in Padua gemacht. Da K. Ottokar II. an dem neuen Papste Clemens IV. einen womöglich noch größeren Gönner als an dessen Vorgänger Urban IV. besaß, so gelang es der vorschauenden Politik des Böhmenkönigs, die beiden für sein deutsches Herrschaftsgebiet so wichtigen Hochkirchen Persönlichkeiten zuzuwenden, die ihm befreundet und ergeben waren. Zunächst postulirte — gewiß auf seine Anregung hin — das Passauer Domcapitel den schlesischen Prinzen W., der auch thatsächlich den 22. April 1265 als Bischof von Passau seine Stellung antrat. Da sich jedoch der römische Stuhl die Besetzung des Salzburger Erzbisthums vorbehalten hatte, und es dem Böhmenkönige daran lag, beide Bischofssitze in seinem Sinne besetzt zu wissen, anderseits die Salzburger Domherrn selbst um die Ernennung Wladislaw's bei dem Papste ersuchten, so ernannte P. Clemens IV. den kurz vorher in Passau untergebrachten W. zum Erzbischof von Salzburg (10. Nov. 1265) und Peter von Breslau gelangte auf den Passauer Bischofsstuhl. Daß W. damals noch nicht das canonische Alter erreicht hatte, erhellt aus der bezüglichen Dispens des Papstes. Diese Vorgänge hatten einen verheerenden Krieg des Böhmenkönigs mit dem Baiernherzog Heinrich II. zur Folge, da der Wittelsbacher dies Eingreifen Ottokar's II. in die Angelegenheiten beider Hochkirchen mit scheelem Auge ansah. Die blutige Fehde hatte erst mit dem Rieder Frieden (1267) ein Ende.

Der neue Erzbischof von Salzburg ließ es an bestem Willen, die seit Jahren arg zerrütteten Zustände der genannten Hochkirche zu ordnen, nicht fehlen. Am 11. Juni 1267, bald nach Beendigung der Wiener Legatensynode (12. Mai), deren Beschlüsse der Salzburger Metropole und dem Prager Bisthum zur Verlautbarung und Beobachtung überwiesen erschienen, ließ sich W. vom Passauer Bischof unter Assistenz der Bischöfe von Freising, Regensburg und Chiemsee zum Priester und am 12. Juni zum Bischof weihen. Durch Bereisungen seines großen Sprengels, gerechte und billige Anordnungen, Wiederherstellung der Besitzrechte seiner Hochkirche, Gründungen von Pfarren u. s. w. erwarb er sich in kurzer Zeit Achtung und Vertrauen. Am 4. Juli 1267 gründete W. zu Laufen im Salzburgischen eine haftungspflichtige Schiffergilde von 27 verehelichten Bürgern, die das ausschließliche Schiffsrecht als Mannslehen genossen, und 1268 schloß er mit Herzog Ulrich III. von Kärnthen eine Uebereinkunft, die der Münzfälscherei das Handwerk legen sollte. In der Fehde der Görzer Grafen mit ihrem Lehensherrn, dem Patriarchen Gregor von Monte Longo spielte W. eine wichtige, vermittelnde Rolle. Als nämlich der Patriarch am 20. Juli 1267 von den Gegnern in schmähliche Haft gebracht worden war, begab sich, jedenfalls im Einvernehmen mit K. Ottokar II., W. nach dem Süden, und Graf Albert von Görz sah sich bald zur Erklärung gedrängt, daß er sich dem Schiedsspruche des Böhmenkönigs und Salzburger Erzbischofs unterwerfe und dem Patriarchen volle Genugthuung zu leisten gewillt sei. Den 25. August wurden zu Görz dem Erzbischof W. die Schlösser Görz und Karlsberg als Unterpfänder für die Erfüllung dieser Züge eingeantwortet. W. hatte aber nicht bloß als Erzbischof von Salzburg viel zu schaffen, er mußte auch als Regent für die Angelegenheiten des Breslauer Herzogthums aufkommen, wohin er sich 1268 anläßlich der Heiligsprechung seiner (1243 gestorbenen) Großmutter Hedwig, aus dem Hause Andechs-Meran, Wittwe Herzog Heinrich's I. von Schlesien und Kleinpolen, — begab. Diese Feier fand den 17. August bei Anwesenheit K. Ottokar's II. und schlesischer Fürsten statt. W. bezog seit dem Ableben des Breslauer Bischofs Thomas I. (Kozlovaroga, † 1267) als päpstlicher Legat (1266) die Einkünfte des Bisthums, obschon der Neffe des Verstorbenen, Thomas II. (Zaremba) bereits zum Bischof von Breslau auserseheh war; ja es ist aus den Breslauer Bisthumsurkunden sichergestellt, daß W. 1268 förmlich zum Bischof postulirt wurde und bis zu seinem Tode nicht nur als Erzbischof von Salzburg und Regent des Breslauer Herzogthums, sondern auch als Bischof von Breslau zu gelten hat, so daß Thomas II. erst dann das von ihm bis dahin bloß verwaltete Bisthum förmlich antrat. W. war als Breslauer Regent und „Herzog“ bestrebt, die Rechtszustände aufrecht zu halten. Wir finden von verschiedenen Quellen, so auch von Ottokar's Reimchronik, behauptet, er sei in Schlesien von seinen „ungetreuen Vettern“ vergiftet worden, sei dann siechen Leibes nach Salzburg zurückgereist und hier (27. April 1270) gestorben. Das Ganze leidet an gewissen Unwahrscheinlichkeiten und erinnert auffällig an das Ableben seines älteren Bruders Heinrich III., abgesehen davon, daß eine zeitgenössische Hauptquelle, die Ann. S. Rudberti Salisburg. seines Todes ohne weitere Angabe gedenken, und Johannes Victor. (I, 10) die Angabe von der angeblichen Vergiftung „durch Verwandte“ mit einem vorsichtigen „wie man sagt“ begleitet. Vielleicht hat das rasche Ableben des jungen Mannes bald nach seiner Rückkehr von Breslau und anderseits seine Stellung als „Herzog“ von Breslau die Veranlassung zu diesem Histörchen gegeben.

Ann. S. Rudberti Salisburg. — Ottokar's Reimchronik, cap. 71. — SS. rer. Siles., h. v. Stenzel, I ff. — Stenzel, Urkb. z. Gesch. des B. Breslau (1845) und Gesch. Schlesiens, I (1853). — Grotefend, Stammtafeln

der schles. Fürsten (1875). — Zauner, Salzb. Chronik, I. — A. Pichler, Salzburgs Landesgesch. (1865). — Muchar, Gesch. des Hzgth. Steiermark, V. Bd. — Lorenz, Deutsche Gesch. des 13. u. 14. Jahrh., I. — Emler, Regesta Boemiae et Moraviae (1882). — Palacky, Gesch. Böhmens, I.

F. v. Krones.

Wladislaw (Wladyslaw), Herzog von Oppeln, † am 8. Mai 1401. Er war der Sohn Bolko's II. und Elisabeth's, der Tochter Bernhard's von Schweidnitz, und folgte seinem Vater am 21. Juni 1356 zugleich mit seinem Bruder Bolko III. in der Regierung. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den drei großen Königen des europäischen Ostens, zu Kasimir von Polen, Ludwig I. von Ungarn und Karl IV. von Böhmen, schienen ihm schon im voraus die vermittelnde und diplomatisirende Stellung anzuweisen, zu der ihn seine Naturanlage vor allem befähigt hatte. Er war kein überragender Geist, der Personen und Zustände immer richtig geschätzt hätte, aber ein viel gewandter und stets geschäftiger Mann. Seinen eigenen Vortheil machte er, wie billig, zum Mittelpunkt seiner Pläne, aber seine reale Macht und sein Einfluß waren zu klein, um die größeren Mächte dauernd an eine Combination zu fesseln, die sich nicht vollständig mit ihrem Interesse deckte. Dazu kam noch, daß er es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm und daß es ihm an Selbstaufopferung fehlte, um für seine Gedanken persönlich etwas zu wagen. Aus solchen Gründen scheiterte vor allem sein großer Plan aus dem Jahre 1391, Polen zwischen dem Deutschen Orden, Brandenburg und Ungarn zu theilen und Jagiello auf Litthauen zu beschränken. Größeren Erfolg hatte W mit seiner diplomatischen Kunst dann, wenn es sich nicht um Dinge handelte, die ihn unmittelbar berührten. Da kamen seine Fähigkeiten wohl zur Geltung, und er erntete Anerkennung von allen Seiten. — Seine Wirksamkeit gehört zum größten Theile der außerdeutschen Geschichte an. Schon vor seinem Regierungsantritt kam er an den Hof des ungarischen Königs, der ein Schwager seines Oheims mütterlicher Seite war. Dort wußte er sich bald eine angesehene Stellung zu erringen, und später charakterisirt einmal Ludwig seine Stellung, indem er ihn procurator, actor, factor, negotiorum gestor, nuncius et sindicus specialis nennt. Im Dienste Ludwig's suchte er 1362 ein Bündniß zwischen Ungarn, Polen und den österreichischen Herzögen gegen Karl IV. zu Stande zu bringen, als dieser die Mutter Ludwig's beleidigt hatte. Das Bündniß zerfiel sehr bald; für W. entsprang jedoch daraus der practische Erfolg, daß Karl IV. die Gewandtheit des Herzogs schätzen lernte. Da es ihm viel darauf ankam, in der Nähe des ungarischen Königs eine ergebene und zuverlässige Persönlichkeit zu haben, so verzieh er nicht nur seinem ungetreuen Vasallen, sondern gewährte ihm auch die Vergünstigung, bei etwaigem Mangel männlicher Nachkommen Oppeln auch auf seine Töchter zu vererben (1367). W. erwies sich dem luxemburgischen Hause dankbar: bei den Verhandlungen, die schließlich zur Vermählung Sigismund's mit Maria, der Tochter Ludwig's I. führten, suchte er auf jede Weise diese Verbindung zu fördern und gerieth sogar in persönlichen Streit mit Stephan von Baiern, der dies zu hintertreiben suchte: Groß waren die Ehren, die ihm in der Folge zu Theil wurden, und seinen Besitz wußte er gewaltig zu vermehren. Von Ludwig wurde er zum Reichspalatin und Grafen von Preßburg gemacht. Als Kasimir der Große starb, war W. eifrig bestrebt, Ludwig den Weg zum polnischen Throne zu ebnen. Von Kasimir hatte W. die Länder an der oberen Warthe erhalten, Ludwig bestätigte sie ihm und erhob sie zu einem selbständigen Herzogthum mit Wielun als Hauptstadt. 1372 ernannte ihn Ludwig zum Gubernator der russischen Provinzen, d. h. des östlichen Galiziens, in der Absicht, diese Länder von Polen loszulösen und mit Ungarn zu ver-

einigen, wenn sich die Verbindung Polens und Ungarns nicht aufrecht erhalten ließe. Hier entfaltete W. eine segensreiche Wirksamkeit, indem er für die Colonisation des Landes sorgte und den deutschen Kaufleuten große Handelsvortheile verschaffte. 1374, als sein Wirken daselbst wegen des Widerstandes der Polen unangebracht zu sein schien, gab ihm Ludwig Dobrzyn und Kujawien. Außerdem hatte der Herzog in Schlesien bedeutende Gebiete erworben. Aber mit dem Tode des Ungarnkönigs im J. 1382 trat für ihn eine Wendung des Glückes ein. Zwar erwarb er noch 1383 durch einen Vertrag mit seinem Neffen das Bisthum Posen „zu rechter Vormundschaft" auf vier Jahre, zwar trat ihm Wenzel noch 1387 Namslau ab, aber seine Stellung in Polen wurde immer mehr gefährdet. Obwol er selber und zwar in treulosester Weise, für die Wahl Jagiello's zum polnischen Könige gewirkt hatte, so war doch der Gegensatz zwischen Beiden nicht zu überbrücken, denn die Polen wollten Feudalherzogthümer, so wie sie W. besaß, nicht dulden. Nachdem bereits 1389 der Herzog den vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich Krakaus zu bemächtigen, brach der Krieg mit Jagiello aus, als W. Theile seiner polnischen Besitzungen an den Deutschen Orden verpfändete. Als der polnische König im Verlauf des Kampfes auch Oppeln belagerte, das von den Neffen des Herzogs gehalten wurde, ließen sich diese zu einem Vertrag herbei, in dem sie versprachen, die außerschlesischen Besitzungen ihres Oheims nicht zu vertheidigen (1396). Zur selben Zeit hatte W. Streitigkeiten mit den Markgrafen von Mähren. Im J. 1390 hatte er Jägerndorf an Jost von Mähren verkauft; Markgraf Procop brandschatzte das Gebiet von Oppeln, und wahrscheinlich ist es die Folge hiervon, daß W. 1397 von dem Verkauf zurücktritt. Zu alledem kam noch eine große Schuldenlast, in die sich der Herzog wahrscheinlich wegen seines Neffen, Johann Kropidlo, gestürzt hatte. So war dann der Lebensabend des Herzogs düster und traurig, und sein Tod löschte die Spuren seines Wirkens sehr bald hinweg.

Caro, Geschichte Polens II u. III. — Grünhagen, Geschichte Schlesiens I. — Grünhagen u. Markgraf, Lehns- u. Besitzurkunden Schlesiens. — Dlugoß, Historia Polonica. — Mart. Cromerus, De origine et rebus gestis Polonorum. — Aug. Mosbach, Gefangennahme des Bischofs von Kujawien u. s. w. (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. u. Alterthum Schlesiens VII).

Karl Siegel.

Wnuck: Karl von W., königl. preußischer Generallieutenant, am 29. November 1803 auf dem Gute Zemmen bei Bütow in Hinterpommern geboren und im Cadettencorps erzogen, kam am 9. Januar 1821 als Portepeefähnrich zum 5. Cürassierregimente, in welchen er am 26. Mai 1822 Officier wurde, und war, nachdem er von 1857 bis 1861 das Schlesische Ulanenregiment Nr. 2, von 1861 bis 1866 die 10. Cavalleriebrigade befehligt und während der polnischen Grenzbesetzung der Jahre 1863 bis 1864 das Commando einer größeren Truppenabtheilung geführt hatte, am 3. April 1866 in den Ruhestand getreten als ihn die Mobilmachung für den Krieg gegen Oesterreich von neuem in den activen Dienst berief. Auf seine Bitte im Felde verwendet und dem Obercommando der II. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm zur Verfügung gestellt, ward ihm die Führung einer aus dem 8. Dragoner- und dem 1. Ulanenregimente nebst einer reitenden Batterie gebildeten Cavalleriebrigade übertragen. Schon am Tage des Einrückens in Böhmen, am 27. Juni, bestand er mit dieser bei Nachod ein Gefecht gegen die Cavalleriebrigade Solms, in welchem beide Theile sich den taktischen Sieg zuschrieben, die beiden österreichischen Regimenter aber ihre Standarten einbüßten, sowie darauf gegen Infanterie und Artillerie, welche eine Fahne und drei Geschütze verloren; W. erhielt den Orden pour le mérite und wurde leicht verwundet. Nach Friedensschluß als

Generallieutenant zu den Officieren von der Armee versetzt trat er am 2. October 1868 zum zweiten Male in den Ruhestand, bekleidete während des Krieges von 1870/71 Stellungen in der Heimath und starb am 2. Mai 1881 zu Wiesbaden.

Militär=Wochenblatt Nr. 43, Berlin 1881. B. Poten.

Wobersnow: Moritz Franz Kasimir von W., königlich preußischer Generalmajor, im J. 1708 in Pommern geboren, trat 1723 als Fahnenjunker beim Infanterieregimente v. Grumbkow (Nr. 17) in das Heer und ward im August 1747 zum Major im Infanterieregimente du Moulin (Nr. 37) befördert. Im März 1752 ernannte ihn König Friedrich zu seinem Flügeladjutanten und zum Oberstlieutenant, bald darauf erhielt W. auch die Oberaufsicht über das Jägercorps zu Pferde. Bei Beginn des Siebenjährigen Krieges begleitete er, im Mai 1756 zum Oberst aufgerückt, den König in das Feld, zeichnete sich schon in Sachsen aus, ward bei Prag verwundet, wohnte den Schlachten bei Roßbach, Leuthen und Zorndorf bei und ward am 5. December 1757 zum Generalmajor befördert. Im Februar 1759 entsandte ihn der König mit einer Truppenabtheilung nach Polen, um die russischen Magazine zu zerstören; bei dieser Gelegenheit nahm er den Fürsten Sulkowski, welcher die ihm zugestandene Neutralität gemißbraucht hatte, in seiner Residenz Lissa gefangen und brachte ihn nebst seiner Garde nach Glogau. — W. gehörte zu den Officieren, welche der König Generalen, in deren Leistungen er Zweifel setzte, beigab, um sie zu berathen. So war er im Juni 1759 mit einigen Truppen zu Dohna nach Landsberg an der Warthe geschickt, welcher die aus Polen vorrückenden Russen beobachten und womöglich einzeln schlagen sollte. Die Absicht ging aber fehl. Ein Angriff auf das bei Posen versammelte feindliche Heer bot keine Aussicht auf Erfolg, Dohna trat daher den Rückzug nach der Oder an. Die Russen, deren Oberbefehl Ssaltykow übernommen hatte, folgten, Dohna wurde durch Wedel ersetzt und dieser entschloß sich trotz Wobersnow's Abrathen, welcher ihm die feindliche Stellung als „gänzlich unangreifbar“ schilderte, zur Schlacht. Es war die unglückliche, am 23. Juli bei Kay gelieferte. W. hatte den Auftrag erhalten mit 8 Bataillonen und 6 Schwadronen das Herausziehen der Bäckerei aus Züllichau zu decken. Gegen Abend griff er mit dieser Abtheilung in den Kampf ein, indem er den schon wiederholt gemachten Versuch erneuerte den feindlichen rechten Flügel aus seiner Stellung zu vertreiben. Es gelang ihm ebensowenig, seine Reiterei drang zwar in das feindliche Fußvolk ein, aber die durch Geschützfeuer unterstützte russische Cavallerie trieb sie wieder zurück und warf auch die Infanterie in die hinter ihr liegende Niederung; W. selbst fiel bei dieser Gelegenheit. — Das Friedrichsdenkmal unter den Linden zu Berlin verzeichnet auf seiner Gedenktafel den Namen des ebenso tapferen wie talentvollen Generals, dessen Tod im Heere allgemein beklagt wurde.

B. Poten.

Wobeser: Ernst Wratislaw Wilhelm von W., Dichter, Mitglied der Brüdergemeine, wurde am 29. November 1727 zu Luckenwalde bei Berlin als Sohn des Rittmeisters, späteren Landraths Peter Christian v. W. geboren. Er erhielt bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre eine christliche Erziehung durch einen Privatlehrer der pietistischen Hallenser Richtung und kam dann nach einem nur einjährigen Aufenthalt in dem sogenannten Rittercollegium zu Brandenburg im Frühjahr 1742 auf die unter der Leitung des Abtes Steinmetz stehende Schule zu Kloster Bergen, wo er die erste genauere Kunde von der Brüdergemeine empfing, jedoch noch nicht daran dachte, sich ihr anzuschließen. Im August 1744 siedelte er nach Minden in das Haus eines Vetters über, der preußischer General war, besuchte das dortige Gymnasium und eignete sich hier

eine äußerliche Bildung und die Kenntniß der französischen Sprache an. Nach dem Tode dieses Vetters erhielt er durch den Generalfeldmarschall Friedrich Ludwig zu Dohna in Wesel die Aufforderung, als Officier in die Dienste des Reichsgrafen zu Neuwied zu treten. Er nahm sie an und zog im September 1746 nach Neuwied, wo er beinahe achtzehn Jahre lang am Hofe für die verschiedensten Aufgaben verwendet wurde. Namentlich bereitete ihm die Zeit des Siebenjährigen Krieges mancherlei Schwierigkeiten, da er die Verhandlung mit der französischen Heeresleitung über die Winterquartiere und Kriegslieferungen der Grafschaft Neuwied führen mußte. Als sich im J. 1750 die Herrnhuter in Neuwied niederließen, hielt er sich anfangs ziemlich fern von ihnen, fühlte sich jedoch je länger, je mehr zu ihnen hingezogen, sodaß er sich endlich entschloß, seinen Dienst am Neuwieder Hofe zu quittiren und um Aufnahme in die Brüdergemeine nachzusuchen. Auch als er zurückgewiesen wurde, ließ er sich dadurch in der Verfolgung seines Zieles nicht stören. Er reiste über Marienborn nach Herrnhut, verbrachte hier vier Monate bangen Wartens, erhielt im Frühjahr 1765 den Auftrag in Angelegenheiten des Unitätsdirectoriums nach Kopenhagen zu reisen und wurde erst nach seiner Rückkehr von dort am 13. October 1766 in die Gemeine aufgenommen und bei dem Unitäts-Syndikatscolleg angestellt. Im J. 1767 erhielt er das Fremdendieneramt in Herrnhut und bald darauf auch reichliche Beschäftigung im Aufsehercollegium. Eine Zeit lang half er Spangenberg bei der Ausarbeitung seines Lebens des Grafen Zinzendorf. Dann ging er, nachdem er sich im Mai 1771 mit Luise Friederike v. Damnitz vermählt hatte und durch Johannes v. Watteville zum Diakonus der Brüderkirche geweiht worden war, im J. 1775 als Protokollant auf die Synode nach Barby, wo er am 1. September zum Mitglied der Unitäts-Aeltestenconferenz für das Vorsteherdepartement ernannt und am 8. September zum Senior civilis eingesegnet wurde. Im April 1780 reiste er nach Christiansfeld in Schleswig und half hier die Verhältnisse der neuerrichteten Brüdergemeine mit den Landesbehörden ordnen. Nach der Synode des Jahres 1782 erhielt er die Berufung zum Gemeinhelfer in Niesky bei Görlitz und zum Director der dortigen Unitätsanstalten. Schon damals war seine Gesundheit sehr geschwächt, und namentlich litt er an einer Trübung der Augen, die ihn nöthigte, im J. 1784 um seine Entlassung einzukommen. Er siedelte nun wieder nach Herrnhut über und benützte die Muße seines Alters, um seinen dichterischen und litterarischen Neigungen nachzugehen und schon früher begonnene Arbeiten zu vollenden oder zu verbessern. Doch war er zu bescheiden, um seinen Namen öffentlich zu nennen, woraus es sich erklärt, daß er in den Litteraturgeschichten, z. B. bei Goedeke fehlt. Zuerst veröffentlichte er in den Jahren 1770 und 1771 je „Dreyßig Oden aus dem Horaz" (Leipzig), die im J. 1795 in Görlitz unter dem Titel: „Sechzig gewählte Oden des Horaz in dem Versmaß des Originals übersetzt. Nebst drei Eklogen aus dem Vergil" zum zweiten Mal herauskamen. In den Jahren 1781—1787 erschien in Leipzig seine metrische Uebersetzung von Homer's Iliade, in der er mit Stolberg's Uebertragung erfolgreich wetteiferte. Hierauf unternahm er eine metrische Uebersetzung der Psalmen, die er im J. 1793 unter dem Titel: „Psalmen dem König David und anderen heiligen Sängern nachgesungen" in fünf Büchern zu Winterthur herausgab. Als selbständiger Dichter hatte er sich bereits früher versucht, indem er zwei Sammlungen von „Gedichten vermischten Inhalts" (Frankfurt a. M. und Leipzig 1778—1779) veröffentlichte. Dazu kamen noch die „Zypressenzweige um die Urne Ludwigs XVI." (Görlitz 1793). Ferner lieferte er Beiträge für periodische Schriften, z. B. für Wieland's „Teutschen Merkur". Bei der Redaction des Brüdergesangbuches vom Jahre 1778 war er der Gehülfe Gregor's. Doch hat er selbst nur einzelne

Strophen von Kirchenliedern gedichtet. In dem heute im Gebrauch befindlichen „Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeine" (Gnadau 1893) rühren nur die Nummern 249, 1—4, 410, 11 und 458 von ihm her.

Vgl. Lausitzische Monatsschrift. Görlitz 1796. I, 36—39. — J. G. Meusel, Lexikon. Leipzig 1816. XV, 257, 258. — G. Fr. Otto, Lexicon d. Oberlausizischen Schriftsteller u. Künstler. Görlitz 1803. III, 537, 538. — Nachrichten aus d. Brüder-Gemeine 1846. Gnadau o. J. XXVIII, 458 bis 479. — (Christ. Gregor) Historische Nachricht vom Brüder-Gesangbuche des Jahres 1778. 2. Aufl. Gnadau 1851. S. 226. — A. Schroeter, Gesch. d. deutsch. Homer-Uebersetzung im 18. Jahrh. Jena 1882. S. 217 bis 227. (Schroeter kennt merkwürdigerweise Wobeser's Namen nicht.)

H. A. Lier.

Wobeser: Karl George Friedrich von W. (spr. Wobser), königlich preußischer Generallieutenant, 1749 in Pommern geboren, trat 1764 beim Dragonerregimente Nr. 4 in den Heeresdienst, ward 1778 Brigademajor der Cavallerie, 1779 General-Quartiermeisterlieutenant, am 21. Januar 1787 Major und im Januar 1797 Chef des Leib-Carabinierregiments Nr. 11 zu Rathenow. Die letztere Stellung vertauschte er 1803 mit der gleichen an der Spitze des im Münsterlande neuerrichteten Dragonerregiments Nr. 14, dessen Stabsgarnison Münster war, 1805 erhielt er bei der Revue den Orden pour le mérite. Im Kriege von 1806 befehligte er, inzwischen zum Generalmajor aufgestiegen, zuerst unter Rüchel eine kleinere aus allen Waffengattungen zusammengesetzte Truppenabtheilung, mit welcher er am Nachmittage des 14. October am Webicht zu geringfügiger Thätigkeit kam. Auf dem fortgesetzten Rückzuge ward er am 24. mit der Cavallerie und einer halben reitenden Batterie bei Arneburg an der Elbe zurückgelassen um den Weg für die Nachhut unter dem Herzoge von Weimar freizuhalten, ging, nachdem er diesen Auftrag erfüllt hatte, am 25. bei Sandau selbst über den Fluß nach Havelberg und kam auf diese Weise von der auf die Oder zu marschirenden Armee ab. Am 28. erhielt er in Mirow Nachricht von der bei Prenzlau durch den Fürsten Hohenlohe abgeschlossenen Capitulation, schlug nun die Richtung um das Nordende des Schweriner Sees ein, stieß am 4. bei Gadebusch zu Blücher und theilte dessen Schicksal (Der Krieg von 1806 von O. v. Lettow-Vorbeck, II. Bd., Berlin 1892). — Im J. 1809 als Generallieutenant verabschiedet, trat er bei Ausbruch der Befreiungskriege von neuem in den Dienst, befehligte während des Feldzuges von 1813/14 die Westpreußische Landwehrdivision und bemühte sich, wie die Kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes in den Beiheften zum Militär-Wochenblatte für 1859 auf S. 172 sagt, eine ihm übertragene nicht leichte Aufgabe als entschlossener Cavallerieofficier zu lösen. An der Spitze seiner sehr mangelhaft ausgerüsteten und ausgebildeten Abtheilung (6936 Mann Infanterie, 564 Mann Cavallerie, 8 Geschütze), welche zu den Truppen des Generals Graf Tauentzien gehörte, wurde er von der Mitwirkung bei der Schlacht von Großbeeren durch einen Befehl des Kronprinzen von Schweden ferngehalten, welcher ihn auf das rechte Oderufer zurückbeorderte. Am 25. August kam er bei Baruth zum ersten Male mit dem Feinde in Berührung. Während die Schlacht bei Dennewitz geschlagen wurde, stand er in Luckau; am folgenden Tage, dem 7. September, zur Verfolgung des geschlagenen Feindes aufgebrochen, lieferte er diesem ein Gefecht bei Dahme, in welchem zahlreiche Gefangene gemacht wurden; dann ward seine Division bei der Belagerung von Torgau verwendet, wo sie zunächst allein zurückblieb als am 30. September Tauentzien mit seiner Hauptmacht durch den Kronprinzen von dort abberufen ward; am 12. Januar 1814 rückte er in die nach tapferem Widerstande den Belagerern übergebene Stadt ein. Am 28. Mai

1814 verabschiedete er sich von seiner Landwehrdivision, um das ihm übertragene Commando des Reservecorps der 3. Armeeabtheilung anzutreten. Den Feldzug von 1815 hat W. nicht mitgemacht. Am 3. October d. J. mit einer Pension von 1500 Thalern in den Ruhestand getreten, starb er am 23. April 1821.

Acten des Geheimen Kriegsarchivs zu Berlin. — B. von Quistorp, Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813. Berlin 1894.

B. Poten.

Wocher: Christoph W., Münzgraveur, geboren im J. 1749 als Sohn des Schiffers Johann W. zu Langenargen am Bodensee, † in Mailand im J. 1821, lernte seine Kunst in der gräflich Montfort'schen Münze seines Heimathortes. Von da kam er in die Münze zu Mailand, wo er zuletzt als Untergraveur (incisore aggiunto) angestellt war. Er soll ein geschickter Künstler gewesen sein; es gelang uns aber nicht, Arbeiten von ihm zu sehen oder auch nur sein Monogramm aufzufinden. Sein Hauptverdienst um die Medailleurkunst bestand wol in der Heranziehung und Bildung seines Schwestersohnes Franz Joseph Salwirk (s. A. D. B. XXX, 286 f.) für dieselbe. Gleichfalls in der Münze zu Langenargen geschult kam dieser jung zu ihm nach Mailand, überholte den Oheim als Künstler und brachte es an der gleichen Anstalt zum Obergraveur (incisore in capo).

Vgl. Beschreibung des OA. Tettnang, S. 195.

A. Wintterlin.

Wocher: Maximilian Josef W., katholischer Theologe, geboren zu Neutrauchburg am 17. November 1803, † am 21. August 1852. W. studirte in Tübingen Theologie und empfing am 16. September 1826 die Priesterweihe. Im Sommer 1827 wurde er Repetent in Tübingen, seit 15. October 1828 Privatdocent an der kath.-theol. Facultät und erster Hülfslehrer Drey's; als solcher hielt er Vorlesungen über Apologetik und theologische Encyklopädie und Methodologie. Im J. 1830 erhielt er, wie aus einem Briefe Möhler's zu entnehmen ist (Wörner, J. A. Möhler, S. 112), einen Ruf an die damals gegründete kathol.-theol. Facultät zu Gießen, lehnte ihn aber ab. Am 13. Octbr. 1830 wurde er Professor am Gymnasium zu Ehingen, seit 1834 zugleich Vorstand des mit dem Gymnasium verbundenen Convicts, 1845 Rector. — Die litterarische Thätigkeit Wocher's war zunächst den apostolischen Vätern gewidmet: „Die Briefe des hl. Ignatius von Antiochien, neu übersetzt und erklärt" (Tübingen 1829); „Die Briefe der apostolischen Väter Clemens und Polykarpus, übersetzt und mit Einleitungen und Commentarien versehen" (Tübingen 1830). In der Theologischen Quartalschrift 1830 (S. 621—648) erschien von ihm die Abhandlung: „Die letzten Reisen und Schicksale der Apostel Petrus und Paulus, nach Clemens von Rom und Dionys von Korinth". Einiges Aufsehen erregte seine anonym erschienene Schrift: „Ueber die Bildung eines Vereins für die kirchliche Aufhebung des Cölibatgesetzes. Von einem katholischen Geistlichen in Württemberg" (Ulm 1831). In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Ehingen beschäftigte er sich mit hebräischer Grammatik und Metrik: „Die hebräischen Nominalformen" (Tübingen 1832); „Mittheilungen über den Strophenbau der hebräischen Poesie; nebst einer neuen Ansicht über das räthselhafte Sela" (Theologische Quartalschrift 1834, S. 613—640). Die späteren Bücher Wocher's sind von allgemein sprachwissenschaftlichem Charakter: „Allgemeine Phonologie oder natürliche Grammatik der menschlichen Sprache" (Stuttgart und Tübingen 1841); „Die Entwicklung der deutschen Sprache vom 4. Jahrhundert bis auf unsere Zeit" (Ulm 1843); „Neuere Phonologie für das Englische, Italienische, Französische; als Theorie vom Naturleben der Sprache" (Ulm 1846).

Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg, 3. Aufl. (1894), S. 22. Lauchert.

Woensam: Anton W. (von Worms) gehört zu denjenigen Malern, mit welchen die alte, ruhmvolle Schule in Köln abschließt, deren Werke noch Anklänge ihrer einstigen Hoheit und Anmuth erkennen lassen. Weiteren Kreisen indessen ist er durch seine zahlreichen xylographischen Arbeiten bekannt geworden, auf welchem Gebiete er zu den besten Künstlern seiner Zeit zählt.

Anton war der einzige Sohn des Malers Jaspar W. von Worms, der im ersten Decennium des XVI. Jahrhunderts in Köln seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. 1510 wird er bereits als ansässiger Bürger der rheinischen Metropole erwähnt, indem die Schreins- oder Grundbücher zum 10. Juli beurkunden, daß er mit Elßgin (Elisabeth), seiner ehelichen Hausfrau, das auf der Sandkaule, der Ecke des Hauses zur Landskrone gegenüber gelegene Haus „zum Scherffgyn" angekauft habe. Den Besitz an Häusern und Renten vermehrte Jaspar von Jahr zu Jahr, woraus zu folgern ist, daß er ein vielbegehrter und vielbeschäftigter Künstler war. Mit diesen glücklichen Vermögensverhältnissen verbanden sich die mehrfachen Auszeichnungen, welche ihm seine Zunftgenossen angedeihen ließen, indem sie ihn in den Rath wählten, zum Bannerherr der Malerzunft erhoben sowie in das Collegium der Vierundzwanziger erkoren. Leider besitzen wir keine documentirten Werke von ihm. Dieses Mannes und der Elßgin einziger Sohn war, wie bereits erwähnt, Anton W. Aus mehrfachen Gründen ist mit ziemlicher Sicherheit zu folgern, daß er nicht in Köln das Licht der Welt erblickt hat, sondern bereits im Jünglingsalter stehend mit seinen Eltern von Worms eingewandert ist. In Köln vermählte er sich mit Geyrtgin (Margareta), der Tochter des Kölner Bürgers Johann Doenwalt. Als dieser 1528 gestorben war, schritt Anton's Frau mit ihren zwei Brüdern zur Theilung des väterlichen Hauses auf dem Domhofe bei der Drachenpforte, von welchem jeder sein Drittheil erhielt. Aus der Ehe Anton's mit Margareta Doenwalt entsproßten drei Kinder, ein Sohn Jaspar mit Namen, zum Unterschiede von seinem Großvater „der jonge" genannt, und zwei Töchter, von welchen die eine in der Taufe den Namen der Großmutter Elßgyn, die andere ihrer Mutter Namen Margareta empfing. Letztere wurde in der Folge die Gattin des Malers Hans Herspach und später nach dessen Ableben diejenige des Arnold v. d. Brandth. Anton W. segnete bereits 1541 das Zeitliche, überlebt von seinem Vater Jaspar, welcher zwischen 1547 und 1550 aus dem Leben schied. Sein Sohn Jaspar, der von 1541 bis 1548 als Lehensnachfolger seines Vaters erscheint, starb in letzterem Jahre. Die Belehnung geht dann nacheinander auf zwei Töchter Johann Doenwalt's über, des Schwagers Anton's von Worms, der im J. 1528 bei der erwähnten Theilung des Hauses an der Drachenpforte zugegen war. Die Wittwe Anton's lebte noch 1561. Auch Anton W. genoß, wie sein Vater, mit seiner ganzen Familie hohes Ansehen in Köln. In einem warmen Verhältnisse der Freundschaft und Anhänglichkeit scheint er zu Meister Werner von Würzburg, Kanonikus des St. Georgstifts in Köln, gestanden zu haben, welcher die beiden Töchter des Künstlers in seinem Testamente mit Zuwendungen bedachte.

Tritt man dem künstlerischen Wirken Anton's von Worms näher, so hat man, wie eingangs erwähnt, zwischen seiner Thätigkeit in der Malerei und in der Holzschneidekunst zu unterscheiden. Als Maler muß er zwar in technischer Hinsicht vor seinem Zeitgenossen Bartholomäus von Bruyn und dessen beiden Söhnen zurücktreten, welche in ihrem Fache so Hervorragendes leisteten, daß sie neben Holbein gestellt werden dürfen. Zwar darf bei ihnen nicht verschwiegen werden, daß sie auf dem Gebiete der religiös-historischen Malerei sich etwas von

den gediegenen älteren Traditionen losgesagt haben und in ihrer Gefühls- und Darstellungsweise häufig als entschiedene Manieristen erscheinen. Anton von Worms hingegen hat sich von diesen Neuerungen nicht beherrschen lassen; in seinen gemüthvollen und verständigen historischen Compositionen ist der Geist der alten Maler noch vorwaltend geblieben. Seiner Gemälde gibt es zwar nicht sehr viele, aber immerhin mehr, als man gewöhnlich annimmt; er hat sie, wie dies auch bei seinen Holzschnitten geschah, nur zum kleineren Theile mit seinem Monogramm versehen, so daß sie vielfach nicht als seine Erzeugnisse erkannt wurden. Als Monogramm bediente er sich der Buchstaben A W und T W (T von Thoniß herrührend, wie er seinen Taufnamen, der Volkssprache gemäß, manchmal umwandelte). A W erscheint nur ineinander geschoben, wobei wohl zu beachten ist, daß der Querstrich vom A niemals fehlt, was wohl bei einem andern Meister der Fall ist, welcher für die Verlagswerke Georg Rhau's zu Wittenberg Holzschnitte lieferte und irrthümlich mit Anton W. identificirt wurde.

An Gemälden unseres Meisters sind folgende bis jetzt bekannt geworden: in der kgl. Gemäldegalerie zu Berlin befindet sich als Nr. 1242 die Darstellung des jüngsten Gerichtes, welche des näheren beschrieben ist in Sotzmann und Schorn's „Kunstblatt" 1838, Nr. 56. Das Provinzialmuseum in Bonn bewahrt einen St. Petrus, St. Paulus und einen geistlichen Stifter von ihm. In der großherzogl. Gemäldegalerie zu Darmstadt ist als Nr. 257 eine Madonna mit dem Kinde als Woensam's Werk aufgeführt. In Frankfurt a. M. kam 1826 ein von Anton von Worms gemaltes Bildniß zur Versteigerung, von welchem das in der dortigen Hermann'schen Buchhandlung erschienene „Verzeichniß einer Sammlung von Oelgemälden" berichtet, daß es einen Gelehrten im Pelzrocke, die Hände auf einem Tische liegend, darstelle; auch sei das Bild mit des Meisters Monogramm versehen gewesen. Eine weitere Notiz über das Bild findet sich in Nagler's Neuem allgem. Künstl.-Lex. XXII, 90. Im erzbischöflichen Museum zu Freising befindet sich ein Crucifixus und Heilige, von Anton v. Worms gemalt. Die Sammlung zu Godesberg verwahrt von ihm eine Anbetung der Könige, Stifterin, hl. Dorothea und hl. Andreas, Kniefiguren. Am Platze seines Schaffens selbst, in Köln, befindet sich im städtischen Museum unter Nr. 250 ein figurenreiches Bild, den gekreuzigten Heiland, Heilige und den Stifter, den Karthäusermönch Petrus Blomevenna, darstellend. Der Maler hat diesem Bilde sein Monogramm beigefügt. Ein zweites Bild Woensam's verwahrt das städtische Museum unter Nr. 355; es hat in figurenreicher Composition die Gefangennahme Christi mit landschaftlichem Hintergrunde zum Gegenstande. Das mit Nr. 251 bezeichnete Bild derselben Sammlung, die Kreuzigung Christi darstellend, gehört einem Nachfolger Woensam's an. In der St. Severinskirche in Köln befindet sich eine Maria mit dem Jesuskinde auf dem Schoße; in der St. Ursulakirche ebendaselbst der Flügel eines nicht mehr vollständig erhaltenen Triptychons. Ferner befanden sich noch mehrere unserm Meister zuzuschreibende Bilder in den Gemäldesammlungen kölnischer Kunstliebhaber, so in der Sammlung des Herrn Leonard Beckers, in derjenigen von Clavé v. Bouhaben, in derjenigen Dormagen's sowie bei J. J. Merlo. Auch die kgl. Pinakothek in München enthält einige Bilder Woensam's. Das Verzeichniß seiner Producte ist indessen damit noch nicht abgeschlossen; es wird noch manche Bildnisse geben, welche seiner Autorschaft zuzuschreiben sind.

Was nun seine Holzschnitte angeht, so möge hier von einer Aufzählung derselben abgesehen werden. Die Fülle derselben ist eine zu große; man bedenke nur, daß er für die Pressen eines Peter Quentel, Eucharius Cervicornus, Jo-

hann Soter, Melchior Novesianus, Jaspar Gennep, Franz und Arnold Birkmann, Johann Gymnicus, Hero Alopecius, Johann Dorstius, Johann Prael, Arnt v. Aich u. A. thätig war, und man wird sich einen Begriff von der Menge seiner Holzschnitte machen können. Auch hat Merlo (s. u.) dieselben in seiner Monographie über unsern Meister verzeichnet, so daß es genügen dürfte, hier darauf hinzuweisen. Nur des bedeutendsten seiner Holzschnitte sei hier besonders gedacht, den er für Peter Quentel anfertigte, seines großen Prospectes der Stadt Köln, welchem Sotzmann (s. u.) eine eigene Schrift widmete. Wol keine andere deutsche Stadt kann sich eines trefflicheren rühmen; der Künstler hat hier mit ausdauerndem Fleiße sein Höchstes geleistet, und nicht nur entsprechender Lohn, sondern auch hohe Anerkennung seiner Mitbürger wird ihm zu theil geworden sein. Der Philosoph Caspar Colb, für welchen Anton von Worms eine Folge von Tafeln zu einem Astrolabium herstellte, preist ihn mit dem höchsten Lobe und nennt ihn von fast dädalischem Geiste beseelt, ein Lob, welches in der That W. für seine Holzschnittarbeiten vollauf in Anspruch nehmen kann. Jedenfalls ist er auf diesem Gebiete der bedeutendste Kölner Künstler gewesen.

J. D. F. Sotzmann, Ueb. d. Antonius v. Worms Abbildung d. Stadt Köln aus d. J. 1531. Mit 3 Vorstellungen in Steindruck. Köln 1819. — J. J. Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Köln 1850. S. 517—538 und 1. Forts. S. 166—175. Neubearbeitung und Erweiterung von E. Firmenich-Richartz. Düsseldorf 1895. Col. 971—1099. — Derselbe, Anton Woensam von Worms, Maler und Xylograph zu Köln. S. Leben u. s. Werke. M. Nachträgen. Leipz. 1864 u. 1884.

Jak. Schnorrenberg.

Woeste: Friedrich W., Germanist, wurde am 15. Februar 1807 zu Hemer in der Grafschaft Mark als das älteste von acht Kindern eines evangelischen Schullehrers geboren, erhielt nach kurzem Besuch des Elberfelder Gymnasiums seine weitere Ausbildung als Hausschüler der Francke'schen Stiftungen (1822—1826) und studirte gleichfalls in Halle bis 1829 Theologie, wesentlich von der philologischen Seite der Wissenschaft angezogen. Nach dem Abschluß seines Studiums hat er zunächst an einer Privatschule seines Heimathortes Unterricht gegeben und sich auch, nachdem er in Münster 1832 die licentia concionandi erworben hatte, niemals um ein geistliches Amt bemüht, da seiner rationalistischen Richtung die pastorale Wirksamkeit in der Landeskirche widerstrebte. Er ist vielmehr mit kurzen Unterbrechungen, die eine Hauslehrerstelle in Altena (1838/39) und eine Stellvertretung an der höheren Bürgerschule zu Iserlohn (1849/50) brachten, Privatlehrer geblieben bis an sein Lebensende: in Iserlohn, wo er seit 1839 sein bescheidenes Auskommen, besonders als Lehrer und gelegentlicher Dolmetsch der neueren Sprachen gefunden hatte, ist er am 7. Januar 1878 gestorben.

Die erste Anregung, der heimischen Mundart Beachtung zu schenken, hat W. schon in Halle aus den Schriften Radlof's erhalten. Später haben ihm Firmenich's „Völkerstimmen" und vor allem J. Grimm's „Mythologie" lebhaftere Stimmung geweckt und den Weg der Interessen gewiesen, welche fortan seine Mußestunden ausfüllten. Von intimster Heimathskunde und zugleich von sicherem wissenschaftlichen Tact legten die „Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark nebst einem Glossar" (Iserlohn 1848) Zeugniß ab. Ihr Erscheinen fiel in eine Zeit, welche der Aufnahme und Verbreitung seiner Interessen in Westfalen wenig günstig war, aber sie erwarben W. die warme Anerkennung J. Grimm's und den freundschaftlichen Verkehr mit Adalbert Kuhn, für dessen „Westfälische Sagen und Märchen" er eifrig beisteuerte, und sie erschlossen ihm die Mitarbeit

an der Berliner „Germania", an der „Zeitschrift für vergleich. Sprachforschung", an der „Zeitschr. f. deutsche Mythologie und Sittenkunde" und der „Zeitschrift für deutsche Mundarten". Insbesondere seine Abhandlungen über die Vocale und Konsonanten der süderländischen Mundart in Bd. 2 (S. 81—101, 190 bis 209) und Bd. 4 (S. 131—138, 175—189) der Kuhn'schen Zeitschrift begründeten seinen Ruf auch als Sprachforscher, und Jacob Grimm selbst war es, der seine „genauen und scharfsinnigen Forschungen" denen Schmeller's an die Seite stellte und ihn aufforderte, „ein Westfälisches Wörterbuch zur Hauptsache seines Lebens zu machen".

Mehr und mehr trat denn auch diese Aufgabe in den Mittelpunkt von Woeste's Sammelarbeit. Sein anziehendes Büchlein „Iserlohn und Umgegend. Beiträge zur Ortsnamendeutung, Ortsgeschichte und Sagenkunde" (Iserlohn 1871) und was er in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens zu philologischen und historischen Zeitschriften („Zeitschr. f. deutsche Philologie", „Jahrbuch" und „Correspondenzblatt" des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, „Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins") beigesteuert hat, zahlreiche Aufsätze und Aufsätzchen, die sich fast durchweg durch Akribie und Selbstbescheidung auszeichnen, alles läßt sich als Vorfrucht und Seitentrieb seines Lebenswerkes ansehen. Dieses selbst zum Druck zu bringen ist dem Unermüdlichen nicht mehr beschieden gewesen: genau nach dem Manuscript, aber leider ohne einen Vorbericht des Autors hat es dann A. Lübben als „Wörterbuch der Westfälischen Mundart" (Norden und Leipzig 1882) herausgegeben. Mit dem „Bayrischen Wörterbuch", das J. Grimm dem bescheidenen Sammler als zu erreichendes, ja zu übertreffendes Vorbild hingestellt hatte, läßt sich der gehaltvolle, aber wenig umfangreiche Band (330 S.) nicht vergleichen. Es ist eben in erster Linie ein Idiotikon des märkischen Dialektes, die übrigen Mundarten Westfalens sind nur zur Ergänzung herangezogen, das Münsterländische und das Ravensbergische erscheinen am wenigsten berücksichtigt. Der Iserlohner Heimathsdialekt aber, in dem W. aufgewachsen und der ihm durch ein langes Leben auf der Scholle vertraut war, wie kaum jemals einem Mundartenforscher der seinige, ist in nahezu erschöpfender Vollständigkeit und mit höchst lebensvollem Belegmaterial dargestellt, sodaß man sich wünschen möchte, es wären jene mehr zufälligen Ergänzungen, wie auch die Belege aus älteren Urkunden und Schriftwerken ganz fortgeblieben. Der Quellenwerth würde durch eine solche Einheitlichkeit ein größerer und für alle Zukunft unantastbar sein. Aber auch so wie es ist wird Woeste's „Wörterbuch", eines der letzten die aus der unmittelbaren Anregung J. Grimm's hervorgegangen sind, stets einen ehrenvollen Platz in der Lexikographie der deutschen Mundarten behaupten.

W. Cornelius in der Zeitschr. d. Bergischen Geschichts-Vereins 15 (1879), 1—18. — K. Koppmann im Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung 3, 165—169. Edward Schröder.

Wohl: Jeannette Straus-W., die langjährige vertraute Freundin und Correspondentin Ludwig Börne's, wurde am 16. October 1783 zu Frankfurt a. M. geboren. 22 Jahre alt ging sie mit einem Herrn L. Otten eine bald wieder gelöste Ehe ein; was über die näheren Umstände der Scheidung verlautet hat, ist für Jeannette W. nicht anders als ehrenvoll. Ludwig Börne hat Jeannette W. im J. 1816 kennen gelernt; nahezu während seiner ganzen litterarischen Laufbahn befand sich der berühmte Publicist unter dem Einfluß des damals angeknüpften Seelenbundes. Sind zwar die Gedanken, wie sie uns in Börne's Schriften vorliegen, immer des Schriftstellers Eigenthum, so ist es doch oft genug Jeannette gewesen, die ihm sich voll austönen zu lassen, den Impuls gegeben. Lebte Börne mit ihr am gleichen Orte, so las er ihr alles vor, was er schrieb;

lebten die Freunde getrennt, so sind Jeannettens Briefe voll von Anspornungen; ist doch das Object derselben wesentlich ein einziges — Börne: seine Stellung, seine Gesundheit, seine Beschäftigung. Sie ist Börne's Gedächtniß und sein litterarisches Gewissen. Besonderen Dank sind ihr die Litteratur- wie die Freiheitsfreunde dafür schuldig, daß sie zu den Pariser Briefen die Anregung gegeben hat. Erst auf ihr Drängen nämlich benutzte Börne jene durchaus nicht im Hinblick auf eine Veröffentlichung begonnene Correspondenz, um unter der Eingebung des Moments die Gedanken und Empfindungen in ihr niederzulegen, welche ihn in jener bedeutungsvollen Zeit bewegten. Ganz im Geheimen excerpirte Jeannette W. mit einigen Vertrauten aus den Briefen das Geeignete, damit es Börne zur Herausgabe vorgelegt werde.

Jeannettens Erscheinung wird übereinstimmend als eine angenehme geschildert, ihre Redeweise soll eine distinguirte gewesen sein. Viele der in der Cultur- und Litteraturgeschichte berühmten Frauen sind durch schärferes wie originelleres Denken hervorgetreten: an Herzensgüte, Selbstlosigkeit und warmer Theilnahme für alles Edle in Kunst und Leben dürfte sie von keiner übertroffen worden sein. So hat sie es auch stets verstanden, einen auserlesenen Kreis von Freunden an sich zu fesseln. Dabei war ihr jede Sucht zu glänzen gänzlich fremd; auch mit ihren ungezwungenen, zuweilen auch wol neckisch hingeschriebenen Briefen hat sie litterarische Produkte niemals schaffen wollen; ja es kann sie förmlich beunruhigen, wenn Börne ihre Schreibweise lobt.

Wie kam es, daß jenes seltene Seelenbündniß nicht zur Ehe führte? Eine vollständige und sichere Lösung wird diese Frage nicht leicht erfahren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Börne zunächst Jeannetten von heftigeren Gefühlen als von denen der Freundschaft beseelt, genaht war, daß er jedoch einer ablehnenden Haltung begegnete und daß sich alsdann eine Art Anbetung in ihm herausbildete, welche auch die leibliche Erscheinung des angebeteten Gegenstandes soweit umfaßt, als er Spiegel der Seele ist. Es scheint fast, als ob namentlich Jeannette eine schwer besiegbare Zaghaftigkeit besessen habe an der Natur des Bündnisses, sowie es einmal war, etwas zu ändern. Aeußere Hindernisse machten sich überdies geltend: Börne's häufige Krankheiten, ferner die Verschiedenheit der Confession (Jeannettens Mutter war orthodox jüdisch). Am nächsten dürfte die Eventualität einer Heirath zwischen Börne und J. Wohl im J. 1828 gelegen haben; nachmals jedoch sinnt Börne nur noch darauf, die Freundin glücklich zu wissen, sei es auch mit einem andern Gatten. Am 7. October 1832 vermählte sich Jeannette W. mit Salomon Straus aus Frankfurt a. M., einem begeisterten Freiheitsfreunde, von festem Charakter und zugleich liebenswürdigem, heiterm Naturell. In dem Entschlusse, Börne trotz ihrer Verheirathung niemals zu verlassen, war Jeannette W. darum doch keinen Augenblick wankend geworden, wie sie das mit erschütternder Gewalt in ihrem Briefwechsel mit Straus ausspricht. Könne man die Art der Anhänglichkeit, die sie für Börne hege, jemals verlieren, äußerte sie, gewinne er durch ihre Verheirathung mit Straus nicht einen treuen, guten Menschen dazu? Die wenigen Jahre, die Börne bis zu seinem Tode im Heim der Freunde verlebte (in Paris und Auteuil), mögen wol die behaglichsten im Leben des Kämpfers gewesen sein. Auch Börne's Feinde wagten es nicht, die Reinheit dieses Verhältnisses anzugreifen. Nur Heinrich Heine ließ sich aus gekränkter Eitelkeit nach Börne's Tode in seinem Buche „Heine über Börne" zu nachmals von ihm bereuten und zurückgenommenen Aeußerungen hinreißen; ein Pistolenduell zwischen ihm und Straus war die Folge derselben. Jeannette W. wurde von Börne zur Erbin seiner sämmtlichen litterarischen Eigenthumsrechte eingesetzt. Unterstützt durch ihren Gatten, übernahm sie die Herausgabe des Nachlasses (6 Bde. bei Bassermann, Mannheim). Sie stiftete

mit ihrem Manne einen Fonds zu Ehren Börne's, das Andenken des Heimgegangenen bis zu ihrem Tode mit der rührendsten Pietät pflegend. Jeannette Straus-W. starb zu Paris am 27. November 1861. Ihr Grab befindet sich auf dem Père la Chaise.

Vgl. G. Schnapper-Arndt, Jeannette Straus-Wohl und ihre Beziehungen zu Börne in Westermann's illustr. Monatsheften (1887, S. 46 ff.).

G. Schnapper-Arndt.

Wohlbrück: Eine weitverzweigte Schauspielerfamilie, unter deren Mitgliedern die folgenden hervorgehoben zu werden verdienen: Johann Gottfried W. Er wurde am 12. oder 29. März 1770 oder 1772 in Berlin geboren und besuchte das Friedrichwerdersche und das Joachimsthalische Gymnasium daselbst. Dann wurde er Schauspieler und debütirte im J. 1789 in Kassel. Vom Jahre 1796 bis 1798 war er in Riga für Charakterrollen engagirt, wurde hier aber nur wenig beschäftigt. Hierauf war er hintereinander an den Bühnen zu Hamburg, Düsseldorf und München thätig. In München wurde er im J. 1810 engagirt und verließ die dortige Bühne, als er im J. 1817 von Küstner als Regisseur an dem Leipziger Stadttheater angestellt wurde. Er war nach Küstner's Urtheil einer der feinsten und geistreichsten Charakterspieler aus Iffland's Schule, während sich seine Frau als komische Alte auszeichnete. Er starb in Leipzig am 27. April 1822. W. ist der Verfasser des fünfactigen Schauspiels: „Das Gelübde" (Hamburg 1802).

Vgl. K. Th. v. Küstner, Rückbl. a. d. Leipz. Stadttheater. Lpz. 1834; — Ders., 34 Jahre meiner Theaterleitung. Lpz. 1853, S. 13. — E. Kneschke, Z. Gesch. d. Theaters u. d. Musik in Leipzig. Lpz. 1864, S. 83. — Franz Brümmer, Lexicon d. deutschen Dichter u. Prosaisten. Lpz. 1885, S. 593. — Mor. Rudolph, Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexicon. Riga 1890. — F. Grandauer, Chronik des kgl. Hof- und Nationaltheaters in München. München 1878, S. 72, 78 und 85.

Gustav Friedrich W., Hofschauspieler zu Weimar. Er wurde am 27. September 1793 zu Barth in Pommern als Sohn des obigen geboren. Nach dem ausdrücklichen Wunsche seines Vaters sollte er das Baufach ergreifen, und er erhielt auch eine für seinen zukünftigen Beruf geeignete Vorbildung. Indessen bestärkte die Bekanntschaft mit den dramatischen Werken Goethe's und Schiller's seine Neigung für die Bühne, der er im Alter von neunzehn Jahren gegen den Willen seines Vaters nachgab, indem er sich dem Theater zuwandte. In Aschaffenburg machte er die ersten lächerlichen Versuche als Liebhaber, ging aber, als er seine eigentliche Befähigung erkannt hatte, sehr bald zum Fach der Charakter- und feinkomischen Rollen über, die sein eigentliches Element blieben. Nachdem er sich mit 23 Jahren verheirathet hatte, spielte er noch eine Zeit lang in Aschaffenburg und an anderen deutschen Theatern und fand namentlich in Bremen und Linz reichen Beifall. Seine gefeiertsten Rollen waren damals „die falsche Catalani" und „der Vampyr". Nach seiner Rückkehr nach Norddeutschland spielte er an verschiedenen Bühnen, nahm aber nirgend ein dauerndes Engagement an. Doch mußte er sich eines Brustleidens seiner Frau wegen in Königsberg längere Zeit aufhalten. Im J. 1829 fand er eine vortheilhafte Anstellung in St. Petersburg, hatte aber das Unglück, daß seine Frau, die er in Königsberg zurückgelassen hatte, dort am 17. August desselben Jahres starb. (Von den vier Kindern, die sie ihm geschenkt hatte, wurde die älteste Tochter Ida Schauspielerin. Sie verheirathete sich zuerst mit dem Schauspieler Brüning, dann mit Dr. Schuselka und gelangte unter dem Namen Ida Schuselka-Brüning zur Berühmtheit.) W. holte nunmehr seine verwaisten Kinder im J. 1830 von Königsberg ab, vermählte sich dort zum zweiten Male und siedelte

mit seiner Familie nach St. Petersburg über, wo er zehn Jahre lang am kaiserlichen deutschen Hoftheater mit großem Erfolg wirkte. Auch hier spielte er vorzugsweise gemüthliche Alte, Intriganten und fein komische Rollen. Besonders gerühmt werden sein: Franz Moor, Daniel im „Majorat“, Poser „im Spieler“, Wurm in „Kabale und Liebe“, „der arme Poet“, Duval im „Ehepaar“, Graf im „Puls“ und Seeger in der „Erinnerung“. Als er nach Ablauf einer zehnjährigen Thätigkeit in St. Petersburg seine Pension erhielt, kehrte er mit den Seinigen nach Königsberg zurück, wo er von dem Director Hübsch als Regisseur und Charakterdarsteller für das Stadttheater angeworben wurde. Als Hübsch sich gezwungen sah, die Direction niederzulegen, bewarb sich W. um dieselbe, wurde aber durch allerhand Ränke durch einen gewissen Tietz ausgestochen und verließ daher Königsberg, nachdem ihm an dem großherzoglichen Theater in Weimar ein Engagement angeboten worden war. Er nahm in Weimar noch sechs Jahre lang eine geachtete Stellung am dortigen Theater ein. Im J. 1847 erkrankte er; es zeigte sich, daß sein Leiden Magenkrebs und unheilbar war. Er starb zu Weimar am 7. März 1849. „W. war in seinen Darstellungen ein Psycholog der edelsten Art und darum schätzte und liebte ihn das gebildete Publikum Weimars bis an sein Lebensende, das leider zu früh erfolgte.“

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen. 27. Jahrgang. Weimar 1851. I, 215—217. — Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1850. Herausgegeb. von A. Heinrich. Berlin 1850. XIX, 75—79.

Wilhelm August W., Schauspieler, wurde im J. 1796, nach anderen Angaben 1794, zu Flensburg als Sohn Johann Gottfried Wohlbrück's geboren. In seiner Jugend dürfte er ein paar Jahre mit seinen Eltern in Riga gelebt haben. Auch er wandte sich der Bühne zu und war z. B. zur Zeit, wo das Leipziger Theater vorübergehend königlich sächsische Hofbühne war, also von dem Jahre 1829 an, als Intrigant und Charakterdarsteller in Leipzig engagirt. Ein zweiter Döring, leistete er namentlich in feinkomischen Rollen Bedeutendes und machte sich durch seine große Vielseitigkeit überaus nützlich. Von Leipzig aus zog er als Gast oder auch im Engagement auf allen bedeutenderen deutschen Bühnen umher. Am längsten blieb er am Stadttheater in Breslau, wo er z. B. im J. 1846 die Rolle des Lindenwirthes in der „Lorle“ der Charlotte Birch-Pfeiffer spielte. Während des Winters von 1848 auf 1849 finden wir ihn wieder am Leipziger Stadttheater als Regisseur und Charakterdarsteller beschäftigt, doch wurde er durch häufige Krankheiten an seiner Wirksamkeit gehindert. Als dann im Juni 1852 in Breslau eine Sommerbühne im Local des Wintergartens eingerichtet wurde, tauchte er an ihr plötzlich als Matador auf. Da er aber arg in Schulden gerathen war, verließ er die Stadt ebenso plötzlich, wie er gekommen war, und seine Gläubiger hatten das Nachsehen. Später gestalteten sich seine Verhältnisse infolge einer Erbschaft, die ihm zugefallen war, wieder günstiger. Um sich von einem Brustübel wieder zu erholen, begab er sich in den Orient, starb aber unterwegs im J. 1861 zu Alexandria. Nach einer anderen Ueberlieferung soll er in Damascus oder Smyrna bei einem Abenteuer in der Nähe eines Harems unter den Säbelhieben von Eunuchen gefallen sein. Etwas Sicheres ist über sein Ende nicht bekannt. Jedenfalls aber beruht die Angabe, daß er bereits im J. 1848 in Riga an der Cholera gestorben sei, auf einer Verwechslung mit einem andern Schauspieler seines Namens. W. war der Schwager Heinrich Marschner's und lieferte diesem die Texte für mehrere seiner Opern. Zuerst schrieb er nach einer Erzählung Lord Byron's den Text für den „Vampyr“, der in Leipzig am 29. März 1828 zum ersten Mal aufgeführt wurde. Aus dieser Oper ist das Lied: „Im Herbst, da muß man trinken“, volksthümlich geworden. Noch größeren Erfolg hatte er mit der Oper: „Der Templer und die Jüdin“,

die er frei nach W. Scott's Romam: „Ivanhoe" bearbeitete (Leipzig 1829). Auch aus dieser Oper wurden zwei Nummern populär: das Preislied: „Wer ist der Ritter hochgeehrt" und das Lied: „Brüder wacht! habet Acht! — 's wird besser gehn!" Dagegen gerieth die nach einer Spindler'schen Erzählung gedichtete komische Oper: „Des Falkners Braut" (Leipzig 1831) ebenso in Vergessenheit, wie die von Heinrich Dorn in Musik gesetzte Oper: „Der Schiffer von Paris" (Leipzig 1839). Ob die ihm zugeschriebenen „Lieder und vermischten Gedichte" (Riga und Leipzig 1848) von ihm oder von einem Rigaer Namensvetter herrühren, wagen wir nicht zu entscheiden.

Vgl. E. Kneschke, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig Leipzig 1864. S. 101, 102, 143. — F. Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon. Eichstädt 1877. II, 516. — K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Dresden 1881. III, 923. — M. Kurnick, Ein Menschenalter Theater-Erinnerungen. Berlin 1882. S. 6 u. 64. — Mor. Rudolph, Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon. Riga 1890. S. 269. — Rudolph führt noch einige andere Schauspieler und Sänger des Namens Wohlbrück an, die aber keine hervorragende Bedeutung gehabt haben. Der letzte bekanntere Träger des Namens war der Komiker Friedrich Wohlbrück, der am 6. Juni 1893 zu Münster in Westfalen starb. Vgl. Neuer Theater-Almanach. Herausg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Berlin 1894. V, 192. H. A. Lier.

Wöhler: Friedrich W. wurde am 31. Juli 1800 in Eschersheim bei Frankfurt a. M. geboren als Sohn eines Mannes von weitreichender Bildung. Sein Vater August Anton W. hatte dem Studium der Thierarzneikunde und Landwirthschaft obgelegen und sich auf philosophischem und philologischem Gebiete reiche Kenntnisse erworben. Am Hofe des Herzogs von Meiningen bekleidete er als Stallmeister eine Stellung, in der er großen Einfluß auf die Landwirthschaft des kleinen Staates ausübte und neben mannichfachen Nebenämtern mit der Verwaltung des herzoglichen Hoftheaters betraut war. Später finden wir den nach Selbständigkeit trachtenden Vater Wöhler's als thätigen Landwirth in der Nähe Frankfurts; als er im J. 1812 neben der Verwaltung seines Landgutes in Rödelheim noch die Stellung eines großherzoglichen Stallmeisters in Frankfurt übernahm, hat er durch sein Eintreten für die geistigen und materiellen Interessen der Bürgerschaft — er förderte Schul- und Sparkassenwesen und war thätig für die Hebung der Garten- und Feldbaucultur — sich Verdienste erworben, die ihn zu den besten von Frankfurts Bürgern zählen lassen. Die in hohem Ansehen stehende Wöhler-Schule in Frankfurt erinnert an die erfolgreiche Thätigkeit des über seinen Beruf hinaus weitschauenden Mannes. Der Mutter Wöhler's, einer Tochter des Gymnasialdirectors Schröder in Hanau, ward Klugheit und nie versiegender Humor nachgerühmt. Heiter und oft originell faßte sie das Leben auf und verstand sich in die Vorkommnisse des Daseins schnell zu finden.

Unter so günstigen Auspicien wuchs der Knabe Friedrich zum Jüngling heran. Lesen, Schreiben und Zeichnen lehrte ihn der Vater, das andere brachte ihm der Unterricht in der allgemeinen Schule; Lateinisch, Französisch und Kenntniß der Musik lernte er später im Privatunterricht. Die Lust zum Experimentiren und die Freude am Anlegen einer Münzen- und Mineraliensammlung zeigte sich schon in den frühesten Jahren; als Zwölfjährigen finden wir ihn mit den chemischen und physikalischen Apparaten experimentiren, die der Hofrath Wicherich dem zur Naturwissenschaft neigenden lieh.

Auf dem Gymnasium zu Frankfurt, auf das er vom Jahre 1814 bis zum Besuche der Universität ging, konnten ihm seine Lehrer wie Friedrich Christoph

Schlosser, der Geschichtsforscher, Georg Friedrich Grotefend, der Grammatiker, Karl Ritter, der Geograph, und Andere nicht die besten Zeugnisse ausstellen; denn hervorragender Fleiß und besondere Kenntnisse — selbst hat ers gestanden — waren bei ihm nicht zu finden. Wie wäre es auch möglich gewesen, da seine Gedanken oft fern der Schule weilten und sein Sinn nach andren Dingen trachtete. Die Mathematik wurde vernachlässigt, aber leidenschaftlich ein chemischer Versuch nach dem andern begonnen; manche Schulaufgabe blieb ungelöst, denn über Berg und Thal gings, um Steine zu suchen, die er beim Mineralienhändler Menge entweder in Hanau, oder wenn jener zum Besuch der Frankfurter Messe eintraf, vertauschte. In der Küche seines Gönners Dr. Buch, eines geistreichen Privatgelehrten, der physikalische, chemische und mineralogische Studien trieb, erhielt der junge W. den ersten Anstoß zum ernsten Forschen auf naturwissenschaftlichem Gebiete. In einer böhmischen Schwefelsäure findet er das zu damaliger Zeit sehr seltene Selen, aus Zink gewinnt er Spuren von Cadmium; in seiner Stube, in der Kolben und Retorten unter Steinen bunt durcheinander liegen, baut er aus russischen Kupfermünzen und Zinkplatten eine Volta'sche Säule, um die Kraft der Elektricität zu studiren, und in Mutters Küche an einem alten großen Graphittiegel, da blinken, nachdem das Schwesterlein munter am Blasebalge gezogen, Kaliumkügelchen und bald tanzen sie in violetter Flamme lustig auf dem Wasser herum. Seine chemischen Versuche setzte W. zum Aerger seines Hauswirthes auch auf der Universität Marburg fort, die er im Frühjahr 1820 als Studiosus der Medicin bezog. Gute Aussichten für sein späteres Fortkommen hatten ihn zum Studium der Medicin bewogen. Hier fesselten ihn Versuche über die Cyanverbindungen an die zum Laboratorium umgemodelte Stube; er entdeckte das Jodcyan und beobachtete das wurmartige Aufschwellen des Schwefelcyanquecksilbers. Im kommenden Jahre zog W., begeistert für Leopold Gmelin, nach Heidelberg. Dem Rathe dieses wohlwollenden Lehrers und Freundes folgend, entschloß er sich nach bestandenem Doctorexamen sich ganz der Chemie zu widmen. Im Laboratorium, einem alten Klostergange, begann W. die Untersuchungen über die Cyansäure und gedachte sich in Heidelberg zu habilitiren. Doch Gmelin, der zur tieferen Ausbildung den Besuch einer anderen Universität forderte, brachte ihn, da auf chemischem Gebiete das Ausland Deutschland überflügelte, zu Berzelius nach Stockholm. Hier wurde er liebenswürdig aufgenommen und fand bei den Arbeiten die freundlichste Unterstützung; die sinnreichen kleinen Handgriffe und die Methoden des schwedischen Forschers, der zur Zeit mit den Untersuchungen über die Verbindungen des Fluors, des Siliciums, des Bors beschäftigt war, lernte W. hier kennen und bildete sich durch die Ausführung vieler quantitativer Mineralanalysen zum sicheren Analytiker heran. Bei der Untersuchung des Lievrit ist seine Ausdauer auf eine harte Probe gestellt worden. Oefter mußte er aus dem Munde des nordischen Meisters die Worte hören: „Doctor, das war schnell aber schlecht"; immer wieder nahm er die Arbeit auf, bis schließlich übereinstimmende Resultate das mühevolle Schaffen lohnten. Die Darstellung und die Untersuchung von Lithion, Selen, Ceroxyd und Wolfram trieb er er als Nebenbeschäftigung, und auch die Forschungen über die Cyansäure wurden wieder aufgenommen. Die freie Zeit benutzte W. zu Excursionen in die Umgebung von Stockholm und im Juli 1824 begleitete er Berzelius auf einer geologischen Reise, die dieser mit dem französischen Geologen Brongniart in Schweden und Norwegen unternahm. Nach fast einjährigem Aufenthalte im Laboratorium von Berzelius, der ihn mächtig angeregt hat und entscheidend geworden ist für die späteren Arbeiten auf anorganischem und organischem Gebiete, kehrte W. im October 1824 nach Frankfurt zurück und beabsichtigte sich der akademischen

Laufbahn zu widmen. Im Winter finden wir ihn im elterlichen Hause bei anstrengender Arbeit; er war mit den Vorbereitungen zur Habilitation in Heidelberg beschäftigt und hatte die Uebersetzung von Berzelius' Jahresberichten übernommen. Nach langen Ueberlegungen gab W. seinen Lieblingsplan sich zu habilitiren auf, da ihm seine Freunde riethen eine Lehrstelle an der städtischen Gewerbeschule zu Berlin zu übernehmen, die wegen der reichen chemischen und mineralogischen Hülfsmittel und infolge des Umgangs mit hervorragenden Männern der Wissenschaft wie Mitscherlich, Rose, Magnus anregend und belehrend zu werden versprach. Im März 1825 reiste W. nach Berlin und in einem eigenen Laboratorium werden zusammen mit einigen geübteren Schülern die Arbeiten auf verschiedenen Gebieten mächtig gefördert. Hier gelingt dem bald zum Professor ernannten Forscher die Isolirung des Aluminiums durch Einwirkung von Kalium auf Aluminiumchlorid und bald isolirt er nach derselben Methode die Metalle Beryllium und Yttrium; durch Erhitzen von Knochenkohle, Sand und Kohle gewinnt er den Phosphor, und seine mineralogischen Studien bringen Licht in die Zusammensetzung vieler Mineralien. Auf organischem Gebiete fesseln uns seine Angaben über die Gewinnung des äpfelsauren Bleies aus unreifen Vogelbeeren und seine Vermuthungen über die Natur der Pikrinsäure und deren explosive Eigenschaften. Das glänzendste Ergebniß wissenschaftlicher Forschung der Berliner Periode, das zu einer neuen einheitlichen Chemie führte, war die „künstliche Erzeugung eines organischen und zwar sogenannten animalischen Stoffes aus unorganischen Stoffen", die Synthese des Harnstoffes aus Cyansäure und Ammoniak. Die Zusammensetzung eines Körpers, dessen Zustandekommen im Thierkörper man der unerklärlichen Wirkung der Lebenskraft zuschrieb, war durch den Aufbau aus seinen Elementen gelungen. All die alten Anschauungen sanken dahin und der neue Weg zeigte in der Ferne die Ziele, welche die heutige Chemie zum größten Theile erreicht hat.

In dieser Zeit der herrlichsten Erfolge schließt W. den Freundschaftsbund mit Justus Liebig, und zu den erreichten hochwichtigen Ergebnissen auf dem Gebiete der Wissenschaft gesellt dies Verhältniß die schönsten Errungenschaften. Was die Freunde fürs Leben einander gewesen sind, geht aus ihrem interessanten Briefwechsel hervor; ihre Charaktere treten uns mit voller Klarheit aus den alten Briefen entgegen, und deutlich sehen wir, zu welch herrlichen Erfolgen der Austausch der Meinungen geführt hat; etwas ähnliches, wo ist es in der Geschichte der Wissenschaft zu finden? Liebig verfolgte jeden neuen Gedanken mit ungestümem Eifer und gewährte der Phantasie oft reichlichen Spielraum, W. wägte erst nüchtern und kühl Alles ab, ehe er sein Endurtheil sprach. Liebig hatte manchen Kampf im Leben zu kämpfen, da er, leichtverletzt, vergaß, Herr über sich selbst zu sein, W., fern der Leidenschaft, ertrug mit Gleichmuth die Kränkungen auch des heftigsten Gegners. Diese beiden Männer so verschiedener Art verband eine Freundschaft, die keine Eigennützigkeit kannte, eine Liebe, die jedes Opfers willig war, da die beiden Eigenartigen von demselben Drange nach Wahrheit und nach Gerechtigkeit beseelt waren.

Die gemeinsame Arbeit der beiden Forscher zeitigte bald große Erfolge. Sie erkannten die Cyansäure und Knallsäure als Isomere; in der Honigsteinsäure wird das Verhältniß der Anzahl von Kohlenstoff- und Sauerstoffatomen festgestellt und die Cyansäure wird eingehend studirt. Das Jahr 1831 bringt eine Veränderung in Wöhler's Verhältnisse. Er gibt seine Berliner Stelle auf und geht mit seiner Frau, einer Tochter des Staatsraths Wöhler, nach Kassel. Die Gründe, die ihn zu diesem Schritte veranlaßten, sind nicht hinreichend bekannt. Sicher hat ihm die Beschäftigung, die ihm keine Zeit zu eigenen Arbeiten ließ, für die Dauer nicht zugesagt und der Umstand, daß in Kassel auf

Antrag der kurhessischen Stände eine höhere Gewerbeschule errichtet werden sollte, hat ihn in seinem Entschlusse Berlin zu verlassen, bestärkt. Im December nahm W. in Berlin seine Entlassung und richtete kurze Zeit später in Kassel sein Laboratorium ein. Bald beginnen die eigenen Arbeiten wieder und mancher Plan wird mit dem Freunde Liebig berathen, bis sie sich zu einer gemeinschaftlichen Untersuchung über das Bittermandelöl entschlossen.

Durch einen harten Schicksalsschlag wurde die Ausführung des Planes im Gießener Laboratorium unternommen. Der Verlust seiner jungen Frau ließ W. im eigenen Heim keine Ruhe finden, und er zog zu seinem Freunde Liebig, um in der gemeinschaftlichen Arbeit über das Radical der Benzoësäure Trost zu finden. Die Thatsachen, die die beiden Forscher bei dieser Untersuchung festlegten, sind von weittragender Bedeutung für die heutige Chemie geworden und haben den Weg zur Bildung vieler neuer Körperclassen gezeigt, z. B. der Aldehyde, Anhydride und Säurechloride und die Umwandlungsproducte der letzteren durch Wasser, Alkohol und Ammoniak in Säure, Ester und Amid der Säure sind zuerst durch die classische Untersuchung Wöhler's und Liebig's bekannt geworden. In die Kasseler Periode fallen auch eine größere Anzahl meist kleinerer Arbeiten aus dem Gebiete der Mineralchemie. Für die Gewinnung von Kaliumpermanganat, vollkommen arsenfreien Kaliumantimoniats, von Osmium und Iridium aus den Platinrückständen, krystallinischen Chromoxyds findet er neue Methoden und manche neue Verbindung entdeckt er bei den eingehenden Untersuchungen von Mineralien wie Kobaltspeise und Pyrochlor. In diese Zeit fällt auch die theoretisch wichtige Beobachtung, daß arsenige Säure und Antimonoxyd sowol isomorph sind als auch daß jede von ihnen, indem sie in zwei verschiedenen Krystallformen auftritt, ein Beispiel der Dimorphie bildet. Ja, wir begegnen W. auch auf dem Gebiete der Industrie. Es glückte ihm aus dem großen Vorrath von Arseniknickel (Kobaltspeise) des kurhessischen Blaufarbenwerkes Schwarzenfels die technische Gewinnung des Nickels; mit mehreren Freunden gründete er eine Nickelfabrik, deren Hauptabsatzgebiet Birmingham wurde.

Im J. 1836 brachte der im vorhergehenden Jahre erfolgte Tod des Professors Stromeyer zu Göttingen eine wichtige Aenderung in Wöhler's Lebensverhältnisse. Was er schon lange erstrebt hatte, ging in Erfüllung: er wurde Professor einer deutschen Hochschule. Arbeit fand er in Hülle und Fülle. Vorlesungen über allgemeine und organische Chemie und über Pharmacie, ein stark besuchtes Praktikum sowie Examina stellten hohe Anforderungen an ihn, und doch fand er bald Zeit zu eigener wissenschaftlicher Thätigkeit, die zu Entdeckungen von grundlegender Bedeutung führte. In diese Zeit fällt die Untersuchung über das Bittermandelöl, die er gemeinschaftlich mit Liebig unternahm. Es ist interessant, den Brief kennen zu lernen, in dem er seinem Arbeitsgenossen die ersten Nachrichten über seine Beobachtung zukommen läßt. „(Göttingen, den 26. October 1836.) Lieber Freund! Mir geht es wie einem Huhn, das ein Ei gelegt hat und darauf ein großes Gagsen beginnt. Ich habe heute früh gefunden, wie man aus dem Amygdalin blausäurehaltiges Bittermandelöl machen kann, und wollte Dir die weitere Verfolgung dieser Sache zu einer gemeinschaftlichen Arbeit vorschlagen, da der Gegenstand zu innig mit der Benzoyl-Untersuchung im Zusammenhang steht und es doch curios aussehen würde, wenn einer von uns beiden wieder allein auf diesem Felde aufträte, denn es läßt sich gar nicht absehen, wie weit es sich erstreckt und ich glaube es ist gewiß fruchtbar, wenn es mit Deinem Miste gedüngt wird. Jene Umwandlung erfolgt mit der größten Leichtigkeit, wenn man Amygdalin mit Branntwein und verdünnter Schwefelsäure destillirt. Es entwickelt sich eine Menge Kohlensäure

(wenigstens halte ich das Gas dafür), weshalb die Masse leicht übersteigt, und außer Bittermandelöl, von dem man dem Gewicht nach wenigstens 1/2 bis 3/4 so viel als das Amygdalin betrug, erhält, destillirt zuletzt eine Menge Ameisensäure über (wenigstens ist es eine saure Flüssigkeit, die Quecksilberoxyd reducirt). Zuletzt setzte sich in der ganzen Länge des Kühlrohrs eine ziemlich dicke Krystallisation von Benzoësäure ab. Das Oel ist so blausäurehaltig wie das unmittelbar aus bitteren Mandeln erhaltene, von dem es sich nur dadurch unterscheidet, daß es farblos ist“ ꝛc. Gern ergriff Liebig die Gelegenheit mit seinem Freunde die Aufgabe zu lösen, und was W. durch qualitative Versuche ermittelt hatte, bestätigte er durch quantitative Bestimmungen; bald war der Verlauf des Processes erkannt: das Amygdalin zerfällt durch das Ferment Emulsin in Bittermandelöl, Blausäure und Zucker.

Nach Beendigung dieser Arbeit wandten die beiden Forscher sich wieder der Harnsäureuntersuchung zu, einer Arbeit, die wegen der Schwierigkeit der Materialbeschaffung und der großen Anzahl von Derivaten große Ausdauer und unermüdliche Thätigkeit forderte. Es würde zu weit führen, näher auf die Einzelheiten der Arbeit einzugehen; den Zusammenhang der neu aufgefundenen Derivate klarzulegen, die Schärfe und Mannichfaltigkeit der Versuche und die Methode der Forschung zu schildern, die Wichtigkeit der Ergebnisse für die organische Chemie zu erläutern, kann dem Verfasser dieser Blätter nicht in den Sinn kommen; die Annalen der Chemie zeigen auf mehr als hundert Seiten die Großartigkeit der Harnsäureuntersuchung, einer Schöpfung von dauerndem Werthe. Rastlos schaffte der schier Unermüdliche weiter. Für Alles zeigte er Interesse, die anorganische, organische und physiologische Chemie verdankte dem Forschertriebe eine werthvolle Entdeckung nach der andern; kaum gibt es ein Element, zu dessen Erkenntniß der freudig Forschende allein oder gemeinsam mit seinen Freunden in der Göttinger Periode nicht reichliche Beiträge geliefert hätte. Geachtet und bewundert von seinen Zeitgenossen stand er da — eine Leuchte der Wissenschaften. Es mögen hier zwei Briefe Platz finden. Einer rührt von dem alternden Berzelius her und lautet: „Gleich einem alten herrschaftlichen Kutscher, der selbst nicht mehr fahren kann, sich aber freut, wenn er das Knallen der Peitschen anderer hört, macht es mir eine sehr große Freude, die Arbeiten aus Euren Laboratorien zu lesen. Arbeitet nur immer fort, so lange Ihr könnt, denn Ihr wißt nicht, wie wenig der Mensch wird, wenn er zu altern anfängt.“ Den andern Brief schreibt Liebig, dem damals gerade auf seinem speciellen Arbeitsgebiete der Landwirthschaft Mißerfolg auf Mißerfolg beschert war. Er schreibt: „Deine Briefe heimeln mich an wie ein Märchen aus alten Zeiten; das ist das alte Feuer und die Jugend, und Jahre, die vergangen, und Töne, die verklungen sind, steigen vor mir auf und versetzen mich in die blühenden Tage unseres freudvollen und neidlosen Zusammenwirkens. Du hast Dir den reinen Sinn bewahrt und schaffst Dir immer sich erneuende Genüsse“ ꝛc. Wollte man alle die Untersuchungen anführen, die W. auf den mannichfaltigen Gebieten der Chemie ausgeführt hat, es wäre gleich ein Compendium der Chemie zu schreiben; es muß deshalb hier unterbleiben. Auf physikalischem Gebiete seien seine Angaben über das verschiedene Verhalten krystallinischer und amorpher Modificationen erwähnt und die Construction eines galvanischen Elementes angeführt, das nach dem Schema Eisen | verdünnte Schwefelsäure | conc. Salpetersäure | Eisen combinirt war.

Litterarisch war er vielseitig thätig: an der Herausgabe des Berzelius'schen Jahresberichtes hat er bis zum Tode des nordischen Meisters mitgewirkt und die Uebersetzung des großen Berzelius'schen „Lehrbuchs der Chemie“ besorgt. Von hervorragender Bedeutung sind seine Grundrisse der unorganischen und der

organischen Chemie gewesen, die viele Auflagen erlebten und in viele andere Sprachen übersetzt wurden. Außerordentlichen Erfolg hatten seine „Beispiele zur Uebung in der analytischen Chemie", deren letzte Auflage er unter dem Titel „Die Mineralanalyse in Beispielen" im J. 1861 veröffentlichte. Mit Liebig und Poggendorff hat er vom Jahre 1842 die ersten sechs Bände des großen „Handwörterbuches der reinen und angewandten Chemie" herausgegeben. Vom Jahre 1838 an wurde er Mitherausgeber von Liebig's Annalen, in nahezu 200 Bänden ist sein Name zu finden. Als Lehrer war W. von hervorragender Bedeutung und eine große Anzahl von Schülern hörte seine Vorlesungen und arbeitete in seinem Laboratorium. Allgemein rühmte man seine Gabe, die mit der Untersuchung schwieriger Aufgaben Betrauten durch eingehende Beschäftigung mit ihnen begeistert zu haben zu unermüdlicher Thätigkeit bis zur Lösung der auftauchenden Räthsel. Liebig erkennt mit folgenden Worten die pädagogischen Fähigkeiten seines Freundes an, als dieser ihn für einen seiner Schüler um einen Platz im Gießener Laboratorium bittet. „Es sind recht dumme Kerls, die von Göttingen nach Gießen gehen, der Chemie wegen, vom Gaul auf den Esel." Immer größer ward die Zahl seiner Schüler und aus der Schule Wöhler's sind zahlreiche Lehrer hervorgegangen, die an deutschen Hochschulen mit großem Erfolge gewirkt haben und heute noch lehren. Nach und nach zog sich W. von seiner anstrengenden Thätigkeit zurück und überließ die Vorlesungen und die Leitung der einzelnen Abtheilungen reichbegabten jüngeren Docenten; nur ausnahmsweise betheiligte er sich an praktischen Arbeiten, 1873 hat er die anorganische Chemie zum letzten Male gelesen. Doch bis zum Tode blieb er an der Spitze des Institutes, das durch ihn so hohes Ansehen gewonnen hatte, weit hinaus über die Grenzen des deutschen Vaterlandes. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte W. im Kreise der Seinen in einer glücklichen Häuslichkeit. Zum zweiten Male hatte er sich 1834 mit Julie, der Tochter des Bankiers Pfeiffer in Kassel verheirathet und inmitten seiner Kinder verbrachte er mit angesehenen Gliedern der Universität und anderer Berufskreise manche schöne Stunde der Geselligkeit. Im Anfang August des Jahres 1882 begann W., der keine Schwäche des Alters kannte, zu kränkeln und im September stellten sich die Krankheitserscheinungen in erhöhtem Maße ein. Ein Ruhranfall verzehrte schnell seine Kräfte und am 23. September hatte „dieses schöne Leben in einem schnellen und sanften Tod einen schönen Abschluß gefunden".

„Die Philosophie der Chemie", sagen W. und Liebig in der Einleitung ihrer berühmten Harnsäureuntersuchung, „wird aus dieser Arbeit den Schluß ziehen, daß die Erzeugung aller organischen Materien, insoweit sie nicht mehr dem Organismus angehören, in unseren Laboratorien nicht allein als wahrscheinlich, sondern als gewiß betrachtet werden muß. Zucker, Salicin, Morphin werden künstlich hervorgebracht werden. Wir kennen freilich die Wege noch nicht, auf denen dieses Endresultat zu erreichen ist, weil uns die Vorderglieder unbekannt sind, aus denen diese Materien sich entwickeln, allein wir werden sie kennen lernen". Die Ahnungen, welche die genannten Forscher über die einzuschlagende Richtung der organischen Chemie damals hatten, sind in Erfüllung gegangen. Der Aufbau von Zuckerarten ist gelungen, die Constitution des Saligenins ist klargelegt worden und wir wissen heute, daß das in seiner Constitution uns bekannte Morpholin die Stammsubstanz der Hauptbase des Opiums ist. Die Synthese vieler organischer Substanzen ist gelungen und durch die Erfolge der organischen Chemie seit jener Zeit rücken wir „der Erzeugung aller organischen Materien" immer näher und näher. Großes haben wir geschaffen und Größeres werden wir erreichen, nachdem uns der Weg der Forschung

von dem Manne gezeigt wurde, der im J. 1828 durch die künstliche Darstellung des Harnstoffes der Schöpfer der ersten organischen Synthese wurde.

Der Verfasser benutzte für obige Darstellung neben den nach Wöhler's Tode erschienenen Nekrologen die bei Enthüllung des Wöhlerdenkmals in Göttingen von A. W. Hofmann gehaltene Festrede.

A. Kötz.

Wohlgemuth: Ludwig Freiherr von W., k. k. Feldmarschalllieutenant. Geboren am 25. Mai 1788 zu Wien als Sohn eines Oberlieutenants, erhielt W. seine Erziehung in der Theresianischen Militärakademie zu Wiener Neustadt, trat am 6. November 1805 als Fähnrich in das Infanterieregiment Graf Wenzel Colloredo-Waldsee Nr. 56 (jetzt FM. Leopold Graf Daun), wurde im Februar 1809 Unterlieutenant, im October desselben Jahres Oberlieutenant, machte, trotzdem er schon im J. 1806 als Correpetitor der Mathematik an die Wiener Neustädter Militärakademie berufen worden war, den Feldzug von 1809 im III. Armeecorps (FML. Fürst Hohenzollern), den von 1813 und 1814 in der Hauptarmee mit, trat erst nach dem Pariser Frieden die Stelle als Lehrer der Mathematik definitiv an und bekleidete sie, im October 1815 zum Capitänlieutenant bei Lindenau-Infanterie Nr. 29 (jetzt FM. Gideon Freiherr v. Laudon) befördert, bis zu seiner Vorrückung zum wirklichen Hauptmann im August 1821. Während seiner Dienstleistung im Regimente wurde er wiederholt, theils als Atlatus des Generalcommandoadjutanten in Brünn, theils zu sonstigen Generalstabsdiensten verwendet, wie er denn auch nach seiner, im April 1831 erfolgten, Beförderung zum Major und Landwehrbataillonscommandanten im Infanterieregimente Hohenlohe Nr. 17 (jetzt FZM. Milde v. Helfenstein), bei den durch FM. Radetzky eingeführten jährlichen größeren Feldübungen in Italien diese Dienste versah. Im Decbr. 1834 zum Oberstlieutenant bei Erzherzog Stephan-Infanterie Nr. 58 (jetzt Erzherzog Ludwig Salvator), am 16. März 1836 zum Obersten im Infanterieregimente Koudelka Nr. 40 (jetzt FML. Freiherr von Handel-Mazzetti) befördert, commandirte er dieses Regiment bis zu seiner am 6. Januar 1844 erfolgten Beförderung zum Generalmajor und Brigadier beim I. Armeecorps in Mailand.

Der vier Jahre später beginnende Krieg in Italien sollte W. Gelegenheit geben, seine hervorragende militärische Begabung zu bethätigen. Bei Ausbruch des Aufstandes in Mailand, am 18. März 1848, besetzte W. mit einem Infanterieregimente, 1/2 Escadron Husaren und 1/2 Batterie die Wallumfassung zwischen Porta Tenaglia und Porta Tosa, verstärkte die Wachen der Thore Tenaglia, Comasina, Nuova und Orientale, sowie der wichtigsten zunächst dieser Strecke gelegenen Gebäude, bemächtigte sich des Broletto nach Zerstörung mehrerer Barricaden und gewaltsamen Vertreibung der dort eingedrungenen Volkshaufen und behauptete sich da während der fünftägigen Straßenkämpfe, trotz der wiederholten energischen, mit überlegenen Kräften durchgeführten Angriffe der Aufständischen. Während des Rückzuges des FM. Radetzky gegen die Adda, bildete W. die Nachhut, führte am 31. März der bedrängten Festung Mantua in drei, statt in vier Tagen 7 Bataillone, 3 Escadronen und 18 Geschütze zu Hülfe und wurde dann beauftragt, mit 3 Bataillonen, 2 Escadronen und 1 Cavallerie-Batterie, im Ganzen 3000 Mann, die Vorposten von Goito bis Valeggio zu beziehen. Von diesen Truppen standen am 8. April in Goito auf dem rechten Mincioufer 1 Compagnie des 4. Jägerbataillons, gegenüber am linken Ufer 5 Compagnien desselben Truppenkörpers, 1 Compagnie Grenzer, 1/2 Escadron Husaren und 4 Geschütze; in Marengo 3 1/2 Compagnien Grenzer und 2 Geschütze, in Marmirolo 1 1/2 Compagnie, in Pozzolo 1 Bataillon Grenzer. Bei Tagesanbruch rückte der piermontesische Corpscommandant Bava selbst mit

$13^1/_2$ Bataillonen, 12 Escadronen und 16 Geschützen, 10000 Mann, von Cà Bozzelli gegen Goito vor und versuchte wiederholt, den Ort zu stürmen. Es gelang ebenso wenig, als der Versuch, durch eine Furt die rechte Flanke der Oesterreicher zu umgehen. Trotz der Ungunst seiner Stellung leistete W. dem Feinde einen mehr als dreistündigen Widerstand und erst als ihn die allmählich entwickelten Kräfte des Gegners von dessen bedeutender Ueberlegenheit überzeugten, ordnete er den Rückzug auf Marengo an. Die Tapferkeit und Kampflust seiner Truppen nahm übrigens solchen Einfluß auf die piemontesischen Anordnungen, daß weder eine Verfolgung, noch eine Umgehung über Isola stattfand, durch welch letztere Wohlgemuth's Rückzug sehr gefährdet worden wäre. Obgleich dieser Kampf von Mantua aus unbenützt blieb, so war er doch von erheblicher Wirkung für das I. Armeecorps, welches dadurch Zeit gewann, sich zu sammeln, an den Mincio zu rücken und einem feindlichen Uebergang bei Pozzolo vorzubeugen.

Am 10. April zog FM. Radetzky sein Heer zur Behauptung der Etsch nach Verona zurück und W. erhielt den Auftrag, mit 4 Bataillonen, 2 Escadronen Husaren und $1^1/_2$ Batterien nach Pastrengo zu rücken, um „feindliche Unternehmungen gegen Verona oder Peschiera durch flankirende Demonstrationen zu lähmen, ohne sich in bedeutende Gefechte einzulassen und einen etwaigen Angriff der österreichischen Armee durch Flankenwirkung zu unterstützen“. In den bald nach dem Beziehen der Vorpostenaufstellung folgenden Kämpfen bei Pastrengo am 28., 29. und 30. April, bewährte sich die kühne und geschickte Gefechtsführung Wohlgemuth's so sehr, daß ihm ein großer Theil an diesem Siege der Oesterreicher zugeschrieben werden muß.

Am 29. Mai nahm W. theil an der Einnahme der verschanzten Linien bei Curtatone, am 30. an dem Treffen von Goito, am 10. Juni an der Einnahme von Vicenza. Vor der Schlacht bei Custoza, 24. Juni, stand die Brigade W. bei Salionze zur Deckung des Brückenschlages, unternahm dann einen Angriff auf Mozambano und warf den Gegner aus dem Orte. W. ließ ihn kräftig verfolgen, die Brücke über den Mincio herstellen und rückte bis Borghetto vor. Von da aus setzte er sich mit eingelangten Verstärkungen in den Besitz von Valeggio und begünstigte dadurch die Entscheidung des folgenden Tages. Während der Vorrückung der Armee von Verona gegen die feindliche Stellung bei Sommacampagna, 22. Juli, commandirte W. die Vorhut und zeichnete sich dabei sowohl durch geschickte Führung, als auch durch persönliche Tapferkeit aus, indem er bei dem Bajonnettangriff auf den stark verbarricadirten Ort sich an die Spitze der 1. Divisionscolonne der Oguliner Grenzer stellte und mit dieser und den Plänklern des 4. Bataillons von Kaiserjägern die Barricade erstieg und durch sein Beispiel hier auf dem Hauptpunkte der feindlichen Stellung zum Durchbruch des Centrums den Ausschlag gab.

Für seine Verdienste in diesem Feldzuge war W. bereits durch die Verleihung des Commandeurkreuzes vom Leopoldorden ausgezeichnet worden, nun erhielt er im Capitel 1848 für die Waffenthaten bei Goito und Pastrengo das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens und wurde am 3. December 1848 in den Freiherrnstand erhoben, nachdem ihm schon im Januar 1846 der Adel verliehen worden war. Bei seiner am 1. December 1848 erfolgten Beförderung zum Feldmarschalllieutenant wurde W. zwar zur Dienstleistung in Ungarn bestimmt, blieb jedoch vorläufig noch in Italien.

In der Aufstellung zwischen Lago maggiore und Lago di Como wurde W. beauftragt, mit seiner, durch eine Husarendivision verstärkten Brigade, die rechte Flanke der über Pavia vorrückenden Armee zu decken. Am 20. März 1849 erreichte er Rosate und erhielt hier die Weisung, die Cavallerie und Artillerie über Pavia dem I. Armeecorps nachzusenden, mit der Infanterie aber bei Vereguardo den

Ticino zu übersetzen und dann in der Richtung von Garlasco dem Corps zu folgen. Am 21. März bei Bereguardo angelangt und im Begriffe, seine Truppen den Ticino übersetzen zu lassen, vernahm W. gegen Mittag Kanonendonner in der Richtung von Gambolo. Ohne die gänzliche Ueberschiffung seiner Truppen abzuwarten und ohne sich durch den Befehl zum Marsche auf Garlasco beirren zu lassen, eilte er mit den übersetzten 16 Compagnien dem Geschützdonner nach. Zur Deckung von Rücken und Flanke ließ er 2 Bataillone und 2 Compagnien zurück. In der Nähe von Borgo San Siro stieß W. auf die Reserveartillerie und Munition des I. Armeecorps in einem engen Defilée, das er nun so rasch als möglich passirte, denn schon kamen ihm Versprengte der Bedeckung entgegen. W. sammelte sie vor Borgo San Siro und verwendete sie nebst 3 Compagnien der eigenen Truppen zur Besetzung der Häusergruppe von Torrazza, während er mit dem Rest, 13 Compagnien, dem Feinde entgegenrückte, der sich unter Chrzanowsky's eigener Führung entwickelte. Vier Angriffe des weit überlegenen Gegners wies W. zurück, dann machte er mit 11 Compagnien einen kräftigen Gegenstoß, der die Italiener zum Rückzug und zum Freigeben der Straße nach Vigevano zwang. Durch diesen Erfolg rettete W. nicht nur den Reservepark des Heeres, sondern verhinderte auch das Festsetzen der piemontesischen Armee zwischen dem Ticino und dem österreichischen Hauptcorps, was für den Ausgang des Feldzuges nicht unbedenklich gewesen gewesen wäre.

Mit der Siegesnachricht von Novara nach Wien gesendet, erhielt W. für diese neuerlichen Verdienste den Orden der eisernen Krone I. Classe, nachträglich aber im Capitel 1850 das Commandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens. Am 11. April 1849 in Neutra angelangt, übernahm W. ein selbständiges aus drei Brigaden gebildetes Corps mit dem Auftrage, die Granlinie zu decken. Wenngleich die Ausführung dieser Aufgabe unmöglich wurde, so gelang es W. doch, sich ungehindert auf Neutra zurückzuziehen und die Wag zu behaupten. In der zweiten Periode des ungarischen Feldzuges führte er das Commando über das IV. Armeecorps und siegte im Verein mit den Russen bei Pered, 21. Juni. Die Einnahme von Raab, 28. Juni, die beiden Schlachten von Komorn, 2. und 11. Juli, die er durch sein Eingreifen entschied, bildeten den Schluß seines ausgezeichneten kriegerischen Wirkens, da er am letztgenannten Schlachttage die Bestimmung als Civil- und Militärgouverneur in Siebenbürgen erhielt. Zwei Jahre bekleidete er diese ebenso ehrenvolle als schwierige Stellung, und seiner Energie, gepaart mit Leutseligkeit und Unparteilichkeit, gelang es, die Gegensätze der einander feindselig gegenübergestandenen Nationalitäten auszugleichen und als er, einem höheren Rufe nach Wien folgend, am 24. Februar 1851 Hermannstadt verließ, dessen Ehrenbürgerrecht ihm verliehen worden war, folgten ihm die Sympathien der meisten Bewohner. In Pest angelangt, erkrankte W. an einem veralteten Lungenübel, das ihn am 18. April dahin raffte. W. war mit einer geborenen Freifrau von Strada vermählt.

Die Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Strack, die Generale der österreichischen Armee. Wien 1850. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria Theresien-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. — Svoboda, Die Theresianische Militär-Akademie zu Wiener Neustadt und ihre Zöglinge. Wien 1894.

Oskar Criste.

Wohlmuth: Leonhard W., Dichter und Reallehrer, wurde am 16. December 1823 auf der Einöde zu Hohenzell in Oberbaiern geboren. Er studirte in München Philosophie, Philologie und Rechtswissenschaft, wandte sich aber seit dem Jahre 1846 der Litteratur zu und lebte längere Zeit mit allerhand litterarischen und poetischen Arbeiten beschäftigt, in Landsberg am Lech. Im

Frühjahr 1866 erhielt er eine Anstellung als Lehrer an der Bezirksschule zu Frick im Aargau, die er im J. 1870 mit einer solchen als Lehrer an der königlichen Kreisgewerbeschule zu Baireuth vertauschte. Er starb in Baireuth in den ersten Tagen des Juli 1889. W. war ein ziemlich fruchtbarer Dichter, verfügte über ein schönes Formentalent und verwendete große Sorgfalt auf den poetischen Ausdruck. Doch gebrach es ihm an Kraft und Tiefe der Phantasie, und nur in seiner lyrischen Dichtung kam er gelegentlich einmal zu eigenartigen Empfindungen. Trotzdem wurden seine Gedichte, die zuerst in Leipzig im J. 1846 erschienen, fünf Mal aufgelegt. Die letzte in München im J. 1887 gedruckte Sammlung umfaßt neun Bogen und enthält in fünf Abtheilungen nicht nur die ursprünglichen Gedichte, sondern auch spätere, zuerst besonders gedruckte Dichtungen, z. B. den „Der Kaiserdom zu Speyer" betitelten Liederkranz. Von den übrigen lyrischen Sammlungen Wohlmuth's sind zu erwähnen die „Blumen des Bairischen Hochlandes" (Erlangen 1853) und die „Deutschen Lieder" (Baireuth 1871). Letztere geben der patriotischen Freude des Dichters über die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 Ausdruck und feiern z. B. die Wiedergewinnung des Elsaß und Lothringens. Den Schluß der kleinen Hefte bildet die bairische Volkshymne: „O Baierland, mein Vaterland, ich grüße dich mit Mund und Hand", die sich durch schwungvolle Begeisterung und melodische Klangfülle auszeichnet. Weniger Erfolg als mit seinen lyrischen Dichtungen hatte W. mit seinen dramatischen Arbeiten. An dem Drama in vier Aufzügen, das das Leben Mozart's behandelt (Nürnberg 1856), vermißt man den inneren dramatischen Zusammenhang. Mit Musik von Franz von Suppé versehen, wurde es gleichwohl öfters an kleineren Bühnen gegeben. Jeder Act bildet ein Drama für sich. Das Trauerspiel: „Elisabeth von Baiern" (Nürnberg 1856), ist eines jener verfehlten Konradindramen, in dem nicht Konradin, sondern seine Mutter Elisabeth die Hauptrolle spielt. An dem Trauerspiel: „Die Zerstörung von Jerusalem" (Nürnberg 1857) ist zu tadeln, daß das Werk eine epische, nicht aber eine dramatische Anlage hat. Das im J. 1864 erschienene Schauspiel: „Aennchen von Tharau" wurde in München und verschiedenen anderen größeren Theatern aufgeführt, hatte aber nirgends rechten Erfolg. In dem dramatischen Gedicht: „Deutsche Treue" (Aarau 1869) steht die Figur Lucas Cranach's, der dem in der Schlacht bei Mühlberg besiegten Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen in die Gefangenschaft folgt, im Mittelpunkt der Handlung, doch ist sein Charakter nicht genügend entwickelt und das Ganze ohne Eigenart.

Vgl. Blätter für litterarische Unterhaltung. Leipzig 1847, S. 1253. 1853, S. 472, 570. 1856, S. 385. 1857, S. 156. 1858, S. 490, 821. 1866, S. 119. 1870, S. 278. 1872, S. 339. 1887, S. 278. — Allgemeine Zeitung. München 1889. Nr. 183, S. 2751. — Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 4. Ausgabe. Leipzig (1896). IV, 369. — Neuer Theateralmanach. Hersg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Berlin 1896. I, 100.

H. A. Lier.

Wohlthat: Heinrich Gustav Ferdinand W., Pädagog und Schriftsteller, wurde am 23. Juni 1818 zu Halberstadt geboren. Er trat aus der Prima des dortigen Martineum (jetzt Realgymnasium) 1834 ins Lehrerseminar, Ostern 1837 als Lehrer in die Seminarschule ebenda. Von 1840 war er unter Spilleke bis 1858 an der königl. Realschule zu Berlin thätig, erlangte derweil auf dem Werder'schen Gymnasium daselbst die Maturität, studirte 1846—49 Philologie und Geschichte und bestand 1850 die philologische Staatsprüfung, promovirte auch zum Dr. phil. Nachdem er so durch Fleiß und Streben die versäumte Mittelschul- und Universitätsbildung nachgeholt, ja sogar, eins der

ersten Beispiele in Preußen und zwar gerade in einer arg bureaukratischen Periode, selbst den Einlaß in den Kreis der akademisch qualificirten Lehrerschaft errungen hatte, übernahm er Ostern 1858 die Leitung eines höheren Knabeninstituts mit Mittelschulrang in der St. Petriparochie in der Neuen Grünstr. 21, der er vorstand, bis das Alter 1885 zum Rücktritt nöthigte. Nach schweren, dauernden Leiden starb W. am 27. Juli 1888 zu Berlin.

W. hat sich nicht bloß im Laufe seiner langen pädagogischen Wirksamkeit hervorragende Verdienste erworben: denn die nach ihm benannte Lehranstalt, die vor der Neugründung vieler humanistischer Schulen in Berlin angesichts der Ueberfüllung der untern Classen eine starkbenutzte Vorbereitungsgelegenheit war, hatte sehr erkleckliche Erfolge zu verzeichnen und in der Unzahl ähnlicher Unternehmungen stets einen mustergültigen Ruf. Litterarisch bot er dar den Roman „Der Bürgermeister von Halberstadt" (1860), sein Debüt, die Erzählung „Eine Reichsacht unter Kaiser Siegismund" (1862) und das Epos „Konradin, der letzte der Hohenstaufen" (1869). In den letzten Jahren seines Lebens nahm ihn, trotz aller körperlichen Belästigung, eine außerordentlich breit angelegte Arbeit über den wilden Jäger in Anspruch, worin er eine wirkliche Vollständigkeit erstrebte. In 2 Theilen war das Manuscript durchgeführt: erstlich ein Sagenbuch, in 5 Büchern 1403 Sagen enthaltend, zweitens eine Abhandlung „Der wilde Jäger in deutscher Dichtung"; aber beim Tode waren einzelne Blätter der von allenthalben gesammelten Materialien verschoben, verlegt oder verloren und damit leider das Schicksal des Werkes besiegelt: einzelne Capitel hatte er in den Jahrgängen 3—5 der „Mittheilungen für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde" „Am Urds-Brunnen" (herausg. von H. Carstens), dem jetzigen Fr. Krauß'schen „Urquell. Monatsschrift für Volkskunde", schon abdrucken lassen, wovon die Abschnitte „Tod und Schicksale des wilden Jägers" im 4. Jahrgang hervorzuheben sind. Diese selbe Zeitschrift brachte in Jahrgang 7, Bd. 6, Nr. 2, S. 18 f. einen warmen anonymen Nekrolog. Die äußeren Lebensdaten gibt Fr. Brümmer, Lex. der dtsch. Dichter u. Pros. des 19. Jhrhs.⁴ IV, 370. Vgl. Kürschner's Deut. Litteraturkldr. X (auf 1888), S. 452c. Ludwig Fränkel.

Wokenius: Franz W., Schulmann und Theolog, geboren 1685 zu Rarfin bei Belgard in Hinterpommern, wo sein gleichnamiger Vater († am 14. Februar 1716) ein Jahr vorher das Pfarramt erhalten hatte. Die Mutter, Maria Hedwig Pistorius, war des Amtsvorgängers Tochter. Durch väterlichen Unterricht und den Besuch der Schule in Colberg vorgebildet, bezog er die Universität Rostock, ging später nach Halle, dann nach Leipzig, wo er 1714 mit einer Dissertation de differentia die Magisterwürde erwarb. Am 30. Juli 1714 als Conrector an das Gymnasium nach Neu-Stettin berufen, langte er im folgenden Jahre dort an, übertraf ohne Zweifel seine Collegen an Gelehrsamkeit, aber auch an Pedanterie und litterarischer Eitelkeit und war dabei so unverträglich, daß es alsbald zu Reibungen kam. Dies und die allerdings nicht ganz ordnungsgemäßen Zustände der ziemlich herabgekommenen Schule, machten ihm eine Amtsveränderung wünschenswerth. Am 25. April 1724 habilitirte er sich in Leipzig mit einer Dissertation de arbore philosophiae als Professor der Philosophie, wurde bald danach Baccalaureus der Theologie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin und ging 1727 als Professor der orientalischen Sprachen nach Wittenberg, wo er am 18. Februar 1734 starb, nachdem er zwei Jahre vorher mit einer Dissertation de incarnatione dei die theologische Doctorwürde erlangt hatte. Seine Schriften siehe bei Ranfft, Leben und Schriften der cursächs. Gottesgelehrten II, Nr. 77. Sie behandeln biblische

Kritik und Hermeneutik, orientalische Litteratur, kirchliche Alterthümer, Dogmatik, philosophische und christliche Ethik, Logik, Aesthetik, Kirchen- und Litteraturgeschichte. Seiner pommerschen Heimath hat er noch gegen das Ende seines Lebens gedient durch seinen „Beytrag zur Pommerischen Historie", Leipzig 1732, 4°, der manches auch noch jetzt Brauchbare zur pommerschen Chronistik und zur Geschichte von Neu-Stettin enthält.

Giesebrecht, Gesch. d. Gymn. zu Neu-Stettin, Cöslin 1840.

v. Bülow.

Wolbero, Abt des Klosters St. Pantaleon in Köln seit 1147, † 1167. Unter den Briefen des Abtes Suger von St. Denis († 1151) ist ein kurzer Brief von W. an diesen enthalten (als Ep. 110; Migne, Patrol. lat. T. 186, p. 1401); dieser Brief weist auf ein persönliches Zusammentreffen der beiden Männer zurück; vielleicht darf man mit Mabillon annehmen, W. habe (wofür allerdings anderweitige Zeugnisse nicht vorliegen) im J. 1148 dem Concil von Rheims beigewohnt und dort die persönliche Bekanntschaft Suger's gemacht. — W. verfaßte, nach der Widmungszuschrift für die Nonnen eines Klosters auf einer Rheininsel, zu Erbauungszwecken einen Commentar zum Hohenlied, der 1630 zu Köln von dem Benedictiner Heinrich Gravius herausgegeben wurde: „Commentaria vetustissima et profundissima super Canticum Canticorum Salomonis quod hebraice dicitur Sirhasirim. In IV libros distributa: authore R. Ad. um D. Wolberone Abbate S. Pantaleonis intra Coloniam Ord. S. Benedicti".

Cas. Oudin, Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis, T. II (Lipsiae 1722), p. 1423. — Joh. Mabillon, Annales Ordinis S. Benedicti, T. VI (Paris. 1739), p. 450. — J. A. Fabricius, Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis, Vol. VI (Hamburgi 1746), p. 908.

Lauchert.

Wolbero, Baumeister in den Rheinlanden am Ende des 12. und am Anfange des 13. Jahrhunderts. Wahrscheinlich war er ein Kölner Meister und derselbe Steinmetz, dessen eine Eintragung im Schreinsbuche Columbae Berlici (Nr. 110) vom Jahre 1272 Erwähnung thut, wo von Elisabeth, einer Tochter „Wolbergonis lapidicae", die Rede ist. Der Vater selbst wird um diese Zeit nicht mehr am Leben gewesen sein; auch hat sich eine, ihn selbst betreffende Schreinsverhandlung nicht auffinden lassen. Nach einer vom Baron v. Hüpsch in seiner Epigrammatographie, Th. II, Nr. 39, mitgetheilten Inschrift, welche auch Löhrer in seiner Geschichte der Stadt Neuß, S. 62 anführt, legte Meister Wolbero im J. 1209 in letztgenannter Stadt den Grundstein zu der noch jetzt bestehenden Münster- oder Quirinuskirche. Es ist wahrscheinlich, daß Wolbero ein gesuchter Baumeister in Köln gewesen und von der Nachbarstadt Neuß zum Ausbau der genannten Kirche nach dorthin berufen worden ist.

Merlo, Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit. Hrsg. von Firmenich-Richartz, unter Mitwirkung von Keussen. Düsseldorf 1895. Sp. 968 u. 969.

Jakob Schnorrenberg.

Wolde: Caspar vom W., herzoglich pommerscher Kanzler, auf Wusterbart, Sohn des Hans vom Wolde und der Abigail v. Kleist. Unter Herzog Johann Friedrich (s. A. D. B. XIV, 317), war er Verwalter des Hofgerichts und wurde später als Kanzler der leitende Staatsmann des Herzogthums. Erst als Herzog Bogislaw XIII. (s. A. D. B. III, 55) 1603 die Regierung des „Orts Stettin" übernahm, gab er das Amt ab und wurde Hauptmann von Colbatz, in welcher Stellung er am 6. Juli 1605 starb. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen klugen und feingebildeten Mann, dem aber auch die den Trägern hoher Aemter oft entgegengebrachte üble Meinung der Menge nicht erspart blieb. W. war mit Barbara v. Versen vermählt, Tochter des Lorenz v. Versen und der Dorothea v. Borcke aus dem Hause Stramehl. Aus seiner

Ehe entsproß nur eine Tochter Erdmuth Maria, später mit Caspar v. Below auf Peest vermählt.

v. Bohlen, Leichenpredigten. — v. Fersen, Gesch. des Geschl. von Versen.

v. Bülow.

Wolf Dietrich von Raittenau, Erzbischof von Salzburg, geboren am 26. März 1559, † am 16. Januar 1617; Erzbischof von 1587 bis 1612. Er entstammte einer ehrgeizigen Familie, die hervorragende Geistliche und Kriegsleute hervorgebracht hatte. Seine Jugend verlebte er zu Rom in dem lockeren Hause eines reichen Renaissance-Cardinals, seines Oheims, des Marx Sittich von Hohenems. Das elegante Leben und die verschwenderische Baulust des üppigen Cardinals weckten in dem jungen Mann verwandte Keime. Schließlich leitete der Oheim den Neffen auf die modernste Laufbahn, die im Beginn der Gegenreformation zur Verfügung stand: er schickte ihn ins Collegium Germanicum. 1583 erhielt er die niederen Weihen, worauf er rasch einige Pfründen in Deutschland empfing. In Salzburg besaß er seit 1578 durch Verzicht des sorglichen Oheims ein Kanonikat, und seit Herbst 1578 residirte er dort. Freilich vom weltflüchtigen Geiste der Gegenreformation war der 26jährige, frische, kleine Domherr keineswegs durchdrungen. Erst an der Kirchenthür pflegte er Hut, Rappier und spanischen Mantel abzulegen, und allgemein genoß er den Ruf eines wohlgebildeten, ehrgeizigen und schneidigen Mannes. Trotzdem wurde er als der jüngste von allen Domherren, dem zum kanonischen Alter noch zwei Jahre fehlten, als Nachfolger des Erzbischofs Georg von Küenburg gewählt, vielleicht eben deswegen, weil die Capitularen von einem so gearteten Herrn kein allzu straffes, gegenreformatorisches Regiment in dem behaglichen Erzstift erwarteten. Mit Freude begrüßte die emporwachsende Restaurationspartei die Wahl des energischen Germanikers — wie es sich später zeigen sollte mit Unrecht. Denn in Wolf Dietrich überwog der unaufhörlich bethätigte Drang, eine Rolle zu spielen, bei weitem ebenso die kirchliche Gesinnung wie das Pflichtbewußtsein, vor allem für das Wohl der Unterthanen besorgt zu sein. Sein selbstiges Wesen sträubte sich, mit der allgemeinen Strömung zu schwimmen, zu sein wie seine Genossen aus dem Germanicum, zu reformiren wie die anderen Restaurationsbischöfe. Seinen Lebensdrang unter dem Joch einer strengen Ehelosigkeit zu ersticken, war er offenbar von vornherein nicht gesonnen; selbst die volle Theologie des Trienter Concils anzunehmen, deren Verbreitung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wuchs, weigerte sich aufs entschiedenste sein Eigensinn oder Gewissen. Mitten im Schwung der Restaurationsbewegung blieb er der Vertreter einer Zwischenform des religiösen Bekenntnisses, deren Vertreter sich ihre Theologie individuell zurecht machten. So wurde er ein ausgesprochener Individualist: in theologischen Dingen ein Compromißkatholik, in seinen Beziehungen zum Reich ein entschiedener Territorialist, in der inneren Regierung seines Landes ein harter Absolutist. Es konnte nicht anders kommen, als daß diese interessante Persönlichkeit aus einer Hoffnung der Restaurationspartei ein Opfer dieser Richtung wurde, die derartiger Selbständigkeit keinen Raum gönnen konnte. In der Verwaltung seines Landes vernichtete er mit zielbewußter Energie sowol die Macht der Landstände, die er seit 1599 nicht mehr berief, als den Einfluß der Capitularen auf die Regierungsmaßnahmen. Das Streben, möglichst viel Geld von seinen Unterthanen zu erpressen, ließ ihn höchst ergiebige neue Steuern erfinden, die er rücksichtslos, schnöde und mit solch erbitternder Strenge eintrieb, daß im J. 1606 über der Einschätzung der bäuerlichen Vermögen eine Revolte im Pinzgau entstand, die durch die Hinrichtung von drei Rädelsführern in Salzburg gedämpft werden mußte. Zwangsanlehen und Bevorzugung von Geldstrafen zu Gunsten der erzbischöflichen Casse sind häßliche Auswüchse seiner Geldgier, die in Verbindung

mit der herrischen Behandlung der Salzburger Bürger schließlich die Auswanderung trotz hoher Strafen wesentlich förderte. Die beträchtlichen Steuererträgnisse verschlangen die soldatischen Neigungen des Erzbischofs, die verschwenderische Beschenkung seiner zahlreichen Familie und seine unersättliche Baulust. Zu bauen und durch Bauten in der Nachwelt fortzuleben, war eine seiner stärksten Leidenschaften. Durch umfassende Niederreißungen, Schaffung großer, freier Plätze und Neuanlage zahlreicher stattlicher Gebäude veränderte er das mittelalterliche Bild der Stadt und prägte ihr den italienischen Barockcharakter auf, der von seinen Nachfolgern fortgeführt wurde und noch heute die Stadt beherrscht. Und da die Baulust seine Phantasie so stark beherrschte, so brachte sie auch die schlimmen Seiten seines Charakters an den Tag: eine durch Ruhmgier entstandene Launenhaftigkeit, die nicht selten Halbvollendetes als Ruine verwittern ließ, um Neues zu beginnen, Jähzorn, der einen unglücklichen Baumeister sofort mit dem Tode bedrohte, und Herzenshärte, die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse rücksichtslos flehentliche Wünsche Anderer bei Seite stieß. Seine Bauthätigkeit machte auch den stärksten Eindruck auf das Volk. Pläne und Stiftungsbriefe in der Hand haltend dachte es ihn noch am Anfang unseres Jahrhunderts in seiner Gruft sitzend. Nur aus seiner erpresserischen Steuerwirthschaft ist es zu erklären, daß sich bei seiner Verschwendung schließlich die Stiftsschulden nicht um mehr als 160 000 fl. vermehrt hatten und er selbst ein zinstragendes Capital von etwa 100 000 fl. erworben hatte. Im Anfang seiner Regierung ließ seine heiße Sehnsucht nach Ehren im Zusammenhang mit der Tradition seines Hauses, seinen Familienverbindungen und seiner Jugenderziehung in ihm sich den Wunsch entfalten, Cardinal zu werden. Unter diesem Gesichtspunkt ist seine kirchliche Haltung in den ersten Regierungsjahren, sowie seine Gleichgültigkeit gegen die Forderungen der Restaurationspartei nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen zu erklären. Alsbald nach seiner Wahl ließ er sich weihen, machte eine Romreise und begann 11 Tage nach seiner Rückkehr am 20. Juli 1588 eine scheinbar kräftige Restaurationsbewegung einzuleiten mit Austreibung der hartnäckig Ketzerischen, Visitationen in einzelnen Theilen der Diöcese, Erlaß einer strengen Schulordnung und allem, was den jungen Erzbischof in den Augen der Restaurationspartei angenehm zu machen im Stande war. Indeß war alle Mühe vergebens. Der Hort und der treueste Vertreter der Partei unter den Fürsten, Herzog Wilhelm V. von Baiern, verdächtigte Wolf Dietrich's Gesinnungen in Rom, schilderte die Hoffnung der Partei als unruhigen, hochmüthigen, anmaßenden Fürsten und klagte über seine Ausschweifungen, so daß Wolf Dietrich nach anfänglich sehr correcter Haltung und drei vergeblichen Versuchen es im J. 1595 aufgab, eine auszeichnende Stelle in der Kirche zu erobern. Von da an verebbte die Fluth seiner Begeisterung für die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Deutschland. Die Kirche mochte sehen, wie sie es ohne das reichste Erzstift fertig brachte; er wandte sich nunmehr weltlichen Dingen zu. Hier nahm er in der That alsbald eine markante, wenn auch keineswegs löbliche Stelle ein, die von Wichtigkeit in der Reichsgeschichte ist. Das vielleicht unbewußte Ziel der deutschen Territorialbewegung war die Sprengung der auf Lehenspflicht und Mehrheitsbeschlüssen des Reichstages formell beruhenden Reichsverfassung, die Umwandlung des Reiches in einen Födemativstaat. Keiner der protestantischen Reichsstände hatte aber bis dahin die directe Loslösung aus dem Reichsverband angestrebt. Wolf Dietrich war der erste, der diesen insbesondere allen katholischen Anschauungen zuwiderlaufenden Schritt gethan hat, zum Theil aus Selbstsucht, die ihm die Verwendung seiner Einnahmen für persönliche Zwecke wünschenswerther als für die großen Aufgaben des Reiches erscheinen ließ, zum Theil aus übel angebrachter Rechthaberei. Zu-

erst suchte er sich aus dem Kreisverband zu lösen, indem er sich weigerte, auf den Kreistagen von 1594, 1595, 1597, 1601 und 1602 den Beschlüssen der Mehrheit beizutreten. Jedesmal schickte er nach eigenem Ermessen eine geringe Truppenhülfe für den Kaiser nach Ungarn gegen die Türken. Im J. 1597 kam es Wolf Dietrich darauf an, in einer wirthschaftlichen Frage bezüglich des Salzhandels, die keineswegs das Reich, sondern nur die localen Interessen Salzburgs und Baierns berührte, den Widerstand des Kaisers zu brechen. Unbedenklich gab Wolf Dietrich seinen territorialen Neigungen nach und erklärte mit größter Entschiedenheit zum Jubel der protestantischen Bewegungspartei und zur tiefen Entrüstung der reichstreuen Stände, daß auch die Mehrheitsbeschlüsse des Reichstages für ihn nicht bindend seien. Es war zum ersten Mal, daß ein deutscher Fürst in solcher Weise die Verfassungsgrundlage zu erschüttern wagte. Hat sich späterhin Wolf Dietrich auch wieder unterworfen, so blieb dieser Schritt doch von symptomatischer Bedeutung und wol nicht ohne Einfluß auf die spätere Haltung der pfälzischen Partei. Von 1600—1605 versuchte Wolf Dietrich bei dem gemüthskranken Kaiser die Rolle eines politischen Rathgebers zu spielen und in die schwierigsten Fragen, wie die Nachfolge im Reich, mit wenig Sachkenntniß und großer Wichtigthuerei einzugreifen. Da der Kaiser alsbald die wohlgemeinten Phantasien seiner merkwürdigen Rathschläge unbeachtet liegen ließ und somit auch dieser neue Weg, zu Ansehen zu gelangen, im Sande verlief, zog sich Wolf Dietrich verdrossen und verstimmt von nun an fast ganz auf den Genuß und die Regierung seines Erzstiftes zurück. Dabei verfeindete er sich noch mehr mit der streng katholischen Richtung seiner fürstlichen Glaubensgenossen. Den ersten Anlaß bot die Liga. Als die katholischen Stände diese nach der Sprengung des Reichstages von 1608 zum Schutz der Reichsverfassung und der katholischen Kirche für nöthig erachteten, weigerte sich Wolf Dietrich unter allerlei Ausflüchten aufs nachdrücklichste in den Bund einzutreten; aus Zorn über diesen neuen Versuch, seine Selbständigkeit zu stören, soll er das Einladungsschreiben wüthend mit Füßen getreten haben. Beträchtlich vergrößert wurde die Kluft zwischen ihm und den katholischen Ständen durch seine Lebensführung, die dem mönchisch-strengen Ideal der Gegenreformation freilich wenig entsprach. Nicht bloß sah er unthätig zu, wie sich großentheils die Liederlichkeit seines Clerus am Ende des Jahrhunderts ganz auf der Höhe des beginnenden Jahrhunderts hielt und der Protestantismus ziemlich ungehindert sich verbreitete, sondern er richtete sich auch durchaus ein gleich einem weltlichen Fürsten. Seinen Palast ließ er zum Aerger der Frommen mit mythologischen Fresken schmücken, und mit der Salzburger Bürgerstochter Salome Alt lebte er, als ob sie seine rechtmäßige Gattin wäre. Von seinen Kindern lebten im J. 1611 noch 7 Töchter und 3 Söhne. Nicht minder als dieser ungeistliche Wandel mußte die Eifrigen die Nichtberufung der Jesuiten nach Salzburg und die Spuren einer vertraulichen Correspondenz empören, die er mit der Seele der pfälzischen Bewegungspartei, mit Fürst Christian von Anhalt, begonnen hatte. Dazu gerieth Wolf Dietrich von Jahr zu Jahr mehr in den Verdacht der Ketzerei. An der Hauptsensation jener Tage, den theologischen Flugschriften, nahm er gar kein Interesse, und als Spätling des Compromißkatholicismus pflegte er von der allgemeinen Norm abweichende Anschauungen, ohne deshalb zum Protestantismus hinzuneigen. Er hielt nichts von den Fasten, trat für die Beweibung der Bischöfe ein, scheint eine besondere Ansicht von der Auferstehung der Todten und der Einwirkung Gottes auf das Weltgeschehen gehabt zu haben und ließ in Litaneien die Heiligen nicht anrufen, für die Menschen bei Gott zu bitten, sondern nur um Gott zu danken. Unter den Capitularen scheint sogar die Meinung verbreitet gewesen zu sein, daß er mit den Gedanken umgehe, das Stift zu säcularisieren. Im besonderen

hatte er sich die Gunst seines mächtigen Nachbars, des Herzogs Maximilian von Baiern, durch seine Manipulationen gelegentlich eines salzburgischen Verfassungsgesetzes, des „ewigen Statuts", verscherzt, wodurch die Häuser Oesterreich und Baiern von zukünftigen Wahlen ausgeschlossen werden sollten. Alles, was ihm Freund sein konnte, hatte sich auf diese Weise Wolf Dietrich allmählich, man kann fast sagen, der Reihe nach entfremdet. Nur so konnte es kommen, daß sich an Wolf Dietrich ein Ereigniß vollzog, wie es die ganze Geschichte der Gegenreformation nicht mehr aufweist, daß nämlich ein deutscher Reichsfürst einen anderen, der noch dazu nicht bloß geistlich, sondern auch Primas von Deutschland war, angesichts eines in der Nähe tagenden Kurfürstentages ohne die mindeste Einflußnahme von Kaiser und Reich zu beseitigen vermochte. Gelegentlich eines Streites über den salzburgischen Salzvertrag, der sehr zu Ungunsten Baierns lautete, ließ sich Wolf Dietrich hinreißen, am 7. October 1611 die Propstei Berchtesgaden zu besetzen, auf die er berechtigte Ansprüche zu haben glaubte, deren Inhaber aber der Bruder des Herzogs Maximilian war. Letzterer begegnete dem offenen Landfriedensbruch sofort mit Gewalt und rückte nach Burghausen mit 10 000 Mann. In letzter Stunde stieß noch Wolf Dietrich's Aerger und Unklugheit sein Capitel durch Schroffheit von sich. Im Feldlager bat eine Abordnung desselben den Herzog, die Gelegenheit zu benutzen, um mit Heeresmacht Wolf Dietrich zu beseitigen. Maximilian ging in der That auf diese Erweiterung seines ursprünglich beschränkteren Planes ein, weil sich ihm Gelegenheit bot, einen Gegner zu vernichten, der nach seiner Meinung ihm, dem Reiche und der katholischen Religion in gleichem Maße gefährlich war. Um den 20. October rückte Maximilian gegen Tittmoning vor. Einem ernstlichen Kampfe entgegenzusehen und ihn durchzuführen, war Wolf Dietrich nicht der Mann. Hochmüthig und unverständig schwankte er zwischen Leichtsinn und Gebrochenheit, kriegerischen Befehlen und widerstandsloser Ueberlieferung. Am Abend des 23. October floh er samt 7 Wägen mit Silbergeschirr und Kleinodien, nachdem er 12 Stunden früher Salome Alt schon vorausgeschickt hatte. Vom Capitel aufgefordert, ließ ihn Maximilian verfolgen und bei Gemünden auf kärntischem Boden gefangen nehmen, zuerst auf Schloß Werfen und dann auf Schloß Hohensalzburg führen. Dort blieb er in der Gewalt des Herzogs bis zu seiner endgültigen Abdankung, weil Maximilian fürchtete, nach seiner Freilassung werde er sofort die Unirten zu seiner Hülfe rufen, diese würden den Anlaß ergreifen und den lang befürchteten großen Krieg entfesseln. Am 8. März 1612 wurde die endgültige Resignation vor einem päpstlichen Nuntius vollzogen, und zwar auf Grund von Bedingungen, die Wolf Dietrich am 17. December unter dem Druck der Verhältnisse unterschrieben hatte, und unter denen sich eine beträchtliche Pension nebst Freilassung befand. Von diesen Bedingungen wurde keine gehalten. Wolf Dietrich blieb in der Feste Hohensalzburg auf einige Zimmer beschränkt, weil man von dem unruhigen Mann neue verwirrende Praktiken befürchtete, bis an das Ende seines Lebens am 16. Januar 1617.

Leben Wolf Dietrich's von Steinhausen, herausgeg. von P. Hauthaler in den Mitthlgn. der Gesellschaft für Salzburg. Landeskunde 1873, und Mayr-Deisinger, Wolf Dietrich von Raittenau. Mayr-Deisinger.

Wolf s. auch **Wolff**.

Wolf: Adam W., österreichischer Universitätslehrer und Geschichtsschreiber, geboren am 12. Juli 1822 zu Eger in Böhmen, † am 25. October 1883 in Graz. Aus der Heimathstadt, wo er das Gymnasium vollendet, begab sich der 17jährige W. im Studienjahre 1839/40 an die Prager Universität, wo er die philosophischen Curse besuchte und das juridische Studium begann. Er vollendete letzteres 1846, wurde zum Doctor der Philosophie promovirt und erlangte die

Stellung eines Präfecten an der theresianischen Ritterakademie, welche ihm den nöthigen Halt darbot, um sich für die Docentur der österreichischen Geschichte vorzubereiten. Im J. 1850, das die große innere Krise (1848—1849), von W. in der Reichshauptstadt miterlebt, abschloß, wurde W. Privatdocent. Dem gleichen Jahre gehört auch seine erste gedruckte wissenschaftliche Arbeit, „Die Geschichte der pragmatischen Sanction" an. 1852 zum außerordentl. Professor der allgemeinen und österreichischen Geschichte an der Ofener Universität ernannt, wirkte W. als solcher in Transleithanien bis 1856. Unter Vorbehalt seiner akademischen Thätigkeit übernahm dann W. 1857 die Stelle eines Studienleiters bei den Töchtern Erzherzog Albrecht's und wurde zu diesem Behufe auf unbestimmte Zeit als Professor (1859) beurlaubt. In die Zeit des Wiener Aufenthaltes fallen die akademischen Publicationen: „Der Wiener Hof in den Jahren 1746—1748, nach den Relationen des preußischen Gesandten Grafen Podewils" (1850), „Graf Rudolf Chotek" (1852) und „Reformationsgeschichte von Eger" (1851), mit welcher Arbeit W. sein engeres Vaterland bedachte. Schon diese Leistungen kennzeichnen die Lieblingsrichtung Wolf's; er blieb auch fast ausnahmslos der neueren Geschichte Oesterreichs treu. Die Lebensperiode bis 1865, in welchem Jahre (Ende Febr.) W. nach früherem Rücktritte aus jener Vertrauensstellung und seit 1861 durch den Umschwung der Dinge in Ungarn disponibel geworden, als außerordentlicher Professor der allgemeinen, insbesondere neueren Geschichte an der Grazer Universität unterkam, ist abgesehen von Aufsätzen, die sich theils in den Sitzungsberichten, theils im Archive f. K. oe. G. und im Notizenblatt der Wiener Akad. d. W. und im Jahrbuch f. vaterländische Geschichte (1861) abgedruckt finden, durch eine Reihe selbständig veröffentlichter Werke bedeutsam, in denen sich vor allem die Vorliebe Wolf's für die Charakteristik staatlicher Zustände in einem epochemachenden Zeitraum, des bezüglichen Hoflebens und vor allem für das Entwerfen biographischer Zeitgemälde kundgibt. Den Reigen eröffnet „Oesterreich unter Maria Theresia" (1855), dann folgen „Aus dem Hofleben Maria Theresia's" (1858; 2. A. 1859) und das, die gewandte und glatte Feder Wolf's besonders charakterisirende Buch „Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich" (2 Bde., 1862). 1867 wurde W. ordentlicher Professor seines Faches und wirkte in dieser Stellung (1869—1875 überdies als Mitglied des steiermärkischen Landesschulrathes) und 1870—1871 als Decan seiner Facultät, ununterbrochen bis Februar 1880, in welchem Jahre er die Leitung der Theresianischen Ritterakademie übernahm. Er kehrte jedoch schon 1881 (6. April von dieser Stellung enthoben) zu seiner Grazer Professur zurück. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hatte ihn bereits 1870 zum correspondirenden, 1873 zum wirklichen Mitgliede gewählt. Bald nach seiner Rückkehr von Wien meldeten sich jedoch die Anzeichen eines schweren Leidens, dem er — vor kurzem erst vermählt, im 61. Lebensjahre erlag. Den Zeiten des Grazer Berufslebens 1865—1880 gehören die bedeutendsten Monographien Wolf's an, abgesehen von seinem Antheile an dem von Frh. v. Helfert herausgegebenen Werke „Oester. Geschichte f. d. Volk", dessen 14. Bd. — die Epoche von 1805—1811 — aus seiner Feder (1866) erschien, und mehreren akademischen Publicationen, deren eine, die „Selbstbiographie Christophs von Thein (1453—1516)", vom J. 1876, die einzige Publication ist, in welcher sich W. dem Mittelalter nähert. — Den Anfang macht ein Hauptwerk für die erste Hälfte der Regierung K. Leopold's I.: „Fürst Wenzel Lobkowitz (1659—1677)", 1869; dann folgte 1870 „die Aufhebung der Klöster in Inneröfterreich", vorzugsweise nach den Acten des Grazer Statthaltereiarchivs, als ein Beitrag zur Geschichte des Josephinismus, 1873 das Buch über „Lukas Geizkofler" als Bearbeitung der Selbstbiographie dieses interessanten Zeugen der wechselnden Geschicke des Protestantismus in Tirol (1550—1620), 1875 das

Lebensbild „Fürstin Eleonore Liechtenstein, 1795—1811", nach ihren Briefen und Memoiren, und 1878—1880 die besonders gelungenen „Geschichtlichen Bilder aus Oesterreich", 2 Bde. Der erste versucht das Zeitalter der Reformation auf dem Boden Oesterreichs (1526—1648) im allgemeinen und durch 7 Lebensskizzen zu veranschaulichen, während der zweite in gleicher Weise in einer allgemeinen Charakteristik das Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung (1648—1792) 6 biographische Zeitgemälde und verschiedene typische Erscheinungen aus dem Leben der Städte und der Bürgerschaft anreiht. — Noch in der Schlußzeit seines Lebens war W. mit der Bearbeitung einer Monographie für die Oncken'sche Weltgeschichte und zwar über „Oesterreich unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II." (1740—1792) beschäftigt. Ueber die zweite Lieferung brachte es der Leidende nicht hinaus; die Vollendung des Begonnenen wurde seinem jüngeren Berufsgenossen Hanns v. Zwiedineck anvertraut und von ihm abgeschlossen. Aber auch in anderer Richtung erwies sich der vielseitige, feinfühlige und formgewandte Historiker thätig. Mit seiner Heimath verknüpfte ihn das Buch „Volkslieder aus dem Egerlande" (1869) und dem Andenken des Malers Blaas ist die Herausgabe seiner Selbstbiographie gerecht geworden (1876).

H. v. Zeißberg, im Almanach der Kais. Akad. d. Wiss. Jahrg. 1884. — Krones, Gesch. d. K. F. Univ. in Graz, 1886. — Wurzbach, Lexikon, 57. Bd. 1889. F. v. Krones.

Wolf: Erasmus W., katholischer Theologe und Philosoph, † zu Ingolstadt am 18. Januar 1553. W. war zu Landsberg in Baiern geboren. Im J. 1534 kam er an die Universität Ingolstadt, wurde daselbst später Magister der freien Künste und Professor der Philosophie. Ohne Geistlicher zu sein, hatte er auch ein Kanonikat in dem Stifte St. Moritz zu Augsburg erhalten. Drei Mal war er Rector der Universität Ingolstadt, in den Jahren 1543, 1548 und 1550. Am 1. Mai 1544 wurde er auch zum Regens des Collegium Georgianum ernannt, dem er als solcher bis 1551 vorstand. Nachdem er erst im J. 1550 die Priesterweihe empfangen hatte, erhielt er die Pfarrei St. Moritz in Ingolstadt. Im J. 1552 wurde er auch Vicekanzler der Universität an Stelle des Petrus Canisius. — W. schrieb nach dem Tode des Johannes Eck († am 10. Februar 1543) einen Bericht über sein Hinscheiden zur Abwehr gegnerischer Verleumdungen („Epistola de obitu Joan. Eckii Theologi, adversus calumniam Viti Theodorici Ecclesiastae Norimbergensis"), der mit der nach Eck's Tode veröffentlichten „Epistola Johan. Eckii Theologi de ratione studiorum suorum" (Ingolstadii 1543) zusammen gedruckt wurde. In den „Threni in obitum Jo. Eckii cum oratione funebri Jo. Saliceti" (Ingolstadii 1543) ist ein „Epicedion in Eckium" von W. mit enthalten. Außerdem existirt von ihm ein „Carmen pro pace Ecclesiae" (Ingolstadii 1545).

J. N. Mederer, Annales Ingolstadiensis Academiae, P. I (1782), p. 151, 182, 190 s., 206, 214, 219 s., 235. — A. M. Kobolt, Ergänzungen und Berichtigungen zum Baierischen Gelehrten-Lexikon (Landshut 1824), S. 299 f. — Th. Wiedemann, Dr. Joh. Eck (Regensburg 1865), S. 355, 647 f. — Andreas Schmid, Gesch. d. Georgianums in München (Regensburg 1894), S. 38, 94. Lauchert.

Wolf: Ernst Wilhelm W. (Wolff), ein in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebter Componist, geboren 1735 zu Großbehrungen bei Gotha, † am 7. December 1792 in Weimar. Er besuchte die Gymnasien zu Eisenach, dann das in Gotha, darauf 1755 die Universität in Jena, wo er aber mehr die Musik als seine Wissenschaft pflegte, auch wurde ihm dort die Direction des Collegium musicum übertragen, in der er nun besonders seine Compositionsversuche zur Aufführung bringen konnte. Von Jena ging er nach

Leipzig und kam 1761 als Concertmeister nach Weimar, wo er 1768 den Capellmeisterposten erhielt und sowol an Gesangs- wie Instrumentalcompositionen eine Unmenge schuf, die von den Zeitgenossen mit Bewunderung aufgenommen wurden. Gerber im alten Lexikon (1790) nennt seine Compositionen classisch. Fleiß kann man ihm nicht absprechen, denn neben seinen Amtspflichten fand er noch Zeit zu litterarischen Ergüssen und theoretischen Lehrbüchern (1788), schrieb drei Passionsmusiken, geistliche und Festcantaten, Motetten und Arien, gegen 21 Operetten, Opern und Singspiele, von denen einige, wie „Die Dorfdeputirten", „Das Gärtnermädchen" und „Die treuen Köhler" eine Verbreitung über ganz Deutschland erfuhren. Zahlreich sind die Instrumentalwerke, die in Clavierconcerten, Claviersonaten mit und ohne Begleitung, Sinfonien u. a. Kammermusik bestehen, die zum größten Theile im Druck erschienen und von denen sich Exemplare in der kgl. Bibliothek zu Berlin, der kgl. Musikaliensammlung in Dresden und der Hof- und Staatsbibliothek in München befinden. Die allgemeine Verehrung die er genoß zeigt sich auch in den zahlreichen Biographien, die gleich nach seinem Tode erschienen, wie in Schlichtegroll's Nekrologen Bd. 2, 1792, Reichardt im Berliner Archiv 1795 und in Koch's Journale der Tonkunst S. 243. Rob. Eitner.

Wolf: Ferdinand Josef W., hervorragender Forscher auf dem Gebiete der romanischen Philologie und Mitbegründer dieser Wissenschaft, wurde am 8. December 1796 zu Wien geboren. Seine erste Ausbildung erhielt er an dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt, übersiedelte 1809 mit seinen Eltern nach Graz und setzte ebenda seine Studien, zunächst an dem Gymnasium, dann an der Universität fort. Schon zu jener Zeit machte sich seine ausgesprochene Neigung zu den romanischen Sprachen und Litteraturen geltend, deren Studium er in den Jahren 1814 und 1815, während der Absolvirung des sog. philosophischen Universitätscursus, begann. Zunächst wandte er sich dem Französischen und Italienischen zu, und betrieb dann mit besonderem Eifer das Studium des Spanischen. Sein feines Verständniß für Musik, die er mit Erfolg praktisch übte — auch selbständige Tondichtungen, wie die zu Goethe's „Nachtgesang" und „Sehnsucht" versuchte er — unterstützte ihn in seiner theoretisch-musikalischen Ausbildung, die in verschiedenen späteren Werken, besonders in dem über die Lais zu Tage tritt. Gleich seinem großen Mitforscher Diez war er — wol mit Rücksicht auf die Stellung seines Stiefvaters Dr. Josef Schwamberger, der in Graz eine ausgebreitete Thätigkeit als Rechtsanwalt entfaltet hatte — für die juristische Laufbahn bestimmt worden, sah aber ebenso wie Diez in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den romanischen Sprachen und Litteraturen seine eigentliche, mit der advocatorischen Praxis grell contrastirende Lebensaufgabe. W. bewarb sich am 12. Decbr. 1819 um die Stelle eines unbesoldeten Praktikanten an der k. k. Hofbibliothek zu Wien, die er auf Antrag des Präfecten Ossolinski schon am 16. desselben Monats erhielt. Wolf's Ernennung zum dritten Scriptor der k. k. Hofbibliothek erfolgte am 7. December 1827; am 10. Februar 1838 rückte er zum 2. Scriptor, im J. 1853, nach dem Scheiden J. v. Eichenfeld's zum 3. Custos vor und wurde von da an Vorstand des Handschriftendepartements, welche Stellung er bis zu seinem Tode inne hatte. Diese Stellung als Vorsteher einer der größten und reichsten Manuscriptensammlungen Europas und als Beamter einer Bibliothek, welche die seltensten und erlesensten Werke gerade aus den romanischen Litteraturen birgt, ist zweifellos für seine spätere Forschungs- und Arbeitsrichtung von ausschlaggebender Bedeutung gewesen; bestimmend für Wolf's Studien waren noch andere Umstände, die bei Erkenntniß des Werdegangs eines Autodidacten, der W. ja vornehmlich war, nicht zu vernachlässigen sind. Die damals herrschende, von

der romantischen Schule vorzugsweise beeinflußte Strömung in der Litteratur verfehlte auf W. umsoweniger ihre Wirkung, als sie den sogenannten modernen Litteraturen ihr besonderes Augenmerk zugewandt hatte. W. stand in seinen ersten Forscherjahren fast völlig auf dem Boden der Romantik und fühlte sich — abgesehen von den Hauptvertretern dieser Richtung — vorzüglich durch Fouqué mächtig angezogen, wofür mannichfache Beweise vorliegen. Die Ziele der Schule: Verschmelzung von Poesie und Leben, Eindringen in die Zauberwelt des Mittelalters, vor allem in die Aeußerungen volksthümlicher Dichtung und nationalen Singens und Sagens schwebten W. verlockend vor den Augen. Wie sehr die allgemeinen politischen Verhältnisse gerade damals solche Bestrebungen begünstigten, ist bekannt. Man thäte dem allerdings still für sich fortarbeitenden Gelehrten Unrecht, wollte man annehmen, daß die mächtigen politischen Umwälzungen zu Beginn unseres Jahrhunderts an ihm spurlos vorübergegangen wären. Wenn es ihm auch nicht vergönnt war, persönlich an der Befreiung des deutschen Vaterlandes mitzuwirken, wie Diez, der 1813 mit anderen patriotischen Jünglingen der Gießener Hochschule an den Feldzügen gegen Frankreich theilnahm, so verfehlte der nationale Kampf gerade bei dem forschenden Litterarhistoriker keineswegs seine Wirkung.

„Es bedurfte fürwahr", so bekennt W., „einer neuen ‚Geißel Gottes', der eisernen Faust eines Welteroberers, . . um die Nationen aus dieser Lethargie aufzurütteln und wieder zum Selbstbewußtsein zu bringen . . . . um die Völker das letzte Rettungsmittel ihrer nationellen Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit in der Erhaltung ihrer Sprache und in der Pflege ihrer volksthümlichen Literatur wieder aufsuchen zu lassen." (Ueber die Romanzenpoesie der Spanier, Studien, S. 306.) Mit Stolz registrirt W. die Leistungen des durch die Fremdherrschaft gerade am schwersten geprüften Volkes, der Deutschen, auf diesem Felde nationaler Wiedergeburt; zum Preise eines Uhland, Herder, Jacob Grimm, Depping, der Schlegel, Tieck, Geibel, Schack scheint ihm kein Lobeswort genügend, und fast möchte es scheinen, als ob Wolf's ganzes Lebenswerk in dem Vorsatze aufging, den größten Schatz eines Volkes, das Bewußtsein seiner Kraft und seines Werthes, zu heben. Dieser hohen Aufgabe sucht er seinerseits durch möglichst eindringliche Erforschung und Darstellung der echt nationalen Denkmäler der Litteratur zu genügen. In solchem Streben gelangt er zur Ueberzeugung, „daß die Geschichte der Nationallitteratur eines Volkes, wenn sie diesen Namen verdienen soll, weder im Ganzen noch in ihren Einzelheiten, ja nicht einmal die Monographie einer bedeutenden Erscheinung oder eines hervorragenden Schriftstellers geschrieben werden könne, ohne die genetischen Bedingungen dieser Erscheinung, die geographisch-statistischen, historisch-synchronistischen Zustände zu berücksichtigen, ohne die Völker in ihren ethnographischen Elementen und internationalen Verhältnissen, die Periode in ihrem causalen Zusammenhange und selbst die Individuen in ihren Beziehungen zu den nationellen und zeitlichen Richtungen zu betrachten; kurz, auch hier sucht man nun, wie in der Naturforschung, jede Erscheinung als Manifestation eines größeren Organismus in ihre Elemente analytisch zu zerlegen und nach diesem Maßstab synthetisch zu würdigen". (Zur Geschichte des spanischen Dramas, Studien S. 557.) In dem dargelegten Sinne glaubt W. die umstrittene Frage nach Wesen und Aufgabe der Litteraturgeschichte entscheiden zu müssen, und durch peinliche Beobachtung der von ihm als unumstößlich sicher angesehenen Principien ist W. einer der entschiedensten Vertreter des litteraturgeschichtlichen Pragmatismus geworden.

So vereinigten sich bei W. verschiedene Momente, die persönliche Stellung, die ausschlaggebende romantische Litteraturströmung, endlich die politische Lage, um seine Forschungsrichtung nachhaltig bis zum Ende seiner Tage zu bestimmen.

Seinerseits war nun W. bemüht, diese Einflüsse fruchtbar zu nützen. Trotz seiner anspruchsvollen Bureauarbeit — die Devise des echten Bibliothekars: Aliis inserviendo consumor läßt sich mit vollem Recht auf ihn anwenden — fand er Zeit, sich eine unabsehbare Menge bibliographischen und litterarhistorischen Materials zu beschaffen, es nach den angedeuteten Gesichtspunkten zu ordnen und zu verwerthen, wobei er durch ein staunenswerthes Gedächtniß unterstützt wurde. Wolf's Lebenswerk detaillirt zu schildern, ist an dieser Stelle nicht möglich. Adolf Mussafia's Bibliographie der Schriften Wolf's, das glänzendste Denkmal, welches dem unermüdlich thätigen Manne errichtet werden konnte, begreift 117 Nummern; die Titel der Arbeiten Wolf's (aus den Jahren 1821 bis 1866) füllen 20 Druckseiten. Hiezu kommt noch, abgesehen von den später zu nennenden unveröffentlichten Arbeiten, die Ausgabe: „Kleinere Schriften von F. Wolf“, welche Edmund Stengel pietätvoll zusammenstellte (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, Bd. LXXXVII, Marburg 1890), in der einige ungedruckte Schriften Wolf's aus seinem Nachlaß zum ersten Mal bekannt gemacht wurden.

Uebersieht man Wolf's wissenschaftliche Publicationen, so fällt zunächst ein bemerkenswerther Umstand auf. Die überwiegende Mehrzahl derselben, ja sogar ein guter Theil seiner allerwichtigsten Schriften, sind Bücherbesprechungen und Anzeigen. Im J. 1858, als seine Freunde Münch-Bellinghausen und Schack, sowie ein „minder freundlicher Mahner, das Greisenalter“, zur Rückschau und zum Abschluß aufforderten, stellte W. eine Reihe von Arbeiten, die er selbst als die wichtigsten erachtete, in einem Bande: „Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur“ zusammen. Die in demselben enthaltenen Aufsätze sind fast durchwegs Recensionen. Der erste Beitrag zur Geschichte der spanischen Litteratur im Mittelalter geht von Bouterwek's bekanntem Buche, beziehungsweise der spanischen Uebersetzung desselben durch Gomez de la Cortima und Hugalde y Mollinedo aus. Die umfangreiche Schrift über die Romanzenpoesie der Spanier bespricht die Arbeiten von Rosseeuw de St. Hilaire, Huber, Depping u. A.; der dritte Theil der Studien: „Zur Geschichte des spanischen Dramas“ knüpft an das große Werk von Schack an, der vierte Theil endlich: „Zur Geschichte der portugiesischen Litteratur im Mittelalter“ an Bellermann's „Alte Liederbücher der Portugiesen“. Auch das umfangreichste und in seiner Art wol bedeutendste Werk Wolf's über die mittelalterlichen „Lais, Sequenzen und Leiche“ verdankte, wie W. selbst bekennt, Francisque Michel's „Lais inédits des XII^{e} et XIII^{e} siècles“ seine Entstehung; es ist eine Erweiterung der Kritik dieses Buches (in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik; Juli 1837, Nr. 18—20), die freilich nach vierjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande einen vom Verfasser wol selbst ursprünglich nicht geahnten Umfang angenommen hatte. Sehr verfehlt wäre es, zu glauben, daß diese Eigenthümlichkeit Wolf's aus einer geringen Selbständigkeit in der Wahl seines Arbeitsfeldes oder aus dem Bedürfniß entsprungen wäre, sich den Arbeiten Anderer anzuschließen. Es ist richtig, daß Wolf's Kritiken — auch in dieser Beziehung für jede Art wissenschaftlicher Beurtheilung und für alle Zeit mustergültig — von größtem Wohlwollen für die Resultate der Forschung Anderer erfüllt sind, daß W., wo er immer hiezu Gelegenheit fand, mit freudiger Anerkennung nicht sparte und dem Vortrag gegentheiliger Ansichten seinerseits jede Spitze benahm. Man mag dies für einen Ausfluß der Situation des wissenschaftlichen Kleinbetriebes romanischer Forschung in jener Zeit betrachten, da die spärlichen Besteller des Arbeitsfeldes sich freuten, einander freundschaftlich die Hände zu reichen, im Gegensatz zu heute, wo die größere Zahl von Arbeitskräften auf demselben Felde nur zu häufig Reibungen veranlaßt. Wolf's Handhabung der

Kritik bedeutet aber mehr. Sein Urtheil galt nur der Sache; ein Eingehen auf das Persönliche hielt er ferne; daß er von diesen seinen Principien nicht abwich, wenn er die bahnbrechenden Leistungen der Deutschen in der Erforschung fremder Litteraturen ins Licht rückte, ist wol einleuchtend.

Wolf's recensirende Thätigkeit entsprang in Wahrheit dem Wunsche, den zeitgenössischen Forschungen auf romanischem Gebiete Anerkennung zu verschaffen, und hiedurch zu weiterer Thätigkeit anzuspornen. Ja, die recensirte Arbeit diente, streng genommen, in einer großen Zahl von Fällen nur als Folie für die bedeutenden Ergebnisse, die W. selbständig bei solchen Gelegenheiten vortrug, und die natürlich, auch ohne die belanglose Form der Recension, denselben Werth behauptet hätten. Als Beispiel für eine solche Besprechung, die bei verhältnißmäßig geringem Umfange das von einem Andern dargebotene Material in lichtvollster Weise zu gruppiren wußte, ist die Recension von Malo de Molina's Buch „Rodrigo el Campeador“, welche W., bereits auf der Höhe seiner Forschung stehend, im 1. Bande des Jahrbuchs für romanische und englische Literatur (1859, S. 120 ff.) veröffentlichte. Malo de Molina hatte auf die merkwürdige Wandlung aufmerksam gemacht, welche die Erfassung des Cid als Sagengestalt in der spanischen Litteratur aufweist, ohne für diese Erscheinung triftige Erklärungen bieten zu können. W. wies nun nach, daß sich in dieser Verschiedenartigkeit der Auffassung nichts anderes widerspiegle, als die Entwicklung und die Modification des Volksbewußtseins. Im Anfange gab das Volk, sich mehr als Einheit fühlend, seinem idealen Repräsentanten eine mehr demokratische Färbung: Nachklänge in den ältesten Cid-Romanzen. Aus der Feudalaristokratie entwickelt sich der Herr von Vivar, der mächtige Kronvasall: Crónica rimada. Unter dem Monarchismus, besonders unter den katholischen Königen, wird der Cid der treue Diener seines Herrn; unter der Herrschaft der Philippe wird er gar der vollendete Hofmann: Romancero general und Comedias. Diesem typischen Beispiele für Wolf's echt historische Litteraturforschung ließen sich noch gar manche andere zur Seite stellen; so besonders die in dem bereits erwähnten Bande der Studien vereinten Besprechungen. Die Behandlung von Bouterwek's spanischer Litteraturgeschichte durch W. war im eigentlichen Sinne des Wortes epochemachend. Zum ersten Male zeigte W. die außerordentliche Bedeutung der mittelalterlichen spanischen Litteraturdenkmäler, denen man bisher eine viel zu geringe Wichtigkeit beigemessen hatte. Er betonte, wie keiner vor ihm, im Gegensatz zu Bouterwek und Anderen (auch zu den spanischen Litterarhistorikern) die vollendete Schönheit des Gedichtes vom Cid, sowol inbezug auf die Wahl des Stoffes, als auch auf den Aufbau und die Form, und gab auch für die übrigen älteren Denkmäler zum ersten Male auf Grund seiner und verständiger Handhabung der historischen Kritik grundlegende Untersuchungen und eine für alle spätere Zeit maßgebende Beurtheilung. Dieselben Vorzüge zeichnen auch die übrigen bereits erwähnten Besprechungen in den „Studien“ aus. Ein classisches Muster für die Vereinigung bibliographischer und litterarhistorischer Untersuchungen stellt sein Aufsatz: „Ueber die Romanzenpoesie der Spanier“ dar. W. zeigte in demselben, daß die scheinbar so trockene Arbeit des Bibliographen, die sich nach der landläufigen Annahme in der Angabe von Jahres-, Seiten- und Zeilenzahlen erschöpft, einen nützlichen, ja unentbehrlichen Behelf für den Litterarhistoriker darstellt, wie durch chronologische Anordnung der Romanzensammlungen erst die genetische Entwicklung dieser eigenartigen Dichtung erkannt, und wie auf Grund dieses Materials wieder die innige Wechselbeziehung zwischen Poesie und Volksleben, zwischen Litteraturproduct und nationaler Neigung fixirt werden kann. W. war in der Lage, über ein Material von Romanzendichtungen zu verfügen,

welches vor ihm noch niemand in gleichem Umfang und gleicher Vollständigkeit bewältigt hatte. Den Grund zu seinen einschlägigen Textpublicationen legte er mit der Herausgabe der sogenannten „Rosa de romances ó Romances sacados de las Rosas de Juan Timoneda“ (1846), Excerpte aus einem Unicum der Wiener Hofbibliothek, dessen Werth durch ihn zum ersten Mal die entsprechende Würdigung fand. Ferner gab er aus einer Sammlung spanischer Romanzen auf fliegenden Blättern (in der Prager Universitätsbibliothek aufbewahrt) 40 noch unbekannte Volksromanzen heraus und krönte schließlich diese auf kritische Sammlung, Sichtung und Erklärung der alten spanischen Lieder hinzielende Thätigkeit durch die im Verein mit Konrad Hofmann 1856 publicirte „Primavera y flor de Romances ó coleccion de los más viejos y más populares Romances castellanos“ (Berlin, 2 Bde.). Mit Recht werden dieser Ausgabe große Umsicht in der Auswahl der Stücke, wie glückliche Handhabung der historischen und philologischen Kritik nachgerühmt. Wolf's eingehende Beschäftigung auch mit der neueren spanischen Litteratur hatte schon die viel früher (1837) erschienene „Floresta de rimas modernas castellanas“ bekundet, eine Anthologie aus den Werken einer großen Zahl von Dichtern (Ign. de Luzan bis Breton de los Herreros). Bibliographische und biographische Nachrichten, z. Th. von den Autoren selbst geliefert, erhöhen den Werth dieser Ausgabe. Die Recension des Schack'schen Werkes (s. o.) zeigt W. wieder als gründlichen Kenner des spanischen Dramas, das er hier bis Alarcon verfolgte, während sein Interesse für die neuere spanische Erzählung durch mehrere F. Caballero gewidmete Aufsätze (1859, 1861, 1863) erkennbar wird. So hatte W. mit der ihm eigenen Gründlichkeit fast sämmtliche Hauptgebiete der spanischen Litteratur in seine Forschung einbezogen. Als eines der glänzendsten Ergebnisse der Methode Wolf's, auf Grund eines umfassenden Materials unter sorgfältiger Sichtung der zu behandelnden Litteraturproducte die Untersuchung zu führen, darf sein 1841 erschienenes Buch „Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche, ein Beitrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder und der volksmäßigen Kirchen- und Kunstlieder im Mittelalter“ bezeichnet werden, eine Leistung, welche sich außerdem noch dadurch auszeichnet, daß sich W. hier geradezu auf einen universellen Standpunkt erhebt und das Gesammtgebiet der mittelalterlichen Litteratur, natürlich mit Bezug auf den erörterten Gegenstand, in den Kreis seiner Untersuchung zieht. W. erkannte, daß nur auf diesem scheinbaren Umwege, d. h. durch Erforschung der einschlägigen Liedergattung bei allen europäischen Culturvölkern im Mittelalter zu einem sicheren Ergebniß zu gelangen sei. Auf diesem breiten Boden fußend, erörtert er zunächst die ursprünglichen und die abgeleiteten Bedeutungen des Namens Lai, die Form der genuinen mit Lais bezeichneten Volkslieder und ihr Verhältniß zu den späteren epischen Lais, die Vortragsweise der ursprünglichen Volkslieder und der späteren gleichnamigen französischen und englischen Ueberarbeitungen, endlich die gleichfalls Lais genannten, rein lyrischen Hervorbringungen der französischen höfischen und meisterlichen Kunstdichter. So versuchte er nachzuweisen, daß der Werdegang der modernen Dichtung aufs innigste zusammenhänge mit der christlichen lateinischen Poesie, in welcher die Keime für Volks- und Kunstpoesie, sowol der germanischen wie auch der romanischen Völker, als vorhanden und wirkend aufgezeigt wurden. Die durch W. gewonnenen Ergebnisse auf dem Gebiete der spanischen und portugisischen Litteratur, sowie der mittelalterlichen Volkspoesie im allgemeinen sind es auch, welche unter allen seinen Forschungen den nachhaltigsten Werth besitzen, sodaß die heutigen Ansichten trotz stark vermehrten Materials mit den von ihm vertretenen im wesentlichen übereinstimmen. Die außerordentliche Regsamkeit, welche seit Wolf's Wirken sich auf dem Felde anderer moderner Litteraturen, ins-

besondere der französischen, entfaltet hat, bewirkte, daß zahlreiche Arbeiten des vielseitigen Forschers gerade auf diesem Gebiete als überholt anzusehen sind. Wie werthvoll aber auch hier Wolf's zum Theil bahnbrechende Untersuchungen waren, ist von verschiedenen maßgebenden Seiten (Mussafia, Ebert, Stengel u. A.) rückhaltlos anerkannt worden; eine detaillirte Würdigung von Wolf's Untersuchungen auf dem Felde der italienischen, altfranzösischen, altdeutschen, englischen, schwedischen Litteraturen — sie erschienen in den Sitzungsberichten und Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien, in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, den Blättern für litterarische Unterhaltung, im Jahrbuch für romanische und englische Litteratur (unter besonderer Mitwirkung von F. W., herausgegeben von Adolf Ebert, vergl. ebenda VIII, 294 f.), in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, in den Altdeutschen Blättern u. s. w. —, muß unter Hinweis auf jene Beurtheilungen an dieser Stelle entfallen. Am wenigsten berücksichtigte Wolf in seinen Schriften die italienische Litteratur, deren schon frühzeitig ausgeprägte Subjectivität ihn nicht sonderlich angezogen haben mag. Gleichwol galt seine Erstlingsanzeige einer Reihe neu erschienener Dante-Ausgaben (1824); die Recension von Ozanam's Buch: Italiens Franciscanerdichter im 13. Jahrh., deutsch von Julius, ist insbesondere für Wolf's vollendete Objectivität in der Beurtheilung merkwürdig. Weit ausgiebiger war Wolf's Beschäftigung mit den verschiedensten Producten der altfranzösischen und der provençalischen Litteratur. Als einer der ersten Deutschen förderte er das Studium der französischen mittelalterlichen Litteratur durch seine 1833 erschienene Abhandlung „über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte“, eine Erstlingsschrift, deren Werth inbezug auf die Untersuchungen über den Dichter des Romans „Berte aux grands pies“ und das Verhältniß dieser Sage zur Ueberlieferung und den späteren Bearbeitungen selbst von einem G. Paris anerkannt wurde. Ueber die Entwicklung der lyrischen Poesie im Mittelalter und ihre Unterschiede von der Volksdichtung spricht W. in der Anzeige von P. Paris Romancero françois (1834); seine historische Betrachtungsweise der Litteratur bestätigt er aufs glänzendste in der für das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon geschriebenen Abhandlung „Die französische Litteratur bis auf Franz I.“, wo er in gedrängter Kürze eine Uebersicht der Entwicklung der französischen Litteratur des Mittelalters gibt, welche zu Wolf's Zeit von keiner ähnlichen Leistung übertroffen wurde. Nicht unerwähnt möge ferner ein von ihm gelieferter Beitrag zur Litteratur der Volksbücher bleiben, nämlich sein Aufsatz über zwei niederländische Volksbücher von der Königin Sibille und Huon von Bordeaux. Wichtig sind auch seine Arbeiten über den „Roman de Renart le contrefait“ (1861) und über einige altfranzösische Doctrinen und Allegorien von der Minne (1864); im folgenden Jahre endlich machte W. in einem Aufsatz über „Méraugis de Portlesguez“ von Raoul de Houdenc zuerst auf diesen bedeutenden Zeitgenossen Crestien's de Troyes aufmerksam. Von Wolf's eingehender Beschäftigung mit der portugiesischen Litteratur legt gleichfalls eine Reihe von werthvollen Arbeiten beredtes Zeugniß ab. In der oben erwähnten Besprechung von Bellermann's Schrift über die alten Liederbücher der Portugiesen, wies W. zuerst den Einfluß der provençal. Troubadours auf die port. Litteratur nach; das Zusammentreffen mehrerer günstiger Umstände setzte ihn ferner in den Stand, eine vollständige Geschichte der brasilianischen Litteratur (1863) abzufassen, durch die er wieder ein bis dahin größtentheils unbearbeitetes Feld der Forschung eröffnete. Bei der kritischen Besprechung der Monumens de la littérature romane von Gatien-Arnoult sehen wir unseren Forscher auf dem Gebiete der provençalischen Litteratur thätig; seine Vorrede zur

Warrens'schen Uebersetzung alter schwedischer Volkslieder gibt ihm Gelegenheit zu trefflichen Erörterungen über Wesen und Entstehung der Volkslieder.

W. war, wie man sieht, in erster Linie Litterarhistoriker, nicht Linguist: die Erscheinung des Litteraturdenkmals an sich, seine Entstehungsbedingungen und sein Verhältniß in nationaler Beziehung waren Hauptgegenstände seiner Untersuchung. Gleichwol hat er den Werth sprachwissenschaftlicher Forschung voll gewürdigt und das Idiom war ihm stets mehr als Mittel zum Zweck; das beweisen seine zahlreichen feinen Beobachtungen auf sprachlichem Gebiete und nicht zuletzt die Begeisterung, mit der er Diez' „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen" begrüßte. Die Form seiner Darstellung wird nicht allein durch das Wohlwollen für die Leistungen seiner Mitforscher, sondern auch durch das Streben, seiner Untersuchung eine klar faßliche und gefällige Gestalt zu geben, gekennzeichnet; nur selten ringt seine Diction mit dem Gegenstand, wie z. B. in dem Buche über die Lais, in dessen Eingange er gesteht, daß er hier wiederholt die Form der Sache zum Opfer bringen mußte. Im Zusammenhang mit dem Wunsche, allgemein verständlich zu sein, und für den Gegenstand seiner Studien auch weitere Kreise zu interessiren, steht seine Betheiligung an der Ausgabe des Conversationslexikon von Brockhaus und an der Realencyklopädie von Ersch und Gruber. Dem Bedürfniß, zu fördern, mitzutheilen und das Erworbene anderen zugute kommen zu lassen, trug er natürlich in erster Linie bei Ausübung seiner amtlichen Thätigkeit Rechnung. Er war auch in dieser Beziehung eine Zierde der k. k. Hofbibliothek in Wien, deren Besucher im Lobe des still bescheidenen, liebenswürdigen und stets zuvorkommenden Gelehrten einig waren. Die k. k. Hofbibliothek bewahrt auch einen Theil seines handschriftlichen Nachlasses; im Codex Nr. 14 547 das deutsche Original: „Geschichte der brasilischen Nationallitteratur", des oben erwähnten Werkes: Le Brésil littéraire; im Codex Nr. 15 110 eine Reihe von Excerpten: „Zur Geschichte des Ritterwesens I", einen Gegenstand, den W. wahrscheinlich eingehender behandeln wollte. Fünf Foliobände (Cod. Nr. 14 671—14 675) enthalten eine von W. veranlaßte Sammlung von Urkunden, betreffend den Aufstand der spanischen Comunidades gegen Karl V., Copien aus dem Archivo general zu Simancas und aus dem Archivo de la Real Academia de la Historia zu Madrid. W. hatte sich, wie Ebert (a. u. a. O. 298) mittheilt, schon längere Zeit mit dem Plane getragen, „die Geschichte des Städteaufstandes in Spanien" zu schreiben, und das Jahr 1848 hatte ihn neuerlich lebhaft auf den Gegenstand zurückgeführt; seine Absicht ist jedoch unausgeführt geblieben. Sehr merkwürdig sind ferner Wolf's bis jetzt noch ganz unbekannte Berichte über die Auction Tieck in Berlin (1849), welcher er als Commissar der k. k. Hofbibliothek beiwohnte; interessante Erinnerungen an dieses für die Bibliographie und Bibliophilie wichtige Ereigniß, die W. nicht bloß als begeisterten Bücherfreund, sondern auch, was man zunächst nicht erwarten sollte, als diplomatisch geschickten Agenten erkennen lassen. Der merkwürdigste Theil des Wolf'schen Nachlasses ist gleichfalls noch unbekannt. Als Schreiber dieser Zeilen Wolf's Referat an der k. k. Hofbibliothek übernahm, fand er ein von W. verfaßtes, mehrere tausend Zettel umfassendes Sonderverzeichniß der Werke des kaiserlichen Institutes, welche sich auf spanische und portugiesische Litteratur, Sprache, Geschichte, Geographie, Culturverhältnisse u. s. w. beziehen. Es sind, wenn man will, Grundzüge zu einer Geschichte der spanischen und portugiesischen Litteratur, mit Rücksicht auf die reichen einschlägigen Bestände der k. k. Hofbibliothek in Wien.

Die Anlage dieses großen Katalogs, welcher W. Jahrzehnte hindurch beschäftigt haben dürfte, sowie seine auf das Gesammtgebiet der spanischen Litteratur von ihren ersten Anfängen bis zu den zeitgenössischen Productionen

bezüglichen zahlreichen Arbeiten, nicht minder auch Wolf's Theilnahme an der von Julius bearbeiteten deutschen Ausgabe von Ticknor's Geschichte der spanischen Nationallitteratur, die er durch werthvolle Zusätze, Anmerkungen und Excurse bereicherte, weisen deutlich auf ein Ziel, das ihn bis in seine letzten Tage angelegentlichst beschäftigte — fast schon sterbend hatte er die Druckbogen des eben erwähnten Werkes durchcorrigirt. Dieses Ziel war die Abfassung einer spanischen Litteraturgeschichte in dem Umfange und der idealen Detailausführung, wie sie nur er hätte liefern können, und bis heute, da Amador's Werk ein Torso blieb, auch von den Spaniern noch nicht geliefert worden ist. — W. verschied am 18. Februar 1866, und am darauffolgenden Tage berichtete der Vorstand der Hofbibliothek Eligius Freiherr v. Münch-Bellinghausen an die vorgesetzte Behörde, daß „die Hofbibliothek gestern, den 18., durch den Tod eines ihrer ausgezeichnetsten und hervorragendsten Beamten, des in ganz Europa als Kenner der romanischen Sprachen und Litteraturen rühmlichst bekannten Custos Doctor Ferdinand Wolf einen schweren Verlust erlitten habe". — Schule im eigentlichen Sinne des Wortes hat W. nicht gemacht. Er vertrat sein Fach nicht an der Universität, sondern, abgesehen von seiner amtlichen Stellung, vor allem in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, welcher er seit ihrer Gründung angehörte, und in der er im J. 1847 zum Secretär der philologisch-historischen Classe erwählt wurde. 1846 wurde ihm von der Universität Göttingen das Doctorat honoris causa verliehen, welche Ehrung ihm neben seinen vielen anderen Auszeichnungen von seiten europäischer Souveräne sowie den Ernennungen zum Mitgliede zahlreicher Akademien und gelehrter Gesellschaften zur stolzen Freude gereichte. Wirkte Wolf's persönliche Anregung und Lehre auch nicht auf der Hochschule, so galt sie umsomehr im Kreise seiner Familie und seiner Freunde. Wolf's Sohn Adolf, gleichfalls Beamter der Hofbibliothek, geboren 1826, † 1875, sowie seine Tochter Hedwig, geboren 1831, † 1894 (vergl. die betr. Artikel in Wurzbach's biogr. Lexikon u. unten S. 751) wirkten im Geiste ihres Vaters fort. Ersterem verdanken wir zahlreiche, meist allgemein gehaltene Aufsätze aus verschiedenen Gebieten der modernen Litteraturen, letzterer manche gelungene Uebersetzung aus dem Spanischen (Fernan Caballero). Für die Anregung, welche W. einem großen Kreis von litterarischen Freunden lieferte, zeugt seine ausgebreitete Correspondenz; sie ist gegenwärtig in der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrt, zählt etwa fünfhundert Stücke — eine „Fundgrube für die Geschichte der romanischen Philologie", wie sie Stengel nennt. Hier begegnen uns berühmte Namen: Geibel, Jakob Grimm, Maßmann, Enk, Benecke, Haupt, von der Hagen, Hoffmann von Fallersleben, Immanuel Bekker, Wilhelm und Philipp Wackernagel, Keller, R. Hofmann, Lemcke, Huber, A. Tobler, G. Paris, du Méril, Brunet, Circourt, de la Rue, Raynouard, Fauriel, Michel, Monnin, Gachard, Monti, Wright, Madden, Prescott, Ticknor, Mila y Fontanals, Gayangos, Duran, Amador de los Rios u. a. Als glänzendster Beweis für das Fortwirken von Wolf's meisterhaften Forschungen mag die Thatsache angeführt werdrn, daß seine „Studien" soeben ins Spanische übersetzt werden (s. u.), und der erste zeitgenössische Litteraturhistoriker Spaniens, Marcelino Menendez Pelayo, in einer einleitenden Note es als eine Nothwendigkeit für einen jeden Freund vaterländischer Litteratur erklärt, die Werke des „principe de los hispanistas no solo de Alemania, sino de toda Europa", dem die spanische Nation immerwährenden Dank schuldig sei, kennen zu lernen..

Die von C. v. Wurzbach im biographischen Lexikon (Bd. LVII, 273—282) gelieferte Zusammenstellung der bis 1889 erschienenen, W. behandelnden Biographien bedarf einiger Berichtigungen und Ergänzungen. Mussafia's Zusammenstellung der Wolf'schen Schriften ist nach dem Titel eines seltenen Sonder-

abdrucks: „Jahresbericht über die Wirksamkeit der kais. Akademie der Wissenschaften ... im J. 1866" citirt. Der richtige bibliographische Titel ist: „Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften". Bd. XVI, Wien 1866, S. 183—202. Der wichtige Aufsatz Ad. Ebert's: „Ferdinand Wolf, seine Bedeutung für die romanische Philologie, namentlich die Litteraturgeschichte", im Jahrbuch f. rom. u. engl. Litt. VIII (1867), 271—305 fehlt bei Wurzbach. Zu Ebert's Ergänzungen der Bibliographie Mussafia's kämen noch die (zur Zeit der Abfassung dieser noch nicht erschienenen) Beilagen 3 und 4 zu Band II der deutschen Ausgabe von Ticknor's Geschichte der schönen Litteratur in Spanien (Leipzig 1867): „Ueber die Romanzenpoesie der Spanier" (S. 479—504) und „Die Liederbücher der Spanier" (S. 506—539); dann die von Julian Sanz del Rio veranstaltete Uebersetzung des 1852 erschienenen Todtentanzes (Nr. 54 bei Mussafia) in der Coleccion de documentos inéditos para la Historia de España, Vol. XXII (1853) 509—562; endlich La literatura castellana y portuguesa (Uebersetzung der „Studien") in La España Moderna, Año VII (1895) Nr. LXX ff. (wird noch fortgesetzt) und gesondert in Buchausgabe: Historia de las literaturas castellana y portuguesa. Traducción del alemán por M. de Unamuno, con notas y adiciones por M. Menéndez Pelayo, Madrid (1895) 8°. Vgl. auch Edmund Stengel's Einleitung zu seiner oben erwähnten Ausgabe der kleinen Schriften Wolf's, hierzu u. a. die ausführliche Besprechung dieses Buches von Cornelius August Wilkens im Feuilleton der Wiener Zeitung vom 5. und 6. August 1890. Die 28 von Stengel zum ersten Male mitgetheilten Briefe Wolf's bilden eine Art Ergänzung zu den auch biographisch wichtigen Schreiben Hoffmann v. Fallerleben's und M. Haupt's an W. (veröffentlicht von Wolf's Sohn Adolf in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Cl. LXXVII (1874), S. 97—186). Für den vorstehenden Aufsatz wurden außerdem die Personalacten der k. k. Hofbibliothek von 1819—1866 benützt. — Das Porträt Wolf's, lithographirt von Dauthage, ist von Stengel der Ausgabe der kleinen Schriften vorausgesetzt worden; andere Bildnisse erwähnt Wurzbach a. a. O. Rud. Beer.

Wolf: Friedrich August W., der berühmte Philologe und Begründer der Alterthumswissenschaft, wurde geboren am 15. Februar 1759 zu Hainrode, einem Dorfe im nördlichen Thüringen, welches unweit Nordhausen an der nach Mühlhausen führenden Straße liegt. Sein Vater, geboren 1726 unweit Nordhausen, war Schulmeister und Organist im Dorfe, übrigens ein höchst begabter und über seinen Stand gebildeter Mann, der die kleine Stelle nur angenommen hatte, um seine Braut, die Tochter des Cantors und Stadtschreibers Henrici zu Neustadt unterm Hohnstein früher heimführen zu können. Er hatte auf dem Gymnasium in Nordhausen den Unterricht von Joh. Eustachius Goldhagen genossen, gut Latein und etwas Griechisch gelernt und trieb diese Sprachen nebst Geschichte und Litteratur autodidaktisch weiter. Sein ganzer pädagogischer Ehrgeiz ging nun dahin, seinem Erstgebornen möglichst früh zu der vollständigen gelehrten Bildung zu verhelfen, die ihm selbst versagt geblieben war. Mit vorzeitigem Eifer begann er nach selbsterdachtem System schon dem noch nicht dreijährigen, aber höchst frühreifen Knaben mündlich lateinische Vocabeln und Sätzchen in correcter Aussprache einzuprägen, und lange vor dem Lesenlernen systematisch das Gedächtniß zu stärken. Es klingt fast wie Märchen, daß der Knabe bei der Feier des Hubertusburger Friedens (15. Februar 1763), also vierjährig ein vom Vater gefertigtes Dankgedicht in der Dorfkirche hersagte und bald auch ebendaselbst zuweilen für den Vater Predigten mit deutlicher Stimme vorlesen konnte, wobei die Zuhörer gerührt Freudenthränen vergossen. Seit

dem vierten Jahre trieb der Vater mit Friedrich August auch Musik, zuerst Gesang und Clavierspiel, wozu nach einigen Jahren noch mehrere Blas- und Saiteninstrumente kamen. Ein ebenso unterrichteter jüngerer Sohn wurde, dem Wunsche des Vaters folgend, Musiker von Fach und nach dem Studium der Theologie Musikdirector und Lehrer der Pfarrschule in Wernigerode, wo er 1814 als geachteter Mann starb. Einzig das Zeichnen mußten die Kinder entbehren, weil der Vater nicht selbst darin Unterricht ertheilen konnte; unser W. bedauerte diesen Mangel in späteren Jahren lebhaft. Ebenso empfand er als Erwachsener bitter den gänzlichen Mangel an körperlichen Uebungen, für die bei dem unausgesetzten Studium keine Zeit blieb. Die Mutter war, wie auch der Vater, kräftig, bieder und sorgsam, dabei stets frohsinnig und heiterer Laune; sie theilte den Ehrgeiz des Vaters für die Zukunft des Sohnes. Beide Eltern regelten ihr Verhalten gern nach volksthümlichen Sprüchwörtern; so scherzten sie oft: nur der Teufel ist arm, und waren stets zufrieden in ihren beschränkten Verhältnissen. Im Frühjahr 1767 siedelten sie über nach Nordhausen, wo der Vater zweiter Mädchenschullehrer wurde, später auch Organist. Er erreichte das 80. Lebensjahr und starb pensionirt 1808, die Mutter aber schon 1788, nach einem Besuche bei ihrem sie zärtlich liebenden Sohne in Halle. — Der kaum achtjährige Friedrich August kam Ostern 1767 in die dritte Classe des Nordhäuser Gymnasiums, nachdem ihn der Rector Fabricius hatte griechisch lesen und einige Stellen des Cicero und leichte neulateinische Verse übersetzen lassen. Man las in dieser Classe neben dem Neuen Testamente auch schon einen leichten griechischen Schriftsteller. Die Nachhülfe des Vaters mußte natürlich bald aufhören; schon Michaelis 1770 stieg der 11½jährige Knabe in die Prima auf, gerade als nach Fabricius' Tode der treffliche Pädagog Joh. Konrad Hake Rector wurde, dessen Talenten und Methode in Sprachen W. später öffentlich (in den Briefen an Heyne) seine frühe Bildung vorzugsweise zu verdanken rühmte. Leider starb Hake schon im Februar 1771; wir wissen nur, daß er mit Geschmack lateinische Dichter erklärte und selbst auch die deutsche Dichtkunst pflegte, sowie daß er bei Wolf's Eltern im Hause verkehrte, woraus der frühreife Knabe in seiner Art bedeutenden Nutzen zog, da er von dem Autodidakten Hake die Ueberzeugung gewann, das meiste ohne Lehrer aus Büchern lernen zu können. Indessen verwandelte sich das Wunderkind von Ernst und Fleiß in natürlicher Reaction gegen die bisherige Ueberspannung in geistiger Thätigkeit mit seinem 13. Jahre plötzlich für kurze Zeit „in einen der wildesten Jungen seines Alters, die jeder Vater seinen Söhnen als Muster von Unfleiß und Zeitverschwendung zeigte". Dennoch kam er auch in der Schule leidlich fort; dabei entwickelte sich seine Anlage zum Witz, sowie die Gabe zu disputiren und schnell zu Antworten bereit zu sein. Gleichzeitig trat er in ein näheres Verhältniß zu dem Cantor Frankenstein, einem originellen Kraftgenie, am Gymnasium Lehrer der Musik und des Französischen, der aber auch Englisch und Italienisch, Spanisch und Holländisch verstand und den abnormen Gymnasiasten in allen Sprachen nach und nach privatim auf seine Weise unterrichtete. W. mußte viele Verse und täglich 30 Stammwörter memoriren; er las Molière, Tasso und Don Quixote. Da Frankenstein in der Aussprache des Englischen sich nicht sicher fühlte, so wurde nur mit den Augen gelesen; die Wörterbücher der fremden Sprachen erhielt W. jedes Mal auf zwei Monate geliehen, um die nicht ableitbaren Wörter zu memoriren oder abzuschreiben. Eine Zeit lang widmete sich nun der Knabe dem Studium der neueren Sprachen so ausschließlich, daß er nach eigner Erzählung kaum ein griechisches oder lateinisches Buch in die Hand nahm. Der Schulbesuch wurde seit Hake's Tode von ihm sehr unregelmäßig betrieben und oft monatelang nach Willkür versäumt; seine Eltern

aber hatten nichts dawider, weil sie den Sohn zu Hause fleißig beschäftigt sahen und die Unzulänglichkeit des neuen Rectors Albert notorisch war, unter dem W. sogar bei einem Schulactus eine deutsche Rede zum „Lobe der Unwissenheit“, sicher nicht ohne satirische Nebenabsicht hielt. Unterdessen holte er sich von einem Lehrer in Ilfeld leihweise ganze Haufen gelehrter Bücher und studirte vom 14. bis 18. Jahre vielfach mit unmäßigem Fleiße in ungeheizter Schlafkammer die Nächte hindurch, wobei er zum Wachhalten kalte Fußbäder und Verbinden des einen Auges anwandte. Er bewältigte schon damals Massen griechischer und lateinischer Schriftsteller und lernte homerische Gesänge und ganze griechische Tragödien auswendig. Tagesüber ertheilte er jüngeren Schülern und selbst Altersgenossen in alten Sprachen und Geschichte Privatunterricht; durch diese regelmäßige und lohnende Beschäftigung gewann er eine treffliche Vorbildung für seine späteren Schulämter. Nur für Mathematik war nach eigenem Geständniß sein Kopf ganz unempfänglich. Dagegen ward die Musik nicht vernachlässigt und auch die Tanzstunde, die er auf Wunsch der Mutter annahm, blieb nicht ohne den obligaten Liebeshandel mit einer jungen Kaufmannswittwe; mit ihr las er Französisch, aber auch Wieland und Klopstock; jedoch starb sie bald darauf an der Schwindsucht. Zu Ende 1776 verließ W. die Schule mit höchst günstigem Abgangszeugnisse und ging, vom Rathe in Nordhausen mit guten Stipendien ausgestattet, Ostern 1777 auf die Universität nach Göttingen. Entschlossen, wie er war, sich der Philologie ausschließlich zu widmen, wußte er es trotz aller Abmahnungen und formellen Schwierigkeiten durchzusetzen, daß er als Philologiae Studiosus, der erste in Deutschland und überhaupt, immatriculirt wurde und damit gleichsam die Weihe als Archeget des zünftigen Philologenthums erhielt. Aber sonderbarer Weise konnte er zu dem berühmten Philologen Chr. Gottl. Heyne gar kein Verhältniß gewinnen. Dieser hatte ihm schon bei einem vorläufigen Besuche das Studium der Philologie geradezu ausreden wollen und behandelte ihn auch ferner kurz und abstoßend; seine Vorlesung über Homer gab W. nach einigen Wochen als ungenügend ganz auf und von einem Privatissimum über Pindar, zu dem W. sich meldete, wurde er kurzweg als unreif ausgeschlossen. Darnach bemühte sich dieser auch um keine Stelle in dem Philologischen Seminar, hörte überhaupt meist nur noch Anfänge von Vorlesungen fast aller Facultäten, um die Quellen und die Litteratur jedes Faches zu erfahren, benutzte aber dagegen mit ungemeinem Eifer die Bibliothek und studirte unablässig zu Hause und zwar so angestrengt, daß er zwei Mal in eine schwere Krankheit verfiel. Zuweilen ging er, nach eigener Aussage, Monate lang nicht aus dem Zimmer. Bekannte hatte er wenige; dem gewöhnlichen Studententreiben blieb er ganz fern. Daneben ertheilte er wiederum selbst bald einigen Genossen lateinischen und englischen Privatunterricht, seinem Lehrberufe auch hier vorarbeitend. Seit Neujahr 1779 erklärte er sogar auf seinem Zimmer vor 16 Zuhörern Xenophon, Demosthenes und andre Schriftsteller. Dies machte allgemeines Aufsehen; bald hielt er förmliche Vorlesungen und dachte daran, sich als Privatdocent zu habilitiren. Mehrere angebotene Stellungen, auch die eines Rectors am Gymnasium in Bielefeld, schlug er aus; doch entschloß er sich auf Heyne's Vorschlag (der ihn plötzlich höher zu achten schien) eine Probelection am Pädagogium zu Ilfeld am Harze zu halten, nach deren günstigem Ausfall er die von Heyne zu besetzende Stelle als Collaborator erhielt und October 1779 antrat. Während seiner dritthalbjährigen Thätigkeit in dieser damals wenig disciplinirten Anstalt gewann der 20jährige Lehrer auch gegenüber einer zum Theil trägen und verwöhnten Schülerschaft durch seine geistige Ueberlegenheit und die Sicherheit und Gewandtheit im Unterricht bald die nöthige Autorität und hatte Erfolge; nur schienen seine Anforderungen an

die Schüler dem Director und auch Heynen zu hoch. Gleichzeitig bearbeitete er „Platon's Gastmahl, mit Einleitung und Anmerkungen in deutscher Sprache" für Schüler, eine Frucht längerer platonischer Studien, wobei er jedoch den Nebenzweck verfolgte, Friedrich's des Großen neuerliche Anweisung an den Minister v. Zedlitz (1779) über die Verbesserung des gelehrten Unterrichts, besonders durch eine in logischer und rhetorischer Analyse mehr auf den Inhalt der alten Schriftsteller gerichtete Interpretationsmethode, an einem Musterbeispiele ans Licht zu stellen. Das Buch wurde rasch geschrieben und erschien eilig gedruckt Leipzig 1782. Die Eile hatte ihren besonderen Grund. In dieser Zeit hatte sich W. nämlich mit der Tochter des Justizamtmanns Hüpeden im nahen Neustadt verlobt; da er aber als Collaborator in Ilfeld nicht heirathen durfte, so sah er sich nach einer andern Stelle um. Zufällig erfuhr er, daß der Magistrat zu Osterode am Harz das Rectorat der (gymnasialen) Stadtschule ausbiete; er reiste sofort hin und machte durch seine Probelection und sonstiges geniales Auftreten bei den Rathsherren solchen Eindruck, daß er einstimmig gewählt wurde, worauf er im März 1782 neuvermählt dorthin übersiedelte. Mit frischester Thätigkeit suchte W. der herabgekommenen Schule neues Leben einzuflößen, wobei er sich als echten Pädagogen erwies; so z. B. stellte er sich bei Regelung der Schuldisciplin mit den älteren Schülern auf vertrauten Fuß, ohne seinem Ansehen zu schaden. Der Ruf seiner Tüchtigkeit und seines neu erschienenen Buches brachte ihm bald Anerbietungen von Directoraten in Hildesheim und Gera, die er jedoch ausschlug, als ihm der preußische Minister von Zedlitz die ordentliche Professur der Philologie und Pädagogik an der Universität Halle antrug, die bis dahin Basedow's Freund Trapp innegehabt hatte. Obwol die Stelle vorläufig nur 300 Thaler Gehalt brachte, nahm W., der in Osterode 700 Thaler nebst Wohnung gehabt hatte, den Posten an, von dem er sich eine weitreichende Wirksamkeit in dem aufgeklärten Preußenstaate versprechen konnte, und zog im August 1783 in Halle ein. Der Minister gewährte ihm schon 1784 eine Zulage, entband ihn von der pädagogischen Professur, die als zur Ausbildung von Theologen bestimmt Niemeyer übernahm, und übergab ihm die Professur der Beredsamkeit (zusammen 400 Thaler), damit W. ganz seiner Wissenschaft lebe und Halle von dem Vorwurfe befreie, daß man dort keine Philologen bilde. — Die nun folgende 23jährige Lehrthätigkeit in Halle ist es, welche die Glanzperiode von Wolf's Leben und Wirksamkeit ausmacht; hier entfaltete sich immer mehr seine fesselnde Gabe, vom Katheder herab und im persönlichen Umgange die studentische Jugend für das Studium und die lebendige Erfassung des Alterthums zu begeistern. Nach allen Zeugnissen, auch der verschiedensten Persönlichkeiten, verkörperte sich in ihm das Bild eines Lehrers, wie es wol nur sehr wenige gegeben hat. Den gesammten Stoff seiner Wissenschaft mit Geisteskraft beherrschend und in mächtigem Gedächtnisse stets bereit haltend, wußte er mit genialer Leichtigkeit ihn in deutscher so gut wie in lateinischer Sprache treffend geformt augenblicklich vorzutragen. Rasch entfaltete sich die ganze Lebendigkeit und die gesunde Originalität seiner Natur; sein freier mündlicher Vortrag im natürlichsten Tone stach von der pedantischen Gespreiztheit und dem trocknen Dictat der Mehrzahl seiner Collegen so wunderbar ab, daß er bei allen einigermaßen empfänglichen Jugendgeistern zündete und daß bald helle Flammen der Begeisterung für den jugendlichen Lehrer aufschlugen, der so ganz ohne Zwang und künstliche Herablassung mit sich reden ließ und den Studenten aus innerer Neigung ungemessene Zeit widmete. Von der hohen und weiten Auffassung seines Berufes, allen Studirenden ohne Ausnahme die Pflege der Wissenschaften zur wahren Geistesbildung, nicht um banausischer Zwecke willen, ans Herz zu legen, besitzen wir noch das schönste Zeugniß in den

halbjährlich den Lectionsverzeichnissen vorgedruckten kurzen Proömien, worin er, meistens an den Ausspruch eines alten Schriftstellers anknüpfend, auf wenig Seiten in kernhafter und eleganter Form die Studirenden in den Geist und die fruchtbarsten Methoden des akademischen Studiums einführt, sie zur Selbstthätigkeit anregt und an Stelle des Brotstudiums edlen Eifer für die Wissenschaft selber einzuflößen versteht. Bei dem mangelhaften Zustande vieler Schulen war er genöthigt, in seinem eigenen Fache anfangs sehr elementar zu verfahren und die Studenten nur allmählich auf den Standpunkt wissenschaftlicher Betrachtung emporzuheben. In seinen Vorlesungen, die mehr als 50 verschiedene Titel zählten, umfaßte er beinahe die ganze Alterthumswissenschaft, behandelte fast alle namhaften griechischen und lateinischen Dichter und Prosaiker, darunter mit Vorliebe Homer, Plato und Aristophanes, Cicero, Horaz und Tacitus; dazu kam meist Litteraturgeschichte, aber auch politische Geschichte, Chronologie und Alterthümer, ferner bisweilen Mythologie und Numismatik; endlich und mit besonderer Vorliebe (18 Mal) philologische Encyklopädie, wovon noch weiter unten. Im Sommer las er in der Regel 14, im Winter 17 Stunden wöchentlich. Durch die Herausgabe gedruckter Uebersichten von 2—3 Bogen zu den sachlichen Vorlesungen suchte er das mechanische Nachschreiben zu beschränken; das Dictiren haßte und verspottete er (dictatura: dictatores verius quam doctores). Ueberall gab er statt mühsam aufgespeicherter Gelehrsamkeit und abgelagerter Meinungen den lebendigen Ausdruck seiner eignen aus eindringendstem Studium geschöpften Auffassung im leichten und anmuthigen Gewande einer faßlichen und geistreichen Darstellung, die Gegner mit schneidender Kritik und häufiger noch mit beißendem Spott treffend, die Zuhörer erleuchtend und durch die Fülle des Wissens fesselnd und durch heitre Laune bezaubernd, wie es von zahlreichen Schülern bezeugt ist. Den allgemein anerkannten mächtigen Eindruck seines Vortrages bestätigt Goethe, der im J. 1805 mehreren Vorlesungen hinter einer Tapetenthür zuhörte; er fand „eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung" (Tages- und Jahreshefte Bd. 27, S. 172). — Die Hauptwerkstätte seiner lehrerischen Wirksamkeit ward das nach seinen eignen Wünschen gestaltete 1787 eröffnete philologische Seminar; hier fühlte er sich wie im engsten Kreise vertrauter Freunde und verstand es, bei aller Ueberlegenheit die jüngeren Leute aufzumuntern und zutraulich zu machen, ihrer anfänglichen Unsicherheit mit väterlicher Freundlichkeit zu Hülfe zu kommen, darauf Jedem das für seine Kräfte und Neigungen angemessene Arbeitsfeld zu weisen und überhaupt mit seltener Geduld und Nachsicht persönliche Anleitung zum methodischen Studium zu geben. Hier wurde strenge Genauigkeit und Beachtung auch des scheinbar Kleinsten geübt, hier strenge Kritik und Selbständigkeit des Urtheils nach sachlichen Gründen, endlich Gewandtheit und Eigenthümlichkeit des Vortrages in lateinischer und deutscher Sprache. Bei der Interpretation scheute er sich nicht, seine eigenen Irrthümer offen einzugestehen und betonte oft das „echt gelehrte Bekenntniß der Unwissenheit" über einen Punkt. Rücksichtsloseste Wahrheitsliebe galt ihm als erste Tugend. Eine genaue und gefällige, sinn-, nicht wortgetreue Uebersetzung ins Deutsche, bei welcher man die Worte „nicht zuzählen, sondern abwägen" sollte, war eine zweite, damals neue Hauptforderung an die Seminaristen. Bei den praktischen Uebungen der Letzteren im Unterrichten an der lateinischen Schule des Waisenhauses betheiligte W. sich nur im Anfang des Semesters, gab aber bei privater Besprechung der Lectionen stets anregende Winke und Regeln. Als geborener Pädagog zeigte er sich auch in der Familie, indem er seine drei Töchter sogar zu philologischen Hülfsarbeiten anleitete. Leider gestaltete sich das Ver-

hältniß zu der schnell alternden Frau allmählich so trübe, daß die Gatten sich im J. 1802 dauernd trennten und W. nur die mittlere Tochter, Wilhelmine (später verheirathet mit Wilh. Körte), bei sich behielt. Er liebte und pflegte eine heitere Geselligkeit, wozu seine gute Einnahme ihm die Mittel bot; die näherstehenden Schüler, die auch seine Bibliothek unbeschränkt benutzen durften, bewirthete er oft bis tief in die Nacht. Unter den Collegen nahm er, wie natürlich, bald eine nicht bloß hervorragende, sondern fast herrschende Stellung ein, auch im Senat; doch befreundete er sich gleich anfangs mit dem Theologen Semler und dem Naturforscher Joh. Reinh. Forster; den älteren Fr. W. Reiz in Leipzig schätzte er außerordentlich und ehrte ihn auch nach dem Tode hoch. Das innigste und freieste Verhältniß jedoch knüpfte sich mit Wilh. v. Humboldt, der, eben vermählt mit der gleichgebildeten und gleichgesinnten Gattin, seit 1792 in freier Muße dem Meister der Alterthumswissenschaft nahete, nach dessen Idee die Alten studirte, übersetzte und in philosophischer Abwägung ihres Werthes die Verkörperung einer allseitigen und harmonischen Bildung erstrebte. Der lebhafte persönliche Verkehr während zwei Jahren in Halle, Jena und auf Humboldt's Gute Auleben, darnach ein dauernder Briefwechsel war für beide Theile gleich befruchtend, neben dem idyllischen Schwelgen im Genuß des Schönen, und ward für W. der stärkste Antrieb zu stets klarerer Gestaltung der in ihm gebildeten Anschauungen von dem Ganzen und der Einheit seiner Alterthumswissenschaft. — Was W. an Ruhnken 1794 (Vorrede zur Ilias) schrieb: docendo aliquanto plus quam scribendo delector, und noch 1816 an Humboldt (Analekten I Vorr. VII): „für Jemand, der, wie ich, niemals Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein wollte“, das war keine Redensart, sondern lag in seinem Wesen begründet; alle seine Schriften sind rasch empfangene Kinder der Gelegenheit und eilig hingeworfene Erzeugnisse äußeren Anlasses, nie von langer Hand vorbereitet oder auf jahrelange gelehrte Sammlungen gegründet. Die gereinigten Textabdrücke mit Einleitungen, welche er gab, waren meist von Buchhändlern erbeten oder für seine Vorlesungen bestimmt; am sorgfältigsten ausgeführt ist die Ausgabe von Demosthenes' Rede gegen Leptines mit vollständigem Commentar (1789), worin er ein Muster methodischer Kritik und Sacherklärung, insbesondere betreffs der athenischen Gesetzgebung und andrer antiquarischen Fragen, aufstellte. Die erneuerte Herausgabe von Homer's Ilias aber wurde der Anlaß, daß sich die Vorrede ihm allmählich zu einem ganzen Buche ausdehnte, nämlich zu den ziemlich rasch niedergeschriebenen, zu Ostern 1795 erschienenen, berühmten „Prolegomena ad Homerum“, worin er seine längst gehegte Ansicht über die homerischen Gedichte aller Welt in wahrhaft classischem Latein vorlegte. Nach dem Titel sollte das Buch von der alten echten Form der homerischen Gedichte, dann von den mancherlei Veränderungen und Schicksalen derselben, endlich von der Verbesserung und Herstellung des Textes handeln. Mit einer Untersuchung über das Alter der Schreibkunst und den Gebrauch der Schrift bei den Griechen beginnend, gelangt W. zu dem Schlusse, daß das Schreiben zu Homer's Zeit noch kaum im Gebrauche war, der Dichter aber sicher seine Werke nicht selber aufgezeichnet habe, sondern daß dieselben in seiner Sängerschule nur mündlich und durch das Gedächtniß fortgepflanzt worden seien, und daß allein dem Vortrage dieser Sänger, später Rhapsoden geheißen, die Verbreitung im Volke zu danken sei. Erst im 6. Jahrhundert habe man, nachdem Solon zuerst die Gesänge an Festen in geordneter Folge durch Rhapsoden vortragen ließ, an mehreren Orten mit der Aufzeichnung begonnen, am gründlichsten in Athen auf Veranlassung des Pisistratus durch eine von ihm eingesetzte Dichtercommission. Die Thätigkeit dieser letzteren aber ging nach W. noch viel weiter. Denn da der große Umfang beider Gedichte ebenso wie die künstlerische Composition namentlich der

Odyssee unmöglich von einem Dichter ohne künstliche Unterstützung des Gedächtnisses hätte entworfen werden können, so sei anzunehmen, daß die erst allmählich durch Zusätze und Nachdichtungen angeschwollene Masse erst damals bei der Aufzeichnung in eine künstlerische Einheit zusammengefaßt und im einzelnen ausgestaltet wurde. Widersprüche und Lücken an vielen Stellen, dazu Nachrichten von der Einschiebung und Hinzufügung ganzer Gesänge drängen zu dieser Annahme, wobei aber W., wie auch später, nicht über Andeutungen hinauskommt. Den Ton der 6 letzten Bücher findet er merklich verschieden von den früheren; auch von großen Einzelliedern, von Einschiebungen und Erweiterungen, von Nachdichtungen wird gesprochen, aber ohne einschneidende Untersuchung des Einzelnen. Im zweiten Theile der Prolegomena aber schildert er eingehend, wie aus der Notwendigkeit, der durch die Unsicherheit der gedächtnißmäßigen Ueberlieferung erlittenen Schädigung abzuhelfen und zugleich die Dunkelheit der altertümlichen Sprache zu erhellen, die Wissenschaften der Kritik und der Interpretation sich allmählich entwickelt haben, insbesondere in Alexandria, wo die Vorsteher der Bibliothek von Zenodot bis Aristarch als Häupter der antiken Philologie im engeren Sinne den Text des Homer endgültig so feststellten, wie er uns der Hauptsache nach überliefert worden ist. Die verheißene Fortsetzung dieses „ersten Bandes" hat W. nicht gegeben, obgleich die hier berührten Punkte trotz vorsichtiger Fassung eine ungezählte Menge von Fragen und Zweifeln noch jetzt hervorrufen. Beim Erscheinen des Buches war die Ueberraschung ungeheuer, obgleich manche der kühnsten Gedanken (über das Alter der Schreibkunst und den Nichtgebrauch derselben durch Homer) nachweislich schon früher von Andern leicht hingeworfen waren. Hier aber packte die strenge und sichere Methode eines ernsten Forschers und ebenso der glänzende Stil seines Vortrages. Die ganze gebildete Menschheit, sagt Goethe, wurde durch das kühne und tüchtige Buch im Tiefsten aufgeregt. Die Fachgenossen waren zuerst meist sprachlos; David Ruhnken, dem als principi criticorum das Buch gewidmet war, wandte darauf die Worte Cicero's über Platon's Phädon an: dum lego assentior; cum posui librum, omnis illa assensio elabitur, und deckte so seine Verlegenheit. In den Kreisen der Dichter, auf deren Urtheil W. sich besonders berufen hatte, begegnete die Hypothese bei Klopstock, Voß, Schiller und Humboldt entschiedener Ablehnung, man klammerte sich fest an die Ursprünglichkeit einer künstlerischen Einheit der Gedichte. Goethe freilich widmete dem Verfasser im December 1796 die schöne Elegie vor Hermann und Dorothea, worin er die Gesundheit des Mannes trinkt, „der kühn vom Namen Homeros uns befreiend auch uns ruft in die vollere Bahn", bis er späterhin bekanntlich ebenfalls widerrief (vgl. Werke Bd. 27 S. 370). Wieland gab seine Bedenken und sein Schwanken in liebenswürdiger Weise kund. Am schlimmsten kam Herder weg; nachdem dieser das Buch offenbar nur durchblättert, schrieb er eiligst (Juli 1795) und sicher ohne böse Absicht einen Aufsatz in Schiller's Horen: Homer ein Günstling der Zeit, worin er diesen als reinen Volksdichter in Anspruch nahm und die hauptsächlichen Ideen Wolf's, ohne diesen, dessen Verdienst und Arbeit er gar nicht erkannt hatte, mehr als beiläufig zu nennen, sehr unbefangen für seine eignen Jugendgedanken erklärte, namentlich den Dichter der Ilias von dem der Odyssee als einen Osthomer vom Westhomer längst geschieden haben wollte und „wetterleuchtende Gedanken" darüber sprühte. [Wenn neuerdings v. Wilamowitz in den Homerischen Untersuchungen (1890) S. 400 sagt: „Das gepriesene kritische Meisterwerk, Wolf's Prolegomena, brachte nur den Zunftgenossen, nicht der von Herder inspirirten Jugend neues Licht. W. zankte und feilschte um die Priorität" —, so bleibt die „von Herder inspirirte Jugend" erst noch nachzuweisen. Im übrigen darf man annehmen, daß Herder selbst schon lange ähnliche Ahnungen wie W.

hegte, auch Heyne mag wirklich, wie er behauptet (s. unten) schon länger ähnliche Vermuthungen vorgetragen haben. Es läßt sich nämlich nicht verkennen, daß neue Gedanken und Ansichten, wenn sie in den Gesichtskreis der gebildeten Menschheit treten sollen, vielfach an mehreren Orten zugleich auftauchen. Neue religiöse, politische oder philosophische Ueberzeugungen treten gar oft gleichzeitig an mehreren Orten hervor, sie regen sich als Vorboten einer neuen Epoche. Nicht selten ruft der Leser eines neuen Gedankens: das habe ich auch schon längst gedacht! Denn die neuen Ideen liegen gleichsam in der Luft als embryonische Keime, sie werden halblaut geäußert und schleichen als Ahnungen und Visionen umher. Daher die häufigen Prioritätsstreitigkeiten über wissenschaftliche und technische Entdeckungen. Aber hier, wie auch in anderen Fällen, muß der Grundsatz gelten, daß als Finder derjenige anzusehen ist, der den neuen Gedanken logisch entwickelt und begründet, der ihn weiter ausgedeutet und ausgebeutet hat und die richtigen Folgerungen daraus zu ziehen verstand. Und das war in diesem Falle unser W. Herder's Aufsatz war bald begraben; mit Recht hat Wolf's Buch allein Nachwirkung und Reaction hervorgerufen, sein Name wird immer genannt.] Der mißtrauische W. aber strafte diesen Hochmuth und vermeintlichen Versuch, ihm die Frucht mühsamen Fleißes zu rauben und die Erweise seiner historischen Kritik durch unklare Ahnungen und Gefühle zu verdunkeln, mit einer sehr beißenden Abfertigung, die ihm später selbst leid that. Eine Recension schrieb zuerst Heyne; er bezeichnet aber das Buch als „die erste Frucht des beispiellosen Fleißes des um die Litteratur so verdienten Herrn D'Ansse de Villoison" (des Herausgebers der Venetianischen Scholien, auf welche W. seine Untersuchung über die alexandrinischen Kritiker gegründet hatte). Wolf's eigene Forschung wird dabei sehr nebensächlich behandelt, Kleinigkeiten werden gelobt, und von der „Unwahrscheinlichkeit, daß Homer bereits ein episches Ganze zusammengestellt habe", heißt es: „Dem Recensenten schien die Sache sehr einfach zu sein, und er trug sie immer so vor: historische Beweise fehlen für das Ja und Nein." Diese offenbar unehrliche Art veranlaßte W., dem Recensenten persönlich und ausführlich unter Hinweis auf das Wesentliche einen mäßigen Vorhalt zu machen. Als aber Heyne neben einer sehr gewundenen persönlichen Antwort zugleich in den Göttinger Gelehrten Anzeigen über eine von ihm kürzlich gehaltene Vorlesung in der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften nachträglich berichtete, worin er, durch Wolf's Kühnheit offenbar selber erst dreist gemacht, für die Resultate von Wolf's Forschungen geradezu die Priorität beanspruchte, ließ der sehr deutlich des Plagiats beschuldigte W. die „Briefe an Herrn Hofrath Heyne" (1797) drucken, in denen er sich nicht bloß von jenem Verdachte vollständig reinigte, sondern den schleichenden Neider durch Nachweis aus seinen eignen Aeußerungen in seiner Blöße darstellte und mit Lessingischer Polemik geradezu niederschmetterte, so daß er fortan schwieg. In späteren Jahren hat Heyne sich vollständig zu Wolf's Ansichten bekannt und auch dessen Verdienste anerkannt. — Uebrigens hatte W. bald die Genugthuung, neben Böttiger und Ilgen auch Gottfried Hermann in Leipzig entschieden auf seine Seite treten und aus seiner Hypothese wichtige Consequenzen ziehen zu sehen, mit dem schönen Worte: vir patriae, non saeculi more acer et strenuus, dum Homerum nobis eripuit, restituit. Und von jetzt ab, kann man sagen, wurde für lange Zeit Wolf's Ansicht über Homer geradezu zum Dogma erhoben. W. galt nun unbestritten als „der Fürst der Philologen"; er erhielt Rufe nach Leipzig, nach Kopenhagen, dann auch 1805 an die Akademie in München unter sehr ehrenden Bedingungen, worauf ihm der König sein Gehalt auf 3000 Thaler erhöhte, mit Inbegriff der 900 Thaler, die er seit 1799 als ordentliches Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften bezog. In diese Zeit fiel auch die nähere

Verbindung mit Goethe, die schon gleich nach Erscheinen der Prolegomena durch Humboldt angebahnt war und, wie bemerkt, dem Dichterfürsten die fruchtbare Anregung zu Hermann und Dorothea gegeben hatte. Goethe studierte die Prolegomena so eifrig, daß er auch die verunglückte Achilleis unternahm; er fühlte sich aber noch mehr durch Wolf's geistreiche Unterhaltung angezogen, die er 1802 und folgende Jahre bei sommerlichem Aufenthalte in Lauchstädt, Jena und Halle genoß. Er gestand, daß „einen Tag mit diesem Manne zuzubringen, ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung eintrage". Geschmack und Urtheil dieses „echten Alterthumsforschers" bewogen Goethe auch, ihm die Mitarbeiterschaft an der Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert" (1805) anzutragen, worin W. den Abschnitt über Winckelmann's Studienzeit übernahm, der, in knapper und geistvoller Form abgefaßt, zur Zufriedenheit Goethe's ausfiel. Man merkt, daß W. einer inneren Verwandtschaft mit dem behandelten Autodidakten und Forschergeiste sich bewußt war, obwohl im übrigen W. für bildende Kunst, insbesondere Skulptur, nur geringes Verständniß bewies. Das Freundschaftsverhältniß mit Goethe stand jetzt in der Blüthe; W. wohnte um Pfingsten 1805 längere Zeit in des Freundes Hause in Weimar, dann waren sie in Lauchstädt zusammen, darauf erwiderte Goethe den Besuch in Halle und endlich reisten Beide zusammen nach Helmstedt, wo sie sich an dem wunderlichen Beireis belustigten. Man sehe darüber Goethe's Bericht Bd. 27 S. 166—206 (Ausg. in 40 Bdn.). — Unter den litterarischen Arbeiten Wolf's in dieser Zeit ragt hervor eine neue Ausgabe des Homer in 5 Bänden (1804—1807), die der Verleger Göschen mit des Engländers Flaxman Umrissen zieren ließ und im Druck prächtig ausstattete. In der Vorrede gab W. eine Uebersicht der von ihm bei Herstellung des Textes befolgten kritischen Grundsätze und stellte auch einen (nie erschienenen) erklärenden Commentar in Aussicht. Großes Aufsehen erregte auch eine Ausgabe der vier von Cicero nach seiner Rückkehr aus der Verbannung gehaltenen Reden (1801), welche W. nach dem Vorgange des englischen Arztes Markland und trotz der Vertheidigung J. M. Gesner's in einem fortlaufenden Commentar aus stilistischen und historischen Gründen als unecht zu erweisen suchte. Doch ist dieser Beweis von der späteren Forschung ebenso wenig als überzeugend anerkannt, wie für die Rede pro Marcello, die er gleichfalls (1802) aus eigener Initiative und „aus Ueberfeinerung oder Ueberreizung seines Stilgefühls" angriff. Eine gewisse Lust zur Neckerei, wie es scheint, veranlaßte ihn sogar, gesprächsweise eine der vier Catilinarischen Reden für unecht zu erklären, jedoch gab er seinen neugierigen Schülern keine ganz bestimmte Auskunft, welche er meine. — Das Jahr 1806 brachte mit der Schlacht bei Jena und der gleich darauf folgenden Aufhebung der Universität Halle auch für Wolf's ganzes Leben einen entscheidenden Wendepunkt. Mit der akademischen Thätigkeit schien ihm das Lebenselement entzogen; erst Goethe's herrlicher Brief vom 28. November richtete den Niedergeschlagenen wieder auf durch warmen Zuspruch und Hinweis auf litterarische Thätigkeit, die er auch sogleich begann. Ein gehässiger, von Collegen ausgestreuter Klatsch, der seine Patriotenehre angriff — er sollte, im Begriffe, dem Marschall Bernadotte seine Ausgabe des Homer zu überreichen, die Dedication an den König haben ausschneiden lassen — verleidete ihm den Aufenthalt in Halle; er reiste daher im April 1807, einer Aufforderung Johannes v. Müller's folgend, nach Berlin, zunächst in der Absicht, nur kürzere Zeit dort zu verweilen. Alsbald aber begann er als einer der Ersten bei dem Plane der Errichtung einer Universität in Berlin thätig mitzuwirken und schlug deshalb verschiedene glänzende Anerbietungen nach München, Charkow, Landshut, auch in seine alte Stellung nach Halle aus. Schon gleich nach dem Tilsiter Frieden reichte er mehrmals detaillirte Vorschläge über die künftige Universität an den

Cultusminister v. Beyme ein und erhielt vom Könige die Zusicherung des Fortbezuges seines früheren Gehalts. Zugleich wurde er vorläufig zum Visitator des Joachimsthalschen Gymnasium ernannt, wo er im nächsten Jahre manche passende Veränderungen machte. Als dann Anfang 1809 sein Freund W. v. Humboldt Leiter des Unterrichtswesens geworden war, legte dieser Wolf's Vorschläge bei Errichtung der Universität zu Grunde, zog ihn vielfach zu Rathe und beförderte ihn 1810 zum Director der wissenschaftlichen Deputation für die Section des öffentlichen Unterrichts, welcher neben den freiwilligen Functionen zur Hebung des Unterrichts die Entwerfung der Lehrpläne nebst Auswahl der Lehrbücher, die Vorschläge zu Stellenbesetzungen und die Prüfungen unterstellt wurden. Leider aber wurde die Möglichkeit dieser weitreichenden Wirksamkeit von W. selbst zerstört, da ihm „alles Geschick, aller Sinn, alle Geduld" für die Geschäfte eines Beamten, wie sein eigner Schwiegersohn Körte bezeugt, abging. Alle Nachsicht und Güte Humboldt's vermochte auch nicht, den kränklich und zugleich anmaßend ehrgeizig gewordenen Mann, der durchaus Staatsrath heißen und sich nirgends fügen wollte (s. W. v. Humboldt, Ges. Werke V S. 279—293), zu beschwichtigen; er trat schon nach sechs Wochen zurück „aus Gesundheitsrücksichten", nachdem er für Berufung seiner Schüler Heindorf, Böckh und Imm. Bekker an die Universität gewirkt hatte. Die ihm zugedachte ehrenvolle Stellung ward darauf an Schleiermacher übertragen. Leider gerieth W. auch zu der im October 1810 eröffneten Universität sofort in ein Mißverhältniß. Während er nämlich auf eine bevorzugte Stellung gehofft und besonders gewünscht hatte, als Mitglied der Akademie ohne strenge Verbindlichkeit nach Belieben Vorlesungen halten zu dürfen, wurde er genöthigt, einfach als ordentlicher Professor neben Böckh und Heindorf zu amtiren, und nur von den Facultäts- und Senatsgeschäften entbunden; und anstatt der oberen Direction eines philosophisch-pädagogischen Seminars sollte er Candidaten und jüngeren Lehrern Uebungsstunden und Anleitung zum Unterrichten geben, eine Thätigkeit, die er von vornherein von sich abwehrte und auch später nie geübt hat. Daneben verstimmten ihn Zwistigkeiten mit der Akademie der Wissenschaften, deren neues Statut, wodurch ihm regelmäßige Vorträge auferlegt wurden, anzuerkennen er sich weigerte (man sagte, er habe gehofft, ihr Präsident zu werden); er wurde daher nur noch als Ehrenmitglied anerkannt. So blieben ihm denn nur seine Vorlesungen, die er indessen, von Kränklichkeit oft gestört, sehr unregelmäßig und mit minderem Erfolge als früher abhielt, obgleich der stets geistreiche Vortrag und der innere Gehalt begabtere Jünglinge nach wie vor anzog und zur Selbstthätigkeit anregte. — Zur Schriftstellerei hatte er auch jetzt wenig Lust; er vermißte „den zarten Reiz, welcher in der augenblicklichen Entwicklung unsrer Gedanken vor gespannten Zuhörern liegt, durch deren leise empfundene Gegenwirkung eine geistvolle Stimmung im Lehrer geweckt wird, die der Sitz vor leeren Wänden und dem gefühllosen Papier so leicht niederschlägt" (Analekten Bd. I Vorr.). Daher liegt bezeichnender Weise auf litterarischem Gebiete seine zweite Hauptschöpfung, streng genommen, auch noch vor der Berliner Zeit und ist ein Nachklang der schönen Hallischen Periode. Die großartige Abhandlung: „Darstellung der Alterthumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth", womit er das von ihm in Verbindung mit seinem vormaligen Schüler Ph. Buttmann herausgegebene „Museum der Alterthums-Wissenschaft" (Berlin 1807, Bd. II 1808) eröffnete, war aus seinen Hallischen Vorlesungen über Encyklopädie der Philologie hervorgegangen und im Winter 1806—7 daselbst zu Papier gebracht worden. In dieser Darstellung gebührt W. das Verdienst, die classische Philologie zum ersten Male als eine selbständige und gleichberechtigte philosophisch-historische Wissenschaft hingestellt und deren Gliederung, Geschlossenheit und inneren Zusammenhang nachgewiesen zu haben.

Er hat in diesem, Goethe, „dem Kenner und Darsteller griechischen Geistes", mit schwungvollen Worten gewidmeten Aufsatze, worin er „die organisch entwickelte, bedeutungsvolle Nationalbildung der Griechen" nachdrücklich hervorhob, zuerst die möglichst vollständige Erkenntniß des gesammten Lebens der Griechen und Römer als das letzte und höchste Ziel der Alterthumsstudien aufgestellt und sich dadurch nach Niebuhr's Worten das Recht verdient, als Heros und Eponymos der deutschen Philologen gefeiert zu werden. Eine künstlerische noch mehr als rein philologische Leistung war dann die deutsche Uebersetzung von Aristophanes' Wolken in den Versmaßen der Ursprache, die er in der Genesungszeit von schwerer Krankheit (1811) fertigte. Sein Nachfolger in der Uebersetzungskunst J. G. Droysen sagt über diese „herrliche Nachdichtung" mit Recht: „fest ausgeprägte und dem Classischen merkwürdig verwandte Eigenthümlichkeit, kecke Grandiosität der Laune, attische Kühnheit eines allseitig beweglichen und freien Sinnes spiegelt sich nirgends anziehender und imponirender ab als hier." Zu den von ihm herausgegebenen „Literarischen Analekten" (2 Bde. 1816—20) hat er selbst außer Mittheilungen über das Leben des ihm durchaus congenialen englischen Philologen R. Bentley nur kleinere Aufsätze und eine Reihe von Miscellen beigesteuert, so wie er denn überhaupt nur noch in abspringender Weise arbeitete. Es ist betrübend, zu sehen, wie der Mann, der auch im kleinsten Aufsatze eine überlegene Betrachtungsweise seines Gegenstandes offenbart, von dem durch Kränklichkeit genährten Unmuthe immer mehr sich übermannen ließ und durch Launenhaftigkeit und Empfindlichkeit viele nähere Bekannte sich entfremdete. Seinen treuen und anhänglichen Schüler Heindorf, den Herausgeber platonischer Dialoge, der auf dem Todtenbette lag, beurtheilte er in so unbarmherziger Weise, daß Buttmann und Schleiermacher nebst Anderen öffentlich dagegen auftraten. Höchst originell und drastisch sind die Aeußerungen des Musikers Zelter (im Briefwechsel mit Goethe) über Wolf's Eitelkeit, Zanksucht und prahlerisches Wesen, und Goethe selbst, der ihn beharrlich sehr hoch hält, bedauert, wie sehr er „sich dem Widerspruchsgeist ergeben, daß es zur Verzweiflung bringt". Nur auf Reisen pflegte W. sein früheres heiteres Wesen wiederzugewinnen und in fröhlicher Geselligkeit seinen stets schlagfertigen Witz und Humor spielen zu lassen. So besuchte er u. a. 1816 seine Heimathgegend, 1820 den Rhein, Frankfurt und seine dankbaren Schüler in der Schweiz. 1822 hatte er eine schwere Katastrophe zu bestehen, und im Frühjahr 1824 sollte er auf ärztlichen Rath die Bäder zu Nizza gebrauchen. In Weimar, wo er auf der Durchreise acht Tage blieb, fanden ihn die Freunde bedenklich verändert; nur langsam ging es weiter über Frankfurt, wo ihn seine jüngste verheirathete Tochter pflegte; dann über Straßburg und Lyon nach Marseille. Hier beschleunigte eine verkehrte Diät im heißen Klima den Verfall seiner Kräfte: er starb mit männlicher Fassung am Abend des 8. August 1824 und ward auf dem dortigen Friedhofe bestattet. — W. war von mittlerer Größe und von rüstigem Körperbau, breitschultrig, mit hochgewölbter Brust. Sein Antlitz verrieth den genialen Denker und das gebieterische Wesen. Seine Natur war großartig angelegt, aber zum Maßlosen neigend; Geduld kannte er nicht. Sein vielumfassender Geist, voll Schwung und Feuer, ergriff mit spielender Leichtigkeit fremde Gedanken und formte mühelos die eignen. Nur alle Schulphilosophie war ihm verhaßt; von Kant's System verschmähte er selbst Kenntniß zu nehmen. Durch die Anbahnung einer methodischen historischen Kritik hat er weit hinaus über den Kreis seiner Specialwissenschaft gewirkt; man darf unbedenklich von ihm eine neue Epoche datiren. Seine Schüler Böckh und Buttmann haben besonders an der Berliner Universität seinen Geist fortgepflanzt. Ebenso gewichtig aber war seine Wirksamkeit für das höhere Bildungswesen in Deutschland, speciell die Ausgestaltung

der Gymnasien in Preußen. Durch seinen Einfluß zumeist ist in den oberen Classen derselben der Schwerpunkt von der lateinischen auf die griechische Sprache verlegt worden und die eindringende Kenntniß des Alterthums als ästhetisches und historisches Bildungsmittel für die Jugend zur Geltung gekommen. Für die Gesundheit seiner Anschauungen über Jugendunterricht und den praktischen Blick des Schulmannes zeugen insbesondere die hinterlassenen Consilia scholastica, fragmentarische Grundzüge einer Pädagogik und besonders des Gymnasialunterrichts, Aufzeichnungen für mehrmals gehaltene Vorlesungen, worin er in scharfem Gegensatze zu dem herrschendem Philanthropinismus einer vernünftig kräftigenden Geistes- und Charakterbildung das Wort redet und die Humanitätsstudien im Sinne des classischen Alterthums als Grundlage der höheren Bildung aufstellt. Seine hier und in verschiedenen Vorlesungen (herausgegeben theils von Gürtler, theils von Usteri) gegebenen pädagogischen Anweisungen und didaktischen Normen athmen eine gesunde Natürlichkeit und Frische; die Forderungen an die Schüler sind durchaus maßvoll und von engherzigem Pedantismus so weit entfernt, daß sie noch jetzt (nach 100 Jahren) höchster Beachtung werth erscheinen müssen, während der Unverstand mechanischer Nachtreter und die Verstiegenheit eines einseitig buchstabengelehrten Philologengeschlechtes die alten Sprachen als allgemeines Mittel der Bildung heutzutage in starken Mißcredit gebracht haben.

Leben und Studien Fr. A. Wolfs, des Philologen. Von Dr. Wilh. Körte. 2 Bde. 1833. — J. D. F. Arnoldt, Fr. A. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt. 2 Bde. Braunschweig 1861. 62. — Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland 1883. Bd. I, S. 517—548. Aus diesen Schriften sind alle früheren Quellen zu entnehmen. — Th. Ziegler, Geschichte der Pädagogik S. 263—69. — Wilh. Schrader, Geschichte der Universität Halle, Bd. I (1894), S. 434 bis 462. — Schmid's Encyklopädie der Pädagogik, 2. Aufl., Bd. 10, S. 385 bis 421 (von Arnoldt und Schrader). — C. Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preuß. Unterrichtswesen. Leipzig 1889. S. 28—44, 241 bis 244. A. Baumeister.

Wolf: Georg Friedrich (Theodor oder Traugott) W., Musikschriftsteller und -Lehrer, geboren am 12. September 1761 zu Hainrode am Fuß der Hainleite, † am 23. Januar 1814 zu Wernigerode. Die Richtung auf die Musik wurde ihm von Kindesbeinen auf eingepflanzt. Sein Vater, der Schulmeister und Organist Joh. Gotthold W., nahm es sehr ernst mit der Unterweisung seiner Söhne und wollte, selbst ein tüchtiger Musiker, gelehrte Tonmeister aus ihnen machen. Die Mutter, auch eine Organistentochter aus Neustadt u. H., war eine sorgsame, biedere Frau, voll Lebensweisheit und Frische. Sie weckte in ihren Kindern, denen sie bis 1788 am Leben erhalten blieb, einen regen Wetteifer. So früh als irgend möglich, mußten diese viel Musik treiben, besonders Gesang und Clavierspiel, später aber auch verschiedene Saiten- und Blasinstrumente. Friedrich August, der berühmte ältere Bruder, eignete sich diese Fertigkeiten mehr genöthigt an, da sein großes philologisches Genie ihn auf andere Bahnen leitete; G. F. dagegen erfüllte die ursprünglichen Wünsche des Vaters, indem er sich zur Meisterschaft in der Tonkunst herausbildete. Dies geschah schon seit dem Jahre 1765 zu Nordhausen, wohin der Vater als Lehrer der Mädchenschule berufen, dann später zum Organisten von St. Jacobi in Altendorf befördert wurde. In Nordhausen wurde Georg Friedrich's musikalische Entwicklung sehr gefördert durch den Musikdirector Frankenstein, dann durch den tüchtigen ersten Organisten und Musiktechniker Christoph Gottlieb Schröter. Da nun aber der Vater, selbst im Besitze schätzbarer gelehrter Kenntnisse, wohlstudirte Leute aus seinen Söhnen machen wollte, so ließ er sie das unter J. K. Hake's Leitung

blühende Gymnasium besuchen und brachte daneben jegliches mögliche Opfer, um ihren Unterricht zu fördern. 1781 bezog G. F. die Universität Göttingen, um hier die Theologie als ordentliches akademisches Studium zu treiben. Zwei Jahre darnach begab er sich von dort nach Halle, wo sein älterer Bruder eben einen philologischen Lehrstuhl erlangt hatte. Aber obgleich er diese Studien zum Abschluß brachte und bereits 1785 Candidat des Predigtamts des Fürstenthums Halberstadt war, so hatte er doch die Musik auch in Göttingen und Halle durchaus nicht aus den Augen verloren. Erst zwanzigjährig, gab er im J. 1781 Lieder mit Melodien, 1783 aber einen Unterricht im Clavierspielen heraus, der im Jahre darauf bereits in einer zweiten, ganz umgearbeiteten Auflage erschien, um dann später in zwei Theilen 1789, 1799 und 1807 in dritter und vierter Auflage neu an die Oeffentlichkeit zu treten. Um seinem inneren Berufe zur Musik treu zu bleiben, bewarb er sich nicht um ein geistliches Amt, wurde aber im J. 1786 vom Grafen Karl Ludwig, der ihm den Charakter eines Capellmeisters verlieh, als Lehrer an die Stadtschule zu Stolberg berufen. Nachdem er dort sechzehn Jahre gewirkt hatte, berief ihn im Einvernehmen mit dem gräfl. geistlichen Ministerium Bürgermeister und Rath zu Wernigerode am 26. Sept. 1801 zum Nachfolger des dortigen Cantors und vierten Lehrers an der Lateinschule Rosenbaum. Wegen seiner bekannten Geschicklichkeit in der Musik und seiner Vorzüge beim Unterrichten wurde an niemand als an ihn gedacht, auch nahm man bei der einstimmigen Wahl eine Verbindung des Organistendienstes mit dem des Cantors in Aussicht. Namens Graf Christian Friedrich's zu Stolberg-Wernigerode, der ihn alsbald bestätigte, hatte er sich auch des Chores und des Schullehrerseminars anzunehmen und den Seminaristen Unterricht im Generalbaß und Orgelspiel zu ertheilen; auch nahm er die Leitung des Convictoriums auf sich. Kennzeichnend für ihn ist, daß er nach einigen Bedenken des Raths auf seinen Wunsch bei seinem Antritt statt einer lateinischen eine deutsche und zwar „wohlgesetzte" Rede, und statt nach alter Weise eine Probelection abzulesen, zu allgemeiner Befriedigung einen Probeunterricht hielt. Angenehm wurde ihm seine arbeitsreiche Stellung in Wernigerode dadurch gemacht, daß zur Zeit seines Antritts das musikalische Leben daselbst von oben herab eifrig gepflegt wurde. Als eines Zeugnisses dafür, daß er an den musikalischen Feiern und Aufführungen der gräflichen Familie theilnahm, gedenken wir einer zwischen 1802 und 1807 von ihm zum Geburtstag des Grafen componirten, in Wernigerode gedruckten und im Concert aufgeführten Cantate. Graf Christian Friedrich, der ihm persönlich einen den damaligen Verhältnissen entsprechenden Zuschuß auf Lebenszeit gewährte, fand sich am 6. December 1801 bewogen, ihn wegen seines im Musikfach erlangten litterarischen Verdienstes und wegen seines Amts selbst, das ihm die Leitung der Musik in den Kirchen und bei der Schule auferlege, zum Musikdirector zu ernennen. Abgesehen von den bereits genannten Schriften sind zu erwähnen seine Clavier- und Singstücke 1788, 1792; Lieder mit Melodien für Kinder 1795; Lieder mit Melodien aus Miller's Freuden und Leiden; Sammlung von Trauercantaten von verschiedenen Componisten für Singechöre 1786. Von verschiedenen Passions- und Weihnachtscantaten hat sich in Wernigerode nur der gedruckte Text erhalten. Für Clavier erschienen von ihm noch zwei (oder drei) Sonaten zu vier Händen, vom Jahre 1794, 1796, dann Orgelstücke. Aber weniger wegen dieser jetzt wol vergessenen Tondichtungen und Sammlungen als wegen seiner Thätigkeit und Tüchtigkeit als Musiklehrer, hat er sich ein Verdienst und einen Namen erworben und seine darauf bezüglichen Schriften sind viel verbreitet und mehrfach aufgelegt worden. Wir gedachten dessen schon bei seinem „Unterricht im Klavierspielen". Gleiches gilt von seinem „Unterricht in der Singekunst", Halle 1784, 2. Aufl. 1789, 3. Aufl. 1804. Auch

sein kurzgefaßtes 1787 erschienenes musikalisches Lexikon wurde 1792 zum zweiten, 1806 zum dritten Male aufgelegt. Im J. 1792 mit Sus. Sophie Eberhard, die ihn lange überlebte, vermählt, hinterließ W. zwei Söhne, von denen der eine, Joh. Friedrich, sein Nachfolger als Cantor zu Wernigerode wurde. Er verschied nach achttägiger Krankheit, erst 53 Jahre alt, am Nervenfieber.

W. Körte, Leben und Studien Friedr. Aug. Wolf's, Essen 1833. — C. F. Keßlin, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode, S. 158; endlich besonders die Quellen und Hülfsmittel des fürstl. Hauptarchivs und der Bibliothek zu Wernigerode. Jacobs.

Wolf: Gerson W., Dr. phil., Pädagog und Geschichtsforscher, geboren am 16. Juli 1823 in Holleschau (Mähren), † am 29. October 1892 in Wien. In seiner Vaterstadt, berühmt als Sitz hervorragender rabbinischer Capacitäten (Sabbatai Kohen, genannt Schach), erhielt er den ersten hebräischen Unterricht und wurde nebstdem von dem damals daselbst weilenden Regimentsarzte Egenter, welcher um diese Zeit pseudonym mehre Bände Gedichte in der Schweiz herausgab, in die deutsche Sprache und Litteratur eingeführt. Nach vollendetem dreizehnten Jahre (Confirmation) ging er nach Pohrlitz, von dort nach Nicolsburg, wo der gelehrte Landrabbiner Nehemias Trebitsch einer „Jeschibah" (Hochschule) vorstand und dann nach Wien. Dort trat er in geistige und freundschaftliche Beziehung zu dem hervorragenden Theologen und Prediger der israelitischen Cultusgemeinde J. N. Mannheimer. Frühzeitig regte sich in W. der Drang nach schriftstellerischer Thätigkeit, und war er im J. 1848, an dessen Kämpfen er persönlich theilnahm, Mitarbeiter an den Zeitschriften „Wiener Zuschauer" (Ebensberg), „Humorist" (M. G. Saphir), „Sonntagsblatt" (L. A. Frankl), „Oesterreichische Zeitung" (Ernst v. Schwarzer). (Vgl. Wolf's Schrift: „Aus der Revolutionszeit des Jahres 1848—1849" und Zenker's Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848.) 1849 trat W. mit der ersten selbständigen Schrift: „Die Democratie und der Sozialismus" in die Oeffentlichkeit, welche ihm einen Ausweisungsbefehl einbrachte, der jedoch zurückgenommen wurde. Obwol W. von dieser Zeit ab jeder politischen Thätigkeit entsagend, sich dem Lehrberufe widmete, wurde er doch im J. 1852, als der Belagerungszustand über Wien strenger durchgeführt wurde, vor ein Kriegsgericht gestellt und nach siebzehntägiger Untersuchungshaft zu vier Wochen Festungsarrest nach Stein überwiesen, weil man bei einer Hausdurchsuchung Guizot's „La Democratie en France" auch unter seinen Büchern gefunden. In der Haft lernte er die Noth der Sträflinge kennen, übernahm daselbst die Seelsorge, die er zwanzig Jahre lang von Wien aus versah und war damit Anlaß, daß im J. 1873 eine seinen Namen tragende Stiftung für entlassene Sträflinge aus Dankbarkeit gegen ihn ins Leben gerufen wurde. 1851 war W. in weiteren Kreisen durch seine Schrift: „Ueber die Volksschule in Oesterreich" bekannt geworden, welche bei Fachmännern Anerkennung und Beachtung fand. 1854 wurde W., nachdem er schon seit 1850 als Religionslehrer an der Staatsrealschule in der Leopoldstadt thätig war, von der Wiener israelitischen Cultusgemeinde zu ihrem Religionslehrer erwählt und 1884 zum Inspector sämmtlicher israelitischen Religionsschulen Wiens ernannt, welchem Amte er bis an sein Lebensende mit Treue und Hingebung vorstand.

Der Schwerpunkt seiner geistigen Wirksamkeit liegt in seiner litterarischen Thätigkeit, welche sich hauptsächlich neben pädagogischen und bibliographischen Arbeiten, auf eine actenmäßige gründliche Bearbeitung der Geschichte der Juden, namentlich in Oesterreich erstreckt, zu welchem Zwecke er die Archive in Wien, Venedig, Mailand und Mantua durchforschte. Er legte seine wissenschaftlichen Ergebnisse theils in den hervorragendsten jüdischen Zeitschriften (Ludwig Philipp-

son: Allgemeine Zeitung des Judenthums. Frankel und nachher Graetz: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums, Abraham Geiger: Jüdische Zeitschrift, L. Geiger: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, Wertheimer: Jahrbücher u. A.) nieder und theils in selbständigen, zum Theil größeren Werken, die wir hier folgen lassen: 1. „Zur Geschichte der Juden in Worms und des deutschen Städtewesens". Nach archivalischen Urkunden im k. k. Ministerium des Aeußern (Breslau 1862); 2. „Vom ersten bis zum zweiten Tempel". Geschichte der israelitischen Cultusgemeinde in Wien (1820—1860); 2. „Catalog der Bibliothek des sel. Herrn Dr. B. Beer in Dresden" (Berlin 1863); 4. „Judentaufen in Oesterreich" (Wien 1863); 5. „Isaac Noë Mannheimer. Eine biographische Skizze" (Wien 1863); 6. „Die Juden in der Leopoldstadt" (Wien 1863); 7. „Zur Geschichte d. jüdischen Aerzte in Oesterreich" (1864); 8. „Das 100 jährige Jubiläum der isr. Cultusgemeinde" (Wien 1864); 9. „Studien zur Jubelfeier der Wiener Universität" (1865); 10. „Zur Lage der Juden in Galizien" (1867); 11. „Joseph Wertheimer, ein Lebens- und Zeitbild" (1868); 12. „Der Abfall vom Christenthum und der Uebertritt zum Judenthum" (1868); 13. „Der Proceß Eisenmenger" (1869); 14. „Die Vertreibung der Juden aus Böhmen im J. 1744 und deren Rückkehr im J. 1748 mit Benutzung archivalischer Quellen" (1869); 15. „Zur Salzburger Chronik" (1873); 16. „Geschichte der Juden in Wien von 1156—1876" (1876); 17. „Die jüdischen Friedhöfe und die Chevrah Kadischah in Wien" (1879); 18. „Die alten Statuten der jüdischen Gemeinden in Mähren, nebst den darauf folgenden Synodalbeschlüssen" (1880); 19. „Grillparzer als Archivdirector" (1871); 20. „Joseph II." (1878); 21. „Zur Geschichte der Juden in Böhmen" (1885); 22. „Aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia" (1888); 23. „Zur Kulturgeschichte in Oesterreich-Ungarn vom Jahre 1848—1888"; 24. „Josefina" (1890); 25. „Kleine historische Schriften" (1892). Von seinen pädagogischen Schriften erlebte seine 1856 herausgegebene „Geschichte Israels für die isrealitische Jugend" die zehnte Auflage und hat W. nebst seiner Religions- und Sittenlehre für die israelitische Jugend verschiedene bei besonderen Anlässen an dieselbe gehaltenen Reden veröffentlicht. Im J. 1861 wurde auf seine Anregung ein Verein zur Unterstützung mittelloser israelitischer Studenten in Wien gegründet, dessen Blüthe von seinem humanen Wirken Zeugniß gibt.

Mährens Männer der Gegenwart, Biographisches Lexikon. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. — Ch. D. Lippe, Biographisches Lexikon. — Adolf Hinrichsen, Das litterarische Deutschland.

Adolf Brüll.

Wolf: Hedwig W. Am 15. April 1831 wurde dem durch seine Forschungen auf dem Gebiete romanischer Philologie und Litteratur hochverdienten Gelehrten, damaligem Scriptor der k. k. Hofbibliothek Ferdinand Joseph Wolf (s. o. S. 729) in der Schauflergasse zu Wien (damals Nr. 24, jetzt Nr. 6) eine Tochter geboren, die in der Taufe den Namen Hedwig erhielt und im Hause ihrer Eltern eine von diesen selbst geleitete sorgfältige Erziehung genoß. Von Kindheit an wißbegierig, lernte sie aus eigenem Antriebe englisch, studirte mit Vorliebe die Weltgeschichte und begann schon frühzeitig, sich in kleinen Erzählungen zu versuchen. Von ihrem zwölften Lebensjahre angefangen, hatte sie keinen Lehrer mehr für die deutschen Gegenstände. Schon im zarten Mädchenalter huldigte Hedwig einer ernsteren Lebensrichtung und beschäftigte sich eifrigst mit Litteratur und Kunst, sowie mit dem Studium fremder Sprachen. Noch nicht erwachsen, war sie bereits der französischen, italienischen, englischen und spanischen Sprache in Wort und Schrift mächtig, in welch' letzterem Idiom

sie ihr Vater selbst unterrichtete; auch die böhmische und russische Sprache war ihr nicht fremd.

Einen äußerst vortheilhaften Einfluß gewannen Erziehung und Unterricht dadurch, daß sich im Hause ihres Vaters in Kunst und Wissenschaft hervorragende Männer, wie Nicolaus Lenau, Theodor v. Karajan, Baron Münch (Friedrich Halm), der Maler Joseph Danhauser u. a. m. einfanden und in das für alles Edle empfängliche Herz der jungen Hedwig manch treffliches Samenkorn einpflanzten, das sich in späteren Jahren zur schönsten Blüthe entfalten sollte. Im J. 1857 trat Hedwig W. mit ihrer Erstlingsfrucht „Einer Stimme Zauber" in der Gerson'schen Modezeitung zu Berlin als Schriftstellerin in die Oeffentlichkeit, und von diesem Zeitpunkte an war sie unermüdlich litterarisch thätig. In dem von Johann Gabriel Seidl redigirten Taschenbuch „Aurora" erschien 1858 unter dem Pseudonym Louise Thal die Novelle „Ida" und in dem Jahrgange 1859 des Wiener „Vaterland" die Erzählung „der Componist". Hier sei erwähnt, daß von ihren größeren bei Schöningh in Paderborn in einem Band erschienenen gesammelten Novellen „der Componist" den meisten Beifall fand. Anderseits erklärte der litterarische Referent der Wiener Zeitung Hieronymus Lorm, daß die in jener Sammlung enthaltene Erzählung „Liebe und Leidenschaft" von besonderer Bedeutung sei. Seiner Ansicht nach gab die Verfasserin durch diese Arbeit die Bürgschaft, daß sie befähigt sei, auch in einem größeren Rahmen etwas Bedeutendes zu leisten, und daß es nur einer umfangreicheren Composition bedürfe, um Hedwig W. als eine Schriftstellerin ersten Ranges zu zeigen. Auch in der „Wiener eleganten Welt", in der „Presse", in der „Bohemia", im „Wanderer", in der Berliner „Germania", im „Schwäbischen Mercur" und in verschiedenen anderen österreichischen und deutschen Zeitschriften fanden ihre Arbeiten gastliche Aufnahme und einen verständnißinnigen Leserkreis.

Ein äußerst zartes und inniges, ja unzertrennliches Freundschaftsband knüpfte Hedwig W. von ihrem achten Lebensjahre angefangen bis zu ihrem Hinscheiden an das edle Schwester- und litterarische Dioskurenpaar Franciska und Marie Edle von Pelzeln (Pseudonym: „Henriette" und „Emma Franz"), Enkelinnen der Schriftstellerin Karoline Pichler. Diesen Jugendfreundinnen und deren Bruder August von Pelzeln, der in den letzten Jahren seines Lebens nahezu erblindet war, widmete sie manch' freie Stunde und verschönerte durch Lectüre und anregendes Gespräch den Lebensabend des würdigen Gelehrten.

Dichter und Schriftsteller hielt Hedwig W. hoch in Ehren und hatte Gelegenheit, sich manchem von ihnen zu nähern. Der österreichische Dramatiker, Poet und Litterarhistoriker Dr. Faust Pachler war ihr Jahrzehnte hindurch ein treuer Freund und Berather in litterarischen Angelegenheiten, und dessen Hinscheiden im vorletzten Jahre ihres Lebens verursachte ihr tiefes Weh. Heinrich Laube wußte die Talente und Fähigkeiten unserer Litteratin zu schätzen und ersuchte sie um ein Urtheil über das von ihm 1868 veröffentlichte Lustspiel „Cato von Eisen". Das diesbezügliche Dankschreiben Laube's an Hedwig W. wurde seitens der Familienglieder nach dem Tode der letzteren der Wiener Stadtbibliothek zum Geschenke gemacht.

Der rege Verkehr und Briefwechsel, welchen schon ihr Vater mit hervorragenden Zeitgenossen, unter anderen mit der unter dem Pseudonym Fernan Caballero bekannten Schriftstellerin unterhielt, wurde Anlaß, daß sich ein trautes Freundschaftsverhältniß zwischen den gleichgesinnten Litteratinnen Hedwig W. und Fernan Caballero entwickelte. Da Hedwig W. das spanische Idiom vollkommen beherrschte und tiefes Verständniß für spanische Litteratur besaß, ging sie mit Freude daran, Fernan Caballero's Roman „Elia" dem deutschen Publi-

cum zugängig zu machen und ist die Uebersetzung 1861 bei Schöningh in Paderborn erschienen und so trefflich gelungen, daß sich Westermann's „Monatshefte“ äußerst anerkennend darüber aussprachen. Auch die von Fernan Caballero 1862 veröffentlichte „Coleccion de articulos religiosos y morales“ (Sammlung religiöser und moralischer Sentenzen) wurde von Hedwig W. 1865 ins Deutsche übertragen und bei den Wiener Mechitaristen verlegt. In der kleinen schwächlichen scheinbar kränklichen Gestalt Hedwig Wolf's mochte der ihr Fernstehende wol nie ahnen, was für eine Geistesfülle und Seelenstärke ihr inne wohnte. Sich nur geistiger Thätigkeit und dem Wohle anderer hingebend, lebte sie still und bescheiden, von ihren Angehörigen und Freunden, ja von allen, die sie kannten, um ihrer liebenswürdigen Umgangsformen und ihrer Selbstlosigkeit willen hochverehrt und geliebt.

Vom Monate November 1892 angefangen abwechselnd bei ihren bereits erwähnten Freundinnen, den Schwestern v. Pelzeln und ihrer Nichte Anna Feitzinger-Wolf wohnend, erkrankte sie im Hause der letzteren zu Hietzing, kurz nachdem sie dort die Weihnachtsfeiertage heiter im Familienkreise zugebracht hatte, an einer Rippenfellentzündung. In den ersten Tagen ihrer Krankheit hatte sie noch die Befriedigung, daß der zweite Band ihrer Uebersetzung der Novellen Coloma's erschien und ertheilte selbst den Auftrag, dem Verfasser dieses Lebensbildes ein Exemplar zuzusenden. Staunenswerth war die geistige Kraft und Klarheit, welche der Verewigten bis zum Tode treu blieben. Am Rande des Grabes noch erwies sie sich unablässig um das Wohl ihrer Familie und ihrer Freunde besorgt. Wenige Stunden vor ihrem Hinscheiden dictirte sie ihrer Nichte einen spanischen Brief an den verehrten Pater Coloma, in welchem sie ihm ihre schwere Erkrankung mittheilte und ihn bat, für sie zu beten, sie starb am 3. Januar 1893.

Hanns Maria Truxa.

Wolf: Heinrich Wilhelm W., k. k. Bergrath bei der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, eifriger Aufnahmsgeologe, der sich aus kümmerlichen Verhältnissen eines Handwerkers zu einer sehr geachteten wissenschaftlichen und socialen Stellung emporarbeitete. Geboren am 21. December 1825 in Wien als der Sohn eines kleinen Schuhmachermeisters, besuchte W. nur die Volksschule und lernte das Handwerk seines Vaters, das er bis zu seinem 26. Lebensjahre auch praktisch ausübte. Bei Errichtung der k. k. geologischen Reichsanstalt nahm ihn der damalige Chefgeologe Dr. Franz v. Hauer als Diener und Träger zu den geologischen Aufnahmen in verschiedenen Gegenden mit. Hierbei erfaßte den an sich intelligenten W. ein solcher Drang, sich in diesem Wissenszweig auszubilden, daß er nach Besuch des geologischen Instituts schon 1859 als Praktikant und 1861 als Hülfsgeologe aufgenommen, dann 1873 zum Geologen und 1877 zum Chefgeologen und Bergrath bei der geologischen Reichsanstalt in Wien befördert werden konnte. In diesen Stellungen leistete W. bei den geologischen Aufnahmsarbeiten ausgezeichnete Dienste, worüber sehr zahlreiche Publicationen in den Schriften der geologischen Reichsanstalt in Wien Zeugniß ablegen. Besonders wichtig sind die Arbeiten Wolf's bezüglich der Lösung praktischer Aufgaben, namentlich der Wasserversorgung und der Benützung der Mineralquellen, z. B. bei der bekannten Quellenkatastrophe in Teplitz. Unter seinen vielen geologischen Publicationen ist besonders der Bericht über die eben erwähnte Quellenkatastrophe in Teplitz, welcher mit einer Karte in 16 Blättern begleitet ist, hervorzuheben. W. starb am 23. October 1882 zu Wien.

Fr. v. Hauer's Nekrolog in den Verhandl. der k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien, 1882. S. 253.

v. Gümbel.

Wolf: Hermann W., Dr. jur., hessischer Rath und schwedischer Ambassadeur. Sein Vater (Hermann, † 1620) und sein Oheim (Johann, s. u. S. 758), waren beide Professoren der Medicin in Marburg und Leibärzte des L. Moritz, der namentlich ersteren wegen seiner Vielseitigkeit hochschätzte (er hatte größere Reisen durch Italien und die Schweiz gemacht und war zugleich Physiker, Chemiker und Architekt). Seine Mutter, Christine († 1637), Tochter des Marburger Bürgermeisters Daniel Werner, stand ihrem Manne in seinem Berufe thätig zur Seite. W. wurde am 24. December 1596 geboren, studirte und promovirte in Marburg („de processu judiciario", Marb. 1620) und trat dann in die Dienste des L. Moritz. Nach dessen Abdankung wurde er Rentmeister und Rath seiner Wittwe, der Landgräfin Juliane, der Gründerin der hessischen Quart (Hessen-Rotenburg). Seine Bedeutung erlangte er aber durch die diplomatischen Verhandlungen, mit denen er betraut wurde, vor allem durch die, welche schließlich zum Bunde zwischen L. Wilhelm und Gustav Adolf führten. Sie wurden auch entscheidend für sein eigenes Leben. Ende 1629 begab er sich im Auftrage der L. Juliane zu den Generalstaaten, mit denen der Abgesandte Gustav Adolf's, Dietrich v. Falkenberg, wegen eines Offensivbündnisses zu verhandeln hatte, um ihre Hülfe anzurufen. W. fand aber nur bei Falkenberg ein offenes Ohr, der dringend zu einer Sendung an Gustav Adolf rieth. Auf seinen Bericht hin wurde W. — diesmal aber zugleich im Namen des L. Wilhelm, in dessen Dienste er jetzt getreten war, — zum Könige geschickt, den er im November 1630 in Stralsund traf. Gustav Adolf aber forderte offenen Bruch mit dem Kaiser und absolutes Kriegsdirectorium: auf beides konnte sich der Landgraf damals nicht einlassen und erst, als der von Kursachsen berufene Leipziger Convent die erhoffte Einigung der evangelischen Stände nicht brachte, sandte er den Dr. W. abermals zu dem Schwedenkönige mit einem erneuten, für ihn günstigeren Bündnißentwurf. Gustav Adolf genehmigte ihn und der Landgraf schloß persönlich mit ihm am 12./22. August 1631 in Werben a. Elbe ab. Der König nahm W. in seine Dienste und bestellte ihn zum schwedischen Kriegsrathe bei der hessischen Armee; bald darauf ernannte er ihn zum schwedischen Ambassadeur im fränkischen, westfälischen und niedersächsischen Kreise. Dieser neuen Thätigkeit gab sich W. mit um so größerem Eifer hin, je mehr er von der Nothwendigkeit des Anschlusses von Hessen an Schweden überzeugt war. Gustav Adolf belohnte seine Verdienste dadurch, daß er seinen ältesten Sohn in den Adelstand aufnahm (W. v. Hohenschild). Auch nach des Königs Tode blieb W. ein überzeugter Anhänger der schwedischen Partei, deren Interessen er mit Geschick am Kasseler Hofe fremden Einflüssen gegenüber — namentlich französischen — vertrat. Als aber Schwedens Macht nach dem Zusammenbruche des Heilbronner Bundes mehr und mehr abnahm und Hessen in seiner Isolirtheit — L. Wilhelm allein verweigerte die Annahme des Prager Friedens — keinen Schutz mehr bei den alten Verbündeten fand, konnte W. es nicht hindern, daß Frankreich auch am Kasseler Hofe das Uebergewicht erhielt. Nach des L. Wilhelm Tode (1637) kam es zu keiner förmlichen Erneuerung der Alliance mit Schweden, Amalie Elisabeth begnügte sich mit einer vertrauten Correspondenz, glaubte aber die Interessen Hessens besser durch ein Bündniß mit Frankreich zu wahren. Persönlich blieb sie dem schwedischen Ambassadeur dauernd gewogen und ehrte ihn bei allen Gelegenheiten bis zu seinem in Kassel am 24. December 1645 erfolgten Tode.

W. war zwei Mal verheirathet: in erster Ehe (1621) mit Sabina Maria († 1631), Tochter des hessischen Amtmanns Heinrich Hund, und in zweiter Ehe (1632) mit Anna Christine († 1649), Tochter des Rentmeisters Justus Andreä

zu Wolfhagen und Wittwe des 1626 verstorbenen Lic. jur. Reinhard Klein. Aus beiden Ehen stammten 4 Söhne und 3 Töchter.

Acten des Marburger Staatsarchivs. — Strieder. — Rommel. — Struck, Wilhelm von Weimar und Gustav Adolf (1895). Kretzschmar.

Wolf: Hieronymus W. Gleich manchem andern Humanisten des XVI. Jahrhunderts hat W. sich auf selbstgebahnten und vielgewundenen Wegen Bildung und Stellung erringen müssen. Der Sprosse eines altadeligen, damals aber verarmten Geschlechts wurde er in Oettingen im Ries, wo sein Vater Amtmann war, am 13. August 1516 geboren. Seinen ersten Unterricht bekam er von einem sehr strengen Lehrer in Nördlingen. Auf seine Bitte wurde er 1527 nach Nürnberg geschickt, wo er an Sebald Heiden einen wackern Lehrer hatte. Aber als er an die Aegidienschule, an der Camerarius, Eoban Heß und Mich. Roting wirkten, übertrat, merkte er selbst, daß er für diesen Unterricht noch nicht reif war. Sein Vater wollte ihn daher nicht länger dort lassen und brachte ihn 1530 auf das Schloß Harburg in die Kanzlei, wo er nun fünf Jahre als Schreiber zubrachte. Er hätte an dem Kanzler Christ. Julius, der ihn zum Juristen ausbilden wollte, einen wohlwollenden Vorgesetzten gehabt, wenn er seine Abneigung gegen die Jurisprudenz hätte überwinden können. Aber ihm waren Virgil und Terenz lieber, obwol er sie nur halb verstand, und ohne Kenntniß der Prosodie machte er fleißig lateinische Verse. Auch was ein Lexicon sei, war ihm damals noch unbekannt; dennoch verfaßte er lateinische Reden und Dialoge. Der eifrige Jünger der Musen erntete indessen bei den andern Schreibern und bei den Junkern auf dem Schlosse nur bittern Spott und Mißhandlungen. Um ihnen auszuweichen, flüchtete er sich in seinen Freistunden mit seinen Büchern in die Küche, fiel aber nun dort dem Gelächter und den Neckereien der Knechte und Mägde anheim. So ließ er sich denn vor Tage von den Wächtern wecken und freute sich im ungeheizten Zimmer bei spärlichem Lichte, oder im Sommer auf den benachbarten Bergen seiner Studien. Weil aber der Spott seiner Quälgeister über den Sonderling nicht aufhörte, faßte er den herzhaften Entschluß, sich zu einem der Ihrigen umzuwandeln. Um Federhut, Degen und Dolch zu kaufen, wanderte er auf die Nördlinger Messe, brachte aber statt ihrer — ein griechisch-lateinisches Lexicon, einen Valerius Maximus und mehrere poetische und rhetorische Schriften heim. Nach fünf Jahren endlich erwirkte er von seinem Vater, daß er wieder nach Nürnberg zurückkehren durfte, aber er fand dort die alten Lehrer nicht mehr und zog nun Camerarius nach Tübingen nach. Obwol er zu schüchtern war, um dessen Rath über einen zweckmäßigen Studiengang einzuholen, und deswegen manches verkehrt anfing, fand nun Wolf's Lerneifer doch seine Befriedigung. Mit Macht warf er sich in die griechische Litteratur, und seine Herrschaft über die griechische Sprache wurde bald eine so große, daß er sie gewandter schrieb und sprach als die lateinische. Als ihm nach zwei Jahren sein Vater keine Mittel zu fernerem Aufenthalt in Tübingen mehr gewähren wollte, zog er es vor, bei Rector Schegg als Diener einzutreten, so sauer ihm diese an sich schon demüthigende Stellung auch durch die Anfeindungen der Studenten gemacht wurde. Krankheit seines Vaters rief ihn nach Oettingen, aber noch vor dessen Tode kehrte er nach Tübingen zurück, um nun endlich auf dringendes Zureden von Freunden Jurist zu werden. Drei Monate hielt er aus; da wurde er selbst ernstlich krank; wiedergenesen beschloß er eine ganz andere Laufbahn einzuschlagen. Auf Empfehlung des Grafen von Oettingen wurde er Privatsecretär des Bischofs von Würzburg. Natürlich gefiel ihm das nicht lange. Ihn lockte gewaltig der Ruf der Universität Wittenberg, vor allem Melanchthon's Name. Er zog dorthin, hörte Melanchthon, Luther, Winsheim, Amerbach und Andere mit Begeisterung, besuchte dabei auch

die kurfürstliche Bibliothek eifrig und schrieb sich griechische Manuscripte ab. Auch Mathematik trieb er fleißig und vertiefte sich dazu in die Astrologie, die ihm jedoch sein ganzes Leben nur schwere Sorgen bereitete; denn er las immer Schlimmes für sich in den Sternen. Geldnoth zwang ihn, schon nach zwei Jahren (1539) Wittenberg wieder zu verlassen. In Nürnberg fand er eine ihn zufriedenstellende Anstellung als Gehülfe seines alten Lehrers Heiden. Unterdessen aber war in seiner Heimath die Reformation zum Siege gelangt, und sein Landesherr rief ihn zurück, um in Oettingen eine Schule einzurichten. Viele mißliche Umstände veranlaßten ihn jedoch, der Vaterstadt bald wieder den Rücken zu kehren und sich wieder zu Melanchthon nach Wittenberg zu begeben. Auf dessen Empfehlung wurde er 1543 Rector in Mühlhausen i. Thüringen. Aeußerlich ging es ihm hier wohl; im Genusse seiner Besoldung kam er sich „reicher als Midas" vor, und seine Studien, über die er Melanchthon in Briefen eingehenden Bericht erstattete, befriedigten ihn auch. Aber die Unbildsamkeit und Rohheit seiner Schüler veranlaßte ihn schon 1545, Mühlhausen wieder mit Nürnberg zu vertauschen. Auch hier war seines Bleibens nicht lange; denn der abergläubische Mann bildete sich ein, er sei verhext, und allerlei Gespensterspuk, dessen Opfer er zu sein glaubte, verbitterte ihm das Leben. Der Besuch des Wildbades und die Cur, welche ein Schwarzwälder Bauer mit ihm vornahm, erleichterten ihm das Herz wieder etwas; aber kaum war er wieder nach Nürnberg zurückgekehrt, so bat er inständigst bei dem Rathe um seinen Abschied, weil er von einem längeren Aufenthalte den Tod fürchtete. Tübingen, Straßburg, Basel waren nun nacheinander seine Aufenthaltsorte. In Basel machte er die Bekanntschaft des Buchdruckers Oporinus, und hier verlegte er nun zuerst vier Reden des Isokrates und zwei des Demosthenes mit lateinischer Uebersetzung. Bald (1548) folgte diesen die Uebersetzung des ganzen Isokrates und dann die des ganzen Demosthenes. Ein halbes Jahr genügte dem durch seine früheren Studien mit diesen Rednern gründlich bekannten und vertrauten Manne, um diese Ausgaben zum Drucke fertig zu machen. Zwar wollte seine Isokrates-Uebersetzung ihm selbst nicht recht genügen, und von Demosthenes suchte ihn Amerbach zurückzuhalten, da sich an diesen schwierigen Schriftsteller weder Erasmus, noch Budäus gewagt habe. Aber in der gelehrten Welt verschafften ihm diese Ausgaben großen Ruf. In Straßburg bemühte man sich, ihn als Lehrer zu gewinnen, und von Augsburg kam ihm das Anerbieten, Söhne angesehener Familien in ihren Studien zu überwachen und zu leiten. Er entschied sich für das letztere und blieb mit seinen Zöglingen zuerst in Basel, dann begleitete er sie nach Paris. Er machte dort werthvolle Bekanntschaften; P. Ramus, Turnebus und andere Gelehrten nahmen ihn freundlich auf; dagegen fand seine Demosthenes-Uebersetzung einen heftigen Gegner an Strazelius. Dazu kam nun, daß der religiöse Eifer der Sorbonne dem furchtsamen Manne Besorgniß einflößte, er möchte als Ketzer verbrannt werden. Sein Aufenthalt in Paris dauerte daher nicht länger als ein Jahr. Er gab gerne die guten Verhältnisse daran, in denen er lebte, um seine Angst los zu werden, und wanderte zu Fuß nach Basel zurück. Man bot ihm hier eine Professur der griechischen Sprache an, die schmale Besoldung veranlaßte ihn aber, lieber den Weg nach Augsburg fortzusetzen, wo eben der Kaiser beim Reichstag weilte. Der Gesandte Eduard's VI. von England trug unter lockenden Bedingungen W. die Stelle eines Erziehers des jungen Herzogs von Suffolk an; während der Unterhandlungen starb der Letztere. Dafür fand W. eine ihm zusagende Stellung im Hause Jakob Fugger's als dessen Secretär und Bibliothekar. Während der sechs Jahre, in denen er sie bekleidete, konnte er zwar seine Kraft seinen neuen Ausgaben der griechischen Redner und der byzantinischen Historiker widmen; aber in dem vornehmen

Hause machte man Ansprüche an ihn, die er nicht befriedigen konnte; denn er taugte zu allem andern eher als zum Hofmann. Daher schied er gerne, als ihm 1557 der Antrag gemacht wurde, das Rectorat bei St. Anna zu übernehmen. Die Schule bedurfte einer gründlichen Umgestaltung, und W. löste diese Aufgabe mit so großer Umsicht, daß sie ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Pädagogik gesichert hat. (Vgl. darüber Raumer, Gesch. der Päd.) Aber die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, verstimmten den zu trübem und mürrischem Wesen ohnedies geneigten Mann so sehr, daß er nach Umfluß der fünf Jahre, für die er sich verbindlich gemacht hatte, Augsburg verlassen wollte. Es standen ihm überallhin die Wege offen: Herzog Albrecht von Preußen wollte ihn nach Königsberg, der Rath von Straßburg an das dortige Gymnasium ziehen; die Berner boten ihm eine Professur in Lausanne, die Nürnberger eine solche in Altdorf. Freunde und der Rath der Stadt machten große Anstrengungen ihn zum Bleiben zu bestimmen, was auch gelang. Aber bis an sein Lebensende wurde der kränkliche, sich immer mehr abschließende und durch den Wahn, daß er zum Mißgeschick geboren sei, sich selbst das Leben verkümmernde Mann nie mit seinem Loose zufrieden. Die Vorreden zu seinen Büchern sind voll von Klagen über die Gesinnung seiner Umgebung, die kein anderes Interesse kenne als Gewinn und Genuß, und über die Vergeblichkeit seiner Bemühungen, in der Jugend einen bessern Sinn zu pflanzen. Um so inniger schloß er sich an seine Lieblinge, die Classiker, an. Seine Arbeitskraft trotz der körperlichen Leiden und sein Fleiß setzen in Erstaunen. Obwol er neben seinem mühevollen Schulamte auch noch die Geschäfte eines Stadtbibliothekars zu besorgen hatte, vollendete er seine verdienstvollen und grundlegenden Ausgaben des Isokrates, den er sieben Mal, und des Demosthenes (und Aeschines), den er vier Mal mit Uebersetzung und Commentar drucken ließ, dazu seine Ausgaben verschiedener philosophischer Schriften Cicero's, des Epiktet und Cebes und manches Andere. Nicht weniger als 16 Autoren hat er übersetzt oder erklärt. Am wenigsten genügte ihm selbst seine Uebersetzung des Suidas, die auch wol die schwächste seiner Arbeiten ist, da es ihm hier an guten Handschriften fehlte. Ein unbestrittenes Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe des Zonaras, Nicetas Choniates, Nicephorus Gregoras und Chalcondylas, — des ersten corpus historiae Byzantinae. Die meisten seiner Schriften sind bei Oporinus in Basel gedruckt. Seine Schriftstellerei brachte ihm manchen Verdruß, aber wenig Geld. Da er auch noch sehr freigebig gegen Verwandte war, sah er sich genöthigt, in seinem Alter sich von seinem liebsten Besitz, seiner werthvollen Bibliothek, zu trennen; er verkaufte sie um 700 fl. nach Lauingen. Als Melanchthon's erster Schüler bewährte er sich während seines ganzen Lebens durch seine milde und versöhnliche christliche Richtung, die er auch an der Schule pflegte. Doch blieben auch ihm heftige Anfeindungen wegen seiner evangelischen Gesinnung, namentlich in der letzten Zeit, nicht erspart. Sein durch schwere körperliche Leiden getrübtes Alter verfloß ihm einsam; er war nie verheirathet. Er starb am 8. October 1580.

Sein Leben bis 1570 hat W. selbst beschrieben. (Abgedruckt in J. Jac. Reiskii oratt. graec. vol. VIII, p. 772.) — Die Jugendgeschichte darnach in deutscher Uebersetzung von Passow in Raumer's histor. Taschenb. 1830. — Crophius, Historia des Augspurgischen Gymnasii, 1740. — Memoria Hier. Wolfii scr. G. C. Mezger 1862. G. Mezger.

Wolf: Jakob W., Rector der Stralsunder Schule, war am 19. Februar 1654 als der Sohn des Archidiakonus Jakob W. in Wittstock in der Priegnitz geboren, besuchte die Gymnasien zu Wismar und Lübeck (1669—73) und studirte von 1673—75 in Rostock Theologie und Philosophie. Sodann wirkte er

als Rector (1675) in Templin und (1679) in Wittstock, seit 1681 aber als Conrector in Greifswald, wo er (1682) auch zum Magister promovirt wurde, und die Frühpredigten hielt. Der in beiden Wirkungskreisen ihm gespendete Beifall veranlaßte den Stralsunder Rath, W. (1687) an das dortige Gymnasium zu berufen, wo er (1687—97) das Conrectorat und von 1697 bis zu seinem Tode, am 15. Juli 1723, das Rectorat verwaltete und zugleich den erkrankten Superintendenten D. Goßmann als Prediger vertrat. Ein wesentliches Verdienst desselben war, daß er sich durch humane Bildung die Liebe seiner Schüler erwarb, und durch Pflege der Poesie und Tonkunst den Schulunterricht zu beleben wußte, ein Bestreben, welches zwar unter den Angriffen orthodoxer Theologen und grammatischer Pedanten zu leiden hatte, ihm aber desto mehr die Gunst des Rathes und der Schuljugend zuwandte, welche besonders am 1. April 1723 bei einer Feier hervortrat, als er, von den Schrecknissen und Sorgen des russischen Krieges gebeugt, von seinem Lehramte zurücktrat.

Zober, Geschichte des Stralsunder Gymnasiums IV, 1858, S. 14—16, 57—60. — Lehmann, Gesch. d. Gymnasiums zu Greifswald, 1861, S. 80.

Pyl.

Wolf: Johann W. (Wolph), reformirter Theologe, † 1571. Johann W. stammte aus Zürich, wo er um das Jahr 1521 geboren wurde. Hier fand er 1544 eine Anstellung als Pfarrer im Spital; 1551 aber erhielt er das Pfarramt am Frauenmünster daselbst und wurde 1565 noch dazu Professor der Theologie. Er starb aber schon 1571, „ohngefähr im 50. Jahre seines Alters". Man rühmt ihn als in verschiedenen Wissenschaften wohl erfahren", und zahlreiche Schriften aus seiner Feder legen davon Zeugniß ab. Die Titel derselben lauten:

„Tabulae chronologicae in Nehemiam et Esdram" (Zürich 1570); „Considerationes in aliquot libros veteris testamenti"; „Fundamentum Lutheranae doctrinae de ubiquitate corporis Christi"; „Index graecorum nominum, quae ad geographiam pertinent"; „De conferendis bibliorum translationibus"; „De conficiendis succinctis commentariis in biblia"; „De christiana perseverantia, commentat. consolatoriae ad fratres captivos" (Zürich 1578); „In Esrae Librum prim. Commentarior. Libri III" (ebd. 1584); „In Deuteronomium Sermonum Libri IV" (ebd. 1585); „In historiam Josuae de occupatione et divisione Terrae Sanctae Liber" (ebd. 1592); „Responsio ad Andr. Dudithii quaestionem: ubi vera et catholica ecclesia invenienda sit" (hrsg. v. Joh. Ludw. Lavater 1610); „de ecclesia militante"; „de constitutione scholae Tigurinae"; „Gebetbuch vom Reich Messiä"; „Der Christen Sabbath"; „Petri Glaube"; „de petra salutis". Dazu Predigten fast über die ganze Bibel, „welche er alle sehr wohl ausgearbeitet".

Vgl. Allg. Histor. Lexicon. — Conring's hist. litt. p. 162. — Th. Beza in Icon. — Boissardus P. II, Icon. p. 264. — Nic. Reusner, Icon. Part. II. — (Zedler), Universallexicon, 58. Bd. (1748), Sp. 1459 f. — Jöcher, Gelehrtenlexicon, IV. Bd. (1751), Sp. 2051.

P. Tschackert.

Wolf(f): Johann W., Arzt und Professor der Medicin im 16. Jahrhundert, wurde am 10. August 1537 zu Bergzabern geboren und machte vermuthlich seine Studien in Marburg. 1578 erhielt er die Stellung als Leibarzt des Landgrafen von Hessen und Professor der Medicin an der Universität zu Marburg, wo er am 1. Juni 1616 starb. W. ist Verfasser einer balneologischen Schrift über Wildungen mit dem Titel: „De acidulis Wildungensibus earumque mineris, natura, viribus ac usus ratione brevis explicatio" (Marburg 1580). Ein angebliches Geheimmittel gegen „innere Hämorrhoiden", das wahrscheinlich

Allgemeine Deutsche Biographie

Bd.: 43

1898